

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreiundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Werner von Siemens, Erich Schmidt, Björnßjerne Björnson.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 63. Bandes.

October. — November. — December.
1892.

	Seite
Ernst Boetticher in Berlin.	
Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer und ihre Tragweite	333
Gustav Diercks in Steglitz—Berlin.	
Marokko und die Marokkofrage	196
Hedwig Dohm in Berlin.	
Wie Frauen werden. Novelle	1. 139
Heinrich Hahn in Berlin.	
Aus dem Nachlaß von Henriette Herz	58
Julius R. Haarhaus in Leipzig.	
Diana von Poitiers. Novelle	97
Adolph Kohut in Berlin.	
Werner von Siemens. Eine biographisch-kritische Studie	38
Ernst Koppel in Berlin.	
Guy de Maupassant	352
Paul Lindau in Dresden.	
Vater Adrian. Eine Jugenderinnerung	277
f. Luthmer in Frankfurt a. M.	
Deutsche Goldschmiedewerke des 16. Jahrhunderts	54
E. Marholm in Berlin.	
Björnstjerne Björnson	307

Sigmar Mehring in Berlin.	
Mondenschimmer von Guy de Maupassant in deutschen Versen...	363
J. C. Poeschl in Wien.	
Bjarni Thorarensen	215
Theodor Puschmann in Wien.	
Zu Ostern in Spanien	226. 365
Erich Schmidt in Berlin.	
Tannhäuser in Sage und Dichtung	176
Sigurd (Alfred Hedenstjerna) in Wergö (Småland).	
Heirathen!	395
Bernhard Stern in Wien.	
Baku, die Nische der Winde. Ein kaukasisches Reisemoment	89
Gebhard Zernin in Darmstadt.	
Marshall Bazaine in der Schlacht von Gravelotte—St. Privat ...	75
Bibliographie	127. 268. 398
Bibliographische Notizen	136. 272. 406
Musikalische Notizen	135

Mit den Portraits von:

Werner von Siemens, radirt von Wilhelm Krauskopf in München;
 Erich Schmidt, radirt von Ludwig Kühn in Nürnberg; Björnstjerne
 Björnson, radirt von Johann Lindner in München.





Dreiundsechzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1892.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXIII. Band. — Oktober 1892. — Heft 187.

(Mit einem Portrait in Radirung: Werner von Siemens).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

October 1892.

Inhalt.

	Seite
Hedwig Dohm in Berlin.	
Wie Frauen werden. Novelle	1
Adolph Kohut in Berlin.	
Werner von Siemens. Eine biographisch-kritische Studie	38
F. Luthmer in Frankfurt a. M.	
Deutsche Goldschmiedewerke des 16. Jahrhunderts	54
Heinrich Hahn in Berlin.	
Aus dem Nachlaß von Henriette Herz	58
Gebhard Zernin in Darmstadt.	
Marschall Bazaine in der Schlacht von Gravelotte — St. Privat..	75
Bernhard Stern in Wien.	
Baku, die Nische der Winde. Ein kaukasisches Reisemoment	89
Julius R. Haarhaus in Leipzig.	
Diana von Poitiers. Novelle	97
Bibliographie.	127
Brehms Thierleben. (Mit Illustrationen.) — Die vormalige kaiserliche Armee-Division im Sommer 1866. — Martha.	
Musikalische Notizen.	135
Bibliographische Notizen.	136

Hierzu ein Portrait: Werner von Siemens.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Paul Neff in Stuttgart. (Mäßliche Geschenke und Prämien für Schulen und höhere Lehranstalten.)
F. Gornemann's Verlag in Bonn. (Comptoirartikeln.)



*Jayn
W. Zimmer*



Wie Frauen werden.

Novelle

von

Hedwig Dohm.

— Berlin —

Katharina Böhmer, die junge Gattin des vielbewunderten Malers Michael Böhmer, ging unstät in ihrem Zimmer auf und ab. Sie war in einfachster Promenadetoilette, ein braunes Kapotthütchen auf dem Kopf. Sie wartete auf ihren Mann. Er hatte versprochen, sie Punkt elf Uhr zur Ausstellung des Künstlervereins abzuholen, wo sein neuestes Bild „Die Geburt der Venus“, das sie noch nicht kannte, ausgestellt war. Sie wartete schon seit einer halben Stunde. Ob sie in sein Atelier, das einige Stockwerke höher lag, hinaufstieg? Sie wagte es nicht. Sie wußte, er wollte nicht, daß sie in sein Atelier kam, wohl der Modelle wegen. Seit Monaten war sie nicht oben gewesen. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte sie häufig mit ihm Ausstellungen besucht, nicht besonders gern. Er pflegte sie nicht auf die guten, sondern auf die schlechten Bilder aufmerksam zu machen, jeden Mangel derselben scharf hervorhebend, um so schärfer, wenn es Künstler betraf, die seine Richtung vertraten.

Wenn er sie heute vergebens warten ließ, es wäre zu lieblos. Am Abend schon trat er eine, vermuthlich Monate umfassende Reise nach dem Rheinlande an, wo er ein Fürstenschloß auszumalen hatte.

Müthumthig und erregt trat sie ans Fenster. Die Wohnung lag am Schöneberger-Ufer. Sie blickte hinab auf den Canal. Es war Ende Oktober. Ein feiner Regen rieselte nieder. Die Blätter hingen schlaff und schmutzig

an den Bäumen. Die abgefallenen bildeten eine bräunliche muffige Masse am Boden. Die Straße war menschenleer. Zwei Kähne, der eine mit Kohlen, der andere mit Bausteinen beladen, wurden von Ruderknechten geschleppt. Langsam, leuchtend, maschinenartig bewegten sie sich vorwärts in der fröstelnden Nässe. Eine solche Lebensunlust war in Allem.

Räthe trat ins Zimmer zurück, warf sich in einen Lehnstuhl und nahm eine Zeitung in die Hand. Sie konnte nicht lesen. Ihre Blicke folgten dem Zeiger der Uhr. Allmählich wirkte das Starren auf die Uhr hypnotisierend auf sie, und sie versank in halbwachem Sinnen und Grübeln, das so oft schon ihre leeren Stunden ausgefüllt hatte.

Und wieder, wie auch sonst, war es ihr vergangenes und ihr gegenwärtiges Leben und der frühe Ausblick in die Zukunft, die an der Seele der glücklosen jungen Frau vorüberzogen.

Katharina war die Tochter des reichen Fabrikbesizers Brand in Thüringen. Ihre Mutter, eine tüchtige und correcte Hausfrau, ging in der Haushaltung, in der Fürsorge für die Kinder, so lange sie klein waren, und in der Pflichterfüllung ihrem Gatten gegenüber völlig auf. Den kleinen Kindern gehörte die Liebe und das Interesse der Eltern; die heranwachsenden und noch mehr die ganz Erwachsenen rückten ihnen ferner, ohne daß sie sich dessen nur einmal bewußt geworden waren. Katharina, die älteste von fünf Geschwistern, stand ihren Eltern, als sie erwachsen war, fast fremd gegenüber. Sie und ihre Geschwister hatten eine Erzieherin gehabt. Sie war gut und sorgfältig ernährt und gekleidet worden. Weber bedeutende Menschen noch interessante Bücher, die hätten wecken können, was etwa in ihr schlief, waren, als sie heranwuchs, in ihren Gesichtskreis getreten. Sie war zufrieden gewesen mit der conventionellen Regelmäßigkeit ihrer Existenz. Sie hatte sehr viel hübsche und feine Handarbeiten angefertigt und hatte, noch kaum erwachsen, Bewerber gehabt, junge Beamte des Städtchens, deren Werbung hauptsächlich dem Reichtum des Vaters galt. Katharina hatte den Ruf, stolz und zurückhaltend zu sein, das zog die jungen Leute des Städtchens, die es sich gern bequem machten, ebensowenig an, als der eigenartige Reiz ihrer Erscheinung. Katharina war weder stolz noch zurückhaltend; sie gehörte nur zu den exklusiven Naturen, die still für sich sind, weil nichts in ihrer Umgebung sie anregt, nichts ihrem inneren Wesen und Träumen entspricht. Das Aufregendste in ihrer Existenz war gewesen, daß ihre einzige Freundin eines Tages durchgebrannt war, wie es hieß, um Schauspielerin zu werden, und daß diese Busenfreundin seitdem lieblos verstummt war. Den Mangel individueller Liebe von Seiten der Eltern hatte Räthe nie empfunden. Sie hatte ja den Onkel Carl, der von den fünf Geschwistern sie einzig und allein liebte. Onkel Carl hatte von jeher zu ihrem Leben gehört wie Vater, Mutter und Geschwister, ja noch mehr. Es hatte mit diesem Onkel, der eigentlich gar nicht ihr Onkel war, eine eigenthümliche Bewandniß.

Als achtzehnjähriger Jüngling war Carl Kort als Volontair in die Fabrik seines Vaters eingetreten, der sich damals eben mit der Tochter des Schuldirectors verheirathet hatte. In seinem Hause lebte eine junge Schwester seiner Frau. Carl verliebte sich leidenschaftlich in das schöne Mädchen, das mit dem verliebten Knaben ein lockeres Spiel trieb und sich ein Jahr später mit einem Gutsbesitzer der Nachbarschaft verheirathete.

Die Eltern Katharinens hatten alle Mühe, den heißblütigen jungen Mann von einem Selbstmord zurückzuhalten. In Folge dieser complicirten Beziehungen entwickelte sich zwischen ihnen und Carl ein wahres und herzliches Freundschaftsverhältniß. Letzterer siedelte sich in ihrer Nähe an. Er blieb unverheirathet und wurde von Brands als ein Familienmitglied betrachtet, ein Verhältniß, das sich lockerte, als politische und sociale Meinungsverschiedenheiten immer scharfer hervortraten, die Denkart Carls immer radikaler, die Brands zu immer engerer Stabilität sich entwickelte.

Carl war Mitglied des Reichstages geworden und saß dort auf der äußersten Linken. Als Katharina an der Schwelle des Jungfrauenalters stand, war die völlige Lostrennung Carls von ihrer Familie nur noch eine Frage der Zeit. Oft war ihm die Versuchung nahe getreten, das geliebte Kind mit seinen Ideen vertraut zu machen. Er hatte ihre Gemüths- und Geistesart geprüft und ein herzig gutes, begabtes, aber willensschwaches Geschöpf gefunden, ihre Intelligenz ein unbeschriebenes Blatt. Sollte er darauf schreiben, was er für das Beste, das Wahrsie hielt? Seine Gewissenhaftigkeit ließ es nicht zu, das Mädchen der Welt, in der es leben mußte, zu entfremden.

Indessen, mit der Zeit wurde die Versuchung für ihn in dem Maße stärker, als die Neigung für das reizvolle Kind sich vertiefte. Noch war er mit sich nicht einig, was er thun oder lassen sollte, als die Eröffnung des Reichstages ihn nach Berlin rief. Von den Eltern hatte er einen kühlen Abschied genommen. Er wußte, daß er in einer bestimmten Nachmittagsstunde sein Rätchchen im Garten treffen würde. Dort suchte er sie auf und fand sie auf einer Bank unter einer Linde, mit einem Buch in der Hand, in dem sie nicht las. Sie hatte den Kopf gegen den Rücken der Bank gelehnt; traumverloren blickte sie ins Leere. Sie schrak zusammen, als er sie anredete, und auf seine Frage, wovon sie träume, hatte sie geantwortet: „Von einem Prinzen.“

Er sagte ihr, daß er Abschied nehmen wolle. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und sah recht von Herzen betrübt aus.

Eine große Freude kam über ihn, und seine Lippen öffneten sich, um zu reden, wovon sein Herz voll war. Aber sie kam ihm zuvor und fragte, ob er nicht auf seiner Reise durch Weimar käme.

„Warum?“ fragte er befremdet.

„Da wohnt er ja.“

„Wer?“

„Mein Prinz.“ Natürlich sei es ja gar kein Prinz, sondern ein Maler, und schon ein ziemlich berühmter, wie der Papa ihr gesagt. Sie hätten ihn im vorigen Sommer in Friedrichsroda getroffen.

Er holte tief Athem. Seine Lippen schlossen sich herb und fest. Er wandte sich ab. Nach einer Weile fragte er, ob sie den Maler liebe?

Sie wisse es nicht. Und dabei lächelte sie mit einem süßen und verrätherischen Ausdruck.

Ob er ein guter Mensch sei?

Sie wisse es nicht.

Er lehnte sich an einen Baum, umschlang rückwärts mit seinen Armen den Stamm, als müßte er die Brust erweitern; und blickte empor mit einer seltsamen Starrheit des Blicks.

In dem instinctiven Gefühl, Dunkel Carl verletzt zu haben, lehnte sie schmeichelnd ihr Köpfchen an seinen Arm.

Er hatte mit seinen Lippen ihre Stirn berührt. Dann war er gegangen.

Er war zu spät gekommen. Sein Rätthchen, mit vulgären Liebesgedanken erfüllt, fand er schon auf der Bahn, die zu dem beschränkten Glück der Mutter führte.

Er hatte eine Minute geschwankt, ob er sprechen solle. Nein, es wäre unreblich gewesen, die erregte Phantasie eines verliebten Mädchens überraschen zu wollen. Im Frühjahr, wenn er zurückkäme und die wildjungen Triebe seines Rätthchens abgedorrt wären, ja — dann — vielleicht —

Drei Monate später theilte ihm Rätthe in einem überglücklichen Schreiben ihre Verlobung mit Michael Böhmer mit.

Der junge Mann war unter dem Vorwand, Malstudien zu machen, in Rätthes Heimath und in das Haus ihrer Eltern gekommen, und nach kurzer Werbung hatte er um die Hand des jungen Mädchens angehalten.

Eine elegische, tieftraurige Stimmung kam über den reifen Mann, der ein stilles, heißes Hoffen begraben mußte, und als er kurz darauf im Reichstag einen grenzenlosen Schimpf erfuhr, fühlte er den heimischen Boden unter sich weichen.

Carl Nott war für die rechte Seite des Hauses einer der gefährlichsten Gegner wegen seines Wagemuths und seiner unverbrüchlichen Wahrheitsliebe. Man scheute kein Mittel, ihn unschädlich zu machen. Und da geschah das Unerhörte, daß man seinen moralischen Charakter antastete und ziemlich unverblümt auf sein Verhältniß zu den Brands hindeutete, wo er als Dritter im Bunde — das Standesamt umginge.

Ein rasender Zorn hatte ihn gepackt, ein Ekel an der Politik und an der kleinlichen, nichtswürdigen Bosheit der Menschen. Er stand unter dem Einfluß der Ideen Tolstois, und mit der Entschlossenheit eines Jünglings hatte der fertige Mann den Staub Europas von seinen Füßen geschüttelt und war nach Südamerika ausgewandert, um am Saume der Prärien und

der Cultur frei zu werden von der Niedertracht der Menschen — Halbmenschen wie er sie nannte, — und zu versuchen, ein Ganzmensch zu werden.

Räthe hatte geweint, als sie seinen feierlich rührenden Abschiedsbrief las.

Daß sie Onkel Carl nicht noch schmerzlicher vermisse, kam auf Rechnung ihrer Brauttschaft.

Ihre ganze Brautseligkeit, und später das erste Glück ihrer jungen Ehe hatte sie treulich dem alten Freunde berichtet. Aus seinen Briefen hatte sie erfahren, daß er sich in Paraguay angesiedelt und mit den mühseligsten und beladensten aller Menschen, den grausam ausgetriebenen russischen Juden, seine Colonie bevölkert hatte.

Um die Ansiedelung zu bewerkstelligen und den Armen die Ueberfahrt zu ermöglichen, hatte er einen großen Theil seines Vermögens geopfert. Seine Colonie nannte er „Tolstoi“.

Diese Thatfachen hatten Räthe in Verwunderung gesetzt, ohne ihr tieferes Interesse zu erregen.

Allmählich waren ihre Briefe seltener und seltener geworden und hatten endlich ganz aufgehört. Als sie ihm zwei bis drei Mal nicht geantwortet, verstummte auch er. Es widerstand ihr, ihm zu schreiben, wie nach und nach ihr Glück entchwand, ganz, völlig entchwand.

Ja, sie war unglücklich. Sie liebte ihren Mann, und er hatte aufgehört, sie zu lieben. Sie war überflüssig für ihn geworden, wenn er auch anerkennen mußte, daß sie eine gute Hausfrau und Mutter, eine treue, vorsorgliche Gattin war. Hatte er sie überhaupt jemals geliebt?

In der Langeweile des kleinen Badeorts war sein unbeschäftigtes Gemüth durch einen Zufall auf Katharina Brand verfallen, eine oberflächliche Verliebtheit, die ohne Consequenzen geblieben wäre, wenn nicht die sehr bedeutende Mitgift des jungen Mädchens ihn schließlich zu der praktischen Werbung um ihre Hand veranlaßt hätte, nicht aus Gelbgier, aus Sucht nach Wohlleben, sondern aus leidenschaftlicher Liebe zu seiner Kunst. Er war zu arm, um sich den Luxus erlauben zu dürfen, seinem Genius zu folgen, oder zu genußsüchtig, um ihm unter Entbehrungen treu zu bleiben. Das Bild einer häßlichen Parvenüfamilie, das zu malen die Armuth ihn gezwungen, und das ihn zur Verzweiflung trieb, gab den Ausschlag bei der Werbung um Katharina.

Nach der Verheirathung, der Existenznoth enthoben, entfaltete sich seine geniale Begabung mit überraschender Schnelligkeit und Rühnheit. Seine Bilder versetzten das Publikum in Entzücken und trugen ihm Geldsummen ein, neben denen Räthes Mitgift bald nicht mehr in Betracht kam. Er be-reute seine vorschnelle Ehe und trug Katharina nach, was sie nicht verschuldet hatte. Der Anfang seiner Verstimmung gegen sie war die Verständnißlosigkeit, die sie seinen Bildern gegenüber zeigte. Sie stand stumm, erröthend davor, er las in ihren Mienen, daß sie ihr mißfielen. Er war Impressionist, ein sinnlicher Mensch, der in Farben schwelgte. Ihre Temperamente stimmten

nicht zusammen. Er hielt es für seine künstlerische Pflicht, Alles von sich fern zu halten, was seinen fröhlichen Schaffensdrang beirren konnte, und die Ansprüche seiner einfachen correcten Gattin an sein Gemüthsleben, an seine Zeit beirrten ihn. Und die arme Katharina gab sich eine so schmerzliche Mühe, ihn nie und nirgend zu belästigen. Bald hatte sie herausgefühlt, daß er lieber ohne sie als mit ihr in Gesellschaft ging. Er betonte so oft und so eindringlich, daß er ihr das Opfer, in Gesellschaften zu gehen, in denen sie sich augenscheinlich langweile, nicht zumuthen wolle; er leider dürfe aus künstlerischen und finanziellen Rücksichten die Gesellschaft nicht perhorresciren. Sie habe ja auch das Kind. Er sagte nie „mein Kind“ oder „unser Kind“, immer nur „das Kind.“

Und Käthe blieb zu Hause mit Groll und Gram im Herzen. Er hatte ja Recht. Sie fühlte sich deplacirt, gedemüthigt in diesen Kreisen, wo Niemand sie beachtete und sie froh sein mußte, einige Frauen zu finden, mit denen sie in Gesprächen über Kinder und Wirthschaft ein paar Stunden hinfristete.

Katharina liebte ihren Gatten, wie reine Frauen zu lieben pflegen, weil sie einmal angefangen hatte, ihn zu lieben, weil sie doch sein Weib geworden, und weil zu lieben für das zärtliche Geschöpf eine zwingende Nothwendigkeit war, und andere als legale Beziehungen für ihren keuschen Sinn nicht existirten. Trotzdem fühlte sie eine Erkältung bis ins Mark, wenn Michael, ohne ein freundliches oder herzliches Wort an sie zu richten, in's Zimmer trat und ihre sonst so weiche Stimme klang, wenn sie gleichgiltige Worte mit ihm wechselte, spitz und gereizt. Er bemerkte wohl, daß sie zürnte. Zuweilen, wenn sie einen allzu herben Accent nicht unterdrücken konnte, meinte er, halb scherzhaft, „in ihr käme der großväterliche Schuldirector zum Durchbruch.“

Als das Kind da war, brachte sie es ihm in der ersten Zeit ab und zu. Er beehrte es dann mit dem Prädicat „nettes Würmchen,“ gab es ihr halb zurück und meinte, kleine Kinder seien nur für die Mütter da.

Ihr Kind war erst ein Jahr alt. Sie hatte es nicht selbst nähren können. Die Amme war als Wärterin geblieben, und naturgemäß hing das Kind vorläufig mehr an der Amme als an der Mutter. Sie liebte das Kleine von Herzen. Sie tändelte und spielte mit ihm, aber sie begriff nicht, wie ein so kleines Geschöpf in seiner rein vegetativen Existenz ein Menschenherz ausfüllen könne. Und doch behauptete man, daß es so sein müsse. War sie vielleicht keine gute Mutter? Wenn diese Vorstellung sie peinigte, preßte sie das Kleine an sich und saugte sich an seinem Anblick fest, bis ihr Herz ganz von Zärtlichkeit überfloß, und sie sich nun gefeit glaubte gegen jede Unbill des Schicksals.

Eine Stunde später waren all' ihre Gedanken wieder bei Michael. Die schmerzende Liebe zu dem Gatten drängte die Mutterliebe in den Hintergrund.

Es vergingen zuweilen Tage, ohne daß sich die Gatten sahen. Michael war oft zu Tisch ausgebeten und pflegte dann selten vor Mitternacht nach

Hause zu kommen, und er hätte seine Gattin vielleicht halb vergessen, wenn nicht das Bewußtsein, ein grossendes Wesen im Hause zu haben, ihm verbrießlich gewesen wäre, ein Wesen, vor dem er dies und das geheim halten mußte, ein Zwang, der seiner souveränen, offenen und rücksichtslosen Natur widerstand.

* *

Während Käthe sich in trübes Träumen verlor, stand der, auf den sie wartete, ruhig vor seiner Staffelei, behaglich mit seinem Kollegen und Freunde, Lorenz von Hellbach, plaudernd. Hellbachs Atelier lag auf demselben Corridor, unmittelbar neben dem Atelier Michaels.

Beide waren positive, wenig ideal veranlagte Naturen. Was etwa unsterblich in ihnen war, entzündete sich an dem Feuer ihrer Kunstbegeisterung. Sie waren echte, rechte Künstler und hielten das Künstlerthum für die Achse, um die die Welt sich dreht. Gleichartiges in ihren Lebensschicksalen und in ihren künstlerischen Bestrebungen hatte sie zu einander geführt. Beide hatten, um die Arbeit mühsamen Emporklimmens zu sparen, reiche Frauen geheirathet. Beide stimmten darin überein, es müsse in der Malerei etwas Neues, noch nie Dagewesenes gemacht werden. Hellbach hatte es anfangs mit dem Ultr-Naturalismus versucht und mit Vorliebe alte Weiber und zerlumpte Bettler gemalt. Modelle dazu fanden in seinem Atelier nur Einlaß, wenn sie der Verpflichtung, sich acht Tage nicht zu waschen, nachgekommen waren. Er behauptete, es so weit in seinem Hypernaturalismus gebracht zu haben, daß man an einem Brotkrümchen im Bart seines Bettlers oder an einem Fleck auf seinem Rock unterscheiden könne, ob das Krümchen von Schwarz- oder Weißbrot, oder ob der Fleck von Obst oder Fett herrühre.

Er hatte einige Erfolge zu verzeichnen gehabt, aber — es flüchtete nicht. Die Concurrenz auf diesem Gebiet war zu groß, und Größere als er errangen die Palme. „Ein mittelmäßiger Schuster ist erlaubt,“ äußerte er einmal, „ein mittelmäßiger Künstler aber ist lächerlich.“

Und er creirte ein neues Genre, er malte die Nacht, fast immer mit einer witzigen Pointe. „Nacht muß es sein, wo Hellbachs Sterne strahlen,“ sagten seine Kollegen von ihm. Seine Berühmtheit verbanke er einem Bilde, auf dem ein in tiefen Dämmer gehülltes Zimmer zu sehen, oder vielmehr kaum zu sehen war. Ob es die Dämmerung unmittelbar vor der Nacht oder das erste kaum wahrnehmbare Morgengrauen war, blieb dahingestellt. An der Wand etwas weißlich Schimmerndes, das ein Bild sein konnte, darunter die verschwommenen Umrisse eines Sophas, und auf diesen Umriffen die schattenhaften Contouren eines Menschen, der etwas in der Hand hielt, das eine Cigarre zu sein schien. Und das war die Pointe des Bildes, der feurige Punkt der brennenden Cigarre, der, mitten aus dieser virtuos-gemalten Finsterniß herausblitzend, das Dunkel erhellte.

Auf anderen seiner Bilder wurde die Nacht durch einsame Laternen, durch Facklichter, Fisch- oder Raubaugen, zarte Mondfischeln oder ähnliche lichtbringende Gegenstände gemildert.

Michael war Impressionist bis an oder über die Grenze der Möglichkeit. Die ganze Wollust seiner sinnlichen, etwas brutalen Natur tobte er in Farbenslutthen aus. Die Farbe war für ihn die Ausgießung des heiligen Geistes, aber nicht eine Taube, eher ein Colibri oder ein Pfau vermittelte die Lichteruption.

Beide Maler kügelten und grübelten mit feiner Berechnung über ihre Compositionen. In der Ausführung aber überkam sie wirkliche Begeisterung, und so trugen ihre Bilder einen zugleich ergrübelten und genialen Charakter.

In Temperament und Geistesart gingen die Freunde weit auseinander. Hellbach war Skeptiker, ein Denker mit philosophischen Allüren, der zielbewußt handelte und sich seine Lebensfreuden mehr erschlich als erkämpfte. Michael fielen sie von selbst in den Schoß. Alle Weiber waren in den kraftvoll schönen Menschen vernarrt. Er hatte blondes, kurzgeschorenes Haar, das wie eine Sammetbürste an der Stirn emporstand, graublaue Augen und einen röthlichen Bart. Die Nase war stark und kräftig, der Mund schön geschnitten, mit vollen Lippen, der Teint von blühender Zartheit wie der eines Mädchens.

Michael malte, während er mit seinem Freunde plauderte. Plötzlich fiel ihm ein, daß Rätke auf ihn warte.

Dann müsse er gehen, sagte Hellbach.

„Ich muß? Und wenn ich keine Lust habe? Ueberdies ist's auch schon zu spät,“ setzte er mit einem Blick auf die Uhr hinzu.

„Wie ich sie kenne, wartet sie noch auf Dich.“

„Mag sie.“

Hellbach machte ihm über die Rücksichtslosigkeit seiner Frau gegenüber Vorwürfe.

Michael zuckte die Achseln. Daß man die Dummheit einer unüberlegten Heirath nicht zurücknehmen könne, sei ein Fehler in der Weltordnung.

Er habe seiner Frau nichts vorzuwerfen, meinte Hellbach.

„Rein, nur daß sie eine trockene und langweilige Madame sei, in der Liebe kalt, und Kunstverständniß habe sie nun schon gar nicht.“

„Hättest Du ihr nicht das Verständniß dafür erschließen können?“

„Hieße leeres Stroh dreschen. Eine Frau, die mit einer braunen Rutte und einem Umschlagetuch im Hause umhergeht und sich vor einem decolletirten Kleide fürchtet — —“

„Und eine femme modèlle ist,“ setzte Hellbach hinzu.

„Hilft ihr gar nichts. Rein Temperament. Zahler Teint, der allenfalls zu rothem Haar möglich wäre, und sie hat eine schwarze Mähne. Weiß und schwarz — recht preußisch zwar, aber — unmalerisch. Höchstens bringt sie es einmal, wenn sie in Gala ist, zu einem matten Hauch von bleu mourante oder verhallendem Seegrün; keine Spur von gebrannter Terracotta, ultra-

marin, roth oder Kupfer. Das ist, was ich brauche. Wenn man da mit dem Pinsel hineinarbeiten könnte! Ihr Profil hat keine Linien. Das ist das einzige.“

Hellbach führte ihm zu Gemüth, daß er seiner Frau Dankbarkeit schulde, ohne ihre Mitgift hätte er seine künstlerische Eigenart nicht entfalten können.

„Ach was! Ich hätte mich auch ohne ihr Geld durchgerungen. Uebrigens, Du hast gut reden. Deine Pauline, ja, die hat keine niobidenhafte Posen, keine Märtyrerblicke und stumme Gardinenpredigten, die sich Einem auf die Nerven legen. Und wie brav sie für Dich kocht.“

„Und ich brauche sie auch wie das liebe Brot.“

„Unter welchem lieben? Brot Du Schnepfen, Trüffeln und dergleichen versteht.“

Lorenz lachte. — „Du weißt ja, daß ich nicht wie Du die Wahl hatte zwischen einer reichen Frau und vorübergehender Arnuith. Meine Alternative war: Pauline oder den Revolver.“

Michael mußte es.

Lorenz Hellbach war Offizier gewesen. Einer Lappalie wegen hatte ihn ein Kamerad, der beste Schütze des Regiments, gefordert. Hellbach zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sein Gegner ihn tödten würde. Er calculirte, daß das Leben mit zweifelhafter Ehre einem unzweifelhaften Tode vorzuziehen sei und lehnte das Duell ab, worauf er selbstverständlich den Abschied nehmen mußte. Er leistete sich den Schwur, daß er eines Tages seine Ehre wieder einlösen würde und zwar — durch Künstlerruhm.

Schon als Offizier hatte er sich durch seine künstlerische Begabung ausgezeichnet. Eine geistreiche Caricatur, die er von jenem Kameraden angefertigt, war eben die Veranlassung zu der Herausforderung gewesen. Er war ganz mittellos. Es bedurfte einiger Jahre ernster, mühevoller Studien, wenn er sein Ziel erreichen wollte.

Er kannte damals schon Pauline, die Tochter eines durch Terrainverkäufe in der Umgegend Berlins reichgewordenen Halbbauern. Das Mädchen hatte sich bei Gelegenheit eines Manövers, das den schmucken Offizier in ihr elterliches Haus führte, in ihn verliebt und hatte ihn seitdem nicht aus den Augen verloren. Er schlug jetzt aus seiner Verabschiedung Capital, indem er dem Mädchen einredete, daß er um ihrerwillen den Abschied genommen.

Nachdem er Pauline, die nur über einfache Volksschulbildung verfügte, geheirathet, mußte er durch raffiniert schlaue Taktik die naive und leichtgläubige Frau in eine Lebensweise hinein zu schmeicheln und zu lügen, die schließlich zur Zufriedenheit aller Betheiligten ausschlag. Er ließ ihr völlige Freiheit im Verkehr mit den Ahrigen und nahm für sich dieselbe Freiheit in Anspruch.

„Warum,“ setzte er das Gespräch mit seinem Freunde fort, „entwaffnest Du Deine Frau nicht durch Liebenswürdigkeit, durch Herzlichkeit, wie ich es thue — —“

„Weil Du ein Strich bist und ich nicht. Uebrigens ist unsere Lage auch eine ganz verschiedene.“

„Gewiß. Ich brauche meine Frau, und Du brauchst die Deinige nicht mehr. Die verrückten Engländer bezahlen Dir ja Rabobspreise für Deine Bilder. Uebrigens schade, daß wir nicht mit unseren Frauen tauschen können!“

„Räthe gefällt Dir?“

„Ja.“

„Immerzu. Du bist ja mein Freund.“

„In Betreff Deiner Frau zähle nicht auf meine Loyalität. Auf diesem Gebiet nehme ich, was ich kriegen kann.“

Michael lachte etwas gezwungen. Es thäte nichts, da er seiner tugend-samen Ehehälfte nur zu sicher wäre.

„Eifersüchtig?“

„Auf meine Ehre höchstens.“

Hellbach schnitt eine Grimasse.

Als Michael jetzt den Pinsel fortlegte, forderte ihn Hellbach auf, mit hinüber zu kommen, um ein Urtheil über den Fortschritt an seiner neuesten „Nacht“ abzugeben.

Einige Minuten später stieg Räthe die Stufen zum Atelier hinauf. In einer zornigen Aufwallung hatte sie sich ihrer Unterwürfigkeit geschämt. Wie konnte er der Gattin verbieten, sein Atelier zu betreten, das jedem Fremden offen stand. Vielleicht hatte er bei allzu eifrigem Malen sein Versprechen nur vergessen. Es konnte ihn nicht verletzen, wenn sie ihn daran erinnerte.

Sie öffnete langsam und zögernd die Thür des Ateliers. Ein herber, bitterer Zug zeigte sich auf ihrem Gesicht, als sie es leer fand. Wie hatte sie nur annehmen können, daß er sie heut nicht vergessen würde! vergaß er sie nicht immer?

Eine eigenthümliche, schwüle parfümirte Atmosphäre herrschte in dem Atelier, die ihr den Athem beklemmte.

Ueber eine breite Ottomane, deren Lehne orientalische Kissen bildeten, war ein Pantherfell geworfen, dessen Krallen sich in den weichen Fußteppich verloren. Ein Sammetkissen am Kopfende der Ottomane war in der Mitte eingedrückt. Da hatte vermuthlich der Kopf eines Modells geruht. Sie wußte ja, er brauchte Modelle, dennoch wandte sie den Kopf mit Widerwillen von dem Ruhebett ab. Ihre Blicke irrten umher und hasteten schließlich an dem fertigen Bilde, das auf der Staffelei stand. Fast hätte sie gelacht. Was sollte das nun wieder vorstellen! Sie verstand es absolut nicht.

Ein nacktes Weib mit feuerfarbenem Haar steht auf einem wiesenartigen Terrain in einer blühenden, glühenden blauen Farbentollheit, ein blaues schleierhaftes Gewand hinter dem Rücken haltend. Bäume, Himmel und Luft rieseln als bläuliche Farben nieder, und aus diesem Wolkenbruch von Farbe schimmern die perlmutterschillernden Glieder des Weibes. Der Kopf

ist flüchtig behandelt. Das Haar ist die Hauptsache, es lebt, leuchtet, wallt und löst sich wie ein Kometenschweif in das stuthende Blau auf. Der Uebermuth dieser Farbenwollust wirkte wie schmetternde Fanfarenmusik. Die Farbe hatte sich bei Michael Böhmer vom Stoff emancipirt, sie war Selbstzweck geworden. Der eine hochgehaltene Arm des Weibes verdeckt einen Theil des Kopfes. Ein schmales Profil sieht aus dem Bilde heraus.

Und dieses Profil! Räthes Augen, die immer größer werden, starren darauf. Sie drückt die geballten kleinen Fäuste gegen die Schläfe, sie glaubt nicht recht gesehen zu haben. Mit aller Gewalt nimmt sie sich zusammen und prüft eingehend, sorgfältig. Kein Zweifel, es ist ihr Profil, Zug für Zug. Ihr Gesicht auf dem üppigen strahlenden Leib des Weibes da. Wie hilfseuchend blickt sie im Zimmer umher, und dann — in nicht zu dämmendem Zorn ergreift sie einen Pinsel, im nächsten Augenblick hätte sie den Kopf ausgelöscht.

Aber Michael hat die Thür geöffnet und tritt ein. Sie hält den Pinsel noch hoch in der Hand. Erstaunt blickt er in ihr entstelltes Gesicht, auf den Pinsel in ihrer Hand.

„Was willst Du hier? und der Pinsel da — —“

„Ich wollte,“ — stammelt sie abgebrochen — „das Gesicht da, — mein Gesicht — es soll fort! fort! abscheulich! abscheulich!“

Er reißt ihr den Pinsel aus der Hand und schleudert ihn fort. Er hätte sie schlagen mögen. Mit aller Gewalt zwingt er einen aufsteigenden Jähzorn nieder.

„Ja, Dein Profil, es paßte mir gerade in den Farbenglanz da. Das farblose, ausdruckslose Profil ist ja völlig gleichgiltig in dem Bilde, kein Mensch wird es beachten.“

Die Geringschätzung, die in seinen Worten lag, brachte sie außer sich. Sie brach in kramphafes Schluchzen aus. — „Ich ertrage es nicht, nein — nein, ich ertrage es nicht mehr!“

„Wer zwingt Dich, es zu ertragen!“ sagt er mit kalter Wuth, die an die Stelle des Jähzorns getreten ist. Daß sie aus alberner Prüderie fast sein Bild zerstört, verzeiht er ihr nie.

Sie hört auf zu schluchzen und sieht ihn verständnißlos an.

„Was — was meinst Du — damit?“

„Laß Dich scheiden.“

Ihr Athem stockt. — „Du willst — geschieden sein?“

„Ja. Ich kann nicht zusammenbleiben mit einer Frau, die das chronische Bedürfnis hat, sich unglücklich zu fühlen.“

„Und bin ich es nicht?“ hauchte sie kaum hörbar.

Er überhörte geflissentlich ihre Worte. — „Ich brauche Sonne, Licht, Farbe. Ich langweile Dich, Du mich! Trennen wir uns. Du bist ja reich. Du brauchst mich nicht.“

„Michael! Michael!“

„Und Du hast ja das Kind!“

Er hatte angefangen, in einer Studienmappe zu wühlen. Jetzt schlug er die Mappe mit Geräusch zu und griff nach seinem Hut. Sie starrte ihm wie abwesend an.

„Du hast Zeit, nachzudenken. Meine Arbeit am Rhein wird einige Monate dauern. Du wirst einsehen, daß die Scheidung eine sittliche Nothwendigkeit für uns ist. In einer Zwangshehe wirst Du nicht bleiben wollen, ich auch nicht. Adieu!“

Damit ging er. Im Hinabgehen war ihm leicht und wohl zu Muth, wie Einem, der eine lästige Bürde von sich geworfen. Er hatte ausgesprochen, was schon längst als ein geheimer Wunsch in ihm lebte, und was ohne diese günstige Gelegenheit nicht so bald zum Austrag gekommen wäre. Mit einem halben Lächeln auf den Lippen dachte er an die „sittliche Nothwendigkeit“, die er so geschickt lancirt hatte. Uebrigens lag nicht wirklich Charakter-Noblesse darin, daß er eine reiche Frau aufgab?

Auf der Straße zündete er sich eine Cigarette an und dachte an seine Herzallerliebste, und wie viel freier sich jetzt sein Verkehr mit ihr gestalten würde.

Vor seiner Abreise, die in der Abendstunde erfolgte, sah er Rätke nicht wieder.

Die arme junge Frau blieb, wie gelähmt an allen Gliedern, im Atelier zurück. Sie wollte fort und sank doch auf die Ottomane zurück. Wie gleichgültig war ihr nun, wer vor ihr da geruht.

Scheidung! entsetzliches Wort! als wenn man ihr ein kaltes Messer in die Brust gestoßen hätte. Scheidung von dem Manne, den sie liebte!

Sie faßte es nicht.

An verhängnißvollen Wendepunkten des Lebens erinnern wir uns oft plötzlich an Thatfachen und Menschen, die dem Gedächtniß fast entschwunden waren. Vielleicht war es auch das drängende Sehnen nach einem Mitfühlenden, daß Rätke jetzt an Carl Nort denken mußte. Dunkel Carl, ja, den hatte sie nie gelangweilt, der hatte sie lieb gehabt, innig lieb, und er war auch der Einzige auf der ganzen weiten Welt, der Einzige, der ihr rathen, ihr helfen, konnte. Sie erinnerte sich seines Abschiedsbriefes. „Brauchst Du mich Rätchen,“ — so hieß es in dem Brief — „so rufe mich. Ich komme.“

Ja, sie brauchte ihn, er sollte kommen. Ohne sich die Zeit zu lassen, in ihr Zimmer zu gehen, trat sie an Michaels Schreibtisch. In fliegender Hast begann sie an Dunkel Carl zu schreiben, heiße, beredte, schmerzgetränkte Worte — und ihre Thränen strömten über das Papier hin. So vertieft war sie in den Brief, daß sie das Öffnen der Atelierthür überhörte. Erst als Lorenz von Hellbach sie begrüßte, schrak sie empor. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürzte sie auf das Bild zu und verhüllte es. Es fiel ihr nicht ein, daß er das Bild ja schon kennen mußte. Ihm ihr thränenüberströmtes Gesicht zu verbergen, daran hatte sie nicht gedacht.

Lorenz hatte nebenan in seinem Atelier die erhobene Stimme Michaels, er hatte das Aufschluchzen Rätthes und die sich entfernenden Schritte des Collegen gehört. Er wußte, daß er Rätthe allein treffen würde.

„Frau Katharina!“ Seine Stimme klang weich und gedämpft. Er hatte sie bis dahin nie mit Vornamen genannt. Es fiel ihr nicht einmal auf.

„Michael ist nicht da, was wollen Sie hier?“ stieß sie heftig hervor.

Er schwieg und sah sie an. Jetzt erst dachte sie an ihr verweintes Gesicht. Sich abwendend trocknete sie schnell und verstohlen die Augen und stotterte dann einige gleichgiltige Worte hervor, über die Ausstellung, in die sie eben gehen wollte, und ob er glaube, daß es heut draußen kälter sei als gestern.

Mitten im Satz brach sie ab und von Neuem flossen ihre Thränen.

Sie entschuldigte sich, ihr wäre nicht wohl.

„Weinen Sie doch, Katharina, weinen Sie, ich weiß ja längst, daß Sie unglücklich sind. Ich weiß auch, warum Sie es sind, und warum Sie es heute mehr als je sind.“

„Er hat es Ihnen gesagt! er selbst?“

Sie bebte an allen Gliedern.

Er schwieg. Sie nahm es für eine Bejahung. So war also die Scheidung ein wohlüberlegter Plan.

„Ja,“ jagte sie tonlos, mit weitgeöffneten Augen vor sich hinstarrend, „er will sich scheiden lassen.“

Lorenz war fast gerührt, daß sie ihm so treuherzig verrieth, was er noch nicht wußte. Er brachte einige landläufige Tröstungen vor über Künstlerexistenzen, die sich mit gewöhnlichem Maßstab nicht messen lassen.

„So hat er mich nur meiner Mitgift wegen geheirathet!“

„Urtheilen Sie nicht zu hart. Sie verurtheilen mich zugleich mit Ihrem Gatten.“

Rätthe wurde roth. Wie hatte sie daran nicht denken können.

„So meinen Sie auch,“ sagte sie ablenkend, „daß ein Künstler eine andere Moral haben darf als andere Menschen?“

Er schwieg einen Augenblick wie in Verlegenheit.

„Nein,“ jagte er dann, „verzeihen Sie, Katharina, daß ich nur Ihnen gegenüber eine Phrase zu schulden kommen ließ. Was heißt ein Künstler sein! Sie kennen ja Lessings Wort über Raphael. Die wahren Künstler malen oft gar nicht, und Leute, die virtuos pinseln können, sind noch keine Künstler, mögen sie immerhin berühmt sein.“

Rätthe war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um seinen Worten Aufmerksamkeit zu schenken.

„Was soll ich denn nun thun!“ Mit rührender Hilfslosigkeit sah sie zu ihm auf.

Hellbach war seit Jahren der einzige Mensch, der ihr Theilnahme gezeigt, der sich in Gesellschaften ihrer angenommen, und dem sich, in besonders freund-

lichen Momenten ihr kindlich liebes, sinnendes Wesen erschlossen hatte. Darum faßte sie jetzt Vertrauen zu ihm.

„Sie sind so positiv, so praktisch, Michael sagt es — —“

„Sie meinen,“ unterbrach er sie, „daß ich selbstsüchtig und vulgär bin. Nicht immer bin ich so praktisch, so positiv wie Sie denken. Jeder Mensch, Frau Katharina, birgt in seinem Innern neben der berücktigten *bête humaine*, umgekehrt auch einen Himmelsrest, ein Ueber-sinnliches, das er in einem Heiligenschein hütet. Die Einen placiren in diesen Schrein die Kunst oder die Wissenschaft, die Anderen politische Schwärmerei oder die Religion. Auch ich habe eine Stelle, nicht „wo ich sterblich“, sondern „wo ich unsterblich bin.“ Was ich für Sie empfinde, Katharina, das ist's!“

„Erschrecken Sie nicht,“ fuhr er fort, als er ihre abwehrende Bewegung sah. „Sie sind die Madonna im Heiligenschein meines Herzens, das Ueber-sinnliche. Ich male jetzt an einem Bilde. Unter blassen Sternen, aus weißen Linien schwebt ein engelgleiches Wesen, den Leib von Mondstrahlen verhüllt. Das engelgleiche Wesen trägt Ihre Züge.“

Mit raffinirter Berechnung hatte Lorenz Hellbach den Moment gewählt, wo Katharina gedemüthigt, gebrochen, sich an seiner Bewunderung aufrichten mußte. Und in der That trank ihr in den Staub getretenes Herz mit Begierde seine Worte, die sie in jedem anderen Augenblick ihres Lebens indignirt zurückgewiesen hätte. An Michael dachte sie, nur an Michael. So konnte sie also verehrt, bewundert werden, und nicht etwa von dem ersten Besten, nein, von Lorenz von Hellbach, den Vielbegehrten, Vielgepriesenen.

„Und er will sich doch von mir scheiden lassen.“ Wie den Klagechrei einer verwundeten Taube stieß sie die Worte hervor.

Hellbach, etwas ermüdet von der Excursion auf die poetische Gefühls-wiese, lenkte gern wieder in den Ton des praktischen Freundes ein.

„Er wird sich nicht scheiden lassen, Katharina, er soll Sie sehen, wie ich Sie sehe. Ich helfe Ihnen. Ich! Von heut an mit Leib und Seele Ihr Freund!“

Er drückte ihr, sich verabschiedend, herzlich die Hand.

Katharina Böhmer, die unscheinbare, von Niemand beachtete, hatte Hellbach in der That von Anfang an angezogen. Das blassc Gesichtchen unter dem schwarzen, atlassglänzenden Haar, das sinnend Träumende ihres Blickes, die überschlankte zarte Gestalt, ihre Weltunerfahrenheit, mit einem Wort, daß sie anders war als alle Frauen, die er kannte, das reizte seine Neugierde und pochte zugleich an den Himmelsrest in ihm.

Er war der groben Sprache der Cocotten und der lüfternen Hohlheit der Mondaines überdrüssig. Von den Letzteren hatte er einmal gesagt, sie wären wie Aushängeschilder, auf denen die feinsten Delicateßen versprochen würden, die wirkliche Waare aber sei von geringer Qualität. Bis jetzt war kaum eine Hoffnung oder ein unlauterer Wunsch mit seinem Interesse für Käthe verknüpft gewesen. Nun aber, da die Situation sich so gänzlich zu seinem

Vorthail verändert hatte, war er fest entschlossen, das Abenteuer ihrer Eroberung zu bestehen.

Als Hellbach gegangen war, blieb Rätke mitten im Atelier stehen, erstaunt erschreckt über die plötzliche Intimität zwischen ihm und ihr. Aber Michael ist es ja, der ihn zum Vertrauten gemacht hat, da kam die Intimität ganz von selbst. Und er will ihr ja helfen. Ob er es kann?“

Ihre Gedanken kehren zu Carl Nott zurück, dem einzigen Freund, der so klug ist und die Güte selber. Sie beendet in Hast den angefangenen Brief und eilt fort aus dem Atelier. Sie will den Brief selbst auf die Post bringen, als ob es auf einen Tag, auf eine Stunde ankäme. Was sie auch hinausstreift aus dem Hause ist die vage Empfindung, als könne sie sich und ihre wirre Dual in dem Gewühl und Lärm der Straßen loswerden.

Als sie den Brief in der Leipzigerstraße in die Hauptpost geworfen, biegt sie unwillkürlich in die Wilhelmstraße ein und bleibt vor dem Architektenhause stehen, wo das Bild ihres Mannes ausgestellt ist. Ja, sie will das Bild sehen, das bewunderte. Schon vom Eingang des Saales aus erkennt sie es. Betäubend, sinnverwirrend springt es ihr in die Augen. Eine elegante Dame steht vor dem Bilde. Rätke will warten, bis sich die Dame entfernt, hat. Die Dame entfernt sich aber nicht. Sie bleibt unbeweglich. Rätke stellt sich neben sie, die großen erstaunten Augen auf das Bild heftend.

Das Meer! als eine einzige wallende Rosengluth fluthet es ihr entgegen, das Meer, wie ein dämonischer Choral beim Untergang der Götterwelt. Es stellt aber keinen Untergang dar, es ist die Morgenröthe des Wassers, die Geburt der Venus. Im Vordergrund klingt die Farbe in schwachend zarte Süße aus, im Hintergrund verliert sich das Meer in purpurdämmerndes Violet von geheimnißreicher Pracht. Die Gestalt der Venus, die aus dem flüssig rosenfarbenen Gold emporsteht, von schattenhaften Tauben umflattert, ist nur Staffage. Wieder hat sie dasselbe feuerfarbene Haar wie die Sirene, das, in alle Winde wehend, im Widerschein des aufglühenden Meeres leuchtet.

Unwillkürlich schüttelt Rätke langsam den Kopf. Die Dame neben ihr bemerkt es.

„Wie? finden Sie das Bild nicht hinreichend,“ sagt sie, „ist das nicht — —“

Sie kommt nicht weiter. Sie starrt Rätke gerade ins Gesicht. Im nächsten Augenblick fühlt sich Rätke von ihren Armen umschlungen.

„Rätke! Rätke!“

Erst allmählich, mehr am Klang der Stimme, als an den Gesichtszügen erkennt Rätke sie, doch kommt der Name noch unsicher, zögernd von ihren Lippen.

„Dörthe?“

„Ja Dörthe! natürlich, wer denn sonst!“

Beider Augen waren feucht geworden in der Freude des Wiedersehens. Rasch und lebhaft wurden Fragen und Antworten zwischen den Jugendfreundinnen ausgetauscht.

Ob sie denn nicht Schauspielerin geworden? fragte Käthe.

Ja natürlich, da sie doch „aus Liebe zur Kunst“ durchgebrannt sei. Diese Liebe wäre aber nur die Sommerfliege einer Winteraison gewesen. Ein Vanquier, Mammons knecht natürlich, habe sie bald den Brettern entführt.

„Ich habe Dich auf den ersten Blick erkannt, Käthe, Du aber hast mich nicht erkannt.“

Dörthe sagte es vorwurfsvoll. Käthe entschuldigte sich damit, daß die Freundin so viel schöner geworden sei, eine ganz andere. Und sie blickte verlegen in das rosige Gesicht, auf das volle goldbröthliche Haar Dörthes.

Dörthe lachte auf. „Ach so, Du vermißt mein semmelblondes Zöpfchen und mein bräunliches Fell. Abgeschafft! abgeschafft! Und überhaupt, daß ich nicht mehr das kleine murkliche Ding bin. Na, sehe ich passabel aus? Was?“

Käthe musterte sie mit einem Erstaunen, das an Erschrecken grenzte. In der That, Dörthe war eine auffallend hübsche Erscheinung mit dem vollen, röthlichen Haar, das sich über eine weiße Stirn kräufelte, mit den brennend rothen, schwellenden Lippen und den etwas tiefliegenden Weichenaugen, denen eine leichte dunkle Umsäumung ein listig funkelndes Licht verlieh. Ihre reiche und elegante Kleidung hatte einen kleinen Stich ins Phantastische, und vielleicht war sie ein wenig zu stark parfümirt.

Käthe fragte, ob sie ebenso glücklich wie schön geworden sei.

Na, sie könnte ja so weit ganz zufrieden sein, wenn ihre Sentimentalität ihr nicht zuweilen einen Strich durch die Rechnung — oder eigentlich durch die Rechnungen machte, die immer enorm hoch wären, und doch — fügte sie mit einem Seufzer stärksten Kalibers hinzu, — habe sie Augenblicke, wo sie sich nach dem kleinen Laden ihrer Eltern zurücksehne, nach dem dicken, schwarzgrauen Kachelofen, der so oft rauchte, und nach dem Eierkuchen mit Speck, von dem sie leider nie genug kriegte, und vor allem nach dem lieben alten Namen Dörthe. Wie lange habe sie das traute „Dörthe“ nicht gehört! Sie hieße ja jetzt, je nach dem Geschmack derer, die das Recht hätten, sich ihres Vornamens zu bedienen, Dora oder Dorette, bei feierlichen Veranlassungen, wie z. B. bei häuslichem Zank oder Condolenzbesuchen, Dorothea; und Leute, die zu Verwechslungen geneigt seien, verstiegen sich sogar manchmal zu einer pathetischen „Theodora.“

„Und Dein Mann?“ fragte Käthe.

„Ach der — ein guter Dicker — Schwamm drüber.“

Die berbe Ausdrucksweise Dörthes verlegte Käthe; sie war zwar schon als Schulmädchen forsch und lustig gewesen, ihr burschikoses Wesen hatte sich aber bedenklich gesteigert.

„Du hast also Deinen Mann geheirathet, ohne ihn zu lieben?“

Dörthe blickte Rätke mit einem schäfernden Ausdruck von unten herauf an und sagte:

„Na, denke einmal, ich hätte den kleinen Krämer, der mich damals zur Herrin seines Herzens und seiner Boutike machen wollte, geheirathet. O Gott! ich wäre jetzt vierzig Jahre alt, anstatt sechsundzwanzig, hätte Falten um die Augen, ein halbes Duzend blühender, wenn auch etwas malproprer Kinder, und einen Mann in einem carrirten Schlafrock, der mich schlecht behandelte, wobei ihm eine Schwiegermutter helfend zur Seite stünde; und eines Tages wäre mir sachte die Puste ausgegangen, und ich hätte es kaum bemerkt, denn in einem solchen sogenannten Dasein ist der Unterschied zwischen „Sein“ und „Nichtsein“ unerheblich. Uebrigens, könnte ich nicht auch mein Herz auf dem Altar der Kindesliebe geopfert haben!“

Sie räusperte sich. Sie that das jedes Mal, wenn sie sich eine Bildungsphrasen aus der Zeit, wo sie noch eine höhere Schultochter war, bezähmte. Und plötzlich wurde sie weich. „Mutterchen hat mir geschrieben, wie Du Dich ihrer angenommen hast in der Zeit ihrer Noth und ihres Kummer's um mich. Das vergesse ich Dir nie!“ Und sie umarmte Rätke mit aufrichtiger Herzlichkeit. „Und nun sage mir, Du allerfeinster Tugendspiegel, bist Du so glücklich geworden, wie Du es verdient hast?“

Rätke's Blick trübte sich.

„Was! das Schicksal hat Dich doch nicht etwa in Gestalt einer Glage oder eines schlechten Charakters ereilt?“

Rätke's Augen füllten sich mit Thränen.

„Ach so!“ Dörthe schnalzte mitleidig mit der Zunge.

In dem Saal, der bisher leer gewesen war, wurde plötzlich auffallend laut gesprochen.

Rätke sah sich erschreckt um.

„Es sind nur Aristokraten,“ sagte Dörthe. „Zwei Aristokraten machen mehr Spektakel als zwanzig Bürgerliche.“

Sie schlug Rätke vor, mit ihr in den Thiergarten zu fahren, wo sie ungestört wären. Rätke war einverstanden. Im Thiergarten setzten sie sich auf eine einsame Bank unter die Statue der Flora.

„So, nun wird Herzblättchen seine Herzensgeschichte in meinen treuen und verschwiegeneu Busen ausschütten,“ sagte Dörthe, indem sie Rätke zärtlich wie ein Kind umfaßte. „Sprich! ist er ein Pascha? ein Othello? ein viveur oder ein Gigerl?“

Rätke's Thränen flossen jetzt unaufhaltsam, und in abgebrochenen Sätzen, unter Schluchzen erfuhr Dörthe Alles, was man ihr angethan, und auch das Letzte, die beabsichtigte Scheidung. Und daran würde sie sterben.

„So sehr liebst Du ihn.“

„Ja, so sehr.“

Plötzlich fiel Dörthe ein, daß sie ja noch nicht einmal wisse, wer und was dieser Banause, der Rätthes Liebe verschmähe, sei.

„Michael Böhmer,“ antwortete Rätthe auf ihre Frage, „der Maler des Bildes, vor dem wir uns trafen.“

Dörthe bekam einen starken Hustenanfall und wandte sich ab.

„Laß nur,“ sagte sie beschwichtigend zu Rätthe, die sich um sie bemühte, „es wird vorübergehen.“

Sie barg eine Weile den Kopf in ihren Arm, der auf der Lehne der Bank ruhte. Als sie sich wieder umwandte, war etwas Unsicheres, Glackerndes in ihren Augen.

„Ich kenne Michael Böhmer.“ Ein leichtes Zittern war in ihrer Stimme.

„Woher?“

„Ich erzähle es Dir ein ander Mal. Wer kennt übrigens den berühmten Maler nicht! Und Du liebst ihn sehr? wirklich sehr? fragte sie noch einmal und mit einer gewissen Heftigkeit.

Rätthe sah mit einem hilflosen Blick zu ihr auf: „Verachte mich deshalb nicht.“

„Ich Dich verachten!“

Dörthe stand auf. Sie müsse jetzt nach Hause. Rätthe wollte sie begleiten, sie lehnte es ab. Ihre Wohnung sei in der Mauzerung, Alles drunter und drüber, Umbau — Kalk — Schutt. Sie wolle lieber zu Rätthe kommen. Der berühmte Maler sei ja verreist.

Woher sie das wisse?

Rätthe habe es ihr ja selber gesagt. Rätthe erinnerte sich dessen nicht, zweifelte aber nicht an der Thatsache.

„Ein solches Glück, daß ich Dich gefunden habe,“ sagte Rätthe, „ich habe ein Vorgefühl, es wird nun Alles besser werden. Du warst immer so gut! so gut!“

„Ich gut? war ich das? wirklich?“

Ein bitterer Zug spielte einen Augenblick um Dörthes volle Lippen. Dann nahm ihr rundes Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck an, ihre Gestalt schien zu wachsen.

„Ja, Rätthe, ich helfe Dir, so wahr Du meiner Mutter geholfen hast. Er, Dein Michael soll Dich lieben, wie Du geliebt sein willst.“

„Wie kannst Du das?“

Sie lächelte mit einem etwas geringschägig trüben Lächeln.

„Qui vivra, verra.“

Sie küßten sich noch einmal. Bei dem nächsten Droschkenstand trennten sie sich, nachdem sie für den folgenden Tag ein Rendezvous verabrebet hatten.

Rätthe ging zu Fuß nach Haus.

Am Nachmittag des nächsten Tages, als Dörthe bei Rätthe erschien, wurde sie von der Jugendfreundin mit liebevollster Herzlichkeit empfangen. Eine gemüthvolle Plauderei, voll Erinnerungen an ihre Kinderjahre, brach Dörthe mit dem Bemerken ab, daß sie nicht gekommen sei, um verfloßene Gefühle aufzuwärmen, sondern um ihr zu helfen.

Rätthe fragte etwas ängstlich, ob sie etwa daran denke, wenn Michael wieder da sei, ihm Vorstellungen zu machen?

Nein, daran dachte Dörthe durchaus nicht. Rätthe selbst solle ihres Glückes Schmied sein, sie brauche nur zu sagen, auf welchen Grad und auf welches Genre von Liebe sie bei Michael reflectire. Rätthe sah sie verständnißlos und fragend an.

Dörthe ließ ihre Blicke über das Zimmer und über Rätthes Erscheinung schweifen und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Höre, Rätthe, wer den Zweck will, muß die Mittel nicht scheuen. Hier muß Alles anders, wie wir Berliner sagen, verrunjenirt werden, von dem Salon angefangen, bis zu den Tiefen Deiner Seele herunter.“

Rätthe lehnte sich verwirrt in die Sophasissen zurück und lächelte matt. „Sprich nur!“

„Grundprincip: Alles muß werden, wie Dein Mann es will, ich könnte auch gleich sagen, wie die Männer es wollen. Sie wollen alle so ziemlich dasselbe. Fasse zunächst einmal diesen Salon, der seinen Beruf verfehlt hat, ins Auge, ins künstlerische Auge. Wo ist das sibirische Wärenfell? wo der persische Teppich? wo das Feuer im Kamin? keine Farbe, keine Form, dagegen ein Clavier, ein veritables, weisläufiges Clavier! Und Dein Schreibtisch, ein wahres Bureaufraten-Ungethüm mit Leder! brr! Die Polster — brauner Rips! warum nicht gar schwarzes Roßhaar! Fehlt nur noch ein Piepmätzchen und ein Epheugitter. Und die eingerahmten Photographien da aus dem Kaulbachalbum.“

„Aber es sind Kupferstiche, ganz theure,“ vertheidigte sich Rätthe.

„So verkaufe sie und schaffe Dir dafür etwas Ruben'sches an. Der Salon ist ja ein ganz nettes Stübchen für einen alltäglichen Geheimsecretär, um darin mit seinem Ehegespons Familienkaffee zu schlürfen; einen genialen Künstler aber wie Böhmer, den graulst Du ja mit einem solchen Zimmer in — schönere Locale.“

„Aber Dörthe! aber Dörthe!“ Das war das Einzige, was Rätthe ab und zu einzuwerfen vermochte.

Dörthe ließ sich in ihrem Redefluß nicht unterbrechen.

„Und Du selbst,“ fuhr sie fort, „Dein Exterieur! das reine Pendant zu Deiner „Stube“. Die Haarpuffen da oben auf Deinem Kopf, und der weggezogene Scheitel zu Deinem schmalen blassen Gesicht! Du verdienst gar nicht Dein rares, rabenschwarzes, atlasglänzendes Haar. — Wie eine Lehrergattin aus der Wasserthorstraße siehst Du aus. Diese Gattinnen haben meist schlechtfärbende Kleider oder keine Taille, oder beides. Bei so einem Farben-

fer, wie Dein Mann ist, mußt Du auf die Sinne wirken, seien wir milde und sagen wir, auf die Schönheitsfinne.

„Weine nur nicht, Lämmchen,“ tröstete sie Rätke, der die Thränen wieder über die Wange liefen. „Wir spielen Zaubermärchen. Aschenputtel wird Prinzessin und kriegt Kleider wie Sonne, Mond und Sterne. Du hast doch Geld?“

Es zeigte sich, daß Rätke mehr Geld hatte, als das von Dörthe geplante Zaubermärchen erforderte. Ihrer Meinung nach bedurfte es gar keiner gediegenen Pracht, weder für die Wohnung, noch für die Toilette, nur ein bißchen Flunkerei, so obenauf.

Rätke warf schüchtern ein, daß Toilette sie nicht schöner machen würde, als sie von Natur sei.

„Meinst Du? Ich sage Dir, um für schön zu gelten, braucht man nicht im mindesten schön zu sein.“

Rätke schüttelte ungläubig den Kopf.

„Treten wir sofort den Beweis der Wahrheit an.“ Damit zerrte Dörthe die Freundin vor einen Spiegel. Wer ist hübscher, Du oder ich? Vor Gott bist Du tausendmal schöner als ich. Vor den Menschen — worunter man doch eigentlich nur die Männer versteht — bin ich tausendmal schöner als Du. Warum? weil ich den Rummel kenne und gerissen bin, und weil Du den Rummel nicht kennst und nicht gerissen bist. Von Natur bin ich, — Du weißt das ganz gut — weder hübsch noch häßlich und sehe nach gar nichts aus. Fasse mich scharf ins Auge, ich nehme es nicht übel. Statt meines natürlichen belanglosen, fahlen Rattenschwänzchens, sieh — diese goldene Mähne! Wo einst mein brouillirter Teint mir Kummer machte — Lilien und Rosen. Ich bin noch nicht fertig,“ sagte sie, als Rätke sie unterbrechen wollte. — „Totte doch, ich bin sans phrase mager; wäre ich berühmt wie Sara Bernhardt, die Witze, die man aus meinen Ellenbogen und Schulterknochen dreheln würde! Ich thue aber üppig. Sieh nur dieses Gepuffe und Gepumple an meiner Robe! Mein Mann weiß ganz gut, daß ich kein üppiges Weib bin, weil mich aber alle Andern dafür halten, fühlt er sich seiner Sache nicht sicher. Hätte ich bleiben wollen, wie die Stiefmutter Natur mich gewollt, kein Hahn — worunter ich wieder die Männer verstehe — hätte nach mir gekräht.“

Rätke fühlte sich durch Dörthes frivole Reden auf's peinlichste berührt, Dörthe sah es und suchte ihren Standpunkt zu vertheidigen.

„Du hältst wohl gefärbtes Haar für unmoralisch? Und was sagst Du zu einem gefärbten Geist? zu gefärbten Gedanken, die doch alle Welt hat und haben muß? Unsere Reichstagsmitglieder z. B. Glaubst Du, daß da ein Einziger sagt, was er denkt — die Phönixe natürlich ausgenommen? — alle Tartüffs, kleinere und größere. Ich finde die Lilien und Rosen auf meinen Wangen moralischer als die Stilblüthen dieser Herren, die, wie Du es ja gedruckt in allen möglichen Journalen lesen kannst, das Volksleben vergiften. Ich schade doch mit meinem bißchen Lünche Niemandem, nütze im Gegentheil

nicht nur mir, sondern auch jedem ästhetisch fühlenden Menschenbruder, nicht zu verwechseln mit Menschenschwester.“

„Und wenn Dein Mann dahinter kommt, daß Du Dich färbst?“

Dörthe lachte hell auf.

„O, Du kleiner Schatz, er weiß es und läßt sich nichtsdestoweniger von meinem Farbenreiz blenden. Merke Dir, die Männer sehen fast nie mit eigenen Augen, sondern nur mit den Augen der Andern. Gefalle allen Andern, so gefällst Du dem Einen auch. Und dann, sie haben gar kein Abstraktionsvermögen; sie können sich gar nicht vorstellen, wie wir aussehen würden ohne unsere künstlichen Drumrums. Die Thatjache unseres Schönaussehens genügt ihnen.“

Räthes Mißbehagen verstärkte sich. Sie wollte nichts mehr hören.

„Aber Lämmchen, nimm doch Vernunft an. Wenn Du Deinen Mann haben willst, mußt Du doch sein, wie er Dich will. So ein correctes, braves, decent angezogenes kleines Weibchen ist ja für viele Männer sehr erfreulich, ein Michael Böhmer verlangt mehr.“

Dörthe fühlte, daß sie vorläufig nicht weiter gehen dürfte. Sie sprang lustig auf.

„Genug für heut. Ich bin des trockenen Tons nun satt. Das nächste Mal spazieren wir von Deinem Exterieur zu Deinem Interieur herunter. Jetzt wollen wir vergnügt sein. Hast Du Wein?“

Der Wein wurde gebracht. Dörthe trank wie ein Alter, rauchte eine Cigarette dazu und wurde immer aufgeräumter. Sie ahnte verschiedenen Leuten ihrer Bekanntschaft nach, sprach sächsisch, sang Couplets, und das Alles that sie mit einer unnachahmlichen Drollerie, so daß Räthe, trotz ihrer tiefen Verstimmung, einige Male laut lachen mußte.

Dörthe nutzte gern ihr schauspielerisches Talent, für das sie im Großen keine Verwendung hatte, zu kleinen pantomimischen Scherzen und Solojenen aus. Allerliebst verstand sie es, die verschiedensten Affecte durch ihr Mienenspiel auszudrücken, gab aber dabei den pathetischen Masken den Vorzug. Sie drapirte sich mit dem ersten besten Lappen und genirte sich nicht, in Nothfällen Vorhänge von Fenstern, und Decken von Tischen zu reißen. Daß sie die Ohren und die Kopfhaut wie eine echte Nothhaut bewegen konnte, kam ihr bei ihren mimischen Tollheiten sehr zu statten.

Als sie sich endlich zum Gehen anschickte, forderte sie Räthe auf, mit ihr zu fahren, um die nöthigen Toiletteneinkäufe zu besorgen; gleich darauf aber befaß sie sich anders und meinte, sie führe doch lieber allein, sie habe Beziehungen zu verschiedenen Bazar's und könne ohne Räthe Alles billiger einhandeln. Sie bat sich als Probekleid einen Anzug von der Freundin aus und nahm ihn gleich in der Droschke mit sich. Schon in der Thür, rief sie Räthe noch zu:

„Und vergiß nicht, nimm täglich ein parfümirtes Bad.“

Dörthe war direct in den betreffenden Bazar gefahren und wählte mit peinlicher Sorgfalt und raffinirtem Verständniß einige reizende Costüme für Rätthe aus. Eine elegante Matinée für sich selbst legte sie dazu, um sie mit verrechnen zu lassen, schließlich aber warf sie die Matinée mit einem ethischen Drucker wieder zurück. Ihre liebe Rätthe bemogeln, das fehlte noch. Als sie schon vor der Ladenthür war, kehrte sie aber doch noch einmal um, und ließ eine unbedeutende, aber preiswürdige kleine Spitzenpelerine zu dem Costüm legen. Diese Kleinigkeit konnte sie schon als Provision auf ihr Gewissen nehmen.

Rätthe befand sich, nachdem Dörthe sie verlassen, in einer eigenthümlichen Geistesverfassung, wie Jemand, der in seinem gewohnten Zimmer eingeschlafen, in einem andern fremden Raum erwacht, in dem er sich nicht zurechtfinden kann. Die Klugheitsregeln Dörthes, ihre vorgebliche Menschenkenntniß stießen sie ab, sie demüthigten, deprimirten, erschreckten sie. Ihr feinbesaitetes Gemüth gerieth in peinliche Schwingungen. Trotz ihrer nicht gewöhnlichen Intelligenz hatte sie von jeher an weicher Nachgiebigkeit und Unselbständigkeit gekrankt, was sie fremden Einflüssen leicht zugänglich machte.

Nein, Dörthe konnte nicht Recht haben — unmöglich! Und wenn doch! Selbst dann würde sie sich nie so perverser Mittel bedienen. Lieber Michael verlieren! Aber verlieren durch Scheidung!

Und wieder kam die zitternde, herzbeklemmende Angst über sie vor dieser Trennung, die unabweislich sein würde. Und nach der Scheidung? Wohin sollte sie? Zu wem gehörte sie? Zu ihren Eltern? Nie! Sie würden die Geschiedene widerwillig, mit geringschäßigem Mitleid aufnehmen. Unerträglich!

Am andern Tage zählte sie die Minuten bis zur Ankunft Dörthes, und als diese endlich kam, stürzte sie ihr in die Arme, und vergessen war alles Abstoßende, das sie aus ihrem Munde gehört.

Dörthe theilte ihr gleich mit, daß eins der Costüme, die sie ausgewählt, und an dem nur kleine Aenderungen vorzunehmen seien, am Abend in ihren Händen sein würde. Zur Anprobe und Herstellung der dazu passenden Haarfrisur würde sie ihre Jungfer schicken.

Rätthe lehnte das Anerbieten ab; doch war der Ton, in dem sie es that, schwüchtern und schwankend.

„So — na, wenn Du durchaus in Deiner Philisterklebage bleiben willst — immerzu. Des Menschen Wille ist zwar nicht sein Himmelreich, aber doch zuweilen seine — Scheidung.“

Rätthe gab nach.

„Und Deine zwar schöne, aber romantisch angegangene Seele,“ fuhr Dörthe fort, „muß auch umgekrempelt werden.“

„Das ist ein trauriger Spaß, Dörthe. Seelenwanderungen giebt's nicht.“

„Giebt's! Sei, wie Du willst, meinerwegen nervös, capriciös, pretenciös, malitiös, nur nicht langweilig. Langweilig ist langweilig, und wenn es noch so ethisch, pathetisch, ästhetisch dabei zugeht, und amüsan ist amüsan, wenn

auch Frivoles, Hohles, Gefohltes — habe ich Talent zum Reimen? — dabei mit unterläuft.“

„Ich kann doch gar nicht amüsant sein.“

„Du kannst es. Das „Wie“ hängt von dem Naturell und den Ansprüchen des Gegners, ich wollte sagen des Liebhabers, ich wollte sagen des Gatten, ab. Es giebt simple Herren, die sich schon amüsiren, wenn eine Frau mit weißen Zähnen — eigenen natürlich — und rothen Lippen — können geschminkt sein — lacht. Andere freilich sind anspruchsvoller; da mußt Du Pralinés, Knallbonbons reden. Du hast es wohl schon gemerkt, ich habe eine Specialität. Ich bin furchtbar drollig. Das hat mein Glück gemacht.“

Dörthe schlug vor, in Michaels Atelier hinaufzusteigen, sie müsse sein blaues Bild sehen, das ja in den nächsten Tagen für die Ausstellung abgeholt würde. Woher Dörthe das wisse. Käthe habe es ihr ja selbst gesagt. Käthe erinnerte sich dessen nicht, die Thatsache war aber richtig. Sie gab widerwillig nach. Als sie oben waren, flog Dörthe wie ein Wiesel umher, beschnupperte Alles, ihre Hände glitten streichelnd über die Teppiche und Costüme, etwas wie Nührung, wie ein Abschiednehmen von lieben altbekannten Dingen war in ihren Blicken.

„Ach ja,“ seufzte sie, „hier ist gut weilen!“ Und nach einer Pause: „Weißt Du was? laß ihn laufen, Deinen Michael!“

Ein solches Entsetzen spiegelte sich in Käthes Zügen, daß Dörthe sofort auf den schwarzen Rachelofen und den Speckeierfuchen, von dem sie nie genug kriegte, retirirte und behauptete, sie habe nur hübsch gesprochen. Und als, Käthe sich noch immer nicht versöhnt zeigte, trippelte sie durch das Atelier, gebückt den Kopf zwischen die Schultern ziehend, und mit den Ohren wackelnd wie ein junger Hund, der Schläge fürchtet. Schließlich schnappte sie nach Käthes Hand. — Wenn Käthe sie nicht auf der Stelle wieder lieb hätte, so biß sie ihr den Finger ab. Natürlich mußte Käthe wieder lachen, und natürlich war sie ihr wieder gut.

Einmal blieb sie vor der Staffelei stehen.

„Du —“ wandte sie sich zu Käthe um, „das ist die Hauptsache. Welche Stellung nimmst Du den Bildern Deines Mannes gegenüber ein?“

Käthe stotterte etwas verlegen, daß ihr die Bilder nicht recht gefielen, sie verstehe sie wohl nicht.

„Und Du sagst es ihm?“

„Ja.“

„Du bist wohl verrückt? Und diese Frau wundert sich, daß ihr Mann sich von ihr will scheiden lassen. Hast Du denn nie darüber nachgedacht, warum Dich Dein Michael nicht liebt?“

Käthe schüttelte trübselig den Kopf.

„Du bist hübsch, sehr hübsch, klug, sehr klug, in der Schule hast Du mir ja immer in meine Aufsätze die Stilblüthen hineingebracht, und brav

bist Du, der reine Tugendbold; ja — aber — wie gesagt, Du amüfirst keinen Menschen.

„Ich weiß es,“ sagte Rätke tonlos.

„Nun sage einmal, Schätzchen, warum soll Dein Mann Dich eigentlich lieben?“

Rätke brauste auf.

„Warum? weil er mein Gatte ist, weil er mir Treue und Liebe geschworen hat, weil ich ihn liebe — —“

„Keine Gründe —“ unterbrach Dörthe sie — „und was das Geschworne betrifft, ich bin eine geschworne Feindin alles Geschwornen, und noch ganz andere Leute als Jupiter lachen über dergleichen Schwüre.“

„So wie Du bist, paßt Du für Michael wie die Faust aufs Auge. Ein Landpastor wäre Dein Fall gewesen, aber Michael mit den Sonnenaugen!“

Rätke war ganz geknickt. Sie tappte suchend mit ihren Gedanken wie in einem fröstlichen Nebel umher und fand keinen festen Boden.

„Nicht böse sein, Liebling!“ Dörthe streichelte ihre Wange. „Aber Du siehst ein, wir müssen erst Klarheit in die Situation bringen, ehe wir sie ändern können. Uebrigens, Lämmchen, ist denn Deine Liebe so überaus ethisch? um mich auch einmal eines vornehmen Wortes zu bedienen. Hand auf's Herz, Schätzchen, was liebst Du denn an oder in Michael? Seine Seele? aber die hältst Du ja für wurmstichig, und seine Bilder, die Spiegel seiner Seele, magst Du nicht. Was bleibt denn? seine männliche, etwas verjubilte Schönheit, das sinnliche Fluidum, das ihn machtvoll umwüttert. Von ihm verlangst Du Idealität und plant'st ja selber in der allerschönsten Sinnlichkeit umher.“

„O nein, es ist nicht das, Dörthe, nicht das!“ brachte Rätke aus tiefster Verlekt hervor. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, aber in meine Liebe zu Michael da hinein ist Alles verwebt, was ich je Reines und Gutes empfunden, meine ganze Jugend, meine Träume von Glück, mein bestes Wollen — Alles — Alles — ach, Du verstehst mich nicht.“

Nein, Dörthe verstand sie nicht, und nach ihrer Meinung wären auch diese psychologischen Finessen nichts für Michaels Gaumen. Sie wollte wissen, ob sie ihrem Gatten außer seiner Nichtliebe etwas vorzuwerfen habe. Ob er Tyrann sei? — Nein — — ob er sie als Sklavin behandle? — Nein — Othello? — Nein. — Ob er eine Geliebte habe? — Sie glaube es.

„Na, die wird den Kohl auch nicht fett machen. Also brauen wir den Zaubertrank, der Tristans Kälte in Gluth verwandeln soll. Erste Ingredienz:“ — sie zählte an den Fingern ab — „Schmeichelei. Duale, ärgere Deinen Mann als Mensch, wenn es Dir Spaß macht, an seinen Künstlerstolz aber rühre nicht. Schmeichele ihn getrost in den Größenwahn hinein: auf irgend eine Art hat oder kriegt er ihn doch.“

„Ich kann doch nicht lügen.“

„Dann bist Du überhaupt verloren. Die Sache ist aber gar nicht so schwer, wie Du sie Dir vorstellst. Deinen Geist brauchst Du dabei nicht in Unkosten zu stürzen.“

Sie griff nach einem breitrandigen Künstlerhut, stülpte ihn sich fest und schief auf das Köpfchen, zog einen braunen Sammtrock, den sie dem Schrank entnahm, über ihr Kleid, zündete sich eine Cigarette an, stellte sich breit vor das Staffeleibild und kniff ein Auge zu.

„So — jetzt bin ich der College so und so, gekommen, um zu loben.

„Donnerwetter, Freund, Du bist ja ein wahrer Columbus der Farbe! Oder: Prometheus, Du hast gestohlen — das Feuer vom Himmel! Man kann nämlich nie dich genug auftragen,“ wandte sie sich wieder Rätke zu. „Nur eins beachte: nie einen Künstler in Gegenwart eines andern Künstlers loben, immer nur unter vier Augen, denn natürlich findet jeder die Bilder, die ein Anderer gemalt hat, miserabel.

„Zweite Ingrebienz zu dem Zaubertrank: Koketterie, aber eine aus dem F. F. Dazu gehören Toilette, amüsantes und pikantes Wesen und natürlich ein — noch besser mehrere Courmacher. Ob Rätke im Besitz eines solchen sei?“

„Nein.“

„Ah — wirklich nicht? merkwürdig! Wir brauchen aber einen Courmacher wie das liebe Brot. An den Charm einer Frau, der Niemand die Cour macht, glaubt kein Mann.“

Rätke widersprach.

Dörthe gab die Phönixe, die solider dächten, zu; leider aber wären die schon immer anderweitig vergeben, wenn man gerade heirathete. Ob Rätke wirklich nicht den kleinsten Courmacher an ihrem Horizont entdecken könne?

Rätke blieb bei dem „Nein.“ Der einzige Mann, der ihr etwas näher stehe, Lorenz Hellbach, sei kein Courmacher.

„Was denn?“

„Ein Freund.“

„Thut's auch. Uebrigens ist er ja zugleich Freund und College Deines Mannes.“

Woher Dörthe das wisse?

Als ob man in Berlin nicht Alles wüßte. Wer kenne übrigens nicht den Nachtmaler. Nach einer kleinen Pause fragte sie scheinbar ganz naiv:

„Und hat er Dir schon seine Liebe erklärt?“

„Wer?“

„Lorenz Hellbach.“

„Aber Dörthe — im Gegentheil, er will Alles thun, damit Michael sich nicht scheiden läßt.“

„Das ist doch nicht das Gegentheil. Was hätte er von einer Scheidung, da er Dich nicht heirathen kann.“

Rätke erklärte bestimmt, daß sie sich niemals würde den Hof machen lassen. Dörthe wiegte ihren Goldklopp und sah Rätke mit dem ihr eigenthümlichen Blick von unten herauf an.

„Ach, habe Du nur einmal Blut geleckt, das heißt, zappelt nur der erste Anbeter in Deinem Netz — wie heißt doch das französische Sprichwort — ja richtig: *L'appétit vient en mangeant*. — Rätke, hast Du mich noch lieb?“ unterbrach sie sich plötzlich, in der Besorgniß, wieder zu weit gegangen zu sein.

Ja, Rätke hatte sie noch lieb.

„Und Du denkst nicht schlecht von mir?“

„Nein, Dörthe, aber ich glaube Dir nicht, daß so das Herz eines Mannes gewonnen wird.“

„Du brauchst es nicht gerade das Herz zu nennen. Aber klauen wir nicht Wort. Auf den Namen kommt's nicht an. Probiren geht über studiren. Probire!“

„Und hättest Du Recht, was für eine dauerlose Liebe wäre das! Wir werden doch älter, alt sogar — und wie dann?“

Erstlich — meinte Dörthe, indem sie die Arme nach hinten bog und die Brust heraustreckte wie im Vollgefühl gesunder Kraft — so alt, daß Liebe und Amusements aufhörten, würde man selten. Wie nach dem bekannten französischen Wort jeder Soldat in seinem Tornister den Felbherrnstab trüge, so hätte auch jede kluge Frau die Anwartschaft auf eine *Rinon de l'Enclos*, was die ewige Jugend betreffe. Erhielte sie aber Gott wider Erwarten länger am Leben, als ihre ewige Jugend vorhielte, nun, so bliebe ihr ja — — sie besann sich einen Augenblick.

„Die Religion,“ ergänzte Rätke.

Nein, so weit gehe sie nicht, höchstens Spiritismus. Sie habe schon vorgebeugt und sich auf das spiritistische Journal „Sphinx“ abonniert. Dabei gäbe es auch Unsterblichkeit, was ja bei jeder Religion die Hauptsache und das praktisch Verwendbare wäre.

Als sie Rätkes bestürzte Miene wahrnahm, setzte sie schnell begütigend hinzu, sie spreche ja natürlich nur bildlich.

Und nun erging sie sich, wie am Tage vorher, wieder in drolligen Einfällen und Erzählungen. Ob Rätke wissen wolle, wie sie einmal ihrem Manne nach einer greulichen Scene, die er ihr, natürlich aus Eifersucht, gemacht, mitgespielt habe. Rätke wollte es wissen.

Die hergebrachten pädagogischen Kniffe, wie das Maulen z. B. hatte sie, schon weil es viel zu lange dauere.

„Also — als mein Othello am Abend des Zankduetts in mein Zimmer tritt, findet er mich, alle Viere von mir gestreckt habend, auf dem Fußboden, natürlich auf einem Teppich; bequem wie ich bin, hatte ich mir auch noch ein Kissen unter den Kopf gelegt. Meine goldene Mähne fegt die Dielen, ganz hüßende Magdalene. Weißes Negligée, hochanständig, bis auf eine

belanglose kleine Blöße, wie eine hüßende Magdalene sie mit sich bringt. Ich reiche ihm mit Grabesblick eine Tasse Thee; als er sie zur Hälfte geleert hat, entreiße ich sie ihm, schlürfe gierig den Rest und mache ihm die erfreuliche Mittheilung, daß wir vergiftet sind. Unter Todesschauern wechseln wir den — oder die Abschiedsküsse, und hinterher lache ich mich halbtodt, und schließlich lacht er mit und findet mich charmant, aber sehr charmant und schenkt mir — einen Schmuß. Drollig — nicht? Du hast mich doch lieb, Rätthe?"

Rätthe nickte gefügig.

„Zur Belohnung will ich Dir morgen einmal kommen, wie die Stiefmutter Natur mich gewollt hat, ein immenses Opfer, das ich meiner Freundschaft und Deiner Erziehung bringe. Erschrick nur nicht vor mir, Lämmchen!“ Damit ging sie.

Das bestellte Costüm kam gegen Abend. Es war einfach und poetisch. Graugrünllicher Halbsammet mit breiter Goldspitze besetzt, im Nacken tief ausgeschnitten. Noch stand Rätthe unschlüssig davor, ob sie es behalten sollte, als Dörthes Jungfer sich melden ließ. Dieselbe fortzuschicken, hielt sie für eine Unart der Freundin gegenüber. So duldete sie, daß die Jungfer sie frisirte und ankleidete. So lange dieselbe da war, that sie gleichgiltig und blickte nicht einmal in den Spiegel. Kaum aber war die Jungfer gegangen, so trat sie vor dem großen Toilettenspiegel. Ihr Herz fing an zu klopfen, sie wurde roth, als ob ihr Jemand eine grobe Schmeichelei gesagt hätte. Es war der Spiegel. Du bist schön, sagte er ihr. Die Jungfer hatte ihr Haar nach griechischer Art in einem leichtgeschlungenen Haarfnoten, aus dem Locken quollen, am Hinterhaupt aufgesteckt. Sehr pikant fiel eine einzelne Locke über ihre weiße Stirn. Die herrliche Linie ihres Nackens trat frei aus der Goldspitze hervor.

Eine eigenthümliche Erregtheit bemächtigte sich Rätthes, die sich allmählich fieberhaft steigerte. Zum ersten Mal ward sie sich ihrer Schönheit bewußt. Eine Frisur, ein Kleid hatten ihre unscheinbare Erscheinung in eine auffallend reizvolle verwandelt. Erst von diesem Moment an wurde sie den Einflüsterungen der Freundin zugänglich. So hatte also Dörthe nicht ins Blaue geredet! Und wenn sie in dieser einen Sache Recht gehabt, war dann vielleicht Alles wahr, was sie gesagt? Rätthes Sinn war zu rein, als daß sie sich widerstandslos hätte hinabziehen lassen.

Hastig entkleidete sie sich ihres Kleides und zerrte die Frisur auseinander, als könne sie damit den Tropfen Gift, der in ihr Blut gedrungen, wieder loswerden.

Was aber das Blut in sich aufgenommen, gährt fort, zerseht, wenn nicht ein Gegengift da ist. Und es war keins da.

Im Gegentheil, Lorenz Hellbach war da, der dem, was Dörthe praktisch lehrte, eine theoretische Unterlage gab. Er verfolgte eine ganz bestimmte Methode. Das Flexible, Unselbständige in Rätthes Geistesart war ihm nicht

entgangen. Begabte, aber unsichere, unfertige Naturen ohne Selbstvertrauen sind eher auf Abwege zu führen als beschränkte, selbstbewußte, fertige Charaktere. Das wußte er.

Er wollte sie frei machen von Vorurtheilen. Unter Vorurtheilen verstand er unter anderem und hauptsächlich die eheliche Treue.

Räthe hatte sich einige Male vor ihm verleugnen lassen, ohne eigentlichen Grund, in einem instinctiven Gefühl der Abwehr. Als er ihr aber bald darauf im Thiergarten auf einem Spaziergang begegnete, nahm sie gern seine Begleitung an, vermied aber anfangs die Intimität ihrer letzten Unterhaltung.

Er fand etwas Neues und Fremdes an ihr, ohne zu wissen, worin es eigentlich bestand. Es waren kleine, unbedeutende Abweichungen von ihrer früheren Art, die das Gesamtbild änderten: Eine kleine schüchterne Locke auf der Stirn, ein Reilchentouffe auf dem Capothut, über dem dunkeln Paletot ein spanischer Spitzenshaml, ein ängstlich Lauernendes in ihrem Blick. Sie merkte, daß er auf ihre Füße blickte, die auf's zierlichste bekleidet waren, anders als früher, und unwillkürlich ging sie schneller, als könne sie ihm damit den Anblick derselben entziehen. Aus Verlegenheit wurde sie lebhaft, und lebhaft erzählte sie ihm von der schönen und lieben Jugendfreundin, die sie wiedergefunden, und wie seltsame Rathschläge diese ihr in Betreff Michaels gegeben. Sie hielt inne, gleich bereuend, was sie gesagt; hatte sie nun doch damit dem Gespräch die intime Wendung gegeben, die sie vermeiden wollte. Er fragte nach den Rathschlägen der Freundin, sie wollte erst die seinigen wissen.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Suchen Sie seine Bilder zu verstehen.“ Und nach einer Pause: „Machen Sie ihn eifersüchtig.“

Räthe sah ihn groß und ängstlich an. War das nicht eigentlich dasselbe, was Dörthe ihr gesagt? Seine Bilder verstehen, hieß das nicht sie loben! Und ihn eifersüchtig machen, hieß das nicht sich den Hof machen lassen?

Als läse er ihre Gedanken, fügte er gleich hinzu, indem er einen Zweig, der sich in den Saum ihres Kleides verwickelt hatte, losnestelte: „Das Kürzeste wäre, Sie gäben mir die Erlaubniß, Ihnen officiell den Hof zu machen, Katharina. Es würde für den Zweck, Michael eifersüchtig zu machen, ausreichen, und Sie liefen keine Gefahr dabei.“

Er hatte das so einfach, halb lächelnd, gesagt, daß kein Mißtrauen in ihr aufkeimte. Doch antwortete sie nicht. Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander. Das Schweigen bedrückte sie schließlich. Sie blieb vor einem Baume stehen, an dem ein Eichhörnchen emporsprang, und that, als amüsire sie sich über seine possirlichen Sprünge. Das Eichhörnchen erinnerte sie an Dörthe. Lorenz versuchte das Eichhörnchen zu fangen. Nach einiger Nähe gelang es ihm. Er brachte es Räthe und parirte geschickt die Wisse des kleinen Thieres. Ueber seine drollige Wildheit mußte Räthe laut lachen.

„Ich lache ja,“ sagte sie, plötzlich traurig werdend. „Wie kann ich nur lachen!“

Er ließ das Sichhörndchen entchlüpfen.

„Weil Sie keinen Grund haben, traurig zu sein, Katharina. Ich habe Ihre Sache zu der meinen gemacht. Was ich will, das kann ich.“

Ein paar Regentropfen fielen. Er spannte sorglich den Schirm über sie aus und nahm, als wäre es selbstverständlich, ihren Arm. Mit kindlichem Vertrauen blickte sie zu ihm auf. Sie bemerkte vielleicht zum ersten Mal, daß er einen intelligenten, interessanten Kopf hatte. Das kurzgehornte, dunkle Haar bildete eine Schneppe in der Stirn. Er hatte langgeschnittene Augen von dunklem Graublau, mit flimmernden langen Wimpern. Der Blick war müde und languissant und doch sicher und forschend, die Augen eines Kenners der Welt, des Lebens, der Frauen. Ein eleganter, kurz und schmal gehaltener Vollbart ließ das längliche Gesicht noch schlanker erscheinen. Er war mittelgroß, von schwächtiger Gestalt.

Ihr war wohl an seinem Arm. Die Abhängigkeit von einem starken Willen war ihr Bedürfnis.

Auf Dörthes Rath hatte Käthe kurz und kühl an Michael geschrieben, daß sie in die Scheidung willige, und ebenso kurz und kühl hatte er ihr für ihre Bereitwilligkeit gedankt.

Als Dörthe das nächste Mal bei Käthe erschien, erkannte diese sie im ersten Augenblick nicht. Sie kam in der That ohne jede Verzierung. Sie trug das einfache Kleid, das Käthe ihr als Modell zur Besorgung des Costüms gegeben hatte; es paßte ihr nicht recht und entstellte ihre Figur. Sie war ganz sie selbst. Alles war da: das dünne, fennelblonde Rattenschwänzchen, der brouillirte Teint, die weißlichen Augenbrauen, die schwachgefärbten Lippen. Sie setzte sich mit drolliger Gravität auf die Kante eines Stuhls und sagte: „Nun siehste, wie ich bin — auswendig; und was das Innenwändige betrifft, die Haare sollen Dir gleich zu Berge stehen über die Moral, die ich verzapfen werde.“

Es wurde an die Thür geklopft. Käthe öffnete. Hellbach stand auf der Schwelle. Käthe hätte ihn gern abgewiesen, sie mußte aber nicht, unter welchem Vorwand. So ließ sie ihn eintreten und stellte ihm Dörthe als ihre Jugendfreundin vor.

Dörthe hatte in einem Instinkt weiblicher Eitelkeit schnell den Vorhang des Fensters, in dessen Nähe sie saß, zugezogen, so daß ihre Züge nicht deutlich zu erkennen waren. Sie verneigte sich steif, und nachdem man die ersten conventionellen Höflichkeitsphrasen ausgetauscht, mußte sie bald das Gespräch auf Kindererziehung zu bringen. Sie dichtete sich im Umsehen nicht nur einen Sohn, sondern sogar einen Sextaner von Sohn an und sprach nun mit einem unverbrüchlich würdevollen Ernst über den Unterricht in den alten Sprachen. Sie sei für Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes, und sie begründete ihre Ansicht in ebenso sachkundiger wie durchdachter Weise.

Hellbach hörte kaum hin, und nur die Höflichkeit hinderte ihn, sofort den Rückzug anzutreten.

Räthe, die die Ungeduld in seinen Mienen las, suchte das Gespräch in andere Bahnen zu lenken und fragte Dörthe, was sie zur Erziehung durch die Kunst meine, à la Rembrandt? Von da war nur ein Schritt bis zu der Frage, ob sie die Bilder Herrn von Hellbachs kenne.

Ja, sie kannte sie. In ihrem Ton lag eine spitze Geringschätzung, die die herbste Kritik einschloß. Und gleich griff sie wieder auf den lateinischen Aufsatz zurück.

Hellbach athmete sichtlich auf, als sie sich nach einer Viertelstunde empfahl. Vor der Thür flüsterte Dörthe schelmisch Räthe zu: „Frage doch den Herrn, ob er nicht entzückt von mir ist?“

„Du hast aber wirklich wie ein Buch gesprochen, ich war ganz starr vor Staunen.“

„Natürlich wie ein Buch,“ lachte Dörthe, „ich habe ja Wort für Wort den berühmtesten Aufsatz citirt, der über diesen Gegenstand geschrieben worden ist; für Dich hatte ich ihn memorirt, um Dich anzukulken. Nun habe ich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.“

Als Räthe wieder zu Hellbach trat, äußerte sich sein Entzücken über Dörthe nicht sehr lebhaft. Er danke Gott, daß diese docirende Langeweile das Feld geräumt habe. Er wundere sich nur, wie dieser ältliche, unschöne Blaustrumpf eine Jugendfreundin Räthes sein könne. Eine Frau, ohne eine Spur von Kunstgefühl, eine Frau, die sich vom Hintergrund lateinischer Aufsätze abhebe mit einem solchen Teint und einem solchen Capothut. Aufrichtig gesagt, er habe bei Räthe angeklopft, weil er gemeint, die reizende Freundin, von der sie ihm erzählt, zu treffen.

„Dann kommen Sie morgen,“ sagte Räthe, einem plötzlichen Einfall nachgebend. „Das war nicht die Freundin, von der ich Ihnen erzählt habe. Wir waren unsrer Drei.“

„Morgen um dieselbe Zeit?“

„Ja. Adieu, Herr von Hellbach, auf morgen.“

„Bitte, noch zehn Minuten lassen Sie mich bleiben, ich muß mich doch erholen von der ausgestandenen Unbill.“

Räthe warf ihm mit einiger Erregtheit sein hartes Urtheil über ihre Freundin vor, das doch nur auf Aeußerlichkeiten beruhe. Nein, er wäre sicher kein guter Mensch, das hätte er immer bewiesen — —

Sie hielt inne, mit Recht vermuthend, er könne ihre letzten Worte auf seine Heirath beziehen.

„Sie denken an meine Geldheirath, Katharina, Sie halten mich für einen —“

„Mammons knecht,“ schaltete sie unwillkürlich ein, sich an Dörthes Wort erinnernd.

„Knecht? nein. Im Gegentheil, das Geld meiner Frau hat mich frei gemacht, frei das Beste in mir, meinen Genius, wenn Sie mir das geschwollene Wort gestatten wollen. Ohne dieses Geld, ohne meine Frau wäre ich der

Sklave des Kunsthändlers, des Publikums geworden, und ich, das heißt mein künstlerisches „Ich“ wäre längst todt, begraben.“

„Und Ihre arme Frau — —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ unterbrach er sie, „schlagen Sie es nicht gering an, daß Pauline mich liebt. Man wird auch an fremdem Feuer warm, besonders wenn es ein behagliches Herdfeuer ist. Freilich,“ fuhr er in verändertem Ton, wie in sich hineinsprechend fort, „das Feuer in der eigenen Brust, das verzehrt, verbrennt, wenn die liebe Hand, die es angefaßt, es nicht hütet.“

Er sah sie nicht an, während er sprach. Er preßte seine Hand auf die Brust wie auf eine Wunde, die schmerzt.

Die Plötzlichkeit, mit der Hellbach zuweilen aus dem Ton des lachenden Philosophen, des frivol espritvollen Gausseurs in schwärmerisch heiße Accente überging, war außerordentlich effectvoll. Wie sehr eitle Frauen wohl beim Tode eines geliebten Menschen, dessen Verlust sie tief empfinden, dennoch die Klebsamkeit der Trauertracht in Betracht ziehen, so waren bei ihm wirkliche Empfindung und berechnetes Spiel gemischt. Seine letzten Worte und seine Haltung hatten Rätke beklemmt, beunruhigt.

„Auf morgen also,“ sagte sie und verließ schnell das Atelier.

Dörthe kam nun täglich eine Stunde zu Rätke, und allmählich überlieferte sie ihr den ganzen Schatz ihrer Erfahrung, das heißt, nicht den ganzen. Gewisse Excentricitäten behielt sie für sich. Rätke lernte alle die kleinen koketten Kniffe und Märgchen — wie Dörthe sich ausdrückte — kennen, mit denen sie die Männer an ihren Triumphwagen spannte, welcher Wagen leider die einzige Equipage sei, über die sie zur Zeit verfüge. Die Rendez-vous fanden auf Dörthes Wunsch jetzt immer im Atelier statt, obwohl der Salon die Kritik, daß er seinen Beruf verfehlt habe, nicht mehr verdiente. Ohne viel Schwierigkeit war in wenigen Tagen seine Metamorphose bewerkstelligt worden, Flunkerei zum großen Theil, wie Dörthe es vorausgesagt, wenig Gebiegenes.

Ueber der Chaiselongue ein weißlich sibirisches Bärenfell — Imitation — auf welches Fell sich Rätke, nach Dörthes Anweisung, nur in duftigen Spitzen oder dunklem Sammt, — beide Imitation — hingießen dürfe. Das ordinäre Tageslicht war durch Glasmalerei an den Fenstern poetisch gedämpft worden. Statt der geplanten Delbilder, die sich zu theuer erwiesen, plastische Werke ersten Ranges, die man billig in Gips haben konnte, welcher Gips sich bei Tag unter phantastischem Grün in dämmernden Winkeln, Abends unter rothverhängten Hängelampen wie Marmor ausnahm. An Stelle des Ofens ein Kamin. Ein paar orientalische Teppiche, ein alter Lehnstuhl mit verblühtem pfirsichfarbenem Sammt, von dem sich das rabenschwarze Köpfchen Rätkes entzückend abzuheben, bestimmt war. Ein paar Antiquitäten: ein Ritter Georg mit dem Drachen in grünlich schillernder Bronze, ein alter Heiligenschein, ein mystisch dunkelblinkendes Kupfergefäß mit Sonnenblumen

gefüllt, Konfibel — Imitation nach alten Mustern — mit vollen Sträußen von zottig wilden Erysanthen.

Die abgeschlagenen Ecken, fehlenden Gliedmaßen, Scharten und Sprünge an den Antiquitäten, die auf Rechnung ihrer Billigkeit kamen, waren durch geschickte Aufstellung kritischen Blicken entzogen worden. Dörthe hatte von sich selber gesagt, daß sie ein gebornes Trödelgenie sei, und so hatte sie in der That den ganzen Krempel — ihr Ausdruck — in entlegenen Magazinen für kaum tausend Mark aufgetrieben, und für sich selbst dabei so gut wie nichts profitirt.

Auf Rätthes Schreibtisch aber, so decretirte sie, müsse, coûte qui coûte, täglich ein frisches Weichensträußchen prangen.

Trotz der neuen Pracht des Salons fühlte sich Dörthe im Atelier, in einem Chaos von Palmen, Staub, Unordnung, Skizzen, Delgeruch, Gypsabgüssen u. s. w. am wohlsten.

Am Tage, nachdem sie Hellbachs Bekanntschaft gemacht, betrat sie das Atelier in besonders animirter Stimmung. Sie wirthschaftete in dem Costümschrank umher und drapirte sich bald mit diesem, bald mit jenem Costüm. Schließlich war sie entzückt von einem orientalischen Gewand. Sie schlüpfte in dasselbe und behing sich mit allerhand glänzenden Münzen und Glittern. Mit ihrem Kleid, Hut und Shawl aber drapirte sie die Gliederpuppe und gab dem Kopfe einen kleinen Fuß, so daß er sich in sittsam überbescheidenener Haltung vornüber neigte.

Dann setzte sie sich mit gekreuzten Beinen auf die Ottomane und nahm einen orientalischen Tschibuk zur Hand.

„So — o Du Haifisch meines Herzens, paß auf! Jetzt bin ich die Rose von Schiras, rauche Haschisch und werde gleich den sublimsten morgenländischen Unsinn reden, und meine unsterbliche Seele wird taumeln, und ich taumle mit ihr und trinke rothen Wein und lache — Nachmittags um vier Uhr. Ich mache nämlich immer falsche Citate,“ unterbrach sie sich, „weil das urdrollig ist.“

Und sie trank wirklich sehr viel rothen Wein und taumelte und lachte. Und da trat Lorenz Hellbach ein.

„Wir halten Probe zu einem Costümfest,“ rief Rätthe ihm ängstlich entgegen. Sie hatte vergessen, daß sie ihn eingeladen. „Meine Freundin —“

„Frau von Boris“ — stellte Dörthe sich selber vor, „die als Rose von Schiras von Hafis besungen werden will. Sind Sie vielleicht, großer Künstler, ein Verwandter des Hafis? Erschrick nicht, Lämmchen,“ wandte sie sich zu Rätthe, die erschrocken genug aussah. Herr Hellbach würde sicher nichts dagegen haben, wenn sie ihre Rollenübung fortsetzte. Verge mit Dion und Ateliers mit Delfarbengeruch, das seien die einzigen Locale, wo noch die Freiheit wohne. Besonders in Ateliers „lösten sich alle Bande frommer Scheu“, und die einzige dressirte Dame in diesem Paradiese sei — sie zeigte auf die Gliederpuppe — diese da. Und mit gekreuzten Armen und schelmischem Blick knirzte

sie vor der Puppe: „Pardon, Frau von Loris, daß Zuleika sich in ihrer Gegenwart Freiheiten herausnimmt.“

„Wenn hier das Paradies ist, woran ich nicht zweifle,“ bemerkte Hellbach mit lächelnder Galanterie, „brauche ich noch zu bemerken, daß ich Adam sein möchte.“

„Ich aber nicht Eva,“ lachte Dörthe.

„Und warum nicht?“

„Aus verschiedenen Gründen.“

Erstens, aus Aepfeln mache sie sich nichts, und von Engeln mit flammenden Schwertern ausgetrieben zu werden, halte sie auch für kein Plaisir, und Cain als Sohn! Da wäre sie schon lieber die Schlange.

„Um arglose Menschenkinder zu verlocken?“

Es käme doch darauf an, wozu? sie würde die erwähnten Menschenkinder nicht aus dem Paradies hinaus, sondern in das Paradies hineinlocken.

Und sie trank rothen Wein und lachte, und Hellbach trank auch rothen Wein und lachte.

Räthe zupfte sie beängstigt am Gewand.

„Aber, Lämmchen, ich bin ja Zuleika. Frau von Loris —“ sie zeigt auf die Gliederpuppe — „wie immer comme il faut, die reine Teppeschürze.“

Sie forderte Hellbach auf, das orientalische Costüm zu bewundern. Da wäre nichts von der ruckweisen, barbarischen Decolletirtheit der Europäerinnen, wo hier ein nackter Arm, da eine Schulter aus festen Draperieen hervorragte wie ein Wegweiser zu — — sie unterbrach sich mit einem blinzelnden Blick auf Hellbach und fuhr fort:

„Wir Orientalinnen dagegen sind mit unsern reizvollen, dünnen Gewändern gleichmäßig — —“

„Decolletirt,“ ergänzte Hellbach.

„Halten Sie sich die Ohren zu, Frau von Loris, die Ohren zu!“ rief sie neckisch der Gliederpuppe zu, „der Maler da ist ein kleiner noceur.“

Und sie warf sich in den vergoldeten Lehnstuhl, steckte die kleinen Füße in den Löwenrachen, tändelte mit dem Dorsch und fing an von Hellbachs Nachtbildern zu schwärmen, und sie würde sich, sobald sie bei Kasse wäre, auch eine solche Nacht bei ihm bestellen.

Er würde ihr mit Freuden die schönste seiner Nächte zur Verfügung stellen.

Aber von Sternen müsse sie funkeln!

Nein, er würde nur einen Stern hineinmalen, den Abendstern, die Venus.

Und die Beiden wechselten so listige Blicke, und so seltsame Worte, deren Sinn Räthe nicht erfaßte, und sie tranken so viel rothen Wein und lachten so lustig, und schließlich heuchelte Dörthe, indem sie tänzelnd taumelte, mit

verschwärmten Augen und einem schlangenhaft weichen Wiegen in den Hüften einen ganz kleinen allerliebsten Spitz.

Und plötzlich mitten in ihrer Tollheit stieß sie den Dolch in die Scheide und warf ihn Hellbach zu: „Töbten Sie sich, Zuleika ist hin! Frau von Boris lebt!“

Und langsam und gemessen nahm sie der Gliederpuppe ihre Kleider ab, und das Köpfchen seitwärts neigend, mit halbgeschlossenen Augen und kaum bemerkbarem, kühl vornehmem Grüßen an Hellbach vorübergehend, ent schlüpfte sie in das Cabinet.

Räthe hatte während der ganzen Scene wie auf Nadeln gesessen und war nun ängstlich gespannt auf Hellbachs erstes Wort. Dörthe hatte ja in der That auf's Unglaublichste über die Stränge geschlagen, und er kannte ja nicht, wie sie, ihre Schelmenlaunen, und nun würde er den Stab über ihre Dörthe brechen.

Aber zu ihrem Erstaunen sagte er nur: „Ihre kleine Orientalin ist ja ein entzückendes Persönchen, da ist Race, Temperament, Natur!“

„Ja — wirklich?“ stotterte sie verwirrt und war nun wieder enttäuscht, daß er nichts an Dörthe auszusagen fand. „O, sie wird auch als Berlinerin die Eroberung an Ihnen fortsetzen,“ sagte sie kühl.

Er fühlte, daß er nicht das Richtige getroffen. Er betonte jetzt, daß er gar kein persönliches Interesse an der Dame nähme. Sie habe ihm gefallen, wie Einem ein pikantes Bild oder eine gelungene Scene aus einem Schwanke gefalle; eine Stunde später dachte man nicht mehr daran.

Er wäre gern geblieben, empfahl sich aber doch, weil er es für klüger hielt.

Räthe hatte ab und zu bei Dörthes Besuchen das Gespräch auf die Bekanntschaft ihrer Freundin mit Michael gelenkt. Dörthe war ihren neugierigen Fragen jedes Mal ausgewichen. Eines Tages befaß sie sich eines Andern.

Nein, sie wollte kein Geheimniß mehr vor ihrer Räthe haben. Auf Gnade oder Ungnade wollte sie vor ihr die Mördergrube ihres Herzens entschleiern. Sie rechne auf Räthes echte Freundschaft. Echte Freundschaft müsse wie Benzin sein, das jeden Flecken mit dem Mantel der Liebe bedecke.

Räthe mußte über die absichtlich tollen Bilder Dörthes lachen, womit dem Ernst der Confession von vornherein die Spitze abgebrochen wurde.

„Du kannst Dir ja denken,“ nahm sie wieder das Wort, indem sie Räthe lachend umfing, „daß mein Mann — na, dicke Mammons knechte liebt man nicht. Daß ich einen Anderen liebte, war sehr unrecht, aber nicht unnatürlich. Der Andere war ein Freund Deines Mannes, auch Maler. Er malte mich — selbstverständlich. Dabei geschah nämlich das Malheur, daß ich mich in ihn verliebte und auf heftige Gegenliebe stieß. Es fiel aber nichts vor, wahrhaftig nicht. Wir hatten die letzte Sitzung. Ich machte ihm die Mittheilung, daß wir uns nie wiedersehen würden, nie. Zum Abschied reichte ich ihm die Hand. Das war doch nichts Böses? Er aber, in der Zerstretheit des Schmerzes riß mich plötzlich an sich und hätte — wie ich

es mir nicht verhehlen kann, Rätke — er hätte mich geküßt, wenn sich nicht die leider unverschlossene Thüre geöffnet hätte.

„Michael Böhmer stand auf der Schwelle. Mein Maler suchte ihm die Situation klar zu machen. An Böhmers Lächeln sahen wir, daß er ihm nicht glaubte. So sind die Menschen. Und siehst Du, Lämmchen, es wäre nun ja möglich, daß Dein Mann Dir, auf so einen bloßen Verdacht hin, den Umgang mit mir verböte, den Grund würde er Dir natürlich nicht sagen, da er seinem Freunde Verschwiegenheit gelobt hat.

„So, nun weißt Du Alles. Hast Du mich noch lieb, Rätke?“

Sie fragte das jedes Mal, wenn Rätke allen Grund gehabt hätte, sie nicht mehr lieb zu haben. Wäre Rätke etwas welterfahrener gewesen, sie hätte längst gewußt, woran sie mit ihrer Dörthe war. Sie war aber nicht welterfahren. Trotzdem hatte Dörthes Beichte sie indignirt, mehr noch der frivole Ton derselben, als das Geschehniß selber. Da es Dörthe nicht gleich gelang, sie zum Lachen zu bringen, nahm sie zu einer Soloscene ihre Zuflucht. „Gretchen im Kerker!“ sagte sie dumpf. Und da lag sie schon auf den Knien, und da hatte sie schon inbrünstig die Hände gefaltet und intonirte das: „Neige Dich, Schmerzenseiche“ mit so wimmernden Accenten, daß Rätke nun doch lachen und verzeihen mußte.

Dörthe war sehr unzufrieden mit sich. Sie hatte ihre liebe Rätke bezogen. Seitdem sie das neue, ihr bis dahin unbekannte Glück genoß, Jemandem ein wirkliches Opfer gebracht zu haben, und von diesem Jemand für gut gehalten zu werden, seitdem war ihr, wenn auch nur ganz oben auf, ein Gewissen gewachsen.

Rätke hatte, eher als sie es dachte, Gelegenheit, Dörthes Rathschläge zu erproben. Vierzehn Tage nach der Abreise Michaels gab die Frau Geheime Commerzienrätthin Möller sich die Ehre, Herrn und Frau Böhmer zu einer Soirée einzuladen. Frau Böhmer wurde eigentlich nur der Form wegen miteingeladen, man wußte, daß sie in den letzten Jahren Gesellschaften mied, und verzichtete gern auf sie. Am allerwenigsten versah man sich der That- sache, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes eine Einladung acceptiren könne. Und doch geschah es nun. Es war fast eine Verlegenheit für die Wirthin. Wer sollte diese unscheinbare, langweilige, kleine Frau zu Tische führen?

Es waren nicht die besten, aber die flottesten Kreise, in denen Michael verkehrte, eine Verschmelzung der haute-Finanz-, Künstler- und Schrift- stellerwelt und derjenigen Aristokratie, die sich aus der Welt, in der man sich langweilt, hinübergerettet hatte in die espritvollen Kreise, in denen man sich nicht langweilt, und die am leichtesten geneigt war, über die Stränge zu schlagen, natürlich in cavaliermäßigen Formen. Junge Mädchen waren nur in ver- schwindender Minderheit vorhanden. Den jungen Frauen bis zum fünfunds- vierzigsten Jahre gehörte das Feld, Frauen, die rauchten, die den gewagtesten bon mots volles Verständniß entgegenbrachten, die für irgend einen Schau- spieler, Sänger oder Athleten schwärmten und mäßig décolletirte Kleider für

unerlaubt anständig hielten. Einige unter ihnen trieben ein gefährliches Spiel mit Morphinum oder Haschisch. Aeltere und alte Herren dieser Kreise waren wüthend, wenn sie eine ältliche Dame zu Tisch führen mußten. Das Ausland, inclusive Japan und China, stellte ein starkes Contingent zu den Gesellschaften, in denen der internationale Attaché die *pièce de résistance* war.

Als Rätthe in den Salon der Geheimrätthin trat — sehr spät auf Dörthes Anordnung — klopfte ihr Herz zum Zerspringen. Die möglichst unscheinbare Toilette, die sie hatte anlegen wollen, war von Dörthe verworfen worden. Ihr erstes Debüt als Mondaine müsse prätentios sein, es sei entscheidend. Mit einer allmählichen Metamorphose sei nichts gethan. Die Zeit dränge, in sechs bis acht Wochen werde Michael zurück sein, er müsse ein *fait accompli* vorfinden. Die Feste — das heißt die Gesellschaft — müsse im Sturm genommen werden, mit flatternden Fahnen — Trompetenstoß! Also: ein purpurnes *Crêpe de Chine*-Kleid, purpurne Rosen im Haar, purpurrothe Lippen, purpurroth alles vom Scheitel bis zur Sohle, inclusive der Strümpfe und des schleierartigen Shawls, der leicht um Nacken und Arme geschlungen, im rechten Augenblick, wenn er seine Schuldbigkeit gethan, fallen könne.

Die Scheitel ihres Rabenhaares von purpurnen Bandeaux getheilt, ließ ihr Dörthe etwas tief in die Stirn kämmen. Im Nacken ein voller Haarknoten, aus dem eine glatte Strähne des atlasglänzenden Haares über den Hals fiel. Nichts Gelocktes.

Dörthe wußte, daß die Gesellschaft keine Fühlhörner hat und gleich aus der Toilette einer Frau Schlüsse zieht auf das, was sie will und erwartet, und was man von ihr wollen und erwarten kann.

Wie Dörthe es vorausgesehen, erregte Rätthe sofort bei ihrem Eintritt Aufsehen. Diejenigen Gäste, die sie nicht kannten, erkundigten sich sogleich nach der reizenden, pikanten jungen Frau.

Hätte sich in der ersten Viertelstunde Niemand um sie gekümmert, oder hätte ihre Erscheinung Anstoß erregt, sie würde in Scham und Reue umgekehrt sein und jeden weiteren Schritt auf diesem Wege verweigert haben. Der Erfolg aber hat etwas Dämonisches, etwas von einem magnetischen Fluidum, das uns wie in einen glänzenden Nebel einspinnt und nicht wieder frei läßt.

Während sie früher mit einigen älteren Damen auf einem schwer zugänglichen Sopha zuzuschauen pflegte, wie die Andern sich amüsirten, sah sie sich an diesem Abend von jungen und älteren Herren umringt.

Anfangs war sie von einer springenden, fieberhaften Lebhaftigkeit. Im Laufe des Abends wurde sie ruhiger, und allmählich fand sie es viel leichter, eine fließende Unterhaltung zu führen, als sie es sich vorgestellt hatte.

Mit der Zeit begriff sie, warum sie früher so scheu und schwerfällig im Verkehr mit Menschen gewesen, und kaum ein nichts sagendes, geschweige denn ein munteres oder geistreiches Wort auf die Ansprachen, die man an sie richtete, gefunden. Es waren eben nur Höflichkeitsphrasen gewesen, die man ihr huldvoll zukommen ließ, ohne Wunsch oder Interesse an einer Fortsetzung

des Gesprächs. Ein Feinsühligcr kann nicht reden, wenn er merkt, daß man keine Lust hat ihm zuzuhören. Die Anerkennung aber, die Bewunderung, die man erntet, ist eine Flamme, an der sich sein Geist entzündet, und die Alles in Fluß bringt, was erstarrt oder verborgen in ihm ruhte.

Je mehr Rätke gefiel, je lebhafter und bewegter wurde sie, und dabei hatte sie immer das Gefühl, als wäre Michael anwesend, und er hörte zu, und sie spräche für ihn.

Wie hatte sie sich früher abgeängstigt, ehe sie in eine Gesellschaft ging, und war sie da, so fühlte sie sich deplacirt, einsam, und sehnte sich nach Hause zurück.

(Schluß folgt.)





Werner von Siemens.

Eine biographisch-kritische Studie.

Von

Adolph Kohut.

— Berlin. —

Unser zur Neige gehendes elektrisches Jahrhundert ist ohne den genialen und hochverdienten Elektriker Werner von Siemens kaum denkbar. Er hat dem Zeitalter sein Gepräge aufgedrückt, denn ohne seine bahnbrechenden Forschungen und Entdeckungen wäre die Wissenschaft der Elektrizität und das riesige Ergebnis derselben auf dem technischen Gebiete nicht von so ungeheurer Tragweite gewesen, wie dies seit den letzten Jahrzehnten der Fall ist. Nennt man die größten Zierden der Wissenschaft und des Gewerbslebens, die genialsten Techniker, die hochverdientesten Erfinder, so wird auch der Name von Werner von Siemens genannt werden. Ein Ruhm des deutschen Volkes und ein Wohltäter der Menschheit, wird der Begründer des Zeitalters der Elektrizität, welches dasjenige des Dampfes abgelöst hat, noch von den spätesten Geschlechtern mit Ehrfurcht und Bewunderung gepriesen werden. 76 Jahre alt, hat dieser kühne Denker noch keine Spuren von Altersschwäche gezeigt — „Vorwärts“ ist sein Lebensmotto, und noch immer sitzt er sinnend am tausenden Wehstuhl der Zeit, um durch neue Schöpfungen und Verbesserungen die Lebensbedingungen zu erleichtern und die Cultur zu fördern. Seine thaten- und erfolgreiche Laufbahn ist zwar glücklicherweise noch nicht abgeschlossen, aber die Fülle seiner Leistungen als Entdecker, Geschäftsmann, Techniker und Schriftsteller ist eine so gewaltige, seine Wirksamkeit von solch' geschichtlicher Größe, daß wohl eine Studie des Menschen und Forschers in Form eines abschließenden Charakterbildes bereits gegeben werden kann.

Ernst Werner Siemens ist der älteste von den um die Technik und Wissenschaft so hochverdienten Brüdern Siemens. Mit seinem gleich großen,

leider schon verstorbenen Bruder Karl Wilhelm muß er eigentlich immer zusammen genannt werden, wie z. B. die Gebrüder Humboldt. Beide haben Jahrzehnte lang zusammen gearbeitet, Beide waren gleich von dem brennenden Wunsch erfüllt, die Technik zu fördern, und Beide leisteten in ihren Fächern Epochemachendes; während jedoch Werner von Siemens der Klassiker der Elektricität ist, hat sein jüngerer Bruder namentlich zur Verbreitung der Kenntniß der Wärme beigetragen und durch bedeutsame Erfindungen auf dem Heizungsgebiete seinen Namen verewigt.

Geboren am 13. December 1816 zu Lenthe bei Hannover, wo sein Vater als Amtmann, d. i. Domänenpächter, thätig war, erhielt Werner Siemens seine erste Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Lüneburg, da diese Stadt dem späteren Wohnsitze seiner Eltern, der Domäne Mengendorf, im ehemaligen Fürstenthum Ratzeburg, am nächsten lag. Er studirte zusammen mit seinem genannten Bruder Karl Wilhelm. Schon frühzeitig beschäftigten den Knaben und Jüngling naturwissenschaftliche Dinge und technische Fragen, welche für ihn mehr Interesse als grammatikalische Uebungen und philosophische Studien überhaupt hatten. Nachdem er die genannte Lehranstalt verlassen, trat er mit 18 Jahren in die preussische Artillerie als Freiwilliger zu Magdeburg. 1835 bezog er die Artillerie- und Ingenieurschule zu Magdeburg und erhielt drei Jahre darauf das Patent als Artillerieoffizier. Der praktische Militärdienst hatte für ihn einen hohen Werth; denn er lernte nicht allein die Artillerie und sonstigen militärischen Angelegenheiten gründlich kennen, sondern erweiterte auch seine Kenntnisse in Mathematik, Physik, Chemie und Technologie.

Bald zeigte sich seine außergewöhnliche Begabung, welche 1844 seine Vorgesetzten veranlaßte, den 28jährigen Offizier zur Artilleriemerkstätte in Berlin zu versetzen, wo er sich besonders dem Studium der elektrischen Telegraphie widmete. Schon früher hatte er übrigens bereits durch einige bedeutsame Erfindungen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und technischen Welt auf sich gelenkt. Er erfand u. A. ein neues Verfahren zur Herstellung von Vergoldungen und Versilberungen auf galvanischem Wege und ließ sich diese seine Erfindung patentiren. Ebenso beschäftigte ihn der Gedanke, die von Stirling 1816 erfundene Heißluftmaschine umzugestalten und für das Gewerbsleben nützlich zu machen. Seine Vorschläge für die Einrichtung einer derartigen Maschine veröffentlichte er nebst einer Zeichnung in Dinglers Journal, und schon hier zeigte sich der ausgezeichnete junge Naturforscher und Ingenieur auch als klarer und lichtvoller Schriftsteller. In dem 1845 geschriebenen Artikel*) wird bereits der Kreis-Prozeß, welcher später von den beiden Siemens und ihrem nicht minder genialen dritten Bruder Friedrich zu solch' hervorragender Bedeutung gebracht worden ist, seinem

*) Wieder abgedruckt in „Gesammelte Abhandlungen und Vorträge“, Berlin 1881, S. 1. ff.

Grundgedanken nach angedeutet. Bezeichnend für den Eifer, mit welchem der Jüngling seine Studien betrieb, und zugleich für die felsenfeste Ueberzeugung von dem Sieg des Fortschrittes in den Wissenschaften, sind die Schlußworte seiner Abhandlung, also lautend: „Daß sich bei der Ausführung einer solchen Maschine noch Schwierigkeiten aller Art einfinden werden, ist, wie bei jeder neuen Sache, auch hier vorauszusehen. Auch an Widersachern aller Art wird es nicht fehlen! Mögen aber die zu besiegenden Schwierigkeiten auch anfangs noch so groß erscheinen, die mit so reichen Hilfsmitteln begabte Technik unserer Tage hat deren schon größere zu überwinden gewußt! Die theoretische Grundlage der Maschine liegt zu klar vor Augen, als daß sich begründete Zweifel gegen ihre Richtigkeit erheben könnten, und durch die Erfahrung ist bereits glänzend erwiesen, daß kein versteckter Fehler in der Rechnung vorhanden sein kann, der den aus ihr gefolgerten Effect vernichten könnte. Wenn man aber bedenkt, welch' ungeheuren Aufschwung Industrie und Verkehr durch eine so bedeutende Verminderung des Preises der Arbeitskräfte, wie sie hier in Aussicht steht, nehmen müßten, und welcher Gewinn der gesamten Menschheit aus einer jedenfalls sehr beträchtlichen Verminderung des Verbrauchs an Material erwachsen würde, so wird man nicht umhin können, diese Erfindung für eine der bedeutamsten unserer Zeit zu erklären.“

Zusammen mit seinem Bruder Karl Wilhelm veröffentlichte er in demselben Jahre eine Abhandlung über Regulatoren mit Differentialwirkung für Wärme-Maschinen*). Noch heute wird diese sinnreiche Erfindung da angewendet, wo es sich um Ausgleich kleiner Geschwindigkeitsunterschiede handelt. Gleichfalls 1845 veröffentlichte er den bedeutsamen, tief eindringenden Aufsatz über die Anwendung des elektrischen Funkens zur Geschwindigkeitsmessung.***) Diese Methode bedeutete bezüglich der Geschwindigkeitsmessung der Geschosse im Rohr und außerhalb derselben einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der alten Meßmethode mit Hilfe des ballistischen Pendels. Schon 1842 machte Siemens der Artillerie-Prüfungs-Commission zu Berlin den Vorschlag, zur Engagierung und Arretierung des Beobachtungszeigers anstatt des Elektromagnetismus den elektrischen Funken zu benützen. Als Frucht seiner auf den sorgfältigsten und scharfsinnigsten Beobachtungen beruhenden Untersuchungen ergab sich die Erfindung eines von den vorhergehenden Apparaten in allen wesentlichen Punkten abweichenden Zeigertelegraphen mit Selbstunterbrechung. Er nahm auf diese Erfindung, bei deren mechanischer Ausführung ihn der hervorragende Mechaniker Halske mit seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit wesentlich unterstützt hatte, 1847 ein Patent. Dieser Apparat fand rasch große Verbreitung auf den deutschen Eisenbahnen.

*) Dingers Politechnisches Journal, B. 98, S. 81 ff.

**) „Abhandlungen“, S. 9 ff. und S. 22 ff.

Der erfindungsreiche Artillerieoffizier wurde 1846 in Anerkennung seiner Verdienste in die Commission der Einführung der elektrischen Telegraphirungsmethode gewählt, und hier lenkte er durch einen bahnbrechenden Vorschlag die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich; mit sicherem Blick erkannte er die Bedeutung des eben entdeckten Guttapercha als Isolirungsmaterial für unterseeische und unterirdische Leitungen, und er setzte es durch, daß dieser Stoff zur Isolirung der zu legenden unterirdischen Kabel Berlin — Frankfurt a. M. und Berlin — Aachen zur Verwendung gelangte. Ein Jahr darauf, 1848, legte er unter Anwendung isolirter Leitungen gemeinsam mit seinem Schwager, dem Professor Simly in Göttingen, die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung, heute Torpedo genannt, im Hafen von Kiel. Während seines Aufenthaltes in Schleswig-Holstein entwarf und leitete er auch den Bau jener berühmten Strandbatterie zum Schutz des Hafens von Cæternförde, die bekanntlich später der dänischen Flotte so verhängnißvoll werden sollte.

Nachdem er schon im Jahre 1842 zur Verwerthung seiner galvanoplastischen und anderen Erfindungen seinen Bruder Karl Wilhelm nach England gesandt — dieser gründete dort eine Filiale des Welthauses — und ebenso in Birmingham eine Versuchsanstalt zur Ausbeutung des Regenerativofens und der Verbesserungen in der Darstellung des Eisens — sowie später zu Glasgow eine großartige Eisenhütte — gegründet hatte, glaubte Werner Siemens, daß es nunmehr an der Zeit sei, sich auf eigene Füße zu stellen; er nahm deshalb 1847 seinen Abschied und stiftete mit dem schon genannten Mechaniker Halske das Welthaus Siemens und Halske, jene in allen Theilen der Welt rühmlichst bekannte Telegraphenbauanstalt, deren Kabel und Drähte heute den Erdball umspannen und welche die Geburtsstätte des elektrischen Lichts, der elektrischen Kraftübertragung, der Elektrometallurgie, der elektrischen Meßkunst und überhaupt unserer heutigen praktischen und wissenschaftlichen Elektrotechnik in ihren wesentlichsten Theilen geworden ist.

Im Herbst 1848 bis zum Frühjahr 1849 baute Siemens im Auftrage der preussischen Regierung die erste längere Telegraphenlinie auf dem europäischen Festlande. Diese Linie war von Berlin bis Eisenach eine unterirdische, und zwar verwandte er Drähte, die durch seine Guttapercha-Umhüllung isolirt waren. Von Eisenach bis Frankfurt lief die Leitung oberirdisch auf Stangen mit den von ihm erfundenen Glockenisolatoren. Aber noch zahlreiche andere große deutsche Telegraphenlinien baute er um jene Zeit und trug hierdurch den Ruhm des deutschen Erfindungs- und Gewerbefleißes in alle Lande. Die wissenschaftlichen Erfahrungen, welche der große Elektriker bei dem Bau der Telegraphenlinien sammelte, legte er 1850 in einem Aufsatz „über telegraphische Leitungen und Apparate“ *) nieder. In dem-

*) Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, B. 79, S. 481. und „Abhandlungen“, S. 33 ff.

selben behandelte er die Ursachen der Störungen des Telegraphenbetriebs und die Hilfsmittel zu deren Beseitigung und gab die erste Anweisung zur Auffindung von Fehlern in den Leitungen. Im April desselben Jahres legte er der Pariser Akademie der Wissenschaften ein Memoire über denselben Gegenstand vor, worin besonders die Beschreibung der neuesten Form seines Zeigertelegraphen von besonderem Interesse war. Das große Publikum wurde erst 1851 mit den glänzenden Ergebnissen seiner Forschungen bekannt, als er in einer kleinen, bei Julius Springer in Berlin (1851) erschienenen, Schrift eine „kurze Darstellung der an den preussischen Telegraphenlinien mit unterirdischen Leitungen gemachten Erfahrungen“ veröffentlichte. Siemens tritt hier kräftig für unterirdische Leitungen ein und empfiehlt zuerst an dieser Stelle, die Guttapercha gegen schädliche Einflüsse durch eine Bleiumhüllung zu schützen; schon von diesem Jahre her ist also die Erfindung der Bleikabel zu datiren.

Immer größeren Umfang nahm das Geschäft von Siemens und Halske an, und auch im Auslande wirkte es so segensreich und bahnbrechend, daß Zweigniederlassungen gegründet werden mußten. Siemens schuf 1850 die Firma gleichen Namens in Petersburg unter Leitung seines Bruders Karl (geb. 4. März 1828), der in den folgenden Jahren ganz Rußland mit Telegraphenlinien überzog. Im selben Jahre rief er die Firma Siemens Brothers in London ins Leben, an deren Spitze sein Bruder Karl Wilhelm — oder wie er in England genannt wurde: Sir William — trat; mit den genannten beiden Brüdern legte er die Kabelfabrik in Woolwich an, welche allein 6 Kabel zwischen Amerika und Europa gelegt hat. Werner leitete, nachdem er schon früher das erste unterseeische Kabel zwischen Petersburg und Kronstadt gelegt hatte, persönlich die Legung des ersten Tiefseekabels zwischen Algier und Sardinien und konstruirte die zum Betriebe derselben erforderlichen Apparate. Ebenso legte er das erste große Kabel durch das Rother Meer nach Indien, und bei dieser Gelegenheit erfand und benutzte er die Anwendung der Condensatoren zur Bekämpfung der Stromverzögerungen in den Kabeln. Ebenso bauten später die drei Firmen gemeinsam die Telegraphenlinie durch Rußland nach Indien (Indo-European-Linie). Ferner wurden Filialen der Firma Siemens und Halske noch in Wien, Paris und Tiflis errichtet. Die letztere stand unter der Leitung seines jüngeren Bruders Walter, und sie wurde Veranlassung, die noch jetzt im Betrieb befindlichen Kupferberg- und Hüttenwerke im Kaukasus zu erwerben.

Wie kein Zweiter hat Werner Siemens Jahrzehnte lang durch stets neue Vorschläge und Erfindungen dazu beigetragen, das Telegraphenwesen auf jene glänzende Höhe zu erheben, wo es sich jetzt befindet und wodurch das Verkehrswesen in so grundlegender Weise zum Heile der Menschheit und des Fortschritts umgewandelt wurde. Er versuchte u. A. z. B. die Lösung der Aufgaben der mehrfachen Telegraphie. Bereits 1849 beschäftigte er sich in Gemeinschaft mit Halske mit der Frage, wie man durch telegraphische

Weiter eine die Zahl der Drähte übersteigende Zahl gleichzeitiger Depeschen befördern könnte; aber erst 1854 zeitigten die Versuche durchaus befriedigende praktische Ergebnisse. Zusammen mit C. Frischen bildete er ein eigenthümliches Verfahren zum Gegensprechen aus, welches auf der Differentialwirkung verzweigter Ströme beruht. Nachdem er seine Methode in Poggendorfs Annalen*) veröffentlicht hatte, trat ein Herr Eblund in derselben Zeitschrift**) mit der Behauptung auf, daß die von Siemens beschriebene Methode des Gegensprechens mittelst verzweigter Ströme vollkommen mit derjenigen übereinstimme, welche er 1848 zur Messung der Faraday'schen Extraströme benutzt habe, und suchte den Beweis zu führen, daß die damals von ihm benutzte Stromleitung mit geringen Abänderungen zum Gegensprechen hätte benutzt werden können. Siemens fertigte ihn in***) seiner Abhandlung: „Beantwortung über Bemerkungen von Eblund“ in höchst gelungener Weise ab, indem er nachwies, daß sein — Siemens' — Gegensprech-Verfahren schon sechs Monate vorher, wie der Aufsatz Eblunds, publicirt worden sei.

1857 erfand Werner Siemens den sogenannten „Siemens-Anker“ und konstruirte mit demselben elektrische Maschinen von der größten Leistungsfähigkeit. Zur Anwendung für Telegraphenzwecke versfertigte er mit Halske den nach ihnen benannten Inductions-Schreibtelegraphen für Betrieb durch Wechselströme nebst Zubehör.

Sehr bedeutend sind die Untersuchungen, welche er 1849 und dann 1857 über die elektrostatische Induction und die Verzögerung des Stroms in Glaschendrahten mittheilte. Er wies dort u. A. nach, daß die Erscheinung, wonach ein kräftiger Strom von geringer Dauer auftritt, wenn man einen unterirdischen, gut isolirten Telegraphendraht mit dem freien Pole einer zur Erde abgeleiteten galvanischen Kette in leitende Verbindung setzt, der vertheilenden Wirkung der Volta-Elektricität im Drahte auf die als äußere Belegung der Drahtflasche auftretende Feuchtigkeit des Erdbodens zuzuschreiben sei und auch dann auftreten müsse, wenn ein Ende des Drahtes leitend mit der Erde verbunden sei.

Stets bestrebt, die Ergebnisse seiner Forschungen immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen, publicirte er 1860 in der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins†) einen sachlich und volksthümlich geschriebenen Aufsatz, betitelt: „Abriss der Principien und des praktischen Verfahrens bei der Prüfung submariner Telegraphenleitungen auf ihren Leitungszustand.“ Er gab hier das Verfahren an, welches man bei der Prüfung unterseeischer Kabel anwenden müsse.

Als Siemens am 14. April 1859 mit den ihn zur Anlage der Telegraphenlinien durch das Rothe Meer begleitenden Ingenieuren! die

*) Poggendorfs Annalen, Bd. 98, S. 183 und 185. Abhandlungen S. 113 ff.

**) Vergl. Annalen, S. 310.

***) Vergl. Abhandlungen, S. 131 ff.

†) Band 7.

Cheops-Pyramide erstieg, hatte er Gelegenheit, eine ungewöhnlich starke elektrische Erscheinung auf dem Gipfel derselben zu beobachten. Es war das während des Wehens des „Chamsin“, des ägyptischen Sturmwindes, und der stets sorgsam beobachtende Naturforscher hat seine Beobachtungen auf der Pyramide in einem sehr launigen Aufsatz beschrieben*).

Aus dem Jahre 1860 stammt der Vorschlag, die Quecksilbereinheit als Widerstandsmaß zu benutzen. Hierdurch ist überhaupt die Grundlage zu genauen Messungen in der praktischen Elektrizitätslehre geschaffen worden. Er hat auch durch genaue Untersuchungen die Abhängigkeit des Leitungswiderstandes des Quecksilbers und vieler anderer Metalle von der Temperatur durch genaue Versuche festgestellt.

Keine bedeutsame Erscheinung im physikalischen Leben entging dem Scharfblick des ausgezeichneten Forschers. Die Einrichtung der Rohrpost in Berlin veranlaßte ihn z. B., Versuche über die Bewegungsgesetze der Gase in Röhren anzustellen. Seine Beobachtungen veröffentlichte er 1866 unter dem Titel: „Ueber die pneumatische Depeschenbeförderung in Berlin“**). Die Schwierigkeiten, welche die Legung des transatlantischen Kabels bot, wurde für ihn Veranlassung, eine vollständige Theorie der Legung und Untersuchung unterseeischer Telegraphenleitungen zu entwickeln***).

In der Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Juni 1866 referirte Ehrenberg über eine Methode Werner Siemens' und seines Bruders Karl Wilhelm betreffs der fortlaufenden Beobachtungen der Meerestemperatur bei Tiefseemessungen. Dieselbe beruht auf der Thatsache, daß der Widerstand der Metalle von ihrer Temperatur abhängig ist; durch Messung des Widerstandes einer isolirten Drahtrolle, deren Widerstand bei einer bestimmten Temperatur bekannt ist, kann man mithin auf die Temperatur des die Rolle umgebenden Meerwassers schließen.

Die wichtigste, wahrhaft epochemachende Entdeckung machte er im gleichen Jahre, nämlich „die Auffindung des Dynamoprincips.“ Durch diese Erfindung wurde es möglich, elektrische Maschinen von großer Leistungsfähigkeit herzustellen. Mit derselben beginnt erst das neue Zeitalter der Elektrotechnik mit ihren wissenschaftlichen Wundern. Die erste dynamoelektrische Maschine erbaute er 1866 und beschrieb dieselbe in der Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 17. Januar 1867 unter dem Titel: „Ueber die Umwandlung der Arbeitskraft im elektrischen Strom ohne permanente Magnete.“ Er fühlte selbst die ungeheure Bedeutung seiner Erfindung, denn er schloß seinen sensationellen Vortrag mit

*) Abhandlungen, S. 125 ff.

**) Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins, Bd. 13, und „Abhandlungen“, S. 383 ff.

***) Monatsbericht der Berl. Akad. der Wissenschaften vom 17. Dec. 1874.

den Worten: „Der Technik sind gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist. Diese Thatfache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden.“ Die späteren, nach dem dynamo-elektrischen Princip gebauten Maschinen sind mehr oder weniger als Nachahmungen der Siemens'schen Maschine zu betrachten. Sehr richtig wurde schon von anderer Seite bemerkt, daß die Siemens'sche Erfindung die Grundlage der Elektrotechnik in derselben Weise sei, wie die Dampfmaschine der Industrie der Neuzeit zum Ausgangspunkte diene, und deshalb dürfte unser Forscher neben Watt und Stephenson in der Ruhmeshalle der Erfinder seinen Platz beanspruchen. Diese Maschine sei heutzutage ebenso unentbehrlich wie der Dampfmotor. Ihr verdanken wir vor Allem die elektrische Beleuchtung; sie treibt bereits an mehreren Orten Eisenbahnwagen und Fördereinrichtungen für Bergzwecke; sie findet als Kraftvermittlerin auf den elektrischen Booten Verwendung, ersetzt bei galvanoplastischen Arbeiten die alten Elemente und ist sogar auf größeren Telegraphenstationen in gleicher Weise in Gebrauch, so in New-York und Berlin. Ihre Dimensionen variiren ebenso wie die Dampfmotoren. Neben den winzigen Dynamomaschinen, welche eine Nähmaschine, eine Drehbank oder auch die Wägelchen der Siemens'schen Rohrpost treiben, finden wir Riesendynamos von 2 bis 3 m Höhe, die hunderte von Lampen speisen und deren Funke dem Blitz an Kraft nicht nachsteht.

Die außerordentliche Tragweite der elektrischen Kraftübertragung und speciell der elektrischen Eisenbahnen bedarf keiner näheren Erörterung. Im Jahre 1879, auf der Berliner Gewerbeausstellung, ist der erste Versuch der Anwendung der Electricität auf Lastenbeförderung gemacht worden, und in der Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes vom 9. Juni des genannten Jahres hat Siemens zum ersten Male über seine epochale Entdeckung dem großen Publikum Mittheilung gemacht. Er sagte damals u. A.: „Es ist diese Eisenbahn nichts als ein Beispiel der Kraftübertragung, wie sie auch an einer anderen Stelle der Ausstellung dargestellt ist, wo eine elektrodynamische Maschine eine andere treibt, die ihrerseits einen Webestuhl in Bewegung setzt, dessen große Schützen sehr gut arbeiten. Hierbei ist ein Regulator angebracht, der sehr präcise wirkt. Dasselbe Princip der Kraftübertragung durch dynamoelektrische Maschinen ist nur bei der Eisenbahn auf die Bewegung der Wagen angewendet worden.“ Die erste Veranlassung zu der Einrichtung war sehr eigenthümlicher Natur, und auch hier bewahrheitet sich das Wort von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen. Ein Baumeister Westfal aus Cottbus richtete an Siemens die Anfrage über die Möglichkeit, die Kraft dort verbrannter Kohlen nach — Berlin zu transportiren. Der Betreffende hatte nämlich eine Bemerkung von Karl Wilhelm Siemens in London über die Möglichkeit des Transports des Niagara-falles gelesen und wollte dies in Berlin in die Praxis übertragen. In Folge dessen trat Werner Siemens

der Sache näher, um zu sehen, wie weit sich die elektrische Krafttransmission zum Transportiren auf Schienenbahnen benützen lasse. Der Versuch fiel glänzend aus. Bekanntlich haben wir u. A. in Lichtersfelde eine elektrische Bahn, wo nur zwei Schienen vorhanden sind; es arbeitet ferner eine elektrische Bahn zwischen Charlottenburg und dem Spandauer Vock, ebenso eine elektrische Bahn von 800 m für das königlich sächsische Bergwerk Zeuzerode, welche die bisherige Förderung der Steinkohlen mittels Pferden entbehrlich gemacht hat, die städtische elektrische Bahn in Budapest u. Einige Jahre später hat der Erfinder in einem am 27. Januar 1880 im elektrotechnischen Verein gehaltenen Vortrag über die Vorzüge der elektrischen Lastenbeförderung in lichtvoller und überzeugender Weise geäußert: „auf den großen Verkehrsadern, auf die unser ganzes Leben jetzt zugeschnitten ist, wird die Elektrizität der Locomotive keine Concurrenz machen, ebenso wenig, wie das elektrische Licht meiner Ansicht nach je das Gas vollständig verdrängen wird. Die Elektrizität ist ganz bescheiden, sowohl bei der Beleuchtung wie bei der Kraftübertragung; sie will nicht verdrängen und absetzen, sondern sie will nur diejenigen Gebiete an sich nehmen, die von den anderen vorhandenen Einrichtungen schlecht bedient werden . . . die elektrische Kraftübertragung soll auch nur in solchen Fällen eintreten, wo mechanische Uebertragung nicht gut verwendbar und wo die Dampflocomotive nicht am Platze ist, oder das Verlangte nicht leisten kann. So ist es z. B. für den Eisenbahnbau von großer Wichtigkeit, mit den Zügen größere Steigungen überwinden zu können wie bisher. Es könnten dann sehr kostspielige lange Tunnels ganz vermieden oder abgekürzt werden. Mit der Verstärkung der Locomotiven scheint die äußerste Grenze erreicht zu sein, da die Adhäsion der Räder begrenzt ist und auch das Gewicht der Locomotive eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, weil sonst die Hebung der eigenen Last den größten Theil ihrer Leistung bildet. Auch die Vergrößerung der Anzahl der Locomotiven kann aus diesem Grunde nicht helfen. Hier würde nur die Elektrizität wirksame Dienste leisten können, da es mit ihrer Hilfe thunlich ist, die Zugkraft auf beliebig viele Achsen des Zuges selber zu vertheilen. Doch nicht allein bei der Ersteigung, sondern auch für die Bremsung beim Niedergang des Zuges würde die Elektrizität kräftig mitwirken können, da die Dynamomaschine gleich gute Dienste sowohl zur Arbeitsleistung als zur Arbeitsvernichtung leistet.“ Leider ist es bisher dem großen Elektriker nicht gelungen, in Berlin ein elektrisches Hochbahnetz zu verwirklichen, wie er es projectirte. Die Vertretung der Stadt wollte von einem solchen Plane vorläufig nichts wissen — vielleicht bringt die Zukunft die Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche.

Werner Siemens hat übrigens nicht nur die eine Form der elektrischen Kraftübertragung, die elektrische Bahn, in's Auge gefaßt, sondern auch die Brief- und Paketbeförderung, die Erleichterung des Bergwerksbetriebs und das Erklimmen der Stockwerke eines Hauses durch die Elektrizität projectirt. Doch sind das nur Zukunftspläne — aber wer kann den Schleier der Fiss lüften?

Wenn uns nicht alles trägt, wird im 20. Jahrhundert so Manches zur Wirklichkeit, was uns heutzutage noch als elektrischer Traum erscheint!

Welche Bedeutung unser Forscher der Elektrizität im Dienst des Lebens anweist, beweist eine Arbeit, die er 1879 in der physikalischen Section der Naturforscherversammlung zu Baden-Baden zum Vortrag brachte. Nachdem er die Geschichte der Elektrotechnik kurz recapitulirt und auf die große Bedeutung der dynamo-elektrischen Maschinen für die Entwicklung der elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung hingewiesen, berührte er die Anwendung derselben zu chemischen und metallurgischen Zwecken. Bisher beschränkte sich diese Anwendung auf die galvanische Reinigung des Kupfers und Scheidung desselben von Gold und Silber. Durch Aufwendung von Arbeit und mit Hilfe des elektrischen Stromes könnten aber die festesten chemischen Verbindungen zerlegt und die Körperelemente in andere Zustände und Verbindungen übergeführt werden, in denen die verbrauchte Arbeit gleichsam aufgespeichert sei. Es sei durchaus wahrscheinlich, daß die Wissenschaft der Zukunft lehren werde, auch den Wasserstoff mit Hilfe des elektrischen Stromes herzustellen. Auch der weitere Schritt von der Darstellung von Brenn- zu der von Nährstoffen sei durchaus nicht undenkbar. Es gehöre sogar kein allzu kühner Flug der Phantasie dazu, um sich eine Zukunft auszumalen, in der die Menschheit die lebendige Kraft, welche die Sonnenstrahlen der Erde in ungemeßnem Betrag zuführen und die sie uns zum Theil im Wind und in den Wasserfällen zur Verfügung stellen, mit Hilfe des elektrischen Stromes zur Herstellung alles nöthigen Brennstoffs verwende und die für ihre Kindheit von der Natur vorsichtig aufgestapelten Kohlenlager ohne Nachtheil zu entbehren lerne . . .

Ueber die Erzeugung des elektrischen Lichts, welches bekanntlich in Werner Siemens ihren Großmeister gefunden, sprach der Redner gleichfalls sehr geistvolle Worte. Welche Fortschritte habe dieselbe in neuester Zeit gemacht! Es werde z. B. kaum noch ein wichtiger Leuchthurm erbaut, der nicht elektrisches Licht erhalte. Mit elektrischem Licht suchen schon seit langen Jahren Schiffe Nachts und bei Nebel die gefahrdrohenden Klippen und begegnende Fahrzeuge zu erkennen, mit Hilfe desselben vermögen die Schleppdampfer auch bei Nacht den Weg in Flüssen und Canälen zu finden. Elektrisches Licht beleuchte zahlreiche Arbeitsplätze, Hallen und Straßen. Es spiele eine wichtige Rolle im Angriffs- wie im Vertheidigungskrieg und habe sich überall da einen weiten Anwendungskreis geschaffen, wo große Helligkeit, die Schönheit des blendend weißen Lichts und dessen verhältnißmäßig geringe Heizkraft, sowie die Abwesenheit schädlicher Verbrennungsprodukte in Betracht kommen.

Unsere Leser kennen gewiß die Siemens'schen elektrischen Lampen, welche auf Bahnhöfen und zur Beleuchtung größerer Plätze und Hallen eine große Verbreitung erlangt haben. Die Siemens'sche Vogenlampe läßt, wie dies die Jahre lange Probezeit in der Leipziger Straße in Berlin schon allein beweist, an Schönheit und Gediegenheit nichts zu wünschen übrig.

Welche Rolle die Electricität hinsichtlich der Feuersgefahr spielt, darüber hat sich Werner Siemens am 27. December 1881 in einem in der Sitzung des Elektrotechnischen Vereins gehaltenen Vortrage, anlässlich der entsetzlichen Brandkatastrophe des Wiener Ringtheaters, eingehend ausgesprochen. In jener berühmt gewordenen Rede empfahl er nachdrücklich die elektrische Beleuchtung der Theater, welche allein im Stande sei, die Feuersgefahr der Bühne zu vermeiden. Es sei nur eine Frage der Zeit, daß ein Theater ohne elektrisches Licht kaum noch zu denken sein werde, und um diese Zeit möglichst abzukürzen, wünschte der Redner, daß die elektrotechnischen Kenntnisse bald eine größere Ausdehnung erhielten. Es sollten auf allen technischen Schulen, mindestens auf der technischen Hochschule, Lehrstühle der Elektrotechnik gegründet werden, um wenigstens unsere technische Jugend mehr vertraut mit der Electricitätslehre und ihrer technischen Anwendung zu machen!

Neben den elektrotechnischen Fragen hat der Leiter der Firma Siemens und Halske noch zahlreiche andere hervorragende naturwissenschaftliche Probleme in entscheidender Weise gelöst, welche bis dahin noch nicht vollständig erledigt waren. Hierher gehören: die directe Messung des Widerstandes galvanischer Ketten; die Widerstandsmessungen an submarinen Kabeln durch das von ihm construirte Capillar-Galvanoscop; die Messungen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Electricität und die Untersuchungen über die Abhängigkeit der elektrischen Leitungsfähigkeit des Selens vom Lichte und die Abhängigkeit der Leitungsfähigkeit der Kohle von der Temperatur, sowie eine Reihe von Untersuchungen über die Vorgänge beim Magnetisiren des Eisens durch den elektrischen Strom. Hier weist unser Forscher zum ersten Male auf die Vorzüge ringförmig geschlossener Elektromagnete für die Herstellung von Inductions-Apparaten hin, welche unter dem Namen Transformatoren für die elektrische Beleuchtung ausgedehnter Distrikte hohen Werth erlangt haben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der berühmte Forscher und Gelehrte mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Bei Gelegenheit des Jubiläums der Berliner Universität wurde er zum Dr. phil. und 1874 zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. In seiner Antrittsrede am 12. Juli 1874 zeigte sich der ganze bescheidene Sinn dieses wahrhaft seltenen Mannes im schönsten Lichte. Ihm sei, so sagte er, eine Ehre erwiesen worden, die er wohl nicht erwartet habe und die er auch nicht zu erwarten berechtigt gewesen sei. Zu Akademikern seien bisher nur solche Mitglieder berufen worden, denen die Wissenschaft Lebensberuf gewesen. Seine Kräfte seien der Elektrotechnik gewidmet gewesen, und diese habe ihm nur wenig Muße zu wissenschaftlichen Forschungen, obgleich er sich immer zu ihnen hingezogen gefühlt habe, gegönnt. Allerdings habe er einige technische Leistungen zu Wege gebracht, die nicht ohne wissenschaftlichen Werth seien, z. B. den Differential-Regulator, die Herstellung isolirter Leitungen durch Umpressung mit Guttapercha, die telegraphischen Gegen-

Doppelt-Inductions- und automatischen Sprechapparate, den Dyon-Apparat und Meßinstrumente verschiedener Art — aber all' das wolle nicht viel bedeuten; denn ihm sei nicht die Muße geblieben, neue Erscheinungen, die ihm begegneten, über die Grenzen des technischen Bedürfnisses hinaus mit wissenschaftlicher Consequenz zu verfolgen; doch habe die Akademie durch seine Wahl zum Mitglied die Neigung zur Pflicht gemacht — eine Mahnung, die im Staate Friedrichs des Großen besonders kräftig zu wirken pflege und auch auf ihn nicht ohne Einfluß bleiben werde. — Im Namen der Akademie antwortete Professor Du Bois Reymond, und ich kann es mir nicht versagen, hier den Schlußpassus der glänzenden Begrüßungsrede wiederzugeben, weil er das Wesen von Siemens in trefflicher Weise veranschaulicht:

„Dein ist das Talent des mechanischen Erfindens, dessen Ausbildung die Ueberlegenheit der modernen Cultur ausmacht. Ohne in der praktischen Mechanik selbst Hand anzulegen, hast Du als schaffender und organisirender Kopf das Höchste in der Kunst erreicht. Hellen Blickes und fähigen Sinnes ergreifst Du früh die großen praktischen Aufgaben der Elektrotelegraphie und schenkest Deutschland darin einen Vorsprung, den nicht Gauß, nicht Wilhelm Weber und nicht Steinheil ihm hätten verschaffen können. Lange ehe der wiedererwachte deutsche Genius auf dem Schlachtfelde und im Parlament das höhnische Vorurtheil zerstreut, wir seien ein Volk der Träumer, zwangen Deine und unseres Halskes Apparate auf jeder der großen Weltausstellungen das mißgünstige Ausland zur bewundernden Anerkennung dessen, was deutsches Wissen, deutscher Kunstfleiß zu leisten im Stande sind. Deine Werkstätten wurden für Electricität, was einst die Frauenhofer'sche für Licht, und Du selber der James Watt des Elektromagnetismus. Nun gebietest Du einer Welt, die Du schufest. Deine Telegraphendrähte umstricken den Erdball, Deine Kabeldampfer befahren den Ocean. Unter den Zelte, Bogen und Pfeil führenden Nomaden, deren Weidegründe Deine Bottschaften überfliegen, wird Dein Name mit abergläubischer Scheu genannt.

„Aber, weniger diese Art von Erfolgen, die Dir solche Lebensstellung und weithin solchen Ruhm gewinnen, öffnete Dir die Thore der Akademie; sondern, daß Du auf solcher Höhe, ein Fürst der Technik, die Fäden zahlreicher Combinationen in der Hand haltend, hundert Pläne im Kopfe wälzend, im Innersten der deutsche Gelehrte im edelsten Sinne bliebst, als der Du geboren bist, zu dem Du nicht einmal erzogen wurdest; daß in jedem Augenblick, wo die Last der Geschäfte es Dir erlaubte, Du mit Liebe zum Pflichten, mit Treue zum Experiment, mit Unbefangenheit zur Theorie, genug, mit echter Begeisterung zur reinen Wissenschaft zurückkehrtest: das stempelte Dich, von Deinem Scharfzinn, Deiner Erfindsamkeit, Deiner Beobachtungsgabe zu schweigen, in unseren Augen zum Akademiker. Gerade weil Du nicht den gewöhnlichen Bildungsgang des deutschen Fachgelehrten durchmachtest, zählt die Akademie besonders auf Dich. Nicht bloß in dem Sinne, daß der un-

gewöhnliche Weg, auf welchem Du Dich emporgeschwängest, ein Wahrzeichen ungewöhnlicher Begabung ist, sondern weil dadurch, wie wir dies von vielen englischen Physikern rühmen, Dein Blick frischer, Deine Auffassung unbeeinträchtigt, Dein Urtheil freier blieb, als wenn Du gleich Anderen an den Lehrmeinungen der Schule gegängelt worden wärst.“ —

Es lag auf der Hand, daß Siemens die überraschenden Leistungen der elektrischen Telephone von Bell und Edison auf's Höchste interessieren mußten. In seiner Rede über Telephonie in der Akademie der Wissenschaften vom 21. Januar 1878 erkannte er bereits mit richtigem Blick, daß die durch sie angebahnte Lösung des Problems der Uebertragung der Töne und Sprachlaute nach entfernten Orten der Menschheit ein neues Verkehrs- und Culturemittel zu geben verspreche, welches ihre so vielen Verhältnisse wesentlich beeinflussen und auch der Wissenschaft wesentliche Dienste leisten werde. Er bezeichnete die Fehler des Telephons, machte Vorschläge zu deren Verbesserung und sprach dabei das prophetische Wort: „Das Telephon wird für den Verkehr, in Städten und zwischen benachbarten Ortschaften große Dienste leisten, die weit über das hinausgehen, was der Telegraph für kurze Entfernungen zu leisten vermag. Das Telephon ist ein elektrisches Sprachrohr, welches, wie dieses, von Jedermann gehandhabt werden und die persönliche Besprechung vollständig ersetzen kann.“

Auf einer Reise nach Italien hatte Siemens Gelegenheit, im Mai 1878 die Thätigkeit des Vesuvius zu beobachten, die hier gemachten Erfahrungen veranlaßten ihn, eine neue Theorie vulkanischer Erscheinungen aufzustellen. Auf Grund der Ursachen, welche er gemeinsam mit seinem Bruder Friedrich Siemens in Dresden über die Volumenänderung der Gläser und verwandter Silikate angestellt hatte, glaubte er der Thomsohn'schen Hypothese, daß die Erde in der Hauptmasse von innen heraus erstarrt sei, widersprechen zu müssen. Er hielt an der Ansicht fest, daß das Erdinnere noch flüssig oder wenigstens noch im plastischen Zustande von einer festen Rinde von mäßiger Dicke umgeben sei; könne man daher die Annahme eines flüssigen Erdinneren nicht aufgeben, so müsse man annehmen, daß das notwendige hydrostatische Gleichgewicht durch die Verschiedenheit des specifischen Gewichts der Gesteine, welche die Continente und den Meeresboden bilden, hergestellt sei, daß also der Meeresboden aus schwererem Gestein bestehe als die Continente, oder auch daß die unter der festen Hülle befindlichen halbflüssigen Massen eine solche Dicke und ein so verschiedenes specifisches Gewicht haben, daß die Druckdifferenz dadurch ausgeglichen werde.

Dieser weitblickende Geist beschäftigte sich auch mit den übrigen schwierigen Problemen der kosmischen Physik. Durch die Annahme eines elektrischen Sonnenpotentials und die Darlegung, in welcher Weise dadurch die Hypothese von der Erhaltung der Sonnenenergie seines Bruders William geschützt werden könnte, sind unsere Vorstellungen über die kosmische Bedeutung der

elektrischen und magnetischen Erdoberfläche wesentlich geklärt worden*). Durch die Annahme des elektrischen Sonnenpotentials habe man auch eine Handhabe für die Erklärung der Luotelektricität und Gewittererscheinungen. „Das plötzliche Auftreten so gewaltiger Massen Elektricität,“ sagt Siemens, „wie sie namentlich bei tropischen Gewittern zur Erscheinung kommen, weist die Annahme zurück, daß dieselbe ihren Sitz in der schwachen elektrischen Ladung der verhältnißmäßig geringen Luftmengen, die den Träger der Gewitterwolken bilden, gehabt habe. Es müssen ergiebiger Quellen sein, denen sie entstammt. Eine solche Quelle von unerschöpflicher Mächtigkeit findet sich in der elektrischen Ladung durch Sonneninfluenz.“ Den Sitz der Stürme findet Siemens nicht in der Erdoberfläche, sondern wesentlich in den höchsten Luftregionen. Bestände die Atmosphäre nur aus Wasserdampf, so würden die Erscheinungen ganz ähnliche sein. Der Wasserdampf unterliege dem diabetischen Ausdehnungsgesetze, ebenso wie die Luft, nur vermindern sich bei ihm Dichtigkeit und Temperatur mit wachsender Höhe weit weniger als bei den permanenten Gasen der Atmosphäre.

In der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften vom 12. Juni 1890 sprach er in höchst anregender Weise über das „allgemeine Windsystem der Erde.“ Während er in der Abhandlung über die „Erhaltung der Kraft im Luftmeer der Erde“**) versuchte, die Kräfte festzustellen, welche die Luftbewegung hervorrufen, erhalten und hemmen und die durch ihr Zusammenwirken verursachte allgemeine Luftbewegung nach Richtung und Größe durch Rechnung zu bestimmen, gab er hier eine Theorie des allgemeinen Windsystems von überraschender Klarheit und Anschaulichkeit. Als wesentlichste Aufgabe der Meteorologie stellte der Verfasser die Erforschung der Ursachen von Störungen des indifferenten Gleichgewichts der Atmosphäre und als wichtigste Aufgabe der Wetterprognose die Erforschung der geographischen Herkunft der Luftströme hin, die auf ihren Wegen nach den Polen über uns fortziehen.

Höchst interessant sind auch seine Untersuchungen über „das Leuchten der Flamme“***), durch welche er den Nachweis liefert, daß hocherhitzte Gase nur äußerst wenig Licht auszustrahlen im Stande sind, und daß das Leuchten der Flamme mit den chemischen Molecularvorgängen zusammenhängt, die sich beim Verbrenungsproceß vollziehen. Er nennt das Flammenlicht mit demselben Rechte „elektrisches Licht“, wie das Licht der Ozon-Röhre oder der Geißler'schen-Röhre, welche sich von ersterer principiell nur dadurch unterscheidet, daß sie ein Dielectricum von äußerst geringem Polarisationsminimum enthält. Für diese Uebereinstimmung der Ursache des Leuchtens der Flamme

*) Vgl. Annalen der Physik und Chemie, Neue Folge, B. 20, 1883.

**) 4. März 1886.

***) Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften, 9. Nov. 1882.

und der elektrischen Ströme durchflossenen Gase spricht auch die Gleichartigkeit der Flammenerscheinung in Stärke und Lichtfarbe.¹

Wie sehr dieser Forscher von dem Triebe nach Ergründung der Wahrheit bejeelt ist und welche bahnbrechende Bedeutung er der Naturwissenschaft und unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter beimist — hat er in einem in der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am 18. Sept. 1885 gehaltenen Vortrage bekundet. Derselbe schließt mit den herrlichen Mahnworten an die Gegenwart:

„Je tiefer wir in das harmonische — durch ewige, unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Verständniß doch so tief verschleierte — Walten der Naturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns zu demüthiger Bescheidenheit angeregt, desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem uner schöp flichen Vorn des Wissens und Könnens zu schöpfen, und desto höher steigt unsere Bewunderung der unendlichen ordnenden Weisheit, welche die ganze Schöpfung durchdringt. Und die Bedeutung dieser unendlichen Weisheit ruft wieder jenen Forschungsdrang hervor, jene hingebende, reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich den deutschen Gelehrten stets zur hohen Zierde gereichte und die hoffentlich auch den künftigen Geschlechtern erhalten bleibt. Und so wollen wir uns nicht irre machen lassen in unserem Glauben, daß unsere Forschungs- und Erfindungsthätigkeit die Menschheit höheren Culturstufen zuführt, sie veredelt und idealen Bestrebungen zugänglich macht, daß das hereinbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter ihre Lebensnoth, ihr Siechthum enden, ihren Lebensgenuß erhöhen, sie besser — glücklicher und mit ihrem Geschick zufriedener machen wird. Und wenn wir auch nicht immer den Weg klar erkennen können, der zu diesen besseren Zuständen führt, so wollen wir doch an unserer Ueberzeugung festhalten, daß das Licht der Wahrheit — die wir erforschen — nicht auf Irrwege führen, und daß die Machtfülle, die es der Menschheit zuführt, sie nicht erniedrigen kann, sondern sie auf eine höhere Stufe des Daseins erheben muß!“

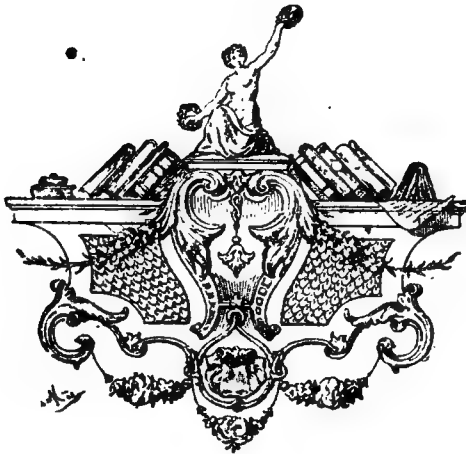
Natürlich ist Siemens, gleich seinem Bruder Karl Wilhelm, auch als Schriftsteller aufgetreten, doch hat er keine dickeibigen Bücher, sondern nur kurze Schriften, meistens Vorträge, erscheinen lassen; dieselben zeichnen sich durch außerordentlichen Gedankenreichtum, Fülle des beigebrachten Materials, ungewöhnlichen Scharfsinn, logische Strenge und stets auf das Gemeinnützige gerichteten Ton aus. Auch als Redner weiß er Jedermann durch die Fülle seiner Gesichtspunkte und seinen angenehmen Vortrag zu fesseln.

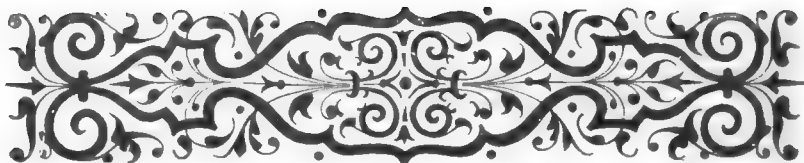
Gemeinsam mit dem Staatssecretär Dr. von Stephan gründete er 1878 den Elektrotechnischen Verein, welchen er in den ersten Jahren seines Bestehens mit unermüdblichem Eifer leitete. Seine dort gehaltenen Vorträge waren

stets ein Ereigniß für die elektrotechnische Wissenschaft; ebenso hat er sich als einen der ruhmreichsten Mäcene der Wissenschaft gezeigt, als er 1886 dem deutschen Reich eine halbe Million Mark zur Gründung der physikalisch-technischen Reichsanstalt schenkte; dieselbe soll, den Intentionen des hochherzigen Spenders entsprechend, eine Stätte sein, an welcher rein wissenschaftliche, exakte Forschungen um ihrer selbst willen angestellt und ausschließlich ideale Interessen verfolgt werden sollen.

Nachdem er im Jahre 1885 unter die dreißig Ritter des Ordens *pour le mérite* aufgenommen und zum Geh. Regierungsrath ernannt worden war, erhielt er bei der Thronbesteigung des hochseligen Kaisers Friedrich III. den erblichen Adel.

Möchte es dem 76 jährigen großen Forscher vergönnt sein, noch viele Jahre hindurch im Dienste des deutschen Volkes, und dadurch auch der ganzen Menschheit, segenbringend thätig zu sein!





Deutsche Goldschmiedewerke des 16. Jahrhunderts.

Don

F. Luthmer.

— Frankfurt a. M. —



Ein anderer Zweig alter Kunstarbeit pflegt so erbarmungslos der Zerstörung anheimzufallen, wie die aus Gold, Silber und edlem Gestein gebildeten Kleinode. Nicht nur die ungeordneten Zeiten der Kriege, der Gelbnoth erweisen sich ihnen feindlich; auch die aus gesicherten Verhältnissen hervordachsende Prachtliebe räumt mit dem Alten auf, indem sie ihm den Stempel der neuen Zeit ausprägt: der Stoff ist zu kostbar, um ihn nicht zu benutzen und durch Umformen dem gerade herrschenden Geschmack neu einzuordnen.

So würde denn unsere Kenntniß von den kostbareren Edelmetallarbeiten, den Kleinoden und Geschmeiden der Vergangenheit eine verhältnißmäßig sehr lückenhafte sein, wenn wir auf die noch vorhandenen Originalien allein beschränkt wären. Zum Glück aber bietet sich uns zur Ausfüllung dieser Lücken ein ziemlich reiches Bildermaterial dar. Längst hat man angefangen, die Bildersäle unserer Museen, die Ahnengallerien der Fürstenschlösser nach diesen Dingen zu durchforschen, die sich von der gewissenhaften Hand der alten Meister fast immer mit pietätvoller Genauigkeit dargestellt finden: mag es nun eine Monstranz sein, welche ein Engel dem sterbenden Heiland darreicht oder eines jener phantastischen Gefäße voll Myrrhen und Ambra, welche die Weisen aus dem Morgenland dem Jesuskindelein bringen — oder endlich jene unendliche Fülle von Geschmeide, mit welchem unsere Vorfahren, wenn sie dem Künstler sitzen sollten, ihr Festgewand zu bereichern liebten. Eine ganz besonders durch Vollständigkeit und Genauigkeit ausgezeichnete Quelle aber sind die Inventarien,

sowohl von weltlichem wie von geistlichem Besitz. Im Gegensatz zur heutigen Zeit pflegte man diese Verzeichnisse nicht nur genau nach Beschreibung, Maßen und Gewicht anzufertigen: man fügte auch noch Abbildungen hinzu, die, wenn sie von Künstlerhand geschaffen waren (was nicht zu den Seltenheiten gehörte), uns die längst entschwundenen Kostbarkeiten in der ganzen Pracht vorführen, wie sie einst aus der Hand des Goldschmiedes hervorgingen.

Eins der merkwürdigsten Dokumente dieser Art ist das Inventar, welches der bairische Herzog Albrecht V. von dem Schmuck seiner Gemahlin Anna ausführen ließ. Wir kennen diesen Fürsten als einen der kunstsinnigsten, die je einen deutschen Thron geschmückt haben. „Herzog Albrecht,“ sagt Stodbauer von ihm, „versammelte an seinem Hofe Gelehrte und Künstler, und die frische Luft der neuen Kunstweise der „Welschen“ wehte zaubermächtig durch die Straßen Münchens und in den Räumen der „alten“ (gothischen) Feste der Residenz Albrechts. Von allen Seiten wurden Kunstwerke gesammelt und verhandelt, von Italien kamen Antiken, Münzen und kostbarer Marmor; Goldschmiede und Edelsteinschneider gingen ab und zu, die Bestellungen des Herzogs auszuführen, und eine ansehnliche Schaar Künstler stand in seinen Diensten.“ Unter diesen nahm nun der Maler, welchen wir als Meister des oben genannten Inventars kennen, Hans Mielich, eine führende Stellung als Hofmaler Albrechts ein. In München 1515 geboren aus einer Familie, die mehrere Generationen Maler aufzuweisen hatte, war er nicht bloß in dieser Kunst von Jugend auf unterrichtet worden, sondern hatte auch im Uebrigen eine sorgfältige, ja wie aus lateinischen Inschriften seiner Arbeiten hervorgeht, eine gelehrte Bildung genossen. Doch scheint seine künstlerische Bedeutung nicht so sehr auf dem Gebiet der sogenannten großen Malerei, als auf demjenigen des Kunstgewerbes gelegen zu haben. Es ist, wenn auch noch nicht bis ins Einzelne nachgewiesen, so doch in höchstem Grade wahrscheinlich, daß ein großer Theil des herrlichen Geschmeides, welches Albrecht für die Herzogin Anna durch seine geschickten Münchener Kunsthandwerker ausführen ließ, von Mielich entworfen worden war. Eine starke Stütze findet diese Vermuthung in den Entwürfen zu Prachtrüstungen ausländischer Fürsten, die in einem vergessenen Convolut der Münchener Bibliothek gefunden wurden, und welche Herr von Hefner-Alteneck unwiderleglich als Arbeiten unseres Meisters nachgewiesen hat. Diese Entwürfe, welche die höchste Blüthe des Renaissance-Ornaments bezeichnen, haben ein glänzendes Licht auf die Bedeutung der deutschen, speciell der bairischen Kunsthandwerker des 16. Jahrhunderts geworfen. An ihrer Hand ist es gelungen nachzuweisen, daß viele jener Prachtrüstungen mit reich getriebenem, tauschirtem und vergolbetem Zierwerk in dem Arsenal und der Ambraser Sammlung zu Wien, in den Rüstkammern der französischen Könige Franz I. und Heinrichs II., in der Armeria zu Madrid, in Mailand und anderwärts, nicht, wie man bisher meinte, von italienischen Meistern, sondern von den zu ihrer Zeit hochberühmten „Plattnern“ von Augsburg und München angefertigt sind, und daß nicht Cellini und seine

Kunstgenossen, sondern Hans Mielich dazu die Entwürfe lieferte, unterstützt von den etwas jüngeren Künstlern des bairischen Herzogshofes Hans Bol, Hans Bockberger und Christoph Schwarz.

Der oben erwähnte, langjährige und hochverdiente Leiter des bairischen Nationalmuseums, Herr von Hefner-Alteneck, hat durch die Herausgabe dieser Rüstungsentwürfe (kürzlich in zweiter Auflage erschienen) und durch die sie begleitenden geschichtlichen Untersuchungen dem Maler Hans Mielich ein glänzendes Denkmal gesetzt. Aber damit nicht zufrieden — und hiermit kommen wir auf unseren Ausgangspunkt, das Inventar Albrechts V. zurück, hat er die Muße seines dienstfreien Alters dazu verwendet, um durch eine ausgezeichnete, bei G. Keller in Frankfurt a. M. erschienene Publikation*) den größten Theil dieses Inventars bekannt zu machen — ein fast uner schöpfliches Vorlagenwerk für diejenige Richtung unserer modernen Goldschmiedekunst, welche sich die Meisterwerke des 16. Jahrhunderts zum Muster nimmt. Fast scheint es, als ob den verdienstvollen Gelehrten mit dem Künstler des 16. Jahrhunderts ein geheimnißvolles Seelenband verknüpfte. Nicht nur die oben genannten Entwürfe stöberte er durch Zufall zwischen vergessenen und mißachteten Papieren hervor: auch von dem Inventar war nur ein Theil in der Staatsbibliothek in München enthalten, ein anderer war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts abhanden gekommen, wahrscheinlich durch Schenkung an den sächsischen Hof. Dieser letztere Theil wurde durch einen seltsamen Zufall — *habent sua fata libelli!* — im Jahre 1846 Herrn von Hefner durch einen Bamberger Antiquar zum Kauf angeboten, nachdem letzterer auf ein Anerbieten an die erleuchtete Bibliothekverwaltung in München den Bescheid erhalten hatte: „Die Sache hat keinen wissenschaftlichen Werth, und solche Malereien befinden sich genug bei uns.“ — Hefner hat die zum Theil in traurigem Zustande befindlichen Blätter hergestellt und aus denselben, ergänzt durch den in der Staatsbibliothek befindlichen Theil, ein Prachtwerk geschaffen, auf welches die deutsche kunsttechnische Literatur stolz zu sein alle Ursache hat. Auf dreißig in meisterhaftem Farbendruck (von A. Osterrieth, Frankfurt) ausgeführten Tafeln giebt dasselbe Schmuckstücke in all' den mannigfachen Formen, welche die Renaissance kannte, die uns zum Theil verloren gegangen sind: Broschen, Nadeln, Anhänger oder „Bägel“, Ketten und Gürtel der verschiedensten Art, Schwert- und Dolchgriffe, alles reich mit Steinen und Emailwerk verziert. Außerdem aber umfaßt das Inventar auch Ziergefäße der verschiedensten Art: Henkeltrüge, Leuchter, Schalen, Becher, Uhren, Handspiegel, und jene in Gold gefaßten zierlichen Marderpelzchen, welche durch ihren Namen „Flohpelzchen“ ihre, bei vornehmen Damen etwas befremdliche Bestimmung verrathen.

In der virtuosen, überaus reichen Darstellung dieser Gegenstände, die den Original-Zeichnungen getreu nachgebildet sind, verräth sich uns Mielich

*) Deutsche Goldschmiedewerke des sechzehnten Jahrhunderts von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck, Frankfurt a. M. G. Keller.

als der ausgezeichnete Miniaturist, als den ihn die Kunstgeschichte auch sonst kennt. Denn seine Hauptwerke sind die Ausstattungen der berühmten Psalmen des Orlando di Lasso und der Motetten des Cipriano di Rore, welche zu den Hauptschätzen der Münchener Staatsbibliothek gehören. Diese ebenfalls im Auftrage Albrechts V. angefertigten Prachtbücher, für welche der Meister den für damalige Zeiten hohen Sold von 4800 fl. erhielt, gehören auch in ihrem, durch einen aus Ungarn gebürtigen Goldschmied Georg Sökhin (Szegebin?) gearbeiteten Einband zu den edelsten Prachtstücken dieser, an Meisterwerken des Kunstgewerbes so reichen Zeit. An der Miniaturausstattung derselben arbeitete Meister Mielich bis in sein hohes Alter, bis ein Jahr vor seinem 1572 eingetretenen Ende.





Aus dem Nachlaß von Henriette Herz.

Von

Heinrich Hahn.

— Berlin. —



Auf dem traulich stillen Friedhose der Jerusalemer und Neuen Kirche am Blücherplatz zu Berlin liegt, nicht weit von der vorbeiführenden Rossenerstraße entfernt, zu ewiger Ruhe gebettet — Henriette Herz (geboren 5. September 1764, gestorben 22. October 1847.) Wie sie es im Leben liebte, in ihren Wohnungen, Neue Friedrichstraße, Marktgrafenstraße 59 und Thiergartenstraße 18, mitten unter den Ihrigen zu weilen, denen ihr Herz in erster Reihe gehörte, und im Kreise berühmter Gelehrten, darunter Theologen und Aerzten, so war es ihr auch nach dem Tode vergönnt, umgeben von Leuchten der Wissenschaft, wie dem bekannten Augenarzt von Gräfe, dem mannesmuthigen Prediger Lisco, dem hervorragenden Chirurgen Wilms und von den Söhnen ihrer in Prenzlau verheiratheten Lieblingschwester zu ruhen, deren Mann gleichfalls den Namen ihres eigenen Gatten führte, ohne mit diesem verwandt gewesen zu sein. Der eine, ihr Lieblingsneffe, starb als Major, der andere in hohem Greisenalter als Pensionär der niederländischen Regierung, der er einst als Beamter in Java gebient hatte; der dritte endlich August Herz, wie Henriettens Mann Hofrath, erlag den Folgen einer Wunde, die er als Jüngling bei Großbeeren erhalten hatte, und die am 50 jährigen Gedenktage der Schlacht wieder aufgebrochen war.

Aus dem Nachlasse von dessen Gemahlin, Therese Herz, die an seiner Seite bestattet ist, und die ihrer Tante an hohem Lebensalter, in der Lust, Anderen Freude zu machen, in der Unermüdblichkeit, Armen und Leidenden zu helfen und in der Kunst, auch ohne bedeutende Mittel einen geselligen

Kreis um sich zu schaffen und ihn an sich zu fesseln, sehr nahe kam, stammen die nachfolgenden Briefe von und an Henriette zum großen Theil. Sie waren, wie leider auch ihre übrigen Brieffschaften, die bei ihrer großen Anzahl helle Lichter auf die geistige Welt ihrer Zeit hätten werfen können, von Henriette zur Verbrennung bestimmt, dann aber nach der Aufschrift eines Umschlages ihrer treuen Freundin, Pflegerin und Gesellschafterin Luise Wolf, der Tochter jenes Zossener Predigers, der sie in den christlichen Glauben einführte, geschenkt und von dieser wieder jener Hofrätthin Therese und von dieser dem Herausgeber überlassen worden.

Die Schriftstücke sind nicht alle von gleicher Bedeutung; aber sie haben den Vorzug, die Verstorbene von der Jugendzeit fast bis zum Grabe zu begleiten, und enthalten Mittheilungen nicht bloß von ihr selbst, sondern von den Lieben, die ihr im Leben am nächsten gestanden haben, von ihrem Manne, von Schleiermacher und von Alexander von Humboldt. Auch berühren sie wichtigste Ereignisse ihres Lebens, ihre Vermählung, ihren Uebertritt zum christlichen Glauben, ihre Romreise und ihre Rettung aus großer Bedrängniß durch die Hochherzigkeit Friedrich Wilhelms IV. und durch die treue Ergebenheit ihres Freundes Humboldt. Nur drei Schreiben rühren nicht aus bezeichnetem Nachlaß, sondern aus der herrlichen, Hunderte von Abbildern und Briefen von berühmten Staatsmännern, Generalen, Künstlern und Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts umfassenden Autographensammlung des Dr. Adolf Arnstein. Sie ist jetzt im Besiz des Geheimen Kommerzienraths A. Hahn, der die Güte hatte, sie zur Veröffentlichung herzugeben. Es sind dies die Briefe von ihrem Manne an den Maler Graff (Nr. 2.), von Henriette an Professor Dieffenbach (Nr. 7.) und von Humboldt aus dem Jahre 1806 (Nr. 11.) — Ob diese letzteren nicht irgendwo bereits veröffentlicht worden sind, konnte der Herausgeber vorläufig nicht ergründen. Jedenfalls vermag er sie mit manchen neuen Erläuterungen zu versehen. Die übrigen sind keinesfalls gedruckt, und nur der letztere seinem Inhalte nach von J. Fürst berührt. (J. F. H. Herz. Ihr Leben und Erinnerungen. 2. Aufl. Berl. 1858. — Ausführungen nach der 1. Aufl. — Vgl. auch über H. H. F. Gust. Kühne: Deutsche Männer und Frauen. Leipzig, 1851 S. 214 ff. und L. Geiger in Allgem. Deutsch. Biogr. XII. 258 ff.)

Schon das 1. Stück ist bedeutsam. Es ist ein Lied zu ihrer Hochzeit (1. December 1779) mit untergelegter Melodie von einem Freunde, dessen Name nur angedeutet ist (G.) und feiert das Brautpaar in schwungvollen Lobeserhebungen, die die wesentlichen Charakterzüge beider Personen trefflich wiedergeben. Es schildert sie in ihrem vollen Jugendreiz, der gepaart ist mit jugendlicher Munterkeit, hellem Verstand und einem weichen mitleidvollen Herzen, Naturgaben, die ihre unwiderstehliche Anziehungskraft während ihrer übrigen Lebenszeit auf Unzählige übten, und ihn, den philosophisch gebildeten Arzt, der zu Kant's Füßen gesessen und noch kurz vorher eine Theorie des Geschmacks veröffentlicht hatte, worin er die Ursachen von

der Verschiedenheit desselben auf der Grundlage von Lessings und Herders Untersuchungen bespricht. Die Seelenkunde machte er zu seiner Hauptaufgabe, beschäftigte sich mit Physik und Astronomie und hielt späterhin vielbesuchte Vorlesungen darüber, denen auch die jungen Humboldts beiwohnten. Seine umfassende Thätigkeit trug ihm daher die Titel: Walbed'scher Hofrath, Leib- arzt und Professor ein. Von ihm konnte sein Verehrer mit Recht sagen: „Der Körper heilt und Seelen bessert.“

Das Bild geht übrigens von einem reizvollen Bilde des schönen, damals im 16. Lebensjahre stehenden Mädchens aus. Die Malerin Therbusch hatte die aufblühende Mädchenknospe als Hebe mit der Nektarschale in der Hand und mit durchsichtigem Flügelkleide dargestellt. Das Antlitz ist jugendlich rosig und von feurigem Auge belebt, aber mehr von orientalischer, als von jener klassischen Schönheit, die spätere Bilder wiedergeben.

Es sei hier gestattet, bei dieser, wie anderen Abbildungen von ihr einige Augenblicke zu verweilen, umsomehr da gerade mehrere der nachfolgenden Schriftstücke den Vorzug haben, Bilder derselben aus verschiedener Zeit zu berühren. Das erwähnte Hebebild, lange im Besiz von Theresie Herz, ist von dieser 1889 der Berliner Nationalgalerie, ein anderes aber, das ihren Vater, den Arzt Benjamin de Lemos, einen freundlichen, schönen Mann in stattlicher vornehmer Tracht darstellt, wie ihn seine Tochter in ihren Lebens- erinnerungen schildert (Fürst S. 12), dem jüdischen Krankenhaus in Berlin vermacht worden. Schöner noch als dieses Jugendbild, das klassische Profil, wie das geistige Feuer des Auges gleichmäßig wiedergebend, ist das Bild von der Hand des berühmten Dresdener Malers Anton Graff, das einst in der akademischen Jubiläumsausstellung unter seinen zahlreichen Portraits von Zeitgenossen prangte, und dessen Kupferstich dem Fürstlichen Buche beige- fügt ist. Mit Recht nennt es ihr Mann in dem ersten der abgedruckten Briefe ein „Meisterstück“, das „die Bewunderung aller echten Kunstkenner“ erregt. Völlig ähnlich scheint es aber nach seinen fein tadelnden Bemerkungen nicht gewesen zu sein. Ob nun in dem vorhandenen Gemälde die von ihm gewünschten Verbesserungen bereits angebracht sind oder nicht, ist fraglich. Jedenfalls hat ihr der Maler nicht allzu sehr geschmeichelt; denn auch ein anderer Künstler, ihr Freund und Hausgenosse, der Bildhauer Schadow, hat ihrer Büste, die sich jetzt im Besize der Frau Stadtrath Löwe befindet, dieselben vornehmen edlen Züge verliehen, die jenes Bild aufweist. Zu dieser klassischen Schönheit des Gesichts gesellte sich nun auch eine ebenmäßige Fülle der Formen und ein majestätischer Wuchs, der freilich beim Sitzen in komischer Weise zusammenschrumpfte, weil ihr Oberkörper etwas kurz war. Alle diese äußeren Vollkommenheiten verschafften ihr den Beinamen der „tragischen Muse“. Eine Zeichnung, von einer Dilettantin Elise Fränkel 1820 ange- fertigt und Marianne Mendelsohn gehörig, in welcher sie nach einer Mode der Zeit mit einem Kopftuch in Form eines Turbans dargestellt wird, fand Friedrich Wilhelm IV., dem sie Humboldt vorlegte (S. unten Nr. 13) zwar

ähnlich, aber ihrer wahren Schönheit nicht entsprechend. In der Zeichnung, die Wilhelm Hensel kurz vorher in Rom ausgeführt hatte, soll ein italienischer Künstler und Kunstkennner noch bei der 53 jährigen die Formen reiner Schönheit erblickt haben (Fürst 76). — Ein fünftes Portrait endlich, das aus dem Nachlaß von Therese Herz in den Besitz des Berichterstatters gelangt ist, stellt die greise Matrone dar. Von der früheren Schönheit ist hiernach keine andere Spur zurückgeblieben, als der edele Ausdruck des Gesichts, gehoben durch einfache Sauberkeit des Anzugs.

Wenden wir uns nun zu den Briefen ihres Gatten, des Dr. M. Herz zurück. Sie sind inhaltlich außer jenem ersten von 1792 zwar nicht bedeutend, geben aber doch einen Beitrag zu seiner Charakteristik. Der erste Brief, dessen Stil mit seiner attischen Feinheit den Einfluß des von ihm hochverehrten Lessing verräth, spiegelt uns den gebildeten, die anderen den in seinen Anordnungen festen und bestimmten, den auch im Leiden noch humorvollen und witzigen und gegen Freunde und Verwandte gemüthvollen Mann ab. Mit seiner Schwiegermutter, einer geborenen Charleville, an die die letzteren gerichtet sind, scheint er, noch fern dem heutigen Schwiegermütterverfekerungsport, auf gutem Fuße gestanden zu haben. Neben der geistigen Speise hat er aber auch die Genüsse des Gaumens und das Spiel geliebt. — Jene Schreiben sind zu gleicher Zeit kulturhistorisch interessant; denn sie geben uns Andeutungen über die damalige unbequeme Art des Reisens, über das für jene Zeit nicht billige Speisen in öffentlichen Speisewirthschaften, über die Handhabung der Gastfreundschaft und die Kunstpreise des vorigen Jahrhunderts. No. 3 und 4 sind, da beide auf eine kranke Sarah, vielleicht seine Schwägerin, Bezug nehmen, der Zeit nach nicht weit auseinander, und da in ihnen von der Aufführung Wallensteins in Berlin gesprochen wird, jedenfalls um oder nach 1800 geschrieben. Das Datum von 3 scheint 00 zu enthalten, und 4 an seine Frau aus der Stadt in die Sommerwohnung vor dem Thore gesendet zu sein.

Weniger Beiträge zu ihrer äußeren Lebensgeschichte, als zur Darlegung ihrer Gemüthszustände in verschiedenen Lebenszeiten und Lebenslagen geben die drei eigenen Aufzeichnungen von Henriette H. No. 5 bringt Tagebuchblätter vom 13., 15. und 18. Februar 1820. Die Freuden der italienischen Reise sind verrauht. Tiefe Schwermuth hat sich ihrer bemächtigt, so daß sie vor der Möglichkeit, den Verstand zu verlieren, schaudert. Zunehmende Kränklichkeit, Verfekerung und Verfolgung ihrer Freunde in der Zeit der beginnenden Demagogenrieckerei, die Erkenntniß, daß die Vernunft, die sie früher so hochschätzte, nicht ausreichte, um alle Räthsel des Lebens zu lösen, und das Gefühl endlich, daß sie mit all ihrem Lernen und Wissen zu geistigem Schaffen unfähig sei, verbittern ihr das Leben. Im neu angenommenen Glauben und im Gebet sucht sie Trost und Hilfe. Nr. 6 (26. Januar 1841) an eine unbekannte Freundin, zeigt ihren dankbaren und edlen Sinn auch im Empfangen und in der Zeit der Entbehrung. — No. 7

endlich ist nach der Rückenaufschrift an Professor Dieffenbach, den berühmten Operateur gerichtet, der 1832 außerordentlicher Professor geworden war. Einer ihrer Neffen, Referendar Ratorff, der Sohn einer geliebten, bereits verstorbenen Schwester, soll von einem Grafen Ranitz 1834 in einem Duell in Stralow tödtlich verwundet worden sein. Ein junger Arzt, später Professor und Geheimer Medicinalrath in Gießen (gestorben 1880), namens Phöbus, der selbst einige Zeit vorher die Tödtung eines Gegners im Duell mit einigen Jahren Festungshaft hatte büßen müssen und dann sein ganzes Vermögen geopfert hatte, um die Angehörigen des Gefallenen zu entschädigen und zu unterstützen, leistete dem Verwundeten die erste Hilfe. Henriette aber wandte sich in ihrer Angst und verwandtschaftlichen Theilnahme an ihren Freund D. Aber auch dessen Kunst vermochte den jungen Mann nicht mehr zu retten.

Den Mittelpunkt des gesammten Nachlasses bildet ein Brief Schleiermachers (Nr. 8). Seinem Drange, sich mitzuthellen, und dem innigen Verhältniß zu seiner Freundin, das sich bis zur Duzbrüderschaft gesteigert hatte, entspricht der reiche Inhalt des in enger, bis zur Unleserlichkeit seiner Schrift geschriebenen Briefes. Er ist Ende Juli oder Anfang August 1817 abgefaßt; denn kurz vorher war Henriette Herz am 16. Juni in aller Stille zum christlichen Glauben übergetreten, von Pastor Wolf in Zossen, dem Vater ihrer Freundin, dazu vorbereitet. Trotz aller Vorsorge hatte sich das Gerücht davon in Berliner Kreisen rasch verbreitet. Schleiermacher lehnte es ab, die Veranlassung dazu gegeben zu haben. Daß eine Wolke wegen des gegen den Wunsch Schleiermachers heimlich geschehenen Uebertrittes das trauliche Verhältniß zwischen ihm und ihr getrübt habe (Fürst S. 69), bestätigt dieser herzliche Brief wenigstens nicht. Im Gegentheil, er zeigt, welch innigen Antheil an dem Familienleben ihres Freundes S. bei seiner Freundin voraussetzt, daß er ihr von der Entwicklung aller seiner Kinder berichtet und sie gern beim Jüngsten zu Gevatter geladen hätte. Gleich nach der Taufe hatte sie sich zudringlicher Neugier durch eine Reise nach Rom von Zossen aus am 16. Juli entzogen. S. schickt ihr nun 2 Briefe, entweder von Alexander von Humboldt, oder, was wahrscheinlicher ist, von dem Staatsmanne, Grafen Alexander von Dohna, der ihn 1794 bei ihr eingeführt hatte, und in dessen Familie er einst Hauslehrer gewesen war. Ueberbringerin des einen derselben war Juliane, die Frau von Fritz Dohna, die Lieblingstochter Scharnhorsts. Der mit seinem Regiment in Berlin erwartete Gemahl war der Bruder Alexanders, eine vornehme, imposante Erscheinung, der 1859 als Generalfeldmarschall in Berlin starb. Die Mittheilbarkeit Schleiermachers läßt so den gemeinsamen Bekanntenkreis des Freundespaars vor uns aufleben. Er giebt zunächst der Freundin den Auftrag, „Väterchen Jacobi“, den greisen Gefühlsphilosophen in München, mit dem er mancherlei Berührungspunkte hatte, aufzusuchen. Da Jacobi am 10. März 1819 starb, konnte S. den geplanten Besuch bei ihm wohl nicht mehr ausführen. —

Auch einer gewissen unbehaglichen Stimmung giebt der Brieffschreiber Ausdruck; denn schon zeigten sich am politischen, wie am kirchlichen Himmel bedrohliche Wolken. Er selbst hatte soeben in freisinniger Richtung eine Schrift über Synodalverfassung herausgegeben und darin einen Entwurf zu einer Synodalordnung 1817 scharf getadelt, der den Synoden nur geringe Rechte und engen Spielraum zur Wirksamkeit zuwies, und, wie es scheint, gerade diesen hatte der unter den Ministern Dohna und Humboldt als Leiter der Kultusangelegenheiten sonst hochverdiente Nicolovius in seinem amtlichen Gutachten über Synodalordnungen gutgeheißen. S. verübte ihm das sehr. Er hoffte übrigens, mit seiner Schrift bei verständigen Geistlichen Anklang zu finden, nicht aber bei den Strebern, „die gern etwas Papst sein wollen“. Zu diesen rechnete er wohl den jüngeren der beiden Sack, die beide bereits zur Intoleranz und zur Orthodorie neigten. Der jüngere, 1817 an der Berliner Universität habilitirt, 1875 als Konsistorialrath gestorben, hatte sich besonders über die Widmung an Dewette, einen Gesinnungsgenossen Schleiermachers, der als Berliner Professor für die Durchbringung von Glauben und Wissen und die Hebung des sittlichen Lebens arbeitete und 1819 durch eine private Aeußerung über Kogebues Mörder Sand sein Amt verwirkt hatte, ungünstig ausgesprochen. Dagegen hatte zu Schleiermachers Befriedigung der ältere Sack, der Anreger der protestantischen Union (gestorben 2. October 1817), der ihm einst seine Hauslehrerstelle im Dohnaischen Hause verschafft hatte, seine Schrift gebilligt.

Die sechs Briefe Humboldts rühren aus seiner Jugend-, Mannes- und Greisenzeit her. Die beiden ersten (No. 9 und 10), in zierlicher, kleiner, deutscher Schrift auf Octavblättchen geschrieben, zeigen weder die Unleserlichkeit, über die er Henriette Herz klagen läßt, und die seinen späteren schief und lateinisch geschriebenen im höchsten Grade eigen war, noch auch in ihrer sprudelnden Hebeligkeit die Schreibfaulheit, die er sich zum Vorwurf macht. Sie stammen aus den Jahren 1788 und 1796, d. h. aus seinem 19. und 27. Lebensjahre, der erste aus Ringenwalde, einem Stammgut der Humboldts im Kreise Varnim in der Mark. Er ist in launiger Weise in die Form eines Gespräches gekleidet, das er die beiden jungen Frauen, die 24jährige Henriette und ihre ein Jahr ältere Freundin Dorothea Veit, die Tochter Moses Mendelssohns und spätere Gemahlin Schlegels, in munterer Weise führen läßt, und in das er seinen Freund Bär, einen Pensionär des Herzlichen Hauses, der später als wissenschaftlich gebildeter Arzt in Glogau lebte, hineinverwickelt. In seinem Uebermuth entwirft er ein nicht eben schmeichelhaftes Selbstgemälde von sich, macht sich über sich selbst lustig, über seine Windbeutelerei, Unpünktlichkeit, Unzuverlässigkeit, Schreibfaulheit, über seine Lust zu „medisiren“, und über seine Eitelkeit oder Eigenliebe, und läßt nur seine Freude am Scherz und seine Gutmützigkeit etwas gelten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er den Unterhaltungston jenes Kreises und die Meinungen seiner Freundinnen, die

den liebenswürdigen und geistvollen Jüngling trotz alledem gern haben, ja, vielleicht auch ihre Nebenarten, wie „Ich habe den lebendigen Tod“, „Lebts“, „Cyprische Grammatik“ wiedergegeben hat. Humboldt, von seinem Studienaufenthalte in Frankfurt a. D. zurückgekehrt, betrieb nun 1788 seine weitere Ausbildung in Berlin, besonders bei dem Polyhistor Propst Böllner, scheint aber bereits den Gedanken zu seiner Studienreise nach Göttingen (1789) zu fassen.

Der zweite Brief (Nr. 10) enthält die lang ausgepinnene Erzählung eines räthselhaften Traumes, der sich wohl auf irgend einen intimen Vorgang des Freundeskreises bezieht, und für den er in einer Nachschrift den Schlüssel in seinem Herzen aufzubewahren behauptet. Mit der großen wie Minerva majestätisch schönen Dame, die den Sieg in dem Wettkampf der Wohlthätigkeit erringt, scheint er auf Henriette zu deuten. Der dritte Brief, vom J. 1806 (Nr. 11), fällt in die Zeit, wo Humboldt, von seiner amerikanischen Reise bereits zurückgekehrt, im Garten des Mendelssohnschen Hauses, dem heutigen Herrenhause in der Leipzigerstraße zu Berlin, mit stündlichen Beobachtungen der magnetischen Declination beschäftigt und deswegen trotz seiner Verehrung für Schleiermacher nicht in der Lage war, mit diesem bei Henriette Herz zusammenzukommen. — Nr. 12, aus nicht bestimmter Zeit, legt Zeugniß ab für seine tolerante Gesinnung, aber auch für das Bewußtsein von seinem geringen Einflusse in religiösen Fragen. Leuchsenring, auf den er Bezug nimmt, gehörte einst gleichfalls zu Henriettens geselligem Kreise und ist vielleicht der, den Goethe als heftigen Rath in Wahrheit und Dichtung erwähnt und im Pater Brey verspottet hat. — Die beiden letzten Briefe (Nr. 13 und 14) zeigen, daß das Gefühl für seine Jugendfreundin auch bei dem greisen Humboldt noch nicht erkalte war und sich in gewohnter Weise bei ihm in werththätiger Liebe kund gab. Es machte ihm Freude, bei dem König Friedrich Wilhelm IV., der als junger Kronprinz in das Herzische Haus gekommen war (Fürst S. 82), Jugenderinnerungen aufzufrischen. Ja, auf seine Verwendung bewilligte der König der darbedenden Greisin in zarter Form eine jährliche Pension bis an ihr Lebensende. Ebenso zart, wie edel erscheint auch das Benehmen Humboldts, der von einer dankenden Antwort der Freundin nichts wissen will. Die beiden Briefe scheinen unmittelbar auf einander gefolgt zu sein. Nach dem einen derselben ist sie soeben einer jener schweren Krankheiten entronnen, aus denen sie die Sorgfalt ihres Hausarztes Dr. J. Henschel mehrmals rettete (Fürst S. 80), worüber Humboldt seine Freude ausdrückte. Je nachdem die Betrübnis der Frau von Bülow dem Schlaganfall oder dem Tod ihres Gemahls, des preussischen Staatsministers gegolten hat, stammt der Brief aus der Zeit nach 1843 oder nach dem 6. Februar 1846.

Wenn auch kein schöpferisches, so hat Henriette Herz doch selbst nach diesen Briefen ein anregendes Leben geführt und mit den edelsten Männern ihrer Zeit verkehrt, und so kann von ihr das Goethesche Wort gelten:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

Außer dem nachfolgenden Schreiben besitzt der Verfasser dieser Zeilen noch ein Blättchen mit Tagebuchnotizen, die 1820 auf der Rückreise von Italien und bei ihrer Ankunft in Berlin geschrieben sind, aber wie Nr. 5 nur weltlichmerzliche und fromme Gefühlsergüsse enthalten und zum Abdruck sich daher weniger eignen, und ein Bruchstück von Lebenserinnerungen, die von ihr 1822 begonnen und am 27. August 1829 außer einem kleinen Nachtrage abgeschlossen worden sind. Eine erweiterte Form derselben scheint J. Fürst in seinem Lebensabriß benutzt zu haben; denn in dem Bruchstück fehlt der ganze 2. Theil jenes Buches, die Betrachtungen über hervorragende Zeitgenossen, während umgekehrt bei Fürst manches wörtlich mit dem vorhandenen Bruchstück übereinstimmt, manches in abweichender Form erzählt, vor Allem die Betrachtungen über sich selbst und gewisse Sittenverhältnisse der Zeit weggelassen sind. Die gesammten Urschriften aus dem Nachlasse mit Ausnahme derer aus der Arnsteinischen Sammlung werden in Kurzem der Kgl. Bibliothek übergeben werden, so daß dann die künftigen Forscher Gelegenheit haben werden, noch einzelne dunkle Punkte darin aufzuhellen.

No. 1.

Dem Herrn
Doktor Markus Herz
und
Mademoiselle Fette Lemos
an
Ihrem Vermählungstage
gewidmet
von
G
Berlin, den 1. December 1779.

Dies ist die holde, muntre Hebe!*)
Wer sah der Götter Abbild je,
So ganz im feinsten Reizgewebe
Und schöner noch als Pasithe?

Welch edler Zauber in den Zügen!
Wie Himmel in dem Auge blickt!
Den Gott der Donner zu besiegen,
Hätt's Ihr, der Juno gleich, geglückt!

Wie blühend Ihrer Wangen Rosen!
Wie schlank der Wuchs! welch edler Gang!
Wie unschuld-Heberoll Ihr Rosen!
Die Stimme, welcher Silberklang!

Ihr angenehmes frohes Scherzen,
Ihr aufgeklärtester Verstand;
Das Nimmiglich' in Ihrem Herzen;
In Ihr — der Schöpfung Meisterhand! —

Und wie bei trübsalsvollen Scenen
Empfindsam Ihr die Zähre rollt!
Wie mittheidvoll, ohn' es zu wähen,
Sie Nothbedürft'gen freudig zollt!

So ist sie, meines Freundes Fetzchen,
Und so vollkommen mußt Sie seyn!
Ein amuthreiches, sanftes Mädchen,
Das Lohn für Kummer kann verleihn!

*) Mlle. Lemos ist von der Therbuschin als Hebe gemalt.

Dies Mädchen lohnet den Verehrer
 Erhabener Philosophie,
 Ihn den Gefühlsquellenlehrer
 In der Empfindungstheorie!

Wer Welten mißt mit einem Blicke;
 Der Erdengüter Zumes kennt,
 Der rechnet sich's zum achten Glücke,
 Wenn heiße Lieb' im Herzen brennt!

Der Denken noch durch Thum vergrößert,
 So weisheitsvoll wie Sokrates.
 Der Körper heilt, und Seelen bessert,
 Der Liebling des Hippocrates. —

So bringe denn die Nestarschale,
 Du frohe Götterpfliegerin!
 Dem sehnuchtsvollen Ehemale
 Als Wonne höchster Wonne hin.

No. 2 (Dr. M. Herz. 1.)

Wohlgeborner,
 Insonders hochzuehrender Herr.

Ihr schönes Meisterstück ist wohlbehalten angelangt, von Herrn Derbes aufgespannt und hängt nun bereits seit acht Tagen in meiner Stube zur Bewunderung aller ächten Kunstkenner. Die Nehnlichkeitskritiker denken sich bald hier, bald da vollkommenere treffendere Züge. Ich selbst kann wegen der zu genauen Bekanntschaft mit dem Urgegenstand über diesen Punkt nicht befugter Richter seyn. Indessen, was auch an dieser Kleinigkeit seyn mag, so ist es doch nur eine Kleinigkeit, bei welcher der wahre Geschmack sich kaum verweilt, und der allenfalls bey Ihrer einstmaligen Gegenwart in Berlin mit einem Pinselzuge abzuheffen ist.

Nebst meinem ergebensten Dank folgt hier eine Anweisung von 10 Stück Louisdor und 3 Stück Dukaten auf den Herrn Gregor, die Sie einzukauffen belieben werden.

Haben Sie die Güte mich in Ihrem freundschaftlichen Andenken zu behalten und besuchen uns bald wieder.

Berlin, den 5. May 1792

Ihr ergebenster Diener und Freund
 Marcus Herz.

Meine liebe Frau im Original macht Ihnen für die Mühe, die Sie sich mit Ihrem Gesichte gegeben, einen so freundschaftlichen Kniz, der einem andern, als meinem lieben Graf gemacht mich leicht zur Eifersucht reizen könnte.

Nr. 3 (Dr. M. Herz. 2). Um oder nach 1800.

An
 die Frau Doctorin de Lemos
 Wohlgeb.

Freyenwald, d. 1. July 00.

Woll Sie es so wünschen, liebe Mutter, so schreibe ich Ihnen, so viel weniger als nichts ich Ihnen auch zu schreiben habe. Alles was ich Ihnen zu sagen habe läuft darauf hinaus: Ich bin ganz nach meinem vorgelegten Plan gefahren, in der Landsberger Straße schlug es Zehn, und um halb 7 Uhr war ich vor meiner Thüre hier, ich habe gefroren wie ein Hund, geträuft wie eine Katze und nur Toback geraucht wie ein Mensch. Dieß kann Gottlob kein Thier, und dieß allein, sogar immer, macht den Stolz und den Abel der Menschheit aus. Unter den Frauen können freylich nach diesem Ausspruch nur Frau Prof. Lohnstein in Groß-Mogau und die Wunder-Doktorin Erhard auf die Menschheit stolz sein; die übrigen müssen nun sehen wie sie fertig werden, sie können sich allenfalls an das Tobackschmupfen halten, und mehr kann ich wahrhaftig nicht thun, ich bin froh, einen Weg ausfindig gemacht zu haben, auf welchem ich meine liebe Mutter gerettet habe.

Es sind nun schon zwey Stunden, daß ich gebadet habe, und noch kann ich die Gotteswunder von dem Bade nicht rühmen, ich bin noch ebenso wie vorgestern, ich muß nun schon die noch übrigen zwanzig Bäder mit Geduld abwarten.

Leben Sie wohl, grüßen Sie die Brecherin Sarah, und fahren hübsch fleißig mit ihr spazieren. Geben Sie nur Demos gute Worte, damit er Ihnen Christian überläßt.

Ihr Sohn
Markus Herz.

Nr. 4. (Dr. M. Herz 3) mit 3 wohl in einer Zeit, also nach 1800.

So eben war mein lieber Salinger bey mir, die Menschen bleiben nur bis Freytag hier, und sind morgen und übermorgen Abend in der Comödie um die von ihnen bestellten Wallenstein und Piccolomini zu sehn. Ich esse nebst Demos heute Mittag bey ihnen und bedarf Deines Essens nicht. Meine Anordnungen sind nun folgende:

Morgen Mittag essen die Leute bei uns draußen on Familie, ich kann Dir nicht helfen. Du mußt es schon machen, es bedarf keiner Traktirung, wenig und gut und weich. Des Abends verlassen sie uns und ich wünschte dann wohl eine Partie zu haben. Bestelle bei Doewen was Du nicht selbst haben kannst.

Donnerstag Mittag aber diniren wir bey Doewen. Bestelle, denke ich für 15 Personen zum Thaler und 4 Gr. Lade die Ephraims dazu ein, auch die Salomon und Mendelssohn. Die übrigen besorge ich, ich werde auch eine Partie zum Abend behalten, wo wir fast bei Doewen oder bei uns speisen werden.

Ich habe die Idee heute nicht zu Dir zu kommen, das Wetter ist zu elend, ich will mancherlei zu Hause thun und dann vielleicht bei Galles sein.

Es soll seit gestern mit Sarah auf eine neue Medicin etwas besser gehen.

Guten Tag
Herz.

Nr. 5. (H. Herz 1.) d. 13. Febr. 20.

Wenn ich einen Menschen wie ich selbst bin immer hören müßte, ich hielte es vor Langerweile nicht aus — Ist wol eine Selbstkenntniß zu wünschen die einem zugleich den Mangel an Kraft zeigt den Fehlern abzuhefen? Mein Wille ist gut aber schwach. Den Glauben an die Vernunft habe ich verloren, sie kann nicht, das weiß ich alles begreifen und alles was ich nach oder durch den Verlust dieses Glaubens gewonnen habe ist, daß ich nicht wegwerfe was ich mit jener Vernunft nicht begreife — Wie nah sind die Rationalisten nicht an Atheismus! Kann die Vernunft Gott begreifen? Und verwirft sie nicht meist immer was sie nicht begreift?

Ich freue mich wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehe wie sie's meinen: So hoch habe ich es höchstens auch gebracht mit all meinem Leben und Lernen, selbst sagen und machen kann ich gar nichts.

d. 15. Tiefe Melancolie befällt mich oft, auch ist meine Stimmung im ganzen so trübe daß ich es mir nicht zu erklären weiß — nichts macht mir rechte Freude, gar nichts — Gestern hörte ich die Alceste. Diese himmlische Music von der Engelstimme der Milder gesungen, entzückte mich nicht wie sie es sonst schon hat — Bewahre mich o mein Gott, daß ich meinen Verstand nicht verliere — ich denke mir zuweilen die Möglichkeit und schaudere.

Erleuchte mich, o Du Vater der Milde und Liebe und gieb mir Deinen Frieden, Deine Gnade.

d. 18. Woher kömt es nur daß mir oft so ganz die Ruhe und der Friede der Seele fehlt? Wenn ich viel bete und bitte dann erhört mich Gott wol und giebt mir einen leichteren Tag, es dauert aber nicht und wenn ich mich körperlich unwohl fühle, was, in einem geringen Grade zwar — aber fast immer der Fall diesen Winter ist, dann bin ich noch viel trüber. Beten und weinen sagt Albertini bewegt Gott uns zu segnen — so will ich denn auch nicht ablassen mit Beten. —

Nr. 6. (H. Herz 2.)

Fürchtend, Du liebes, treues Herz, daß ich Dich keinen Augenblick allein sprechen könnte wähle ich diesen Weg um Dir von ganzer Seele zu danken wenn ich auch für den

Augenblick nicht annehme was Du so liebevoll mir darreichst — Der Strich unter jenem Worte sagt Dir daß wol die Zeit kommen dürfte daß ich Deine Güte in Anspruch nehmen dürfte und Dir wie mir gebe ich das Versprechen es alsdann zu thun. Denn wie Deiner Liebe es wohlthue zu reichen, so wird es auch meiner anzunehmen: für den Augenblick bin ich versorgt u. wenn Gott Krankheit verhütet wol bis gegen Johannis — auch wol länger — offen und frei aber werde ich sprechen zu Dir, so wie ich weiß daß Du es willst.

D. 26. Januar 41.

Deine Freund.

S.

Nr. 7. (H. Herz 3. 1834).

Herrn Professor Dieffenbach.

Wohlgeboren.

Lieber Professor.

Mein unglücklicher Schwager Hr. Natorff ist schon in seiner Noth wegen seines im Duell verwundeten Sohnes bei Ihnen gewesen u. (hat) mir gesagt, woran ich auch nicht zweifelte, daß Sie sich des Kranken annehmen wollen, er müsse aber hier sein — u. die Anstalten daß es geschehe sind bereits getroffen. — Der H. Doktor Hildebrand ist um 10 Uhr diesen Morgen nach Stralau gefahren, Phöbus will meinen Neffen in eine Gondel bis zur Burgstraße bringen und dann in einem Korbe nach Hause, Heiligegeiststr. Nr. 23 — 3 Treppen hoch. — Ehe er aber zu Hause sein kann, dürften viele Stunden darüber hingehn und es kam wol 4—5 Uhr Nachmittag herankommen — ehe Sie ihn finden werden. — Meine Angst ist groß, aber auch mein Vertrauen zu Ihrer Güte u. Theilnahme. Noch bitte ich Sie zu befehlen, daß nur immer einer seiner Freunde bei ihm sei, er wird sonst zu sehr aufgereg.

Dienstag

Ihre H. Herz.

Nr. 8. (Schleiermacher. 1817, Ende Juli od. Anf. Aug.)

Unserer Freundin. (Rückseite: Aufschrift).

Liebe Freundin der spätere von diesen Briefen kam Dienstag Abend mit der Post der frühere mit Fritz Dohna Mittwoch Mittag an. Ich gab mir Dienstag Abend noch vergeblich Mühe einen Boten nach Jossen zu bekommen und ehrlich gesagt den Einfall eine Stafette zu schicken bekam ich zu spät. Nun ich die Briefe nach München schicken muß und die dortigen schrecklichen Postgesetze kenne weiß ich kein anderes Mittel als den andern Brief der ein klein wenig angehängelt war auch aufzumachen um diesen hineinzu legen.

Den Vaterchen Jakobi grüße doch sehr verehrungsvoll von mir und sage ihm, ich glaube, wir würden uns verständigen, wenn wir uns sprechen könnten, durch Schreiben möchte ich es gar nicht darauf anlegen weil ich in dieser Kunst zu tief unter ihm stände. Unter verständigen aber meine ich nicht grade völlig eins werden, denn daran zweifle ich freilich, sondern nur zu einer übereinstimmenden Vorstellung von unserer Differenz gelangen, die mir Jakobi ganz anders anzunehmen scheint als ich sie sehe. Uebrigens hindern sie in mir gar nicht meine herzliche Verehrung. Aber wie soll ich auf dieses Sprechen hoffen eher als wenn in zwei Jahren aus der Schweizerreise etwas wird und es mir möglich ist dann über München zu gehen.

Sette fährt fort sich ganz vortreflich zu befinden, und die Kleine auch welche zwischen Hildegard und Mathilde schwankt. Wolltest Du nun nicht noch das Geheimniß bewahren so bäre ich Dich zu Gevatter um darin Deine Erstlinge zu haben. Indeß Deiner guten Wünsche und daß Dir das Kind doch ans Herz gelegt ist bin ich auch ohne das gewiß. Uebrigens ist die ganze Stadt voll davon, daß Du Dich in Jossen habest taufen lassen; woher das weiß ich nicht. So geht es aber gewöhnlich mit solchen Dingen. Woher es kommt dem habe ich nicht nachspüren können; — von uns geht es nicht aus, es müßte denn sein daß die alte (?) sich in aller Unschuld verschmachtet hätte, doch kann ich das auch

nicht recht glauben. Ich habe es noch niemandem zugestanden, Arndt hat mich gut eingeübt auf das Lügen.

Eine unerwartete Freude harret Deiner in Rom — die vortrefflichste Gelegenheit viel englisch zu sprechen. Bunsen nämlich hat eine reiche Engländerin geheirathet und lebt mit ihr als ein großer Herr in Frascati. Ist das nicht eine sonderbare Geschichte? Nach Rom schreibe ich Dir zunächst durch Niebuhr oder Brandis, bis ich Anweisung von Dir bekomme. — Aus Alex. Brief an mich ist nur nachzuholen die Bestätigung von Helvetius Leiden an Herzerweiterung oder Pulsabergeschwulst, doch schreibt A. er sei anscheinend gesund. Im Sept. kommt er vielleicht her und bleibt den Winter. Da will ich ihm noch einmal zureben den Magnetismus zu versuchen. Die Scharnhorst-Dohna ist jetzt hier, ich habe sie aber noch nicht gesehen, sie wohnt leider bei Schmelzer. Friz kommt künftigen Monat mit seinem Regiment durch. — Die beiden Sack sind zurückgekommen, sonst unverändert, aber sie sind in eine etwas widerwärtige Intoleranz und buchstäbliche Orthodogie hineingekommen aus der sie sich allmählig herausarbeiten müssen. Der jüngste hat bedeutenden Anstoß genommen an meiner Zueignung an Dorette. Meine Schrift über eine Synodalverfassung wird mir hoffentlich die Herzen aller verständigen Geistlichen gewinnen mit Ausnahme derjenigen, welche gern etwas Papst sein wollen. Die hiesigen dieser Art sollen auch sehr aufgeregt sein und davon sprechen daß ich in der Synode eine Rolle spielen wollte wie Masenbach in der Württembergischen Ständeversammlung! Neulich war ich mit Nicolovius zusammen bei Eichhorn. Er sprach aber wiewol von der Sache die die Rede war kein Wort von meiner Schrift. Ich hätte ihm sonst ins Gesicht gesagt was ich sonst laut genug sage, daß er in meiner Achtung ungeheuer verloren hat dadurch daß er den von mir getadelten Entwurf sanctionirt hat. Der alte Sack hat sich sehr zufrieden über meine Schrift erklärt und das ist mir sehr lieb.

Du siehst liebste Jette wie ich alles durcheinander schreibe in den unruhigsten Augenblicken allein ich bin ziemlich durch einander getrieben, und wie auf dem kleinen Tisch alles durch einander fällt so will sich auch in der Zeit nichts schiden. Unsere gute Botte ist noch ab und zu sehr leidend indeß scheint sie doch im Ganzen in der Besserung zu sein. Alles grüßt und unsere Herzen sind mit Dir. Ein andermal schreibe ich Dir auch mehr aus dem Herzen, als ich jetzt kann. Für diesmal hast Du auch billig an Alexander's Briefe genug. Gott geleite Dich und laß es Dir recht wohl gehn.

Dein
alter Ernst.

No. 9 (Alex. von Humboldt. 1. 4. Sept. 1788).

Wer des Scherzes Feind ist, trete nicht in unser Heiligthum.
Wieland, kleine Schriften.

Fr. Hofrathin Herz. Hab' ich nicht immer gesagt, daß der Humboldt ein rechter Bindbeutel sei? — Nab. Weit. Er verspricht so viel und hält so wenig, daß ich fast glaube, meine Verheißungen werden erfüllt. — H. H. O! mit den Pleureusenmenschen hat er schon so manches gemein! Schade nur um sein bißchen Gutmüthigkeit, um . . . — M. B. Ach, um das alles fürchte ich, wird sich noch eine dicke Pleureuse schließen, wie die Schuppen im Luzian. — H. H. Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß diese abfielen. Aber die Pleureusen hängen so fest! Der Mensch, der Freund verschwindet dann ganz und was bleibt . . . M. B. Und was bleibt ist eine bunte Rappengruppe. Doch so arg wird es ja wohl . . .

H. H. Da kommt Bär! Sieht er nicht recht böse aus. — M. B. Sie haben meinen Bruder Joseph auch recht lange nicht besucht! — H. H. Sie sind gewiß wieder böse, Bär! — Bär. Ach, ich habe gar keine Zeit dazu. Den Augenblick muß ich zu Jenner, von Jenner zu . . . H. H. Eine passende Antwort auf meine Frage. — M. B. Ei! Die Antwort galt mir! B. Ich verstehe Sie alle beide nicht. Freilich habe ich viel zu thun. Denken Sie nur. Erst die Chemie, dann die Pathologie und

dann . . . Man glaubt gar nicht, wie wenig Zeit mir übrig bleibt. — H. H. (leise) Sagt' ich nicht, daß er böse wäre. (laut) Nicht wahr, Bär, Sie haben es übel genommen. — M. Was denn? Sie fragen mich auch so lange, ob ich böse bin, daß ich es bald darüber werden könnte. Doch nun habe ich auch keinen Augenblick Zeit mehr (geht heraus).

M. B. Ein brolliges Intermezzo! Dem guten Bär möchte ich wohl ein paar Quentchen besserer Laune kaufen. — Es ist ein so braver Mensch. — H. H. Die könnte ihm Humboldt abgeben, der versteht die Kunst zu lachen. Sind die Menschen unterhaltend, so lacht er mit ihnen. Sind sie langweilig, so lacht er über sie. Die Moral ist nicht so übel. — M. B. Wenn sie unschädlich ist. Bequem ist sie wenigstens immer. — H. H. Medisiren thut der Humboldt noch am erträglichsten. Wenn er keinen anderen Stoff dazu hätte, ich glaube, er medisirte über sich selbst. — M. B. O, dazu hat er zu viel Eigenliebe. Die Männer . . . — H. H. Eigenliebe? Daß Du Dich doch nie an meine Unterschiede gewöhnst. Lieben, Liebe haben, verliebt sein . . . Das sind ja himmelweit verschiedene Dinge! M. B. Thust Du nicht, als hätte ich geehrt und gut, schön und angenehm, gelehrt und klug, klug und weise . . . ja ich weiß nicht was zu Synonymen (sic!) gemacht. Nun, so ist Humboldt in sich selbst verliebt. Sagt so die Cypriische Grammatik? — H. H. Ach! Liebe, das klingt wieder gar zu hart. Es giebt der Thorheiten so viele auf diesem Erdenrund. Ich glaube fast der kritische Fall wird nimmer eintreten. — M. B. Das heißt den Zweifel von sich schieben, ohne ihn zu lösen. Dabei fallen mir jene alten Philosophen ein. Der eine sagt: Wie wenn Dich jemand früge . . . O ruft der andere: Es wird mich ja wohl niemand fragen! Doch wer klopft da? — H. H. Ich fürchte einen langweiligen Besuch. Die großen Helden mit den weitläufigen Neben, langweilige Sterbliche! — M. B. Etwa Amor . . .

H. H. Ich habe den lebendigen Tod! — M. B. Gut, daß es der lebendige war. Für diesmal nur Amor mit dem orangenen Mantel! Ein Brief! — H. H. Sieb ihn, Liebe! (besieht den Brief). Wenn ich Humboldts Faulheit nicht kannte, ich schwöre, es wäre seine Hand (bricht auf). Lebts! Von ihm! — M. B. Et! laß doch hören. — H. H. Wenn er doch nicht so klein und unleserlich geschrieben wäre! (liest laut): „Ihnen, verehrungswerthe Freundin, Ihnen sei diese Stunde ganz geweiht. — M. B. Das fängt ja hochtrabend an. Ich fürchte das Ende. — H. H. „Schon sind „3 volle Wochen verflossen, daß ich nichts von Ihnen gehört, keinen der Ihrigen gesehen „habe. Meine Vernunft sagt mir, es wird bald eine längere Zeit vergehen . . . Wie? „Kann eine trübe Zukunft die Gegenwart erheitern? Glender Trost!“ — M. B. Und eine Arznei, die doch so oft gebraucht wird. — H. H. „Ich bin Ihnen Rechenschaft „schuldig für die späte Erfüllung meines Versprechens, die kann ich Ihnen leicht ablegen. „Ein fast 8 tägiger Aufenthalt auf der Hinreise.“ (legt den Brief nieder). Ein Schreibfehler! Soll nur 4 Tage heißen, wie mir Zöllner gesagt. — M. B. Ja, er rechnet die Herreise mit. Als Entschuldigung läßt man das gelten. — H. H. „Zöllners An- „wesenheit“ — M. B. Der schon seit Montag wieder hier ist. — H. H. „Antritt- „besuche und mancherlei andere kleine Hindernisse mögen mich entschuldigen. Mit dem „Können und Wollen, wissen Sie, ist es ein wunderbares Ding. Wenn ich einmal eine „Welt einzurichten habe“ . . . M. B. Die mögen der H. v. Humboldt auch allein be- „wohnen. Ich bleibe hier. — H. H. „werd ich die Ordnung einmal umkehren und das „Können vom Wollen abhängig machen. Nicht wahr, meine Veste? — H. H. Der Brief ist wie ein Gespräch. „Welne Lage ist wie ich sie Ihnen vorher schilderte. Es „giebt hier der Menschen mit den guten Herzen so viele, daß einem ganz bange wird. „Die Mädchen sind affectirt und die Weiber einfach wie die Natur in ihren Gesetzen. „Wie sehr sehne ich mich nach Berlin zurück. Unsere Abreise ist auf übermorgen an- „gesetzt. Ich fürchte la trinité se passo etc. . . Da ich erst in ein anderes Klima „komme, so weiß ich nicht, wenn ich Sie alle einmal wiedersehe. Vielleicht, daß wir „schon den Dienstag Tegel verlassen. Empfehlen Sie mich Ihrem vortrefflichen Manne „und Ihrer Freundin“ — (M. Weilt macht eine Verbeugung nach ihrer Art) „und sagen

„Sie beiden so viel Liebes und gutes, als Ihnen Ihre Beredsamkeit einflößt. Den lieben Freund Bär umarme ich in Gedanken. Und nun leben Sie wohl, verehrungs- werthe Freundin, und vergessen Sie einen jungen Menschen nicht, der Ihrer Güte und Freundschaft immer werther zu werden sucht. Ringenwalde, den 4. September 1788. „A. v. Humboldt“. (legt den Brief wieder zusammen). Der gute Humboldt! Wenn er unser voriges Gespräch gehört hätte. — M. B. Ich habe nichts übles von ihm gesagt. — H. H. Und ich noch weniger. — M. B. Und hält' er es auch gehört! Unter allen seinen Eigenschaften ist das mit die beste, daß er Scherz mit Scherz erwiebert.

* * *

Noch ein kleines Nachspiel!

Bär. Ein Brief von Humboldt ist da? O zeigen Sie ihn mir doch. — H. Herz. Ei! Sie haben ja keine Zeit dazu. Erst die Chemie und dann . . . B. Wie ich hätte auch der Freundschaft keine Zeit aufzuopfern? Das denken Sie von mir. — H. H. Das wohl nicht. Aber es steht mancherlei von Ihnen darin. Sie möchten es übel nehmen. — B. Ei! von einem Freunde muß man nichts übel nehmen. — H. H. Wenigstens war die Absicht gewiß uns ein paar fröhliche Augenblicke zu machen und wenn der Brief auch nicht witzig ist, so ist er doch von ganz eigener Art. Da lesen Sie ihn selbst.

Ende des noch nie gesehenen Familienstücks.

Die Antwort muß ich leider verbitten. Denn Ihr Brief wird mich nicht mehr hier finden.

Nr. 10. (A. v. H. 2.)

Berlin, den 4. April 1796.

Wenn alle Träume so süß als mein gestriger wären, so möchte ich mein ganzes Leben in einen Traum umschaffen. Noch nie ketteten sich meine Ideen auf eine so wahre und doch so sonderbare, auf eine so sonderbare und doch so angenehme, auf eine so angenehme und doch so lehrreiche Art an einander; noch nie. Doch wozu diese Einleitung. Wer wird jetzt wohl noch ein Buch mit einer Vorrede schreiben, oder wenn der Verfasser unmobilität genug ist, es zu thun, wer wird beim Lesen die Vorrede nicht über- schlagen? Hören Sie gleich den Traum und urtheilen Sie Selbst, meine Freundin!

Daß unsere Träume sich nach den, leider! noch so wenig entdeckten Regeln unserer Ideenassociation richten, darüber sind wir einig. Ich erzähle Ihnen daher, was meinem Traume vorherging. Ich las in einem alten griechischen Weltweisen — erschrecken Sie nicht über meine Gelehrsamkeit, es war diesmal nur eine französische Uebersetzung — ich las also die Worte des Alcibiades: „Verstand und Tugend sind in einem Manne Verehrungs-, in einem Weibe Anbethungswürdig.“ Ich machte mein Buch zu, dachte, so gut ich konnte, darüber nach — und meine äußeren Sinne fingen allmählig an, sich zu verschließen. Da stand auf einmal ein ehrwürdiger Greis neben mir, der im jugendlichen Alter an Bildung dem schönen Sohne des Alcibiades nicht unähnlich gewesen sein konnte. Er drückte mir freundschaftlich die Hand und sagte: Folge mir, Jüngling, ich will Dir Menschen zeigen. Ich folgte dem Greise und er führte mich in eine prächtige Stadt mitten unter das Getümmel von Leuten, die alle große Mäntel trugen und das Gesicht verhüllten, so daß man kein Geschlecht von dem andern unterscheiden konnte. Als wir über eine Brücke gingen, sah ich zur Rechten ein Her purpurner Mäntel und Köpfe, welche mit Kronen geschmückt waren. Einige sangen Lieder in fremden Zungen, andere machten Epigramme auf die Tugend ihrer Mitmenschen zc. Hüte Dich vor ihnen, sagte mein Führer, denn es sind Königinnen. Kaum erblickte mich eine, so rief sie mir zu: Ah! Mr. de . . . Aber es blieb bei dem bedeutenden von, mein Führer riß mich hinweg und ver setzte mich auf einmal in einen angenehmen Spaziergang. Hier sahe ich 3 Wesen, welche so wenig ich sie kannte, ein sonderbares, sehnuchtsvolles Gefühl in mir veranlaßten. Der Greis

befahl mir mich ihnen zu nähern und versprach auf einer nahen Rasenbank auf meine Rückkunft zu warten. Unsichtbar schlich ich mich nun hinter der räthselhaften Dreifaltigkeit her. Alles was ich hörte, war so verständig, so männlich schön, daß ich zu glauben anfang, es wären 3 edele Jünglinge, welche die Weisheit ihres Lehrers wiederholten. Man beschloß endlich auf die Arbeit des Tages eine kleine Ergötzlichkeit folgen zu lassen. Jedes der Drei schlug eine eigene Art davon vor, jedes nahm völlig den Vorschlag der anderen an. Man sprach schon von der Ausführung, und noch hatte man sich nicht entschlossen. Denn jede der guten Seelen wollte was die andere wollte. Ein Zufall entschied, man sah Pomeranzen, man wollte Pomeranzen kaufen. Schon war alles gelagert, schon fing man an Zubereitungen zu machen und — was glauben Sie meine Freundin? — zwei Mäntel erhoben sich wieder, lachten über den Vorschlag der anderen und alle eilten unverrichteter Sache davon. Da lachte ich über mich selbst und über meinen vorigen Irrthum. Ich merkte wohl daß ich in Gesellschaft von Damen war und die drei verständigen Damen wurden mir jetzt zehnfach interessanter, als es mir vorher die drei verständigen Jünglinge waren. Ich nahm sie näher in Augenschein und fand, daß die mittlere groß und majestätisch schön wie Minerva war. Sie hatte einen weißen Mantel über die Schulter geschlagen und ihr Kopfzeug war, wie soll ich ihn würdiger loben? als hätte ihn die Natur mit eigener Hand geordnet. Zur Rechten hatte sie die Dame, welche das Pomeranzenprojekt zuerst bereitet hatte in einem lieblichen, weißgelben Mantel. Was zur Linken ging machte mir Mühe zu entdecken. Die Dame ging mit gegendem Haupte und war schwarz gekleidet. Ich wagte es ein Stückchen ihres Kleides umzuschlagen und da fand ich daß die innere Seite rosenfarbig war. Eine schöne Seele in einer etwas finstern Hülle dacht' ich. Wohl ihr, daß sie, wie manche andere ihres Geschlechts den Mantel nicht umkehrt und die innere Seite nicht zur äußeren macht. — Ich folgte noch immer diesen lebenswürdigen Geschöpfen, ich hörte aufmerksam auf ihre Gespräche. Da zog wieder ein Purpurmantel mit einem Diademe vorüber. Aber in der Gesellschaft solcher Frauen, hielt ich mich auch ohne meinen Führer stark genug, dem Diademe nicht zu folgen. Einige Schritte von uns lag ein unglückliches Mädchen am Wege, welches Räuber gemißhandelt hatten. Sie war halb nackt und mit Wunden bedeckt. Der Purpurmantel naht sich ihr, stößt ein Paar italien. Seufzer o cielo, misera fanciulla aus und wirft dem Mädchen aus Mitleid — ein Paar umzüge Goldstücke in den Schooß. Indes nahten sich meine drei Mäntel. Der weiße senkt, der weißgelbe lacht und der schwarze sieht bekümmert in sich hinein. Sonderbare Ausdrücke des Schreckens, dachte ich bei mir selbst. Die 3 Damen werfen plötzlich ihre Mäntel ab und jede streitet um den Vorzug dem Mädchen den ihrigen zu geben. Es war mir, als sähe ich drei Tugenden in der Seele eines großen Mannes streiten. Die größte unter den Damen siegte, sie stand nun enthüllt vor mir, ich wollte sie anschauen, aber eine unsichtbare Macht entzog mir den Anblick und ich sah auf einmal neben meinem alten Führer auf der Rasenbank. „Ich habe Menschen gefunden rief ich in dem Taumel des Entzückens. Dank, tausendfacher Dank sei Dir, ehrwürdiger Greis,“ und hier folgte die Erzählung alles dessen was ich gesehen. Dann schwiegen wir beide, mein Führer sah mich traurig an und sagte: Auch ich war einst ihr Vertrauter, aber ein widriges Schicksal trennte mich von ihnen: Willst Du die Frau von Angesicht kennen, die ihren Mantel dahin gab, so betrachte dies Bild.

Die Natur wollte einen Mann schaffen, aber sie vergrif sich im Thone und bildete ein Weib.

Ich betrachtete das Bild und erkannte wen? nein das erfahren Sie nicht meine Beste! Ich blicke wieder auf und siehe! Der ehrwürdige Greis war in einen schönen Jüngling verwandelt. Eine Dornschwebte über seinem Haupte, ich wollte ihn umarmen — aber das Traumgesicht entwand.

Berlin im Mai 1796.

Alexander.

Wer nicht mit uns denkt, empfindet und spricht, wird schwer diesen räthselhaften Traum errathen. Aber für den war er auch nicht geschrieben! Wie ich ihn Ihnen und den Ihrigen vorlas, steht er hier. Ich habe kein Wort verändert. Es ist eine unreife Frucht, deren Sinn vielleicht nicht ganz — — Heben Sie dies Blatt auf, so kam es uns nach einer langen Reihe von Jahren vielleicht einmal wieder einen lustigen Augenblick verschaffen. Den Schlüssel verleihe ich nicht, der ist an einem Orte, aus dem man leider auch das nicht verliert, was man los sein will.

Nr. 11. (M. v. H. 3. 1806).

Ich bin ganz betrübt, meine theure, daß ich Sie gegen meinen Willen belogen habe. Ich vergaß, als ich Ihnen zu kommen versprach, daß des vortreflichen Schleiermachers Ankunft in die Aequinoctialwoche fällt, der (— ?) wo ich nächtl. licher magnet. Beobachtungen wegen nicht Herr meiner Zeit bin. Ich fühle mich durch 6—8 nächstliche Wochen dann etwas geschwächt und wage es nicht (— ?) zu unternehmen, da ich mich so lange nicht von meinem Magneten trennen kann. Das ist Wirkung der Vernunft, Streit dieser mit dem Gefühl. Denn für letzteres wären Sie u. Ihr edler Freund, der bei seiner letzten Anwesenheit den wohlthätigsten Eindruck in mir zurückgelassen hat, ein starker Magnet. Schelten und zürnen Sie nicht

Berlin, d. 23. Sept. 1806.

Ihrem
Humboldt.

Nr. 12. (M. v. H. 4.)

Sie haben, meine eble Freundin, mir eine große Freude durch Ihre liebevolle Zuschrift gemacht, so wie Sie meiner Ihnen so ergebenen Familie viel Freude durch Ihren Besuch in Tegel bereitet hatten. Ich bin für alle Arten der gemischten Ehen nach allen Haut- und Glaubens-Farben, wemgleich das Aesthetische der Hautfarben bei dem Prozesse mehr als der Glaube gefährdet wird. Eine Empfehlung oder Fürsprache von meiner Seite könnte in einem die christlichen Vorurtheile berührenden Gegenstande nur schädlich wirken. Man wird mich nie über einen solchen Gegenstand befragen, ja auch nicht ohne zu zögeln, mich anhören. Eheliche Verbindung zwischen Christen und Juden ist in den besseren, früheren, toleranteren Jahrhunderten überall erlaubt gewesen. Daß jetzt dergleichen erlangt werden könne, scheint mir keinesweges glaublich!! Sie wissen, theure Freundin, daß Reuchjenring, mit dessen unglücklichen, zahlreichen in den Pyrenäen lebenden Enkeln ich noch in diesen Wochen beschäftigt war, diese Art der gemischten Ehen wünschte und vorzüglich als Mittel des Unterganges des Judenthums.

Mit aller Verehrung
Montags.

Ihr dankbarer
M. Humboldt.

Nr. 13.

(M. v. H. 5.); wie Nr. 12. nach 1843 oder nach Febr. 1846 oder wie Nr. 14: 1845.

Ich muß Ihnen sagen, theure Freundin, wie lebhaft die Freude des Königs war als ich ihm, schon eingeramt, Ihr liebliches Bild von Elise Fränkel (1820) geschenkt, gebracht habe. Ich verdanke es dem Wohlwollen von Marianne Mendelssohn, die von mir erfuhr, wie sehr der König ein Bild von Ihnen wünschte „wie Sie ihm in der jugendlichen Einbildungskraft vorschmehten.“ Er fand das Bild nicht schön genug, doch aber theilweise sehr ähnlich. „Das ist dazu der einfache Turban, das Kopftuch, wie ich es noch vor mir sehe.“ Ich werde suchen das Bild der Königin zu verbergen. Wir sollten beide, in unserem Alter, den Hof mehr zu meiden wissen.

Ich höre freudige Nachricht von Ihrer Genesung und werde kommen, Ihnen diese Freude auszudrücken. Frau v. Bülow ist jetzt trüber als sie es in den ersten Tagen war.

Mit alter Verehrung

Ihr unfehlbarster
M. Humboldt.

Dienstag.

Antworten Sie nicht an einem mardi gras.

Nr. 14. (M. v. Humb. 6. 1845).

Wenn ich so glücklich war, meine theure Freundin, Sie heute durch das gemüthliche Andenken des Königs zu erfreuen, des Königs, der, wie er sich ausdrückt „von früher Jugend an Ihren Namen mit inniger Hochachtung hat aussprechen hören“, so habe ich jetzt schon Veranlassung auch die kleine Ungewißheit zu heben, die in meiner Erzählung zu liegen schien. Ich war, indem ich Sie verließ, bei dem Geh. Cabinets-Rath Müller, der mir alles bestätigte, was ich gestern Abend aus dem Munde des Königs empfing. Der König hat nemlich gestern Abend schon ein Handbillet an G. C. R. Müller geschrieben, diesem meine Eingabe geschickt und auf das bestimmteste ausgedrückt es sollen Ihnen jetzt durch mich für das laufende Jahr fünfzig Stück Fr.b'or gebracht werden und vom 1. Jan. 1846 an sollen Sie lebenslänglich eine jährliche Pension von fünfshundert Thalern ziehen.

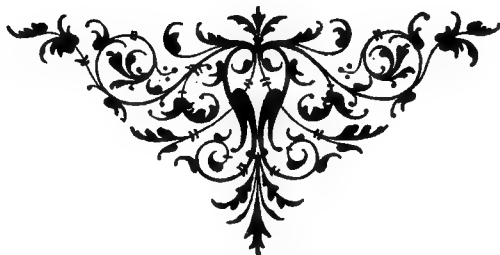
Es ist alles schon ausgefertigt, aber der König hatte es! zarter gefunden, da Sie um nichts gebeten und die ganze Sache ohne Ihr Wissen geschehen ist, keine Cabinets-Ordre an Sie zu richten. Ich werde eine schriftliche Antwort vom König darüber erhalten in der Ihrer auf das ehrenvollste erwähnt ist. Dann geht der Befehl unmittelbar an die Cassé, welche die Pension zahlt.

Mit alter Verehrung

den 20. Nov. 1845.

Ihr
Alexander Humboldt.

Ich beschwöre Sie mir nicht zu antworten.





Marſchall Bazaine in der Schlacht von Gravelotte — St. Privat.

Don
Gebhard Zernin.

— Darmſtadt. —

Das Verhalten des Oberbefehlshabers der franzöſiſchen Rhein-Armee in der Entſcheidungsſchlacht vom 18. Auguſt 1870 iſt heute noch wenig aufgeklärt. Marſchall Bazaine, welcher bekanntlich am 12. Auguſt mit dem Commando dieſes Heeres betraut worden war, trat mit demſelben am 14. den Marſch über Verdun nach Châlons zwar an, doch wurde er ſchon am Nachmittage dieſes 14. Auguſt von der deutſchen I. Armee angegriffen und zum Halten gezwungen. Freilich hatte er den das 3. franzöſiſche Corps befehligen den General Decaen ſchon nach den erſten Kanonenſchüſſen angewieſen, „die Angriffe des Feindes abzuweiſen, aber ſich nicht ſelbſt zum Angriff hinreißen zu laſſen, um den Abmarſch der Armee (nach Weſten) nicht zu ſtören.“ Allein dieſer Befehl wurde nicht genau befolgt und der Marſch thatſächlich durch den Kampf aufgehalten. Noch mehr gerieth der Abzug der Franzoſen ins Stocken, als es der II. deutſchen Armee am 16. Auguſt gelang, ihrem Gegner, wenn auch zunächſt nur mit ſchwachen Kräften, in die linke Flanke zu fallen und ihn trotz ſeiner gewaltigen Uebermacht feſtzuhalten und zum Stehenbleiben zu zwingen.

„Für die Deutſchen“ — ſagt vollkommen richtig Feldmarſchall Graf Moltke in ſeiner „Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges von 1870/71“*)

„reisten die Früchte des Sieges erst in seinen Folgen: die vom 12 stündigen Kampf erschöpften Truppen lagerten auf dem erstrittenen, blutgetränkten Boden dicht gegenüber der Stellung der Franzosen.“ Und später sagt derselbe hohe Gewährsmann: „Nur durch die Kämpfe am 14. und 16. August war der Erfolg am 18. ermöglicht worden.“*)

Man hat nun sowohl auf deutscher wie auch auf französischer Seite zahlreiche Versuche gemacht, die Einzelheiten der Entscheidungsschlacht vom 18. August aufzuklären und in dieser Richtung auch außerordentlich Vieles klargestellt. Allein das Verhalten des Marschalls Bazaine, der, nachdem es dem Kaiser Napoleon III. noch am 16. August geglückt war, nach Westen, bezw. Verdun, später Châlons zu gelangen, den Oberbefehl über die französische Rhein-Armee ganz unbeschränkt führte, erscheint noch immer in ein eigenthümliches Dunkel gehüllt, das von ihm selbst, trotzdem er bekanntlich drei Schriften über seine Thätigkeit während des Krieges von 1870/71 im Buchhandel herausgegeben hat**), nicht aufgeheilt worden ist.

Der Oberbefehlsbehaber hat es nämlich für gut oder in seinem Interesse liegend befunden, über die Beweggründe seines Handelns vom 12. August bis zum 27. October — an welchem Tage bekanntlich die Uebergabe von Metz erfolgte — möglichst wenig in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Und wenngleich später zahlreiche Militärchriftsteller in Deutschland und Frankreich sich geradezu erstaunliche Mühe gegeben haben, um hierüber Licht zu verbreiten, und wenn namentlich auch der Prozeß Bazaine, dessen Verhandlungen im Jahre 1873 zu Trianon mit der Verurtheilung des Marschalls endeten, gar manche neue Aufklärung über die Führung der französischen Rhein-Armee herbeiführte, die theilweise sogar als unanfechtbar gelten darf, so fehlte doch vornehmlich über gar Manches in dem Verhalten des Marschalls die Gewißheit, zumal über seine Schlachtleitung in den Nachmittagsstunden des 18. August. So konnte es denn kommen, daß einerseits übertrieben günstige und andererseits unverdient ungünstige Urtheile über den Marschall Bazaine und seine militärischen Fähigkeiten verbreitet worden sind, die sogar heute — 22 Jahre nach den Ereignissen selbst — immer noch unvermittelt neben einander sich zu behaupten suchen.

Da ist es denn zur Lösung mancher bisher bestandener Zweifel als eine besonders erfreuliche Thatsache zu bezeichnen, daß sich soeben eine neue Quelle zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit erschlossen hat, welche zwar spät kommt, aber mit überraschender Klarheit und Vollständigkeit Aufschlüsse über die Metzger Ereignisse giebt. Wenn sie auch nicht alle Vorfälle mit

*) M. a. D. S. 63.

**) 1. Rapport sommaire sur les opérations de l'armée du Rhin du 13 août au 20 octobre 1870, par Bazaine. Avec une carte. Berlin 1870. — 2. L'armée du Rhin depuis le 12 août jusqu'au 21 octobre 1870. Paris 1872. 3. Episodes de la guerre de 1870 et le blocus de Metz, par l'ex-maréchal Bazaine, Madrid 1883.

apodiktischer Gewißheit darstellt, so bringt sie doch die Anschauungen und Erfahrungen eines Mannes, welcher in einflußreicher Stellung neben dem Marschall Bazaine während des Krieges von 1870 thätig war und durchaus zuständig erscheint, ein treues Bild der Ereignisse auf französischer Seite zu entwerfen, — eines Mannes, der zugleich von dem lebhaften Wunsche durchdrungen ist, Alles, was er gesehen und gehört, auch ungeschminkt und wahr vorzuführen. Wir sprechen von dem General Jarras, der als „chef d'état-major général de l'armée du Rhin“, also als erster Gehilfe des Marschalls Bazaine im Feldzug 1870 diente, und dessen von seiner Frau für den Druck vorbereitete „Erinnerungen“ soeben im Buchhandel erschienen sind.)*

Dieser vor wenigen Jahren verstorbene General hat den guten Gedanken gehabt, während seiner Kriegsgefangenschaft in Deutschland (1870—71) seine Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg aufzuzeichnen; er hat sodann in einem Schreiben vom August 1874 seiner Gemahlin zur Pflicht gemacht, sein Buch zu gelegener Zeit zu veröffentlichen. Ueber die Gründe zur Niederschrift desselben hat er sich zugleich sehr klar ausgesprochen, ebenso über den Inhalt seiner Erinnerungen und den Zweck seines Werkes. Wir entnehmen dem von ihm Gesagten das folgende Nähere, um sodann später den Ereignissen selbst uns zuzuwenden.

„Von der ersten Woche meiner Gefangenschaft in Deutschland an sah ich ein, daß bei dem verwirrenden Zustande, in welchen unser Unglück die Geister versetzt hatte, die unzuverlässigsten Berichte unter dem besonderen Vorwande der Aufklärung des Publikums veröffentlicht werden würden, daß sie jedoch in Wirklichkeit nur einigen mit krankhaftem Ehrgeiz behafteten Personen zum Vortheil gereichen oder den in Folge der großen vollzogenen Ereignisse hervorgetretenen Leidenschaften schmeicheln sollten. Derartige, von den Massen mit Begierde aufgenommene Berichte können der Geschichte nicht als Grundlagen dienen, ihre Dauer wird gekennzeichnet durch die Dauer der Leidenschaften, die sie entstehen ließen, und die Zeit muß kommen, in der das Publicum nur solche gewissenhafte Darstellungen als wahr sich gefallen lassen wird, welche von jenen Personen ausgehen, die am besten in der Lage waren, Ereignisse und Menschen in der Nähe zu sehen und richtig zu beurtheilen. Mir erschien es daher nützlich, die mir bekannten Thatfachen in ihrem wahren Lichte zu zeigen; ich faßte den Entschluß, mit Aufrichtigkeit, der jede Leidenschaft fern liegt, das zu sagen, was ich gesehen, gehört und aus sicherer Quelle erfahren habe. Ich hatte die Absicht, sogleich bei meiner Rückkehr nach Frankreich diese Arbeit herauszugeben, aber ich mußte sie aufgeben wegen der Unmöglichkeit, vom Kriegsminister die unerläßliche Ge-

*) *Souvenirs du général Jarras, chef d'état-major-général de l'armée du Rhin (1870), publiés par Madame Jarras. Paris 1872, Librairie Plon (E. Plon, Nourrit & Cie., imprimeurs éditeurs). 8. IX. 399 p.*

nehmung zu erlangen. Derselbe hat mir ja kaum bei zwei verschiedenen Anlässen gestattet, in öffentlichen Blättern unrichtige Beschuldigungen zu widerlegen, die ich nicht unerwidert lassen durfte. Es wäre mir also nur möglich gewesen, eine verstümmelte Arbeit zu liefern, und da ich nicht Alles sagen konnte, so zog ich vor, gar nichts zu sagen und den Augenblick abzuwarten, in dem ich meinen Bericht in seiner völligen Offenheit bringen mochte. Allerdings hätte ich mich einer solchen Beschränkung entziehen und bei Annahme der mir gemachten Anerbietungen meine Arbeit ohne irgend welche Unterschrift veröffentlichen können, jedoch meine Abneigung gegen alle Heimlichthuerei hielt mich davon ab, auf solche Vorschläge einzugehen.

Am 27. März 1876 werde ich zur Reserve übertreten und von diesem Zeitpunkt ab in gewisser Hinsicht frei sein. Gleichwohl kann ich mich auch dann nicht über die ministerielle Vorschrift hinwegsetzen. Uebrigens bemerkte ich schon hier, daß die Gegenstände, die mein Werk behandelt, dem Publicum beinahe schon fremd geworden sind, aber wenn sie wieder auf die Tagesordnung gelangen sollten, so würde ich eifrig die Gelegenheit ergreifen, um meinerseits einen Beitrag zur Aufklärung zu liefern. Weiter verhehle ich mir nicht, daß ich, um die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, ich in meiner Arbeit Thatfachen und Urtheile habe aufnehmen müssen, welche gewisse, allgemein als wahr angenommene Ansichten wesentlich umzustossen geeignet sind. Diese Thatfachen und Urtheile beziehen sich auf Persönlichkeiten, von denen einzelne heute eine hohe Stellung einnehmen, und obgleich ich nicht die allgemeine Ansicht über dieselben theile, so halte ich doch dafür, daß es, da die Vorgesetzten heute in Frankreich nicht übermäßig geachtet sind, im allgemeinen Interesse liegt, wenn man alles das vermeidet, was ihre Stellung noch mehr erschüttern könnte. Ich glaube hierin der Mäßigung und den Rücksichten auf die Interessen meines Vaterlandes Rechnung tragen zu sollen.

Meiner Ansicht nach werden Sie am besten nach dem gleichen Grundsatze handeln, wenn Sie den Zeitpunkt für die Veröffentlichung bestimmen. Ich finde nichts dabei zu erinnern, wenn Sie hierüber die Persönlichkeiten um Rath fragen, welche Ihr Vertrauen besitzen und auf deren Freundschaft und Einsicht Sie zählen dürfen. Gleichwohl scheint mir, nachdem die gegen mich gerichteten Angriffe vor der Macht der Thatfachen nicht bestehen konnten, die Veröffentlichung dieses Werkes weniger dringend, sie kann erst dann erfolgen wenn es nur noch ein geschichtliches Interesse haben wird. Ich halte es übrigens ganz für überflüssig zu bemerken, daß ich nicht den Anspruch erhebe, ein literarisches Werk zu liefern: wohl aber wünsche ich, daß keine Thatfache, die ich berichte, in einem andern Sinn wiedergegeben und daß meine Ansichten unverändert und genau so wie ich sie hingestellt habe, aufrecht erhalten werden."

Nach dieser Wiebergabe des Hauptinhalts des Briefes von General Jarras an seine Gemahlin wollen wir auch eine kurze Charakteristik des Generals selbst geben, bevor wir uns zu seinem Buche wenden. Hugues

Louis Jarras war ein durch die Schule von St. Cyr gegangener, ebenso theoretisch gebildeter wie praktisch erfahrener Offizier. Er kam frühzeitig in den Generalstab, machte den Krimkrieg mit, wurde Ritter der Ehrenlegion und war bereits im Feldzug 1859 in Italien als Oberst und Chef der Operations-Ganzlei im großen Hauptquartier des Kaisers Napoleon III. thätig; er arbeitete damals unter den Augen des Divisions-Generals und Chefs des Generalstabs der Armee, Generals de Martimprey. 1862 war er Brigade-General und Chef des Generalstabs des 2. Armeecorps in Lille, das von Marschall Mac Mahon befehligt wurde. Er war ein tüchtiger Generalstabs-Offizier, der, wie er nicht ohne Selbstbewußtsein im Bazaine-Prozeß als Zeuge aussagte, als Generalstabs-Chef bei den Corpsführern Pélissier, Mac Mahon, Baillant und Canrobert seine volle Schuldigkeit gethan hatte. Als der Krieg 1870 ausbrach, hatte Jarras bereits den Grad eines Divisions-Generals erreicht und wurde, wie er selbst sagte, ohne es beantragt oder auch nur gewünscht zu haben, dazu berufen, die Stelle eines zweiten General-Adjutanten im kaiserlichen Hauptquartier einzunehmen. (Die erste bekleidete General Lebrun, die eines Chefs des Generalstabs der Armee befand sich bekanntlich in den Händen des Marschalls Leboeuf.) Als Kaiser Napoleon den Marschall Bazaine am 12. August zum Oberbefehlshaber der Rhein-Armee ernannte, übertrug er gleichzeitig das Amt eines Generalstabs-Chefs dieser Armee dem General Jarras. In solcher Eigenschaft hat dieser seinem Vaterlande die letzten Dienste leisten können und wurde ferner in die Zwangslage versetzt, am 27. October zu Frascati die Capitulation von Metz mit dem General von Stiehle abzuschließen. Später in den Ruhestand versetzt, ist General Jarras vor einigen Jahren gestorben.

* * *

Prüfen wir zunächst die Lage, wie sie sich nach der blutigen Schlacht von Bionville-Mars la Tour für den Marschall Bazaine herausgestellt hatte und wie wir sie sehr klar von einem ebenso kenntnißreichen wie geistvollen deutschen Militärschriftsteller, dem General-Lieutenant z. D. von Hanneken in einer schon im Jahr 1872 erschienenen Schrift dargelegt finden. Dort lesen wir auf S. 23 u. f. das Nachstehende:

„... Die Schlacht am 16., so blutig sie auch gewesen, hatte nach keiner Seite eine Entscheidung gebracht. Für den Marschall war nur zweierlei zur Gewißheit geworden: die Deutschen waren im Marschiren seiner Armee weit überlegen, für den Kampf aber vollgültige Gegner, nach dieser Erkenntniß richtete er seine ferneren Schritte ein. Es war ihm unzweifelhaft klar: er mochte einen Weg einschlagen, welchen er wollte, immer würden ihn die Deutschen einholen und ihn zur Schlacht zwingen, und erst nach gewonnener Schlacht durfte er hoffen, wenigstens so lange Herr seiner Unternehmungen zu sein, bis eine zweite deutsche Armee — ein Fall, welcher bei der Ueber-

legenheit an Zahl der Deutschen mit in Rechnung gezogen werden mußte — ihm von Neuem den Kampf bietend, heranmarschirt wäre.

Für die letzte Entscheidung einer Schlacht brauchte der Marschall dagegen die Erfahrungen des 16. August nicht als maßgebend anzusehen. Seine Armee war unvermuthet auf einem ihr keineswegs günstigen Terrain zum Schlagen gezwungen, so daß namentlich die Wirkungen der weithin treffenden Infanterie-Gewehre und der zur Bestreichung beschränkter Zugänge geeigneten Mitrailleuse lange nicht so ausgiebig wie möglich zur Geltung gekommen waren. Konnte der Marschall seine Armee eine Stellung einnehmen lassen, in welcher diese beiden Factoren vollständig auszunutzen waren, so durfte er mit gutem Recht auf einen günstigen Erfolg, ja vielleicht auf einen entscheidenden Sieg rechnen, wenn die Deutschen ihn in dieser Stellung anzugreifen gezwungen waren.

Eine solche Stellung, die allen Anforderungen der Waffenwirkung entsprach, in welcher die Armee, wollten die Deutschen überhaupt die bisher erkämpften Resultate durch weiteres Vorgehen verfolgen, angegriffen werden mußte, und die nach gewonnener Schlacht oder nach wenigstens entschieden abgeschlagenem Angriffe ihm die freie Bewegung ermöglichte, zugleich aber bei unglücklichem Ausgang seinen Truppen einen kurzen und sicheren Rückzug gewährte, fand der Marschall in dem kurzen Terrainabschnitt, der zwischen dem Schlachtfelde des 16. und Metz liegt, und in diese Stellung führte er am 17., von den Deutschen unbelästigt, seine Armee.

Man ist in der blinden Anklage gegen den Marschall Bazaine so weit gegangen, zu behaupten, die Truppen hätten diese Stellung, die sich auf ihrem Wege gefunden, gleichsam zufällig eingenommen. Diese Behauptung bedarf keiner Widerlegung. Thatsächlich ward sie vom Marschall sorgfältig untersucht, seinen Befehlen entsprechend, am 17. Abends und 18. Morgens bezogen und sofort an ihrer Verstärkung durch Aufwerfen von Schützengräben und gedeckten Geschützständen, sowie durch Verbarricadirung der vielen gut gelegenen und massiven Dörfer und Gehöfte gearbeitet.“*)

Die hier wiedergegebenen Mittheilungen entsprechen genau den thatsächlichen Verhältnissen. Sie stimmen auch vollkommen mit der Darstellung des Generals Farras überein, welcher nur noch den Gesichtspunkt betont, daß Marschall Bazaine bei dem Einnehmen seiner neuen Schlachtfstellung geglaubt habe, sie ohne Schwierigkeiten verlassen zu können, um sodann seinen Marsch wieder fortzusetzen, dessen Richtung er nicht zu verrathen brauche. Nun wollen wir möglichst wortgetreu die Erzählung des Generals Farras über den Lauf der Begebenheiten am 17. und 18. August hier wiedergeben:

„Der Tag des 17. war ruhig. Am Abend wußte man aus den auswärts eingelaufenen Meldungen in Verbindung mit den Beobachtungen, welche

*) Man vergleiche die Schrift: Marschall Bazaine und die Capitulation von Metz von H. v. Hanneken, k. preuß. General-Lieut. z. D. Besonderer Abdruck aus der „Allg. Milit. Zeitg.“, Darmstadt-Leipzig 1872, S. 23 u. folg.

von der Spitze der Metz Kathedrale und der Höhe des Forts St. Quentin gemacht worden waren, daß feindliche Truppenbewegungen fast ohne Unterbrechung den ganzen Tag hindurch über die Moselbrücken stromaufwärts von Metz und auch über andere schnell hergestellte Brücken nach der Hochfläche von Gravelotte geleitet worden waren.

Am 18. Morgens gegen 9 Uhr wurde der Marschall durch seine Corps-Commandeure davon in Kenntniß gesetzt, daß der Feind sich um unsere Linien bewege*). Der Angriff entspann sich jedoch erst gegen Mittag und verbreitete sich bald vom 2. bis zum 6. Corps. Auf beiden Seiten entwickelte sich ein hartnäckiger Kampf, der erst mit Ende des Tages seinen Abschluß fand, nachdem unser äußerster rechter Flügel umgangen worden war. Da die Zugänge von St. Privat la Montagne aus Mangel an Werkzeugen nicht hatten besetzt werden können, so wurde Marschall Canrobert, durch die numerische Ueberlegenheit der Kämpfer und Geschütze, die er gegen sich hatte, bestimmt, zum Rückgang genöthigt. Dieser Bewegung folgte die ähnliche des 4. und des 3. Corps, die zwar nicht aus ihren Stellungen gebrängt worden waren, die jedoch nicht ohne eigene Gefahr sich der Regel entziehen konnten, ihre Schlachtlinie der des 6. Corps anzupassen. Befehle, die in der Nacht auf den 19. erlassen wurden, bezeichneten allen Armeecorps die neuen Stellungen, welche sie besetzen sollten, und einige Stunden später war die Armee in folgender Art aufgestellt (hier folgen Einzelheiten, die wir übergehen); das Hauptquartier kam von Blappeville nach Van-St. Martin.

Die Schlacht vom 18. August ist Gegenstand von mehr oder weniger richtigen Besprechungen geworden. Ich habe sicher nicht die Absicht, alles dasjenige, was hierüber gesagt worden ist, zu prüfen, allein ich glaube, daß es für die Geschichte nicht ohne Interesse ist, wenn ich alles das aufzeichne, was ich an diesem Tage gesehen und gehört habe.

Der Marschall, der durch die am 17. und am Morgen des 18. erhaltenen Meldungen etwas besorgt geworden war, ließ zum Zweck der eigenen Bereithaltung für jeden Fall 2 oder 3 Artillerie-Ordonnanzten nach St. Quentin schicken, mit dem Befehl, ihn von den Kanonenschüssen zu unterrichten, welche vom Feinde abgefeuert worden wären, und von der Richtung, aus welcher sie ertönten. Gleichzeitig erhielt das 2. Corps den Befehl, den Ausgang von Moulins mit 2 Compagnien zu besetzen, damit seine Neuproviantirung gesichert würde. Außerdem wurde der General-Intendant angewiesen, die Backöfen in den hinter unseren Linien gelegenen Dörfern zum Brodbacken zu benutzen, die Armeecorps-Commandeure sollten sich in diesem Punkt durch ihre Intendanten mit dem General-Intendanten in Verbindung setzen.

Andererseits sollte, da das 6. Corps gar keine Cavallerie besaß (die demselben beigegebene Cavallerie-Division war im Lager von Châlons geblieben), Marschall Leboeuf an den Marschall Canrobert die Brigade Bruchart

*) Das Hauptquartier des Marschalls befand sich am 18. Morgens in Blappeville.

von der Cavallerie-Division des 3. Corps, welche aus 3 Brigaden bestand, abgeben. Endlich erhielt das 4. Corps den Befehl, durch seine Cavallerie-Division die Eisenbahn nach Driedenhofen zu überwachen und zu decken, und die Division Forton sollte mit der Cavallerie-Division des 2. Corps, welche hinter Rozerieulles lagerte, Recognoscirungen über Moulins hinaus und auf dem linken Mosel-Ufer unternehmen.

Ich arbeitete gerade bei dem Marschall Bazaine, als man ihm gegen 9½ Uhr Vormittags eine Depesche des Marschalls Lebœuf überbrachte, welche die feindlichen Bewegungen betraf. Daß es nicht die erste war, habe ich Grund anzunehmen. Der Marschall antwortete mündlich, durch Vermittelung des die Depesche überreichenden Offiziers, daß das 3. Corps eine sehr starke Stellung einnehme und sein Widerstand ihm im Falle eines Angriffs leicht sei, und daß der Marschall Lebœuf außerdem so gut wie möglich die Befestigungs-Arbeiten vervollständigen möge, die er am Abend vorher begonnen habe.

Bei dieser Gelegenheit sprach der Marschall abermals die Absicht aus, daß die von seiner Armee eingenommene Vertheidigungs-Stellung ihn vollständig gegen einen feindlichen Angriff sichere; er wiederholte, daß er nicht glaube, daß dieser Angriff in ernstlicher Absicht unternommen werde, und namentlich daß er nicht gelingen könne. Diese Annahme hätte begründet sein können, wenn unsere Linie von links nach rechts eine ebenso große Widerstandskraft gehabt hätte wie die des 2. und 3. Corps. Allein das 6. bei St. Privat stehende Corps befand sich durchaus nicht in denselben Verhältnissen wie die anderen, aus den vorhin schon entwickelten Gründen und ferner wegen der nicht ebenso günstigen Terrainbeschaffenheit. Nichtsdestoweniger konnte das Vertrauen des Marschalls nicht erschüttert werden, und in diesem Sinne gab er auch anderen Ordonnanz, welche von den Corps-Commandeuren abgesandt waren, seinen Bescheid in solchen Worten, die hierüber keinen Zweifel übrig ließen. Sein Vertrauen war selbst so groß, daß er es lange Zeit für unnöthig hielt, sich auf das Schlachtfeld zu begeben.

Als wir das Geschützfeuer hörten, gab ich Befehl, zu satteln und den Ausritt vorzubereiten; ich begab mich nun zum Marschall in der Ueberzeugung, daß ich ihn zum Aufbruch bereit finden werde. Er schickte mich fort und forderte mich auf, ruhig zu bleiben, indem er mir empfahl, so schnell wie möglich eine Beförderungsliste auszuarbeiten, welche in der ganzen Armee mit Ungeduld erwartet werde und die durch die Ereignisse der letzten Tage hatte zurückgestellt werden müssen. Auch wiederholte er jeden Augenblick, daß der Kampf kein ernstlicher sein könne. Mit diesen Gedanken stieg er gegen 2 Uhr zu Pferde und ließ mir, als ich ihm die Meldung schickte, daß ich es für meine Schuldigkeit hielte, ihn zu begleiten, sagen, daß er weder mich, noch irgend einen Offizier des Generalstabs nöthig habe; ich möchte bleiben und die Arbeit fortsetzen, die er mir am Morgen empfohlen habe; es genüge, wenn ich ihm einige Offiziere schicke; wenn der Kampf ernst würde, wolle er mich rufen lassen.

Der Oberbefehlshaber begab sich nun zum Fort St. Quentin, wo er während des größten Theils des Tags blieb; er verließ diesen Punkt nur, um einige Augenblicke bei dem nicht weit davon befindlichen Fort Plappeville zu verweilen. Dort empfing er zu verschiedenen Malen Offiziere, welche von den Corps-Commandeuren an ihn geschickt worden waren. General Ladmirault bat um Infanterie-Unterstützung; Marschall Canrobert ließ melden, daß der Angriff stets lebhafter werde, und drang darauf, daß man ihm nicht bloß Infanterie, sondern auch Geschütz sende. Thatsächlich verfügte er nur über seine Divisions-Batterien, da seine Artillerie-Reserve ihn bekanntlich nicht hatte erreichen können und im Lager von Châlons geblieben war. General Bourbaki bat um Befehle, er wartete mit Ungeduld darauf, die kaiserliche Garde in den Kampf treten zu sehen. Auf alle Gesuche gab der Marschall unbestimmte Antworten, die jedoch zur Genüge ausdrückten, daß er die kaiserliche Garde in seiner Hand behalten wollte.

Jedoch erhielt eine Garde-Voltigeur-Brigade gegen Abend den Befehl, an das 4. Corps heranzurücken, ohne aber bestimmt unter den Befehl des Generals Ladmirault gestellt zu werden. Später wurden 2 reitende Batterien der Garde dem Marschall Canrobert gesandt. Die allgemeine Artillerie-Reserve stand jedoch bei Van-St. Martin, wo sie den ganzen Tag blieb und vergeblich auf Befehle wartete. Die Cavallerie-Division Forton und die ganze Garde-Cavallerie blieben ebenso den ganzen Tag im Bivouak; sie waren marschbereit, ohne irgend einen Befehl zum Aufbruch zu erhalten. Unsere Linie konnte auf keinem Punkt bezwungen werden, und thatsächlich wurde auch der Feind von dem linken bis zum rechten Flügel fortwährend im Zaum gehalten. Es war nur zu befürchten, daß unsere rechte Flanke umgangen und im Rücken gefaßt werde. Dieser Fall trat ein. Der Feind hatte mit Verwendung seiner bedeutenden numerischen Ueberlegenheit St. Privat umgangen, ohne seinen Angriff in der Front aufzuhalten, und nun kam der Augenblick, in welchem der Marschall Canrobert, als er sein Armeecorps von einer weit stärkeren Positions-Artillerie als die seinige erschüttert sah und im Begriff war, umgangen zu werden, kein anderes Mittel fand, um sich einer völligen Niederlage zu entziehen, als näher nach der Festung zu rücken. Die Nacht begünstigte diese Bewegung.

Es erscheint unzweifelhaft, daß der Tag einen ganz anderen Ausgang genommen hätte, wenn der Oberbefehlshaber die kaiserliche Garde und die allgemeine Artillerie-Reserve, die keinen Antheil am Kampfe nahmen, verworther haben würde. Drei oder vier zwölfpfündige Batterien und die Garde-Grenadier-Division, die bei guter Zeit dem Marschall Canrobert zur Verfügung gestellt worden wären, hätten unserem äußersten rechten Flügel eine Stärke gegeben, welche es wahrscheinlich gestattet haben würde, den letzten und entscheidenden, auf dieser Seite vom deutschen Heere unternommenen Vorstoß siegreich zurückzuweisen.

Marſchall Bazaine hatte jedoch das Fort St. Quentin verlaſſen und war gegen 7 Uhr in ſein Hauptquartier zurückgekehrt. In dieſem Augenblick traf ich ihn, und er antwortete mir auf die Fragen, welche ich an ihn mit der reſpectsvollen Zurückhaltung richtete, die mir durch meine Stellung unter ihm und noch mehr durch den mir biſ dahin gezeigten geringen Grad ſeines Zutrauens auferlegt war, daß er mit dem Tage zufrieden ſei. Nach ſeiner Anſicht hatte der Angriff des Feindes keinen Erfolg gehabt, und unſere Truppen hatten ſich hinter der uneinnehmbaren Stellung, die er ihnen angewieſen, gehalten.

In dieſem Augenblick glaubte der Marſchall nichts Anderes, als die Wahrheit zu ſagen. Von dem entlegenen Beobachtungsplatze, auf welchem er den größten Theil des Tages zugebracht hatte, war es ihm nicht möglich geweſen, ſich von den Ereigniſſen Rechenschaft abzulegen. Sein Vertrauen auf die Feſtigkeit der von ſeiner Armee beſetzten Stellung war durch die Berichte ſeiner Offiziere nicht erſchüttert worden, — ſelbſt nicht durch die von dringenden Bitten um Verſtärkungen begleiteten des Marſchalls Canrobert; er hatte es ſogar nicht einmal für zweckmäßig gehalten, einen ſeiner Offiziere, die er bei der Hand hatte, abzuſenden, um ſich an Ort und Stelle von den Vorgängen zu unterrichten, auch hatte er nicht einen einzigen von den Offizieren des Generalſtabs, die ich mit ſeiner Begleitung betraut hatte, verwendet. Ich hatte meinerſeits keinen Grund, um dem, was mir der Marſchall ſagte, nicht völligen Glauben entgegenzubringen.

Dieſer Auffaſſung ſtand nichts von den Nachrichten entgegen, die ich mehrmals im Verlaufe des Tages hatte einziehen laſſen. In Blappeville, wo ich mich befand, vernahm man nur in Zwiſchenräumen und ganz ſchwach das Geſchützfeuer der Schlacht; hiernach ſchien das Geſecht keine große Lebhaftigkeit angenommen zu haben. Mir lag jedoch daran, genau zu wiſſen, was vorging, und da ich wußte, daß der Marſchall in St. Quentin, alſo ſehr nahe bei Blappeville ſich befand, ſo hatte ich mehrmals zu ihm geſchickt, um genau unterrichtet zu werden und um ihn ſchnell mit jenen Offizieren des allgemeinen Generalſtabs in Verbindung zu bringen, welche im Hauptquartier bleiben ſollten, wenn der Gang der Ereigniſſe ihn veranlaßte, die Leitung der Truppen unmittelbar dadurch zu übernehmen, daß er ſich ihnen näherte. Die Unthätigkeit des Marſchalls hatte mir alſo ein irriges Vertrauen eingeſchloſſen, und ich wurde leicht dahin gebracht, die Genugthuung zu theilen, welche er bei der Rückkehr nach Blappeville empfand. Dazu kam, daß die Offiziere des Generalſtabes, welche den Marſchall begleitet hatten und bei ihrem Zurückkommen mir ihre Wahrnehmungen berichteten, kein Wort ſagten, das mir die Auffaſſung des Oberbefehlshabers verdächtig machen konnte.

Gegen 9 Uhr Abends brachte mir ein Militär-Unterintendant die Meldung, daß ein Wagenzug mit Lebensmitteln, der auf der großen Straße von Woippy nach St. Privat zum 6. Corps abgerichtet worden war, auf

einem Marsch angehalten und in Unordnung gebracht worden sei. Er war auf Wagen und verwirrte Reiter gestoßen, welche vom Schlachtfelde flohen und Angstschreie ausstießen, deren bedenkliche Wirkung durch die Dunkelheit der Nacht noch vermehrt worden war. Es war offenbar eine Panik, wie sie sich bisweilen bei den Wagenzügen einstellt, bei denen man die Mitgabe einer großen Zahl von Fahrern, Dienern und Marketendern nicht umgehen kann, welche dann in ernstesten Augenblicken die Macht der Disciplin nur schwer zu erreichen und zusammenzuhalten vermag.

Da ich nach Allem, was mir mitgetheilt worden, überzeugt war, daß der Kampf des Tages einen glücklichen Ausgang für unsere Waffen genommen habe, so bezweifelte ich nicht, daß das 6. Corps noch in St. Privat sei, und forderte den Unter-Intendanten auf, seinen Wagenzug so bald wie möglich wieder einzuholen, ihn, wenn es nöthig sei, zu ergänzen, aber sich Mühe zu geben, dem 6. Corps Lebensmittel zuzuführen, welches, wie ich mußte, solche mit Ungebulb verlangte. In diesem Augenblick sah ich den Escadron-Chef Bonclas vom Generalstab, Adjutant des Marschalls Canrobert, zugleich mit dem Capitain des Generalstabs De la Tour du Pin, Adjutant des Generals Labmirault, ankommen. Diese beiden von ihren Vorgesetzten abgesandten Offiziere hatten sich zunächst in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers begeben, bei welchem sie keinen Zutritt finden können, und kamen nun, um Befehle einzuholen. Ich führte sie sofort zum Marschall, der seine Thüre hatte schließen lassen, um ohne unnöthige Störungen arbeiten zu können, und dem sie über die Vorgänge bei ihren beiden Corps Meldung abstatteten. Das 6. Corps hatte die Stellung, die es während des ganzen Tages vertheidigt hatte, räumen müssen, und der rechte Flügel des 4. Corps war genöthigt gewesen, dieser Bewegung zu folgen. Nun war es allein Sache des Oberbefehlshabers, ihnen andere Stellungen anzuweisen und Befehle zu ertheilen.

Haltung und Sprache beider Offiziere ließen zur Genüge erkennen, daß wir trotz der Tapferkeit und Standhaftigkeit der Truppen eine Niederlage erlitten hatten, deren Bedeutung in diesem Augenblick nicht bemessen werden konnte. Sie machten übrigens aus ihrer Unruhe kein Geheimniß, denn in dem Augenblick, als sie abgeschickt worden waren, hatte der Kampf noch nicht gänzlich aufgehört, und sie konnten nicht einmal sagen, wo ihre Truppen Halt gemacht hatten. Der Marschall hörte ihre Meldungen an, ohne Bewegung oder Ueberraschung zu verrathen, und beinahe ohne sich Zeit zum Nachdenken zu nehmen, bezeichnete er im Allgemeinen die neuen Stellungen, welche die Corps besetzen sollten. Als er die Nieberge schlagenheit der beiden Adjutanten bemerkte, forderte er sie auf, sich nicht zu beunruhigen, und setzte hinzu: „Diese Bewegung sollte morgen früh vorgenommen werden, Sie werden sie jetzt einige Stunden früher ausführen.“

Wir geben hierfür die Erklärung in folgenden Worten. In der Frühe dieses selben 18. August hatte der Marschall mir befohlen, daß Oberst Lewal

vom Generalstab zu ihm kommen solle, da er ihm einen Auftrag zu erteilen habe. Bald darauf erhielten die Corps-Commandeure den Befehl, ihre Unter-Chefs des Generalstabs um 10 Uhr Morgens an demselben Tage nach Châtel-St. Germain zu schicken, um den Oberst Lewal bei einer Reconnoissance zu begleiten, welche die Punkte zu bestimmen hatte, die von den Corps, sobald der Befehl hierzu erlassen würde, besetzt werden sollten.

Diese Reconnoissance hatte kaum ihren Anfang genommen, als die Unter-Chefs des Generalstabs von dem Oberst Lewal ermächtigt wurden, zu ihren Corps zu eilen, um an der sich entspinrenden Schlacht theilzunehmen; der Letztere hatte jedoch nichts desto weniger allein die Reconnoissance, mit der er betraut worden war, fortgesetzt und Abends gegen 5 Uhr dem Marschall das Ergebniß seines Auftrags mitgetheilt. Die Anträge des Oberst Lewal waren angenommen und in einen Marschbefehl umgewandelt worden, der am Morgen des 19. August ausgeführt werden sollte. Die Ausfertigungen dieses Befehls sollten gerade fortgeschickt werden, als der Commandant Lonclas und der Capitain de la Tour du Pin von dem Marschall empfangen wurden, der also, nachdem er ihre Meldungen angehört, nur zu prüfen hatte, ob er Anlaß habe, die einige Augenblicke vorher von ihm unterzeichneten Befehle abzuändern oder nicht. Seine Entscheidung war schnell getroffen, wie wir gesehen haben, und in der Frühe des 19. August besetzten die Truppen die vorhin bezeichneten Stellungen. Der Commandant Lonclas und der Capitain de la Tour du Pin nahmen selbst die Befehle, welche das 6. und das 4. Corps angingen, mit; da jedoch die Nacht sehr dunkel war und sie mir erklärten, daß sie ihren Weg nicht allein finden würden, so gab ich ihnen Führer mit, welche sie in kurzer Zeit nach ihrer Bestimmung geleiteten.

Man fragt sich jetzt sehr natürlich, zu welchem Zweck Marschall Bazaine — der am Morgen des 18. August, erfüllt von Vertrauen auf die Stellung, die er seine Armee hatte einnehmen lassen, gar nicht befürchtete, an diesem Tage angegriffen zu werden, und der bestimmt versicherte, daß ein solcher Angriff, wenn er stattfände, siegreich von unseren Truppen abgewiesen werden würde — glaubte eine andere Stellung aussuchen lassen zu müssen, die hinter der von seiner Armee eingenommenen lag und durch die Forts von Plappeville und St. Quentin gedeckt war, aus der es jedoch für ihn schwieriger wurde, hervorzubrechen, um sich alsdann nach dem Innern Frankreichs zu wenden. Ich glaube nicht, daß der Marschall in irgend welcher Art jemals die Absicht ausgesprochen hat, sich mit seiner Armee in das verschanzte Lager von Metz einzuschließen; diese Absicht, wenn sie bestanden hat, erscheint sicher unvereinbar mit dem unbegrenzten Vertrauen, welches er in Betreff der Festigkeit der Stellung Rozerieulles — Amanvillers — St. Privat stets kundgegeben hat.

Hier sieht man sich einer Unconsequenz gegenüber, aus welcher man einen neuen Grund zu dem gegen den Marschall Bazaine erhobenen Vor-

wurf hergeleitet hat, nämlich daß er schon bei seiner Commando-Üebnahme sich vom Kaiser habe dadurch unabhängig machen wollen, daß er eine Vereinbarung mit demselben zur Unmöglichkeit gestaltete. Es steht mir nicht zu, hierüber eine Erörterung anzustellen, die ich für abgeschlossen erachte, allein es bietet sich mir dabei eine Gelegenheit, einen Charakterzug des Marschalls zu betonen, der mir noch nicht genug hervorgehoben worden zu sein scheint. Ich spreche von dem Mangel an Uebereinstimmung zwischen Wort und Handlung, nämlich von dem Mangel an Logik, die ich in den Thaten und den Worten des Oberbefehlshabers der Rhein-Armee wahrgenommen habe. War dies auf seiner Seite ein Gedächtniß-, Berechnungsfehler oder Gleichgültigkeit? Ich weiß es nicht, und es liegt mir auch nicht viel daran, es zu wissen. Aber wie oft kam ich in die Lage, Verschiedenheiten zwischen seiner Sprache und seiner Handlungsweise festzustellen! Es waren bei ihm gewissermaßen natürliche Unconsequenzen, daß er am Morgen billigte oder verwarf, was er am Abend vorher verworfen oder gebilligt hatte, und daß er die Befolgung eines Grundsatzes außer Acht ließ, der kurz vorher von ihm als beherzigenswerth gerühmt worden war, und wobei er sich nichts Arges dachte.

Ich glaube nicht, daß ich Jemand zu nahe trete, wenn ich heute das niederschreibe, was Jedermann weiß. Marschall Bazaine war weder durch die Summe seines Wissens, noch durch sein militärisches Genie, noch durch die Höhe seines Charakters in der Lage, die Rhein-Armee aus der ungünstigen Lage zu bringen, in welcher sie sich befand, als er mit ihrem Oberbefehl betraut wurde. Es giebt übrigens in schwierigen Verhältnissen eine unerläßliche Eigenschaft, welche ihm gänzlich fehlte: er bejaß in keiner Weise die Thatkraft des Befehls, er konnte nicht sagen: ich will und sich dann gehorchen lassen. Es war ihm unmöglich, einen bestimmten und genauen Befehl zu ertheilen. Ich glaube auch ganz fest, daß, was er auch thun mochte, er in seinem Gewissen im Innern fand, daß die Lage und die Ereignisse über seine Kräfte gingen. Er erlag dem Gewicht dieser niederdrückenden Wahrheit. Da er keinen Führungsplan aufstellen konnte, so hatte er auch keinen genauen und klaren Zweck; so tastete er umher und wollte nichts in Gefahr bringen, indem er darauf wartete, daß die Ereignisse ihm einen neuen Horizont eröffneten, von dem er hoffte, daß er durch mehr oder weniger zweideutige Auskunftsmittel dahin gelangen könnte, wenn nicht seine Armee, so doch seine Person und seine Interessen in Sicherheit zu bringen. Hatte ihn bis dahin nicht das Glück über Erwarten begünstigt? Aus Mangel an Anderem hatte er sich dem blinden Zufall ergeben — und das ist die letzte Hilfsquelle für diejenigen, welche nicht mehr sich selbst vertrauen.“

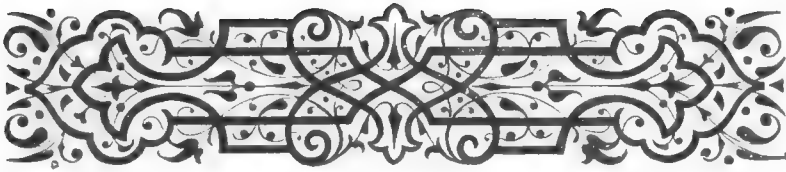
* * *

Wir brechen hier ab, da wir die uns selbst gestellte Aufgabe als gelöst betrachten. Unser Zweck war, wie im Eingange angegeben, hauptsächlich der,

die Haltung des Marschalls Bazaine im Laufe des entscheidenden Metz-
Schlachtages, des 18. August, im Einzelnen klarzustellen. Die genauen Dar-
legungen des Chefs des Generalstabes der Rhein-Armee, des Generals
Jarras, haben uns hierzu eine gute Handhabe dargeboten; sie haben aber
zugleich dazu beigetragen, daß man jetzt ein weit sicherer begründetes Urtheil
über die Befähigung des Oberbefehlshabers der Rhein-Armee fällen kann,
als dies bisher nach den meistens nur einseitig verbreiteten Anschauungen
und Mittheilungen möglich war.

Im Ganzen genommen, stimmen wir den Aussprüchen des Generals
Jarras bei. Hiernach erscheint Marschall Bazaine keineswegs als ein
begabter Truppenführer oder gar bedeutender Feldherr, denn sein Auftreten
in der Schlacht vom 18. August war in vielen Stücken fehlerhaft. Er
handelte unüberlegt und unentschlossen, seine Maßregeln waren unzumuthig
und unverständlich, unvollständig und ungenügend, sein Mißerfolg war demnach
nur das natürliche Ergebnis seines Auftretens. Wohl war er ein muthiger
Haudegewalt, oder wie die Franzosen sagen, un bon sabreur, ein tapferer
Kämpfer, vielleicht auch ein tüchtiger Unterführer, allein der Aufgabe eines
Oberbefehlshabers der Rhein-Armee war er nicht gewachsen. Dies geht aus
der ganzen Darstellung des Verhaltens des Marschalls im Verlaufe der
Schlacht, wie sie General Jarras uns gegeben hat, klar und deutlich
hervor, und damit dürfte das Urtheil über seine militärische Befähigung,
welches bisher noch mehrfach schwankte, endgiltig gesprochen sein.





Baku, die Nische der Winde.

Ein kaukasisches Reisemoment.

Von

Bernhard Stern.

— Wien. —



Uner vor einem halben Jahrhundert das altberühmte Baku, „die Nische der Winde“, besuchte, fand dort eine scheinbar dem Untergang geweihte Stadt.

In der Mitte einer kleinen Bucht standen eingezwängt in enge Festungsmauern 800 morsche graue Häuser, deren Dächer mit Erdharz roh überzogen waren. Bloß einige Minarets und Schießtürme brachten Abwechslung in die abscheuliche graue Monotonie. In den 800 elenden Hütten und Häusern lebten kaum 4000 elende Perser, Tataren und Armenier.

Auf dem Meere sah man nur die häßlichen zweimastigen Fischtransportboote aus Astrachan und die schwarzen persischen Einmaster. Die letzteren brachten aus Ghilan und Masenderan Früchte, Reis, Seide, Baumwolle und führten Naphtha, Salz, Safran oder Waaren aus Porzellan und Glas zurück. Diese Waaren kamen alljährlich einige Male mit den Astrachanschen Schouten oder Fischtransportbooten, während Salz, Naphtha und Safran Erzeugnisse Baku's waren. Im Ganzen besaß Baku eine Flotte von 8 größeren Fahrzeugen mit einer Lastengröße von 24200 Pud und 36 kleineren mit einer Lastengröße von 52700 Pud.

Dem Uebrigen entsprechend war auch der Bazar — eine Doppelreihe offener Baracken aus faulem Holz — von großer Bescheidenheit. Reis, Früchte, gläserne, gußeiserne und Porzellanwaaren, Thee und Kaffee und hin und wieder Seide oder Baumwolle bildeten die hauptsächlichsten Umsatz-

artikel. In einigen Hütten hatten Schneider, Schmiede, Schuhmacher und Scheerenschleifer recht primitive Werkstätten aufgeschlagen.

So war es vor einem halben Jahrhundert, so blieb es bis vor einem Jahrzehnt.

1879 aber, als die Stadt infolge des Aufschwunges der Petroleumindustrie sich schnell zu heben begann, finden wir in Baku bereits 15604 Einwohner, 23 Moscheen, 3 russische Kirchen, 18 Karawanserais, 39 Badeanstalten, 20 Lehrhäuser.

Und nun gar heute!

Beinahe 100 000 Einwohner leben und streben, handeln und schaffen, lehren und lernen in Baku.

Der stolze Hafen ist überfull von Dampfern und Dampferchen, von großen und kleinen Segelschiffen und Barken. Am Duai tummeln sich in ihren häufig höchst malerischen Trachten Vertreter aller Völker Europas und Asiens.

Der Bazar ist zu einem wahren Weltkaufhaus geworden, wo neben gewöhnlichen Handelsartikeln und Lebensmitteln die feinsten und kostbarsten Waaren der ganzen Welt aufliegen. Da finden wir Zucker aus den südrussischen Plantagen, Thee aus China, Reis und Früchte aus Persien, einheimische Produkte: Weizen, eine großkörnige Gerstenart, Safran, welchen man mit Sesamöl zu platten Kuchen knetet, Naphtha, Wein, Baumwolle, Feigen, schmachthafte süße Melonen und Arbusen oder Wassermelonen, eine besondere Art langer rother, nur hier heimischer Zwiebeln und Opium. Zwischen diesen Gegenständen liegen wunderbare Seidenstoffe aus Rußa, Teppiche aus Karabagh, Polster und Decken aus Turkmenien und Bochara, Diabeme, Schleier und Gürtel aus Tiflis, Moskau und Isfahan; besonders in die Augen fallen jedoch die einheimischen Gold- und Silberarbeiten, die Becher, Teller und Krüge, welche geradezu entzückend sind. Und doch werden sie bloß mit den einfachsten Werkzeugen, mit Hammer, Meißel und Stichel gemacht.

Wie der Bazar im alten Stadttheil, so zeugen auch die prachtvollen Magazine und Paläste und die comfortablen Wohnungen in den neuen Straßen von dem Reichtum des heutigen Baku. Denn reich ist und immer reicher wird diese Stadt, in deren Naphthaindustrie allein, bei dem heutigen Stande schon, ein Kapital von 50 Millionen Rubeln steckt.

Baku hat aber auch eine außerordentlich günstige Lage. Die Bucht auf der Südseite der Halbinsel Apsheron, wo Baku 16 Meter unter dem Niveau des Schwarzen und 9,1 Meter über dem des Kaspiischen Meeres liegt, bildet einen kreisförmigen geräumigen Hafen mit zwei Einfahrten. Hier finden die Schiffe bei den heftigsten Stürmen sichern Ankerplatz. In der geschütztesten Ecke liegt eine großartige mechanische Werkstatt für Trockenboots, welche der russischen Dampfschiffsgesellschaft „Kaukasus und Merkur“ gehört.

Das Klima ist im Verhältniß zu dem der anderen Küstenplätze am Kaspi ziemlich günstig, aber an und für sich für Europäer manchmal unerträglich. Der Regenfall beträgt nur 23,4 mm im Jahre. Das Thermometer sinkt nie unter den Gefrierpunkt. Die Differenz zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur ist 20 bis 22° C., die mittlere Jahrestemperatur 14,3° C.

In und um Baku fehlt jeder Waldbestand, selbst von niedrigem Strauchholz ist nichts zu sehen. Aus diesem Mangel sind die große Trockenheit und die ununterbrochenen Winde von Nord und Süd zu erklären. Ein windstiller Tag gehört zu den größten Seltenheiten. Dieser Eigenthümlichkeit soll Baku seinen Namen verdanken — vom persischen Bاده-Kubah oder Badschube, Ort der wechselnden Winde, Nische der Winde.

Besonders in den Monaten Juli und August herrscht hier eine barbarische Hitze, welche Alles niederbrückt und erschläft. Es ist heute schwer zu begreifen, wie die Araber diese Gegend als ein „Rosenparadies“ bezeichnen konnten.

Dagegen ist die herrliche Aussicht, welche man um Baku hat, uneingeschränkt zu loben. Nach dem Meere und den nahegelegenen Inseln zu ist sie besonders reizvoll. Südlich und westlich erblickt man die Berge, Ausläufer des Kaukasus, welche dem Panorama Abwechslung verleihen und zugleich zur Kühlung der Luft manchmal etwas beitragen, indem sie von ihren Höhen kühle Winde ins Thal senden, um die trockenen, tropisch-heißen Süd- und Ostwinde, wenn auch nur für kurze Stunden, zu vertreiben.

Wie fast alle berühmten Städte im Kaukasus von Alexander dem Großen herrühren sollen, so schreibt man auch die Erbauung von Baku dem macedonischen Welteroberer zu. Doch ist dies durch nichts erwiesen.

Arabische Schriftsteller erwähnen die Stadt im zehnten Jahrhundert; sie soll damals 400 Jahre alt gewesen sein und den Namen Schabbah geführt haben. Eine Ueberschwemmung — nach Anderen ein Erdbeben — vernichtete sie, und nur einige geborstene Bauten mit runden Thürmen und kleinen viereckigen Fenstern, welche im Meere, 4 Meter unter der Oberfläche liegen und noch deutlich sichtbar sind, geben Zeugniß von ihrem einstigen Bestand.

Die Ueberschwemmung soll übrigens der Sage nach keineswegs durch ein Naturereigniß eingetreten sein. Zwei Aerzte leiteten einen Fluß aus sanitären Gründen nach Baku oder Schabbah. Die Kollegen aber entzweiten sich, und aus Haß durchbrach der Eine die Dämme.

Bald nach der Katastrophe bauten die Einwohner in höher gelegener Gegend eine neue Stadt, welche wegen ihrer Naphthaquellen den steten Zankapfel aller umwohnenden Völker bildete.

So gehörte sie bald den Chalifen, bald den persischen Schachs, bald den armenischen Königen. Auch die Türkei hatte mehrere Male die Oberhoheit über Baku.

Die Russen drangen zum ersten Mal 1723 in die Stadt, mußten sie jedoch 1735 wieder den Persern überlassen.

Der vom Schach eingesetzte Statthalter machte sich unabhängig. Einer seiner Nachfolger, Melik Mohammed Chan, unterlag indessen dem eroberungsfüchtigen Feth Ali Chan von Derbend, vermählte sich mit der Schwester des Siegers und überließ aus Blödsinn oder aus Furcht die Zügel der Regierung seiner Frau, welche dieselbe auch mit Klugheit und Würde zu führen wußte. Er selbst machte eine Wallfahrt nach Mekka, kam glücklich zurück, galt und lebte als ein halber Heiliger und kümmerte sich nicht um sein Land und seine Familie.

Als Melik Mohammed Chan starb, hinterblieben seine zwei unmündigen Söhne, daher nach asiatischer Sitte der Bruder des Verstorbenen, Chan Tschan Bei, hätte folgen sollen. Dieser Herr schätzte aber seine Augen und seine Gesundheit höher als das wankende Thronlein von Baku, verzichtete auf die Regierung des Landes und erbat sich bloß einige Dörfer zur Bestreitung seines Unterhaltes.

In Baku jedoch führte die Wittib des seligen Melik Mohammed Chan in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Feth Ali Chan von Derbend das Regiment . . .

Um jene Zeit kam der Reisende Reineggs dorthin. Er schildert das damalige Baku als eine in Form eines stumpfen Dreiecks gebaute schöne Stadt. Sie war mit einem Graben und dicken festen Mauern umgeben, auf denen einige Kanonen, „sogar auch Mörser“ lagen. Niemand verstand aber von diesen Wordinstrumenten Gebrauch zu machen. Die Häuser und besonders die Kaufhäuser lagen so nahe am Meeresufer, daß man die Schiffe vor ihren Thoren aus- und einladen konnte. Die Herrschaft des Chans von Baku erstreckte sich über 32 Dörfer, welche — im Gegensatz zu der von Bächen und Flüssen und jeder Vegetation entblößten Ebene um Baku selbst — ungemein fruchtbares Land besaßen. „Allein die Einwohner,“ fährt Reineggs fort, „genießen dieses großen Geschenke der Natur nicht, wie sie sollten, sie mißbrauchen es nach asiatischer Art, und in der Jahre Blüthe schon zeigt das gelbliche alternde Gesicht des Mannes die Schwäche und Entkräftung, die er sich aus Unmäßigkeit zuzog. Dennoch ist ihre stille Geselligkeit bei diesem allgemeinen Uebel sehr rühmlich; nur daß sie zum Handel faul, mit dem Erworbenen geizig, und Einzelne bei dem geringsten Unternehmen furchtsam werden; deswegen pflegen sie auch ihren Handel und ihre Feldarbeit gemeinschaftlich zu besorgen. Selbst beim Umgraben ihrer Safrankelberwürde keiner eher Hand anlegen, wenn nicht alle Besitzer zugleich dasselbe thäten; denn da die Pflanze nur fünf, höchstens sieben Jahre Nutzen bringt, so ertragen sie insgesammt des letzten Jahres schwache Ernte, lesen zu gleicher Zeit die Zwiebeln aus den ausgepflügten Feldern und pflanzen mit vereinten Kräften neue Gärten an, aus welchen sie im ersten Jahre schon reichen Nutzen ziehen“

Der Wittve des Melik Mohammed Chan folgte Hussein Ruli, welcher der letzte Chan von Baku war. Denn als er verrätherischer Weise den General Plzianoff ermorden ließ, wurde Baku 1806 von den Russen belagert und genommen. Hussein Ruli entwichte zwar der Strafe; sein Sohn aber fiel mit der Stadt in die Hände des Siegers, trat darauf in die Dienste des Zaren und brachte es bis zum General. Nebenbei war er ein sehr gelehrter Mann, welcher ein vortreffliches russisches Buch über die tatarischen Sprachen geschrieben und viel wichtiges Material zur Geschichte der kaukasischen Völker gesammelt hat. Er lebte noch 1850.

Die Russen erkannten anfangs gar nicht die Wichtigkeit des neu gewonnenen Hafens. Durch einen Zufall wurde derselbe gleichsam erst entdeckt.

Schemacha, die bisherige Hauptstadt der Provinz, wurde 1859 durch ein Erdbeben zerstört. In Folge dessen flüchteten die Einwohner und Behörden von dort nach Baku. Dieser Ort wurde nun an Stelle Schemachas Hauptstadt der Provinz und schwang sich von Jahr zu Jahr mehr empor. Seine gegenwärtige Blüthe aber begann mit der Ausbeutung seiner großartigen Naphthaquellen.

Das heutige Baku besteht aus drei Theilen: aus der alten asiatischen, der neuen russischen und der „schwarzen“ Stadt.

Die Straßen der alten Stadt oder Starygorods sind eng und schmutzig, durch die meisten kann nicht einmal ein Wagen passiren. Wagen, wie wir sie kennen, sind übrigens in Baku erst seit wenigen Jahren eingeführt. Früher bediente man sich dort nur der Pferde oder zweirädriger unbequemer Gestelle, Arba genannt.

Die Bezeichnung der Straßen ist in ganz Baku russisch und persisch; ein in Rußland seltener Fall, daß neben dem heiligen Russisch noch eine andere Sprache officiell geduldet wird.

Die Häuser der Eingeborenen kann man eher als Hütten bezeichnen. Sie sind niedrig und haben nach der Straße zu niemals Fenster. Die ganze innere Seite ist ein undurchsichtiges Gitterwerk. In demselben befinden sich jedoch einzelne Stücke, welche ausgehängt oder fortgeschoben werden können und so Thüren oder Fenster bilden. Glasfenster giebt es keine, ebenso fehlen Schränke, Betten, Tische und Defen. Statt der letzteren findet man zuweilen Ramine, statt der Betten und Tische Divane, Teppiche und Kissen, statt der Schränke Nischen.

Besondere Merkwürdigkeiten der alten Stadt sind der Riz-Kalassi oder Jungfernthurm und der Bala Gissar, der vom großen Schach Abbas 1650 in arabischem Stil im höchsten Theil der Stadt erbaute, jetzt unbewohnte und verfallene Palast der einstigen Chane von Baku.

Chemals muß dieser Palast von stolzer Pracht gewesen sein. Seine Bauart ist wirklich merkwürdig. Die Muschelschalesteine sind so fest ineinandergefügt, daß man die Fugen kaum erkennen kann. Die Thüren und Fenster sind kunstvoll ausgehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert. Allerdings

ist heute das Meiste verfallen und zerstört, der hohe viereckige Thurm zerbröckelt, und die ganze Außenseite zeigt fast keine Spur früherer Herrlichkeit. Dafür aber merkt man in den Resten der inneren Gemächer, welch ein Meisterwerk persischer Baukunst hier in Trümmern liegt. Besonders die große, mit herrlichen Arabesken reichgeschmückte Pforte ist bewundernswerth. Diese Arabesken sind so zart und fein und sinnig, daß sie wie durch Zauber versteinerte Spitzengewebe erscheinen.

Durch die Pforte gelangt man in einen schönen, geräumigen Vorhof und von hier in einen runden Saal, wo der Chan mit seinen Ministern Rath pflog, wo aber auch Gericht gehalten ward. In der Mitte dieses Saales befindet sich eine 18 Zoll breite Oeffnung, eine Art Verließ, welche vormalis mit einer wegziehbaren Säule bedeckt gewesen sein soll. Wenn die Hinrichtung eines zum Tode Verurtheilten geheim bleiben mußte, so nahm man die Säule weg, ließ den Verurtheilten an der Oeffnung niederknien und schlug ihm mit einem Säbel den Kopf ab, welcher in das Verließ fiel, ohne daß ein Blutstropfen den Boden netzte. Dann wurde auch der Kumpf hinuntertransportirt und man setzte die Säule wieder auf den schauerlichen Schlund. . .

Neben dem Palast befand sich noch vor wenigen Jahrzehnten der Schachbrunnen, aus welchem man ein vorzügliches Wasser schöpfte. Er war 96 Meter tief in den Felsen gehauen, und eine ziemlich steile Treppe mit mehreren hundert Stufen führte hinunter. Ob dieser Brunnen noch in Benutzung ist, weiß ich nicht. Das Wasser, welches ich in Baku trank, war elend, sandig, schmutzig und hatte unangenehmen Naphthageschmack. Da zog ich den prächtigen Landwein vor, der hinter dem von Bodenstedt so feurig besungenen Kachetiner nicht zurücksteht.

Unweit des Bala Gissar erhebt sich der Ris-Kalassi oder Jungfernthurm. Er hat 17 Meter im Durchmesser und 42 Meter Höhe. Ueber seine Entstehung berichtet eine Sage:

In dem altberühmten Baku lebte einmal ein großmächtiger Chan. Der großmächtige Chan hatte eine wunderschöne Tochter. In die wunderschöne Tochter des großmächtigen Chans verliebten sich viele großmächtige Herren, Fürsten ungeheurer Reiche, gewaltige, siegreiche Helden. Aber die Schöne von Baku schenkte keinem dieser Fürsten und Helden Gehör. Die Schöne von Baku hing ihr Herz an einen schlichten Jüngling von niederer Herkunft. Darob ergrimmte wohl der stolze Chan. Aber er liebte seine Tochter zu sehr, um sie zu strafen, und forderte sie deshalb in Güte auf, ihre Wahl unter den mächtigen Bewerbern schnell zu treffen. Besonders gern hätte er einen, allerdings alten, dicken und gebrechlichen, aber überaus mächtigen Fürsten zum Schwiegersohne gehabt. Die Prinzessin aber schwor: „Nur dann will ich mich diesem alten, dicken Fürsten vermählen, wenn am Ufer des Meeres ein Thurm ersteht, hundertmal so dick als der verschmähte Alte, zwanzigmal so hoch als der Speer des geliebten Jünglings. Erst auf

der Spitze des Thurmes sei das Brautgemach.“ Und der Chan, dem die Partie mit dem reichen, alten Herrn sehr am Herzen lag, berief sogleich alle Arbeiter seines Reiches und ließ das Werk in Angriff nehmen. Er schonte weder Menschen noch Steine, bis der Thurm die gewünschte Höhe und Dicke hatte. Dann wurde auf der Spitze ein prächtiges Brautgemach hergerichtet und mit den wundervollsten Teppichen und Polstern geschmückt. Und nun stieg die Prinzessin hinauf. Von oben aber sprang sie in die Fluthen des Meeres. . .

Eine andere Version giebt noch an, daß der Chan selbst von jüngerer Begier zu seiner schönen Tochter erfaßt war.

Die Bakischen Tataren erzählen übrigens, daß dieser Thurm von den alten Bewohnern zum Schutz gegen die Truchmenen oder Turkmänen der kaspischen Ostküste erbaut wurde. Sie sind nämlich der Ansicht, daß die Westküste des Kaspi mit der Ostküste früher durch einen schmalen Landstreifen verbunden gewesen. Der Ruße Kolotkin hat in Astrachan einmal eine alte persische Karte gesehen, auf welcher dieser Zusammenhang thatsächlich klar bezeichnet war.

Der Thurm ist ganz rund, aus Muschelschalensteinen fest gemauert und nach der Meeresseite mit einer breiten vorspringenden Leiste versehen. Von dieser wird wahrscheinlich die schöne Chanstochter ihren halbschneeigen Sturz gethan haben. An der inneren Wand des Thurmes führt eine steinerne Wendeltreppe zur flachen Spitze, wo jetzt eine Leuchthurmlaterne angebracht ist. Wer von den Schiffen, die heute diese Laterne als Zeichen sicherer Rast nach stürmischer Fahrt erblicken, denkt an die Geschichte von der schönen Prinzessin und ihrem vielen alten Bewerber? . . .

Die neue Stadt, Romynjgorod, hat breite Straßen, große freie Plätze, stattliche moderne Gebäude. Nahe dem Meere, an der südlichen Spitze der Bucht, erheben sich das Admiralgelände und das Hauptzollamt, Kasernen und Werkstätten. Im Innern der neuen Stadt befinden sich mehrere Kirchen, zwei oder drei schlechte Hotels, ein Gymnasium und ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen „zur heiligen Nina“.

Die schwarze Stadt, Tschornjgorod, ist die Stadt der Naphthafabriken. Ueberall schwarze Mauern, schwarze Dächer, schwarze Schornsteine, aus denen Tag und Nacht Rauch und Funken aufsteigen. Und auch die ungepflasterten, unbeleuchteten Straßen starren von schwarzem Schmutz. Man merkt dem Ort sein schnelles Entstehen an. Vor wenigen Jahren war hier noch Wüste. Jetzt befindet sich da eine ganz mächtige Fabrikstadt. Aber die Bequemlichkeiten einer Stadt sind so gut wie gar nicht vorhanden. Selbst Krämerläden oder Gewandgeschäfte trifft man selten. Ich erinnere mich, daß ich mit meinem Bruder eines Brodlaibes wegen eine halbe Stunde durch entseßlichen Roth wandern mußte. Und mein Bruder lebt dort schon seit Jahren und kennt Wege und Stege. Wie muß es erst einem Fremden ergehen. Die Verbindungen der schwarzen Stadt mit dem eigentlichen Baku

sind selbst heute noch recht dürftige. Jeder Fabrikdirector hält deshalb Pferd und Wagen. Lohndroschken bekommt man nur, wenn man sie extra herausbestellt hat, und eine Fahrt zur Stadt kostet drei bis fünf Rubel. Aerzte und Apotheken giebt es in Tschornogorod nicht, und das Herbeiholen derselben ist äußerst kostspielig. Längs der Meeresküste verkehren wohl einige kleine Dampfer von den Fabriken nach Baku, dieser Verkehr ist aber völlig ungenügend.

Interessant wie die Stadt selbst mit ihren Bauten und historischen Erinnerungen ist die Umgebung von Baku. Einige Werst von der Stadt befindet sich das „Wolfsäthor“, eine Oeffnung in einem Felsen, durch welche man nach kurzer Wanderung zu einem ungeheuer düstern Thale gelangt. Raste Felsen steigen empor, trübe Sümpfe ziehen sich endlos hin, grauenvolle Schluchten und Gräfte sperren ihre drohenden Schlünde auf . . . Und ringsumher kein lebendes Wesen, kein Vogel, keine Pflanze, nicht einmal ein geknickter Strauch, nicht einmal ein Wurm. Das Geringste thäte so wohl in dieser fürchterlich starren Debe . . .

Näher zur Stadt, hundert Schritt vom Meeresufer entfernt, ist eine kleine Moschee mit einem halbverfallenen zierlichen Minaret. Das ist die Moschee der Fatimeh, der Enkelin des Propheten, welche der arabischen Dynastie der Fatimiden den Namen gegeben und in der Verbannung hier gestorben. Ueber ihrem Grabe wurde diese Moschee erbaut, welche seit jeher bis in die Gegenwart ein Wallfahrtsort für unfruchtbare Frauen blieb. Jede, die zu Fuß hierher pilgert, sieht in kaum Jahresfrist ihre Hoffnung erfüllt . . .

Berühmt war einst der Feuertempel bei Baku; an seiner Stelle stehen heute die Naphthafabriken — wo einst die schwärmerischen Feueranbeter anständig gekniet, wirthschaftet heute der materielle Handelsgeist der Europäer . . .





Diana von Poitiers.

Novelle

von

Aulius H. Haerhaus.

— Leipzig. —

Wer unter euch ohne Sünde ist,
der werfe den ersten Stein auf sie.

Der König hatte soeben die Tafel aufgehoben, und die kleine, aber glänzende Hofgesellschaft, welche an diesem Septembernachmittage zu Fontainebleau versammelt war, begab sich in den Festsaal des Schlosses, um das große Gemälde in Augenschein zu nehmen, mit welchem der Bologneser Primaticcio auf Heinrichs Geheiß die so lange freigebliebene und mit einer flandrischen Gobelintapete behangene Wandfläche geschmückt hatte.

Bagen stellten eine Reihe Sessel im Halbkreise vor dem noch verhüllten Kunstwerke auf. Der König ließ sich auf dem mittelsten derselben nieder, zu seiner Linken die Königin; der Sessel zu seiner Rechten blieb indeß noch eine Zeitlang unbesezt. Auch die Herren des Hofes, mit Ausnahme des königlichen Leibarztes Wilhelm Cop, eines Deutschen, der sich durch eine unglaubliche Unbefangenheit in Sachen der Etiquette auszeichnete und der dem Oberhofceremonienmeister manche lange Stunde verursacht hatte, standen in kleinen Gruppen umher und nahmen erst Platz, als eine Dame von stattlichem Aeußeren und fein geschnittenem Antlitz sich zur Rechten des Königs niedergelassen hatte. In lebhafter Unterhaltung mit einem Herrn der Gesellschaft war sie eingetreten, oft mit silberhellem Lachen das frembländisch betonte Französisch ihres Begleiters unterbrechend. Jetzt berührte sie, noch immer lachend, mit ihrem zierlichen Fächer die Schulter des Königs.

„Denken Sie sich, Sire,“ sagte sie, „Don Enriquez erzählt mir soeben, daß am Hofe von Navarra das Amt des Oberstallmeisters, des Obermundschenken und des Siegelbewahrers in einer Person vereinigt ist!“ —

Die Dame, der diese kleinen Verhältnisse im Gegensatz zu dem außerordentlich großartig organisirten Hofe, an dem sie selbst den größten Theil ihres Lebens zugebracht hatte, so merkwürdig vorkamen, war Diana von Poitiers, die Geliebte des Königs. Als junge Wittwe des Marquis de Brézé, Großseneschalls der Normandie, hatte sie schon durch ihre wunderbare Schönheit und vielleicht noch mehr durch ihren Geist die Aufmerksamkeit Franz' des Ersten auf sich gelenkt, war an den Hof gezogen worden und hatte daselbst einen Einfluß erlangt, mit dem die Ministerien von Madrid und London, der Sultan, der Papst und die Signorie von Venedig rechnen mußten. Jetzt stand sie nicht mehr in der Blüthe der Jugend, aber ihre Augen, vor deren Feuer die Herzen zweier Könige von Frankreich capitulirt hatten, strahlten mit ungetrübtem Glanze, und die schlanke hohe Gestalt, die den Meißel eines Jan Goujon, den man den „französischen Phidias“ nannte, zu jenem unvergleichlichen Marmor-Bilde der Diana mit dem Hirfche begeistert, hatte ihr Ebenmaß und die Geschmeidigkeit der Bewegungen bewahrt.

Jetzt schwieg sie und ließ den Blick über die Versammlung nach der Seite des Saales hinschweifen, wo ihr Begleiter von vornhin — es war Don Pedro Enriquez de Herrera y de los Rios, Graf von Murviedro, Gesandter Karls des Fünften beim allchristlichsten Könige — mit der schönen Herzogin von Mayenne ein Gespräch begonnen hatte.

Der Spanier lehnte mit dem rechten Arme am Simse des Kamins, die Linke ruhte im silbernen Korbe des langen Degens, und seine Gestalt, an der nur die schüsselförmige Halskrause und die Kette des goldenen Bließes das gleichmäßige Schwarz der Kleidung unterbrachen, hob sich scharf von der blendend weißen Tafelung ab.

Primaticcio, der Maler — man nannte ihn bei Hofe nach seiner Vaterstadt einfach „Bologna“ — traf mit zweien seiner Gehilfen Anstalten, den Vorhang, der das Bild verbarg, zu beseitigen. Er hatte Leitern herbeibringen lassen und ordnete die Schnüre, an denen die Leinwand emporgezogen werden sollte. Es entstand eine kleine Störung in der Unterhaltung, über die der König jedoch geschickt hinwegzuhelfen verstand, indem er Pierre de Ronsard, den Hofdichter, hervorrief.

„Mein Freund,“ sagte er, „es fällt mir auf, daß Ihr uns gar lange keine Proben Eurer Kunst gegeben habet. Sehet, meine Maler, meine Baumeister wetteifern darin, mir zu Diensten zu sein, Bologna und Niccolo del Abbate haben diesen Saal mit Bildern ausgeschmückt, und Jean Cousin hat die Farben seiner Palette nicht geschont, unsere Gemächer mit Schildereien zu zieren. Aber Ihr thut nichts zu unserer Erheiterung, Ihr spendet uns nicht das kleinste Madrigal, nicht das kürzeste Epigramm; es scheint, daß Euch die Thaten der Könige von Frankreich nicht bedeutend genug, daß Euch

der Flor der Damen, die unseren Hof schmücken, nicht schön genug erscheint, um durch Eure Verse gefeiert zu werden.“

Der Angeredete, ein Jüngling mit etwas leidendem Gesichtsausdrucke, dessen Wesen und Auftreten trotz seiner Jugend eine gewisse scheue Unterwürfigkeit verrieth, die wunderbar mit Selbstgefälligkeit gepaart war, ließ sich vor dem Könige aufs Knie nieder und entgegnete:

„Wie soll ich Eurer Majestät danken, daß Sie mich eines Blickes würdigen? Was würde ich darum geben, wenn meine bescheidene Kunst auch nur für einen Augenblick ein Lächeln auf das Antlitz meines Königs zaubern könnte! Aber wohlan! Ich will versuchen, Eurer Majestät zu Diensten zu sein, Sire, wenn Sie befehlen, müssen auch die Musen, die sich mir, ach, so oft widerspenstig zeigen, gehorchen!“

Er erhob sich, trat einige Schritte zurück, wies mit der Linken auf die Cartouche der Wand, welche das Monogramm Dianens vereint mit dem des Königs und darunter ihr Wappen — die Mondichel — zeigte, legte die Rechte auf die Brust und begann:

„Clement Marot hat einst in süßen Weisen
Den Ruhm der keuschen Göttin uns verkündet,
Die gegenwärtig unsern Kreis beglückt,
Von der ein Lächeln schon das Herz entzündet,
Weil Schönheit sich in ihr mit Geist verbündet!

O Fontainebleau, wie hoch darfst du dich preisen!
Dir scheint Sonn' und Mond zur gleichen Stunde,
Und so beschämt du selbst des Himmels Saal,
Denn hier beglänzt der Königs-sonne Strahl
Mit Lunas Licht vereint die Tafelrunde!“

Der Dichter trat wieder vor und verneigte sich gegen den König und Dianen, die ihn indes kaum eines Wortes würdigten und nur mit dem Gesichtsausdrucke von Leuten lächelten, welche daran gewöhnt sind, täglich eine bestimmte Anzahl Schmeicheleien anhören zu müssen.

Inzwischen hatte der Maler mit seinen Gehilfen die Hülle des Bildes beseitigt und war zur Seite getreten, um die Wirkung zu studiren, die sein Werk auf den König und dessen Geliebte ausüben würde. Die Damen und Herren des Hofes schwiegen, sei es, weil der Eindruck des Bildes ein zu gewaltiger war, sei es, daß man erst abwarten wollte, wie das Gemälde Seiner Majestät zusagen würde, um dann mit desto größerer Sicherheit ein Urtheil abgeben zu können. Die Wandfläche war geschickt ausgenutzt, im Vordergrunde stand die Göttin der Jagd in aufgeschürztem Gewande, an der Seite den Röcher, den Bogen in der Hand, und von Hunden umgeben. Ihr Antlitz trug unverkennbar die Züge der königlichen Freundin.

Weiter nach der Mitte zu, wo ein Waldquell sich zu einem kleinen Weiher erweitert zu haben schien, gewahrte man eine Gruppe badender Nymphen, und im Hintergrunde kämpfte der Lauscher Aktäon, auf dessen

Stirn Diana zur Strafe für seinen Frevel ein Hirschgeweih sprießen ließ, mit den eigenen Hunden.

Der König erhob sich und trat an das Bild heran, zog sich aber sogleich wieder zurück, da er bemerkte, daß die Wirkung des Gemäldes auf eine größere Entfernung berechnet sei. Er schritt auf den Maler zu und ergriff seine Hand.

„Bologna,“ sprach er, „unsere Erwartungen sind übertroffen, Ihr habt zu unserer vollen Zufriedenheit gearbeitet!“

Die Herren des Hofes hatten den König nicht aus den Augen gelassen, und jetzt, als sie bemerkten, wie dieser mit dem Künstler in die Nische des Fensters trat und den Vicomte d'Orbec, den Schatzmeister des Hofes, herbeirief, dem er einen Befehl zu ertheilen schien, glaubten sie mit ihrem Lobe nicht länger zurückhalten zu dürfen. Jeder fand neue Vorzüge und lobte die Theile der Darstellung, die seinem Interesse am nächsten lagen. Vicomte de la Fayette, der Oberjägermeister, rühmte die trefflich gemalten Hunde, während der Herzog von Montmorency, der alte Kriegermann und Waffenfreund, Vogen und Köcher der Göttin, die ihn an einige saragenische Beutestücke seiner Sammlung erinnerten, mit Kennerauge musterte. Der Cardinal von Lothringen widmete seine Aufmerksamkeit den Nymphen, die er äußerst naturgetreu fand, obgleich er beim Leibarzte auf Widerstand stieß, der dem Maler in wenig zarter Weise eine überaus mangelhafte Kenntniß der Anatomie vorwarf.

Diana von Poitiers fand das Gemälde leidlich, am wenigsten gefiel ihr das eigene Ebenbild, bei dem sie Haltung und Mienen als zu wenig göttlich bezeichnete. Vielleicht wollte sie hierdurch die Schmeicheleien von sich abwenden, mit denen die Herren sie zu überschütten begonnen hatten. Am schweigsamsten blieb die Königin. Da trat Coligny, der junge Obergeneral der Armee, auf sie zu und begann:

„Eure Majestät schenken dem Bild keine Beachtung, und gerade Sie sind es, der es in diesem Kreise am ehesten zukäme, ein Urtheil abzugeben. Der Name Ihrer Familie ist mit Mein, was die Kunst betrifft, eng verknüpft; die Medici dürfen stolz darauf sein, die Protectoren alles Schönen und Edlen genannt zu werden!“

Katharina blickte auf und maß den Sprecher mit einem leidenschaftlichen Blick.

„Coligny!“ sagte sie, „wenn die Medici stolz sein dürfen, so sind sie es darauf, daß sie der rechtgläubigen Kirche zwei Päpste geschenkt haben und daß sie jederzeit denjenigen verabscheuten, der in thörichtem Frevelmuth an den bewährten Dogmen unseres Glaubens zu rütteln wagte!“

Sie erhob sich und zog sich in die Bibliothek zurück, in der sie den größten Theil des Tages zu verbringen pflegte. Auch der König verließ den Saal, um sich, wie er fast täglich that, mit den jüngeren Herren seiner Umgebung beim Ballspiele zu vergnügen. Die Zurückgebliebenen schauten

sich um Diana, die noch keine Miene machte, den Saal zu verlassen, und man beehrte Jacques Amyot, den gelehrten Erzieher des jungen Dauphin, mit dem Auftrage, der kleinen Gesellschaft eine genaue Erklärung des Mythos zu geben.

„Wir wissen,“ begann der berühmte Uebersetzer des Plutarch, „daß den Alten Diana als die keuscheste der Göttinnen galt; leidenschaftslos steht sie im Kreise der olympischen Götter, ihr Sinn ist kalt wie das Licht des Mondes, der ihr Attribut ist.“

Die Wittve des Großseneschalls hatte den Spanier scharf beobachtet. Sogar jetzt noch, da alle anderen schweigend den Worten des Gelehrten lauschten, führte er mit der Herzogin eine leise, aber lebhafte Unterhaltung. Sein bleiches Antlitz blieb unverändert, nur um den schmalen Mund zuckte von Zeit zu Zeit ein spöttisches Lächeln. Jedermal, wenn das junge, schöne Weib zu ihm emporschaute und dem Blicke seiner schwarzen Augen begegnete, überfluthete ihre Wangen ein dunkles Roth. Kein Zweifel, daß hier ein erregtes Herz das warme Blut unter der weißen Haut zu schnelleren Wogen antrieb! Diana wußte genug. Sie sah, daß der Spanier der Herzogin nicht gleichgiltig war, sie las auf ihren Zügen den Ausdruck reinsten Glückes. Da fiel ihr ein, wie sie selbst ihr ganzes Leben hindurch nach diesem Glücke gedürstet und wie das eigene kühle Herz sie jedermal von der Pforte des Paradieses zurückgeschauert hatte. Und diese Mayenne, dieses geistlose Geschöpf, das nichts besaß, als eine schöne Larve und einen leicht erregten Sinn, sollte es ihr zuvorthun, sollte glücklicher sein als sie? Ein grenzenloses Verlangen, die Seligkeit der Arglosen zu vernichten, stieg in Dianens Innern empor. Jetzt ward ihr klar, daß sie ja vollkommen dazu berechtigt sei. War die Herzogin nicht seit dem letzten Hoffeste im Louvre zwischen sie und den König getreten? Sie wunderte sich, daß ihr jetzt erst dieser Gedanke kam. Ein Weilschen sann sie nach. Da tönten die Worte Amyots an ihr Ohr: „Nach keinem Manne trug die Göttin je Verlangen, und unerbittlich strafte sie den, der ihr zu nahe trat, der mit begehrlchem Auge ihren jungfräulichen Leib streifte.“ —

Diana horchte auf. „Nach keinem Manne trug sie je Verlangen!“ Die Worte paßten auch auf sie. Ihr war das stärkere Geschlecht, das sich so leicht durch Weiberlächeln und Weiberthänen regieren läßt, stets unendlich verächtlich gewesen. In früheren Jahren hatte sie die Freundschaft bedeutender Männer gesucht, aber nur zu bald hatte sie sich davon überzeugen müssen, daß diese ihr selbst nicht ebenbürtig waren trotz des Doctorhutes und des gelehrten Plunders, den sie statt eines gesunden Hirnes darunter trugen. Andere wiederum waren ihr begegnet, die in ihr nur das schöne Weib sahen, deren Herz unter ihren Blicken wie Zunder brannte. Zwei, drei Tage hatte sie Gefallen daran gefunden, aber dann waren ihrem kühlen, klaren Verstande die Schmeicheleien, die ihrem Körper galten, wie Beleidigungen vorgekommen, und ein einziger zürnender Blick ihres lebhaften Auges hatte die Frechen ver-

schmeckt. Und dennoch gelüstete sie danach, Don Enriquez der Herzogin abspenstig zu machen! Nicht als ob ihr an diesem bleichen Spanier, dessen Herz ebenso kühl zu sein schien wie das ihre, etwas gelegen hätte, o nein, denn was hätte er, der nichts sein eigen nannte, als ein halb verfallenes Schloßchen auf der staubigen Hochfläche von Castilien, dem Weibe bieten können, zu dessen Füßen Könige gelegen hatten? Von seinen geistigen Vorzügen hatte er auch noch keine Beweise geliefert, und das weiße Gesicht mit dem sorgfältig nach aufwärts gebürsteten Bärtchen und dem kurz geschorenen Haar kam ihr unendlich langweilig vor.

Aber die Mayenne sollte unglücklich werden! Warum hatte die Thörin auch ihren, der Allmächtigen, Haß heraufbeschworen? Wieder klang mitten durch des Gelehrten Rede das helle Lachen der Nebenbuhlerin. Da bejählich Dianens Herz ein leises Gefühl des Mitleids mit ihrem Opfer, sie sagte sich selbst, daß in diesem Kampfe die Waffen ungleich seien, denn was vermochten die Reize der Herzogin gegen ihre Schönheit, die „mit Geist verbündet“ war, wie vorher Pierre Ronsard in seinen Versen behauptet hatte? Allein ihr Entschluß war gefaßt, sie erhob sich und trat auf die Blaadernden zu. Da hörte sie, wie der Leibarzt des Magisters Rede unterbrach.

„Ihr scheint vergessen zu haben,“ sagte er, „daß jedes Weib in seinem Leben einmal geliebt haben muß, und daß auch Euere Göttin von dieser Schwäche nicht frei war. Vergaßet Ihr nicht die Geschichte von Endymion?“

Amnot lächelte verlegen; allein er faßte sich rasch. „Jede Ausnahme,“ erwiderte er, „bestätigt, wie die Grammatiker sagen, die Regel.“

„Ihr könnt Euch darauf verlassen,“ fuhr der Deutsche fort, „daß ich die Weiber kenne. Lieben müssen sie alle einmal, bei der einen kommt's früh, bei der anderen spät, aber ganz ohne Liebe kann keine leben!“

„Ihr irrt, Meister Cop,“ wandte sich jetzt Diana an den Deutschen, „sehet mich an, auf mich paßt Euere Regel nicht! Als dreizehnjähriges Mädchen, das von Liebe noch nichts wußte, ward ich dem Seneschall vermählt, und ohne Liebe bin ich seitdem geblieben!“

„Und was war es, das Ihr für den todtten König empfanbet, und was ist's, das Ihr für den lebenden empfindet?“ fuhr der Leibarzt fort.

„Versteht Ihr so wenig Freundschaft von Liebe zu unterscheiden?“ entgegnete Diana, „denkt Ihr etwa, daß ein anderes Gefühl als Freundschaft sich vom Vater auf den Sohn übertragen ließe? Soll ich Euch offen sagen, was mich veranlaßte, mein stilles Anet mit dem Lärm des Hofes zu vertauschen? Wahrlich nicht die Liebe! Nein, es war die Eitelkeit. Ich wollte der Welt zeigen, wie stark ein Weib sein kann, ein Weib, das Ihr als schwach zu verspotten liebt. Und ich glaube, ich habe den Menschen gezeigt, was ein Weib vermag!“

„Also Ihr habt nie geliebt?“ fragte der Leibarzt, ohne sich durch Dianens wachsenden Unmuth einschüchtern zu lassen.

„Ich wiederhole es Euch, ich liebte nie!“

„Dann werdet Ihr noch lieben!“

Die Gesellschaft lachte, soweit die Furcht, die man am Hofe von Fontainebleau vor der königlichen Freundin hegte, eine derartige Aeußerung des inneren Behagens zuließ.

Der spanische Gesandte hatte sich von der Herzogin abgewandt und mit steigendem Interesse die Wittve des Seneschalls beobachtet. Jetzt sprach er mit ihr. Die Herzogin, auf der in diesem Augenblicke Dianens Auge ruhte, schien mit jenem wunderbar feinen Gefühl, das nur den Frauen eigen ist, die Gefahr zu empfinden, die ihrer jungen Liebe drohte. Aber wie wäre es möglich gewesen, das schöne, kluge Weib in den Augen des Spaniers herabzusehen? Ja, sie war schön, das ließ sich nicht bestreiten, sie war klug, sehr klug! davon wußten die auswärtigen Cabinette zu berichten, doch halt! sie war nicht mehr jung! nein, sie war nicht mehr jung! Es galt, den Schleier zu zerreißen, den die Künste der Toilette und die Energie des Willens, die selbst den eigenen Körper unterjocht, über Dianens Lebensjahre gesponnen hatten. Sah denn der Spanier nicht, daß sich um ihre Mundwinkel schon feine Fältchen legten — besonders jetzt, da sie lachte? War er so blind, daß er nicht bemerkte, wie sich durch das volle wellige Haar hier und da schon graue Herbstfäden zogen? Nein, er sah es nicht, er sah nur die leuchtenden Augen und die Lippen, schmal und roth wie die Knospen der Granatbäume seiner Heimat, er hörte nur ihre helle wohlklönnende Stimme und staunte über die Aeußerungen eines ungewöhnlichen Geistes. Aber er mußte sehend gemacht werden!

„Denkt Euch,“ sagte die Herzogin von Mayenne zu ihrer Rivalin, „der Graf hat in seinem Gefolge einen jungen Navarro, einen Sohn jenes Navarro, der vor Jahren im italienischen Kriege umkam, er starb im Gefängnisse eines gewaltsamen Todes — Ihr werdet Euch des Ereignisses wohl noch entsinnen, obwohl es schon lange her ist!“

Diana hatte die Absicht der Herzogin, auf ihr Alter anzuspieren, sofort erkannt.

„In der That, meine Liebe,“ erwiderte sie lächelnd, „mein Gedächtniß läßt mich nicht im Stiche, es geschah im selben Jahre, in welchem ein Mayenne mit vier Fähnlein Florentiner Hilfsvolkes zu den Kaiserlichen überging und zwei Monate später auf dem Castell von Mailand gehängt wurde!“

Diese unerwartete Wendung des Gesprächs hatte die von Diana gewünschte Wirkung. Die Herzogin ward vollständig verwirrt, sie blickte zur Erde nieder und spielte mit zitternder Hand an der breiten Silberschnalle ihres Gürtels. Die Gegnerin weidete sich einen Augenblick an ihrem Anblick, dann wandte sie sich lächelnd dem Spanier zu und bat ihn, sie zur Gesellschaft zurückzuführen.

Man stritt darüber, ob eine Freundschaft zwischen Mann und Weib möglich sei. Der Deutsche schien sich besonders lebhaft bei dieser Unterhaltung zu betheiligen. „Und ich bleibe dabei,“ sagte er, daß solch' eine Freundschaft

undenkbar, unmöglich ist! Die Freundschaft wird sich immer, wenigstens auf einer Seite, in Liebe verwandeln und aufhören Freundschaft zu sein!“

„Was versteht Ihr überhaupt unter Freundschaft?“ warf ein Anderer dazwischen.

„Ich nenne Freundschaft das Ineinanderaufgehen zweier Seelen, den Zug des Herzens, der uns keine Opfer scheuen läßt, wenn es gilt, den Anderen zu fördern, zu retten, zu erhalten,“ behauptete der Kardinal.

„Das wäre gleichbedeutend mit Liebe,“ entgegnete Coligny, „wenigstens, glaube ich, wird eine Freundschaft von solcher Opferfreudigkeit auf Erden nicht zu finden sein. Nein, ich nenne Freundschaft jenes Gefühl geistigen Einverständnisses, das Interesse an den Gedanken und dem Streben eines Anderen und die stille Freude an seinen Erfolgen — mais cela n'oblige à rien!“ So blieb die kleine Gesellschaft beisammen, bis die hereinbrechende Dunkelheit sie aus dem großen Saale in die Privatgemächer verscheuchte.

* * *

Genau ein halbes Jahr nach jenem Tage lockte der warme Märzhauß Dianen ins Freie. Sie schritt durch die breiten Wege des Gartens dahin und wollte die neue Nereide beschauen, mit welcher der vielseitige Jean Cousin die Quelle des Parkes geschmückt hatte. Da begegnete ihr der Spanier. Er schritt mit förmlichem Gruße vorüber und verneigte sich, als begegne er seinem Herrn und Gebieter auf einem der endlosen Corridore des Madrider Schlosses. Sie blieb stehen und sah ihm nach. Vielleicht dachte sie an das letzte Banket, wo er sie wieder vernachlässigt und fast nur mit der Herzogin in seiner lebhaften Weise geplaudert hatte.

„Don Enriquez,“ redete sie ihn jetzt an, „ich wünsche, daß Ihr mir ein wenig Gesellschaft leistet. Kommt zurück und laßt uns zusammen durch den Park gehen!“

Der Spanier gehorchte. Aber dem scharfen Blick Dianens war es nicht entgangen, daß er es mit einem gewissen Widerstreben that. Ihre Bemühungen, den kühlen Mann zu fesseln, waren also noch immer vergeblich geblieben. Hätte er sonst nicht jubelnd an ihre Seite fliegen müssen? Diese Kälte empörte sie. Sonst hatte ein Wink von ihrer weißen Hand genügt, um die Männer zu ihren Füßen liegend zu machen, aber mit diesem Spanier schien sie kein leichtes Spiel haben zu sollen. Das mußte er büßen! Sie hatte schon viele ihrer Künste an ihn verschwendet — umsonst! Sie hatte ihm jenen Blick zugeworfen, der den Marquis von Saint-Aulaire wahnsinnig gemacht und den jungen Herzog von Ossuna in die Seine getrieben, allein er hatte keine andere Antwort darauf gehabt, als jenes überlegene Lächeln, das sie schon am ersten Tage seiner Bekanntschaft bei ihm wahrgenommen. O, sie hätte ihn für dieses Lächeln züchtigen können! Und doch — im Geheimen mußte sie sich gestehen, daß sie sich über diesen Mann nicht lustig machen könne,

wie über die anderen seines Geschlechts, es lag etwas in seinem Wesen, das ihr eine Art von Achtung einflößte. War es sein Aeußeres? Nein! Sein Antlitz war kaum interessant zu nennen, und den wohlgeformten, geschmeidigen Körper hatte er mit allen seinen Landsleuten gemein. War es sein Geist? Freilich gebot er über ein umfangreiches Wissen, er hatte in den dämmrigen Hörsälen Salamankas zu Antonio de Lebrijas Füßen gegessen und Dank seiner diplomatischen Laufbahn sieben Sprachen sprechen gelernt. Aber was wollten Ratheber-Weisheit und Grammatik gegen den beweglichen Geist eines Weibes bedeuten, das die Kunst verstand, die Menschen zu durchschauen, und das die Wandelungen des Lebens kannte wie kein zweites? Wenn Diana länger darüber nachdachte, was den Gesandten in ihren Augen vor allen anderen Männern auszeichnete, so mußte sie sich sagen, daß es die kühle Gemessenheit seines ganzen Wesens, daß es die starre Kälte des Herzens war, die sie bisher als Privileg für sich in Anspruch genommen hatte. Allerdings, in einem Punkte war er ihr sogar überlegen, in der Kunst, die Gefühle zu verbergen, die sein Inneres bewegten. Hätte sie dort lesen können, wie sie im Herzen der Höslinge zu lesen pflegte, so würde sie wahrgenommen haben, daß in der Brust des Spaniers, des verwöhnten Lieblings der Damen von Madrib, ein grenzenloser Ehrgeiz jedes andere Gefühl überwuchert und erstickt hatte.

Die Gunst seines Kaisers, die Auszeichnung vor den Sprossen der anderen castilischen und aragonischen Geschlechter, die unter Karl dem Fünften zu neuem Ansehen gelangt waren, das war das Ziel seines Strebens, und mit seltener Ergebenheit und Beharrlichkeit verstand er diesem hohen Ziele alle anderen Wünsche unterzuordnen.

Die Beiden schritten eine kleine Weile schweigend nebeneinander dahin.

„Jetzt wird's schön in Fontainebleau,“ begann Diana, „sehet, drüben die Buchen fangen schon an grün zu werden, und dort die Kastanien haben über Nacht ihre jungen Blätter ausgebreitet.“

„Um so schlimmer für mich,“ entgegnete ihr Begleiter und beobachtete sie scharf, „um so schlimmer für mich, der ich dies entzückende Fleckchen Erde bald wieder mit dem langweiligen Madrib vertauschen muß!“

„Ihr wollt uns verlassen?“ fragte Diana schnell, und es gelang ihr nicht, die Ueberraschung zu verbergen, die seine Worte in ihr hervorgerufen hatten. Aber sie fühlte selbst, daß sie sich schlecht bemeistert, und um ihm den Gedanken zu nehmen, als sei ihr selbst an seiner Anwesenheit gelegen, fügte sie lächelnd hinzu: „Wie wird die arme kleine Herzogin solches überleben? Doch warum wollt Ihr so plötzlich fort?“

Bei dem Namen der Herzogin hatte der Spanier unbewußt die Fingernägel an die Tasche seines Gürtels gelegt, eine Bewegung, die seiner Begleiterin nicht entgangen war.

„Man hat beim Kaiser eingesehen, Madame,“ sagte er zögernd, „daß meine Gegenwart in Fontainebleau überflüssig ist. Es scheint, daß der König

dem Kaiser nicht mit der Ehrlichkeit begegnet, die unser Entgegenkommen verdient hätte. Wir haben unsere Truppen bis auf einige kleine Castell-Besatzungen aus Italien zurückgezogen, wir haben den Engländern unsere Galeeren nicht gesandt, wir haben, wenn auch mit Widerstreben, die Unabhängigkeit des Königreiches Navarra anerkannt. Das Alles hätte den Hof zu Fontainebleau von den frieblichen Absichten meines kaiserlichen Herrn überzeugen müssen. Aber man traut uns nicht. Statt die Heere aus Piemont und Savoyen fortzunehmen, werden immer neue Milizen in diesen Ländern zusammengebracht, erst kürzlich ist der Herzog von Montmorency zum Heere abgereist und hat den Oberbefehl bereits wieder übernommen. Es scheint also, daß man die Feindseligkeiten noch nicht für beendet ansieht. Und unter diesen Verhältnissen kann ich natürlich nicht hier bleiben; diplomatische Verhandlungen führen angesichts der Waffen zu keinem Ziele. Ich habe ausdrückliche Weisung, nach Madrid zurückzukehren, falls die Herzogthümer am Osterfeste nicht von allen Truppen gesäubert sind."

Er nestelte in seiner Gürteltasche und brachte zur Bekräftigung seiner Worte ein Schreiben hervor, auf dem Dianens scharfes Auge den verschnörkelten Namenszug Philipps, der in Spanien die Regentschaft führte, zu lesen vermochte. Gleichzeitig hatte er ein kleineres Papier mit hervorgezogen, das er indeß erst sah, als es zu Boden fiel. Auch dieses hatte Diana bemerkt, und obwohl sie bei der Schnelligkeit, mit welcher der Gesandte das Blättchen aufhob und wieder in den Gürtel steckte, kein Wort zu lesen vermochte, so hatte sie doch die Handschrift der Herzogin erkannt.

"Ei, Herr Graf, wie glücklich Ihr sein müßt! Neben dem Beweise kaiserlichen Vertrauens ein süßes Zeugniß der Liebe!"

Sie bemühte sich unbefangen auszufehen. Allein Don Enriquez las aus ihrem Lächeln, aus der kaum merklich zitternden Stimme die Gefühle, die ihr Inneres in diesem Augenblicke bewegten. Eine Secunde genügte ihm, die Lage der Dinge zu durchschauen. Am Hofe zu Madrid hatte er gelernt, mit der Gelegenheit zu rechnen und auf die schmale Basis des Augenblicks das Bauwerk einer Zukunft emporzuthürmen. Liebte Diana ihn wirklich, wie sie sich seit Monaten den Anschein gab, so hatte er die Mittel in der Hand, den Gang der politischen Ereignisse nach Wunsch zu lenken.

"Ihr habt recht vermuthet, Marquise," erwiderte er, "es ist ein zarter Gruß aus schöner Hand, ja, es ist sogar mehr, es ist das Geständniß eines übertollen Herzens."

Er reichte ihr das Briefchen hin.

Diana nahm es mit gut gespielmtem Zaudern. „Darf ich lesen?“ fragte sie leise.

„Darf in Fontainebleau irgend Jemand vor Eurem allwissenden Geiste ein Geheimniß haben?“ gab er zurück.

Diana las. Es waren nur wenige Worte. Aber es waren Worte glühender Liebe.

„Geliebter! Verachtet mich nicht, weil ich Euch schreibe, weil ich anders bin und anders handeln muß, als Sitte und Etiquette Eures Hofes es verlangen. Aber ich kann nicht schweigen, ich muß Euch sagen, daß ich Euch grenzenlos liebe! — daß ich vor Liebe zu Euch vergehe! Lasset mich einmal glücklich sein, ein einzig Mal nur! Wenn Ihr mir nicht zürnt, so kommt heute Abend, zur Stunde, da die Königin in der Bibliothek ist, zum Tausgang. Ich will Euch erwarten! Hota. —“

„Und Ihr liebt die kleine Mayenne wirklich?“ fragte Diana.

Der Graf lächelte, aber er lächelte jetzt anders als sonst. „Glaubt Ihr,“ sprach er, „daß neben Luna die Sterne noch hell erscheinen?“

„O Ihr schmeichelt, Graf!“ entgegnete sie schnell, „doch ich will Euch auf die Probe stellen! Wollt Ihr mir den Brief der Herzogin ausliefern?“

Der Spanier zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Was konnte sie mit dem Zettel vorhaben? Allein er sah ein, daß es, wie die Dinge jetzt standen, thöricht sein würde, den Zorn des schönen Weibes heraufzubeschwören. Freilich — wenn die Herzogin erführe, daß er ihr Vertrauen getäuscht, — ach! er konnte den Brief beim Ballspiel verloren haben — wozu also noch Bedenken! Aber einen Vortheil wollte er doch davontragen, er wollte aus Dianens Eifersucht Nutzen ziehen!

„Wenn Euch an dem Briefchen gelegen ist, so sollt Ihr's haben!“ Noch hielt seine Hand das winzige Papier umspannt. „Versprecht Ihr, mir dafür auch eine kleine Gefälligkeit zu erweisen?“

Diana, der daran lag, den Grafen von ihrer Gunst zu überzeugen, gab dieses Versprechen schneller, als sich mit der bei Diplomaten üblichen Vorsicht vertrat.

„Gut,“ sagte er, „hier habt Ihr den Brief! Nun erweist mir persönlich einen Dienst! Verhinbert, daß die siebzehn Galeeren, die im Marseiller Hafen liegen, sich mit der Flotte des Sultans vereinigen. Nur so ist es möglich, den Krieg gegen die Korsaren in die Länge zu ziehen. Der Sultan bleibt beschäftigt, und der Kaiser erhält in Ungarn freies Spiel.“

Diana überlegte einen Augenblick. In der That, für Frankreich konnte eine Verzögerung der Mittelmeerangelegenheiten nicht von Folgen sein. Sie sagte zu.

Man war bei dem Pavillon angelangt, an dessen Seite sich der Zwinger befand, in welchem der König ein Paar bengalischer Tiger, ein Geschenk Suleimans des Großen, untergebracht hatte. Die Thiere waren heute zum ersten Male wieder im Freien und freuten sich der warmen Mittagssonne. Das Weibchen wandelte mit lautlosem Schritt in dem Gelasse auf und nieder, das Männchen hatte sich auf dem Boden hingestreckt und lehnte das gewaltige Haupt gegen die Eisenstangen des Gitters. Es schien die Näher tretenden nicht bemerken zu wollen, und spähte mit einem Blick, in dem grenzenlose Verachtung lag, an den Beschauern vorüber, wobei es zuweilen blinzelte und seine lange Weile durch gelegentliches Gähnen kundgab.

Diana und der Spanier waren an die Schranke getreten, die den Besucher in angemessener Entfernung von den Bestien zurückhielt.

Schweigend betrachteten sie die Gefangenen. Jetzt stand das Weib dicht an Don Enriquez' Seite. War es jenes Gefühl der Bekommenheit, das den Menschen angesichts eines gefesselten Raubthiers befällt, war es das Bedürfnis, sich von der Anwesenheit eines Mitmenschen zu überzeugen? Jetzt legte sie ihre Hand leise in den Arm des Gesandten.

„O Gott, wenn das Gitter jetzt nachgäbe, wenn die Ungeheuer ihre Freiheit erlangten!“ flüsterte sie.

Der Graf lachte und schlug mit der Linken auf seinen Degen. „Glaubt Ihr,“ entgegnete er, „daß ein Tiger gefährlicher sein kann, als ein Mensch? Und Menschen pflegt man nicht einmal hinter Gittern zu verwahren.“

„Ihr habt Recht,“ sagte sie, „der Tiger dort ist nicht so schrecklich wie die Menschen. Er versteht wenigstens nicht zu schmeicheln. Er bleibt ruhig liegen, wenn ich an seinen Zwinger trete.“

Der Spanier hatte sich mit Blickesschnelle über die Schranke geschwungen und stand in dem schmalen Raum zwischen dieser und dem Käfig.

„Thörichtes Thier der Wildniß!“ rief er, „Du wagst es, liegen zu bleiben, wenn die Göttin der Jagd erscheint?!“

Mit raschem Griff hatte er durch die Eisenstangen hindurch die kurze Mähne des Tigers ergriffen, den Kopf gegen das Gitter gerissen und dann das verblüffte Ungeheuer in den Zwinger zurückgestoßen, daß es sich überschlug. Fauchend vor Wuth zog es sich in einen Winkel zurück, aber kaum hatte der Angreifer das Auge abgewandt, als es mit fürchterlichem Gebrüll auf das Gitter lossprang, daß der Käfig zitterte.

Um keines Haares Breite war er zurückgewichen. Jetzt sah er sich nach seiner Begleiterin um. Ihr Antlitz war kreideweiß vor Schrecken, und ihre Stimme vibrirte, als sie ihn bat, das gefährliche Spiel aufzugeben. Der Tiger hatte den Moment seiner Unachtsamkeit benutzt, ein gutgezielter Lagenhieb zerriß ihm den kurzen Mantel und zerschlugte den Puffenärmel seines schwarzen Atlaswamses. Der Tollkühne lächelte wieder und schien auf die Gelegenheit zu spähen, sich durch einen Hieb seinerseits an der Bestie zu rächen. Da fühlte er sich plötzlich von Dianens Armen umschlungen, ihr Haupt ruhte an seiner Schulter, und ehe er sich dessen versah, brach sie in einen Weinkrampf aus. Das starke unbeugsame Weib weinte! Sie hatte für sein Leben gefürchtet, um seine Person gebangt, sie, der sonst ein Menschenleben weniger galt als eine Ruß! Jetzt wußte er, daß sie ihn liebte. „Armes, armes Weib,“ sprach er in seinem Innern, während er mit der Rechten leise über ihr Haar strich, „armes Weib, jetzt bist Du in meiner Hand! Heil Dir Carolus Imperator, Piemont und Savoyen sind Dein!“

Diana faßte sich schnell. Aber in ihr Gemüth war eine weiche Stimmung eingezogen, die sich auf jedem Zuge ihres schönen Antlitzes wiederspiegelte. Es war, als ob jetzt erst das Weib in ihr erwacht sei. Eine kurze Zeit

lang versuchte sie, die Anwandlung niederzukämpfen und ihre alte Rolle weiterzuspielen, aber dem Weibe, das bis zu dieser Stunde vor keiner Lüge und Verstellung zurückgeschreckt war, kam Heuchelei in diesem Augenblicke unendlich verächtlich vor. Und hatte sie nicht ihren Zweck erreicht? Gehörte der Spanier nicht jetzt ihr? O sie erkannte es wohl! Er liebte sie! Die sanfte Art, wie er sie jetzt aufrichtete, wie er seinen Arm um ihren Leib legte und sie vom Zwinger fortführte, verrieth deutlicher, als Worte es vermocht hätten, wie sehr er sie liebte! Was lag also daran, daß sie ihre Rache an der Herzogin mit der Freiheit des eigenen Herzens erkaufte hatte?

Aber jetzt trübte ein anderer Gedanke ihr junges Glück. Würde es ihr auch gelingen, sich den kühlen Mann zu erhalten? Würde er nicht morgen denselben Arm, der sie in diesem Augenblicke stützte, um eine Andere legen? O Gott! der Gedanke war zum Nasendwerden! Sie ließ in ihrem Geiste die Gestalten vorüberziehen, von denen Gefahr drohen konnte. Da war zuerst die Herzogin von Mayenne. Sie mußte beseitigt werden. Einen Augenblick lang dachte Diana an Gift. Dieses Mittel gehörte am Hofe des Königs von Frankreich ja nicht zu den ungewöhnlichen. Allein wäre es nicht besser, wenn jedes Aufsehen vermieden würde? Hatte sie nicht den Brief in ihrer Hand? Arme Mayenne! Du hast Dir Dein eigenes Todesurtheil geschrieben! Von den anderen Hofdamen der Königin kam keine in Betracht. Aber jetzt fiel ihr ein, daß der Spanier vor einigen Tagen die hübsche Marquise von Miron gerühmt hatte. Wie hatte er doch gesagt? „Ein frisches, liebes Gesichtchen, aus dem ein lebhafter, fröhlicher Geist spricht.“ Sie wunderte sich, daß sie den Wortlaut dieses Lobes so gut behalten hatte. Der Anblick des lieben Gesichtchens mußte dem Spanier also auch entzogen werden! Dianens Hirn arbeitete rastlos. Allein einem Geiste, der die Politik Europas zu lenken gewohnt war, konnte das Anstiften einer Hofintrigue nicht allzu schwer werden.

Langsam schritt sie mit ihrem Begleiter dem Schlosse zu. Sie redeten wenig, Beide waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Da kam der Leibarzt des Königs vorüber und grüßte kurz und unhöflich, wie es seine Art war. Diana wagte es nicht, ihn anzusehen, ihr war, als müsse sie seinen Spott vernehmen, als höre sie die Worte: „Sag' ich's nicht? Diana hat ihren Endymion gefunden!“

Beim großen Pavillon am Schloßflügel begegneten sie mehreren von der Hofgesellschaft. Da fand es Diana gerathen, den Grafen zu verabschieden. Ihre Blicke begegneten sich — es waren Blicke des Einverständnisses. Die gewohnte Umgebung verschlechte bei dem schönen Weibe die letzten Spuren der Aufregung. Sie sah wieder so stolz und so kühl aus wie immer. Am Eingange auf der Treppe stand der Cardinal von Lothringen. Er kam ihr gelegen. „Habt Ihr bemerkt, Eminenz,“ redete sie ihn an, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe war, „daß der Marquis von Miron jetzt merkwürdig oft mit Coligny Unterredungen hat?“

Der Cardinal, der um jeden Preis den Verdacht zu vermeiden suchte, als habe er seinen bewährten Spürsinn und seine übergroße Aufmerksamkeit auf Alles, was die verdächtigen Bestrebungen des Obergenerals betraf, eingeblüht, stimmte Dianen bei.

„Höret nun, was ich entdeckt habe, Cardinal!“ fuhr diese fort. „Miron nimmt an den geheimen Versammlungen der Hugenotten Theil. Ich bin wohl unterrichtet! Man hat in seinen Gemächern calvinistische Bücher gefunden. Morgen reist er nach St. Cloud, wo man in der Nacht eine Zusammenkunft zu halten gedenkt. Ich habe Ort und Zeit derselben genau erkundet.“

Der Cardinal blieb stehen und sah Dianen geheimnißvoll an: „Die Sorbonne ist bereits benachrichtigt,“ sagte er, „wir haben drei Rundschaffer geworben, die dem Bunde beitreten und uns die Namen der Theilnehmer notiren sollen. Diesmal, denk' ich, werden wir einen guten Fang thun. Vielleicht wird Coligny mitgefaßt.“

Er lächelte vergnügt und blinzelte listig mit den kleinen Augen.

Diana ergriff seine Hand. „Ich danke Eurer Eminenz für den Eifer, mit dem Ihr der rechtgläubigen Kirche dient, ich sehe, die Sache ruht in guten Händen!“ Sie verneigte sich leicht und schritt an ihm vorüber. Der Zufall wollte, daß der, von dem man soeben geredet, aus dem Schlosse trat. Miron war indeß nicht allein, Marmagna, der Schatzmeister von Languedoc, und Duperron, der Historiker, waren bei ihm. Alle drei grüßten mit gewohnter Ehrerbietung. Diana dankte und winkte Duperron zu sich.

„Bis zu welchen Ereignissen seid Ihr mit Eurer Geschichte des vorigen Königs gelangt?“ fragte sie theilnehmend. Der Gelehrte antwortete, indem er sich mehrmals tief verneigte, daß er soeben die Beschreibung der Schlacht von Pavia beendet habe. „Ich bin begierig, diesen Abschnitt zu lesen,“ entgegnete Diana, „gerade bei der Darstellung unglücklicher Ereignisse zeigt es sich, wie viel Glauben man dem Werke eines Geschichtschreibers zollen darf.“ Sie entließ ihn mit einer unnachahmlichen Handbewegung. Dann rief sie Miron an ihre Seite.

„Mein lieber Marquis,“ sagte sie leise, „ich habe einen Auftrag, der viel Vorsicht und Geschick erfordert. Und eben deshalb wählte ich Euch dazu. Von der Ausführung dieses Auftrages hängt es ab, ob Ihr die Kammerherrnschlüssel, nach denen Ihr ja schon lange trachtet, erhalten werdet.“

Jetzt sprach sie noch leiser. „Ihr sollt morgen in aller Frühe nach St. Cloud reisen und Euch den Tag über verborgen halten. In der folgenden Nacht findet im Hause des Kaufmanns Dubarin eine Versammlung der Hugenotten statt. Zu dieser sollt Ihr Euch Zutritt verschaffen und uns später berichten, wer von den Herren des Hofes daran theilgenommen. Namentlich liegt uns daran, zu erfahren, ob Poltrot de Mervey zugegen war.“

Miron versprach, sein Möglichstes zu thun, und kehrte zu den Herren zurück. Sein Antlitz strahlte bei dem Gedanken, daß er sich nun bald im Besitze der Kammerherrnschlüssel sehen werde.

Diana suchte ihre Gemächer auf. Dort setzte sie sich an ihren Schreibtisch und las noch einmal den Brief der Herzogin. Dann klingelte sie und hieß die eintretende Kammerfrau den jungen La Rivière, ihren Lieblingspagen, rufen. Der Knabe kam und begrüßte die Herrin in seiner gewohnten stürmischen Weise.

„Léon,“ sagte Diana und legte die Hand auf das blondgelockte Haupt des jungen Edelmannes, „erinnerst Du Dich noch, wie ich vor etlichen Wochen im Garten meinen Ring verloren hatte und Du ihn wiederfandest? Als ich Dir erlaubte, Dir Deine Belohnung selbst zu wählen, wurdest Du unverkümmert, entsinnst Du Dich dessen auch noch?“ Der Page erröthete und schlug die Augen zu Boden. Aber im selben Augenblick richtete er sich auf und entgegnete mit dem ganzen Stolz eines sechzehnjährigen Franzosen:

„Madame, Ihr vergeßt, daß Ihr einen La Rivière vor Euch habt, den Niemand ungestraft beleidigt! Die La Rivières sind schon mit Roland nach Spanien gezogen, zwei haben unter Gottfried von Bouillon im heiligen Lande gekämpft, — kurz ich muß Euch bitten, fernerhin schicklichere Worte zu gebrauchen!“

Diana lachte. „Nun,“ fuhr sie fort, „mein junger Freund, ich will Dir heute gewähren, um was Du mich damals batest, aber Du mußt mir einen Gefallen erweisen, willst Du?“

„Schöne Herrin, ich bete Euch an; befehlt, ich gehorche! Wenn Ihr's verlangt, werde ich in die Hölle hinabsteigen. Ihr wißt, daß Ihr über mein Leben und meinen Degen gebieten dürft! Was wäre mir die Welt ohne Euch? Eure Blicke sind meine Nahrung, der Verlust Eurer Gunst würde mein Tod sein!“

„Nun denn, Léon, hier, nimm diesen Brief und lege ihn auf den Schreibtisch des Königs, aber so, daß Niemand Dich das Cabinet betreten sieht! Geh' hinein, wenn der König bei Tafel sitzt!“

Sie reichte ihm das sorgfältig zusammengelegte Zettelschen der Herzogin. Der Muth des Edelknaben schien plötzlich verflogen.

„Ah — Madame,“ sagte er kleinlaut, „das dürfte nicht ungefährlich sein! Wenn der König mich dabei erwischt, ist's um meine Stelle gescheh'n.“

„Und die Belohnung reizt Dich nicht?“ fragte die schöne Frau.

Léon besann sich einen Augenblick. „Gut!“ rief er, „ich wag's! Aber zuerst die Belohnung!“ Er schlang seine Arme um Dianens Hals, zog sie an sich und küßte sie herzhast auf den Mund — Alles mit einer Gewandtheit, die darauf schließen ließ, daß er trotz seiner sechzehn Jahre die Kunst des Küßens bereits gründlich erlernt hatte. Dann ergriff er hastig den Brief und stürmte davon.

Diana sah ihm nach und lächelte. Sie erhob sich und trat an den Spiegel, vor dessen blanker Silberleiste sie das Haar, das unter des Pagen feuriger Liebkosung etwas in Unordnung gerathen war, wieder glatt strich.

Lange betrachtete sie ihr eigenes Bild. „Wahrhaftig,“ sagte sie, „wenn Dianens Küsse einem Knaben noch begehrenswerth erscheinen, dann sind die Männer zu entschuldigen.“

* * *

In der Abenddämmerung desselben Tages erschien in Dianens Gemächern ein Diener des Königs, der anfragte, ob Madame ein Besuch seines Herrn genehm sei.

„Sagt Seiner Majestät,“ entgegnete sie, „in einer Stunde sei ich bereit, ihn zu empfangen.“ Sie rief ihre Kammerfrau Arabella, die junge Wittwe eines Lieutenants der Musketiere, mit der sie in freundschaftlicher Weise verkehrte und der sie alle Angelegenheiten, die nicht gerade Verschwiegenheit erforderten, anvertraute. Mit deren Hilfe kleidete sie sich an. Sie hatte ihr Morgengewand aus ungebleichter Seide gewählt, das die vollen Arme frei ließ und die blendend weiße Haut im günstigsten Lichte zeigte. Sie kannte Heinrichs Geschmack. Dann sprengte sie ein Wasser von köstlichem Geruch, das Guadagna, ein ferraresischer Chemiker, allwöchentlich frisch für sie bereitete, und dessen Duft der König besonders liebte, in dem Gemache umher, hieß Arabella hinter die Tapete treten und erwartete den angekündigten Besuch. Da der Abend kühl war, hatte sie im Kamine Feuer anlegen lassen. Die rothe Gluth überstrahlte das gelbe Licht des Armleuchters und zauberte einen rothigen Schein auf die bleichen Wangen der schönen Frau. Sie schob einen Stoß Papiere zur Seite, mit denen ihr Schreibtisch bedeckt war, und lauschte. Endlich vernahm sie den schweren Tritt des Königs, deutlich tönte das Klirren der Sporen über den langen Flur. Sie richtete sich auf und ging dem Eintretenden entgegen. Er beugte sich auf ihre Hand herab und küßte sie. Dann legte er die Handschuhe auf den Tisch, schnallte den Degen ab und setzte sich auf den Schemel, der Dianens Sessel gegenüberstand.

Seine Freundin betrachtete ihn schweigend. Wie er seinem Vater glich! Dieselbe schöne Gestalt, derselbe blonde Vollbart, dieselben Augen! Aber leider nicht derselbe Geist! Wohl übertraf den König in allen ritterlichen Künsten bei Hofe keiner; er war der kühnste Reiter, der beste Fechter in Fontainebleau, aber Franz der Erste verstand neben dem Stosßdegen auch die Feder zu führen, und derselbe Arm, der bei dem ritterlichen Vergnügen des Ringelrennens den andalusischen Hengst bändigte, mußte das Steuer des Staatsschiffes zu lenken. Aber was kümmerten solche Sorgen Heinrich den Zweiten! Er war noch jung und wollte das Leben genießen, das ihn seit den frühesten Tagen seiner Jugend so süß verlockend umrauschte. Gebieh auf seinem Boden nicht Wein ein, wie ihn kein anderes Land der Erde hervorbrachte, und waren Frankreichs Frauen nicht die schönsten und geistreichsten der ganzen Welt? O ja, es war seine Pflicht, die Gaben des Landes huldvoll anzunehmen, und dieser Pflicht nach Kräften zu genügen, das war

die Aufgabe seines Lebens. Und er konnte sorglos sein, er war ja jung und glücklich, und das Scepter lag in guten Händen. Es lag in den Händen einer Frau, die von ihrer diplomatischen Begabung unzählige Beweise gegeben hatte, und diese Frau war unbestechlich, denn sie war seine Geliebte. Er wußte es, auf Dianen durfte er vertrauen; so lange sie über Frankreichs Wohl wachte, durfte er sorglos und glücklich sein! Und das Weib verdiente die Bewunderung, die man ihm sollte. Sie hatte es verstanden, von Tag zu Tag das Netz enger zusammenzuziehen, das den frohgemuthen König umgarnte, sie hatte immer neue Vergnügen für ihn erdacht und ihn mit schmeichelnder Hand langsam, aber stetig vom Pfade der Selbstständigkeit entfernt. Und in demselben Maße, wie ihre eigene Macht wuchs, schwand die des Königs. Ihn befahl bei jedem Unternehmen von einiger Bedeutung eine grenzenlose Jaghaftigkeit, er vermochte keinen Entschluß mehr zu fassen, ohne erst seine Freundin um Rath gefragt zu haben, und er befolgte diesen Rath mit einer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, die Zeugniß davon ablegten, wie wenig er sich selbst zutraute.

Auch heute Abend war er wieder genöthigt, Dianens Klugheit in Anspruch zu nehmen.

„Madame,“ begann er zögernd, „Ihr wißt, wie große Stücke ich auf Euch halte. Nun seht einmal, was ich heute auf meinem Schreibtische fand, und rathet mir, was ich in dieser Sache thun soll!“

Er zog ein zusammengelegtes Blättchen aus dem puffigen Ärmel seines violetten Atlaswamses und legte es in Dianens Hand. Das Weib entfaltete das Papier und las. Ihr Auge schien die Worte zu verschlingen, aber keine Muskel des marmorkühlen Antlitzes verrieth, daß diese Worte der Lesenden längst bekannt waren. Sie ließ die Hand mit dem Briefe sinken und blickte den König schweigend an. Dann warf sie noch einen Blick auf die Zeilen und gab das Schriftstück dem Freunde zurück.

„Kennen Eure Majestät die Handschrift?“ fragte sie.

„Die Handschrift nicht, jedoch den Namen. Soviel ich weiß, giebt es in Fontainebleau nur eine Jfota — die Herzogin von Mayenne.“

„Und was gedenken Eure Majestät mit dem Brief zu thun?“

„Eben deswegen kam ich zu Euch, Madame, Ihr müßt mir rathen. Soll ich etwa zur Taruslaube gehen?“

„Wenn Ihnen an der Herzogin liegt, warum nicht? Sie ist schön, sehr schön sogar, aber ich dünkte, ihr Geist sei dem Eurer Majestät nicht ebenbürtig. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen rathen darf, Sire. Sie lieben selbstständig zu handeln und können den Rath einer Frau, die sich durch nichts auszeichnet, als durch ihre Ergebenheit gegen Eure Majestät, leicht entbehren. Allein ich dünkte, Sire, Sie könnten einen kleinen Vortheil aus der Sache ziehen, der ganz Frankreich zu Gute käme. Geben Eure Majestät den Brief Ihrer Gemahlin, der Königin, Sie liefern ihr damit einen Beweis Ihrer Treue, der nicht verfehlen wird, das Einvernehmen zwischen Ihnen und

Katharina zu bessern. Sie wissen, daß die Königin seit dem Tode Clemens des Siebenten mit dem apostolischen Stuhle lebhaft verkehrt; die Freundschaft, welche der Mediceer seiner geistvollen Nichte entgegenbrachte, scheint auch auf den Farnesen übergegangen zu sein. Benutzen Sie die Gelegenheit, mit Hilfe des Einflusses der Königin den oft geplanten Bund zu schließen, ich bin überzeugt, der Papst wird Ihnen die Hand mit Freuden reichen. Dann haben Sie auch Florenz auf Ihrer Seite, und wieviel Sorgen dem Kaiser Toscana macht, ist Ihnen bekannt. So wird der Brief eines verliebten Weibes noch Segen stiften!"

Der König hatte voller Bewunderung Dianens Worten gelauscht. Seine großen Augen waren starr auf ihre geschmeidige Gestalt gerichtet. Jetzt ergriff er ihre Hand und führte sie zu seinen Lippen. Allein Diana entzog sie ihm und lehnte sich in ihren Sessel zurück.

"Ich bitte Eure Majestät, die Komödie zu unterlassen," sagte sie. "Wir kennen uns schon zu lange, um in solcher Weise zu verkehren. Heucheln Sie nicht, Sire!"

"Heucheln?" Der König sah sie fragend an. "Ich sollte heucheln, Madame, der ich Euren Geist und Eure Klugheit eben so sehr anbeite wie Eure Schönheit?"

Jetzt lachte Diana hell auf. "Schönheit? O Majestät, spotten Sie nicht! Wer kann dafür, daß er alt wird? Aber es ist nicht edel von Ihnen, daß Sie mich fühlen lassen, wie meine Reize verwelken!"

Heinrich war ihr näher gerückt.

"Madame," sagte er, "Eure Augen strafen Eure Lippen Lügen! Wo ist ein Weib so schön wie Ihr? Glaubt Ihr wirklich, daß die Jahre Macht über Euch haben können, über Euch, der Alles unterthan ist? Wie der Wein mit jedem Jahre klarer und edler wird, so werdet auch Ihr mit jedem Frühling herrlicher und anbetungswürdiger!"

Er hatte sich auf die Knie niedergelassen und schaute zu ihr empor.

"Verzeihen Sie meine harten Worte, Sire," begann sie mit weicher Stimme. "Zuweilen, wenn ich sehe, wie Eurer Majestät Blick auf den Damen des Hofes ruht, die um so vieles jünger und schöner sind als ich, dann überkommt mich ein wehmüthiges Gefühl. Eine Stimme in meinem Innern spricht: „Diana, was haben Dir die Jahre genügt, die Du in Treue gegen den Dauphin und König verlebtest, was haben Dir die Tage und Nächte eingebracht, da Du die Last der Sorgen trugest, die Heinrichs Schultern bestimmt war? Du wirst alt, mit Deinen Reizen schwindet auch die Liebe des Königs, und mit der Liebe das Vertrauen. Bald wirst Du einsam in der Welt dastehen, eine Andere wird Dich zu ersetzen wissen, und die Menschen werden auf Dich zeigen und flüstern: ‚Seht, das ist die Poitiers, deren Liebe so schlecht belohnt ward!‘"

Schluchzen erstickte des Weibes Stimme. Der König bemühte sich, die Aufgeregte zu beruhigen.

„Diana,“ sprach er, „um des Himmelswillen keine Thränen! Seht, Madame, ich wollte Euch längst ein Zeichen meiner unwandelbaren Gunst verleihen, heute will ich Euch dasselbe nicht vorenthalten. Ich habe Euch zur Herzogin erhoben — zur Herzogin von Valentinois! Chatelein ist bereits beauftragt, die Urkunde auszustellen. In wenigen Tagen soll dem Hofe Mittheilung davon gemacht werden. Nun — seid Ihr zufrieden?“

„Es hätte dieses Beweises von Eurer Majestät Gunst nicht bedurft,“ sagte sie, „Ihre Versicherung, daß Sie mich doch noch lieben, hätte mir genügt — allein da ein solche Auszeichnung von Ihrer Hand mich vor den Augen des Hofes rechtfertigt, so nehme ich dieselbe dankend an. Und doppelt freue ich mich, Eure Majestät grade heute von meiner Ergebenheit und Treue überzeugen zu können.“

„Ich habe Nachrichten aus England — geheime Nachrichten von hoher Wichtigkeit.“

Sie suchte lange in den Papieren und schien die Ungeduld des Königs, der auf seinen Platz zurückgekehrt war, aufs höchste spannen zu wollen. Endlich hatte sie das Gesuchte gefunden und reichte dem Freunde ein Papier, das mit langen Zifferreihen bedeckt war. Heinrich starrte einen Augenblick auf die räthselhafte Schrift und sah dann Dianen mit unverkennbarem Erstaunen an.

„Die Engländer“, begann sie mit gedämpfter Stimme, „planen zu Beginn des Sommers eine Landung an der flandrischen Küste. Man arbeitet bereits rastlos an der Neubefestigung von Calais. Die Straße nach Dünkirchen wird durch Verschanzungen gesichert.“

„Während die Truppen sich auf zwei verschiedenen Wegen ins Luxemburgische bewegen, soll ein zweites größeres Heer bei Gravelingen landen und ohne Verzug in die Picardie einfallen.“

Sie faltete das Schreiben zusammen und legte es in ein Geheimschloß ihres Tisches.

„Sie sehen, Sire, daß die Sachen ernst liegen, und daß es eines schnellen Entschlusses bedarf, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Lassen Sie vor Allem die sieben Galeeren, die seit Wochen im Marjeiller Hafen ankern, unverzüglich in den Canal einlaufen!“

Sie hielt einen Augenblick inne, um sich zu versichern, wie der König diesen Vorschlag aufnehmen würde. In seinen Blicken las sie unbedingte Zustimmung, und mit gesteigerter Aufregung fuhr sie fort: „Ferner ist es durchaus nothwendig, daß die gesammten Streitkräfte Frankreichs in den Norden gezogen werden.“

„Ich dürfte, wir könnten davon überzeugt sein, daß der Kaiser zur Zeit nicht auf eine Erneuerung der Feindseligkeiten sinnt. Zudem ist er in Ungarn hinreichend mit den Türken beschäftigt. Wozu also noch die Besatzungen in Piemont und Savoyen?“

„Die Herzogthümer sind aufs Aeußerste erschöpft, und die Bewohner fangen an, der Kriegslasten überdrüssig zu werden. Befreien Sie das arme

Volk endlich von dieser nutzlosen Plage und sichern Sie lieber die bedrohte Picardie. Ich habe durch meinen Geheimschreiber bereits einen Befehl an den Herzog Montmorency ausfertigen lassen, der nur noch Ihrer Genehmigung und Ihrer Unterschrift bedarf.“ Sie brachte ein anderes Schriftstück zum Vorschein. Der König trat vor den Kerzenleuchter und las.

„Wie soll ich Euch danken, Madame,“ sagte er, „Eure Wachsamkeit und Sorge ersetzt mir drei Minister!“ Er sah von dem Schreiben auf und schien nachzusinnen.

Diana hatte die Feder bereits eingetaucht und bereit gehalten. Er zögerte noch. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und faltete die Hände, damit der König nicht sehen sollte, wie sie vor Aufregung zitterte. Jetzt nahm er den Kiel und hielt die Spitze gegen die Flamme einer Kerze, wie um die Tauglichkeit des Schreibwerkzeuges zu prüfen. Dann legte er dasselbe langsam wieder auf den Tisch. O Gott, wenn er nicht unterschriebe! Diana bebte. Er mußte unterschreiben! Drunten im Stalle stand schon das gesattelte Pferd des Postreiters. Noch in dieser Nacht sollte er aufbrechen. Heinrich zögerte immer noch. Da erhob sich das schöne Weib und legte den Arm auf seine Schulter.

„Wenn ich zu voreilig war, so möge mir Eure Majestät verzeihen,“ sagte sie mit vibrierender Stimme, „ich gedachte das Beste zu thun. Doch es war thöricht von mir! — ein Weib soll sich um Politik und Kriegskunst nicht kümmern. Geben Sie her, Sire, ich will es verbrennen.“

Sie hatte die Hand nach dem Papiere ausgestreckt. Da streifte ihr leicht gekräuseltes Haar seine Wange, und ein Hauch berauschenden Wohlgeruchs strömte ihm entgegen.

Nein, nein! Wenn er jetzt zweifelte, so würde er das schöne göttliche Weib kränken, und womit hätte sie das verdient? War sie ihm nicht immer treu und ergeben gewesen?

Er schämte sich seines Bedenkens. Natürlich, sie war treu, treu wie Gold! Aber konnte sie nicht irren? War ein Fehler in der Berechnung der Dinge nicht doch möglich? Ein Fehler? Jetzt mußte er über sich selbst lächeln. Hatte sie jemals geirrt? Waren nicht bisher alle ihre Unternehmungen von glücklichem Ausgange gekrönt gewesen? Nein, sie konnte nicht irren, er durfte an sie das Maß nicht legen, mit dem man andere Sterbliche mißt. Er breitete das Schriftstück auf die Platte des Tisches, beugte sich darüber und unterschrieb mit schnellem Federzuge. Sie ergriff zum Danke seine Hand und drückte sie. Aber noch war sie nicht sicher. Sie kannte den Wankelmuth des Königs, er konnte seine Pläne ändern und das Schriftstück wieder vernichten.

„Die Sache hat Eile!“ sagte sie, „und der Bote harret unseres Befehles.“ Sie streifte den Siegelring von Heinrichs Finger und faltete das Papier, das auf der Rückseite schon die Aufschrift trug, zusammen. Dann hielt sie das bunte Wachs an die knisternde Flamme der Kerze und träufelte die duftigen Tropfen auf den Brief, worauf sie in die erstarrende Masse den

kunstvoll geschnittenen Stein drückte. Dann rief sie einen ihrer Pagen herbei und befahl ihm, das Schreiben unverzüglich dem Boten zu überbringen.

Nun wandte sie sich wieder zum Könige, der an den Ramin getreten war und in die Klut starrete. Sie rebete mit ihm, aber dazwischen laufchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Jetzt wurde drunten ein Pferd in den Hof geführt. Ein Mann mit einer Laterne ging vorüber; der unkläre Schein des Lichtes zeichnete sich an der Decke des Gemaches ab. Jetzt vernahm man den schweren Schritt von Reiterstiefeln und die Wechselrede zwischen dem Postreiter und einem ständischen Kofknecht.

„Habt Ihr die Pistolen in den Satteltaschen?“ rief der Knecht dem Davonreitenden nach. Die Antwort konnte sie nicht mehr verstehen, der Bote war schon jenseits der Brücke. Diana athmete auf. Jetzt war der Brief unterwegs! Sie hatte Sorge getragen, daß der Reiter einen anderen Weg einschlage, als die gewöhnliche Straße nach dem Süden. Er konnte dann nicht wieder eingeholt werden, falls den König doch noch die schnelle Entschließung reuen sollte. Jetzt war der Spanier für sie gerettet! Sie hätte aufjauchzen mögen. Der Uebermuth, der die Menschen mit der Vorahnung des glücklichen Ausganges eines Unternehmens überkommt, erwachte in ihr. Jetzt wollte sie den König noch einmal reizen, ihr war, als müsse sie ihre Macht über die Männerherzen auf die Probe stellen. Sie machte ihm aufs Neue Vorwürfe und zieh ihn der Gleichgiltigkeit gegen ihre Person. Sie hatte sogar Thränen in Bereitschaft, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Der König bemühte sich, sie zu beschwichtigen.

„Ich wiederhole Euch,“ sagte er, „daß ich Euch liebe, wie kein zweites Weib auf der Erde. Ich liebe Alles an Euch, Euren Geist, Eure Seele und Euren Leib!“

Er hatte zu ihren Füßen gekniet und ihre Hände mit glühenden Küffen bedeckt. Plötzlich erhob er sich, als sei er unwillig über sich selbst, daß er wieder einmal schwach gegen Weiberthränen gewesen, griff nach Handschuhen und Degen und verließ das Zimmer der Freundin. Diana blieb in ihrem Sessel schweigend sitzen, bis sie seine Schritte am Ende des Corridors verhallen hörte, dann schlug sie in die Hände und lachte laut auf. An der Wand gegenüber bewegten sich die gewirkten Böwen der Venter Tapete. Arabella schlüpfte aus dem engen Gelaß und trat zu ihrer Herrin an den Ramin.

„Der König liebt Euch wirklich, Madame,“ sagte sie mit einem leisen Anfluge von Neid. „Wie er zu Euren Füßen lag und sich Euer Weinen zu Herzen nahm! Und wie schön er gestand, daß er nur Euch liebe!“

Jetzt lachte Diana noch lauter, als vorher.

„Närrchen!“ sagte sie, „Du nimmst das Alles für Ernst? Behr' mich die Valois kennen! Sieh, Kind, hier auf dieser Stelle lag vor zwanzig Jahren sein Vater zu meinen Füßen und sagte mir mit ähnlichen Worten genau dasselbe! Und zwei Tage darauf schenkte er der Herzogin von Stampes das Schloßchen zu Paris. Behr' mich die Valois kennen!“

Sie erhob sich und hieß Arabellen den Leuchter nehmen und ihr ins Schlafgemach vorangehen. Heute hatte sie viel gethan und eine süße Nachtruhe verdient.

„Zünde die Kerzen über dem Betischemel an,“ befahl sie, „ich muß zur Madonna beten, daß sie den Postreiter beschützt und sorgt, daß er rechtzeitig zum Herzoge von Montmorency gelangt. Frankreichs Glück steht auf dem Spiele!“

Und sie betete und belog auch die Madonna!

* * *

Die Schloßkapelle zu Fontainebleau war zum Osterfeste geschmückt. Der Cardinal von Lothringen wollte in eigener Person die Messe celebriren, und der ganze Hof hatte sein Erscheinen zum Gottesdienste zugesagt. Auf dem Altare brannte ein Wald von Kerzen, und die steinernen Fliesen waren mit köstlichen Teppichen belegt. Am Eingange zur königlichen Loge stand Coligny, der vom Ceremonienmeister damit betraut worden war, die Herrschaften zu empfangen.

Jetzt erschien der König, begleitet vom Vicomte de la Fayette, sowie zwei Kammerherren und gefolgt von der Königin mit den Damen ihres Hofstaates. Gleichzeitig erschien in ihrer eigenen Loge Diana.

Der Marschall gab mit seinem Stabe ein Zeichen, und die Valerie unter der Orgel füllte sich mit Knaben und Männern. Es war ein Theil des Kirchenchors von Notre-Dame zu Paris. Die Männer waren italienische Goldschmiede und Bildschnitzer, die am Sonntage mit ihrer Stimme fast mehr verdienen, als die ganze Woche über mit der Arbeit ihrer Hände.

Jetzt vernahm man das Rauschen der schnell umgeblätterten Notenhefte und das Flüstern des Meisters, der seinen Musikern die letzten Anweisungen ertheilte.

Die Königin konnte sich nicht enthalten, den Obergeneral anzureden. „Ich wundere mich, Euch hier zu sehen, Coligny,“ sagte sie, „Ihr pflegt Euch sonst selten an Orten zu zeigen, wo man mit Gott verkehrt!“

„Gott ist allgegenwärtig,“ gab jener zurück, „und wenn ich mit ihm zu reden habe, so kann's im Kämmerlein ebenso gut geschehn. Oder glauben Eure Majestät, daß er dort eher zu finden sei, wo bunte Fenster das Tageslicht dämpfen?“

Katharina maß den Freimüthigen mit strengen Blicken. „Coligny!“ sprach sie, „hütet Euch vor Kezerei! Die Sorbonne ist unerbittlich. Denkt an Poltrot de Mercey und Miron!“

„Ein Schurke, wer für seine Ueberzeugung nicht eintritt!“ entgegnete Coligny schroff. „Die gelehrten Herren zu Paris können Poltrot in ihrer christlichen Nächstenliebe wohl zu Tode hungern lassen, aber seinen Sinn werden sie nicht umstimmen. Und was Miron betrifft, so ist er sammt den

Seinen in Sicherheit. Unbekannte haben ihn bei Nacht und Nebel nach Genf gebracht, ehe die Sorbonne Zeit fand, ihm den Prozeß zu machen. Man spricht davon, daß sich eine Person des Hofes seiner angenommen habe. Offenbar hat die Lehre Calvins auch in Fontainebleau schon Anhänger.“

Jetzt brausten die Töne der Orgel durch den gewölbten Raum. Diana saß in ihrer Loge allein. Sie trug ein Gewand aus himmelblauer Seide mit einem hohen Kragen aus gesteifter Spitze. Im Haar glitzerte ein Halbmond aus Perlen und Diamanten, eine kunstvolle Arbeit Cellinis.

Mit scharfem Auge durchspähte sie das Schiff der Kapelle. Drunten an der Säule standen die Gesandten der fremden Höfe, sie erkannte den grauhaarigen Navarresen und neben ihm den Venezianer in seiner purpurrothen Festtracht. Sogar der türkische Bevollmächtigte feierte die Auferstehung des Herrn mit, und sonderbar genug nahm sich sein Turban und das Pardelfell, das er über die Schulter gehängt trug, inmitten der entblößten Häupter und der dunklen ipanischen Mäntel aus.

Alein der, den sie suchte, auf dessen Erscheinen sie bis zum letzten Augenblicke gehofft hatte, war nicht zu sehen, Don Enriquez fehlte! Bei jedem schwarzen Atlaskleide, das sich drunten zeigte, durchsuchte es sie. Aber jedesmal war es eine Täuschung. Der Spanier war nicht zugegen. Und gerade heute hatte sie ihn mit Bestimmtheit erwartet, heute, wo sie sich zum ersten Male als Herzogin von Valentinois zeigen wollte. War sein Nichterscheinen wieder eine jener Rücksichtslosigkeiten, wegen deren sie ihm schon so oft gezürnt? Sie nahm sich vor, ihn dafür zu strafen, und gab sich Mühe, das eigene Herz gegen den Grafen aufzustacheln. Aber immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie nach einer Entschuldigung des Geliebten suchte. Ja, einen Augenblick lang war sie sogar um ihn besorgt. Konnte er nicht krank sein? Oder war er vielleicht mit Geschäften überhäuft? Möglich, daß er sie am Ausgange der Kirche erwarten würde. Wenn doch erst die Messe zu Ende wäre!

Noch einmal klang das kunstreiche Tongefüge der Antistrophe durch den Raum. Dann verstummte die Musik, und von den Mönchern umgeben, trat der Cardinal aus der Sacristei. Er sah trotz des silbergestickten Chorbemdes wenig geistlich aus. Aus Mienen und Bewegungen sprach der Hofmann. Er kniete nieder und verrichtete das Gebet. Dann trat er an den Altar. Im selben Augenblicke ertönte das silberhelle Glöckchen des Mönchs, süße Weihrauchwolken stiegen zum Gewölbe empor, und in den hochgehobenen Händen des Priesters schimmerte das Sanctissimum. Die Menge unten im Schiff hatte sich auf die Kniee geworfen, nur der Türke stand aufrecht an die Säule gelehnt und beobachtete mit unverhohlenem Interesse die heilige Handlung. Diana spähte nach der königlichen Loge hinüber. Sie sah, wie der König und seine Umgebung ebenfalls knieten. Da machte sie aus ihren Träumereien auf, sie winkte dem Pagen, das Atlasstücken, welches er ihr

nachgetragen hatte, auf das Bänkchen des Betischens auszubreiten, bekreuzte sich und preßte die heiße Stirn gegen die weiße Marmorplatte des Pultes.

Als der Gottesdienst vorüber war und die Kapelle sich leerte, begab sich Diana in die Hofloge hinüber. Sie wollte die Erste sein, die dem Könige, wie es der Brauch verlangte, zum Feste Glück wünschte. Sie fand Heinrich in lebhafter Unterhaltung mit dem Oberjägermeister und wandte sich daher zuerst an die Königin. Sie reichten sich die Hände und wechselten herzliche Worte. Die beiden Frauen, die sich gegenseitig grenzenlos haßten, — wünschten sich Glück! Die Umgebung mochte hierin kaum etwas Außerordentliches finden, man war ja an den Verkehr der beiden Rivalinnen gewöhnt. Katharina hatte die dunkle Empfindung, daß ihre Nebenbuhlerin das einzige Weib in Fontainebleau sei, das mit ihr geistig auf einer Stufe stehe, und so war ihr das Zusammensein mit Dianen zum Bedürfnis geworden. Aus dem schwarzen Boden eines tödtlichen Hasses war die zarte Blume freundschaftlicher Zuneigung emporgeblüht.

Katharina hatte sich erhoben und reichte einer Dame ihres Gefolges Fächer und Nischbüchlein. Da fiel ihr Blick auf die Herzogin von Mayenne.

„Herzogin,“ sagte sie, „ich habe Euch eine Mittheilung zu machen.“

Die Hofdame trat näher und verneigte sich. Sie erröthete, als sie den strafenden Blick der Gebieterin auf sich ruhen fühlte. Dianens Nähe erhöhte ihre Unbehaglichkeit.

„Im Kloster der grauen Ursulinerinnen zu Paris,“ fuhr Katharina fort, „ist die Stelle der Oberin frei geworden, und das Kapitel hat mich ersucht, der in Gott ruhenden Mutter Cäcilia eine Nachfolgerin zu bestimmen. Ich habe meine Wahl getroffen. Ich muß gestehen, daß ich unter den Damen des Hofes keine dieser Ehre für würdiger halte als Euch. Ihr seid zwar noch sehr jung, aber desto leichter werdet Ihr lernen, den Freuden dieser Welt zu entsagen. Was etwa noch an irdischen Lüsten in Euren Herzen schlummern sollte, reiße es heraus und werfe es von Euch, wie ich jetzt dieses Papier vernichte und von mir werfe!“

Sie hatte aus ihrem Gebethuche ein Blatt Papier genommen, in dem Diana sofort den Brief Njotas an den Spanier erkannte. Während sie sprach, zerriß sie dasselbe und warf die Schnitzel über die Brüstung der Loge hinab. Dann schritt sie schnell vorüber und verließ die Kapelle.

Die Herzogin, welche die unerbittliche Strenge der Königin kannte und wußte, daß keine Macht der Welt Katharinens Entschluß zu ändern vermocht hätte, erbleichte. Sie wollte reden, um Gnade flehen, allein die Stimme versagte, und vor ihren Augen begann es zu dunkeln. Sie streckte die Hand nach der hohen Lehne eines Sessels aus, aber sie griff in die Luft. Ein Zittern befiel ihren Körper, sie schwankte und brach zusammen. Diana fing sie in ihren Armen auf und ließ sie auf den Boden nieberggleiten.

Der König, welcher mit dem Vicomte gerade die Loge verlassen wollte, rief nach dem Leibärzte und versuchte selbst, Dianen bei ihren Hilfeleistungen

zu unterstützen. Allein diese hat ihn, sie bei der Ohnmächtigen allein zu lassen. Der König ging und versprach eine Sänfte zu schicken, mit welcher Njota in ihre Gemächer gebracht werden sollte.

Nun war Diana allein mit ihrem Opfer. Sie hatte die Herzogin auf den Teppich hingebettet und ihr das Atlaskissen unter das Haupt gelegt. Da lag es nun, das berückend schöne Weib, das jetzt für alle Zeiten unschädlich gemacht worden war. Diana betrachtete sie mit triumphirenden Blicken. Jetzt hatte sie erreicht, was sie erstrebte, jetzt war kein Weib mehr in Fontainebleau, das ihr gefährlich werden konnte, jetzt gehörte der Spanier ihr ganz allein! Die Fülle des Glückes schien ihr Herz ehleren Regungen zugänglich zu machen. Sie empfand Mitleid mit der armen Mayenne. Sie kniete neben der marmorblichen nieder und lauschte auf ihre schweren Athemzüge. Diese herrlichen Glieder sollten für die Welt verloren sein, den Busen, der sich unter dem knappen Sammtkleide so kräftig hob und senkte, sollte fortan das graue Wollkleid des Ordens verhüllen! Sie erfaßte die Hand der Erwachenden. Njota schlug die Augen auf und starrte umher. Nein, es war kein Traum gewesen, sie lag wirklich in der Kapelle!

„Herzogin,“ begann Diana leise, „tröstet Euch! Ihr macht einen guten Tausch. Ihr empfanget für die kurze Lust der Welt die Freuden der Ewigkeit! Aber versprechet mir eins! Schließet mich in Euer tägliches Gebet ein — es thut Noth, daß Jemand für mich bete!“

Sie wollte noch mehr reden, aber die eigenen Worte brachten sie zum Nachdenken. „Daß Jemand für mich bete? Habe ich denn gesündigt? Nein, nein! Ich habe ihr zu einem gottseligen Leben geholfen, und ich hätte sie doch vergiften können! Ich habe ihrer geschart — o nein — ich habe keine Sünde begangen! Njota, betet nicht für mich, Gott wird mir auch ohne Eure Fürbitte verzeihen!“

Die Träger der Sänfte waren eingetreten und halfen der Herzogin empor. Diana stützte sie, die sich noch immer schwach fühlte. Njota dankte ihr und lehnte sich in die Sänfte zurück. Langsam verließen die Männer mit ihrer unglücklichen Last die Kapelle.

Diana folgte. Auf der breiten Treppe vor dem Schlosse blieb sie stehen, wie um sich zu sammeln. Sie blickte noch einmal in den Garten zurück, dessen Gesträuche mit einem leichten grünen Schimmer übergossen waren. Droben auf dem Gipfel einer Silberpappel saß eine Amsel und schmetterte ihre weichen melodischen Weisen in die milde Frühlingsluft. „Glückliches Thierchen,“ dachte Diana, „wer sich wie du des Lebens und des Lenzes freuen dürfte!“ Da fuhr aus blauer Höhe mit lautlosem Flügelschlag ein Sperber herab, faßte den schwarzrockigen Sänger und verschwand mit ihm hinter den Dächern des Schlosses. Diana betrachtete die zarten Federn, die der Wind jetzt langsam zu ihr herniedertrug und seufzte. „Es giebt keinen Unterschied,“ sagte sie leise, „über Schuldigen und Schuldlosen lauert dasselbe tückische Schicksal!“

Sie trat durch das Portal und begab sich in den Festsaal, aus dem ihr schon von weitem das Gewirr der Stimmen entgendrang.

Die Hellebardiere präsentirten mit ausgestrecktem Arm das Sponton, der Marjhall näherte sich und verneigte sich vor ihr.

„Die Frau Herzogin von Valentinois!“ rief er ins Innere des Saales. Die Unterhaltung stockte allerorts, und die Hofgesellschaft gruppirte sich so um die Neueingetretene, daß die Höchstgestellten ihr am nächsten standen. Sie ließ einen schnellen Blick über die Versammlung schweifen. Der Spanier war auch hier nicht! Diana nahm die Glückwünsche mit halbem Ohre hin, ihre Lippen sprachen mechanisch einige Aeußerungen des Dankes. Sie hatte sich auf dem Sessel zur Seite des Königs niedergelassen. Die Aufregung hatte ihre Wangen geröthet und ließ sie noch schöner erscheinen, als sie war. Zudem lächelte sie, denn sie wollte wenigstens glücklich scheinen. Sie fühlte, wie Aller Blicke auf ihr ruhten, die der Frauen neidisch, die der Männer mit unverhohlener Bewunderung. Der Leibarzt kam vorüber, aber er blieb nicht vor ihr stehen und redete, als sei sie nicht vorhanden, mit einem der Kammerherren. Wie sie diesen plumpen Deutschen haßte! Er achtete sie nicht, ja, er fürchtete sie nicht einmal, und es war ihr nicht unbekannt, daß er mehrmals über das „unglückselige Weiberregiment“ bei Hofe gespottet hatte. Jetzt wurden die gedeckten Tafeln hereingeschoben, auf einer derselben erhob sich ein kunstreicher Bau von Confect, auf dessen höchstem Thurne eine kleine vergoldete Statuette der Jagdgöttin schwankte. Bagen liefen mit silbernen Schalen und Pokalen hin und her, und der Mundschenk füllte schlanke venetianische Flügelgläser mit bernsteinfarbigem spanischem Wein. Auf der Galerie des Saales hatten sich die Hofmusikanten aufgestellt, die mit ihrer Kunst die Freuden der Tafel veredeln sollten. Sie verhielten sich still und warteten auf das Zeichen zum Anfang; nur Carlo Barba, der Meister auf der Kniegeige, schien mit dem Stimmen seines Instrumentes nicht fertig werden zu können.

Die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Da wurden noch einmal die Flügelthüren aufgerissen.

„Der Graf von Murviedro!“ meldete der Marjhall. Diana hatte sich bei diesem Namen unbewußt erhoben und sich der Thür zugewandt. Dem König war die freudige Unruhe, die sich auf ihrem Antlitze wiederpiegelte, nicht entgangen. Sie sah unendlich glücklich aus.

Don Enriquez trat mit schnellen Schritten ein und ging geraden Wegs auf den König zu, ohne sich um die Herren und Damen des Hofes, die ihn mit verwunderten Blicken maßen, zu kümmern. Sogar Dianen würdigte er kaum eines Grußes. Vor Heinrichs Sessel machte er Halt. Er kreuzte die Arme über die Brust und verneigte sich. Die Herzogin von Valentinois war erstaunt zurückgewichen, sie hatte auf den Lippen des Eintretenden wieder jenes fürchterliche Lächeln bemerkt.

„Verzeihen Eure Majestät,“ sprach der Gesandte, „mein Erscheinen zu dieser Stunde! Allein dringliche Geschäfte zwingen mich, Sie jetzt und in dieser auserlesenen Gesellschaft zu belästigen!“ Er sah merkwürdig ernst aus. Der König hatte sich umgewandt und lächelte.

„Ei, lieber Freund,“ sagte er, „wißet Ihr nicht, daß wir heute das heilige Osterfest feiern, wo Alle froh und heiter sein sollen? Da trinket, Graf, ehe Ihr redet, Ihr werdet dann um so leichter sprechen können!“

Er nahm von der vergoldeten Platte ein volles Stengelglas und reichte es dem Gesandten hin. Don Enriquez ergriff es behutsam, hob es empor und sagte: „Nun wohl, Sire, ich thue, wie Sie befehlen. Ich trinke den Wein meiner Heimat auf das Wohl der Damen von Fontainebleau! Er setzte das Glas an die Lippen und ließ den Blick langsam über die Damen der Tafelrunde hingleiten, wobei er Dianen nicht länger ansah als alle Anderen. Sie war empört über diese Unerblichkeit und warf ihm einen Blick der Verachtung zu. Er hatte ihn wohl bemerkt, und jenes spöttische Lächeln war seine Antwort.

Dann setzte er das halbgeleerte Glas wieder hin und fuhr fort:

„Es schmerzt mich unendlich, Eurer Majestät eine Mittheilung machen zu müssen, die für Sie durchaus nicht erfreulich sein wird.“

Im Saale wurde es bei diesen Worten todtstills. Aller Augen hingen mit dem Ausdruck höchster Spannung an den Lippen des Gesandten.

„Ich habe Eurer Majestät die Nachricht zu überbringen, daß die Herzogthümer Piemont und Savoyen seit dem heutigen Tage wieder in der Hand des Kaisers, meines Herrn sind. Es scheint,“ setzte er achselzuckend hinzu, „daß man am Hofe zu Madrid seine politischen Grundsätze geändert hat. In der vergangenen Nacht haben die kaiserlichen Truppen die Alpenpässe und die besetzten Plätze des Landes besetzt. Unter diesen Umständen sehe ich mich genöthigt, meine Mission als beendet zu betrachten und mich von Eurer Majestät zu verabschieden.“

Der König sank in den Sessel zurück und barg das Antlitz in den Händen. Diana erbleichte und trat an den Spanier heran. Er schien ihren Blicken ausweichen zu wollen. Zwei — dreimal versuchte sie zu sprechen, aber es gelang ihr nicht, ein Wort über die Lippen zu bringen. Die Herren der Gesellschaft hatten sich erhoben, namentlich an den Enden der Tafel, wo man die Rede des Spaniers nur theilweise vernommen hatte, wurden erregte Gespräche geführt. Ein Sessel wurde umgestoßen, und hier und da vernahm man das Klirren fallender Gläser. Einige von den Venerälen, unter ihnen Coligny, stürzten auf den Grafen zu und wollten ihn zur Rede stellen; der Vicomte d'Orbec schien nicht übel Lust zu haben, den Gesandten entgegnen zu lassen, was der Kaiser verschuldet; er hatte die Hand am Dolche und brüllte wie ein Rasender. Aber Don Enriquez blieb ruhig und kühl. Er wich keinen Schritt zurück und betrachtete die Wüthenden mit höhnischen Blicken.

„Ich hoffe,“ sagte er langsam, „der König von Frankreich wird stark genug sein, um den Vertreter des Kaisers vor Beleidigung zu schützen!“

Er hatte das Glas wieder ergriffen und hielt es hoch empor.

„Ich trinke auf das Wohl meines Kaisers, des Herrn von Savoyen und Piemont!“ rief er, „lang lebe Karl der Fünfte!“

Jetzt erreichte die Wuth der Versammelten ihren höchsten Grad. Eine solche Kühnheit hatte man in Fontainebleau noch nicht erlebt. Coligny, der noch am besonnensten war, hatte Mühe, den tobenden Vicomte zurückzuhalten. Da näherte sich dem Grafen der alte Oberst Leverier. Er hatte schon unter Franz dem Ersten die italienischen Feldzüge mitgemacht und den Dauphin auf seinen Armen getragen. Bei Pavia war er in Gefangenschaft gerathen und von den Kaiserlichen nicht allzu gut behandelt worden. Seit jenen Tagen dachte ihm kein Mittel zu schlecht, um sich zu rächen. Die Worte Don Enriquez' hatten ihm die Besinnung geraubt — er hielt es für seine Pflicht, den Frechen zu bestrafen.

Blitzschnell riß er den Degen aus der Scheide und holte aus, um den Grafen hinterrücks zu durchbohren. Aber Diana hatte ihn beobachtet und in seinen Augen die fürchterliche Absicht gelesen. Mit einem gellenden Aufschrei flog sie auf den Grafen zu, umschlang ihn mit ihren Armen und deckte ihn mit dem eigenen Leibe. Der alte Oberst wurde entwaffnet und fortgeführt; er weinte wie ein Kind.

Der Spanier war überrascht — vielleicht in seinem Leben zum ersten Male. Das Weib, das er betrogen und tödtlich beleidigt, dessen glühende Liebe er so schändlich und verrätherisch zu seinen niederen Zwecken mißbraucht hatte, mußte ihm jetzt das Leben retten! Das war mehr als Edelmuth! In diesem Augenblicke überkam ihn das Bewußtsein der eigenen Schlechtigkeit. Er empfand Reue — vielleicht ebenfalls zum ersten Male. Er richtete das schöne Weib auf und wollte ihre Hand ergreifen, da blickte sie ihm in die Augen, schauderte und stieß ihn von sich.

Der König stand auf und ging auf Dianen zu. Er hatte die Sachlage durchschaut, die Aufregung schien seinen Geist geschärft zu haben.

„Madame,“ begann er, „wenn sich Jemand die Schuld an diesen unglücklichen Ereignissen beimessen darf, so bin ich es selbst. Ich beging den Leichtsinns, Dinge von unberechenbarer Wichtigkeit in die Hand eines verliebten Weibes zu legen! In der That, Madame, ich gestehe, daß ich Eure diplomatischen Qualitäten, wie Eure Ergebenheit gegen mich um ein Bedeutendes überschätzt habe. Ihr habt Frankreich einen schlechten Dienst erwiesen und werdet gut daran thun, in Zukunft mit Euren Rathschlägen weniger freigebig zu sein!“

Diana antwortete nicht. Es wäre unter ihrer Würde gewesen, sich zu rechtfertigen. Die Art, wie der König vor dem versammelten Hofe seinen Zorn an ihr ausgelassen, war mehr als beleidigend. Sie wandte sich langsam und verließ den Saal. Der Spanier folgte ihr und versuchte sie anzureden.

Auf dem Corridore traf er mit ihr zusammen. Sie machte eine abwehrende Handbewegung. Er wollte stehen bleiben, aber eine geheime Macht trieb ihn vorwärts. Er mußte sie sprechen, er mußte sie um Vergebung anflehen und ihr sagen, daß er ein unglücklicher Mensch, ein gequälter Sklave seines Ehrgeizes sei! — Nein! so wollte er nicht sagen — das würde wie eine Entschuldigung klingen! Er wollte ihr sagen, daß er ein Schurke sei, daß er sich grenzenlos elend fühle.

Er erschaunte über sich selbst; ein neues, wunderbares Gefühl hatte sich seines Innern bemächtigt, ein Gefühl, das er bis heute nie gefannt hatte. Er dachte an Dianen — aber er dachte nur an sie selbst, ohne Nebengedanken. Er warf sich ihr zu Füßen. Sie aber würdigte ihn keines Blickes und trat in ihr Gemach. Er mußte umkehren. Er eilte in den Park hinaus, warf sich auf die Rasenbank und preßte die Stirn gegen das kühle, feuchte Erdreich.

Diana schritt in ihrem Zimmer auf und nieder. Sie hoffte weinen zu können, allein ihre Augen blieben trocken. Arabella, die das veränderte Wesen der Herrin bemerkt hatte, wagte es nicht, sie anzureden. Da trat der Leibarzt ein — unangemeldet, wie es seine Art war.

„Madame,“ sagte er, „ich habe mit Euch zu reden. Ich weiß, Ihr haßt mich, weil ich Euch nicht zu schmeicheln vermochte wie die andern Leute, die sich hier in Fontainebleau zusammengefunden haben, wie die Wespen auf einer überreifen Weintraube. Und ich gesteh' es selbst, so lange Ihr im Glück saßet, war ich Euer Freund nicht. Mich wurmte es, daß Ihr mit frecher Stirn einen Platz eingenommen hattet, der einer Anderen gehörte!“

Diana blieb stehen und warf dem Redenden einen zornigen Blick zu.

„Unterbrecht mich nicht, Madame,“ fuhr der Deutsche ruhig fort, „ich sag's Euch ins Gesicht, wie ich über Euch denke. Die Anderen, die bis heute vor Euch den Staub küßten, mögen hinter Eurem Rücken spotten und sich Eures Sturzes und Eures Unglücks freuen — seht, das kann ich ebenso wenig, wie ich einst um Eure Gunst buhlen konnte! Lange Jahre seid Ihr glücklich gewesen — zu glücklich — aber heute habt Ihr auch die raue Hand des Schicksals kennen gelernt. Und der Unglückliche soll uns heilig sein! Deshalb seid meines Antheils versichert! Wenn ich Euch einen Dienst erweisen kann, so soll's geschehen. Das Geschmeiß, das Euch an sonnigen Tagen umschwärmte, wird Euch verlassen — auf mich dürft Ihr rechnen. Ich bin ein Arzt. Meine Kunst vermag die Krankheiten des Körpers zu bannen, — den Leiden der Seele stehe ich machtlos gegenüber. Da müßt Ihr Euch an Bessere wenden.“

Er suchte in seiner Gürteltasche und brachte ein kleines Buch hervor.

„Ich habe Euch einen Arzt der Seele mitgebracht, nehmt ihn an, seine Kunst haben viele erprobt!“

Er reichte ihr den kleinen Pergamentband, verneigte sich und verließ das Gemach. Diana ließ sich am Fenster nieder und schlug das Büchlein

auf. „Francisci Petrarchae remedia utriusque fortunae“ las sie. Heilmittel gegen Glück und Unglück! Sie lächelte wehmüthig, aber sie empfand eine leise Beschämung, daß sie, die alle Menschen zu durchschauen wähnte, sich auch in diesem ehrlichen Arzte getäuscht hatte.

Sie erhob sich und stieß den Flügel des Fensters auf. „Arabella,“ sprach sie, „ob die Eichen schon wieder grün sind daheim im Park von Anet? Schreibe meinem Schloßhauptmann, daß er Alles bereit halte. Endymion ist auf ewig verloren, Diana zieht sich in die Wälder zurück!“

Der Spanier machte noch einmal den Versuch, Einlaß in Dianens Gemächer zu erlangen. Vergebens! Er wurde abgewiesen. Er schrieb noch am selben Abend einen Brief — er schrieb den Anfang französisch — fuhr jedoch nach wenigen Sätzen in spanischer Sprache fort, weil es ihm nicht gelingen wollte, in den fremden Lauten den rechten Ton zu treffen. Ebenfalls umsonst! Der Brief wurde nicht angenommen.

In der Frühe des anderen Morgens brach er mit seinem Gefolge auf, ohne Dianen wiedergesehen zu haben. Er reiste nach Madrid, wo ihn Belohnungen und Auszeichnungen erwarteten, wie sie einem spanischen Gesandten bisher noch nie zu Theil geworden. Allein er sollte die Heimat nicht wiedersehen! Eine den Begleitern unerklärliche Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt, er ritt meist abseits von der Gesellschaft und beobachtete beharrlich tiefes Schweigen. Der Reiz der Landschaften, durch die man reiste, vermochte ihn nicht aufzuheitern, umsonst schüttelten die Mandelbäume im Thale der Garonne ihre Blüthen auf ihn hernieder. Eines Mittags, als man die Pashöhe der Pyrenäen überschritten hatte, blieb er auffällig weit hinter seinen Gefährten zurück, sodaß diese beschlossen, früher als sonst ein Unterkommen für die Nacht zu suchen und ihn zu erwarten. Beim Eintritt der Dunkelheit fand sich das Maulthier, das er geritten, herrenlos bei der Herberge ein, der Trostknecht, welcher dasselbe einfing, fand am Sattelknopfe befestigt den Degen des Grafen und darum geschlungen die Kette des goldenen Bliebes. Man stellte noch am selben Abend Nachforschungen an, die indeß erfolglos blieben. Erst am dritten Tage fanden baskische Hirten unter einer Felswand im Brombeergestrüpp den zerschellten Leichnam.





Illustrierte Bibliographie.

Brehms Thierleben. Wohlfeile Volks- und Schulausgabe in drei Bänden, herausgegeben von Rich. Schmidtkeim. Mit mehr als 1200 Abbildungen, 1 Karte und 3 Chromotafeln nach der Natur von W. Camphausen, C. F. Deiter, A. Kretschmer, C. Kröner, W. Kuhnert, H. Morin, G. Mützel, E. Schmidt, Fr. Specht u. a. m. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das lobenswerthe Bestreben, die Errungenschaften der Wissenschaft über den Kreis der Fachgelehrten hinaus der großen Masse des Volkes zukommen zu lassen, hat sich auf keinem Gebiete mit so rührigem Eifer und solcher Consequenz und mit so erfreulichem Erfolge bethätigt, wie auf dem der Naturwissenschaften, deren gewaltiger Aufschwung unserm Jahrhundert seine Signatur gegeben hat. Die praktische Verwerthung der Resultate der Naturwissenschaft, ihre mannigfachen engen Beziehungen zum gewerblichen und technischen Leben mußten den Popularisirungsbestrebungen gerade bei ihr in besonderem Maße Vorschub leisten. An die Stelle gleichgiltiger Oberflächlichkeit oder bloßer Neugier, mit welcher man früher vielfach den Erscheinungen der Natur gegenüberstand, ist längst ein ernster Drang nach Belehrung und Erkenntniß getreten. Unter den Werken, die diesem Triebe sowohl Genüge thaten, als auch ihm neue Nahrung zuführten, steht Brehms Thierleben obenan. Dieses klassische Werk, das jetzt in mehr als 100,000 Exemplaren und in nicht weniger als neun Uebersetzungen verbreitet ist, heute noch zu empfehlen, wäre mehr als überflüssig. Wenn bis in die tieferen Schichten des deutschen Volkes hinein das Interesse, das Verständniß, die liebevolle Theilnahme für das Leben und Treiben der Thiere, für das Wesen der Thierseele so lebhaft geworden ist, so ist das zum großen Theile auf „Brehms Thierleben“ zurückzuführen, das, indem es belehrend und aufklärend wirkte, zugleich in ethischer Beziehung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß übte, da es uns jener Schopenhauerischen Ansicht, die im Thiere Mitwesen sieht, denen der Mensch nicht Mitlieb, sondern Gerechtigkeit schuldig ist, näher führt. Einen weiteren Schritt auf diesem Wege bedeutete es, als die Verlagshandlung der großen zehnbändigen Ausgabe, deren Erwerbung in Folge des hohen Preises manchem leidenschaftlichen, aber wenig bemittelten Freunde der Thierwelt unmöglich war, eine billige Volks- und Schulausgabe in drei Bänden folgen ließ.



Guereza (*Colobus guereza*).



Schimpanse Maifuta, Dresden.

Aus: Brehm's Thierleben. Volksausgabe. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Diese wohlfeile, vom Publikum gleichfalls äußerst günstig aufgenommene Ausgabe ist seit einiger Zeit vergriffen gewesen; jetzt, nachdem die dritte Auflage des Hauptwerkes erschienen, ist unter Zugrundelegung derselben eine neue, gänzlich umgearbeitete Auflage



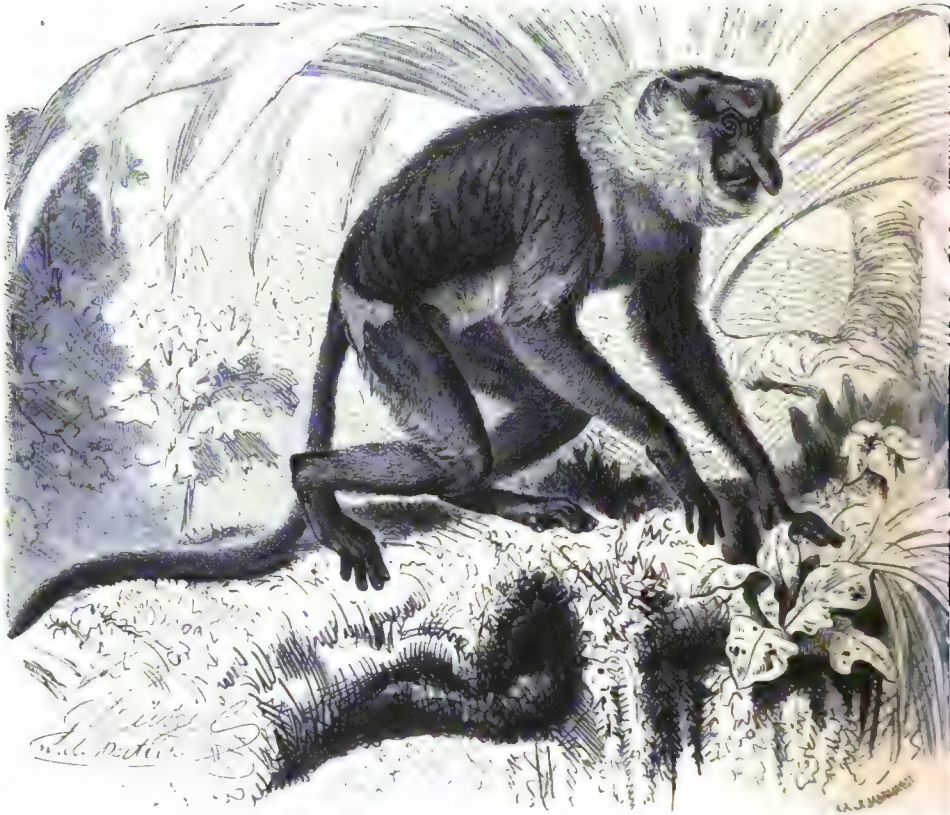
Lar oder weigehandiger Gibbon (*Hylodactylus lar*).

Aus: Brechms Thierleben. Volksausgabe. Bibliographisches Institut, Leipzig.

der Volks- und Schulausgabe vorbereitet worden, deren erster Band im November d. J. erscheinen wird.

Aus den Angaben des Prospectes, welche durch die uns zur Verfügung gestellten ersten drei Bogen des Werkes bestätigt werden, ersieht man, welche Gesichtspunkte für die

Neubearbeitung der Volksausgabe maßgebend gewesen sind, und in welcher Beziehung die letztere zu der Hauptausgabe steht. Die speciellen Einzelbeobachtungen sind fortgelassen oder nur im Auszuge wiedergegeben und bei der Charakteristik der Thiere im Wesentlichen nur die Hauptzüge des Lebensbildes berücksichtigt worden. Thierformen, die weniger bekannt sind und nur für Fachmänner Interesse bieten, sind übergangen, und ebenso sind alle für den Schulgebrauch oder die Lectüre in der Familie ungeeigneten oder entbehrlichen Einzelheiten und Schilderungen fortgelassen oder gekürzt worden.



Nasenaffe oder Rahau (*Nasalis larvatus*).

Aus: Brehms Thierleben. Volksausgabe. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Die von unseren besten Thierzeichnern wie Deiser, Kretschmer, Kröner, Mügel, E. Schmidt, F. Specht u. A. herrührenden Illustrationen vereinen die größte Naturtreue mit künstlerischer Ausführung. Die Volksausgabe enthält deren mehr als 1200; außerdem eine Karte und 3 Chromotafeln; sie ist zu beziehen in 52 wöchentlichen Lieferungen zu je 50 Pf. oder in 3 Halbfranzbänden gebunden zu je 10 M. Der erste Band behandelt die „Säugethiere“; der zweite die „Vögel“; der dritte die „Kriechthiere, Fische, Insecten und Niederen Thiere“.

Wir behalten uns vor, den einzelnen Bänden nach Erscheinen eingehende Besprechungen zu widmen.

Die vormal's kurheffische Armee-Division im Sommer 1866.

Cassel, Max Brunnemann.

Generallieutenant von Schmidt, im Jahre 1866 Hauptmann im kurheffischen Generalstabe und in gleicher Charge im Jahre 1867 in die preussische Armee übernommen, hat sich die Aufgabe gestellt, der vormal's kurheffischen Armee-Division, deren Antheil an den Ereignissen jenes denkwürdigen Jahres er durch seine damalige Stellung genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, einen Rückblick in Bezug auf ihr Geschick im Jahre 1866 und das Ende ihres Bestehens zu widmen, und diese Aufgabe mit der Schrift: „Die vormal's kurheffische Armee-Division im Sommer 1866“ in angemessenster Weise gelöst.

Ein Sohn des Hessenlandes und einer altheffischen Familie entstammend, empfand der Autor das Bedürfnis, den inneren Zusammenhang der damaligen Geschichte der kurheffischen Division mit dem sich gleichzeitig abspielenden großen Acte der Weltgeschichte darzustellen und nachzuweisen, „daß nicht die Truppe die Schuld trug, wenn ein anerkannt braves Contingent mit einer alten und ruhmreichen Geschichte in der damaligen Zeit so kluglos enden konnte.“

Zu der verdienstvollen Arbeit wurde das im Jahre 1866 dienstlich geführte Tagebuch der kurheffischen Armeedivision benutzt und wichtige Vorgänge durch die in demselben enthaltenen documentären Actenstücke belegt.

Der Autor betrachtet zunächst die Ereignisse am 16. Juni in Cassel und den Marsch der Casseler Garnison unter Generalmajor von Schenk zu Schwartzberg von Cassel nach Hanau. Sowohl die österreichischen, wie die preussischen, dem Kurfürsten gemachten Vorschläge werden von ihm entsprechend gewürdigt, und mit Recht hebt er hervor, daß das vom Kurfürsten beschlossene Innehalten des Bundesstandpunktes gegenüber der herannahenden schweren Krisis eine Unmöglichkeit war; da man dies nicht erkannte, verabsäumte man das einzige Mittel, durch eine rechtzeitige volle Entwicklung der militärischen Kraft wenigstens ein gewisses politisches Gewicht und Widerstandsvermögen zu erlangen. Kurheffen theilte sich an den Münchener Vereinbarungen nicht, dem Kurfürsten gefiel die dort aufgestellte militärische Triasidee, d. h. die Zusammenfassung der süd- und mitteldeutschen Streitkräfte unter Baierns Führung so wenig, daß er, wie General von Lohberg dem Autor mittheilte, äußerte, „da wolle er doch lieber unter preussischem, als unter bayerischem Oberbefehl stehen.“ Allein er entschied sich schließlich, obgleich Kurheffen beim Herannahen der Krisis allein ohne nähere Fühlung mit irgend einem Staate, selbst mit dem benachbarten Hannover, stand und sein Contingent völlig kriegsunbereit und ohne die geringste Vorbereitung für die Mobilmachung war, gegen Preußen, welches völlig schlagfertig an den Grenzen des Kurstaates zum Einrücken bereit war.

Es erfolgte nun eine ziemlich ungeordnete partielle Mobilmachung der kurheffischen Armeedivision und der Abmarsch derselben per Bahn und Fußmarsch nach Fulda. Von besonderem Interesse ist hier die in echt militärischem Geiste gehaltene Bemerkung des Autors, daß nur ein heroischer Entschluß von oben fehlte, um die unter den obwaltenden Verhältnissen latente Kampfeslust der Truppen in ihrer ganzen Kraft und Gewalt hervortreten zu lassen. —

„Lieber,“ bemerkt derselbe, „nach tapferer Gegenwehr eine ehrenvolle Niederlage, als ein so klugloses Ende!“

Allein die heffischen Truppen mußten sich nach Fulda in Marsch setzen, ohne einmal eine Aufnahmestellung für die hannoversche Armee, welche dieselbe erbeten, zu nehmen, da die Annäherung eines bayerischen Corps auf Fulda gemeldet war. Der Abmarsch wurde nach Fulda und darüber hinaus mit dem Ziel der völligen Vereinigung der kurfürstlich heffischen Streitkräfte in Hanau durchgeführt und die Aufforderung des Prinzen Carl von Baiern, möglichst lange bei Fulda zur Aufnahme der hannoverschen Truppen stehen zu bleiben, abgelehnt.

Am 22. Juni war die Vereinigung der heffischen Truppen bei Hanau vollzogen, und Generalmajor von Lohberg übernahm als der angeblich älteste im Dienststrange, in Wirklichkeit jedoch als besonderer Vertrauensmann des Kurfürsten, ihr Commando. Er übernahm die Truppen in keineswegs schlagfertigem Zustande, es fehlte an Waffen (Zündnadelgewehren) und Munition, an der Organisation der Proviant- und Sanitätscolonnen u. d. d. Verbindung mit dem Kurfürsten wurde durch dessen am 20. Juni erfolgte Einschließung in Wilhelmshöhe unterbrochen. Mit Recht weist der Autor darauf

hin, daß es kurz vor diesem Ereigniß noch für den Kurfürsten angezeigt war, sich in die Mitte seiner Truppen zu begeben und dort, angesichts der vollständigen Unmöglichkeit seiner politischen Parteigenossen, ihm zu helfen, „noch einen letzten, aus so traurigen Verhältnissen erlösenden Entschluß“ zu fassen.

Der Bundestag übertrug nun unter Constatirung der Vergewaltigung des Kurfürsten das Commando über die kurheßischen Truppen dem Prinzen Alexander von Hessen als Oberbefehlshaber des VIII. Bundesarmeecorps, damit das heßische Contingent „mit diesem Armeecorps zur Befreiung seines Kriegsherren und Landes mitwirkte.“ Falsche Nachrichten über die Stärke der Oesterreicher, angeblich 800 000 Mann, und den Vormarsch von 30 000 Württembergern auf Cassel, sowie der Vormarsch der Baiern auf Fulda veranlaßten den Kurfürsten, den erneuten Bündnisantrag Preußens am 22. Juni abzulehnen. Der Kurfürst wurde bald darauf nach Stettin gebracht, und der heßische Kurstaat war zunächst nur noch in der heßischen Armeedivision verkörpert. „Die Erhaltung einer möglichst starken und ungetheilten Armeedivision,“ bemerkt der Autor, „mußte deshalb das Ziel sein, dem General von Lohberg fortan seine Kräfte zu widmen hatte.“

General von Lohberg vermochte in Folge des völlig kriegsunfertigen Zustandes seiner Truppen der in einer Ansprache des Prinzen Alexander ausgedrückten Absicht, dieselben an die Spitze der Streitkräfte, welche Hessen befreien sollten, zu stellen, nicht zu entsprechen, und beschäftigte sich zunächst im Wesentlichen mit der Vollenbung der Mobilisirung und der Umformation der ihm unterstellten Heeresabtheilungen. Zwei seiner Husaren-Escadrons und einige Offiziere wurden dem VIII. Armeecorps zugetheilt, im Uebrigen erhielt General von Lohberg die Weisung, mit der Division nach Mainz abzurücken, dort ihre Ausrüstung zu bewirken und während dieser Zeit zur Verfügung des Gouverneurs der Bundesfestung Mainz zu stehen. General Schenk von Schweinsberg übernahm die kurheßische Kriegsverwaltung in Folge eines Erlasses des von der Bundesversammlung zum Bundescommissar für Kurhessen ernannten kurfürstlich-heßischen Gesandten am Wiener Hofe, Herrn von Baumbach. General Schenk blieb bis zum 12. Juli in Hanau und begab sich darauf über Darmstadt nach Ulm, und der österreichische Präsidial-Gesandte, Herr von Rübeck, vermittelte einen Credit von 10 Millionen Gulden für die kurheßische Kriegsverwaltung beim Hanse Nothdülde.

Der Autor weist an dieser Stelle nochmals auf die verhängnißvolle Haltung des Kurfürsten hin, welcher, während er seine Truppen den Abmarsch zu den Gegnern Preußens antreten ließ, sich in Wilhelmshöhe unantastbar wählte und derart mit seinem Lande ein Opfer seiner Verblendung wurde.

Am 30. Juni begann die kurheßische Division den Bahntransport nach Mainz, welches nebst Raftadt durch Bundesbeschluß für neutral erklärt war; ein Theil derselben blieb zunächst noch bei Hanau zurück. Die Sicherheits- und Armirungsarbeiten für die Festung Mainz erheischten bald eine völlige Eistirung der Mobilmachung der heßischen Division und im Gegensatz zu dem Inhalte des Befehls des Prinzen Alexander die völlige Unterstellung der kurheßischen Truppen zur Verfügung des Gouverneurs von Mainz, des bayerischen Generals Grafen Hethberg-Mobbenlöwen.

Die Erlebnisse der kurheßischen Division in und vor Mainz bieten, wenn auch reich an Mühfalsen, Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten, im Wesentlichen nur ein rein militärisches Interesse. Als charakteristisch für dieselben läßt sich das Wort Generals von Schmidt anführen: „Die kurheßische Division blieb das von Allen mißhandelte Aischenbrödel, um dafür später nicht nur keinen Dank zu ernten, sondern vollständig verlassen zu werden.“

Der Abschluß des Waffenstillstandes zu Anfang August zwischen Preußen und Oesterreich, sowie zwischen Preußen und Baiern, sowie der Abmarsch des Maininger Contingents und der habsischen Festungsartillerie von Mainz veranlaßten den General von Lohberg zu Schritten, um dem Kurfürsten die Lage der Division vorzustellen, wenn die Besatzung von Mainz nur aus kurheßischen Truppen bestände; General von Lohberg hielt für diesen Fall die Abberufung der Division für die dringendste Nothwendigkeit, da dieselbe, aller technischen Truppen entbehrend, die Vertheidigung der Festung nicht durchzuführen vermochte.

Inzwischen war die Entscheidung auf dem böhmischen Kriegsschauplatz gefallen und erfolgten die politischen Verhandlungen mit Oesterreich und Frankreich. Dem Kurfürsten wurde nochmals von König Wilhelm ein Bündniß mit Preußen angetragen, allein er konnte sich nicht in den Entschluß finden, zum Besten des deutschen Vaterlandes und im

Interesse eines ferneren gesicherten Bestehens seines eigenen Staates auf einen Theil seiner bisherigen Machtvollkommenheit zu verzichten, und lehnte dasselbe in einem Schreiben vom 12. Juni aus Stettin ab. Damit war das Schicksal Kurheffens und seiner Armee-division besiegelt.

Ohne Instructionen und Befehle vom Kurfürsten und angesichts des Inhalts der sich vollziehenden Friedensverhandlungen und des dem preussischen Landtage vorgelegten Actes der Einverleibung Hannovers, Nassaus und Kurheffens in Preußen, sowie des faktischen Endes des Bundestages und der Bundesgewalt, wandte sich General von Lohberg nunmehr an König Wilhelm behufs Erlangung einer ehrenvollen Regelung der Verhältnisse der heffischen Armee-division und betrachtete sich als dem preussischen Oberbefehl unterstellt.

Der König ging auf das Ansuchen General von Lohbergs ein, und die heffische Division verließ am 26. und 27. August Mainz, wo sie durch preussische Truppen abgelöst wurde, und kehrte in ihre früheren Garnisonen mit allen Ehren zurück. Bald darauf, am 17. September, entband der Kurfürst in einer, die treuen Dienste seiner Truppen warm anerkennenden Proclamation dieselben ihres Fahneneides. Die kurfürstlich heffische Armee-division hatte aufgehört zu existiren, und eine neue Ordnung der Dinge begann auch für die heffischen Truppen.

R. v. B.

Martha.

Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Das Lieb von der „unglücklichen Liebe“ haben uns zahllose Dichter in düstern Molltönen gesungen; auch Rudolf Lindau behandelt in seinem neuesten Roman dies alte Thema; aber bei ihm erklingt das Lieb aus einer andern Tonart. Wenn der unglücklich liebende Lyriker von einem ewig blutenden Herzen, von einem Schmerze, der über das Grab hinaus währt, in mehr oder minder wohlklingenden Versen Kunde giebt, so weist der aufrichtigere und welterfahrenere Romancier auf das kurze Leben der sogenannten unglücklichen Liebe hin. „Glückliche Liebe, die Glück gewährt und stets neues Glück verheißt“ — so läßt Rudolf Lindau in seinem Roman eine der Personen sagen — „die kann bestehen; aber unglückliche, so innig und leidenschaftlich sie auch sein mag — die vergeht schnell . . . Ich war oftmals wirklich verliebt, oder ich bildete mir wenigstens ein, daß ich es wäre. Jetzt erkenne ich in der That, daß es geradezu unglaublich ist, wie oft man sich in dieser Beziehung betrügen kann.“

Dieser Anschauung getreu, führt uns nun Rudolf Lindau eine Anzahl solcher unglücklichen Liebhaber vor, die in der That leicht genug über den Schmerz einer verschmähten durch das Glück einer erwiderten Liebe hinwegkommen. Selbst der tiefstangelegte, treueste Liebende, der ehrliche Nielsen, der zuletzt zu seiner alten Liebe zurückkehrt, findet wenigstens zeitweise in dem Verkehr mit der schönen, koketten Dolores und der holden, kindlich-süchtigen Sophie willkommene Ablenkung und Trost. Erst als ihm sein Gewissen und die Ehre gebietet, sich von der Ersteren, der Frau eines Anderen, die aus dem Spiel gefährlichen Ernst machen will, ganz zurückzuziehen, und ihm jede Hoffnung auf das Herz und die Hand Sophiens benommen ist, wendet er sich ganz seiner Martha wieder zu.

Schneller als Nielsen trösten sich die andern; da ist zunächst Oswald Melchior, der gutmüthige, „correcte“, nicht sonderlich tief angelegte, aber ebensovienig blasirte Sportsman, der eine tiefe Neigung für Martha von Holm hegt, jedoch, nachdem er sich einen Korb geholt, recht bald in der Liebe Sophiens vollen Ersatz findet; da ist der ein wenig beschränkte, eitle Russe Sanin, der, anfangs von Sophie angezogen, sich, sobald er auf ihr entgegenkommendes Verständniß stößt, schleunigst der häßlichen, aber seiner Eitelkeit Flug schmeichelnden Katharina zuwendet, endlich Decker, der dilettirende Schriftsteller, der seine zahlreichen „unglücklichen Lieben“ in einer schriftstellerischen Arbeit schildern will, und dem der Verfasser die oben citirten Programmworte in den Mund legt.

Es spricht aus denselben eine unbefangene nüchterne, realistische Auffassung von Welt und Menschen, eine unbeirrte Wahrheitsliebe, die sich durch keinen schönen Schein blenden und durch keine Erregungen der Seele den klaren Blick trüben läßt.

Rudolf Lindau schildert das Leben in seinen Licht- und Schattenseiten, wie es ist, Verzicht leistend auf jede Fälschung zu Gunsten der poetischen Wirkung; er rückt weder die Dinge noch die Personen in eine effectvolle, verschönernde Beleuchtung, noch liefert er, gleich jenen Wahrheitsfanatikern, die in der einseitigen Uebertreibung des Charakteristischen und in der Schilderung des Abnormen in noch höherem Grade gegen die Wahrheit fehlen, Zerrbilder des wirklichen Lebens. In diesem Streben nach möglicher Treue, in dieser Vermeidung jedes falschen Pathos, alles Gemachten, erinnert uns Rudolf Lindau an Thackeray, ohne daß er dessen sich nie und da geltend machende satirische Schärfe und pessimistische Steifheit besitzt. Rudolf Lindau ist trotz — oder sollen wir sagen wegen? — seiner tiefen Welt- und Menschenkenntniß weit davon entfernt, ein Pessimist zu sein; aber eine gewisse Resignation liegt unverkennbar in seinem Wesen; er läßt sich durch keine Illusionen blenden, und die glänzende Hülle kann ihm den wurmfressigen Kern nicht verbergen. Er glaubt nicht daran, daß, wie echte oder komödiantenhafte Weltchmerzler meinen oder zu meinen vorgeben, in der Regel das Böse siegt; aber er weiß auch wohl, daß nicht immer das Gute triumphirt und daß der berechnende Intrigant ebenso gut sein Ziel erreichen kann, wie der ehrlich strebende Mensch. Nicht nur die ehle, treuliebende Martha Holm und die gute, kindlich hingebende Sophie gewinnen die von ihnen begehrten Männer; auch die schlau berechnende, weder durch Reize des Körpers, noch des Charakters bestechende Katharina Woyerski weiß das begehrte Glück zu gewinnen und den gutmüthig-beschränkten, etwas eiteln, reichen Russen Sanin für immer an sich zu fesseln.

Lindau weiß auch, daß die Menschen weder Engel noch Teufel, sondern eine Mischung aus beiden sind, nur daß sie bald mehr nach der einen, bald nach der andern Seite gravitiren. So hütet er sich geflissentlich, bei der Schilderung der sympathischen Personen und in den Szenen, wo die Leidenschaften aufeinander plagen, vor jeder Ueberdramatisirtheit; er scheut sich sogar nicht, den augenscheinlichen Lieblingen seiner Muse gewisse Schwächen beizulegen; der ehrliche Auge Nielken ist nicht ohne einen leichten Anflug von Behantern, der ihn aber keineswegs lächerlich erscheinen läßt; eher noch den rührend sympathischen Eindruck dieses Charakters verstärkt; die hübsche, holde Sophie ist von einer gewissen Beschränktheit nicht ganz freizusprechen; und doch wird der liebliche Zauber diese Mädchengestalt nicht im Mindesten dadurch beeinträchtigt. Vergleichen kann nur ein reifer, seines Könnens bewußter Künstler wagen und mit so überraschendem Gelingen durchführen.

Umgekehrt mildert Rudolf Lindau gerne den Eindruck, den die wenig anziehenden Gestalten machen. Der überlegen-cynische, rücksichtslos-spöttliche Vanquier Wickers beißt doch eine Stelle, wo er sterblich ist: die tiefe, wahre Liebe zu seiner unglücklichen kranken Schwester, und die mannhafte Entschlossenheit, mit der er nach seinem finanziellen Ruin in den Tod geht, nöthigt uns Achtung ab; die gefällige Frau Dolores Holm, die durch ihr kokettes Spiel mit andern Verehren ihren Mann tief unglücklich macht, erschweint nach ihrem, durch übermäßigen Morphemgenuß herbeigeführten Tode mehr beklagens-, als verdammenswerth, da der Arzt ein geheim gehaltenes unheilbares Herzleiden als Ursache ihres Verhaltens und ihrer lasterhaften Angewohnheit angiebt.

Es liegt diesen Zügen eine veröhnende Tendenz zu Grunde, etwas von jener Liebe, die Alles verzeiht, weil sie Alles begreift, es ist, als ob der Autor selbst da, wo der Leser zu anklagendem Urtheil sich berechtigt glauben könnte, diesem das Nichtschwerd aus der Hand winden will. —

Wohl kein Romanschriftsteller unserer Tage wird Rudolf Lindau in weisem, künstlerischem Maßhalten und zugleich sorgfältiger, gewissenhafter Durcharbeitung aller Theile übertreffen; ja er treibt dies Maßhalten mitunter so weit, daß es an Entagung grenzt. Nichts liegt Rudolf Lindau ferner, als die Sitten mancher Autoren, auf gewisse Situationen hin die ganze Arbeit anzulegen, ihre volle Kraft auf die wirksame Herausbringung der Höhepunkte zu concentriren, für welche das Uebrige nur als Vorbereitung und als Hinderglieder dienen muß. Alles ist mit derselben musterhaften, liebevollen Gründlichkeit behandelt; jede Effecthascherei, jede Ueberrumpelung des Lesers vermeidet R. Lindau mit ängstlicher Feinlichkeit — er will nicht blenden, nicht augenblickliche, verblüffende, sondern tiefe, nachhaltige Wirkungen erzielen. Er bricht oft da ab, wo ein Anderer den in einer Scene liegenden Effect voll erschöpfen würde, und überläßt es der angeregten Phantasie des Lesers, weiter zu arbeiten. Wir erinnern hier nur an die Conflictscenen zwischen Nielken und Wickers, zwischen Martha und Dolores, an die Discretion, mit der die

Krankheit der Letzteren geschildert ist. — Erstaunlich ist dabei, welche Wirkungen Lindau mit den einfachsten Mitteln zu erzielen weiß; mit wie unheimbaren Zügen er seine Personen doch so plastisch, lebenswahr hinzustellen und unserem Gemüthe so nahe zu bringen weiß; und zwar gilt dies nicht nur von den Hauptträgern der Handlung, sondern selbst von unbedeutenden Nebenpersonen. Die Lebensanschauung Rudolf Lindaus, seine künstlerischen Absichten, seine künstlerische Technik — Alles trägt den Stempel eines vornehmen Geistes; in dem Künstler verräth sich hier zugleich der Mensch. Der Roman „Martha“ darf den gehaltvollsten, reifsten Erzeugnissen der erzählenden Literatur unserer Zeit an die Seite gestellt werden. O. W.

Musikalische Notizen.

Zur Musik. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.

Die vorliegende Sammlung enthält diejenigen musikalischen Arbeiten Spittas, die sich nicht ausschließlich an die Fachgelehrten, sondern weit mehr an den Theil des Publicums wenden, der sich nicht damit begnügt, Musik zu hören, sondern bestrebt ist, über das Wesen der Kunst ein oder das andere von berufener Seite zu erfahren und sich dadurch zum Nachdenken über musikalische Vorurtheile und Probleme anregen zu lassen. Spitta versteht es, wissenschaftlich und vornehm und dabei doch anziehend und leicht verständlich zu schreiben. Seine Betrachtungen über „Kunstwissenschaft und Kunst“, über das „Mittleramt der Poesie“ werden für jeden Gebildeten eine Quelle geistigen Genusses sein; wer mehr nach der praktischen oder historischen Seite der Kunst gravitirt, wird in den Studien über Bach, Spöhr, Weber, Gade, Brahms u. A. Befriedigung und reiche Belehrung finden. Von hervorragender Bedeutung ist die Studie über die älteste Faust-Oper und über Goethes Stellung zur Musik, sowie ein Essay „Spontini in Berlin“, das sich die Aufgabe stellt, den seiner menschlichen und künstlerischen Schwäche wegen bisher hart mitgenommenen und mißcreditirten ehemaligen preussischen General-Musikdirektor in milderem Lichte zu zeigen. — Der letzte Artikel des Buches, der sich mit dem baltischen Politiker Oskar von Nisemann beschäftigt, steht zu der Musik in nur lockerer Beziehung.

Musikgeschichte der Stadt Lübeck nebst einem Anhang: Geschichte der Musik im Fürstenthum Lübeck von Carl Stiehl. Lübeck, Verlag von Lübeck u. Hartmann.

Ein kleiner, aber nicht unwichtiger Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Musik.

Obgleich die Quellen recht spärlich fließen, ist es dem Verfasser doch gelungen, in lesbarer Form ein anschauliches und übersichtliches Bild von der Entwicklung der musikalischen Kunst im Lübeckischen zu geben. Am ausführlichsten ist das 18. u. 19. Jahrhundert behandelt. Die früheren Jahrhunderte sind weniger reichlich bedacht. Der Musikhistoriker wird jedoch auch hier manches Neue und Interessante finden.

Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn-Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Chronik des Oratoriums. Herausgegeben von Prof. Dr. Jul. Schubring, Leipzig, Verlag von Dunder und Humblot.

Schubring, ein Jugendfreund Mendelssohns ist bei der Herstellung der Texte zu den Mendelssohn'schen Oratorien in so hervorragender Weise theilhaftig gewesen, daß die Herausgabe der zu diesem Zwecke gesammelten Correspondenzen als eine wirkliche Bereicherung der musikalischen Literatur zu betrachten ist. Es ist für den, welcher den Elias und Paulus als abgeschlossene Kunstwerke kennt, ein eigenartiger Genuß, zu sehen, mit welcher minutiöser Pünktlichkeit und Gründlichkeit die ersten Vorarbeiten dazu in Angriff genommen worden sind.

Die menschliche Stimme. Nach Charles Lum's „Philosophy of voice“. Unter Anleitung des Verfassers bearbeitet und ins Deutsche übertragen von Ludwig J. Trüg. Düsseldorf, Verlag von L. Schwann.

Für denkende Sänger und Gesanglehrer wird das Werkchen eine willkommene Gabe sein. Es ergeht sich nicht, wie viele Gesangstheorien der Neuzeit, in unfruchtbarem Spinnweben und gewagten Hypothesen, son-

bern giebt, auf der Methode der alt-italienischen Schule fußend, dem Leser dankenswerthe und praktische Rathschläge betreffs der künstlerischen Ausbildung des Stimmorgans.

Friedrich von Glotow's Leben. Von seiner Wittve. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Der Componist der „Martha“, des „Straballa“ ist zwar keine epochemachende

musikalische Persönlichkeit, aber immerhin werth, daß man über sein Leben und Wirken etwas Ausführliches und Authentisches erfährt. Wenn die Wittve eines Tonsetzers sich der Mühewaltung unterzieht, über ihren Gatten literarischen Bericht zu erstatten, so darf man gewiß sein, daß nur Gutes und Liebes ans Tageslicht kommt; das ist in obigem Buche denn auch der Fall.

Bibliographische Notizen.

Wie die Griechen ihre Kunst erwarben. Von Ludwig von Schell. Akademische Kaisergeburtstagsrede. Marburg, H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Dieses Thema im Rahmen einer Brunnrede abzuhandeln, die gedruckt knappe 20 Seiten umfaßt, trobet noch ein Drittel auf die in mehreren Jahrhunderten spazierengehende Einleitung und den festlichen Schluß entfallen — das ist gewiß ein Kühnes Wagniß. Die kräftigen Pinselstriche, mit denen da skizzirt werden muß, werden nur allzu leicht dem Laien in ihrem inneren Zusammenhange unverständlich bleiben, dem unterrichteten Fachmanne aber den Mangel fester und sicherer Umrisse nicht verschleiern können. Immerhin bewährt sich auch hier die Gabe des Verfassers, die großen Probleme der Kunstgeschichte unter welthistorischen Gesichtspunkten zu erfassen und in packender Form darzustellen. M. S.

Erlebtes und Erstrebt. Von H. Settegast. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Memoirenwerke und Autobiographien sind gewöhnlich reich an Anekdoten und kleinen Geschichten, deren Helben der Autor oder die bedeutenden Personen sind, mit denen er zusammengetroffen; manche von ihnen bestehen überhaupt fast ganz aus solchen Kleinmalereien. Dieser Zug, der je nach dem Erzählungstalent des Verfassers und seiner Fähigkeit, Maß zu halten, derartigen Werken etwas besonders Unterhaltendes oder etwas Ermüdendes verleiht, fehlt dem Buch von Settegast vollkommen. Gediegen, einfach und schlicht, wie der Mann, wie sein Leben ist, so ist auch sein Buch. Er ist kein blendender Geist, sein Entwicklungsgang kein spannender und außer-

gewöhnlicher, sein Dasein arm an aufregenden Ereignissen, die für Außenstehende Interesse haben könnten; es ist ausgefüllt von dem Stillsitzen in der Familie, über das nicht viele Worte zu machen sind, und von unendlich fleißigem Schaffen und Wirken, ernstem und erfolgreichem Streben in dem frei gewählten und mit glühender Begeisterung erfaßten Beruf eines Lehrers der Landwirtschaft. In diesem Beruf hat er eine für denselben besonders bedeutungsvolle Entwicklungsperiode mit durchgemacht und selbst mitgestaltet: die Verbindung zwischen der praktischen Landwirtschaft und den Wissenschaften, zumal den Naturwissenschaften. Für dieses sein Ideal kämpfte er in Wort und Schrift vom ersten bis zum letzten der zweieundvierzig dem Staatsdienst gewidmeten Jahre; freilich zuletzt mit veränderter Front. Als er seine erste Stelle in demselben, die des Gutssabministrator's und ersten Lehrers an der neugegründeten höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Proskau, antrat, handelte es sich darum, nach dem Vorgange von Koppe, Thaer u. A., die noch vielfach in den Händen rohester Empirie liegende Landwirtschaft mit den Errungenschaften der Wissenschaft, wie sie besonders durch Liebig für sie gewonnen worden, bekannt und vertraut zu machen; am Schlusse seiner Thätigkeit trat er lebhaft dafür ein, den Ort des theoretischen landwirthschaftlichen Unterrichts in organischer Verbindung mit einem Landgut zu erhalten, welches durch die Gewährung fortlaufender praktischer Demonstrationen und Experimente Lehrer wie Schüler vor der Gefahr doktrinäer Einseitigkeit und Erstarrung zu sichern berufen wäre. Damals suchte er Theorie und Praxis zu einander zu führen — und verwirklichte seine Absicht auf das Glänzendste in den von ihm geleiteten Akademien von Proskau und Balbau; jetzt versuchte er ihre

Trennung zu verhindern — und erfährt eine Niederlage. Als Lehrer an der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin befehlt er im Jahre 1889 seine von dem Staat und seinen zahlreichen Schülern, ja von der gesamten Landwirthschaft dankbar anerkannte Berufstätigkeit, um sich nummehr nach Ueberschreitung des 70. Lebensjahres wohlverdienter Ruhe im Kreise seiner Familie und einzelnen Lieblingsstrebungen, insbesondere auf schriftstellerischem Gebiet, hinzugeben. Als eine Frucht derselben erscheint dies ebenso anspruchsvolle wie lebenswürdige und gehaltvolle Buch, das insbesondere seinen Berufsgenossen als willkommene Erinnerungsgabe eines hochverehrten Führers gelten wird. Sch.

Carrière. Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Freudig haben wir bisher jede Veröffentlichung von Olga Wohlbrück begrüßt. Ueberall begegneten wir einer seltenen Feinfühligkeit der Empfindung, graziöser Schilderung und jener warmblütigen Gestaltung, die tiefes und nachhaltiges Interesse erregt. Wir halten Olga Wohlbrück für eine hochtalentirte Schriftstellerin und sind überzeugt, daß wir ihr noch Gutes und Besseres zu verdanken haben werden. Vorläufig aber scheint ihre Schaffenskraft zu größeren epischen Dichtungen noch nicht gereift genug zu sein. Ihr erster größerer Roman, der uns vorliegt, ist in der Erfindung nicht durchweg gelungen. Neben einem Guttheil Lebenswahren, erscheint Manches uns gesucht und nicht folgerichtig. Die Handlung selbst weist nicht jenen temperamentvollen Pulsschlag auf, den wir in den Novellen Olga Wohlbrücks so wirkungsvoll empfunden, hier tritt häufig ein Hinschleppen uns entgegen, das fast ermüdet, und das hervorgehoben wird durch das Bestreben der Dichterin, gar zu sorgfältig psychologisch zu motiviren. In der Darstellung dagegen finden wir ungehämtert den bekannten Zauber; echt weiblicher Zartfönn, stark entwickeltes Empfindungsvermögen schaffen auch hier wieder tief ergreifende und fesselnde Situationen,

so daß schließlich ein besonderes Wohlgefallen auch Olga Wohlbrücks neuestem Werke zu Theil werden wird. A. W.

Die Ehegänger. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848 von Wilhelm Jensen. Leipzig, Carl Reikner.

Es ist mir recht wunderbar gegangen bei der Lectüre dieses Jensenschen Buches; immer wieder habe ich mich auf dem Titelblatte überzeugen müssen, daß ich wirklich eine Jensense und nicht eine Erzählung von Rabe lese. Freilich, im weiteren Verlauf wurde die Unterschiedlichkeit der beiden Dichter immer merkllicher, trotzdem scheint mir festzustehen, daß sich Wilhelm Jensen in seinem neuesten Werke der dichterischen Eigenart Rabes auffällig genähert hat. Einen poetischen Fortschritt Jensens vermag ich aber hierin nicht zu erkennen; so gerechtfertigt mir sein großes dichterisches Ansehen erscheint, so oft er mich durch poetische Kraft zur Bewunderung hingerissen und durch epischen Schwung mir die Pulse schneller klopfen gemacht — sein neuestes Buch ist eine schwache Schöpfung! Zwar zucken auch hier helle Geistesblitze; Sinnigkeit und poetisch Schönes bereiten uns reiche Freuden; Sarkasmus und Schallhaftigkeit lassen uns heiter lächeln, aber die Handlung selbst wird schier erstickt durch das wuchernde psychologische Hautenwerk, sie ist unwahrscheinlich bis zur Unmöglichkeit von Anfang bis zu Ende, und — die Hauptsache, — sie ist uninteressant! Geucht, wie schon der Titel, erscheint die Darstellung an vielen Stellen. Warum die „Begebenheit“ sich grade 1848 zugetragen haben muß, ist nur in einem ganz äußerlichen Zusammenhange mit dieser bewegten Zeit dargethan; nichts von den eigentlichen zeitbestimmenden Ideen spiegelt sich in der Handlung wieder, und es macht gar häufig den Eindruck, als ob der Dichter seine Fäden nur recht mühsam weiter spinnt, weil der Stoff gar zu karg ist. Und daß bei Jensen, von dem wir gewöhnt sind, daß er mit echt künstlerischer Kraft aus dem Vollen gestaltet und schafft! — A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Acht Abhandlungen Herrn Prof. Dr. E. L. Micholet zum 90. Geburtstage als Festtruss dargebracht von den Mitgliedern der Philosoph. Gesellsch. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Amlets, Ed. de. Starkmut und andere Novellen von N. Oller. J. Kalnoki, L. K. Lazarevits, K. A. Tavanstjerna, Diedloff. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Barinskay, S., Buch d. Rosen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Brann, A., Panorama der Berliner Weltausstellung mit erläuterndem Text. Berlin, Commis.-Verlag von Cassirer & Danziger.

Bruno, R., Ertrunkene Liebe. Jugendlieder. Dresden, E. Pierson.

Chamberlain, H. S., Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

Darr Caprivi bleiben ! Von einem alten Politiker. Berlin, Heichen & Skopnik.

Dingeldein, O., Der Reim bei den Griechen und Römern. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims. Leipzig, B. G. Teubner.

Elser von Gronow, K., En passant. Humoristisch-satirische Federzeichnungen. Köslin, P. Perrin.

Engel, G., Die Philosophie und die sociale Frage. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Erfarth, R., Auf buntbewegten Gassen. Novellen und Bilder. Dresden, E. Pierson.

Eschen, M. v., Zwei reiche Frauen. Roman. Berlin, Verlag des Vereins d. Bücherfreunde.

Franz, Karl Emil., Der Gott des alten Doktors. Erzählung. Berlin, F. Fontane & Co.

Grotte, H., Welt u. Seele. Dichtungen. Dresden, E. Pierson.

Herder, J. G. v., Der Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen v. Rivar. Nach spanischen Romanzen. Schulausgabe v. W. Buchner. Essen, G. D. Baedeker.

Kaiser, F. C. A., Neue Bahnen in der Weltanschauung und Naturanschauung, naturgesetzlich begründet. Dresden, E. Pierson.

Kleinpaul, E., Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Ausgeführt für Dichter u. alle Freunde der Poesie von W. Langewiesche. 9. umgearb. und vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius Nachf.

Koffer, der schwarze. Aus d. Engl. v. E. Becher. (Engelhorns Allg. Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 23.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Malret, J., Der Affenmaler. Autorisierte Uebers. a. d. Französ. von A. Scheibe. (Engelhorns Allg. Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 24.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Mantegazza, P., Die Kunst zu heiraten. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Meyer's kleines Konversations-Lexikon. Heft 11 bis 20. Leipzig, Bibliogr. Inst.

Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Neunzehnter Bund. Jahres-Supplement 1891—1892. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Mitsotakis, J. K., Neugriechischer Sprachführer. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Petersdorf, R., Die sozialen Gezenstände und ihre Ziele für die Schule und Familie beleuchtet. Strehlen, E. Asser.

Pichler, A., Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Polenz, W. v., Die Unschuld und andere Federzeichnungen. Dresden, E. Pierson.

Prager, F., Wagner, wie ich ihn kannte. Aus dem Engl. übersetzt vom Verfasser. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

Rollstab, L., „1818“ oder die Hache d. Kaisers. Illustr. von W. Friedrich und O. Herrfath. Lief. 37—50. Weimar, Verlag d. Schriftenvertriebsanstalt.

Roth, J., Lose Blätter. Skizzen. Dresden, E. Pierson.

Schmidkunz, H., Der Hypnotismus in gemeinschaftlicher Darstellung. Stuttgart, A. Zimmer's Verlag.

Schulze, R., Diesseits und Jenseits. Confessionsloses Gedanken über die höhere Bestimmung des Menschen. Berlin, R. Heinrich.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Kärntner-Pusterthalbahn. (Klagenfurt-Franzenfeste). Kärntner Seen. — Hohe Tauern. — Ampezzaner Dolomiten. (Unterwegs VI.) Wien, A. Hartleben.

Schwindrazheim, O., Beiträge zu einer Volkskunst. Jahrg. II. Heft 1. Hamburg, C. Griese.

Sievers, W., Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Mit Abbildungen, Karten u. Tafeln. Lieferung 1—4. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Sittard, J., Kritische Briefe über die Wiener internationale Musik- und Theater-Ausstellung. Hamburg, C. Roysen.

Stern, M. R. v., Nebenwonen. Neue Gedichte. Illustr. von E. Schlemo u. W. Oertel. Dresden, E. Pierson.

Strecker, K., Der Sang von Mönchgut. Epische Dichtung. Stralsund, Bremers Verlagsbuchh.

Die Suggestion und die Dichtung. Gutachten über Suggestion und Hypnose. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Binzswanger-Jena, Geheimrath Prof. Dr. Emil Du Bois-Reymond-Berlin, Prof. Dr. Albert Eulenburg-Berlin, Prof. Dr. Exner-Wien, Prof. Dr. August Forel-Zürich, Prof. Dr. Fr. Fuhs-Bonn, Prof. Dr. P. Grützmacher-Tübingen, Wirkl. Geh. Rath Prof. Dr. H. v. Helmholtz-Berlin, Prof. Dr. Ludwig Hirt-Breslau, Prof. Dr. Fr. Jolly-Berlin, Prof. Dr. Otto Kahler-Wien, Prof. Dr. Richard v. Kraft-Ebing-Wien, Prof. Dr. E. Mendel-Berlin, Hofrath Prof. Dr. Theodor Meynert, Hofrath Prof. Dr. Hermann Nothnagel-Wien u. Hofrath Prof. Dr. W. Preyer-Berlin. Berlin, F. Fontane & Co.

Suttner, B. v., Eva Siebeck. Roman. Dresden, E. Pierson.

Trute, W., Die Zigeunerin. Episch-lyrisch-dramatisches Gedicht. Dresden, E. Pierson.

Von der Naturnothwendigkeit der Untersekunde menschlichen Handelns. Eine Untersuchung der Ursachen von Verbrechen und abnormen Geisteszuständen. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Vox humana. Auch ein Beichtbuch. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Waltershausen, L. v., An des Wahnes Faden. Sechs Novellen. Dresden, E. Pierson.

„Wie können unsere Frauen zur Ausschmückung der Wohnräume beitragen?“ Darmstadt, A. Koch.

Winkler, W., Deutsches Lehrerbuch 1. Schreiberehe. Bielefeld, A. Helmsch.

Wolff, Fr., Gedichte. Mit fünf Bildern nach Zeichnungen von Leopold Burger. Leipzig, O. Nutze.

Woerl's Reisehandbücher: Führer durch das Erzgebirge. Mit Special-Karten. Würzburg, L. Woerl.

Woerl's Reisehandbücher: Das Riesengebirge und seine Vorgebirge. Mit Karten. Würzburg, L. Woerl.

Woerl's Reisehandbücher: Das Rheinthal von Mainz bis Köln und seine Seitenthäler. Mit Special-Karten u. Plänen. 4. Auflage. Würzburg, L. Woerl.

Woerl's Reisehandbücher: Oberbayern und das oberbayrische Gebirge. Mit Illustr., Karten u. Plänen. 3. Aufl. Würzburg, L. Woerl.

Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- u. Tierseele. Zweite umgearb. Aufl. Hamburg, C. Voos.

Z., Ein Tag in socialistischer Utopien. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892^{er}. Frische Füllung. 1892^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58²⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Theresienbrunn 471 "
Neubrunn . . 473 "
Marktbrunn . 345 "
Felsenquelle. 47 "
KaiserKarl-Qu. 334 "
Kaiserbrunn. 391 "

— ♦ —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

**Quellen-
Producte.**

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisiert.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 63. — Heft 188.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift:

November 1892.

16.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

November 1892.

Inhalt.

	Seite
Hedwig Dohm in Berlin.	
Wie Frauen werden. Novelle. (Schluß)	139
Erich Schmidt in Berlin.	
Tannhäuser in Sage und Dichtung	176
Gustav Diercks in Steglitz—Berlin.	
Marokko und die Marokkofrage	196
J. C. Poeftion in Wien.	
Bjarni Thorarensen	215
Theodor Puschmann in Wien.	
Zu Ostern in Spanien. Reiseschilderungen	226
Bibliographie.	268
Schillers Werke. (Mit Illustrationen.) — Die Baukunst der Renaissance in Portugal.	
Bibliographische Notizen	272

Hierzu ein Portrait: Erich Schmidt.

Redirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

J. Engelhorn in Stuttgart. (Allgemeine Roman-Bibliothek).
Friedrich Pfeilschäfer in Berlin. (Verein der Bücherfreunde).



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

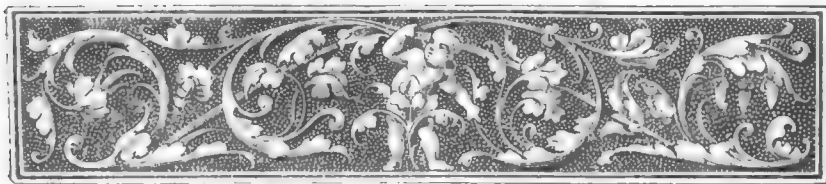
LXIII. Band. — November 1892. — Heft 188.

(Mit einem Portrait in Radierung: Erich Schmidt).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Wie Frauen werden.

Novelle

von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

(Schluß.)



Man tauchte in dieser Soirée seine Meinung über die merkwürdige Umwandlung, die mit der jungen Frau vorgegangen war, aus. Ein Liebhaber meinten die Einen, die natürliche Entwicklung jeder hübschen Frau, die Andern. Ein Dritter schrieb sie dem allmählichen Einfluß des genialen Gatten zu. Die Damen fanden ihr Wesen affektirt, ihre Toilette gesucht und herausfordernd.

In der That lag noch ein Zwang und etwas Mühjames in ihrer Art, sich zu geben, ihr Lächeln war forcirt, ihr Blick ängstlich und scheu. Dieser erste Abend war eine große Anstrengung für sie gewesen, die sie erst fühlte, als sie erschöpft, unbefriedigt, degoutirt wieder zu Hause war. Sie fand keinen Schlaf und schwor sich zu, die Komödie nicht weiter zu spielen. Ein Unwillen gegen Michael stieg in ihr auf, daß sie um seinetwillen sich so erniedrigte — zwecklos, ja zwecklos. Daß Dörthe Recht haben sollte, war ja unglaublich. Und doch — hatte Dörthe nicht Lorenz gleich bezaubert? und alle diese Menschen heut, unter denen tüchtige und ernste Männer gewesen? Gleichviel — gleichviel, sie wollte nicht! nein, sie wollte nicht! Es fiel ihr ein, daß ein Herr, der ihre nackten Arme bewundert, auf ihren Schameln zeigend, gesagt hatte: er fände es nicht decent, daß sie ihre schönen Schultern verhülle. Sie vergrub ihren Kopf in die Kissen. Pfu! pfui! nein! nein!

Am anderen Morgen sah sie die Dinge heiterer an, und der Gedanke der Scheidung trat wieder in den Vordergrund ihres Denkens. Wem schadete sie denn mit dieser Komödie? Sie hatte sich ja sogar stellenweis amüfirt, und stand es nicht in ihrem Belieben die Maske jeden Augenblick abzuwerfen? Es war auch etwas von einer brennenden Neugierde in ihr, was nun werden würde.

Es regnete jetzt Einladungen für Rätke. Die Eifersucht der Frauen auf Rätke's Erfolge wurden von dem Ehrgeiz der Wirthinnen, die einen amüsanten Salon haben wollten, überboten.

Rätke's Entwicklung zu einer reizenden und koketten Mondaine ging überraschend schnell von Statten. Was diesen Werdepriesterei beschleunigte, war die andauernd starke innere Erregung, in der sich die junge Frau befand. Sie war wie Jemand, der lange geschlafen hat und nun frisch, kräftig das Tageswerk in Angriff nimmt. Sie fühlte einen fortwährenden Sporn, der sie reizte, vorwärts trieb, hin zu dem Ziel — daß er sich nicht sollte scheiden lassen. Vielleicht entsprach auch die Rolle, die sie spielte, einigen Bedingungen ihrer Natur, ihrer lebhaften Phantasie, ihrer Lebensfreudigkeit.

In der praktischen Anwendung der ihr von Dörthe überlieferten Lehren ließ sie bald nichts zu wünschen. Sie lernte mit liebenswürdiger Sicherheit die artigsten Complimente über die unartigsten Dinge sagen, z. B. über Gesangsvorträge ohne Stimme, über mißrathene Toiletten und Reden. Sie lernte den warmen Herzenston zu treffen bei Condolationen oder Gratulationen, deren Ursachen ihr vollkommen gleichgiltig waren, sie lernte über Witze zu lachen, die keine waren, ein Fest, wo alle Welt sich gelangweilt hatte, überaus charmant zu finden und ihren Blicken, auch wenn sie nichts zu sagen hatten, eine beredte Sprache zu leihen.

Was aber ihren Erfolg so schnell entschied, davon wußte, ahnte die Arglose nichts. Michaels blaues Bild — „das blaue Wunder“, hieß es im Volksmund — war jetzt ausgestellt. Dörthe hatte durch einige Freunde dahin gewirkt, daß man auf dem Bilde das Profil Rätke's erkannte, und — von dem Profil zog man weitere Schlüsse.

Als einmal ihr Ruf als eine der reizendsten Salondamen feststand, konnte sie thun und lassen, was sie wollte, ohne diesen Ruf zu gefährden. Sie durfte leeres Zeug reden und reißirte; sie erschien in der extravagantesten Toilette z. B. schwarze Wolle, tief ausgeschnitten, mit einem goldenen Gürtel, und reißirte. Sie war launenhaft, capriciös und reißirte um so mehr. Die Gesellschaft ist wirklich nicht anspruchsvoll. Es kommt kaum darauf an, wirklich geistreich, kokett oder witzig zu sein, wenn man nur die Allüren dieser Qualitäten hat. Man nimmt meist den guten Willen für die That und merkt selten, wo der Esprit aufhört und die tändelnde Leerheit anfängt, wenn nur den Sinnen und der Eitelkeit Rechnung getragen wird.

Was Rätke aber nie lernte, das war witzige Bosheiten zu sagen und brollig zu sein. Sie entschädigte für diesen Mangel durch eine berückende,

anmuthsvolle Naivetät. Daß ein Hauch von Poesie auf ihrer Erscheinung lag, der nicht auszulöschen war, nahm man mit in den Kauf.

In ihre Denkweise kam allmählich etwas Geringschätziges und Bitteres. So also waren die Menschen! so dachten, so urtheilten sie! Und Dörthe hatte recht, Lorenz hatte recht, und sie in ihrer tugendsamen Brüderie hatte unrecht gehabt.

Eines Abends hatte sie einen besonderen Triumph gefeiert. Bei einem Diner war ihr von der Wirthin ein Tischnachbar zugewiesen worden, der sie bis jetzt ignorirt hatte, weil er in den Banden einer anderen Dame lag. Ein Zufall wollte es, daß diese, seine Coeur-Dame zu seiner Linken saß, was die Vernachlässigung seiner Dame zur Rechten zur Folge hatte. Räthes verlegte Eitelkeit revoltirte, und sie führte das ganze Arsenal ihrer gelernten Künste gegen den pflichtvergessenen Cavalier in's Gefecht: Blicke wie langgezogene Flötentöne, bezauberndes Lächeln, girrendes Lachen, Redereien seine Don Juan-Qualitäten betreffend, und last not least Enthusiasmus für seine hypnotische Heilmethode, (er war Arzt), welche Methode sie sich eingehend von ihm erklären ließ, während sie mit gespanntester Aufmerksamkeit an seinen Lippen zu hängen schien.

Nach einer Stunde sank die arme Ariadne zur Linken, geknickt auf ihrem Stuhl zusammen, und Räthe hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Freilich bezahlte sie diesen Sieg am anderen Tage mit einer herben Unzufriedenheit, die an Ekel grenzte.

In solchen Stunden der Einker und der Reue über ihre armseligen Triumphe, pflegte sie stundenlang einsam im Thiergarten umherzuwandeln.

Es war im November. Trübe blickte sie auf das Durcheinander von fahlen, verblichenen, zartverhauchenden, schmutzigrünen und feurigen Farben um sie her. Eine Unruhe war in dieser Herbstnatur, etwas Vielfarbiges und Wirbelndes, etwas Zerzaustes und Zerfahrenes, Flittriges und Flattriges. Und zwischen all dem Trüben und Welken, hier und da eine Prachtgruppe rothgoldener Bäume. In Räthe war etwas, dieser Herbstlandschaft Verwandtes, lose hin- und herflatterndes und allmählich sich entblätterndes, und zwischendurch ein reiner, voller Gefühlsklang.

Während sie dahin wandelte, dachte sie, die Menschen sind in ihrem Herbst auch wie die meisten Bäume hier trübe und flau und farblos, nur einzelne zeigen erst im Herbst ihres Lebens die ganze Pracht ihrer starken und schönen Natur, wie jene rothe Baumgruppe; zu denen würde sie nie gehören. Sie würde früh eingehen und welken.

Sie wurde irre an Allem. Sie wußte nicht mehr, was recht und was unrecht war. Das heißt, im tiefsten Innern wußte sie es doch. Sie wußte ganz bestimmt, was sie hätte thun müssen, und wußte auch, daß sie es nicht thun würde.

„Aber ich will doch! ich will!“ sagte sie, im schnellen Vorwärtsschreiten laut zu sich selber.

Du thust es ja doch nicht!

Ich thu' es!

Wir werden ja sehen.

Ermattet von dem kämpfenden Grübeln dachte sie gar nichts mehr. Und als sie sich Abends zur Gesellschaft anleibet, fällt ihr ein: ich wollte doch nicht mehr in diese Art von Gesellschaften gehen, warum thu' ich's denn? Ach, weil ich ein elender, schwacher Charakter bin. Aber vielleicht hilft ein starker Charakter auch nichts. Man weiß ja doch nie, wie es kommt. Und sie muß doch auch dahinter kommen, ja, sie muß, ob Michael so ist wie die Andern, ob Dörthe recht hat. Und wenn Dörthe recht hätte, ob sie Michael noch so lieben könnte wie früher? Sie weiß es nicht.

Oft noch hatte sie in der ersten Zeit solche Stunden der Auflehnung gegen die Rolle, die sie spielte. Wirklich eine Rolle? Wo das Spiel aufhörte und ihr eigentliches Wesen anfang, sie wußte es nicht mehr.

In dem Uebermuth, in der blühenden Lust der Feste, fühlte sie zuweilen eine Spannung aller Lebenskräfte, einen Zug und einen Schwung, den sie früher nicht gekannt hatte. In diesen Stimmungen machte sie den Eindruck eines vollbesegelten Schiffes, das mit geblähten Segeln frisch und kühn durch alle Winde fährt. Aber dann plötzlich, mitten in dieser Lust ein Umschlag: das zu tief decolletirte Kleid einer Dame, auf das ihr Blick fiel, das lüstern frivole Wort eines Cavaliers, sein weingeröthetes Gesicht oder sein Blick auf ihre nackten Schultern trieben ihr das Blut in's Gesicht.

Allmählich wurden die erweckenden Stimmen in ihr schwächer. Ihr Feingefühl stumpfte sich ab, die Gewöhnung trat in ihr Recht. Bald wandelte sie nicht mehr auf einsamen, verschneiten Wegen, um die Lösung ethischer Probleme zu suchen; sie hatte auch gar keine Zeit dazu. Da sie nicht reich genug war, um mit der modernen Pracht der meisten Damen zu rivalisiren, mußte sie dieses Deficit durch poetische Arrangements und originelle Einfälle, die Zeit und Nachdenken kosteten, ersetzen. Und nun geschah es, daß sie zuweilen, während eines ganzen Abends, nicht ein einziges Mal an Michael gedacht, sondern sich ohne Hintergedanken, aus heiler Haut, ausnehmend amüsirt hatte.

Oft wenn sie Nachts nach Hause kam und das wachgewordene Kind hörte, beugte sie sich über sein Bettchen und wartete, daß es, vermöge eines geheimnißvollen Instinkts, sie vorwurfsvoll anblicken oder aufweinen sollte. Das Kind aber fuhr mit seinen Händchen, unter girrendem Lachen, in die Locken und Blumen der Mutter und hatte offenbar seine helle Freude an der kokett gepudgten Frau. In der That, das Kleine litt nicht unter ihrer Weltlichkeit. Es schlief ja immer schon, wenn sie ausging. Es gebieth prächtig; ob sie anwesend war oder abwesend, machte keinen Unterschied.

Und was sie that, geschah es nicht auch des Kindes wegen? Sie wollte ihm ja den Vater zurückerobern. Später, wenn sie erst wieder festen Boden

unter dem Fuß fühlen, und die Scheidung sie nicht mehr ängstigen würde, dann wollte sie sich ausschließlich dem Kinde widmen.

Lorenz' Art, der jungen Frau den Hof zu machen, wurde eindringlicher, wenn er auch keinen Augenblick die berechnende Vorsicht des Menschenkenners außer Acht ließ. Auf Rätthes Charakterchwäche, auf ihre geistige Unselbstständigkeit, die sie immer geneigt machte, Anderen mehr als sich selbst zu vertrauen, gründete er seine Taktik. Er suchte zuerst ihre Intelligenz zu kaptiviren, ihren Geist zu corrompiren, und erst ganz allmählich führte er die Leidenschaft in's Gefecht.

Er überjah eins: So gefügig und schmiegsam ihr Intellekt war, ihre feusche Natur sträubte sich dagegen, leichtfertige Anschauungen, denen ihr Geist zugänglich war, in Handlungen umzusetzen.

Lorenz wußte, wieviel auf das Milieu und auf die Stimmung ankommt, wenn man die Liebe eines Weibes gewinnen, oder vielmehr ihr Herz und ihre Sinne überraschen will. Er vermied, ihr bei naschkaltem oder unfreundlichem Wetter auf ihren Spaziergängen zu begegnen. Niemals besuchte er sie an hellem Vormittag. In der Dämmerung aber, ehe man die Lampen brachte, wenn er sicher war, sie am Kaminfeuer zu finden, da kam er oft zu einem Plauderstündchen herunter. In Gesellschaften, wenn das verwirrende Durcheinander von Musik, Blumenduft, Schönheit und stuthender Lust an ihre Sinne pochte, dann suchte er sie in irgend einem lauschigen Winkel in einem intimen Gespräch festzuhalten. Oder er redete an einem solchen Abend kein Wort mit ihr, nur seine Blicke folgten ihr, wohin sie sich bewegte. Sie sollte fühlen, daß er da war, da für sie allein, und daß er sie liebte — natürlich als das Madonnenbild im Heiligenschein seines Herzens. Nie riskirte er im Gespräch mit ihr ein Wort der Liebe. Er wollte sie sicher machen und um jeden Preis eine Zurückweisung vermeiden.

Sie gewöhnte sich an seine stille Bewunderung und an den Weichens-strauch, den er ihr jeden Morgen schickte. Wäre das Eine oder das Andere ausgeblieben, sie hätte es vermißt.

Hellbach hatte außerdem einen Vorwand gefunden, um täglich einige Zeit mit ihr zusammen zu sein. Er bemalte die Wände ihres Salons. Die Flächen theilte er in Felder und da hinein malte er poetisch phantastische Einfälle: In Blumen- und Blättergeräth ein Mädchen, das die Flöte bläst, und die Vögel kommen alle herbei. Ein schönes Kind ruht träumend auf einer Riesenblume, und Blüthen rieseln auf sie nieder. Unter einem Baum sitzt sinnend ein Jungfräulein, über ihr auf einem Zweig hockt ein Rabe. Auf eins der größten Felder aber hatte er eine Landschaft gemalt, eine märchenhafte Einsamkeit. Auf einer in weißem grellen Sonnenlicht glitzernden Brücke stand eine schwarzverhüllte Frauengestalt, die sich über das Geländer neigte, so daß man ihr Gesicht nicht sah. Ueber ihr thürmten sich Felsen auf Felsen.

Er hatte Rätthe gebeten, ihm ein paar Mal zu der Gestalt, die er „die Melancholie“ nannte, zu sitzen. Gelegentlich einer dieser Sitzungen, die sie

ihm gewährte, betonte er wieder aufs nachdrücklichste, wie er es schon oft gethan, die Unzuträglichkeit einer Scheidung. Die Position einer Geschiedenen sei für eine junge, hübsche Frau eine unmögliche, nur rathsam und denkbar als Uebergang zu einer zweiten Ehe. Und wer bürgte einer Frau dafür, daß die zweite Ehe glücklicher ausfallen werde, als die erste? Selbst wenn sie Michael nicht liebte, würde er die Scheidung widerrathen.

Wie? auch wenn sie ihn nicht liebte? Was für eine öde, traurige Ehe das sein müsse! Treue ohne Liebe!

Er lächelte sarkastisch. Treue! was für ein Mißbrauch mit dem Wort getrieben würde! Treue könne unter Umständen schamlos sein. Was hieße treu sein? Etwas immer lieben, weil wir es einmal geliebt haben? etwas immer denken, weil wir es einmal gedacht haben? Er hätte einmal für einen Bazar Glühlichter gebichtet, eines derselben hätte ihm selbst so gefallen, daß er es im Gedächtniß behalten: „Willst steigen Du von Stufe zu Stufe, — widerrufe.“ Untreu seien wir alle, untreu unsern Meinungen, untreu unsern Freunden, denn diese Freunde selbst seien dem Wechsel unterworfen. Unsere Intelligenz dieses Jahres wachse über die des vorigen Jahres hinaus. Jeder Fortschritt sei Untreue. Treue hieße Untreue gegen uns selbst, kurz und gut, sie sei ein geistiger Schimmel.

Räthe war ganz verwirrt.

„Aber Untreue in der Ehe,“ entgegnete sie, „das sei doch ganz etwas anderes, das sei — —“

„Ehebruch,“ unterbrach er sie. „Zunmer noch besser, als Herzensbruch.“

Und in berebten Worten setzte er ihr auseinander, daß es eine Moral gäbe, die lebe, und eine andere, die nur ein todttes Wort sei. Das todtte Wort „Ehebruch“ sei eine Art Vogelscheuche, die die Ehemänner aufstellten für ihre eigenen Frauen, bei Leibe nicht für die Frauen ihrer Mitbrüder. In Zeiten, wo man die Ehebrechenden köpfte, spießte, an den Pranger stellte, oder sie sonstigen Martern unterzog, da wäre der Begriff des Ehebruchs lebendig gewesen, lebendig bis zu den blutigsten Consequenzen in Indien, wo die lebendige Gattin zu dem todtten Gatten in's Grab stieg.

Räthe wußte nicht wie sie sich solchen Aeußerungen gegenüber verhalten sollte. Nahm sie dieselben für Ernst, so mußte sie dem Freunde ihr Haus verbieten. Sie zog vor, was er sagte, als geistreichelnde, frivole Paradoxen gelten zu lassen. Sie hielt sich die Ohren zu und betheuerte, daß sie ihm nicht ein Wort glaube, sie glaube nicht an die Liebhaber verheiratheter Frauen, sie glaube aber an seine satanische Natur, die auf einen Faust laudere, um ihn zu verderben. Gott sei Dank sei sie kein Faust.

Er vertheidigte sich damit, daß er ja keineswegs seine eigenen Ansichten ausspräche, er zöge nur die Consequenzen aus den Handlungen der Majorität der exclusiven Gesellschaftsklassen. Und wenn er ihr, der naiv Unerfahrenen, die Welt zeige, wie sie sei, so geschähe es, um sie vor den Gefahren, die Weltunerfahrenheit für eine junge Frau mit sich bringe, zu bewahren.

Daß aber die hergebrachte Form der Ehe nicht die ganz richtige sein könne, das sei allerdings seine Ueberzeugung. Ob Rätthe einmal eine Sitten- oder Culturgeschichte gelesen habe, eine übersichtliche, in gedrängter Form?

Rätthe erinnerte sich nicht.

So möge sie eine solche lesen, und sie werde sehen, daß vom Anfang aller Cultur bis zur Gegenwart, auf und ab, in den Beziehungen der Geschlechter immer dasselbe Spiel gewesen, dieselbe Unmoral mit geringen Abweichungen nach der besseren oder schlechteren Seite. Auf der einen Seite, im Uebertretungsfalle: harter Gesetzeszwang, öffentliche Brandmarkung, Gift und Revolver von Seiten des beleidigten Gatten, und auf der andern Seite — einzig und allein Aphrodite mit ihren Hilfsgeistern, die der Gesetze spotte und spielend über sie triumphire. Die Natur, explosiv wie Dynamit, sprengte die granitesten Gesetzestafeln.

Und was er daraus folgere?

Daß wir noch nicht das Richtige gefunden für den Verkehr der Geschlechter, daß wir noch auf den Solon für die Regelung dieser Gesetze warten, und daß wir bis dahin — auf Compromisse angewiesen seien.

„Ihre Reden sind ja förmliche Leichenreden für die Moral,“ rief Rätthe nun doch erregt und außer Stande, bei der scherzhaften Auffassung zu verharren.

„Oder Bergpredigten für die Alliee der Natur.“

Sie sprang auf.

Nur ein paar Minuten möchte sie noch still halten. Da er sie als Melancholie male, könne er nur Melancholisches denken. Es käme ja auch wirklich bei solchen Reflexionen nichts heraus. Wozu überhaupt all das Grübeln und Moralisiren, wenn wir doch sterben müßten, wo es dann bekanntlich keine Rosen und keine Liebe mehr gäbe, und es dann ganz gleichgültig sein würde, ob wir uns hienieden moralisch geschunden hätten.

Sie wollte wieder auffahren.

„Bitte, den Kopf senken.“

Sie sprachen nicht mehr, aber ihre Gedanken waren bei einander.

Was Hellbach im Anfang für Rätthe empfunden, war nichts gewesen als eine neugierige Sympathie. An ihrer Weltlichkeit hatte sich die Sympathie zu einem starken Verlangen entwickelt.

Er verschaffte Rätthe Einladungen zu Kreisen, eleganten selbstverständlich, die seinen Zwecken dienten, Kreise, in denen die Bourgeois-Tugend ein überwundener Standpunkt war. So hatte er sie bei Frau von Sallet eingeführt, die ein licenciöses Leben führte und von deren Liebhabern man so ungenirt sprach, wie von den Männern anderer Frauen.

An der Persönlichkeit der Wirthin mochte es liegen, daß dieser Kreis, obwohl jeder der Anwesenenden in der besten Gesellschaft durchaus regu war, ein wenig den Eindruck von monde à côté machte. Sehr viel Aristokratie und Offiziere. Sehr viel, theils durch den Lob, theils durch andere weniger natürliche Umstände auseinandergerissene Ehepaare. Die

Damen alle unendlich decoletirt. Sie rauchten sämmtlich sehr viel Cigaretten, knabberten sehr viel Süßigkeiten und waren unbändig fidel. Die meisten von ihnen hatten eine Vergangenheit oder waren im Begriff, sich eine zu beschaffen. Die Frau vom Hause war von rührender, unverfrorener Tactlosigkeit und extravagirender, etwas gesuchter Originalität; dabei voll Bonhomie und herzlichster Gastfreundschaft. Sie afficirte ihre Liebhaber, theils aus Schlaueit, theils weil es ihr bequem war. Ihr unbedeutender Mann somnte sich in ihrer Schönheit und war einigermaßen stolz auf ihre Anbeter, an deren ernstem Charakter er nicht glaubte.

Räthe fühlte sich an ihrem ersten Gesellschaftsabend in diesem Kreise nicht wohl. Ein junger französischer Attaché, an den die Frau vom Hause Rechte hatte, machte ihr auffallend den Hof und benutzte seine mangelhaften Sprachkenntnisse, um unglaublich gewagte Worte zu lanciren.

Als er sich entfernte und Hellbach seine Stelle einnahm, trat die Wirthin zu Räthe heran und drohte ihr scherzhaft: „Sie kleine Teufelin, wenn sie sich von dem da (sie zeigte auf den Attaché) die Cour machen lassen, frage ich Ihnen die Augen aus.“

„Frau Böhmer,“ antwortete Hellbach für Räthe, „läßt sich leider überhaupt nicht die Cour machen.“

„Warum denn nicht?“ fragte Frau von Sallet mit naivem Erstaunen.

„Einmal schützt sie Talentlosigkeit auf diesem Gebiet vor, und dann — Frau Böhmer ist in ihren makellosen Ruf verliebt.“

„Ruf! Ruf!“ lachte Frau von Sallet, „aber Ruf ist, was man sich selbst zuzieht — durch Ungeschicklichkeit.“

Räthe sah Hellbach mit einer ängstlichen Frage in den Augen an. Er nahm eine Rose aus einer Schale.

„Diese duftende Rose voll Dornen und Stacheln, nicht wahr? Der Geschickte entfernt die Dornen.“

Er that es und reichte Räthe die Rose. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte die Rose nicht.

Frau von Sallet, die einen neu angekommenen Gast begrüßt hatte, wandte sich wieder zu ihnen.

„Ja — also, nur nicht pater peccavi sagen, wenn man hinter die Schule gegangen ist, keine Armensündermiene! Den Kopf hoch! meine Coeurbuben sind meine internste Angelegenheit, und Niemand — —“

Eine auffallend schöne, etwas passirte Dame in einem weißen Tuchkleid mit Purpurfaum ging vorüber.

„Aber, Frau von Herzen,“ rief ihr die Wirthin zu, „Sie sind ja heut schöner als ich, alle Welt findet es. Wenn Sie es nicht wären, ich würde vor Neid plagen.“

Die geschmeichelte Dame antwortete mit einem Compliment.

Hellbach wollte Näheres von der schönen Frau wissen, die augenscheinlich zu den Gefeiertsten unter den Anwesenden gehörte.

„Was, Sie kennen Frau von Herzen nicht? Eine Frau mit einer so schönen Vergangenheit. Ihr Mann hat sich von ihr scheiden lassen, weil sie in wenigen Jahren mit ihrem Liebhaber eine und eine halbe Million verputzt hat, und der Liebhaber verdiente es natürlich nicht.“

„Und man nimmt keinen Anstoß daran?“ fragte Hellbach mit einem Blick auf Rätke.

„I wo! Ich erzählte es vorhin dem Professor da (sie zeigte auf einen würdig aussehenden berühmten jüngeren Gelehrten), und wissen Sie, was der darauf bemerkte? An dem Abenteuer dieser Frau sähe man, daß es noch Romantik in der Welt gäbe. Allerdings, hat Frau von Herzen aus ihrem Schiffsbruch noch mehrere Millionen gerettet.“

„Und sehr schöne, augenblicklich äußerst sichtbare Schultern,“ fügte Hellbach hinzu.

Sie wurden durch einen Gesangsvortrag unterbrochen. Eine Dame sang eines jener Lieder, die die Nerven in wollüstig sehnüchtige Schwingungen versetzen.

Den Kopf leicht hintenüber gelehnt, ein halbes Lächeln auf den Lippen, mit geschlossenen Augen, versenkte sich Rätke ganz in die Stimmung der Musik. Sie fuhr zusammen, als sie Hellbachs Stimme hinter sich hörte.

„Warum, Katharina, verstopfen Sie Ihre Ohren nicht vor dieser zaubersüßen Musik?“

„Eben deshalb nicht, weil sie zaubersüß ist.“

„Ich habe Sie auch im Verdacht, daß Sie vor der herrlichsten Landschaft Ihre Augen nicht verschließen.“

„Warum sollte ich es?“

„Und warum verschließen Sie Ihr Herz vor Empfindungen, die bezaubernder sind als ein Sonnenuntergang, weltentrückend seliger als Musik?“

Er warf ihr die Rose, die er noch in der Hand hielt, in den Schoß. Sie nahm sie mechanisch und drückte ihr Gesicht hinein.

Der Duft der Blumen stieg ihr zu Kopfe. Es war schwül in dem Raume. Die weiche Gluth seiner Stimme, der Champagner, der in den Gläsern perlte, die Diamanten auf den schwellenden Formen der Frauen, das Leuchten ihrer Augen — — der Flügelschlag der Lust rauschte durch den Saal.

Ihre Aufmerksamkeit wurde auf eine Gruppe gelenkt, in der man sich ausnehmend zu amüsiren schien, und deren Mittelpunkt ein hervorragender Bildhauer bildete. Dieser Künstler, Inhaber eines krankhaft empfindlichen Schönheitsfinnes, hatte soeben die langen Ärmel in dem weißen purpurgesäumten Kleid der Frau von Herzen als langweilig und entstellend zum Tode verurtheilt, und mit einer Scheere, die er sich verschafft, überfiel er hinterrücks die Dame und schnitt ihr, unter dem Jubel der übrigen Gäste, die Ärmel kurz an der Schulter ab. Natürlich hielt Frau von Herzen

Still, um nicht durch die Scheere verletzt zu werden, wie sie sagte. Einige liebevolle Damen eilten herbei, um eine zu klaffende Lücke an der Schulter, mit Spitzen, und was sonst zur Stelle war, zu verstopfen. Neues Entzücken.

Räthe, einem Impulse reuevollen Unmuths folgend, verließ plötzlich, ohne sich von Jemand zu verabschieden, die Gesellschaft. Vor der Thür fand sie keinen Wagen. Ein Schneesturm tobte. Mühsam kam sie nur Schritt vor Schritt vorwärts. Sie hörte, daß Jemand in der einsamen Straße hinter ihr herkam, und obgleich es kaum zehn Uhr war, empfand sie Furcht.

„Katharina!“

Es war Hellbach.

Sie hätte aufjubeln mögen. Fest hing sie sich in seinen Arm und ließ es geschehen, daß er, sie schützend, den Arm um ihre Schulter legte. Sie konnten bei dem Unwetter nicht miteinander sprechen. Endlich fanden sie einen Wagen. Er setzte sie sorgsam hinein. Ein anderer Wagen war nicht da, er wollte den Weg zu Fuß fortsetzen. Sie zögerte einen Augenblick, dann forderte sie ihn auf, mitinzusteigen. Er küßte die Hand der Samariterin. Im Wagen sprachen sie kein Wort. Sie fühlte aber seine intensiven Blicke durch die geschlossenen Lider. Sie fröstelte. Er zog den Pelz fester um sie zusammen; seine Hände zitterten. Sie drückte sich in die äußerste Ecke des Wagens und wagte kaum zu athmen. Sie hatte die Empfindung, daß sie sich wehren müsse gegen ein unsichtbares Etwas, das sich schwer und schwül auf ihre Brust legte, dagegen, daß etwas gesprochen würde, etwas Unwiderstehliches, Schicksalschweres, was nie gesprochen werden durfte.

Wie langsam der Wagen fuhr! Sie fühlte, daß seine Hand, suchend, leise an ihrem Pelz hinabglitt, wie ein intimes, irritirendes Streicheln. Sie ließ ihm ihre Hand, nur um keine Bewegung zu machen, kein Wort reden zu müssen.

Sie kamen in die Siegesallee, der Schneesturm hatte aufgehört. Die Wolken rissen auseinander. Der Vollmond ergoß sich über den weißen Schnee, und eine Geisterlandschaft, in zarten Dunst getaucht, von traumhaftem Reiz, that sich vor Räthe auf. Es ging wie ein Orgellang durch ihre Seele. Sie zog ihre Hand aus der seinen und athmete befreit auf. Ruhig wandte sie sich Hellbach zu und sagte mit heller, lauter Stimme:

„Finden Sie nicht lieber Hellbach, daß Michael lange ausbleibt?“

Er antwortete nicht. Vor ihrem Hause hob er sie aus dem Wagen und verneigte sich zum Gruß, ohne ein Wort des Abschieds. Er war erkältet bis in's Mark. Als sie im Hausflur verschwunden war, hallte er unwillkürlich die Faust gegen den Mond. Der war Schuld, daß nicht geschehen war, was er gemollt. Gleich darauf aber lächelte er in sich hinein über sein romantisches Gebahren.

Früher oder später, dachte er, was thut's! und zündete sich eine Cigarre an.

An einem Februartag war Michael vom Rhein zurückgekehrt. Er war in sein Atelier hinaufgestiegen, ohne seine Gattin begrüßt zu haben. Er wollte zuerst von seinem Freunde Hellbach erfahren, ob während seiner Abwesenheit sich etwas Bemerkenswerthes zugetragen. Hellbach theilte ihm allerlei aus dem Kunst- und Künstlerleben der letzten Monate mit und erwähnte auch nebenher, daß Frau Katharina jetzt viel in Gesellschaft gehe, die sie vermuthlich als Lethetrank benutze, zu vergessen, was hinter ihr oder vielmehr vor ihr läge — die Scheidung.

Michael fragte, ob sie sehr deprimirt wäre?

Sie würde es vielleicht mehr sein, meinte Lorenz, wenn sie nicht eine Jugendfreundin wiedergefunden hätte, mit der sie täglich zusammenhocke, übrigens, setzte er hinzu, ein reizendes Geschöpf, diese Wiedergefundene, wenn er ihre Bekanntschaft machen wolle, sie sei gerade unten im Salon.

Michael beschloß, sogleich hinunter zu gehen, weniger der reizenden Freundin wegen, als weil es ihm angenehm war, seine Frau, die er doch einmal begrüßen mußte, in Gegenwart eines Dritten wiederzusehen.

Er öffnete die Thür des Salons. Sein erster Blick traf Dörthe. Fassungslos blieb er auf der Schwelle stehen. Käthes ganzes Herz flog ihm entgegen. Bitternd, stockend brachte sie ein Wort des Willkommens über die Lippen, das er nicht beachtete. Er starrte nur immer auf Dörthe.

Auch sie hatte bei seinem Eintritt die Farbe gewechselt, aber schnell ihre Geistesgegenwart wiedergewonnen.

„Daß Du mich Deinem Mann nicht vorzustellen brauchst —“ wandte sie sich an die junge Frau, „weißt Du, liebe Käthe. Wir sind alte Bekannte. Und doch, Meister Böhmer,“ fuhr sie mit verbindlichem Lächeln fort, „habe ich Sie kürzlich von einer ganz neuen Seite kennen gelernt. Ihre Geburt der Venus! Gut ab! oder sagen wir lieber gleich: auf die Kniee vor dem Messias der Farbe!“

Und sie fing an, das Bild in allen Tonarten zu loben. Sie wollte ihm durch ihr Rede Zeit geben, sich zu fassen, und zugleich wollte sie Del in die Wogen seines Zorns gießen. Sie erreichte ihren Zweck. Er stotterte einige Worte des Erstaunens, sie bei seiner Frau zu finden.

„Wir wollen nur gleich Licht in die Irrungen und Wirrungen bringen,“ sagte Dörthe entschlossen. „Ihre Frau weiß Alles.“

Michael starrte von Dörthe zu Käthe. Seine Lippen zuckten. Der Blick, der Dörthe traf, war so wild, daß Käthe erschrak.

„Es scheint, Du urtheilst strenger als ich,“ sagte sie schüchtern.

„Wie — Du — Du — könntest, aber das ist ja — —“

Käthe suchte ihn zu beschwichtigen.

„Sie wird den Maler, in dessen Atelier Du sie überraschest, niemals wiedersehen.“

Dörthe, die fürchtete, daß Michael die Herrschaft über sich verlieren könnte, fügte schnell hinzu:

„Vor meiner lieben Rätthe habe ich kein Geheimniß, sie weiß von jenem Maler, Ihrem Collegen — Namen habe ich nicht genannt — wo Sie so plötzlich, ohne anzuklopfen — der reine Hausfriedensbruch. Sie weiß aber auch, daß meine Passion für jenen Impressario — Impressionisten“ verbesserte sie sich schnell — „nicht nur erloschen, sondern überhaupt von jeher nur die Ausgeburt einer schwachen Stunde war, wie Schiller schon sagt: Die Leidenschaft flieht, die Freundschaft lebe! Und denke Dir, Rätthe, ich habe erfahren, daß er eine ganz reizende Frau hat, viel zu gut für ihn, und die hatte er mir als ein belangloses, dürres Trauerfährnchen geschildert.“

Und sie drückte, wie um sich einen moralischen Halt zu geben, Rätthes Kopf an ihre Brust, und je weiter sie sprach, absichtlich Pathos und Drollerie vermischend, je tiefer wurde ihr Stimmklang, und je mehr näherte sie sich in ihren Gesten dem, von ihr mit Vorliebe beschrittenen Rothurn.

Michael wußte nicht aus noch ein. Er fühlte sich in einer lächerlichen Position und wandte sich der Thüre zu.

„Noch ein Wort bitte, Meister Böhmer, damit Ihnen kein Zweifel an meiner Buhfertigkeit bleibt. Ich habe mit jenem Herrn, den ich liebte — Imperfektum — gebrochen.“

„Das glaube ich nicht. Ich kenne ihn, ich kenne Sie.“

Sie erhob die Hand wie zum Schwur.

„Und wenn jener — lebhafteste Courmacher zum Stamm jener Asra gehörte, welche sterben, wenn sie nicht mehr geliebt werden, zwischen ihm und mir zerfchneide ich das Tisch Tuch — auf Nimmerwiedersehen. Und ich schwöre — schwöre — — da ich kein Schwert habe, auf das ich schwören könnte, so schwöre ich auf meiner liebsten Rätthe schwarzes Haupt, daß ich und er — Sie kennen das Heine'sche Gedicht — Palme und Fichte! Nord und Süd — —“

Michael öffnete die Lippen, um etwas zu sagen.

„Ich weiß, Sie wollen „Mumpitz“ sagen“, fiel sie ihm in das ungesprochene Wort. „Aber es ist nicht an dem. Leben Sie wohl und grüßen Sie — ihn. Im Diesseits sehen wir uns nicht wieder, im Jenseits — peut-être.“

Und mit einer heroischen Geberde, an der die Ohren wider ihren Willen participirten, verschwand sie von der Bildfläche. Ein Porzellanpüppchen, das auf dem Rothurn — trippelt.

Rätthe begleitete sie hinaus.

Michael wußte nicht, sollte er lachen oder wüthend sein. Dies drollige Dorettchen — moralprohend! Dorette Rätthes Jugendfreundin! Dorette bei seiner Frau!

Rätthe trat wieder ein. Er fuhr sie hart an.

„Ich will nicht, daß Du diese Dame empfängst, sie ist eine abgefseimte Rokette — sie ist — —“

„Meine Freundin. Ich werde sie empfangen.“

Er ist so betroffen von ihrem Ton, daß er weniger heftig und sicher entgegnet:

„Ich darf von meiner Gattin verlangen, daß sie ihren Ruf und meinen Namen respektirt.“

„Ich bin nur noch so kurze Zeit Deine Gattin.“

„Gleichviel so lange Du meinen Namen trägt. Ich verbiete Dir, Dorette zu empfangen.“

„Dorette?“

Eine dunkle Röthe ergoß sich über Michaels Gesicht. Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer.

Räthes ganzes Wesen hatte sich beim ersten Anblick Michaels gegen den frivolen Plan, den Dörthe ihr suggerirt, empört, jetzt aber drängte sein krüskes und despotisches Auftreten, seine Härte gegen die Freundin ihre feinere Einsicht zurück. Ja, sie will thun, voll und ganz, was Dörthe ihr gerathen.

Außs höchste verstimmt stieg Michael in sein Atelier hinauf. Er nahm den Pinsel zur Hand und wollte gleich frischweg malen, um seine Stimmung zu klären. Was bedeutete denn das? Dorette, die ihn rasend liebte, und die ihm den Abschied gab. Und Räthe, als er abreiste, in heller Verzweiflung und jetzt so gleichmüthig. Ach was! er würde Beide entbehren können.

Nach einer Weile warf er den Pinsel fort. Nein, er würde Dorette nicht entbehren können.

Er saß eine Weile in sich versunken, und Dorette in ihrem ganzen Charn, mit all ihren entzückenden Drollerien und ihrer schmeichelnd satzenwüthen Zärtlichkeit, beschäftigte seine Phantasie.

Unmöglich, daß sie ihm den Stuhl vor die Thür setzte, und warum? Um Räthes willen? Dorette, die in Ethik macht! Er lacht gezwungen auf. Nein, Eifersucht ist der Grund, Eifersucht auf Räthe, die sie anders gefunden, als er sie ihr geschildert. Und plötzlich kommt ihm zum Bewußtsein, daß Räthe in der That anders ausgesehen als sonst, und auch das Zimmer. Was es für eine Veränderung war, weiß er nicht, weil seine ganze Aufmerksamkeit sich auf Dorette concentrirt hatte. Diese Frechheit, in sein Haus zu kommen! Er beschwichtigt sich damit, daß es aus unsinniger Liebe zu ihm geschehen sei. Diese Vorstellung erheitert ihn sogar schließlich.

Wie hatte er nur einen Augenblick an Dorettes Ernst glauben können? Der Schelm hatte mit ihm eine ihrer beliebten Komödien aufgeführt. Ein Wort, eine Liebkosung von ihm — und in den Armen lägen sich Beide. Er warf sich in eine Droschke und fuhr zu ihr. Sie war ausgezogen, erst vor einigen Tagen, man wußte nicht wohin. Er gerieth in heftige Erregung. In seiner Unruhe besuchte er die Ateliers einiger Collegen. Wo er hinkam, schwärmte man von seiner Frau, zog ihn auf als einen Othello, der seine arme Desdemona versteckt gehalten u. s. w.

Verstimmt, als er fortgegangen, kehrte er nach Hause zurück. Und dieser unangenehme Vorfall ließ nicht einmal das Glückgefühl über seine

bevorstehende Freiheit in ihm aufkommen. Dörthe war ja ein Hauptfaktor gewesen in seinen Zukunftsplänen.

Am nächsten Tage ließ Rätke anfragen, ob er nicht zu Hause speisen wolle, die Eltern hätten ein Reh geschickt. Er kam dieser Aufforderung gern nach. Das Reden über seine Gattin, der vage Eindruck von etwas Fremdem, Unbekanntem, den er am Tage vorher empfangen, reizten seine Neugierde.

Rätke kam ihm im Speisezimmer mit anmuthiger Heiterkeit entgegen. Der Tisch war wie zu einem kleinen Fest arrangirt; eine Schale mit Blumen in der Mitte, ein zierliches Service, das er nicht kannte, die Speisen ausgezeichnet zubereitet. Sie sprach gleich ganz unbefangen mit ihm von ihrer Scheidung und meinte, es sei doch nicht nöthig, daß einer Scheidung immer eine Verbitterung vorangehe. Wenn er dächte wie sie, so gingen sie freundlich auseinander. Von ihrer Seite wäre auch etwas Eitelkeit dabei. Sie möchte nicht, daß er später gehässig ihrer gedächte.

Er antwortete irgend etwas Zustimmunges und betrachtete dabei Rätke ganz verwundert. Die schwere schwarze Flechte, die sie im Nacken aufgesteckt hatte, war mit einem Pfeil zusammengehalten. Hinter dem Ohr stahlen sich ein paar verirrte Locken über den feinen Hals. Sie trug das graugrüne Sammtkleid mit der Goldspitze. Ein zarter rothiger Schimmer war auf ihren Wangen.

Ja, sie war eine völlig Andere geworden, in der Erscheinung und im Wesen. Er sagte es ihr. Sie antwortete lächelnd, daß ihr nichts Anderes übrig geblieben wäre, als sich zu verändern; bis jetzt wäre sie nur seine Gattin gewesen, nichts weiter, und sie hätte auch nichts weiter sein wollen. In wenigen Monaten nun würde sie auf sich selbst angewiesen sein, da brauche sie die Andern. Schon um ihres Kindes willen dürfe sie sich nicht dem Trübsinn hingeben.

Er meinte, sie habe dabei eine bewunderungswürdige Eile an den Tag gelegt.

Die Eile wäre nöthig gewesen, sie hätte sich eine Stellung erobern müssen, bevor man von ihrer Scheidung Kenntniß erhalten. Er kenne ja die Welt. Später hätte sie Zurückweisungen riskirt.

Michael begriff noch immer nicht, wie ein Mensch so aus seiner Haut fahren könne.

Ob er nie gehört, daß zuweilen irgend etwas, ein Buch, ein Mensch, ein Unglück wie ein coup de foudre auf uns wirke, vielleicht habe sie sich selbst entdeckt oder —

Ein Anderer, ergänzte er ihren Satz.

Sie fragte ihn zwischendurch, ob er das Reh nicht zart fände, und forderte ihn auf, von dem ausgezeichneten Orangengelée zu nehmen. Sie bediente ihn auf's aufmerksamste und führte die Conversation mit ruhiger Liebenswürdigkeit.

Michaels Erstaunen wuchs, als er in den Salon trat, wo Rätthe den Kaffee servirte. Am Tage vorher war er zu aufgereggt gewesen, um dem Raume irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken.

Hellbachs Bilder, die gemalten Fenster, all diese gedämpften und doch intensiv wirkenden Farbentöne schmeichelten seiner Farbenlüsternheit.

„Dein Werk?“

„Mein Werk.“

Er stand eine Weile vor der Wandmalerei, die ihm ausnehmend gefiel, besonders das einsame Weib auf der Brücke. „Man hat immer den Wunsch, daß sie sich umwenden möge,“ sagte er, um an ihrem Ausdruck zu sehen, ob sie sich in's Wasser stürzen wird, oder ob sie bloß so vor sich hinträumt. Daß sie eine Unglückliche vorstellen soll, sieht man an der Haltung.“

„Ich habe ihm dazu gegessen.“

Der traurige Ton, in dem sie es sagte, war ihm peinlich. Sie hatte sich, nachdem sie ihm den Kaffee gereicht, in den pfirsichfarbenen Fauteuil geschmiegt. Der flackernde Schein vom Ramin her streifte ihr Haar und tauchte es in kupferfarbene zarte Gluth. Sie hatte gelernt, fein zu fragen, und ließ ihn seine künstlerischen und persönlichen Eindrücke und Erlebnisse vom Rhein her erzählen, und wie Jeder sich behaglich fühlt, wenn er von dem, was ihn bewegt und interessiert, vor einem aufmerksamen Hörer reden darf, so kam auch Michael in die beste Laune und war ärgerlich, als sie durch einen Besuch unterbrochen wurden.

Oben in seinem Atelier dachte er wieder an Hellbachs Bild, und unwillkürlich identificirte er das Weib auf dem Bilde mit Rätthe, und Rätthes trauriger Blick verfolgte ihn. Mitleid regte sich in ihm. Ob Lorenz das Bild gemalt hatte als eine Mahnung für ihn?

Als ihn aber der Gedanke streifte, daß die Scheidung noch nicht eingeleitet, also nicht unwiderrüßlich sei, wies er ihn zurück. Thöricht, unmännlich wäre es, einer Regung des Mitleids nachzugeben. Das, was er beschloßen, sollte geschehen. Um fest zu bleiben, ließ er sich einige Tage im Salon nicht sehen, litt aber unter der Einsamkeit.

Als er endlich Dorettes neue Wohnung ausgekundschaftet, traf er sie auch dort nicht mehr an. Sie war endgiltig für ihn verloren. Er brachte in Erfahrung, daß sie mit einem russischen Nabob das Weite gesucht. Die Vermorfenheit dieses Mädchens, an deren Liebe er geglaubt, empörte ihn.

Er that der guten Dörthe Unrecht. Sie hatte mit dieser Excursion nach Rußland ihrer Rätthe abermals ein Opfer gebracht. Sie liebte Michael, so sehr sie zu lieben fähig war, und wußte, ihn wiedersehen hieße ihm wieder gehören, und darum war sie sehr contre coeur die Ehe à gauchos mit dem Nabob eingegangen. An Rätthe hatte sie einen drollig wehmüthigen Abschiedsbrief geschrieben mit lauter falschen Citaten.

Ja, Michael fühlte sich vereinsamt. Seine feurige Natur verlangte nach dem Weibe. Seit Dorette ihn so schmähsch im Stich gelassen, großte er der Kategorie von Frauen, zu der sie gehörte.

Von den Damen der Gesellschaft waren diejenigen, die ihm gefielen, auf legale oder illegale Weise versorgt. Auch scheute er das Anknüpfen einer neuen Liaison mit all dem umständlichen, zeitraubenden und nervenabspannenden Apparat von Heimlichkeiten, Rendez-vous u. s. w., denn nichts fehlte ihm jetzt mehr, nach der langen Abwesenheit, als Zeit. Darum wollte er auch künftig zu Hause speisen. Er ließ es Rätke wissen. Sie bedauerte, ihm in den nächsten Tagen nicht Gesellschaft leisten zu können, da sie ausgebeten sei, und als er auf ihre Pflicht als Gattin und Hausfrau hindeutete, antwortete sie nicht ohne Schelmerei, sie hinge ja kaum noch mit einem Faden an der Ehe, sie würde aber dafür sorgen, daß er die Hausfrau nicht vermissen. Uebrigens müsse er es ihr hoch anrechnen, daß sie sich ihm jetzt schon so viel als möglich aus dem Wege räume.

Das thue er auch. Und er werde, wie sie es zu wünschen scheine, die Scheidungsangelegenheit beschleunigen. Er machte sich auch wirklich auf den Weg zum Rechtsanwalt, stieg aber unterwegs in das Atelier eines Freundes hinauf und vergaß — so glaubte er selbst wenigstens — den Rechtsanwalt.

Herr und Frau Böhmer wurden jetzt gemeinschaftlich eingeladen, und er sah seine Gattin mehr in Gesellschaft als zu Hause.

Begab er sich zuweilen gegen Abend unter irgend einem Vorwand in ihren Salon, so traf er dort meist schon Hellbach installiert. Bei dem Geklapper am Ramin fühlte er sich im Nachtheil. Alles Abstrakte war ihm antipathisch, und aus einer Art Groll und Opposition warf er unverständige Paradoyen in's Gespräch. Er ärgerte sich über Hellbachs Gewandtheit und hatte die vage Empfindung, daß Hellbach spräche, um Rätke zu erobern und ihn in den Schatten zu stellen.

„Ein schöner Freund bist Du!“ sagte Michael einmal nach einer solchen Plauderstunde zu Lorenz.

„Ein ausgezeichnete!“ antwortete Hellbach. „Mir verdankst Du die Gefügigkeit Deiner Gattin in Betreff der Scheidung. Ich habe das Spießbürgerliche aus ihr herausgebracht. Ich bin ja ganz uninteressirt dabei. Für mich fällt nichts ab. Wohlhabend wie Katharina ist, wird sie sich im Unerwarteten wieder verheirathen.“

„Oho, so weit sind wir noch nicht,“ fuhr Michael auf.

Mit der Zeit überredete sich Michael selbst, daß die Idee der Scheidung nichts als ein Ausbruch seines Zorns gewesen sei. Wie kindisch, trotzig von Rätke, daß sie ihn gleich beim Wort nahm. Gott ja! er wollte ja die Sache zurücknehmen, nur mußte sie ihm doch etwas entgegenkommen! Sie etwa um Verzeihung bitten! Das fehlte! O, diese Weiber! alle Sphynxe mit

ihren langweiligen Rättseln. Als ob ein Mann wie er Zeit und Lust hätte, Räthsel zu raten. Auf das einfachste kam sie nicht: ihm um den Hals zu fallen. Damit wäre die ganze lästige Scheidungsfrage erledigt gewesen. Oft, wenn man an seine Aletierthür klopfte, rief er mit halb erstickter Stimme: „Herein“, in der Erwartung, daß sie es sein würde.

Allmählich trat Rätthe in seinen Gedanken an Dorettes Stelle. Wie merkwürdig sie sich entwickelt hatte. Selbst ein respectables Kunstverständniß war ihr aufgegangen. Hatte sie doch neulich von seiner Sirene gesagt: sie sei ein Bild, wie eine Illustration zu dem Schöpferruf: Es werde Licht.

Zweifellos, Rätthe war eine der hübschesten und pikantesten Frauen, und sie war seine Frau, und sie sollte es bleiben.

Er suchte sie nicht mehr zu vermeiden. Im Gegentheil, in Gesellschaften hielt er sich mit Vorliebe in dem Raume auf, in dem sie sich befand. Er wußte es so einzurichten, daß er bei Tische einen Platz ihr gegenüber erhielt, und wenn er dann in der Unterhaltung lebhaft und warm wurde, hatte es den Anschein, als spräche er nur für sie. Er zeigte sich unruhig, launenhaft. Begegnete sie seinen Blicken, so las sie darin entweder Bewunderung und Wunsch, oder einen verhaltenen Zorn, der ihrer Koketterie galt. Einmal brach er plötzlich zu einer frühen Stunde in einer Gesellschaft auf, so daß sie im besten Amüsement gezwungen war, ihm zu folgen.

Zuweilen, wenn er Abends in ihren Salon trat, um sie zu einer Gesellschaft abzuholen, machte er diese oder jene kleine Ausstellung an ihrer Toilette. Er galt für ein Schneidergenie, und die elegantesten Damen holten sich in Toilettenangelegenheiten bei ihm Rath. Er bat Rätthe dann um Erlaubniß, kleine Mängel an ihrem Costüm corrigiren zu dürfen; er steckte etwa einen Ärmel, der zu lang war, in die Höhe, gab einer Faltengruppe einen grazioſeren Wurf, einer Spitze eine künstlerisch freiere Bewegung.

Berührte er dabei ihren Arm, ihre Schulter, so überwand er mühsam das Verlangen, sie in seine Arme zu schließen, und war selbst erstaunt und gereizt darüber, daß er es nicht that. Einmal, in einer Wallung sinnlich zorniger Ungebuld hatte er sie halb absichtlich mit einer Stecknadel, die er in der Hand hielt, in die Schulter gestochen und eine Art grausamer Befriedigung empfunden, als ein kleiner Tropfen Blut herausquoll. Sie zuckte nicht und gab sich den Anschein, den Stich nicht zu bemerken.

„Ich begreife nicht,“ fuhr er sie an, „wie Frauen so decolletirt in Gesellschaften gehen können.“

„Und früher begriffst Du nicht, daß ich nicht decolletirt in Gesellschaft ging.“

„Damals! Das war etwas anderes!“

Warum es etwas anderes war, die Erklärung blieb er ihr schuldig.

Rätthe beobachtete Michael gespannt. Wie alle einfachen Naturen, die aus einem Stück sind, war er leicht zu durchschauen. Dörthes dringende Warnung, sich jedes kleinsten Zeichens von Zärtlichkeit oder Kummer Michael

gegenüber zu enthalten, beherzigte sie, und war nun selbst überrascht von dem Erfolg dieser Taktik. Es war fast, als ginge etwas von der Kühle, mit der sie ihn behandelte, in ihre Empfindung über. Er meinte, sie sei kalt und zurückhaltend aus Stolz und ahne nicht, was in ihm vorgehe. Sie ahnte es aber nicht nur, sie wußte es ganz genau.

Eines Abends hatte Michael, als wäre das etwas ganz Einfaches und Natürliches, drei Billets zu Tristan und Isolde besorgt. Das eine derselben war für Hellbach bestimmt. Er schien nicht zu bemerken, daß Rätke darüber verwundert war. In dem instinktiven Bedürfnis, sich einen Bundesgenossen zu verschaffen, war er auf Wagner'sche Musik verfallen.

In der That, schon im ersten Akt vibrirte Rätkes Nervenseele. Sie gab sich ganz der Empfindung eines süßen Verlierens im Weltenraum hin, jenem vagen Entzücken einer vagabondirenden Psyche, die, losgelöst von der Intelligenz, schrankenlos in seligem Aether schwebt.

In der langen Zwischenpause der Oper begaben sich die Drei in den eleganten Restaurationsraum, um eine Erfrischung einzunehmen. Anfangs ließ die tiefe seelische Erregung kein Gespräch aufkommen, und schweigend nippten sie von dem Rheinwein, bis Hellbach schließlich den Zauberbann abzuschütteln versuchte. Er hob das gefüllte Glas gegen das Licht, daß das flüssige Gold des Weines darin auffunkelte, und behauptete, daß nicht nur im Rausch des Weines Wahrheit sei, auch im Rausch der Seele, den man sich an Musik, vor Allem an Wagner'scher Musik trinke. In dithyrambischen Seelenstimmungen reise uns die Wahrhaftigkeit, die elementare Kraft unserer Natur unaufhaltsam über alle Schranken hinweg —

Er hielt inne. Rätke sah ihn gespannt an.

„Wohin?“ fragte Michael.

„Je nachdem. In der politischen Welt an den Galgen oder auf den Präsidentenstuhl, in der Kunst — zum Olymp, und in der Liebe — Frau Mette zu Peter Nielsen, unaufhaltsam, zaubergewaltig, wie es in den Heine'schen Versen so schön zu lesen ist. Nicht bloß durch Wagner'sche Musik, durch die ganze Weltharmonie oder Disharmonie hindurch tönt ein Leitmotiv, eine Melodie von raphaelischer Süße — der Zauberrank Isolde's.“

„Farus“, rief ihm Michael spöttisch zu, „verbrenne Dir nur an Deinem eigenen Feuer nicht die Flügel.“

Michaels Spott verdroß Rätke.

Bekannte traten zu ihnen heran, und das Gespräch war unterbrochen.

Michael fuhr mit Rätke in einer offenen Droschke, in der milden Februarnacht, nach Hause. Ihre Blicke hingen am gestirnten Himmel, die seinen an ihrem Antlitz. In Weiden klang die Stimmung von Tristan und Isolde nach.

„Rätke!“

Sie sah nicht zu ihm auf. Seine Stimme bebte, als er fortfuhr:

„Rätke, ich war damals hart — ungerecht — bei meiner Abreise. Es widersteht mir, Jemand unglücklich zu wissen. Ich wußte ja auch nicht,

was in Dir steckt, so viel Esprit, Temperament. Ich nahm Dich, wie Du Dich gabst. Warum verdecktest Du Dich!"

Er wartete auf eine Antwort, einen Blick, — nichts.

"Räthe," hob er noch einmal an, fast heftig, mit aufsteigendem Zorn darüber, daß sie nicht zu fühlen schien, welche Ueberwindung ihm sein Entgegenkommen kostete, "ich hatte Unrecht, Räthe."

"Nein," antwortete sie endlich, noch immer den Blick nach oben gerichtet, mit einer Müdigkeit im Ton wie Jemand, der sich ungern in ein Gespräch einläßt. "Du hattest Recht. Wir gehören nicht zusammen, der geniale Künstler und die farbenblinde Bourgeoise, der kerngesunde Mann und die hysterische Frau. Du hattest ganz Recht. Und daß ich Dir meine philiströse Liebe aufdrängen wollte! degoutant war's! Ich bin zu Verstande gekommen."

Der ruhige Gleichmuth, mit dem sie sprach, reizte ihn.

"Wenn Du zu Verstande gekommen bist," sagte er hart, "so solltest Du diesen Verstand benutzen, um Dein auffälliges Benehmen in der Gesellschaft zu corrigiren. Du compromittirst mich."

"Das thut ja nichts. Wenn wir geschieden sind, kann ich, wenn Du es wünschst, Deinen Namen ablegen. Räthe Brand klingt nicht nicht schlechter, als Räthe Böhmer."

"Oder Räthe so und so, — irgend ein anderer Name, den Du wahrscheinlich schon in petto hast."

Daß sie bei jeder Veranlassung auf die Scheidung zurückkam, machte ihn rasend.

"Uebrigens," fügte sie mit Malice hinzu — die Scheidung ist ja eine sittliche Nothwendigkeit für Dich; und ich habe ja auch das Kind."

Er ließ die Droschke halten und sprang hinaus. Nun erschraf Räthe doch. Warum hatte sie nicht genug sein lassen des grausamen Spiels, ja — warum nicht?

Weil er den falschen Moment gewählt, weil er sie aus so schönen Träumen gerüttelt. Wovon hatte sie nur geträumt? von Tristan und Isolde? oder — von etwas Ähnlichem.

Am anderen Morgen packte Michael seinen Koffer, um zu verreisen. Er verschob die Abreise von einem Zuge zum andern, und einige Tage später packte er den Koffer wieder aus.

An Onkel Carl, dem Räthe vor einem halben Jahre geschrieben, dachte sie kaum noch. Sie hielt es für das Wahrscheinlichste, daß der Brief gar nicht in seine Hände gelangt sei. Ihr schien es jetzt ein eccentricher, unerhört selbstsüchtiger Einfall, zu verlangen, daß ein Mensch, um ihr zu helfen, ihr einen Rath zu geben, die Reise um die halbe Welt machen sollte. Daß sie ihm geschrieben, er solle sie zu sich holen, diesen Schmerzensruf einer momentanen Verzweiflung hatte sie faktisch vergessen. Räthes Brief aber war in Carl Norts Hände gelangt, und an einem Märztag erhielt sie eine

Depesche von Southampton, die ihr seine Ankunft für den zweitnächsten Tag anzeigte. Für diesen Tag gerade hatte Rätke eine Gesellschaft eingeladen. Das war fatal! Eine große nervöse Aufregung bemächtigte sich ihrer. Sie wartete den ganzen Tag auf ihn. Am Abend, als sie eben ihre Gesellschafts-toilette beendet hatte, meldete man ihn. Mit einem Gemisch von Schreck, Freude und Verwirrung stürzte sie ihm zwischen Lachen und Weinen in die Arme.

„Mein Rätchen! Ja, leg' Dein liebes Haupt an meine Brust.“ Er strich ihr das Haar aus der Stirn und blickte ihr unverwandt, mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in die Augen.

Als dann auch Rätke ihm prüfend in's Gesicht sah, fand sie, daß er jünger geworden war, auch größer und stärker schien er ihr als früher. Sein sonst farbloses Gesicht war gebräunt, was einen eigenthümlichen Contrast zu den hellen Augen bildete, die wie ein Licht auf dunklem Hintergrund wirkten. Sein starkes, lockiges Haar, das er ziemlich lang trug, war leicht ergraut. Eigenthümlich war, daß in der Bildung und im Ausdruck seines Gesichts das entschieden Männliche fehlte. Der Kopf hätte fast auch ein weiblicher sein können. Zum Theil mochte es an seiner Bartlosigkeit liegen, zum andern Theil aber daran, daß vor dem Gepräge des reinen, schönen Menschenthums in diesem Kopfe das Geschlecht als Nebensächliches zurücktrat.

Rätke fuhr spielend mit den Fingern durch sein Haar, und an ihn geschniegt, bat sie, er solle nicht böse sein, daß sie ein so immensens Opfer von ihm verlangt.

„Einmal noch hätte ich ja doch mein Rätchen wiedersehen müssen, ehe ich in die Grube fahre,“ sagte er lächelnd. „Und nun, mein Kind — —“ er hielt inne, jetzt erst bemerkend, wie schön sie geschnitten war. Sie trug ein lichtrosa Tuchkleid, am Saum und am Ausschnitt mit einer breiten Silberborte garnirt. Ihr Haar, hinten leicht aufgesteckt, fiel in freiem Gelock über die Schulter. Wie reizend sie war. Ob feinnetwegen? Es war, als erröthe er, so warm war der Schein, der über sein Gesicht flog. Unwillkürlich wich Rätke seinen Blicken aus. Er wunderte sich gewiß, — er hätte natürlich gedacht, sie ganz anders zu finden. — Später sollte er Alles erfahren. Zu dumm, daß sie gerade heute Gesellschaft erwartete. — Ein Schatten löschte das Licht aus seinen Zügen. Sie würde aber so unliebenswürdig sein, daß all' die lästigen Menschen bald wieder fortgingen, und dann hätte sie ihn, den einzigen lieben Onkel Carl ganz für sich allein. Er bliebe doch gleich da, den ganzen Abend über?

Nein, er könne nicht bleiben, er müsse erst noch, seines Gepäcks wegen, in's Hotel zurück, später käme er wieder, vielleicht wären dann die Gäste schon fort.

Rätke fühlte, daß sie ihm gleich etwas Aufklärendes sagen müsse, und immer noch zögerte sie, und erst, als die Klingel ertönte, die den ersten Gast ankündigte, theilte sie ihm in hastiger, übersätzigter Weise mit, was zwischen

ihr und ihrem Gatten vorgefallen, und wie ganz und gar verzweifelt sie gewesen, als sie den Brief an ihn geschrieben. Und während sie von ihrer Verzweiflung sprach, stand sie vor dem Spiegel und ordnete ihre verschobene Frisur.

Michael trat ein, um sie in das Gesellschaftszimmer zu rufen.

„Also heut Abend noch, Du liebster Wieberauferstandener. Das ist nämlich mein lieber Onkel, Carl Nort aus Paraguay,“ sagte sie, zu Michael gewendet, „und hier — der berühmte Michael Böhmer.“

Sie ging, die Gäste zu empfangen. Die Männer drückten sich die Hände. Michael bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um einen günstigen Eindruck auf den Mann zu machen, von dem er hoffte, daß er Rätke zu seinen Gunsten beeinflussen würde, und er bat ihn so aufrichtig herzlich, gleich dazubleiben, daß Carl nach einigem Zögern nachgab.

Gäste traten jetzt in den kleinen Salon, Michael begrüßte sie, und Carl zog sich in einen Erker zurück, der halb von einem Vorhang verdeckt war, und als bald darauf auch Rätke in dem Salon erschien, hefteten sich seine Blicke an sie und folgten ihr überall hin. Was bedeutete das? Diese glänzende, kokettirende Weltbabe — sein Rätchen? Das die unglückliche, verzweifelte Gattin! Er sann darüber nach und glaubte bald die Lösung des Räthsels gefunden zu haben. Sie hatte sich mit ihrem Gatten ausgesöhnt. So würde es sein. Er nickte resignirt mit dem Kopfe. Und doch — warum dieses fremde, kokette Wesen?

Rätke saß jetzt in dem pfirsichfarbenen Fauteuil, das Köpfchen seitwärts in den Sammt geschmiegt, das Gesicht halb von einem Fächer verdeckt, die zierlichen Füße in rosaideinen Strümpfen etwas von sich gestreckt, und sie lachte und scherzte.

Um Michael schien sich Rätke nicht zu kümmern, er aber bekümmerte sich augenscheinlich um sie. Ab und zu trat er zu ihr heran, machte sie auf dieses und jenes aufmerksam, und das geschah jedes Mal in einem Moment, wo sie einer übermüthigen Laune die Zügel schießen ließ.

Einmal bemerkte Carl an seinen Gesten, daß er sie auf eine ältliche Dame hinwies, die verlassen in einer Sophaecke saß. Sie nickte freundlich, winkte einen Herrn heran — es war Hellbach — und flüsterte ihm etwas zu. Der Herr begab sich zu der verlassenen Dame und unterhielt sich längere Zeit mit ihr. Dann kehrte er zu Rätke zurück, die ihn mit einem Dankesblick empfing. Er setzte sich auf ein Tabouret neben sie und sprach lebhaft in sie hinein. Carl bemerkte, daß sie jetzt, während sie vorher selbst die Unterhaltung geführt hatte, schwieg und zu lauschen schien. Sie sah ihn nicht an, sie spielte nur langsam und geräuschlos mit dem Fächer.

Sie hörte ihm zu, wie Jemand, der eine Musik ganz in sich aufnehmen will und die Augen schließt, um seine Aufmerksamkeit zu concentriren.

Carl empfand ein Unbehagen. Ein eleganter junger Mann näherte sich Rätthe; Hellbach trat zurück, und Rätthe verfiel gleich wieder in den heiter witzelnden Ton der routinirten Weltbame.

Sie rief dem Herrn entgegen, er habe ihr ja versprochen, heut ohne Bart zu kommen.

Er bat um Verzeihung. Er habe an seinem Kinn ein Grübchen entdeckt, für eine Frau reizend! für einen Mann — drollig.

Aber Rätthe bestand darauf. Sie wollte unter allen Umständen die Bartlosigkeit, die unter Friedrich dem Großen selbstverständlich war, als neueste Mode wieder einführen. Ihr Prestige in der Gesellschaft wäre hin, wenn sie nicht reüssirte. Sie sei außerdem überzeugt, daß man in kommenden Zeitaltern die Kultur nicht nach dem Verbrauch der Seife, sondern nach dem Aussterben der Bärte bemessen würde.

„Und die Neger?“ warf der Herr ein.

Rothschwarze Haut sei nichts anderes als ein nicht reüssirter Bart, meinte Rätthe. Sie sähe auch nicht ein, warum Männer ungestraft häßlich sein dürften, indem sie sich mit einem spizen Kinn, viereckigen Backen und einem endlosen Hals hinter einem Bart verkröchen. Wasserblaue Augen allein thäten's nicht.

Der Herr machte sie darauf aufmerksam, daß die seinigen rehbraun wären.

Höchstens hasenbraun.

Die gnädige Frau spickte ihn ja förmlich mit Pfeilen.

Was doch die einzige Aussicht für ihn wäre, in den Himmel zu kommen, als — heiliger Sebastian.

In diesem neckisch koketten Ton hatte Rätthe das Gespräch noch eine Weile fortgeführt, als sie plötzlich Onkel Carl bemerkte. Sie wurde roth und trat schnell zu ihm. Sie habe Unsinn geredet, aber das thäte man heut zu Tage so. Er wundere sich gewiß recht über ihre Art und Weise.

Er gab die Verwunderung zu.

Es wäre ja Alles nur Komödie, Maske. Sie spiele ja nur die Mondonne. Und nun beichtete sie ihm abgebrochen, überhastet wie vorhin, wie Alles gekommen, ihr Wiedersehen mit Dörthe Benglein, Dörthes Rathschläge, die sie nun schon seit Monaten befolge, und die phänomenalen Erfolge, die sie ihnen verdanke. Dabei deutete sie mit dem Blick auf Michael, der unruhig von einem Zimmer in's andere lief und Jemand zu suchen schien.

„Weißt Du, wen er sucht? mich. Bäte ich ihm nur den kleinen Finger, er nähme die ganze Hand. Dörthe hat aber gesagt: „ihn zappeln lassen, erst ihn ganz klein kriegen; sie brauchte immer etwas vulgäre Ausdrücke, die liebe Dörthe. Siehst Du, und darum bin ich nicht so unglücklich, wie Du gedacht hast. Warum sollte ich denn unglücklich sein? Ich bin ja fast am Ziel. Habe ich nicht recht gethan, Onkel Carl?“

Statt aller Antwort fragte er: „Wer ist der Herr dort? Er zeigte auf Hellbach.

Eine jähe Röthe stieg ihr in's Gesicht. Carl sah es.

„Ein Freund Michaels und auch der meine. Wenn Michael sich nicht scheiden läßt, ihm und Dörthe verdanke ich es.“

„Verheirathet?“

„Ja.“

Sie war etwas ärgerlich über seine Fragen, sie wußte selbst nicht recht, warum, und schmeichelnd, etwas zaghaft, fragte sie noch einmal, ob er ihre Handlungsweise nicht billige.

„Warum fragst Du, Du weißt es ja selbst.“

„Ja, ich weiß es. Wärest Du da gewesen! — Ich wußte doch nicht, was ich thun sollte. Die Männer wollen nun doch einmal die Frauen so.“

„Welche Männer?“

„Nun — alle.“

„Ich auch?“

„Nein, Du nicht.“

„Warum sollte ich eine Ausnahme sein?“

„Nachher, wenn die Gäste fort sind, wollen wir weiter darüber sprechen.“

„Nein, Rätchen, nicht heut und auch nicht in den nächsten Tagen. Laß mir Zeit. Ich bleibe noch so lang bei Dir. Es gilt vielleicht das Glück Deines Lebens. Ich muß erst Dich und die Andern kennen lernen.“

„Wie Du willst,“ sagte Rätche, offenbar erleichtert.

In der That, in den nächsten Tagen wurde die Angelegenheit, um deretwillen Carl die Reise um die halbe Welt gemacht, nicht zur Sprache gebracht. Carl erwies sich überhaupt schweigsam. Er ließ Rätche sprechen, hielt sich viel in Michaels Atelier auf, mit dessen Bildern er sich eingehend beschäftigte. Er besuchte auch öfter Hellbach, der ihn besonders zu interessieren schien. Er ließ sich auch bei einigen Familien, mit denen Böhmers besonders intim verkehrten, einführen.

Wenn Rätche mit Carl allein in ihrem Zimmer war oder auf Spaziergängen im Thiergarten, wo die Luft jetzt vom Wohlgeruch frischer Erde durchtränkt war, dann erzählte er ihr von seiner Ansiedelung in Paraguay. Er erzählte ihr von dem herrlichen Klima dort und seiner grandiosen Natur, von der reinen, durchsichtigen Atmosphäre, die wie der Odem Gottes berühre. Er erzählte von der Pracht der Urwälder, von der vornehmen Schönheit der Palmenhaine, von den Sternennächten, die er in großer, wilder Einsamkeit am Ufer rauschender Flüsse zugebracht, von seinen Ritten über endlos unbewohnte Strecken, wo er die entlegensten Indianerstämme aufgesucht und tagelang in die Irre geritten war, von Wetterstürmen, von Tigern und Schlangen bedroht. Er erzählte von den Prairiesen, den grenzenlosen, und von den anmuthig stillen Waldthälern. In einem dieser Waldthäler hatte er mitten in einen Orangenwald hinein sein Haus gebaut, aus Lehmstein,

das Dach mit Stroh bedeckt. Das Haus in diesem paradiesischen Landstrich sei nur ein Schirmdach gegen Regen und Sonnenbrand. Das eigentliche Haus sei unter Gottes freiem Himmel. Selbst Nachts schliefe er meistens vor dem Hause in einer Hängematte. Er schülberte, wie er einmal in einem Schiff stundenlang an Urwäldern entlang gefahren, die noch nie eines Menschen Fuß betreten, Urwälder, rauschend wie die Wogen des Meeres und ohne Grenzen wie das Meer, und ebenso furchtbar und groß und einsam und schön. Europas Civilisation wäre ihm dagegen vorgekommen wie ein Flitterkleid, das man einer griechischen Götterstatue übergezogen, und die Städte Europas wie Riesengefängnisse.

Dann sprach er von seinen Ansiedlern. Er hatte sie in Viehzucht und Ackerbau und im Handel mit den kostbaren Hölzern des Waldes und anderen Landesprodukten unterwiesen. Und jetzt wollte er neue Nährpflanzen von Europa mit hinüberbringen, die sie anpflanzen sollten. Sein Ton steigerte sich zu enthusiastischer Wärme, als er von der Entwicklung dieser verkommenen, unwissenden Halbbarbaren zu tüchtigen, braven Menschen sprach. Und die Kinder dieser Generation, die in Freiluft aufwüchsen, würde er zu frohen, starken Individuen erziehen in einer Religion, die noch nie geübt worden sei, in der Religion Christi. Seine Colonie hatte er „Tolstoi“ genannt.

Räthe hörte ihm zu wie Einem, der Märchen erzählt. Es war ja auch ungefähr dasselbe, was sie als Kind schon in den Indianerbüchern ihrer Brüder gelesen. Das Alles aber lag ihr so fern, als wären es Geschichten aus dem Monde. Zuweilen hörte sie kaum hin. Sie fühlte sich aber so wohl und geborgen neben ihm wie ein Mädchen, der endlich das ersehnte Ruheplätzchen gefunden und unter Vogelsang und Veilchenduft sanft hindämmert. Von dem Erbtheil so vieler Frauengenerationen, dem Sklavensinn, war ihr ein gut Theil zugefallen. Sie fühlte immer das Bedürfnis, sich anzuschmiegen, von Jemand abhängig zu sein.

Traf Carl, was häufig geschah, Nachmittags in ihrem Salon mit Hellbach zusammen, dann fühlte Räthe sich unbehaglich. Carls heller Blick erschien ihr dann grell wie Sonnenlicht, vor dem man sich gern schützt. Instinktiv fühlte sie, daß er etwas in ihr schaue, was sie selbst nicht sah oder nicht sehen wollte. Sie liebte seit einiger Zeit das Dämmernde, Gedämpfte, die gebrochenen Töne.

Und Onkel Carl konnte nicht Licht und Luft genug haben.

Carl wußte bald, was er wissen wollte. Er blickte in die geheimsten Falten von Räthes Seele und fand dort, was ihn traurig stimmte. Er gab sich niemals leidenschaftlichen Empfindungen hin. Sein tiefstes Grollen war wie Gewölk, durch das die Sonne schimmert. So erfüllte ihn auch jetzt die Vorstellung, daß er sein Räthchen zum zweiten Mal verlieren könne, nur mit wehmuthsvoller Betrübniß. Und am meisten schmerzte ihn, daß diejenige Welt, die ihn aus der Heimat getrieben, hier wieder einmal ein Kleinod in den Staub trat.

Er erkannte, daß Rätke an einem Scheideweg stand: hinab oder hinauf. Was an ihm war, wollte er thun, daß sie hinauf fand. Und er wußte, wer sie hinabzog, war — Hellbach, nicht Michael.

Rätke konnte nicht umhin zu bemerken, daß Lorenz sich neben Onkel Carl dürrstig, kränzlich ausnahm, sogar älter, obgleich er zwölf Jahre jünger war. Glücklich Carl dort nicht dem goldbrothen Baume unter den mißfarbigen Herbstbäumen, den sie im Herbst so bewundert hatte?

Und doch hatte sie Momente, wo das Kraftvolle, Markige in Carls Wesen ihre Nerven afficirte, wie die unvermittelt rauhe Luft, die ein Mensch, der plötzlich aus der Winterkälte in unser parfümirtes Zimmer tritt, mit sich bringt. Und Rätke war in der letzten Zeit sehr nervös geworden.

Zuweilen, in einer Art Opposition gegen das drückende Unbehagen, das Carl ihr in Hellbachs Gegenwart verursachte, überbot sie dann ihr weltliches Wesen und entfaltete sich ganz im Geiste Hellbachs und Dörthes. Und gleich darauf, wenn Hellbach gegangen war, bat sie Carl mit kindlicher, bittender und bettelnder Geberde um Verzeihung, diese häßliche Rolle liege ihr nun einmal im Sinne wie ein Gassenhauer, den man, weil man ihn überall höre, nicht wieder los werden könne. Die Tage der Komödie seien ja nun aber gezählt.

„Es ist keine Komödie.“

„Sondern?“

„Eine Tragödie.“

„Was meinst Du?“

„Denke selbst.“

Sie schüttelte den Kopf. Er sollte ihr doch rathen, helfen; dazu war er doch von Südamerika herübergekommen.

Daß Carl und Hellbach sich abstießen, war offenbar, während in Carl und Michael etwas Wahlverwandtes war. Beide waren ganze und einfache Naturen.

Hellbach lenkte in Rätkes Salon, wenn Carl anwesend war, das Gespräch mit Vorliebe auf die Fahrensflucht Carls, wie er seine Auswanderung nach Amerika nannte.

Er sei nicht viel, hatte ihm Carl einmal geantwortet, aber er wolle nicht weniger sein, als er sein könne. Darum hätte er in der alten Welt unter den alten Menschen nicht leben wollen, wo plötzlich atavistisch das Mittelalter unheimliches Leben gewonnen, und Gespenster sich materialisirt hätten.

Hellbach blieb dabei, daß es unter allen Umständen erhabener sei (er betonte das Wort ironisch), sich in Europa an der Lösung letzter und vorletzter Fragen zu betheiligen, als dort drüben unter verkommenen Halbbarbaren sich mit der Lösung erster und zweiter Fragen abzuquälen.

Carl dort meinte, daß es gleichgiltig sei, wo man eine Linie verlängere, am Anfang oder am Ende. Wäre ein sich stetig entwickelndes und veredelndes

Menschen thum die Aufgabe aller Culturen, so sei es gleichwerthig, ob man Halbbarbaren zu Culturmenschen, oder Norddeutsche zu Cosmopoliten mache. Uebrigens schlieÙe in seinem Fall die Lösung erster Fragen die der letzten nicht aus. Wozu sei die Buchdruckerkunst erfunden? Er könne ja das Kühnste, Freieste, was er denke, drucken lassen. Wo Tinte genüge, warum Herzblut?

„Ist in Ihren parlamentarischen Kämpfen Herzblut geflossen?“

„Es ist geflossen. Alles kann ich ertragen, nur nicht den Schmutz, den Aebri gen, der sich uns an die Sohlen heftet, daß wir nicht vorwärts können. Die Verleumdung, die hinterlistige Bosheit, die freche, absichtliche Lüge! Wüßte! Wüßte! ekelhaft!“

Und der sonst so mild und ruhig sich zeigte, schauderte vor Entrüstung. Sein Fuß trat auf den Kopf des Bärenfells, daß die Zähne in dem Rachen knirschten.

Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort:

„Ich halte auch die Zeit für zu kostbar, um sie mit dem Reinigen von Schmutz zu vergeuden, wenn wir uns vor dem Schmutz bewahren können. Jeder hat das Recht, sein Leben zu gestalten, wie es seiner inneren Natur entspricht. Wir fehlen die Ellenbogen für den Kampf mit dem sittlichen Böbel. Ich bin kein sich Wehrender, ich bin ein Stillschaffender.“

„Und doch ein jugendlicher Heißsporn,“ nahm Hellbach, voll Verlangen, ihn rhetorisch zu übertrumpfen, mit überlegener Miene das Wort.

„Sie expatriiren sich, weil der Baum, den Sie fällen wollen, nicht auf den ersten Hieb fällt. An der Welt kann doch ein Einzelner ebenso wenig etwas ändern, wie der Zeitraum eines Jahres an der Formation der Berge. Nur Jahrtausende können es oder ein Erdbeben.“

„Wer gegen den Stachel — die Welt meine ich — lößt, ist ein Don Quixote, der verlacht wird, oder ein Robinson Crusoe, der sich eine eigene Welt zurechtzimmert, und doch recht froh ist, wenn er in das gemeinsame Jammerthal zurückkehren darf. Tolstoi hat von Beiden etwas. Und Sie Herr Nort, Sie sind ein Bellamyist, ein Individualist, in jedem Fall ein Unicum.“

Der Spott der letzten Worte war unverkennbar. Er prallte an Carl ab, der einfach erwiderte:

„Ein Unicum, weil ich ein ehrlicher Mensch sein will? Auch die Zeit der Ehrlichen wird kommen, jetzt freilich ist die Zeit — der Andern.“

Räthe zuckte nervös zusammen. Mit einem gütigen Näckeln und ganz unmotivirt reichte sie Hellbach die Hand und sagte: „So wird auch unsere Zeit erst kommen, Herr von Hellbach.“

Hellbach quittirte gleich für den Dienst, den Carl ihm geleistet, und sagte auf's Liebendwürdigste: „Es bleibt bei dem Unicum. Den Don Quixote und den Robinson nehme ich zurück und setze an seine Stelle den Uebermenschen des Philosophen Nietzsche.“ Er verneigte sich tief und ernst

vor Carl hort und ging. Das war eine seiner Gepflogenheiten, sich einen effectvollen Abgang zu verschaffen.

— „Ein Saltimbanque, Dein Freund Hellbach,“ sagte Carl, als er fort war. „Er jonglirt mit seinen rhetorischen Späßen recht hübsch vor Dir.“

Räthe fand Dunkel Carl ungerecht dem Manne gegenüber, der eben erst eine solche Verehrung für ihn an den Tag gelegt hatte.

Als an einem der nächsten Tage das Gespräch auf die Reichstagsverhandlungen kam, sprach sich Carl energisch gegen die Verlogenheit und die Heuchelei aus, mit der Volksvertreter aus opportunistischen Gründen ihre Ueberzeugung verleugneten, Atheisten sich für Gläubige, Republikaner für Monarchisten ausgaben. Lorenz fand, daß diese Männer Recht hätten. Ohne das lange noch nicht genug gewürdigte Wort der Jesuiten, daß der Zweck die Mittel heilige, könne es wohl Märtyrer und Redner, aber keine Politiker geben. Letztere hätten mit dem Realisirbaren zu rechnen.

Carl verwarf die Lüge absolut als pöbelhafte Eigenschaft des Knechtes.

Lorenz suchte mitleidig die Achseln. Lüge! Lüge! er habe nichts gegen die Lüge. Sie sei vielmehr der Lazzo, mit dem man die bête humaine im Menschen zähme. Gräßlich wär's, wenn plötzlich ein jeglicher mit nackter Seele vor uns stände, ebenso indecent, wie mit nacktem Körper. Was sei denn Lüge? Warum dürfe man einem Sterbenden vorlügen, daß er leben wird? Um ihm Schmerz zu ersparen, nicht wahr? Aber thäten andere Schmerzen, durch bittere Wahrheiten verursacht, nicht ebenso weh? Und wo finge die Lüge an? wo hörte sie auf? Wenn ein Dichter in Versen spräche, nicht auch Lüge? Wenn wir unsern Haß und unsern Zorn verbergen, nicht auch Lüge? Ja, sei nicht der Gesang Lüge —

Räthe unterbrach ihn, über seine Paradoxe lachend, und meinte, die Kunst sei hors de concours bei solchen Redetourneren.

„Und das Leben, ist es nicht auch eine Kunst und zwar die feinste, schwierigste? Die Lüge ist im Leben, was in der Kunst die Idealisierung.“

Carl verleugnete seine sonst so milde Art und Weise, als er ihm antwortete, daß die meisten Menschen sich eine Privatethik nach ihrer Lebenslage machten. Seien sie durch unmoralische Mittel emporgekommen, würden Sie nothgedrungen Cyniker. Man liefere nicht gern selbst das Gedankenmaterial zu seiner Verurtheilung.

Der Pfeil traf. Hellbach bezwang seinen Ingrim, und lässig mit seinem Kneifer spielend, sprach er sein ironisches Bedauern darüber aus, daß Berlin nicht in Paraguay läge; man könne aber unmöglich verlangen, daß paraguayische und berlinische Weltanschauungen sich deckten. Man könne nicht verlangen, daß wir alle als kategorische Imperative oder als geschlechtslose, unbärtige Engel umherwandelten. Wozu dann der Luxus von Herz, Sinn und Phantasie? wozu der blühende Leib? wozu all' die Frühlingssonne und Sonne?

Räthe, die am offenen Fenster saß und abwechselnd auf das Gespräch der Männer und auf die Töne einer Nachtigall gelauscht hatte, die draußen schlug — die erste verfrühte Nachtigall — sagte jetzt wie träumend: „Ja, wozu all das Grübeln und Moralisiren, wenn wir sterben müssen, wo es dann keine Rosen und keine Liebe mehr giebt, und es dann ganz gleichgiltig ist —“

Sie hielt erschrocken inne. Was sagte sie denn da?

„Ob wir uns hienieden moralisch geschunden haben,“ ergänzte Hellbach ihren Satz.

Carl verstand seinen triumphirenden Blick nicht, auch nicht, warum er jetzt, indem er sich verabschiedete, Räthe so bewegt und glücklich die Hand küßte. Die Nachtigall schlug wieder. Schon mit der Thür in der Hand, sagte Hellbach lächelnd: „Die Nachtigall lügt auch. Sie lügt uns im April den Mai vor. Ich bleibe dabei: Die Lüge ist — der Gesang der Intelligenz.“

Er empfahl sich gern mit einem bon mot oder wenigstens mit einem Wort, das wie ein bon mot klang.

* * *

An einem Nachmittag lag Räthe mit einem Buch in der Hand träumend auf der Chaiselongue, bis tiefe Dämmerung sie umfing. Ihre müden Augen schweiften im Zimmer umher und trafen einen säulenartigen Eschgrank von dunkelgebeiztem Holz, auf dem die Büste der Venus von Milo stand. Der Himmel war tief bewölkt gewesen. Plötzlich fiel ein Reflex der untergegangenen Sonne auf den Venuskopf und tauchte ihn in lächelnde Glorie, das ganze übrige Zimmer in noch tieferen Dämmer versenkend.

Das Buch entfiel Räthes Hand, und entzückt hingen ihre Blicke an dem holden Wunder, dem Kopf, der, alles Licht auf sich concentrirend, mit so geheimnißvollem Leben aus der dunklen Umgebung leuchtete, wie ein Gedanke, der über alles Irdische hinaus das Jenseits sucht.

Es war die Zeit, in der Carl zu kommen pflegte. Jemand trat ein.

„Still! Still, Carl!“ sagte sie, ohne nach der Thür zu sehen, als könnten Worte das Licht auslöschen. „Ist's nicht wunderschön?“

„Ja, Katharina.“ Hellbach sagte es.

Nun stand er neben ihr.

Seine großen blauen Augen schienen zu gleicher Zeit sie und den leuchtenden Kopf zu umfassen. Sacht und langsam ließ er sich auf die Kniee vor ihr nieder.

„Aphrodite, die Seligste, Süßeste offenbart sich uns.“ Er zog ihre Hand an seine Brust: „Räthchen!“

Seine Augen flammten in die ihren.

Ein Erschauern ging durch ihre Nerven, ein lähmendes Gefühl, süß und doch fast widrig, eine zitternde Wonne und ein schwerer Schreck; Psyche, die Amor nackt gesehen.

Mühsam erhob sie sich von der Chaiselongue. Schleppend, ermattet drängte sie zum Fenster hin. Er folgte ihr mit den verzehrenden Blicken. Sie fühlte sich wie von ihm umschlungen. Etwas Unausprechlich Selbstames, seelisch und körperlich zugleich, wie sie es nie empfunden, durchdrang sie. Mit bebender Hand, wie Jemand, der in Angst ist, zu ersticken, öffnete sie das Fenster. Sie sah Carl die Straße heraufkommen. Aus tiefer Brust holte sie Athem. Sie winkte ihm zu und sah nicht in's Zimmer zurück, bis Carl eintrat. Lorenz war nicht mehr da.

Sie flog Onkel Carl entgegen, als hätte sie lange und ungeduldig auf ihn gewartet, und machte ihm Vorwürfe, daß er so spät komme. Er sah so glücklich aus bei ihren Worten und legte ihre Hand auf seine Augen, als wolle er sich ganz einspinnen in die stille, intime Freude, die ihm ihre Worte verursachten. Etwas von seiner Empfindung ging auf sie über und beschwichtigte allmählich ihre Erregung.

Doch war sie anfangs wie abwesend. Er saß neben ihr auf der Chaiselongue. Sie spielte selbstvergessen mit seinen Fingern, und ohne recht zu wissen, was sie that, steckte sie ihm in kindlich-neckischer Spielerei einen ihrer Ringe auf den kleinen Finger und lachte, als der Ring nur auf die Spitze des Fingers ging. Dabei fiel ihr etwas ein. Lebhaft sprang sie auf, setzte sich auf die Lehne der Chaiselongue und blinzelte schelmisch zu ihm herunter.

„Du, Onkel Carl, ich brauche einen Courmacher — einen platonischen natürlich — wie das liebe Brot — sagt Dörthe. Ich wüßte einen.“

„Macht Dir Hellbach nicht den Hof?“ Er sah sie forschend an.

Sie wurde roth und zog die Brauen zusammen. — „Ja, aber ich will ihn nicht — es geht nicht — ich will ihn los werden.“

„Nicht platonisch genug?“

„Das ist's. Darum sollst Du mir den Hof machen. Und weißt Du, warum der Einfall so brillant ist? Wenn Du mir den Hof machst, so hätte das in Michaels Augen einen ernstesten Hintergrund. Du könntest mich ja, unverheirathet wie Du bist, gleich nach der Scheidung heirathen. Und das wird er doch nicht wollen, daß ich — — so sind die Männer!“

„Und ich wäre Dir nicht zu alt?“ fragte Carl lächelnd, es lag aber eine schüchterne Aengstlichkeit in seinem Ton.

„Du?“ Sie sah ihn aufmerksam an, „nein, Du bist ja unheimlich jung für Dein ehrwürdiges Alter. Ja, Onkel Carl?“

Mit ihrer Hand neigte sie seinen Kopf, daß er zu nicken schien.

„Also ja — abgemacht, und nun lasse ich den Onkel weg und sage bloß Carl zu Dir und falle Dir um den Hals.“

Er wehrte sie hastig ab und sagte nur:

„Was haben sie aus Dir gemacht, mein Rätthchen?“

Die grazios neckische Art, in der sie Alles vorgebracht, war forcirt gewesen, eine versteckte Angst lauerte dahinter, und jetzt füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Ach, Carl, es war doch nicht meine Wahl. Michael ist schuld daran; um seinetwillen bin ich doch so geworden.“

„Und Du liebst ihn noch immer — Deinen Michael?“

Sie starrte ihn verwundert an. Das war doch selbstverständlich. All ihr Thun und Denken in den letzten Monaten galt ja nur ihm. Wie konnte er das fragen.

„Natürlich,“ antwortete sie langsam, stockend. Schritte im Nebenzimmer ließen sich hören.

„Er!“ rief sie, und ihr Herz klopfte wild.

„Michael?“

Sie antwortete nicht. Sie hatte Hellbach gemeint. Aber es war in der That Michael, der eintrat.

* * *

Michael forderte Käthe jetzt ab und zu auf, in sein Atelier zu kommen. Er hatte das blaue Bild von der Ausstellung zurückgezogen, um eine Aenderung daran vorzunehmen. Als Käthe eines Nachmittags der Einladung gefolgt war, blieb sie freudig überrascht vor dem Bilde stehen. Ihr Profil war daraus verschwunden. Sie reichte Michael mit einem dankbaren Blick die Hand und wäre nicht in diesem Augenblick Hellbach eingetreten, vielleicht hätten die Beiden sich wieder zusammengefunden.

Michael bat sie, ihm am nächsten Tage eine Stunde zu sitzen. Der Ansat des Haars am Hinterkopf bei dem Modell, das er für sein neuestes Bild benutze, sei unbrauchbar.

Käthe sagte zu, forderte aber Carl auf, der Sitzung im Atelier beizuwohnen. Sie war nicht gern mit Michael allein, immer hatte sie ein instinktives Verlangen, das, was sie kommen sah, hinauszuschieben.

Michael war noch nicht da, als Käthe und Carl das Atelier betraten. Käthe machte ihn auf den Kopf des Bildes aufmerksam, der nicht mehr ihre Züge trug. Die Wärme ihres Tons überraschte ihn, und er zweifelte nicht daran, daß ihre Versöhnung mit Michael nur noch eine Frage weniger Tage sein werde. So war jetzt die zwölfte Stunde für das, was er fest entschlossen war, Käthe mitzutheilen. Seit Tagen hatte er mit sich gekämpft, ob er ihr sagen solle, was er über Dörthe in Erfahrung gebracht. Sein vornehmer Sinn sträubte sich gegen Alles, was einer Denunciation glich. Mußte aber eine solche Enthüllung nicht selbstbefreiend auf Käthe wirken? Auch ihm schien jetzt die Versöhnung zwischen ihr und Michael das Natürliche und Wünschenswerthe, aber nicht auf dem leichten Grunde dieser häßlichen Komödie sollte sie stattfinden. Als Bodensatz würde in Käthes Seele eine latente Verachtung

Michaels zurückbleiben, die eine Ehe im besten Sinne des Wortes ausschließen mußte.

Diese letzten Erwägungen gaben den Ausschlag: mochte immerhin durch seine Aufklärung die Versöhnung verzögert werden. Und so sagte er ihr denn, was er von Dörthe wußte, und betonte, daß sie, Rätke, einer Dirne, die zuletzt die Geliebte ihres Mannes gewesen, die Lehren verdanke, nach denen sie seit Monaten gehandelt. Der Eindruck auf Rätke war ein tiefer, ein aus Zorn, Schmerz, Scham und Reue gemischter. Sie hatte sich noch nicht beruhigt, als Michael eintrat. Carl entfernte sich still. Sie bemerkte es kaum und nahm sofort die Stellung ein, die Michael brauchte, indem sie ihm den Rücken zuwendete. Sie nahm ein Buch in die Hand und gab sich den Anschein, als läse sie.

Er fängt an zu malen. Er versenkt sich in diesen zarten, schlanken Hals, der blumenhaft aus der Goldspitze sich erhebt. Er glaubt nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Bald läßt er die Hand sinken. Er kann nicht malen. Seit Wochen arbeitet er nicht ordentlich. Er braucht Ruhe, Glück, Liebe. Alles das soll ihm seine Gattin gewähren. Lästig, unheimlich sind ihm nachgerade all diese complicirten Gefühle. Zu dumm! Entweder — oder!

Er tritt zu Rätke heran. Sie wendet sich nicht um und hält den Kopf gesenkt, damit er den Zorn in ihren Augen nicht lesen soll. Er bückt sich so tief, daß er halb kniet und sieht ihr von unten in's Gesicht.

„Schön bist Du geworden, Rätke!“

„Ja? wirklich? bin ich es?“ In ihrer leise zitternden Stimme liegt eine verhaltene, tiefe Ironie. „Das kommt daher, weil die braune Rutte fort ist und die tugendsame Zimperlichkeit, und weil ich Alles gelernt habe, was — Dir gefällt, sogar — — male doch! male!“ unterbrach sie sich; es belästigte sie, daß er die Spitze an ihrem Halse zurechtzupfte.

Er ließ sich nicht stören und sagte so gleichmüthig, als er es in seiner Erregung vermochte: „Habe ich es Dir schon gesagt, Rätke, ich lasse mich nicht scheiden.“

„Aber ich!“ Sie war aufgesprungen.

„Du?“ er lächelte. „Weißt Du denn, warum ich mich nicht scheiden lasse?“

„Und warum nicht?“ Eine lauende, heiße Neugier war in ihrem Blick.

„Weil ich Dich liebe.“

Da war es nun, was sie mit so bitter verzweiflungsvollem Schmerz so leidenschaftlich ersehnt hatte. Wo blieb der Schauer des Glücks?

Wie gut er ausah in der nervösen Erregung mit den brennenden Augen, der Mann, den sie so sehr geliebt hatte, ja noch liebte, lieben mußte. Sie machte eine Bewegung zu ihm hin. Er riß sie an sich und erstickte sie fast in einem langen, inbrünstigen Kuß. Als er sie frei ließ, um ihr Gesicht zu sehen, erschraf er vor ihrem Blick. Er war eiskalt. Die Ralte

war nicht nur in ihren Zügen, ihr Herz, ihr ganzes Innere war kalt geblieben unter seiner Liebkosung. Die Neugierde, die sie in Betreff ihrer eigenen Gefühle gehabt, war befriedigt, sie wußte es nun, sie liebte ihn nicht mehr.

Verschüchtert küßte er ihre Hände, und stotternd wiederholte er, daß er sich nicht scheiden lasse, weil er sie liebe. Er will sie wieder an sich ziehen. Sie wehrt ihn ab. Alles Blut strömt ihr zum Herzen und all der Schmerz, die Geringschätzung, die Verzweiflung, die sie jahrelang um dieses Mannes willen gelitten, schießen zusammen in einen leidenschaftlichen Ausbruch.

Sie lacht grell auf: „Du — Du liebst mich! Ich aber liebe Dich nicht, und darum will ich geschieden sein!“

Die Hand, die er nach ihr ausstreckt, stößt sie fort.

„Zurück! fort! Die gute Frau, die Dich treu und gut liebte, die keusche Frau hast Du von Dir gestoßen; die corruptirte Frau, die Alles gelernt hat, was zum Laster gehört, hat Dich entzückt. Ich aber will nicht die Maitresse meines Mannes sein. Weißt Du, wen Du in mir liebst? Die Dirne, die ich gespielt habe, die ich vorstellte. Ich bin nur Imitation, Combad. Warum die Copie? Du kannst ja das Original haben — Dörthe. Um meinetwillen hat sie Dich verlassen. Ich gebe sie Dir wieder, Deine Geliebte! Nimm sie! nimm sie!“

Sie stürzt fort. Er ergreift sie am Arm und zieht sie gewaltsam zurück.

„Ich will sie nicht, Rätthe. Was war, ist nicht mehr. Dich liebe ich — Dich! Ich glaube nicht an Dein Spiel. Wie Du zuletzt warst, so bist Du! mein bist Du vor Gott und der Welt, und ich lasse Dich nicht!“

Plötzlich wird seine Stimme weich, flehend. Unsinnige, leidenschaftliche Worte kommen über seine Lippen, Worte die an seine Bilder erinnern, purpurroth hinströmende. Sie stürzen über sie hin wie heißer, ermattender Wind und betäuben sie.

Knieend drückt er sein Gesicht auf ihre Hände.

Als er aufblickt, sieht Rätthe, daß in seinen Augen Thränen stehen. Die Vorstellung, daß diese Thränen aus seinen Augen über sein Gesicht fließen könnten, ist ihr halb lächerlich, halb schrecklich. Und hastig, nur um ihm zu entgehen, sagt sie: „Laß mir Zeit, ich will überlegen.“

Ihre ganze Thatkraft hat sich in dem leidenschaftlichen Ausbruch erschöpft.

„Ueberlege, Vielgeliebte! aber nicht zu lange! nicht zu lange!“

Er preßt sie wieder an sich, gewaltsam, und flüstert ihr etwas in's Ohr. Sie schüttelt wie in einem Fieberschauer den Kopf und eilt hinaus aus dem Atelier, die Treppe hinunter, als würde sie verfolgt.

Sie verschließt sich in ihrem Ankleidezimmer. Wie eine wilde, rauschende Musik hallen seine leidenschaftlichen Worte in ihr wieder. In ihren Zorn mischt sich Mitleid. Nie in ihrem Leben bis jetzt hat sie einem Menschen wissentlich Schmerz zugefügt. War es nicht brutal, eine Leidenschaft so zu

beantworten, wie sie es gethan hat? Hätte sie in ihrer Abweisung nicht weiblicher, milder verfahren sollen? So sehr hatte sie ihn geliebt, und nun so plötzlich — nichts mehr — gar nichts, als wäre es nie gewesen. Wirklich plötzlich? Was Carl ihr von Dörthe gesagt, war das der Todesstoß ihrer Liebe gewesen? Nein. Sie will sich nicht belügen. Ganz jaht und allmählich ist ihr die Liebe für Michael verschwunden. Was zerbricht sie sich den Kopf darüber? Es ist nun einmal so, und sie kann es nicht ändern. Dieser Abschnitt ihres Lebens ist zu Ende. Hinweg mit dem frechen Spiel, das eine Dirne sie gelehrt, hinweg mit allen Requisiten dieser elenden Komödie.

Hestig warf sie die zierliche Gesellschaftsrobe von sich. Sie öffnete den Schrank, in dem die braune Kutte hing. Sie sollte wieder zu Ehren kommen — die braune Kutte. Sie nahm das Kleid heraus und hielt es eine Weile in der Hand. Dann hing sie es in den Schrank zurück. Das Kleid war wirklich häßlich. Wozu sich absichtlich entstellen? Was für eine kindische Vorstellung, daß unter einem schöneren Gewande ein schlechteres Herz schlagen müsse. Sie zog das Kleid, das sie eben abgelegt hatte, wieder an.

Die Klingel wurde gezogen. Sie wußte, es war Carl. Sie eilte in den Salon, stürzte dem eintretenden Freunde entgegen und sagte ihm gleich Alles, was geschehen war, und daß sie Michael nicht mehr liebe, und daß sie — sie die Scheidung wolle, die Scheidung um jeden Preis.

„Wie gut, daß Du nun da bist,“ schloß sie, „Du wirst nun Alles in die Hand nehmen, Alles ordnen, und Du wirst mir sagen, was nun aus mir werden soll.“

„Mein Weib!“

Sie erschrak und wiederholte, als hätte sie nicht recht gehört: „Dein Weib?“

Eine unendlich zärtliche Weichheit lag in seinem Tone, als er wieder anhub:

„Ich habe mein Rätchen geliebt, als es ein kleines Kind war, ich habe sie geliebt, als ich vor sechs Jahren von ihr Abschied nahm, und ich liebe sie heut mehr als je. Du bist mein Rätchen, ob Du mit mir gehst, ob Du bleibst. Mein in Trauer, wenn Du bleibst, mein in schönem, starkem Glück, wenn Du mit mir gehst!“

„Aber — aber —“ Sie brachte eine Weile weiter nichts heraus als immer wieder: aber — aber —

In schnellem Strömen kamen und gingen ihre Gedanken und Empfindungen. Die skeptische Weltanschauung Hellbachs, die frivole Dörthes, die Leidenschaft Michaels und die reine Treue Carls, das Alles drang auf sie ein, betäubend, unentwirrbar. Ein Fieberschauer durchrieselte ihre Glieder, ihr Kopf sank herab. Als sie aufsaß, traf sie Carls Blick, ein Blick von so leuchtender Klarheit, daß plötzlich das wüste Stimmengewirr in ihr schwieg, und wie man sich aus tosendem Wogenschwamm an's Ufer rettet, so warf sie sich an seine Brust und verbarg ihr Haupt an seiner Schulter. Er legte seine Hand auf

ihren Kopf: „Mein Rätthchen.“ Und er küßte ihre geschlossenen Augenlider. Dann machte er sich sanft von ihr los.

„Da ich Dir das gesagt habe, darf ich Dich nicht mehr an meinem Herzen halten, es sei denn als mein Weib.“

„Dein Weib! ja schön wäre es und gut, so gut! aber ich — ich bin nicht gut genug dazu. Und Du würdest mich immer lieb haben? immer? Ich habe ja Michael auch geliebt, und nun liebe ich ihn nicht mehr.“

„Weil es nicht die rechte Liebe war, Rätthchen.“

„Und welches ist die rechte?“

„Die ein Reiz ist vom Stamme der Menschenliebe. Mit dieser Liebe liebe ich Dich, Rätthchen.“

„Ich liebe Dich auch, Carl, ja, aber mit welcher Liebe, ich weiß es nicht. Ein Reiz vom Stamm der Menschenliebe? Nein, ich habe keine Menschenliebe.“

Er suchte ihre Erregung zu beschwichtigen. Er zog sie sanft in den großen Fauteuil, setzte sich auf einen Sessel neben sie und nahm ihre Hände in die seinigen.

„Ach, Carl, warum hast Du mir nicht das Alles damals gesagt, vor sechs Jahren?“

„Ich dachte, Du fändest es allein. Du warst ein nachdenkliches Kind. Ich meinte, Du wüßtest, daß ich Dich liebte, und erwartete Alles von Dir selbst.“

„Ich hätte Dich gewiß recht von Herzen geliebt. Mir ist nur der Gedanke nicht gekommen. Du hättest mich darauf hinweisen sollen. Daß ich mich in Michael verliebte, hättest Du gar nicht zugeben dürfen. Du bist schuld — Du — wenn ich jetzt — — Ich muß erst wieder gut werden. Weißt Du — der zähe Schmutz, von dem Du sprachst — etwas davon ist in mir. — Und nun ist's doch zu spät — ja — zu spät — —“

„Es ist nie zu spät, und wärst Du anstatt fünf und zwanzig Jahr fünfzig Jahr alt, es wäre nicht zu spät. Hier in dieser Welt ist gut sein schwer, zu schwer für Dich, mein armes Rätthchen. Dort drüben wirst Du mit mir arbeiten, mit mir lieben, mit mir gut sein. Willst Du Rätthchen?“

„Ich will wohl, wenn ich nur kann.“

„Du kannst. Nichts brauchst Du als Herzengüte und ernstes Wollen. Du sollst sie kennen lernen, die Entzückungen, die wir der Menschenliebe verdanken. Abgezehrt, hohläugig, dem Hungertode nahe sind meine Anfiedler zu mir gekommen. Rosig, satt und glücklich sind sie jetzt. Wenn ich an ihren Hütten vorübergehe, rufen sie ihre Kinder heraus und zeigen auf mich — ihren Wohlthäter. Und die segnende Bewegung ihrer Hände, ihre strahlenden Blicke — ja, Rätthchen, es giebt einen Gotteslohn im Diesseits. Willst Du ihn mit mir theilen?“

Während er sprach, bekamen Rätches Augen den großen, weiten Blick eines Menschen, der jenseits der Schwelle des Alltagsbewußtseins ein Land schaut, das er nie gesehen und doch kennt, das Land seiner Sehnsucht.

Aber ehe sie antworten konnte, trat das Mädchen ein und übergab ihr einen vollen Weichenstrauß. Sein Duft erfüllte das Zimmer. Sie badete ihr Gesicht in dem feucht frischen Duft.

„Sieht es auch dort drüben Weichen?“ fragte sie.

„Nein. Aber andere Blumen, schönere.“

Es that ihr leid. Andere! und sie liebte gerade die Weichen so sehr.

Er nahm ihr die Blumen wie spielend aus der Hand, trat an's Fenster und ließ sie, wie in Zerstretheit hinunterfallen in den Garten, verwandte dabei keinen Blick von ihrem Gesicht und sah, wie ihre Augenbrauen sich zusammenzogen.

„Du wolltest mir antworten, Rätchen?“

Aus ihren Augen war der große, weite Blick verschwunden.

„Nicht böse sein, Carl, ich bin so kindisch, ich kann es noch nicht fassen — so weit — weit weg von hier, und das Kind ist noch zu klein für eine so weite Reise — —“

Sie ging, die Hände ineinandergepreßt, im Zimmer auf und ab. Dann blieb sie vor ihm stehen.

— „Hilf mir doch, Du Liebster, Bester! überlasse mir doch nicht Alles selbst, ich bin so hilflos. Entführe mich! brauche Gewalt! so daß ich gar nichts dreinzusprechen habe. Sage: „Du sollst! Du mußt!“

„Nein. Nur wenn ich Dich aus freier Entschließung habe, habe ich Dich wirklich. Von selbst mußt Du kommen.“

Sie ließ matt die Arme sinken. Sie hatte keinen Muth. Krampfhast umfaßte sie die Lehne des Fauteuils, sie wendete sich von ihm ab und murmelte kaum verständlich:

„Und wenn — wenn ich nun — Michael doch noch liebte!“

„Rätchen!“ Seine Stimme klang wie ein Schrei aus tiefer Seelennoth.

Er weiß, daß sie gelogen hat. Sie erschrickt und bricht in Thränen aus.

„Ich kann nicht! jezt noch nicht. Ich bin ja noch nicht geschieden.“

Das war der Strohhalbm, an den sie sich klammerte. „Warte nur, bis ich geschieden bin, dann komme ich nach, mit dem Kinde, ich schwöre es Dir, ich komme nach, in einem Jahre etwa. Lieb mich nicht auf. Nur laß mir Zeit. Wann willst Du fort?“

Er sagte ihr, daß er am anderen Tage um die Mittagstunde abreisen würde, wenn er keine Nachricht von ihr erhielt.

„Du Bester, Du Einziger, wie finde ich nur, was recht ist?“

„Gebet.“

Sie sah ihn erstaunt an. Sie hatten nie ein religiöses Gespräch gehabt. Sie hielt ihn auf diesem Gebiet für indifferent. Er las ihre Gedanken.

„Ob Du zur Sonne betest, ob zu dem Evangelium eines Messias, oder zur reinen Weisheit eines Sehers, es ist dasselbe.“

Er zog sie an's Fenster. Die Sonne war im Untergehen. Eine schwere, dunkle, purpurgesäumte Wolke rollte sich wie ein Vorhang auf, und in feuchtrothem Glanz, gedämpft durch einen leichten Dunst, hing die Sonne in reinster Pracht im Aetherblau und goß ihr Feuer weit hin über den Horizont.

„Die Gedanken, die Du bei Sonnenuntergang denkst, sind die rechten. Aus dem feurigen Buch sprach Gott zu Moses. So spricht er auch zu uns aus der flammenden Schönheit von Himmel und Erde. Ich glaube an Dich, Rätthchen. Ich warte auf Dich.“

Er war so leise und spurlos aus dem Zimmer gegangen, daß sie erst nach einiger Zeit sich bewußt wurde, daß er gegangen war, um nicht wiederzukommen. Sie kroch in sich zusammen wie ein Schulbiger, dem das Urtheil gesprochen ist. Aber es war ja noch nicht zu spät. Sie stürzte zum Schreibtisch und schrieb ihm, daß er nicht reisen dürfe, er solle auf sie warten. Als sie fertig war, behielt sie den Brief in der Hand. Ihre Gedanken kamen und gingen:

„Soll ich? soll ich nicht?“

Stundenlang dämmerte sie so grübelnd auf der Chaiselongue hin. Schickte sie den Brief am anderen Morgen ab, so kam er noch zeitig genug in seine Hände. Sie verbrachte eine schlaflose Nacht, voll Haß gegen ihre eigene Unentschlossenheit. Gegen Morgen schlief sie ein und erwachte erst gegen elf Uhr. Ihr erster Blick fiel auf den Brief. Und sie zögerte immer noch. Endlich schickte sie den Brief mit dem Mädchen in's Hotel. Er kam um eine halbe Stunde zu spät. Carl war abgereist.

Es war keine Enttäuschung für Rätthe, vielleicht war es so am besten. Ueber Jahr und Tag würde sie bei ihm sein.

Michael's Berühmtheit war durch sein letztes Bild, für das er die große goldene Medaille erhielt, noch um einige Grade gestiegen. Die Damen der Welt, derjenigen Welt, in der er lebte, umschwärmten ihn, theils platonisch, theils weniger platonisch. Er erwies sich nicht spröde, obwohl er seine Frau vergötterte. Sie beherrschte ihn und behandelte ihn wie eine launenhafte, kleine Despotin. Seine Bilder aber, mochten sie blau, gelb oder purpurfarben sein, lobte sie immer.

Rätthe war auch ziemlich glücklich, so lange sie sich nicht auf sich selbst besann. In solchen Stunden der Einkehr aber kam ein tiefer, bitterer Groll über sie, der mehr der Welt im Allgemeinen galt, als ihrer eigenen feigen Verlogenheit. Es sei der Welt ganz recht, daß sie so geworden, so werden mußte.

Zuweilen, mitten in einer glänzenden Gesellschaft ist ihr, als flöge ein Schatten vorüber, der sie mit eisigem Hauch berührt. Dann wird sie blaß und still, bis er vorüber ist, und er ist bald vorüber.

Ober wenn sie allein in ihrem Zimmer ist, ihr lachendes, holzblallendes Kind im Arme hält, und die großen, seltsamrührenden Kinderaugen, als kämen sie aus der geheimnißvollen Tiefe einer anderen Welt, sie fragend anblicken, dann strömt es wie eine erfrischende Fluth über sie hin, dann denkt und träumt sie über ihr kleines Ich hinweg, und ihr inneres Auge schweift hinüber in die jungfräulichen Wälder und Prairien, durch die der beste der Menschen wandelt — einsam.

Ja — sie will noch immer von Michael geschieden sein — trotzdem, trotzdem. In Scham verhüllt sie ihr Gesicht. Unrecht hat Carl an ihr gehandelt, unrecht. „Von selbst mußt Du kommen!“ hat er gesagt. Das ist ja eben, was sie nicht kann. Sie durchmaß gern große Strecken, aber zu Schiff oder zu Wagen. Sie mochte keine Berge besteigen, und sie hatte auch das Schwimmen nicht lernen können. So trug sie auch jetzt sehnsüchtiges Verlangen nach dem gelobten Lande Carl Nort's, aber es mußte sie der starke Wille eines Andern hinübertragen. Hatte er sie doch von jeher sein Rätchen genannt, nie Katharina. So wußte er doch wohl, daß sie ein großes Kind war. Nur durch Hypnose war ihr zu helfen. Carl Nort wußte das nicht. Hellbach wußte es.

Sie wartete und wartete auf irgend ein Erlebnis, auf etwas Außerordentliches, sie wartete auf den Rausch, in dem die Wahrheit sein sollte, sie wartete auf einen Sturm oder ein Erdbeben. Es geschah nichts Außerordentliches. Und zwischendurch hörte sie wieder und wieder, durch alle Weltbischarmonie die Flötentöne von raphaelischer Süße, die das Leitmotiv spielten aus Tristan und Isolde.

Von Hellbach hielt sie sich seit der Abreise Carl's fern. Jede Annäherung von seiner Seite wies sie schroff zurück.

Ein Jahr ging hin. Da erhielt sie die Nachricht vom Tode Carl's. Auf einer Streiferei hatte ihn ein Schurke erschossen, der sein Pferd haben wollte. Wieder ein Rain, der einen Abel tödtete.

Nun war Alles für Rätche aus, die Brücken hinter ihr abgebrochen. Wozu, wozu das Leben schwer nehmen, da es so enden konnte! Lohnte es sich denn überhaupt, besser, anders zu sein als die Uebrigen, wenn doch immer die Rains die Abel tödteten. Der arme, arme Carl!

Sie weinte lange und bitterlich um ihn. Große Schmerzen kräftigten starke Gemüther, die schwachen schädigen sie in der Wurzel. Das geschah Rätche. Sie erkrankte bis in das Mark ihres Lebens.

Bald nach Carl's Tode sagte man ihr eine intime Liaison mit Hellbach nach. Sie nahm aber keinen Anstoß daran — die Gesellschaft. Rätche wurde, wie die Andern auch, Eine vom Duzend, auch ein armer Abel, den ein Rain getödtet — die Welt.



Tannhäuser in Sage und Dichtung.*)

Von

Erich Schmidt.

— Berlin. —



Als ich einst in einer Unterhaltung über Schwind's Wandgemälde, die den Dichterkrieg auf der Wartburg darstellen, von dem hohen Burgherrn und Kunstfreunde nach den Lebensverhältnissen Heinrichs von Ofterdingen gefragt, pflichtgemäß die Zweifel der Wissenschaft gegen die geschichtliche Existenz eines solchen dämonischen Sängers aussprach, da wurde die Befürchtung laut, daß, seit ein Wolf den Homer in Stücke zerrissen hat, die böse Kritik nach und nach allem Schönen und Romantischen in der Welt den Garaus bereite und ihren Eroberungspfad mit lauter Leichen besäe. Ehedem machte man wohl kurzen Proceß: im vorigen Jahrhundert haben die Schweizer eine Schrift gegen den leibhaften Volkshelden Wilhelm Tell auf offenem Markte durch den Fenster verbrennen lassen. Derlei handfeste Gewalt bedroht die Kritik längst nicht mehr, aber auch jene sanfteren Einwände braucht sie nicht zu scheuen. Es ist ja kein verheerender Krieg zwischen Verstand und Einbildungskraft, sondern eine fruchtbare Arbeit wissenschaftlicher Phantasie, wenn wir nachweisen, daß ein Sagenheld ohne wirklichen Erdenwallen Jahrhunderte lang ein höheres Dasein behauptet, ein anderer aus dem Bunde von Wahrheit und Dichtung wiedergeboren ist;

*) Aus einer Ihren Kgl. Hoheiten, dem Großherzog und der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar, zur goldenen Hochzeit, 8. October 1892, von den Redactoren (German Grimm, E. C. Neßlich, Erich Schmidt, B. Seuffert, B. Suphan) und dem Verleger (H. Böhlau) der neuen Goetheausgabe als Privatdruck überreichten Festschrift.

wenn wir die geschäftige Mythenbildung auf vielverschlungenen Pfaden bis in die graue Vorzeit zurückverfolgen oder anderseits Frau Lorelei erst vor neunzig Jahren von einem fahrenden Romantiker als Tochter der Phantasie und des Widerhalls am rheinischen Furler aus dem Nichts erfunden sehn; wenn wir zeigen, wie die Sage Helben herauf und Götter herab führt in die mittlere Sphäre des Heroischen, wie die Nibelungen dem Himmel und der Völkerwanderung entstammen, wie hier ein griechischer Philosoph, da ein römischer Dichter, dort ein staufischer Kaiser der Träger von einzelnen Sagen oder Sagenmassen wurde, wie der Aberglaube des sechzehnten Jahrhunderts einen Schwindler Johann Faust emporhob zu vermessenen Geistesflügen und wunderbaren Zaubereien. Solchen Gestalten und ihren Metamorphosen spürt dann die Forschung gern auf allen Wegen nach, um gleich der Kunstgeschichte Grundrisse, Stile, Umbildungen zu erkennen.

Gerade um die, welche selbst die Phantasie mit ihren Gebilden nähren, die Dichter, hat wieder die dankbare Phantasie gern einen Dämmerstein gewoben aus Geschichte und Mythos; oder ein Nachkömmling hat mit bewußter Kunst ihnen in sinnvollen Bildern gehuldigt: Uhlands „Münstersage“ feiert den jungen Goethe, von dessen Meißelschlägen der Dom erdröhnt, sein „Märchen“ den siegreichen Königssohn Wolfgang, dessen Fuß das Dornröschen aus dem starren Schlaf der Stubenpoesie befreit.

Bekannte Dichter des Mittelalters waren Gegenstand der Sage geworden. Der Epiter Wirnt von Gravenberg sollte bei einer Begegnung mit Frau Welt, die ihm erst verführerisch den blanken Leib, dann abschreckend den von Schlangen zerfressenen Rücken zeigte, tiefererschüttert in sich gegangen sein. Schwantweis lebte in derben Liedern und Fastnachtspielen Heideknecht von Heideck, der sinnfrohe Meister höfischer Dorfpoesie, fort; in dunklen Balladen der edle Moringer — wenn es Heinrich v. Morungen ist — und der junge Keiffen, zwei Minnesinger. Volkslieder, die jenen von den Troubadours bis zu Uhland und weiter in romanischer und germanischer Zunge, in Poesie und Prosa, lyrisch, episch, ja dramatisch behandelten Stoff des Herzmæres fortpflanzten, wo dem Weib das Herz des todtten Bußlen aufgetischt wird, hießen geradezu „Bremberger“: gewiß weil der unbedeutende Minnesinger Reinman von Brennenberg durch wörtlich verstandene Bilder sich einen Platz in diesen tragischen Kreisen erobert hatte. Aber die sanglustigen Burgen und Mägdelein wußten, wenn eins in der Runde einen Bremberger anstimmte, nichts von dem Castellan von Coucy, nichts von dem deutschen Lyriker Brennenberg. Und sie ahnten alle längst nicht mehr, daß der Held der Lieder, die man kurzweg „den Tannhäuser“ oder „Donnhäuser“ nannte, einst in deutschen Landen ein namhafter Sänger gewesen sei.

Herr Tannhäuser, der Tannhüsære, stammte aus einem salzburgischen Adelsgeschlecht und lebte etwa von 1205 bis gegen 1270, in Niederösterreich begütert, zeitweis auch in Franken wohnhaft, vertraut mit dem

letzten Babenberger Friedrich dem Streitbaren und mit dem Baiernherzog Otto, die er in überladenen Gedichten als seine Gönner preist. Er hat Deutschland weit und breit durchwandert, Italien, vielleicht auch Frankreich gesehen und das heilige Land, wohl 1228, als Kreuzfahrer betreten; im weißen Pilgermantel mit dem schwarzen Kreuz stellt ihn das Phantasiebild der Manessischen Handschrift dar. Er war ein gebildeter, vielgelesener Mann, der aber trotz mancher Berührung mit Heinharts Weise in mythologischen, literarischen, geographischen Anspielungen kein Maß hält, Räthsel von Adam und dem Morde Thomas Becket's drehelt und durch parodistische Uebertreibung des anspruchsvollen Frauenbildes, krausen Humor, allerlei höfisch-französische Sprachschmörkel das Siechthum des Minnefangs verräth. Seine poetische Begabung ist nicht gemein: er hat nicht wie mancher Zeitgenosß und Nachfahr nur Brocken vom Mahle reicherer Vorgänger gesammelt und Teppiche aus fremden Mustern gewoben, sondern wo er entlehnte, mindestens eine besondere Würze hinzugethan und mit Laune, erlebter Liebeserfahrung, Variation von Lust und Leid, kräftiger Allegorie eigenthümliche Umrisse geboten, allerdings ohne sich vor arabeskenhafter Caricatur und frivolen Sprüngen zu hüten. Obwohl der Tannhäuser weder einfach noch unzweideutig ernst ist und manches Klagewort uns einen problematischen Menschen zeigt, der im Unglück wieder auf die Beine fällt, sieht man doch stufenweise das sinnliche Weltkind, den unsteten Vaganten, den vom Sündenpfad durch harte Prüfung auf den Gnadenweg trachtenden Büsser.

Zur Frühlingszeit wandelt er blumenbrechend durch die Au in einen Forst, wo die Vöglein hell „tschantieren“, und findet an Bachesrand ein Idealbild weiblicher Reize, die „schöne Creatur“, der er sich trunken angelobt mit dem alten Schwur: „Fraue mein, ich bin dein, du bist mein“. Die Walbeinsamkeit umfängt ein halb leichtfertig, halb inbrünstig beschriebenes Rosen:

si wart mîn trût und ich ir man . . .
 si was so hôhes muotes,
 daz ich vergaz der sinne.

War es nicht ein leichter Schritt, auf Grund einer solchen Waldscene weltvergessener Minnelust zwischen dem sinnberaubten Ritter, der noch dazu den Namen des im Tann Hausenden führt, und einer geheimnißvollen Wunderschönen unsern heißblütigen Sänger, dessen Art vergrößert nachlebte, im Banne der Frau Venus zu erblicken? Um so leichter, da diese Venus in Tannhäusers Lyrik keine geringe Rolle spielt und seine ausgelassenen Tanzlieder von Begierde zu Genuß, von der Kunigund zur Irmengard, der Irmengard zur Abelsheid taumeln, die Kirche aber gegen solche Tanzlust und ihr Gefolge zeterie, um den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen.

Der weltfrohe Jauchzer Nu heia, Tannhūsære verhallt, die hohen freigebigen Gönner sterben, mit ihnen wird des Dichters Wohlleben be-

graben. Nun singt er nicht mehr unter der Linde zum Reigen, bis der Fiedelbogen zerspringt, nun schwenkt er nicht mehr den vollen Becher, nun freut er sich nicht mehr eines gemächlichen Ruhesitzes. Der „Wirth“ ist ein „Gast“ geworden, der die friedlosen Gefährten Seltenreich und Schaffennicht, Unrath und Schaden seine Baumeister nennt. Tannhäuser schildert einmal packend, wie er auf der Fahrt über Meer beinahe Schiffbruch erlitten habe; symbolisch hat er das im Leben erfahren. In „schönödem Gewand“ streicht er umher,

ein erbeitsælic man, der niene kan beliben
wan hiute hie, morn anderswar

und besetzt als verlornen Sohn des Minnefangs, vielleicht mehr aus Bedauern der Einbuße so angenehmer Dinge, denn aus tiefer Reue, sein Lotterleben in Versen, die uns die schwachen Seiten des mittelalterlichen Lebemanns enthüllen:

diu schoenen wip, der guote win,
diu mursel (Federbissen) an dem morgen
unt zwirent in der wochen baden,
daz scheidet mich von guote.

Eine ernstere Bußfertigkeit übermannt ihn, daß er zu Gott und der heiligen Jungfrau fleht, ihn, der gesündigt all seine Tage, vor der Höllepein zu schützen:

hilf mir von minen sünden . . .
gip mir kreftelichen sin,
daz mich der tiuvel niht verirren kunne.

Wie sein Ausgang war, ist uns nicht überliefert.

Er wurde ein typischer Bäufer. Das vierzehnte Jahrhundert schrieb ihm selbst einen in einem „Ton“ des Tannhäuser abgefaßten neuen Bußgesang zu, das fünfzehnte erfand unter anderm ein lang in Volks- und Meisterlied nachwirkendes dramatisches Duett zwischen Tannhäuser und Frau Venus, von der hinweg er zu Maria strebt. So erscheint er als roman-tischer Hercules auf dem Scheidewege zwischen niederer und hoher, höllischer und göttlicher Minne, zwischen der heidnischen Duhle, die alle sündhaften Reize, und der christlichen Himmelskönigin, die alle sühnende Reinheit und emporflügelnde Heiligkeit des Ewig-Weiblichen verkörpert.

Die Sage muß den unsteten Gefellen schon früh umwoben haben. Es stimmt zur Lebenszeit des geschichtlichen Tannhäuser, wenn der verlorene Weltmensch im Volkslied seinen Hilfescrei aus tiefer Noth erschallen läßt zum Throne Papst Urbans IV., der in den sechziger Jahren die Tiara trug.

Aus dem einsamen, liebeseligen Tann wurde ein Minneberg, die berückende Frau zur Venus. Man fabelte ja gern von einem Venusland und endloser Gefangenschaft darin oder von Venusbergen, wie es bestimmte Ebenberge gab, z. B. am Rhein den Zurlei, und wie zahlreiche Höhen, der

Pilatus, der Brocken mit Herrentanzplatz und Teufelskanzel, in spukhaftem Rufe standen. Solche unheimlichen Orte wurden bösen Geistern und auch den zu Unholden herabgedrückten Göttern antiken und germanischen Heidenthums als Wohnsitze angewiesen. Doch erst spät fließen die deutsche Frau Holle, die aus dem zerklüfteten Hörselberg bei Eisenach mit dem wilden Heer ausfliegt, und die antike Venus zusammen, erst im neunzehnten Jahrhundert wird gerade jener Hörselberg, eine verrufene und den Rindern gefährliche Herengegend, zum Mons Veneris Tannhäuser.

Es giebt zahlreiche Sagen von äppigen Hofhalten in Bergen, wie Sagen melden von dem bretonischen Feenland Avalun der schönen Argante, die den König Arthur im Rahn von zwei diensbaren Frauen herüber holen läßt — und ward nicht mehr gesehn. Ein Kranz auf's Haupt gedrückt bringt ewiges Vergessen. Leicht wäre es, auf einer Rundfahrt durch Zeiten und Völker die Beispiele zu häufen. So herrschte mannigfach der Glaube an das Fortleben in Bergen, worin Kaiserfagen, Hortsagen, Elbensagen, Minnesagen ihre Wohnung genommen hatten.

Vor dem Venusberg hält der treue Eckart Wacht, der greise Vormund und Warner altgermanischen Heldensangs. Als ernstest Anwalt schülbert ihn im fünfzehnten Jahrhundert ein ödes allegorisches Gedicht Hermanns von Sachsenheim, „Die Möhrin“. Da ist Tannhäuser Gemahl der Venus:

Er kam dort her auß Frankenlant,
Der Tannhuser ist ers genant;

waren doch dem Minnesänger fränkische Städte wohl vertraut. An das erwähnte Duett anklingend, spricht im Fastnachtspiel oder besser Behrgebiht der reuige Ritter Tannhäuser mit der berückenden Frau Welt, ruft Maria und flucht, als jene lockt, Frau Venus lade ihn in den Berg zur Umarmung: „Frau Venus ist ein Teuffelinne“. Andere Gewährsmänner erhärten, daß er der Gauchmatt oder dem Seil der Venus nimmer entfliehen mag. Sebastian Brant sagt das trocken und grämlich nach seiner Art, frischer Hans Sachs in dem, auch von der „Möhrin“ angeregten, „Hoffgündt Veneris“ (1517), wo die Königin eine Musterung über ihr Volk hält und Tannhäuser den Vortritt hat:

Herr Donhauer bin ich genant,
Mein nam der ist gar weit erkant,
Auß Frankenlandt was ich geborn.

Vergebens mahnt der treue Eckart, früh ein Liebling unseres Dichters; endlich fleht Tannhäuser in gehäuften Sätzen:

Ach Venus, wie sein wir so krank,
Ach wie ist uns die weil so lang,
Ach wie han wir so dieffe wunden,
Ach wie sein wir so hart gebunden,
Laß uns lebzig, daß bit wir dich!

Aber Frau Venus läßt keinen frei, der sich ihr einmal zu eigen gegeben hat: „Du Danhäuser, vernimm mich, von mir wirt niemandt mehr erlöst“.

Merken wir nur im Flug an, daß das sechzehnte Jahrhundert den Ausdruck „den Danhäuser spielen“ lasciv braucht, oder den Namen „Danhäuser“ abschätzig allgemein auf altfränkische Lieder bezieht, demgemäß „danhäuserisch“ im Sinne von ungebildet, zurückgeblieben, dumm verwendet, und daß schon, allerdings höchst wunderbar, gelehrte Erklärung der Sage anhebt; neben Bemerkungen des Agricola, des Paracelsus, wie daß Danhäuser's Venusberg „kein fabelgedicht, sondern ein wahrhaftig geschicht sei“, oder dem Spaß desselben Paracelsus, ein Schwinbler aus dem Venusberg thue, als habe er mit Bruder Eckart Metten gebetet und mit dem Danhäuser eine Blutwurst gegessen. Während im siebzehnten Jahrhundert Melchior Goldast, der Minnelieder ohne ästhetische Theilnahme ausgrub, den Venusberg rationalistisch auf schöne Vergnügungsorte deutet und das Tannhäuserlied dem hier zuerst wieder erweckten historischen Tannhäuser selbst als kaiserliches Parteilied gegen den Papst zuweist, phantastirt im sechzehnten der wackere bairische Geschichtschreiber Aventin naiv genug von der Einführung der Minne in Deutschland durch „etliche alte Römer“, den Wolfram z. B., und, vielleicht auf Grund unechter und wahnschaffener Reisegebichte, vom „Danheuser“, griechisch „Thanauses“! als einem vergötterten Kriegshelden des Morgenlandes. „Man heißt auch noch die alten Meistergesäng von ihm den alt Danheuser.“

Dieser Zusatz im Titel findet sich oft: die also, welche Lieder vom Tannhäuser sangen, in Sammelhefte aufnahmen, auf fliegenden Blättern verbreiteten, oder auch im Kampfe gegen die weltliche Lyrik solche Buhlgesänge aus des Teufels Cantorei verpönten, waren sich der frühen Herkunft dieser Verse halb bewußt. Wir kennen die alte Weise und dürfen die Strophenform vielleicht ableiten von einer künstlicheren des Minnesingers, dessen „Töne“ im Meisterfang fortlebten.

Das Volkslied vom Tannhäuser war einst allenthalben in Ober- und Niederdeutschland verbreitet. Am besten erhalten auf plattdeutsch, wurde es von den Dänen unerfreulich bearbeitet, in Holland frei umgetauft: „Van heer Danielsen“, umgestaltet in der Schweiz, „zerlungen“ — um ein treffendes Wort von Görres und Müllenhoff anzuwenden — in österreichischen Landschaften. Ich analysire das alte Lied, wobei ich wichtigere Abweichungen der Texte erwähne. Die übliche Verkündigung des Gegenstandes macht den Anfang:

Nu will ich (wöll wir) aber heben an
 Von dem Danhäuser singen,
 Und was er wonders hat getan
 Mit Venus, der edeln Minne
 (Mit Venus, der düvelhune).

Sein Fürwitz hat ihn in den Liebesberg gezogen — doch jetzt, nach einem oder erst nach sieben Jahren, begehrt er, von Reue übermannt, Urlaub, und

ein langes Gespräch in bekannter Tradition läßt Strophe auf Strophe fest in einander greifen. Venus strengt alle Künste und Ränke der Verführung an; er läugnet, ihr den unverbrüchlichen Diensteid geschworen zu haben, und weist die seltsame Lockung, daß er eine Gespielin seiner Buhle zum „Stäten wibe“ nehmen solle, zurück. Wenn er bebend von der Höllengluth spricht, zeigt Venus ihm gleißend ihr rothes Mündlein, er aber schilt: „Was hilft mich euer roter Mund, er ist mir gar unmäre“ (d. h. gleichgiltig, ich frage nicht danach; viel verber sagt er bei Mone: „alles din guot das ist ein mist und stinkt mich an zu aller stund“, und bei A. Keller erwidert er auf die Einladung „Ruß mich an meyn roten mund“: „Welt, deyn munt ist ungesmack, du smeckest nach der helle bech“). Immer dringender begehrt Tannhäuser den Abschied, immer hartnäckiger weigert Venus die Lösung; doch auch in diesem feindlichen Wortwechsel fehlen die formelhaften Höflichkeiten älterer Poesie nicht: Venus heißt „fremolin zart“, Tannhäuser wird als „edler Danhäuser“ angerebet, ja sogar dem stärksten altüberlieferten Trumppf geht der verbindliche Zuruf ganz conventionell voraus:

Frau Venus, eble frau so zart,
ir seind ein teufelinne.

Niederdeutsche und Holländer gewahren fein in dem Neugeln der Buhlgöttin, die den Frischling nochmals zum Minnespiel im Kämmerlein einlädt, ein höllisches Feuer. Ein bedeutsamer, ein antikatholischer Unterschied liegt darin, daß der alte Hilferuf „Maria, muter, reine maid, nu hilf mir von den wiben“ niederdeutsch ersetzt wird durch ein unmittelbares Gebet zum Erlöser, ohne das Anwaltamt der Heiligen: „help mi, Christe van Himelrik, van disen bosen wiven!“ Der Schrei aus tiefer Seele löst endlich den Bann: „nemt urlub von dem greisen“ (d. h. dem alten Haushofmeister Eckart), sagt Venus mit der gleißnerischen Aufforderung, er möge ihren Ruhm durch alle Lande verkündigen.

Tannhäuser aber zieht stracks gen Rom „zu ainem papst der haist Urban“, der soll seine Seele bewahren. Und wie ja die Volksballade überhaupt, nicht auf ausmalende Uebergänge bedacht, nur die Gipfel der Handlung abendröthlich beleuchtet, so hören wir gleich, ohne jede Reiseschilderung und Audienzklärung, die Beichte in Rom: „Ach Dabest, lieber herre mein, ich klag euch meine sünde“, eine Beichte, die wiederum in der niederdeutschen Fassung voller, inbrünstiger, Paulus' und Luthers Grundlehren vom alleinigen Heil der Reue und Gnade verwandter ertönt. Nun wird ein höchst dramatisches Motiv aufgepflanzt:

De pawest habb einen brögen staff,
den stötte he an de erden:
„so der staff nu grönen wert
(wannen desen stoß rosen draecht)
schollen din sünde vorgeven werden.“

Zerschmettert durch dies gnadenlose Wort Urbans, jeder Aussicht auf Heilung bar, kehrt der verzweifelte Tannhäuser in den Berg zurück und wird freudig bewillkommt von der Buhle, die ihn nun auf ewig gefangen hält.

Ergreifend lautet die einfältige Strophe, ganz aus dem volksmäßigen Einklang von Natur und Menschenbrust heraus gedichtet, und welch ein Bild, wie Tannhäuser auf Nimmerwiedersehn Abschied nimmt von allem, was da leuchtet und tröstet:

Do he quam all vor den berch,
he sack sit wide umme:
„got gefegne di, sünne unde maen,
darto mine leven fründe!“

Zuvor aber hat er grimmig aufgeschrien:

Verflöket sin de leidigen papen,
de mi tor helle schrioven!
se willen gabe eine seles beroven,
de wol möchte beholben blieven.

War der geschichtliche Tannhäuser vielleicht ob seines antiwelfischen und antirömischen Trozes in Noth und Bann gerathen, so brandmarkt, erhitzt durch die kirchlichen Kämpfe einer neuen Zeit, unser Volkslied den Papst, weil er sein Statthalteramt frevel mißbrauchte, da er einem reuigen Sünder die Heilspforte verschloß.

Es stond biß an den dritten tag,
der stab fing an zu gronen —

Dieser Stab Urbans erinnert an den alttestamentlichen Aaronstab, der Knospen und Mandeln trägt und ein Bild der heiligen Jungfrau wurde (virga Aaron florida; Walthier: du blüende gerte Arônes), an den blühenden Josephstab, an das Symbol Jesu im schönsten Weihnachtsliede von dem Reis aus der Wurzel Jesse, das ein Röslein bringt. Unser Motiv findet sich reizvoll und frieblich in Schweden: ein Priester sagt zum Neß, eher wird das Rohr in meiner Hand grünen, als du Erlösung finden kannst; da wirft der arme Neß die Harfe weg und weint, der Priester aber gewahrt unterwegs das Aufblühen, er kehrt um, der Neß spielt frohe Weisen. Nicht so Tannhäuser. Das Scepter der Gnade ist in Urbans Hand ein Stoß des unbarmherzigen Gerichts geworden; darum paart das von Goethe dem Wunderhorn-Lied nachgerühmte „große christlich-katholische Motiv“ in gewaltigen antipapistischen Schlussaccorden Tannhäusers ewige Gefangenschaft und die ewige Verdammniß Papst Urbans. Das Stabwunder erschreckt den heiligen Vater:

Der bapst schickt auß in alle land,
wa Danhaufer hin wär komen.
Do was er widrumb in den berg
und het sein lieb erkoren,
des muß der vierde bapst Urban
auch ewig sein verloren.

Einfältig ausdeutend drückt das Entlibucher Lied sein Schlußfiel darauf: „Drum sol kein papst und cardinal kein sündler nie verdammen; der sündler mag sein so groß er wil, kan gottes gnad erlangen“. Ja man bewahrte endlich in österreichischen Alpenländern mit wohlgemeinter, aber poesiewidriger Correctur nur den Schluß, dergestalt daß wir ohne jede Erwähnung des Venusberges sofort nach Rom versetzt werden („Es war ein Sünder gegangen wol hin in die Romstadt“), wo der ungenannte Papst dem Tannhäuser drei von ihm gebeichtete Vergehen, oder auch ganz allgemein was er vor sieben Jahren verbrochen hat, nicht nachlassen will und sein Staberl, das dann Rosen trägt, in die Erde bohrt. Des Sängers Vorsicht unterdrückt die Bestrafung des Papstes, betont aber biblisch, daß ein reuiger Sünder mehr werth sei als neunundneunzig Gerechte. Kein Zweifel: vor der Gegen-Reformation muß das Tannhäuserlied, und gewiß reicher, tapferer als die heutigen Reste es zeigen, in den Alpen heimlich geworden sein. Der poetische Schwung und Glanz ist freilich dahin, wenn nun Gott den verlorenen Sohn in sein Gnadenreich aufnimmt oder Christus, nach einem Zuruf St. Peters, dem Todten mit einer blutrothen Fahne tröstlich entgegen eilt und ihm, auf die Kreuzeswunden deutend, sagt: „O Sünder, du bist mein“. An Eingang und Ende der Ballade erinnert dunkel, daß Tannhäuser „auf“, nicht: in „einem hohen Berg“ verschwindet. Ein dichterischer Schimmer ist nur noch über die im Volkslied so beliebte und oft so herzergreifende Anrufung der Natur als der Stbelferin, der Mitklagen, der Mitjubelnden gespreitet. Wie die Linde im tiefen Thal aufgefordert wird: sie soll mir helfen trauern, so ruft Tannhäuser: „Helfet's mir meine Sünden bereuen alle Berg und tiefe Thal“; oder er beichtet einem weißen Stein.

Diese Formen erhielt das Lied allmählig in Tirol (von der Schweiz her?), in Kärnten, in Oberösterreich, in Steiermark, hier zuletzt sehr schulmeisterlich umgeprägt und verunstaltet, und es schrumpfte sogar auf fünf Strophen, von der Ankunft in Rom bis zum Blühen des Stabes, zusammen. Der Sünder heißt „Dannhäuser“ oder „Donhäuser“, aber auch „Antoni“ mit bloßem Anklang in der Mittelsilbe, oder „Balthäuser“, worin sich corruptirt Baldhäuser und Balthasar mischen mögen; und wie gedankenlos oft Verderbtes und nicht mehr Verstandenes fortgesungen wird, lehrt auch solch ein heruntergekommener Text: „Balthäuser war der Name, den er vom Papst erhalten hat“ gegen „Dannhäuser war sein Name, beim Papsten sucht er Gnad“.

In freien, höchst poetischen Umgestaltungen bewahrten schweizerische Thäler unser Lied. Entzückt von ihrem naiven Zauber schrieb der treueste Sammler, der feinsinnigste und gelehrteste Erklärer solcher Schätze, ein Dichter, der selbst so tief aus dem Vorn der Volkslyrik geschöpft, selbst so hell in das Wunderhorn gestoßen hatte, entzückt schrieb Ludwig Uhland an seinen lieben Gastfreund, den Freiherrn von Lashberg auf der Meersburg: „Als ich den alten Tannhäuser erhielt, da kam mir vor Freuden fast das Tanzen in

die Beine wie den schönen Jungfrauen im Walde.“ Denn unter Elbinnen des Waldes spielt hier der Liebeszauber, der sich also ankündigt: „Wele groß wunder schauen wil, der gang in grünen wald ufe“. Tannhäuser, ein Ritter gut, gelangt zu den „schönen jungfrauen“, den Feen, denen im wiegenden Tanze das Jahr gleich einer Stunde verrinnt. Er soll — man gedente des Heirathsvorschlages oben — die jüngste Tochter zum Eheweib nehmen, aber ihr brennendes Auge — und man gedente wiederum der niederdeutschen Venus — scheucht ihn zurück, oder er sagt voll Efels, als schaue er die zerfressene Frau Welt: nein, die ist ja so vermodert. Nach einem schweren Traum unter dem Feigenbaum der Frau Brenne übermannt ihn vollends die Reue. Auf blutigen Füßen wandert er gen Rom. Der Papst weist ihn ab. Tannhäuser verzagt im Gebet am Kreuzaltar Christi und wagt unserer lieben Frau, die dem Elenden draußen vor dem Thor begegnet, nur ein verzweifelter Ahe zuzurufen: „behüt dich got, du reini magt, dich darf ich nimmer anschauen“. Als der Stab dritthalb Tage darauf grünt und der Papst dem Entschwundenen nachforscht, kommt nur der einsilbige geheimnißvolle Bescheid zurück: „Tannhäuser ist verfahren, Tannhäuser ist in frau Brenen berg“.

Romantisch hellbunkel und sprunghaft künden diese Schweizerlieder, Altes und Neues mischend, die Geschichte des Helden. Im St. Galler Oberland beruft man sich gleich dem Vorredner der Nibelungen auf „die alte Märe“: da geht „Danuser, ein wundrige (wunderlicher) Knab wol uf der Frau Brenes berg zu bene dri schöne jungfrau“, die sind die Woche hindurch glänzend anzusehen, aber „am suntig sinds otre und schlang“. Vom Herrn Pfarrer — eine prosaische Katechisation — nach Rom gewiesen, kehrt er zurück auf den Berg zu den „dri schönen kinden“, um dort den jüngsten Tag abzuwarten. Dem Stab entsprossen drei Rosen. Wichtig wird erzählt und bekräftigt, daß kaum ein halbes Jahr später der Papst gestorben, in Ewigkeit verdammt und ewig verdorben sei, worauf wie in jenen österreichischen Liedern die Lehre folgt, kein Priester dürfe grausam der Gnade Gottes vorgreifen. Eine schweizerische Gestalt läßt die Sendlinge des geängsteten Papstes auf den Brenelisberg kommen und anpöchen: „Tannhäuser soll do ufe cho, sine sünde sigen em noglosse“, er aber entgegnet, hier müsse er bis zum jüngsten Tag bleiben. Dazu gesellt sich eine wunderfame Uebertragung aus der deutschen Kaisersage vom Untersberg und Kyffhäuser oder aus einer ähnlichen schweizerischen Volksage:

Tannhäuser sitzt am steinige tisch,
der bart wächst im drum umme,
und wenn er dri mal ummen isch,
so wird der jüngst tag bald chume;

jeden Freitag befragt er die Frau Breneli, ob sein Bart den Marmeltisch schon dreimal umspanne. Ein berebtes Zeugniß für den Wanderverkehr der

Sagen und Lieder, und wie näher und ferner verwandte Motive einander gleich der Eisenfeile am Magneten anziehen.

Nachdem ein paar Sammler des siebzehnten Jahrhunderts, so Kornmann in seinem curiosen, vielbenutzten Sagenbuche *Mons Veneris*, das alte Lied abgedruckt hatten, wandte sich erst unter dem Zeichen der romantischen mondbeglänzten Zaubernacht die moderne Kunstpoesie Herrn Tannhäuser zu. Voran eilte der Dichter des „Phantastus“, Ludwig Tieck, der ja mit der Lozung:

Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

die unsterblichen Lieblinge großer und kleiner Kinder, Magelone und Genovefa, Melusine und Rothkäppchen, Haimonskinder, Octavian und Fortunat, Blaubart und Däumling, zu neuem Dasein weckte. Ohne das Tannhäuserlied zu kennen, wozu Tieck zuerst in den „Romantischen Dichtungen“ 1799 und dann im „Phantastus“ Züge des Eckart aus dem Heldenbuche, des Sameler Rattenfängers, des Venusberges zusammen und stellte ein ganzes Tannhäusergeschlecht auf die Beine, dessen Ahn, ein Knappe, sich zum Gedächtniß einer grauenvollen Nacht im Walde den Tannhäuser hat nennen müssen. Nur der zweite Theil kommt für uns in Betracht. Ein Abkömmling erzählt da etliche Jahrhunderte später einem Jugendfreunde von seiner Liebestragödie und seinem Leben im Berge bei den „frohen heidnischen Göttern, Frau Venus an ihrer Spitze“. Er pilgert zur Absolution nach Rom, kommt „bleich und abgezehrt, in zerrissenen Wallfahrtskleidern und barfuß“ zurück, erklärt, der heilige Vater wolle und könne ihm nicht vergeben, er müsse darum wieder in seinen alten Wohnsitz gehn, und verschwindet nach der geheimnißvollen Ermordung der geliebten Emma. Alles ist hier eingetaucht in gewitterschwüle Sinnlichkeit und in jenen unheimlichen Halbwahnsinn, in jenen dämonischen Bann des Waldes- und Gespensterschauers, der der Muse, ja Meduse des „Blonden Eckert“ und des „Runenbergs“ so virtuos zu Gebote steht, wo wir das Gruseln lernen und die spukhaft belebte Natur wie ein Polyp unentrinnbare Fangarme nach dem erstarrten Wanderer ausreckt.

Bald wurde das alte Lied, wie es die Kornmann und Prätorius ihren Sammelsurien einverleibt hatten und es neuerdings auch in einer „Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren“ von Vulpinus aufgetischt worden war, Gemeingut durch die begeisterten Lieberbrüder Arnim und Brentano. „Des Knaben Wunderhorn“ gab ihm neue Schwingen, und von Sallet bis zu Geibel oder Siebel, um nur wenige zu nennen, von Brentanos heranstreifenden tiefsinnigen Rosenkranz-Romanzen bis zu Wolffs minder tiefsinniger Aventure ist das alte „Ru heia, Tannhäuser!“ oft und in recht verschiedenen Tonarten erklingen. Auch hat zuletzt ein modernes Weltkind als „neuer Tannhäuser“ mit lieberlicher Grazie dem alten Concurrnz gemacht.

Im dunklen Tann der Poesie und Minne sollte schon viel früher die Spottdroffel nicht fehlen: Heinrich Heine, der sich den Namen eines *romantique détroqué* gern gefallen ließ, dessen Lyrik mit einem wahren Januskopf in die romantische Zaubernacht zurück und vorwärts in den grellen jungdeutschen Tag schaut.

Meine schönsten Lebensjahre
Die verbracht' ich im Koffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik,

sagt des „Romanzero“ erstes Buch. Und wie diese ganze geniale Sammlung, worin die schabigen Krapulinski und die tieftragische Edith Schwanenhals Nachbarschaft halten müssen, dem Tuche voll reiner und unreiner Thiere gleicht, wie in Heines glänzendster Schöpfung, dem „Atta Troll“, die Romantik zugleich ihr Schwanenlied und ihre Fäulniß findet, wie in sein Tanzpoem „Doctor Faust“ und seine „Götter im Exil“ mit jenen von Heine untrennbaren Dissonanzen neue Gassenhauer dreingellen, so umfängt Heine auch als Nachfänger des Tannhäuserliedes die romantische Muse losend mit einem Arm, um sie mit dem andern höhnisch zu würgen.

Der entsprungene Romantiker bewahrte dem „Wunderhorn“, diesem Evangelium seiner Jugendlirik, eine unauslöschliche Liebe, und in Paris zog es ihn hin zur Manessischen Minnefingerhandschrift. Heine war zu Hause in der wundervollen Märchenwelt der Elementargeister, seine Phantasie flog mit der wilden Jagd durch die Lüfte und wohnte gern, zwischen Hellenen und Nazarenern fest Partei ergreifend, in den Hainen und Bergen der Venus, leider ohne die Venus Vulgivaga des Hamburger Berges und des Mabilie darüber zu vergessen. In demselben Zeitalter, da Eichendorffs rauschende Waldpoesie das Venusreich mit Weihwasser besprengte und sein mohnbetränkter Christusknabe die alten Götterfeste auslöschte, so lind, ohne Schillersche Anklagen, ohne Heines schneidenden Contrast, da auch Mérimée die Marmorgöttin mit dem sich krümmenden Ringfinger wieder aufrichtete, 1836 erzählte Heine manche Liebesmythen und theilte das alte Tannhäuserlied mit. „Wie herrlich ist dies Gedicht! Nächst dem hohen Liebe des großen Königs (ich spreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Gesang der Zärtlichkeit als das Zwiegespräch zwischen Frau Venus und dem Tannhäuser. Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das rotheste Herzblut.“ Aber derselbe Interpret, der feinsinnig die andeutende Kunst jenes alten Gesprächs entwickelt, zwinkert dann frivol mit den Augen und nennt die „bezaubernde Hexe“ eine „himmlische Curtifane, Camellen-Gotttheit, déesse entretenue“, den Tannhäuser mit einem durchaus spielenden Vergleich den „Chevalier des Griefs des Mittelalters“, da er doch dem knabenhaften Anbeter und Sklaven der Manon Lescaut ganz und gar nicht verwandt ist. Heine läßt auch Wolfgang Goethe an einem Ballet im Venusberg theilnehmen, wo Frau Venus und der rosenbetränkte cavaliere

servente Tannhäuser ein bedenkliches pas de deux tanzen. Sein boshafter Wiß vergleicht ein ander Mal den Romfahrer Lijst mit dem Romfahrer Tannhäuser, das Abbatkleid mit dem Pilgermantel, die virtuos belebten Tasten mit dem aufblühenden Stabe.

Heine selbst hat in der Strophenform und partienweise im Stil jener alten Ballade eine „jüngere Version“ dargeboten, von der er gewiß das einzige Exemplar besitze, sein eigenes neues Tannhäuserlied. Da quellen in zwei wundervollen, doch von manchen ironischen und lusternen Lichtern umspielten ersten Theilen die dürrn Reiser der Vorzeit wieder auf, grünend und blühend wie Urbans Stab. Der große moderne Lyriker waltet desselben Rechtes, das der singende Burich aus der Menge am lyrischen Volksgut übt, indem er sich die Ueberlieferung mundgerecht macht. „Ich will,“ erklärt Heine, „dem Publikum nichts aufbinden, weder in Versen noch in Prosa, und ich bekenne offen, daß das oben mitgetheilte Gedicht von mir selbst herrührt und keinem Minnesänger des Mittelalters angehört. . . Der Geist jener beiden Zeitalter muß aus einer solchen Zusammenstellung deutlich hervorleuchten; es ist, so zu sagen, ein Stück vergleichender Anatomie auf dem Felde der Literatur.“ Jamohl gilt auch hier das Heinische Trugwort:

Andre Zeiten, andre Vögel;

Andre Vögel, andre Lieder.

Dort waltet ernster Glaube, strenge Hervorkehrung der Sünde und Reue — hier wird dieses Grundmotiv unterschlagen; aber nach dem Gespräch im Venusberge muß Tannhäuser in Rom eine lodernde Tirade über die Allgewalt seiner Liebesgluth vor dem Papst, der keinen Stab mehr trägt, hervorsprudeln, um dann wund und struppig zur weinenden Venus heimzukehren. Sie wäscht ihn, sie kämmt ihn, sie kocht ihm hausmütterlich ein Kraftsuppchen in der Küche und fragt darauf lächelnd:

Tannhäuser, edler Ritter mein,

Bist lange ausgeblieben,

Sag an, in welchen Landen du dich

So lange herumgetrieben?

Es gelüstet Heine, den beiden romantischen Acten des Venusbergs und Vaticans ein freches Satyrspiel nachzuschicken: so giebt er im dritten Theile, dem Reisebericht Tannhäusers über Italien, deutsche Kleinstaatserei, schwäbischen Gelbveigleinsfang, über Goethes Tod und Eckermanns Leben zu Weimar, dem Musenwittwenfisch, über Frankfurter Schabbeschmäufe und Hamburgische Börsenjobber, sein Scheidewasser, seine Assa fötida auf die alte Sage von Tannhäuser und Frau Venus.

Niemand kann diese Heinischen Blätter lesen, ohne daß ihm der Name Richard Wagners auf die Lippen träte, und der Frage des lyrischen Berichts „Wer ist der Pilger bleich und wüß?“ antwortet die Erinnerung an einen gefeierten Helidentenor. Wagner schöpfte nicht bloß die Fabel des

„Liegenden Holländers“ aus Heines „Salon“, wo ein romantischer Berg den sumpfigen Niederungen Pan Schnabelwopstis entsteigt: „Die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir alles an die Hand, diese Sage zu einem Opernsubject zu benutzen.“ Auf ihn und seinen „Tannhäuser“ zielt Heines Scherz, daß aus demselben „Salon“ schon mancher Maestro Barthel manchen Schoppen Most geholt habe.

Rühn und siegreich, obwohl etwa Otto Zahn als treuer Eckart und Grenzhote der alten Schule warnend vor den Venusberg der Zukunftsmusik trat, hatte Richard Wagner in den Jahren 1843 ff. zwei Sagen, zwei Dichtungen zusammengezeichnet, wie gleich der Titel „Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg“ ankündigte. Er hatte, abgesehen von ein paar Nebenmotiven der deutschen Romantik, aus Heine und E. T. A. Hoffmann geschöpft, Tannhäuser und Heinrich von Osterdingen zu einer Gestalt verschmolzen, die schon 1838 als identisch angesprochen waren und 1880 im Tiegel Julius Wolffs auch noch mit dem Rürenberger legirt worden sind. Den Venusberg, die Pilgerfahrt und ihren Schlußaccord „Du bist in Ewigkeit verdammt“, den Rückfall gab ihm Heines doppelte Fassung an die Hand. Die übrigen Hauptzüge gewann er frei aus Hoffmanns Osterdingen-Novelle von 1819: „Der Kampf der Sänger“, die aus der „Urania“ übergegangen ist in das krause Archiv der „Serapionsbrüder“.

Ein aus älteren Vorlagen uneinheitlich mit Interpolationen zusammengeleimtes mittelhochdeutsches Gedicht des 13. Jahrhunderts, „Der Wartburgkrieg“, läßt am landgräflichen Hofe zu Eisenach Heinrich von Osterdingen die andern Säger: Wolfram, Walther, den späteren Reinmar von Zweter, den unbekannten Biterolf und den wirklich als Notar nachgewiesenen „tugendhaften Schreiber“, zum Lieberkampf für den Thüringer gegen sein Lob des österreichischen Herzogs herausfordern. Unterliegend beruft er sich auf Meister Glinfor von Ungerland (den Zauberer des „Parzival“), der dann im angestückten zweiten Theil einen langen dunkel- und spitzsinnigen Räthselstreit mit dem frommen, weisen Wolfram ausführt. Orakelhaft wird die Heiligsprechung Elisabeths einbezogen; und in Thüringen bemächtigte sich mit genauer Angabe der Dertlichkeiten und Umstände eine reiche chronikalische Ueberlieferung der 1206 oder 1207 anderaumten Fehden zwischen Heinrich und den Hofdichtern, zwischen Wolfram und Klingor nebst dem Hölleugeiste Raspon.

Ein Heinrich von Osterdingen könnte vielleicht um 1207 Beziehungen zu Eisenach gehabt haben, denn für 1257 ist Henricus dictus de Ostindinch, filius Henrici de Rospe urkundlich nachgewiesen; aber mag man auch den Vater dieses Henricus mit leichter Namensänderung auf der Wartburg einführen — unser Dichter wird dadurch nicht greifbarer, sondern bleibt eine mythische Nebelgestalt. Der mythische Osterdingen, den Novalis ganz frei zum jugendlichen Träger einer großen ahnungsvollen Apotheose

der Poesie und Liebe erhob, den die Brüder Schlegel und Genossen, auch Grabbe im Hohenstaufen drama, aus reiner Willkür zum Nibelungenbichter stempelten, den Fouqué in einem ungenießbaren Mißwerk besang, Osterdingen hatte mit seinem mannigfach entstellten Namen im Meister sang fortgelebt, bis 1697 Johann Christoph Wagenseil an der Hand des alten Cyriacus Spangenberg die chronikalische Darstellung erneute und Weiteres nachtrug. Sein stattlicher lateinischer Quartant über Nürnberg bietet schließlich ein in der Muttersprache verfaßtes „Buch von der Meister-Singer holbseliger Kunst Anfang, Fortübung, Nuzbarkeiten, und Lehrsätzen. Es wird auch in der Vorrede von vermuthlicher Herkunft der Ziegeiner gehandelt.“ Sehr wichtig sind diese anderthalbhundert Seiten: hier schöpften Hoffmann und Fouqué ihre Kenntniß der Osterdingen-Sage, hier (S. 561) stieß Hoffmann auf eine scherzhafte Anekdote, aus der seine meisterliche Novelle „Das Fräulein von Scudery“ erwuchs, hier fand Richard Wagner genauen Bericht über die Verfassung der Singeschule und die Namen der Zeit Pogner, Sirt Bedmesser (S. 515), so daß Eins in's Andre greift. Schriftstellerisches Verdienst besitzen Wagenseils schwerfällige und widersprechende Mittheilungen nicht. Sein Rohmaterial ergriff Hoffmann, Musiker und Dichter, und rückte Osterdingens Geschichte als moderner Romantiker in pathologische Dämmerung, auf die Nachtseite des Phantasie- und Seelenlebens, indem er die Gegensätze zwischen unschuldiger und dämonischer Kunst, keuscher und reiner Minne aus dem Wüste der Ueberlieferung mit freier Erfindung herausarbeitete, ohne die schrillen Disharmonien des Wahnsinns allzu serapiontisch vorzulingen und die „Zerissenheit“ obsiegen zu lassen. Ein Traum, worin der Gewährsmann Wagenseil seinem Leser erscheint, macht den Anfang: man erblickt in romantischer Landschaft einen Jagdzug — auch das wußte Wagner zu nutzen —; den sechs von Wagenseil abconterfeiten Sängern voran reitet Landgraf Hermann, neben ihm die blutjunge schöne Wittve Mathilde von Falkenstein, die gewiß nach der zerfließenden Idealgestalt des Novalis'schen Romans getauft ist. Beim Wettzingen auf der Wiese läßt der wilde lieberglühte Heinrich eine Laute, von wunderlichem Bau wie ein erstarrtes unheimliches Thier, erdröhnen und „seltsam gellende“ Töne einklingen, bis die Saiten mit laut aufheulendem Angstgeschrei zerreißen: da packt ihn eine entsetzliche Gestalt . . . Nun erst erzählt Hoffmann seine Novelle, die mit dem Gegensatz der Freunde Wolfram von Eschinbach und Heinrich von Osterdingen anhebt. Heinrich ist hier ein mittelalterlicher Byron, ein Tyrker des Pessimismus, ein verblühter Gast vom Orcus, den Liebesverlangen foltert: „oft schnitten grelle häßliche Töne dazwischen, die mochten wohl aus dem wunden, zerrissenen Gemüth kommen, in dem sich böser Hohn angesiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Insect“. Er gesteht dem Außenfreund seine Liebe zu Mathilde, trostlos da er Wolfram innig mit ihr verbunden glaubt. Nachdem ihn in einer recht spukhaft ausgemalten Nachtszene ein schwarzer Bote zu Meister Klingsohr, dem sieben-

bürgerlichen Melromanten, beschrieben hat, kehrt er umgewandelt zum Venzelampf der Sänger in den Schloßgarten zurück und empfängt stolz Mathildens Kranz für sein unerhörtes Lied, das gewaltig an die dunklen Pforten der Weltgeheimnisse schlug: „glühende Düste wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Lust. Jeder fühlte sein Inneres erbeben in seltsamen Schauern“. Dem treuen Wolfram wird es bang zu Muth bei einem Sang, der nicht mehr der reinen Natur und dem süßen Gruß des Abendwindes im Walde verbrübert scheint. Mathilde aber ist, zum Grimm des Landgrafen, von der gemüthsranken Musik bethört und ein „unheimliches Zitterwesen“ geworden, bis Heinrich, indem er ihre Reize auf ruchlose Heidenart rühmt, gegen alle Dichtgenossen versingt und sein Leben vom Hentke bedroht sieht, falls ihn Klingsohr nicht rettet. Den Streit Wolframs mit diesem gewaltigen Zaubermeister und dem Geiste Nafias, der ein lüsterne „Lied von der schönen Helena und von den überschwenglichen Freuden des Venusberges“ singt und damit vielleicht eine Gedankenbrücke für Wagner schlägt, hat Hoffmann breit und zu abhängig von Wagenfeils Schnurren erzählt, so daß er selbst in den angeschlossenen scharfen Gesprächen diese und andere Fehler nicht schont, aber sich dafür auf seine unromantische, vor allem untiedische Enthaltung von allen lyrischen Einlagen als Epiker etwas zu Gute thut. Wieder Osterdingens zu erdichten und sie dem zweiten Gründer der Wartburg darzubringen, blieb J. B. Schöffel vorbehalten. Auch in unserer Novelle prophezeit Klingsohr die Geburt und die Zukunft der heiligen Elisabeth; ein bedeutsamer Wink für Richard Wagners Umgestaltung der Hoffmannschen Mathilde. Der Schluß ist arg übers Knie gebrochen. Heinrich entschwindet räthselhaft von der Nichtstätte, Mathilde sinkt in Wolframs Arme, der Flüchtling bewährt dann, wie sein Brief meldet, ein Genesener und Entführter, in Oesterreich reine Gesinnung, reinen Sang.

Hat schon der Serapionsbruder Theodor, wenn ihn die Freunde wieder und wieder zu einer Oper drängten und man prophetisch erwog, vollkommene Einheit des Textes und der Musik sei nur dem Doppeltünstler möglich („daß dem begeisterten Dichter und Componisten Ton und Wort in einem Moment zufließt“ 1,100), hat er insgeheim neben seinem geliebten „Raben“ des Gozzi auch diesen unwillkürlich den Ländichter herausfordernden Stoff bedacht, um nicht bloß in Worten romantische Musik zu machen? So lebhaft aber steht Wagners Bühnenwerk allen vor Augen, daß eine nähere Ausdeutung dessen, was ihm Hoffmann, was ihm Heine bot bis zu der Nachschöpfung des neuen Schlusses von 1847 (das Stabwunder wird nicht erzählt, sondern von den Pilgern versinnlicht), sehr überflüssig wäre.

Auf einem Silmarich durch sechs Jahrhunderte wäre denn für unsern Tannhäuser die Frage beantwortet, woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art. Wie vieles fließt hier zusammen! Geschichte und Mythos vermählen sich zu symbolischer Vertiefung und großer Bereicherung mittelst

der Analogie, der Volksmund gestaltet die Sage dichterisch, aber auch undichterisch um, sie hält einen Winterschlaf in vergilbten Drucken und ersteht nach dem Weckruf der Romantik in der Kunstdichtung wieder auf, bis endlich der Sänger des 13. Jahrhunderts den Paß zu einer neuen Weltreise von dem mächtigen Zukunftsmusiker empfängt und den Menschen des 19. Jahrhunderts ein wogenendes Pandämonium eröffnet, heidnisch und christlich, voll berückender Sinnlichkeit und fühnender Gottesminne, Sünde und Segen, vergifteter und reiner Kunst, mit den absteigenden typischen Erscheinungen der Buhlgöttin Venus und der jungfräulichen Elisabeth. Das Volkslied mag bis auf den letzten Nachhall in fernen Alpenthälern verklungen sein, aber zum Bayreuther Zauberberg geht die Wallfahrt aus Europa und Amerika, wenn der Roctruf erschallt:

Nun wolln wir aber heben an
Von dem Tannhäuser singen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Venus, der Teufelsminne.

Anmerkungen.

Ältere Literatur und Forschung: v. d. Hagen, Minnesinger II 81 IV 421, 877 (die Osterdingenüberlieferung, vergl. auch Lessing 11, 32; Straß, Zur Geschichte des Gedichtes vom Wartburgkriege, Berliner Dissertation 1883; Durbach, Allgemeine deutsche Biographie 24, 173). Bild V Nr. 28, dazu S. 264. A. Ohle, Zu Tannhäusers Leben und Dichten, Königsberger Dissertation 1890. Über Unechtes (Colmarer, Wiltener Hs.) J. B. Jingerle, Germania V 361. — Uhländ, Schriften IV 259 vgl. VII 598. Böckel, Alemannia XIII 141, giebt nur ein dulsames ärztliches Gutachten aus Coburg 1608 über die vermeinte Einker eines Melancholikers im Venusberg. Bei Montanus, Aender Theil der Gartengesellschaft Nr. 104, fragt ein dummer Bauer den fahrenden Schüler „wie es in Frau Venus Berg stünde, ob der Danheuser noch lebte“ (Freu, Gartengesellschaft Bl. 61² „wolan, die zwen tanzten die Nacht den Danheuser“). Laistner, Das Räthsel der Sphing 1889 II 190 (S. 194 gegen Hochholzens Erklärung von „Brene“; Anführung schweizerischer Sagen, auch der vom barbarossmäßig schlafenden alten „Santerl“). Gräffe, Die Sage vom Ritter Tannhäuser. Nebst alten Volksliedern 1846, Der Tannhäuser und der ewige Jude 1861, ist veraltet und fördert wenig. Noch weniger der confuseste aller Sagendeuter Paulus Cassel, Aus Litteratur und Symbolik 1884 S. 1—18, der nicht blos Mores von Grimm gerügte Ableitung aus Kalypsos Ortygia wieder aufsticht, sondern auch den Tannhäuser mit der Gralsage verquickt und schließlich Adam für den Urannhäuser erklärt, während er von dem geschichtlichen Minnesinger ganz abieht; seiner tollen Etymologien zu geschweigen. Herrigs Archiv LXVIII 43. Ein Feuilleton Alfred Meißners „L. im Orient“ (Neue freie Presse; Datum und Nr. zeigt mein Auschnitt nicht) behandelt eine weitabliegende Geschichte.

Zu Mores Duett (in seinem Anzeiger V, 169; vgl. Kellers Verzeichniß altdeutscher Handschriften 1890 S. 41) und Kellers Dialog (Fastnachtspiele Nr. 124 Nachlese S. 47) ist gekommen das Meisterlied aus Wolf Bautners im 17. Jahrhundert geschriebener Sammlung (Weimar; Germania XXVIII 44). Nähere Erörterung vorbehaltend, bemerke ich nur Folgendes: Mores Text veründet an mehreren Stellen das Volkslied, z. B. „von uns sind ir nit wenken“: 3, 4 „ir wölt von mir nit wenken“; „nun gedente

darán . . . von menigen roten mündelein“: 7, 3 „gedenkt an meinen roten mund“. Das transkribierte Bantnerische Lied ist schwer zu datieren, ein breitheiliger Monolog, rhetorisch-dramatisch und episch, „Im langen ton Danheusers“, mit der erfundenen Unterschrift „Dichs Danheuser“, alterthümlich indem das Stabwunder fehlt, dem Volkslied mancherorten nah: „wie daß im Venusberg wer großes wunder“ „mit iren meiden“ „viel schöner freulein“ „o edle frau mein, gebt mir urlaub“ „Her Danheuser . . unser lob solt ir sprechen hoch wo ir seit in dem lant“ „so nemt euch urlaub von dem grünen reise“ (? dem greisen?) „gen Rom wol zu dem habst . . klagt im die sünd“ „das tet der vierte habst Urban“ „got keinem sündler nie verzeit“; der Schluß giebt wie die älteren Duette nicht die Rückkehr in den Berg, sondern die getroste Hoffnung auf göttliche Barmherzigkeit, die ja auch in den österreichischen Balladen gefeiert wird.

Hans Sachs: Göze Hallenser Neudrucke XXVI 13, Keller-Göze XIV 3; vgl. Drescher, Studien zu H. S. 1890 S. 29 (M. L. Stiefel, Germania XXXVI 1). J. Volke, De Dübelsche Schlömer 1889 Vorrede S. 43 weist ein Tannhäusermotiv im Drama des Joh. Heros 1562 nach: der „irdische Pilger“ Regißt im Venuszelt.

Zum Volkslied (liegende Blätter seit 1515; vgl. Wellers Annalen I 202, II 532) nach Uhlant, Volkslieder II 762: Böhme, Mittheilung Niederbuch 1877 Nr. 22 (Melodie aus W. Schmels Quoblibet 1544; von Silenron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530 (Eymanns Nationalliteratur Band 13 o. 3.) Nr. 32. Niederdeutsch vgl. Puls, Ndb. Jahrbuch XVI (1891) 66. Eine hsl. dänische Fassung wird citirt in der Zf. für vgl. Litteraturgeschichte III 301. Volke sagt mir, daß das niederländische Lied jetzt auch mit Melodie im Nederlandach Liederboek uitgegeven door den Willems-Fonds, Gent 1892 II Nr. 46 steht. Derselbe ausgezeichnete Gelehrte verweist nachträglich für Marons und Christophorus' Stab auf Helvicus, Süßische Historia II 142. Die fremdbliche Necklage erzählt J. Grimm, Mythologie⁴ II 781, nach Njzelius II 156. — Eine effektvolle Textherstellung bietet der anonyme Dichter des „Neuen Tannhäuser“ im Anhang zu „Tannhäuser in Rom“ 4. M. 1880 S. 123, den Abdruck in erstgenannter Dichtung folgend. — Schweiz: L. Tobler, Schweizerische Volkslieder 1882 II 159, 163. „Am Suntig finds ore und schlange“ vgl. Reinhold Köhler, Anzeiger der Zf. für deutsches Alterthum XI 78.

Oesterreich: Obrist, Bote für Tirol und Boralberg 1880 Nr. 120, wiederholt bei Schlossar; zwei Fassungen geben Bogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 1870 II 176; Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark 1881 S. 351 „Von dem reumüthigen Sünder Tannhäuser“ in 20 öben Strophen, deren zweite den deutlichsten Beweis phrasenhafter Aufstufung durch einen Halbgebildeten liefert: „Dem fiel aus Himmelshöhen Ein Lichtstrahl in sein Herz, Der wies ihm sein Vergehen Und weckt' der Neue Schmerz“. Die jüngst von R. Lewisohn, Zf. f. d. Alterthum XXXV 439 abgedruckte verderbte oberösterreichische Fassung gehört zu einer anderweitig besser erhaltenen Redaction: P. Amand Baumgartner, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat IX Anhang S. 150 mit Melodie (29. Linzer Museumsbericht). Diesen Text, dessen zwei Aufzeichnungen der geistliche Herr durch Klammern unterschieden hat, will ich wiederholen, da er allein schwer zugänglich und wie es scheint vergessen ist:

- | | |
|--|---|
| <p>1. Es war ein Sünder gegangen
Wol hin in die Romstadt,
Tannhäuser war sein Name,
Beim Papsten sucht er Gnad.</p> | <p>3. Tannhäuser fangt an zum Weichten
Von der Jugend bis dorthin,
Er het drei schwere Sünden,
Die wurden ihm nie verziehn.</p> |
| <p>2. Die Gnad thät er erlangen,
Daß er zum Papsten kam,
Er bitt um den päpstlichen Segen,
Er nahm sich seiner an.</p> | <p>4. Der Papst war voll Ergrimmen,
Schaut diesen Sünder an:
„Geh hin, du bist verloren,
Kein Mensch dir helfen kann.“</p> |

- | | |
|---|--|
| <p>5. Der Papst, der nahm das Stabelein,
Stedt's tief in d' Erd hinein*),
Dammhauser thut fortgehen
Und ließ die Romstadt sein.</p> <p>6. [Dammhauser thut nit verzweifeln,
Er hoffet noch Pardon,
Er het viel Reu und Leiden,
Er sich selbst noch trösten kann.]</p> <p>7. [„Gelfet's mir meine Sünden bereuen,
Alle Berg und tiefe Thal,
Gelfet's mir meine Sünden bereuen,
Die ich begangen hab!“]</p> <p>8. Es steht kaum an drei Tage,
Das Stabelein war schon grün,
Es prangt mit rothen Rosen
Und andern Blümlein schön.</p> | <p>9. Der Papst war voller Wunder,
Fragt diesem Sünder nach,
Er kann ihn nicht erfragen,
[Kein Mensch ihn gesehen hat.]</p> <p>10. [Der Papst aus großem Schroden:]
„Wie kann er selig sein?“
Kam ihm die Stimm vom Himmel,
Sanct Petrus war dabei.</p> <p>11. [Dammhauser ist gestorben
Auf einem hohen Berg,
Wo er zu der himmlischen Glori,
Wo er in Himmel eingeht.]</p> <p>12. Christus ging ihm selbst entgegen
Mit einem rothen Fahn,
Zeigt ihm seine rechte Wunden:
„O Sünder, du bist mein!</p> |
|---|--|
13. [Von wegen deiner einzign Reu
Kannst genießen meine Lieb,
Durich deine Bueß und Zähm,
Dein große Reu zu mir!“]

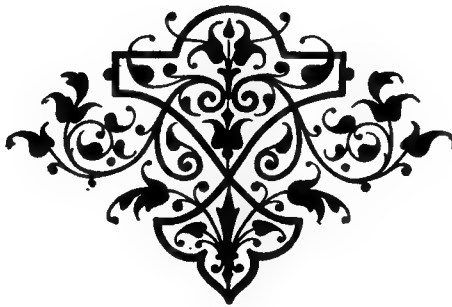
Heinrich Kornmann: Mons Veneris, Frau Veneris Berg . . . Frankfurt a. M. 1614 Cap. XIV S. 126 Historia de nobili Tanheusero, 26 Strophen, „Nun wil ich aber heben an, Vom Tanhäuser wollen wir singen, Und was er wonders hat gethan, mit Frau Venusinnen“ (dieser Text ist wiederholt bei Heine — Campe VII 234 Ester IV 427 — und in v. d. Hagens Minnesingern IV 429). — Goldasts Emendation „des mußt er dur den Papst Urban auch ewig sein verloren“ aus „für den“ ist natürlich falsch, vielmehr „der vierde“ herzustellen. — J. Brätorius, Bloßbergs Berichtigung 1668 S. 19 (danach „Des Knaben Wunderhorn“ I 86 und in schlanker Prosa die Deutschen Sagen der Brüder Grimm Nr. 170. — G. A. Vulpius, Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren 1805 I 238 mit novellistischer Einleitung u. s. w., vgl. v. d. Hagen am angegebenen Ort.

Lied, Schriften 1828 IV 173 mit Vorwort, „Der getreue Eckart und der Lammehäuser. In zwei Abschnitten. 1799“, erst alterthümelnbe vierzeilige Strophen (als Romane in den Gedichten 1821 II 110), dann Prosa. Schelling ging 1799 als Heinz Wiberdorf „in der Frau Venus Horst“ und schrieb die hinreißenden Reimpaare voll Faustischen Pantheismus und süßer Liebeschwärmerei (Plitt, Aus Schellings Leben I 289). — Wagenfeil wiederholt, nicht ohne Zweifel an der geschichtlichen Zuverlässigkeit, erst S. 509 ff. Spangenberg's Bericht über Wolfram und Klingsohr (nebenher über Osterdingen) und giebt S. 512 ff. einen Abdruck aus der hll. Chronica Pontificum et Archiepiscoporum Magdeburgensium über den Wartburgkrieg, S. 576 aber einen dem Osterdinger besonders gewidmeten Nachtrag. — Fouqués „Dichterspiel“ von 1828, Der Sängerkrieg auf der Wartburg, ist ein zerfahrenes und stilloses Product, der Dichterkampf sehr langweilig, Sophie Wierock ein empfindsames Bürgermädchen, Heinrich von Osterdingen in der zweiten „Abenteuer“ sogar im Gespräch mit Sappho und mit Homer, der ihn ein „barlos Zithermeisterlein“ schilt, das Ganze gar nicht geeignet, den

*) Hier ist eine Lücke und Lewisohns Aufseer Text, der 2, 1 „erbagen“ oder 3, 2 „bis dot hin“ bietet, vollständiger: „Der Bapst nimmt ein dirsch stabelein und stedts ind erd hinein, so wenig das stabelein grün wird wern, so wenig du selig wirst“.

verlangten „Weimars-Kranz“ zu erringen. Rastropfs „Ofterdingen“ kenne ich nicht. — G. L. A. Hoffmann, Gesammelte Schriften 1857 II 25. — Heine: Sampe VII 233 XVI 233; Ester I 245 IV 429 (115 der Holländer) VI 108 (Göttin Diana) VII 230 (die Geschichte von der Venusstatue, die den Ringfinger einbiegt, nach Kornmann S. 77; daß die Reihe mit B. Alex's keineswegs erschöpft ist und Eichendorffs „Marmorbild“ — nach Happel, f. Dieze Ausgabe des Bibliographischen Instituts II 321 — zu einem andern Kreise gehört, kann hier nur angedeutet werden; Prosper Mérimée, *La Vénus d'Ille*). — Auf andere Kunstdichter gehe ich nicht ein, sondern bemerke bloß, daß A. Bibmann in seinem zeitgeschichtlich interessanten Roman „Der Lammhäuser“ 1850, der es unverkennbar mit F. Rohmer zu thun hat, S. 73 die Sage wohl nach Tiedt symbolisirend erzählt. — Von Dullers enger an die Uebersetzung angegeschlossenem, mit einer menschlichen Liebesverwicklung ausgestatteten Text zu G. A. Mangolds zuerst 1846 in Darmstadt aufgeführter Lammhäuser-Oper liegt mir ein Abdruck von 1890 vor. Sie konnte und kann sich gegen Wagner nicht behaupten. —

Den Rath meines lieben Weimariſchen Freundes Reinhold Köhler habe ich ſchmerzſich vermißt, wenn es mir auch durchaus nur auf eine Skizze ankam. Inzwiſchen iſt der gelehrteſte, prunkloſeſte, hilfsreichſte Kenner aller Sagen und Märchen, Novellen und Lieder ſeinem ſtillem Daſein entrückt worden.





Marokko und die Marokkofrage.

Don

Gustav Bierlig.

— Steglitz—Berlin. —

Das allgemeine Interesse Deutschlands sowohl wie der übrigen Großmächte ist in den letzten Jahren häufig durch die Ereignisse im Scherifenreiche in hohem Grade in Anspruch genommen worden. Vollends ist dies geschehen, seitdem der Leiter des jüngst zurückgetretenen Cabinets Lord Salisbury im vorigen Jahre in richtiger Würdigung der Sachlage auf die drohenden Gefahren hingewiesen hat, welche die Marokkofrage, das früher oder später nothwendig werdende directe Eingreifen der europäischen Mächte in die inneren Verhältnisse des großen afrikanischen Reiches in sich birgt.

In unmittelbarer Nähe Europas, in bevorzugtester Lage an dem Atlantischen und dem Mittelländischen Meere, und dadurch befähigt, eine hervorragende politische und wirthschaftliche Rolle zu spielen, hat sich Marokko bisher selbst dem Einfluß der hochentwickelten Cultur der Heutzeit mit bestem Erfolge zu entziehen gewußt und ragt mitten in diese Culturwelt mit seinen barbarischen Zuständen wie eine Ruine des frühesten Mittelalters hinein. Noch mehr. Während das Dunkel sich lichtet, das über den entlegensten, innersten Theilen des schwarzen Continents bis vor Kurzem lagerte, ist der weitaus größte Theil dieses Landes, das nur wenige Stunden von Cadix, Gibraltar, Málaga entfernt, noch so gut wie unbekannt. Der heutigen Wissenschaftlichkeit zum Troß weisen die Angaben der berufensten Geographen über die Größe des Landes noch Unterschiede von Tausenden von Quadratkilometern, die der zuverlässigsten Reisenden bezüglich der Bevölkerungsziffer

noch Abweichungen von Millionen auf. Die Berichte der Theilnehmer an den vielen Gesandtschaftsreisen der letzten Jahrzehnte haben die übrige Welt zwar mit dem Charakter der Gebiete bekannt gemacht, die von diesen fremdländischen Karawanen durchzogen werden; zahlreiche Touristen haben von Tanger aus Tetuan besucht und die übrigen üblichen Ausflüge gemacht, die Häfen der Westküste bereist, sind wohl bis Fez, selbst bis Marrakesch gekommen, aber die Erschließung dieser verschiedenen kleinen Theile des weit-
ausgebreiteten Reiches gewährt doch noch keine annähernd richtige Vorstellung von dem Gesamtcharakter des Landes. Auch die wenigen Forschungsreisen, welche von einigen kühnen Männern in das Innere Marokkos und die südlich davon gelegenen Ländermassen gemacht worden sind, haben die Kenntniß des Landes nur wenig erweitert und der größte Theil desselben ist noch nie von europäischen Reisenden betreten worden, namentlich derjenige nicht, in welchem jene kriegerischen mächtigen Stämme haufen, die während zweier Jahrtausende bestimmend und gestaltend in die Geschichte Marokkos eingegriffen haben. Trotz der nach vielen hundert von Werken zählenden Marokkoliteratur ist unsere Kenntniß der Bodenbeschaffenheit, der Bevölkerung, der Zustände des Scherifenreichs immer noch eine sehr dürftige und die herrschenden Anschauungen über die Widerstandsfähigkeit dieses zerrütteten Staatswesens und seiner Vertheidiger sind zum Theil noch völlig irrig. Wir glauben, mit unseren modernen Kampfmitteln gegebenen Falles mühelos diese ungeheulten, nur mit Flinten mittelalterlicher Construction bewaffneten wilden Stämme der Gebirgsländer und der Saharagebiete zur Unterwerfung bringen zu können, weil wir nicht wissen oder uns nicht erinnern, was für Niederlagen die mächtigsten, ihnen weit überlegenen kriegsgeübten Heere der Culturvölker früherer Zeiten von diesen wilden Gesellen erlitten haben, die uns, wenn wir dort reisen, durch ihre geräuschvollen Kampfspiele, die „Fantasias“, die uns als Jongleure und Schlangenbeschwörer ergötzen, als Bettler, Heilige und verzauberte Fakire unseren Widerwillen und wohl auch unser Mitleid erwecken.

Will man verstehen, wie dieser Staat, der jetzt seit langen Jahren unaufhörlich ernste internationale Verwickelungen heraufzubeschwören droht, sich bis in die Gegenwart zu halten vermochte; will man wissen, weshalb die Marokkofrage der sogenannten orientalischen an Bedeutung wenig nachgiebt, so ist man gezwungen, einen tiefen Einblick in die Vergangenheit dieses merkwürdigen Landes, in seine Geschichte, in den Charakter seiner Bevölkerung zu thun. Selbst die gründlichste Kenntniß der heute im Scherifenreiche bestehenden Zustände giebt keine befriedigende Antwort auf die Fragen, die sich uns bezüglich Marokkos aufdrängen, das, scheinbar ganz machtlos, sich doch seine Unabhängigkeit gegenüber allen den Großmächten bewahrt, welche seit lange lüßern auf seinen Besitz sind und es vergebens zu bewegen suchen, der heutigen Cultur Eingang zu gewähren.

Den eigentlichen Kern der Bevölkerung Marokkos bildet das berberische Element, das in den ältesten geschichtlichen Nachrichten über den Nordwesten

Afrikas schon als das eingeborene, den Boden besitzende erscheint. Und es ist überraschend, aus den Berichten Herodots, Strabos, Sallusts und anderer Geschichtsschreiber und Geographen des Alterthums zu ersehen, daß die alten Äthyer, Marger, Maziken und unter wie viel andern Namen die Berbern des westlichen Mauretaniens erwähnt werden, in ihrer Erscheinung, in ihren Sitten und Gewohnheiten kaum unterschieden sind von den heutigen Schel- löchen und Amazirghen. Selbst die eigenthümlichen Formen der Wohnstätten, welche Sallust mit umgekehrten Schiffskielen vergleicht, finden wir völlig unverändert gegenwärtig noch in manchen von reinen Berberstämmen bewohnten Gegenden vor. Was die Alten uns erzählen über die sonderbare Gewohnheit, das Haupthaar bis auf einen größeren Haarbüschel abzurasiren, trifft für die heutigen Marokkaner zu. Selbst die Unterschiede, die Herodot in dieser Beziehung zwischen den Maken, den Makhynern und den Margern macht, von denen die ersten den Haarschopf auf der Mitte des Kopfes, die zweiten am Hinterkopf, die dritten an der rechten Seite stehen ließen, sind zur Zeit noch bemerkbar, obgleich im Allgemeinen die Gewohnheit überwiegt, die Haar- locke auf der rechten Seite des Kopfes stehen zu lassen und wol auch in einen Zopf zu flechten, wie Herodot dies von den Maken erwähnt.

Die westlichen Berbern erkennen wir aber auch in den biblischen Dar- stellungen der alten Ägypter mit voller Deutlichkeit wieder.

Diese marokkanische Urbevölkerung also, deren typische Grundzüge in den ältesten Urthumden deutlich erkennbar sind, hat sich zum Theil ganz un- verändert erhalten und, wie wir aus der neuesten Geschichte Marokkos er- sehen, auch ihre Charaktereigenthümlichkeiten bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Die Stämme, die im äußersten Westen hausten, bilden nur einen kleinen Bruchtheil der Gesamtbevölkerung Nordafrikas, der Berbern, welche von einigen Ethnographen als zur nigritischen, von den meisten zur hamitischen Rasse gehörig gerechnet werden. Dieser letztern am meisten gegründeten An- nahme gemäß waren sie also die Brüder der Ägypter und mit diesen von den Urstigen der hamitischen und semitischen Rasse in Innerasien ausgewandert.

Auch heute bilden die Berbern noch den Hauptbestandtheil der ganzen nordafrikanischen Bevölkerung, aber nirgends hat sich der ursprüngliche Typus der Rasse, haben sich die Charaktereigenschaften der Berbern so gut und rein erhalten wie bei ihren Nachkommen in den Bergländern und den Sahara- oasen des äußersten Maghreb, des jetzigen Marokko. Die Vorfahren der- selben haben nicht nur an allen Bewegungen Theil genommen, die während der verfloßenen zwei Jahrtausende auf nordafrikanischem Boden stattgefunden haben, sondern sie haben dieselben zum großen Theil selbst angebahnt.

Nordafrika, und zwar nicht nur die Küsten des Mittelmeeres sondern selbst die Westküste des heutigen Marokko bildeten schon elf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung das Ziel der phönizischen Auswanderer, die offen- bar auf Grund von Verträgen mit den Eingeborenen überall da, wo sie geeignete Plätze vorfanden, Handelsniederlassungen einrichteten. Was sie in

Marokko zur Gründung von Colonieen bewog, deren Zahl im Alterthum bis auf 300 berechnet wurde, war das Vorkommen der Purpurnuschel an den westlichen Gestaden Mauretaniens und, neben vielen anderen Rohproducten Innerafrikas und des als außerordentlich fruchtbar geschilderten Marokko, die Wolle. Diese wurde entweder in den phönizischen Hafenstädten verarbeitet oder zu diesem Zweck nach Gadir und anderen Colonieen Spaniens ausgeführt. Zweifellos werden aber in Marokko Färbereien eingerichtet gewesen sein.

So lange die phönizischen Einwanderer sich auf den Handel beschränkten, die Rohproducte und Erzeugnisse der Berberländer gegen ihre Waaren eintauschten, scheint im Allgemeinen ein friedliches Einvernehmen zwischen den Fremden und den Eingeborenen bestanden zu haben. Denn die letzteren waren nomadisirende Viehzüchter oder betrieben Ackerbau und legten keinen Werth auf die Küstenstriche, die sie gerne denen überließen, welche ihnen ihre Tauschgegenstände für hohen Preis abnahmen. In welcher Weise dieser Handel vor sich ging, erfahren wir von Herodot, und es ist überraschend, daß derselbe noch um die Mitte dieses Jahrhunderts ganz ebenso an den Küsten Südmarokkos betrieben wurde. Die fremden Kaufleute lenkten durch Rauch die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich, legten dann ihre Waaren am Strande nieder und begaben sich in die Boote oder auf die Schiffe zurück. Als bald kamen dann die Berber, prüften die Gegenstände, legten neben ihnen Gold oder andere Tauschwaaren nieder und zogen sich zurück. Wieder gingen nun die Fremden an Land, und waren sie mit den ihnen gebotenen Gegenwerthen zufrieden, so war der Handel abgeschlossen. Andernfalls zogen sie sich zurück und warteten, bis die Einheimischen ihren Kaufpreis erhöht hatten; wurden ihre Forderungen nicht befriedigt, so zogen sie schließlich mit ihren Waaren wieder von dannen.

Als Karthago dann aber, nachdem es die Erbschaft Phöniziens angetreten und den gesammten Handel der Mittelmeerländer zu beherrschen begonnen hatte, auch nach dem Besitz der ausgedehnten, so außerordentlich fruchtbaren Ländermassen zwischen dem Meer und der Wüste strebte, scheint es auf den lebhaftesten Widerstand der Eingeborenen gestoßen zu sein. Auch später noch hatten die Karthager häufig die nach Unabhängigkeit strebenden Stämme zu bekämpfen und nach allem, was wir wissen, war ihr Verhältniß zu den Berbern nur das des Schutzherrn zu seinen Vasallen, welche auf Grund von Verträgen zwar Heeresfolge leisteten und Tribute zahlten, im Uebrigen aber nach ihren eigenen Gesetzen lebten.

In dem dann beginnenden Kampfe Karthagos mit Rom um die Welt-herrschaft konnte das erstere sich nur auf die einheimische Bevölkerung der Hinterländer stützen, denn die städtische punische war nicht im Stande, die ungeheuren Heere zu stellen, welche in den drei großen Kriegen gegen Rom in's Feld geführt wurden. Die Feldherrn und Offiziere waren zwar Karthager, die großen Massen der Truppen Hamilkar und Hannibals aber

Berbern, und ihrer Kraft verdankten die Varkiden jene glänzenden Erfolge in Spanien und Italien.

Der endgiltige Sieg Roms über seinen Nebenbuhler bedeutete keineswegs die unmittelbare Besitzergreifung des unter karthagischer Oberhoheit gestandenen Nordafrika. Wie in Spanien mußte Rom auch hier Jahrhunderte hindurch um die unbedingte Herrschaft kämpfen. Auch in Friedenszeiten mußten in den an den wichtigsten strategischen Punkten gegründeten Militärcolonieen sehr große Garnisonen erhalten werden, um die ewig unruhigen Berbern zur Unterwürfigkeit und zur Zahlung ihrer Abgaben zu zwingen. Trotzdem brachen bei dem geringsten Anlaß Unruhen aus, die stets das Aufgebot großer Heere und der besten Generale erforderten. Der Heerd dieser Aufstände war in römischer Zeit hauptsächlich das heutige westalgerische Bergland. Darüber hinaus bestand die römische Herrschaft eigentlich nur dem Namen nach. Denn wenn auch die Provinz Mauritania Tingitana, das jetzige Marokko, natürlich dem römischen Reiche einverleibt war und der Hauptstadt einen großen Theil des von ihr benötigten Getreides, Sklaven, Gold, Elfenbein, Citrusholz und zahlreiche andere werthvolle Rohproducte lieferte, so beschränkte sich die thatsächliche Herrschaft der Römer in dieser Provinz doch nur auf die Küsten und befestigten Lager und Colonieen, welche an der Karamanenstraße nach den Saharaöasen angelegt waren. Die schweren Verluste, welche die Römer trotz ihrer bei weitem überlegenen Kriegskunst jedes Mal erlitten, wenn sie mit den Bergvölkern des Atlas und der nördlichen Gebirgsketten des Rif in Berührung und in Kampf kamen, standen in keinem Verhältniß zu den Tributen, die sie schließlich erzwangen, und der weitaus größte Theil der Mauretanier erfreute sich in Wirklichkeit der vollsten Unabhängigkeit. Die außerordentlich geringen Ueberreste römischer Cultur im Innern Marokkos beweisen ebenfalls die auch sonst hinlänglich erhärtete Thatsache, daß die Römer dort nur in geringer Zahl ansäßig waren. Auch die Verkehrssprache war selbst in Tingis (Tanger) und den wirklich im römischen Besitz befindlichen Gebieten nicht die lateinische — welche nur im amtlichen Verkehr angewandt wurde — sondern die phönizische und im Innern des Landes die berberische.

Als die Vandalen um die Mitte des fünften Jahrhunderts Spanien verließen, nach Afrika zogen und dort ein Reich gründeten, gewährten die westlichen Berbern ihnen jede gewünschte Unterstützung, da die Germanen den Zweck verfolgten, die allen Nordafrikanern verhassten Römer und Byzantiner aus den von Urzeiten her ihnen gehörenden Küstenländern zu verdrängen. Sie machten allerdings bald wieder die alte Erfahrung, daß die Fremden dahin strebten, sich zu ihren Herren aufzuwerfen. Nach Geiserichs Tode 477 änderten die Berbern daher ihr Verhalten, erhoben sich bei jeder günstigen Gelegenheit gegen ihre neuen Bedrücker und unterstützten damit die Bemühungen der Byzantiner, halfen den Sturz des Vandalenreiches herbeiführen — um eben doch nur wieder ihren Lehnsherrn zu wechseln.

Gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts brauste aus dem Osten ein Wüstensturm daher, unter dessen Ungeßüm die ältesten Staaten in Trümmer sanken. Bei den Beduinen der Wüste Arabiens war ein neuer Religionsstifter erstanden, und die Nachfolger Mohammeds führten in ihrer Begeisterung für den Islam ihre Schwerter mit solcher Kraft, daß binnen wenigen Jahrzehnten ein Weltreich geschaffen wurde, welches dem römischen an Größe gleichkam. Schon 640 waren die Araber in Aegypten eingebrungen, und erfreut sahen die Berbern, welche in ihnen Stammverwandte und Befreier vom Joch der Byzantiner erblickten, ihre Erfolge gegen die letztern in Syrene und Tripolis. Die inneren Unruhen im Chalifat unterbrachen aber häufig die auf die Eroberung ganz Nordafrikas gerichteten Unternehmungen, und als die Berbern dann gewahrten, daß auch die Araber es nur auf die Herrschaft über ihre Länder abgesehen hatten, wandelten sie sich in so erbitterte Gegner der Eindringlinge um, daß diese ihre besten Generale und große Heere aufbieten mußten, um sie zu unterwerfen, nachdem der Widerstand der Byzantiner schon vollständig gebrochen war. Mehrere Male wurden jene kampfsgewöhnten Heere der Araber, welche die Syrer, die Griechen, die Perser überwunden hatten, trotz ihrer militärischen Schulung, ihrer überlegenen Waffen und ihrer Taktik von den Berbern aus dem Innern des heutigen Algerien bis nach Kairawan und Tripolis zurückgebrängt und um alle ihre mühsam errungenen Vortheile gebracht. Und als es endlich schien, daß die Berbern ihren Gegnern nicht mehr Widerstand leisten konnten, da stellte sich eine Frau, eine Priesterin, Damia, an die Spitze ihrer Landsleute, schlug den General Hasan Ibn Roman vollständig und zwang ihn, sich bis Barka zurückzuziehen. Um seine Rückkehr zu erschweren, um den Westen vor der Eroberung zu bewahren, ließ sie alle Ortschaften, alle Bodencultur in weiten Gebieten vernichten, damit das arabische Heer in dieser künstlich geschaffenen Einöde keinen Lebensunterhalt, keinen Stützpunkt fände und sie nicht passiren könne. Hassan überwand jedoch alle Schwierigkeiten und vermochte nach zahlreichen furchtbaren Kämpfen, das Heer der Rahina zu besiegen und sie zu tödten.

Mauretanier waren es hauptsächlich gewesen, die die Gefolgschaft dieser muthigen Frau gebildet, erfolgreicher als irgend ein anderes Volk die Araber bekämpft, ihnen die ersten schweren Niederlagen beigebracht hatten.

Die Araber konnten nun wohl den äußersten Westen, den Maghreb al Akfa ihrem Reiche einverleiben, nicht aber die Stämme der Bergländer ihrer Herrschaft unterwerfen. Diese blieben ebenso unabhängig unter ihren eignen Führern, wie sie es unter den Phöniziern, Karthagern, Römern und Byzantinern gewesen waren. Die Araber breiteten sich im Süden der Atlasländer und an den Küsten aus — in die Rifgebirge, in die Gebirgsthäler des Innern drangen sie nicht ein.

Schon in römischer Zeit hatten die Rifioten begonnen, die Südküsten Spaniens zu brandschatzen und den Seeverkehr in der Nachbarschaft durch

ihre Räubereien zu beeinträchtigen. Als die Araber sich nun an der Meerenge von Gibraltar festsetzten, wurde auch ihre Aufmerksamkeit auf das gegenüberliegende fruchtbare Land gelenkt, und besondere politische Ereignisse in Spanien bewogen sie, den Plan zu fassen, überzusetzen und die reiche Pyrenäenhalbinsel dem Islam zu unterwerfen. Nachdem 710 eine Recognoscirung ausgeführt worden, ging 711 der von Musa über den Maghreb al Akfa eingesetzte Statthalter Taref mit einem überwiegend aus Marokkanern bestehenden Heere nach Spanien und brachte dem nahezu vier Mal so starken westgothischen Gegner am Salado jene Niederlage bei, welche entscheidend für das Geschick des Landes wurde. 712 wurde dasselbe bis auf einige kleine Gebiete im kantabrischen Gebirge vollständig unterworfen, und in ungeheuren Schaaren strömten nun vor Allen die Berbern herbei, um ihren Antheil an der Beute zu erhalten und sich in dem fruchtbaren Lande niederzulassen. Sie bildeten den bei weitem größten Theil der mohammedanischen Bevölkerung, wenngleich die Araber die Herrschaft befaßen und alle einflußreichen Aemter für sich in Anspruch nahmen. Wie im Maghreb führte der nie erloschene Haß der Berbern gegen die Araber dort unmittelbar nach der Eroberung zu Zwistigkeiten zwischen ihnen und dann zu den beständigen Unruhen und Bürgerkriegen, welche schließlich den Verfall des Chalifats Cordova beschleunigten und den christlichen Spaniern die Wiedereroberung der Halbinsel erleichterten.

Administrativ gehörten der Maghreb al Akfa wie das Emirat Andalusien Anfangs zu dem Emirat Ifrikia, dessen Hauptstadt Kairawan war. In Wirklichkeit war der Maghreb jedoch beinahe von vornherein unabhängig und jedenfalls die erste Provinz, welche sich thatsächlich der Oberhoheit der Chalifen von Damaskus entzog. Um die die Steuern verweigernden berberischen Stämme zur Botmäßigkeit zu bringen, wurden von Kairawan tüchtige Feldherren und große Heere ausgesandt, erlitten jedoch fast immer Niederlagen. 740 und 741 errangen die Marokkaner aber so entscheidende Siege, und die Versuche, das Ansehen der arabischen Macht herzustellen, erwiesen sich als so völlig nutzlos, daß die Emire von Ifrikia nach jener Zeit die Maghrebiner sich selbst überließen und sich darauf beschränkten, durch die Sicherung ihrer Besitzungen an den Küsten und in den Gegenden, in welchen sich arabische Stämme niedergelassen hatten, den Schein der Herrschaft über das ganze nordwestafrikanische Reich zu wahren. Die berberische Bevölkerung begnügte sich aber nicht einmal mit der politischen Unabhängigkeit, sondern sagte sich auch in religiöser Beziehung von dem Beherrscher aller Gläubigen in Damaskus los, indem sie ihre eigenen Chalifen und Glaubensfürsten (Emir al Rumenin) aus ihrer Mitte erwählte. Dieser Umstand trug auch dazu bei, die zahlreichen Stämme, die natürlich politisch von einander ganz unabhängig waren, enger mit einander zu verbinden.

750 war die Ommajadendynastie von den Abbassiden in Damaskus gestürzt und vernichtet worden. Eines der wenigen dem Blutbade entronnenen

Glieder jener Familie: Abderrahman hatte schließlich bei dem mächtigen maghrebiniſchen Stamm der Zenata Zuflucht gefunden, und mit ihrer Hilfe konnte er dann nach Spanien überſetzen und dort das Chalifat Cordova gründen, das ſich nunmehr ebenfalls von dem Reiche abtrennte.

Bald darauf gelangte ein anderer arabiſcher Flüchtling nach dem Maghreb, es war Ebris Ben Ebris, der dort 807 die Stadt Fez baute und zum Sitze der Dynaſtie ſeines Hauſes, der Ebrisiden, machte. Geſtützt auf die Kraft der Maghrebiner konnten dieſe Fürſten zeitenweiſe ihre Herrſchaft bis an die öſtlichen Grenzen von Iſtrikya ausdehnen.

Später, im 10. Jahrhundert, wurde der Maghreb von dem Chalifen von Cordova, Abderrahman III., und dann vorübergehend von den Fatimiden beſetzt; doch allen fremden Eroberern gegenüber beobachteten die reinen Berberſtämme, namentlich die des Atlas und des Riſ, immer dasſelbe Verhalten wie ihre Vorfahren. Wer es wagte, ihnen ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu nehmen, bekam auf das empfindlichſte ihre Widerſtandskraft zu fühlen, und die beſtegeſchulten Truppen und die hervorragenden Feldherren vermochten nicht, ſie auf die Dauer zur Botmäßigkeit zu bringen.

Aber auch die Chriſten Spaniens ſollten die ganze Wucht ihres Angriffs und die Schärfe ihrer Schwerter an ſich erproben.

Gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts entſtand nämlich bei den Lemtuna, einem der die Wüſtenoasen beherrſchenden Berberſtämme, die Secte der Amoraviden, welche ſich die Aufgabe ſtellten, die freieren, religiöſen Anſchauungen ihrer Zeit zu bekämpfen und den Iſlam in ſeiner urſprünglichen Reinheit herzuſtellen. Fanatiſirt von ihren Führern und beſonders von einer Frau Namens Seinab brachen ſie um 1042 aus ihren Wüſteneien gegen die im Süden des Atlas gelegenen Süsgebiete auf, warfen die Heere nieder, die ihnen entgegengeſchickt wurden, gründeten 1062 Marrakeſch und machten dieſes zur Hauptſtadt eines Reiches, das ſich bald bis nach Tunesien erſtreckte. Inzwiſchen war das Chalifat Cordova geſtürzt, zahlloſe kleine Staaten waren in Spanien entſtanden, und die chriſtlichen Fürſten benutzten dieſe Zerſplitterung der Mohammedaner, um ihre Eroberung der Halbinſel mit ſo großem Eifer zu betreiben, daß die Vertreter des Iſlam ſich bald auf das Aeufferſte bedrängt ſahen. In dieſer Noth wandten ſie ſich an den Moravidenfürſten Juſuf Ben Taſchfin um Hilfe, und am 23. Oktober 1086 wurden die Chriſten in der Nähe von Badajoz von dem Berberheere vollſtändig geſchlagen. Aufgeſtachelt durch die Heiligen und Fakire, welche über die unter den Arabern Spaniens herrſchende Freigeiſterei auf das Höchſte empört waren, ſetzte Juſuf gegen Ende des 11. Jahrhunderts die meiſten kleinen Fürſten ab und verleibte das iſlamitiſche Spanien, welches er wieder bis zum Ebro erweitert hatte, ſeinem marokkanischen Reiche ein. Die fanatiſchen, uncivilifirten Berbern aber zerſtörten in ihrer blinden Glaubenswuth zum Theil die großartigen Schöpfungen der ſpaniſchen Araber.

Während die Herrſchaft der Moraviden dann allmählich dem Verfall

entgegenging, entstand in den Süsländern eine neue Secte, die der Almohaden, welche den ihrer Meinung nach bedrohten Monotheismus zu befestigen suchten. Da die Moraviden sich auf die Dauer den Einflüssen der andalusischen Cultur nicht hatten verschließen können und von den strenggläubigeren Mohaden schließlich als Ketzer betrachtet wurden, so kam es in Marokko zwischen den beiden Secten zum Kampfe, der nach siebenjähriger Dauer 1147 mit dem Sturz der Moravidendynastie, mit dem vollständigen Siege der Mohaden endete. Diese traten das Erbe jener an, und von den mohamedanischen Königen Spaniens zu Hilfe gerufen, gingen sie auch dorthin und kämpften mit wechselndem Glück, bis sie bei Marcos am 19. Juli 1195 ein gegen sie aufgebotenes großes Kreuzheer vollständig vernichteten. Der Rückschlag blieb aber auch bei ihnen nicht aus, und nachdem sie 1212 von den Christen bei Navas de Tolosa geschlagen worden, ging auch ihr Reich dem Verfall entgegen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war selbst in Marokko ihre Macht gebrochen, und die Dynastie der Meriniden gelangte für die Dauer von drei Jahrhunderten im Maghreb zur Herrschaft. Während derselben wurde der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond in Spanien beendet, und waren schon in dem Maße, wie die Christen nach Süden vorbrangen, zahllose Mohammedaner nach Marokko ausgewandert, um dorthin auch einen Theil der Cultur zu übertragen, welche im arabischen Spanien herrschte, so wurde der Maghreb vollends nach dem Fall Granadas von großen Massen andalusischer Flüchtlinge überschwemmt. Die inneren Wirren des Merinidenreiches waren aber der Pflege der Cultur nicht förderlich, und während die beständigen Bürgerkriege die Bevölkerung decimirten, gerieth die Cultur in Verfall und wich schließlich der Barbarei, welche die Herrschperiode der Nachfolger der Meriniden kennzeichnete.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschienen im Süden Marokkos, in Tafilet angebliche Nachkommen der Tochter des Propheten und ihres Gatten Ali, sogenannte Schürfa oder Scherifen. Durch ihre Strenggläubigkeit wußten sie sich großen Anhang zu verschaffen und benutzten ihre wachsende Macht dann, um sich zu Herren des Landes aufzuwerfen. Dies gelang ihnen vollständig, und während eines Jahrhunderts lenkte die erste Dynastie der Saabitischen Scherifen die Geschicke des Maghreb. Dann wurden diese von einer neuen Scherifendynastie, der der Fileli, verdrängt, welche bis heute die Macht in ihren Händen bewahrt hat. Die Geschichte beider wird gebildet durch eine fast ununterbrochene Reihe von Aufständen und Kriegen. Bald gaben Thronstreitigkeiten und Erbfolgefragen zu Kämpfen Veranlassung, obgleich die Fürsten fast immer den Grundsatz beobachteten, sich bei dem Regierungsantritt aller Thronprätendenten durch Mord zu entledigen und die Thronfolge ihren Söhnen zu sichern. Bald waren es Erhebungen der Stämme, welche die Steuern verweigerten; Heere mußten dann aufgeboten werden, um die Rebellen zu züchtigen.

Durch die ganze Geschichte Marokkos können wir also den Kampf der

eingeborenen Stammbevölkerung gegen alle fremden Elemente, die in das Land eingebrungen sind, und gegen alle, die sich die Herrschaft über sie anmaßten, verfolgen. Unbekümmert um die Masse ihrer Gegner haben die Rifioten und andere überwiegend berberische Gebirgskämme in ihrem blinden politischen und religiösen Fanatismus stets für die Unabhängigkeit und für ihren Glauben ihr Leben eingesetzt und die furchtbarsten Blutopfer dargebracht. Der Kampf, den wir in den letzten Wochen zwischen den Angheras und den Regierungstruppen sich haben abspielen sehen, giebt nur eine schwache Vorstellung von den Vernichtungskriegen, die aus gleichen Ursachen in früheren Zeiten geführt worden sind und gewöhnlich mit der Aufreibung eines der Gegner, mit der Vollstreckung der Todesstrafe an Hunderten von Männern der überwundenen aufständischen Stämme geendet haben.

Bekannt ist es, was für Opfer an Geld und Menschen Frankreich bringen mußte, um nur die kleine Kabylien vollständig zu unterwerfen. Nun weiß man ja aber, daß den marokkanischen kriegerischen Bergbewohnern und ihren Brüdern, den Tuaregs der südlichen Provinzen und des Saharagebiets an Muth und Zähigkeit, an Freiheitsdrang und Fanatismus kein Volkselement Nordafrikas vergleichbar ist. Nirgends bestehen so viele geistliche Orden wie in Marokko; nirgends haben die Marabuts und Fakire einen größeren Einfluß auf die Massen; nirgends ist der Haß gegen die Christen glühender, der heilige Krieg volksthümlicher, die Leidenschaft leichter zu erregen.

Daneben aber sind gerade die Berbern für die Fortschritte der Cultur nicht unempfindlich, so weit es sich um Dinge handelt, die mit ihren politischen und religiösen Grundsätzen vereinbar sind. Sie sind im ersten Zusammenstoß mit den fremden Eroberern hinsichtlich ihrer Bewaffnung immer im Nachtheil gewesen, und trotzdem haben sie ihnen selbst dann immer furchtbaren Schaden zugefügt. Sehr bald aber haben sie sich bemüht, ihre Waffen zu verbessern, die der Gegner anzunehmen. Von außerordentlicher Genügsamkeit und Nüchternheit, von unglaublicher Ausdauer im Ertragen von Strapazen, von Kindesbeinen an gewöhnt, die Unbilden des Wetters, die größten Temperaturwechsel zu ertragen, sind sie wegen dieser Eigenschaften schon allen denen überlegen, welche an das Klima, an die Anstrengungen des Bergsteigens und der afrikanischen Kriegsführung nicht gewöhnt sind. Vollends in ihrer Heimat, sei es in den rauen Gebirgsländern, wie in den Wüsteneien des Südens, gleicht die genaue Ortskenntniß ein gut Theil des Mangels an militärischer Schulung und Taktik aus.

Zieht man somit die Ergebnisse der Geschichte Marokkos und die daraus auch erhellende Eigenart der Bevölkerung in Betracht, so dürfte man schließlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß, abgesehen von den Küstenstrichen und den größeren Städten, eine vollständige Eroberung des Landes kein müheloses Unternehmen sein würde. Der Umstand, daß die Marokkaner das Einbringen der Cultur, der sie nur verweidlichenden Einfluß beimessen, in ihr Land immer zu verhindern gewußt haben, hat allerdings dazu beigetragen,

den rohen bedürfnislosen Kabylen ihre volle Lebenskraft zu erhalten, und man begreift, daß diese urkräftigen Bergbewohner und die Tuaregs der Sahara mit größter Verachtung auf die schwächlichen, trägen Mauren der Städte und auf die verweichlichten Ausländer blicken, welche selten ihre Nahrung und Kleidung den dortigen klimatischen Verhältnissen anpassen.

Völlig frei von Vermischung mit anderen Volkselementen hat sich allerdings nur ein kleiner Theil der ursprünglich ausschließlich berberischen Bevölkerung erhalten. Ebenso klein ist die Zahl der arabischen Stämme, die die Verbindung mit anderen ethnischen Elementen streng vermieden haben. Das Mittelglied zwischen diesen beiden herrschenden und bestimmenden Factoren bilden die Mauren, die aus der Vereinigung von Berbern mit allen den fremden Völkern hervorgegangen sind, die im Laufe der Zeit den Boden Nordafrikas betreten und seinen ältesten Einwohnern den Besitz desselben streitig gemacht haben. Daneben sind noch die Juden zu erwähnen, deren Zahl 150,000 kaum überschreiten dürfte und die die Träger des Handels und vieler Zweige der Industrie sind. — Die Neger, welche im Mittelalter großen Einfluß ausgeübt und durch ihre Mischung mit den südlichen Stämmen Marokkos nicht unwesentlich auf die Entwicklung und Bildung der jetzigen Bevölkerung des Landes eingewirkt haben, spielen gegenwärtig keine bedeutende Rolle mehr. Die spärliche europäische Bevölkerung der Städte hat natürlich keinen Einfluß auf die Gestaltung der ethnischen Verhältnisse.

Der bestimmende Factor ist nach wie vor in Marokko immer noch der berberische, und mit diesem muß in erster Linie und unter allen Umständen auch bei der Lösung der marokkanischen Frage gerechnet werden. Nur mit seiner Hilfe sind dauernde durchgreifende politische Umgestaltungen in Marokko zu erzielen. Wenn das Land zu irgend welcher Zeit eine Art von einheitlichem Organismus, einen Staat gebildet hat, der in etwas dem Begriff entsprach, welchen die Culturvölker der Gegenwart mit diesem Wort verbinden, so ist dies nur unter dem Zusammenwirken der vielen — an sich aber immer selbständig gebliebenen — Berberstämme möglich gewesen. Wenn die Dynastien, deren Ursprung ja allerdings meist auf die Familie des Propheten zurückgeführt wurde, somit arabisch war, irgend welche Bedeutung erlangten, große Reiche schufen, die fast ganz Nordafrika und die iberische Halbinsel umfaßten, so konnte dies nur unter Beihilfe der Berbern geschehen. Drei Mal ist Spanien von ihnen erobert, drei Mal das Christenthum in diesem Lande von den marokkanischen Kabylen in seiner Herrschaft auf das ernstlichste bedroht worden. Was die Karthager Großes geleistet haben im Kampfe gegen Rom, die Erfolge der Araber im ganzen Westen waren wesentlich der Muskelkraft, der Tapferkeit und Zähigkeit der Maghrebiner zu danken.

Alle staatlichen Umwälzungen von irgend welcher Bedeutung in Marokko sind stets von innen heraus erfolgt. Eine politische Neuordnung von außen her kann auch jetzt nicht — trotz unserer modernen vorzüglichen Kampfmittel

— wider den Willen der unter dem Einfluß der mächtigen geistlichen Orden stehenden fanatischen berberischen und arabischen Bergstammen und Wüstenstämme erzielt werden. Soll eine solche angebahnt werden, so muß versucht werden, die Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit im Volke selbst zu erwecken. Sind zwar die Erfahrungen der Franzosen in Algier nicht maßgebend für das noch viel schwieriger zu behandelnde marokkanische Volk, so können sie doch verwerthet, und namentlich können viele Fehler vermieden werden, die die Franzosen begangen haben.

Wenn man nicht die Marokkaner geradezu ausrotten und, nach dem Vorbilde des Verfahrens vieler Scherifen gegen einzelne Stämme, eine Schlächterei in größtem Maßstabe veranstalten will, so ist ein gewaltsames Ausdrängen einer neuen Fremdherrschaft daselbst nicht denkbar.

Bei Beurtheilung marokkanischer Verhältnisse denselben Maasstab anzulegen wie an das türkische Reich, die in letzterem herrschenden Zustände denen des Maghreb gleich zu setzen, ist nur bei völliger Unkenntniß der letzteren möglich. Wie die Türken von den Arabern und Berbern ganz verschieden sind, so auch ihre Leistungen und der Charakter ihrer Staatsgebilde. Als Herren des übrigen Nordafrika bemühten sich die Türken, auch den äußersten westlichen Theil in ihren Besitz zu bringen, und anläßlich der Kämpfe zwischen den Meriniden und saaditischen Scherifen griffen die algerischen Türken wiederholentlich in die inneren Verhältnisse Marokkos ein. Auch die vielen Kriege um den Besitz Clemens und überhaupt des westlichen Algerien zwischen Marokkanern und Türken boten den letzteren Gelegenheit, in den Maghreb einzubringen, ja sogar einmal Fez zu besetzen, sie konnten sich dort aber niemals halten, haben nie auch nur für kürzere Dauer die Herrschaft über das Land erlangt. Was beiden Völkern gemein, ist nur die Grundlage ihres Glaubens; in zahlreichen Einzelheiten weicht aber auch die Religion der Marokkaner von der der Türken weit ab, und erstere erkennen in dem Sultan nicht den Emir al Mumenin, das Haupt der Gläubigen an. Trotzdem würden sie als Mohammedaner einander in dem Fall der Bedrängniß durch die Christen natürlich unterstützen. Nirgends in der ganzen islamitischen Welt war bei Beginn des russisch-türkischen Krieges z. B. die Kampfbegierde größer als bei den östlichen marokkanischen Stämmen. Die Beni Snussi und andere den Vernichtungskampf gegen die Christen predigenden Orden haben nirgends treuere Anhänger als dort.

Die Marokkofrage ist keineswegs ein künstliches Erzeugniß der heutigen internationalen Politik, sondern sie ist das Ergebniß der geschichtlichen Ereignisse im Maghreb und datirt mit ihren Anfängen bis in das Mittelalter zurück, hat aber im Laufe der langen Zeit ihren Charakter wesentlich verändert.

Ursprünglich waren es allerdings ganz überwiegend wirtschaftliche Gesichtspunkte, welche die Aufmerksamkeit des Urhebers der Marokkofrage auf den Maghreb lenkten.

Lange vor der Entdeckung Amerikas, die ja doch gewissermaßen ein

zufälliges Ergebniß des Suchens nach einem Seewege nach dem reichen östlichen Asien war, beschäftigte man sich in Portugal auf das Eifrigste mit der Lösung dieser Aufgabe. Der Infant Heinrich der Seefahrer scheute keine Mittel, die Westküsten Afrikas erforschen und Versuche anstellen zu lassen, durch Umschiffung dieses Continents den Weg nach Indien zu bahnen. Der praktische Erfolg dieser Bemühungen war jedoch ein sehr geringer, und er faßte daher den Plan, diesen Weg auf dem Festlande zu suchen. Den damaligen geographischen Anschauungen gemäß nahm er an, daß bei Durchquerung Afrikas in südöstlicher Richtung bald das Meer erreicht werden mußte, welches Indiens Küsten bespült. Der Besitz des Maghreb al Akha war hierfür die erste Vorbedingung und Voraussetzung. Andererseits lockte auch der Bodenreichtum des Landes den armen Infanten, dessen Mittel ganz unzureichend für die Ausführung seiner großen Pläne und Expeditionen waren, Marokko für Portugal zu gewinnen.

Da nun die angegebenen ursprünglichen Gründe sicherlich nicht im Stande gewesen wären, dem Gedanken der Eroberung Marokkos das Interesse seines Vaters König Johann I. zuzuwenden, so wurde ein anderer Vorwand gesucht: es wurde dem geplanten Unternehmen ein religiöser Anstrich gegeben. Unter solchen Umständen wurde es nach langen Mühen möglich, ein kleines Heer von Kreuzfahrern der verschiedensten Nationen zu bilden und den Versuch zu machen, den Hauptherd islamitischer Orthodorie für das Christenthum zu erobern. Mehr der Meeresströmung, als dem Willen des Infanten folgend, richtete die kleine Flottille ihren Lauf gegen Ceuta, das durch das unerwartete Erscheinen der christlichen Truppen vollständig überrascht und ohne große Schwierigkeiten erobert wurde, da es keinerlei Vertheidigungsmaßregeln hatte ergreifen können. Dieses erste günstige Ergebniß regte aber den Infanten nur zur weiteren Verfolgung seiner Zwecke an, aber da König Johann sehr bald gewahr wurde, daß der neue Besitz nichts einbrachte, jedoch viel kostete, so wollte er nichts weiter von diesem Marokkofeldzuge hören. Sobald indessen Dom Duarte zur Regierung gelangt war, erneuerte Heinrich seine Bemühungen, und es gelang ihm endlich, seinen Bruder zu bewegen, seine Einwilligung zu einem neuen Zuge nach dem Maghreb zu geben. Unter großen Opfern wurde ein kleines Expeditionscorps zusammengebracht, das endlich 1437 unter Führung der Infanten Heinrich und Fernando absegelte. Langer war dieses Mal das Ziel der Fahrt, aber eine vollständige Niederlage war das Ende dieses Unternehmens. Beide Infanten wurden gefangen genommen und schließlich der Friede nur unter der Bedingung der Rückgabe Ceutas vereinbart. Während der Infant Fernando als Geißel zurückbehalten wurde, begab sich Heinrich nach Lissabon, um die Sache mit dem König zu berathen. Letzterer ratifizierte jedoch das Abkommen nicht, und der Infant Fernando wurde daher nach Fez geführt und dort nach einiger Zeit getödtet.

Theils um den Bruder zu rächen, hauptsächlich aber, um seine großen geheimen Pläne zu fördern, war Heinrich unaufhörlich bemüht, die Unter-

Stützung der Krone für einen neuen Feldzug zu gewinnen. Erst kurz vor seinem Tode willfahrte Alfons V. seinem Wunsch, und es gelang 1458 Alcazar Seguer zu besetzen. 1471 wurde dann auch Tanger genommen, welches bis 1660 in portugiesischem Besiz blieb, darauf aber als Mitgift der Gemahlin Karls II. an England abgetreten wurde. Die Erhaltung dieser fernen Kolonie war den Engländern jedoch auf die Dauer zu kostspielig, und sie überließen den Ort nach Vernichtung des Hafendammes den Scherifen. Ceuta dagegen, das 1580 mit Portugal an Spanien überging, ist trotz zahlloser Versuche der Marokkaner, diesen wichtigen festen Plaz wiederzuerlangen, trotz des 26 jährigen Krieges um ihn zwischen ihnen und den Spaniern 1694—1720 dauernd im Besiz der Letzteren geblieben.

Waren es überwiegend wirthschaftliche und handelspolitische Ursachen gewesen, welche den Infanten Heinrich den Seefahrer bewogen hatten, nach dem Besiz Marokkos zu streben, so traten während der nächsten Zeit die religiösen Rücksichten in den Vordergrund. Der Kampf des Kreuzes gegen den Islam war auf der Iberischen Halbinsel durch seine beinahe 800 jährige Dauer so volksthümlich geworden, daß, als er mit der Eroberung Granadas endete, die Geistlichkeit daran denken konnte, ihn auf afrikanischem Boden fortzusetzen, dort Rache zu nehmen für die lange Herrschaft des Islam über ein ursprünglich christliches Land. Nebenbei hoffte man freilich auch, der Plage der Seeräuberei durch Eroberung der Nordküste Westafrikas ein Ende zu machen. Cardinal Ximenez wußte König Ferdinand für diesen gottgefälligen Plan zu begeistern, dessen Ausführung mit keinerlei Schwierigkeiten verknüpft schien; er setzte daher die Ausrüstung einer Expedition durch, welche sich zunächst gegen Oran richteten und nach Eroberung dieser Stadt, nach Gewinnung eines festen Stützpunktes in derselben die Vernichtung des mohammedanischen Reichs im Westen und Osten im Gefolge haben sollte. Das Unternehmen erwies sich jedoch als sehr viel ernster, als man gedacht hatte. Vier Jahre mußte unter Aufgebot riesiger Geldsummen und großer Truppenmassen gekämpft werden, ehe es 1509 gelang, Oran wirklich zu erobern, das dann 100 Jahre in spanischem Besiz blieb. Die übermäßigen Opfer an Geld und Menschenleben dämpften die Begeisterung, mit der der Gedanke der Vertreibung der Mohammedaner aus Marokko und Algier Anfangs aufgenommen worden war, und zu versuchen, den mit so großer Mühe erworbenen Besiz zu erweitern, war König Ferdinand nicht geneigt.

In Portugal aber wurde die Idee eines Kreuzzuges gegen Marokko aufgenommen. Der gekrönte religiöse Schwärmer Dom Sebastian suchte sie zu verwirklichen, und als er dann vollends im Jahre 1578 von dem entthronten Scherifen Muley Mohamed gegen den Usurpator des Thrones Abdelmelik um Hilfe gebeten wurde, glaubte er darin ein Zeichen Gottes zu erblicken, das geplante Werk der Eroberung des Maghreb für das Christenthum ausführen zu sollen. Entgegen allen vernünftigen Rathschlägen rüstete er unter größten Opfern ein kleines Kreuzheer aus, das aber in der mörderischen

Schlacht von Alkazar Rebir bis auf wenige Mann vernichtet wurde. Der König fand in derselben den Tod, und Portugal verlor in Folge der dadurch verschlimmerten inneren Wirren seine Unabhängigkeit, wurde von Philipp II. von Spanien annectirt.

Diese traurigen Erfahrungen setzten den Eroberungsgelüsten der Spanier und Portugiesen ein Ziel. Die eifrige Betheiligung der Rifioten und der westlichen Küstenbewohner Marokkos an der Seeräuberei brachte allerdings häufige kleine Expeditionen mit sich, die indessen keine ernstere Verwicklungen zwischen den christlichen Mächten und den Scherifen herbeiführten, da letztere über die betreffenden Stämme keine Autorität ausübten und daher auch keine Verantwortung für ihre Thaten übernahmen. Dafür erweiterten aber die Spanier unter der Hand ihre Besitzungen an den Küsten Marokkos.

Die Engländer hatten zwar 1684 auf Tanger verzichtet, weil ihnen dieser Besitz zu viel kostete. Sie sollten diese That aber bald bereuen, denn sie waren nicht blind für den großen Werth Marokkos als Produktionsland sowohl wie als Markt für die Erzeugnisse der englischen Industrie. Sahen sie zu spät ein, wie außerordentlich wichtig es für sie gewesen wäre, einen festen Stützpunkt, einen Stapelplatz für ihre Waaren wie die marokkanischen und die Innerafrikas zu haben, so suchten sie doch wenigstens nun den Handel dieses Landes zu monopolisiren und ihren Einfluß auf die Scherifen auf das äußerste zu steigern. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir sogar mehrere Engländerinnen als Gemahlinnen von Scherifen eine sehr bedeutende Rolle in der inneren Politik des Maghreb spielen.

Seitdem die Engländer sich in den Besitz Gibraltars gesetzt hatten, waren sie sich auch der geographischen Lage Marokkos bewußt geworden, und mit Besorgniß hatten sie den Krieg von Ceuta verfolgt, der schließlich zu ihrem Bedauern mit dem Siege der Spanier endete. Ihre Befürchtung, daß Philipp V. denselben ausbeuten und einen größeren Theil Marokkos besetzen würde, wie er es thatächlich beabsichtigt hatte, wurde allerdings durch das Zögern des Königs und dann durch die Verhinderung desselben, den Plan auszuführen, beseitigt. Sie gelangten aber doch zu der Erkenntniß, daß ihre Politik unbedingt darauf gerichtet sein mußte, zu verhüten, daß die Spanier ihre Besitzungen jenseits der Meerenge vergrößerten und Macht und Einfluß im Scherifenreiche gewannen. Die dominirende Stellung Marokkos am Eingange in des Mittelmeer machte es für England zu einer der wichtigsten politischen Aufgaben, darüber zu wachen, daß keine europäische Großmacht sich daselbst festsetzte, denn die Benutzung einer der wichtigsten Verkehrsstraßen konnte dadurch unter Umständen erschwert und der Besitz Gibraltars entwerthet werden. Es war schon schlimm genug, daß die zweite der Säulen des Herkules, die die Stützen des Thores zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantischen Ocean bilden, sich in spanischen Händen befand.

Als dann zu Ende des vorigen Jahrhunderts Frankreich seinen Einfluß geltend zu machen begann, den unerwarteten Schlag gegen Aegypten führte,

das Mittelmeer in einen französischen See umzugestalten suchte, Malta besetzte und Miene machte, seine Waffen gegen den Scherifen Muley Soliman zu wenden, weil er auf Englands Betreiben den Aegyptern Unterstützung gewährt hatte, da galt es auch, den Maghreb vor den Franzosen zu schützen. Die Besorgniß der Engländer stieg, als Soliman, der es sich überhaupt auf das eifrigste angelegen sein ließ, gute Beziehungen zu allen christlichen Großmächten anzuknüpfen, mit Frankreich ein Bündniß schloß.

Damit war der Marokkofrage der politische Charakter gegeben, den sie seit jener Zeit bis auf den Augenblick behalten hat und der nur im Laufe der letzten Jahrzehnte unter dem Einfluß der inzwischen eingetretenen Ereignisse sehr viel ernster geworden ist, als er ursprünglich war. Ueberraschend aber ist es, daß England, welches in der That den Handel Marokkos im vorigen wie in diesem Jahrhundert beinahe vollständig beherrschte, die verschiedenen günstigen Gelegenheiten nicht wahrnahm, Tanger wiederzunehmen, wozu es immerhin ein gewisses Recht gehabt hätte. Die anfänglich noch wenig verwickelte Marokkofrage wäre damit zwar noch nicht gelöst, aber doch verhindert worden, sich derart zuzuspitzen, wie es jetzt geschehen ist.

Einen der wichtigsten Anlässe der christlichen Mächte zu Streitigkeiten mit der scherifischen Regierung bildete unausgesetzt die Piraterie. Denn in dem Maße, wie es gelang, dieselbe an den Küsten von Algier, Tunis und Tripolis zu beschränken, entfaltete sie sich an den Küsten Marokkos, und die Scherifen sahen sich schließlich, wahrscheinlich auf den Rath der Engländer, gezwungen, den beständigen Klagen und Entschädigungsansprüchen der christlichen Mächte dadurch zu begegnen, daß sie selbst die Verpflichtung übernahmen, diesen Räubereien der Küstenbewohner ein Ende zu machen. Andernfalls mußten die Beherrscher des Maghreb jeden Augenblick gewärtig sein, fremde Heere in ihrem Lande erscheinen zu sehen, die dann möglicherweise nicht so leicht wieder aus demselben zu verdrängen waren. Gegen Zahlung von jährlichen Tributen seitens der christlichen Mächte schützten die Scherifen nunmehr wirklich die Schiffe derselben vor der Plünderung — so weit sie dies vermochten — und dieser Zustand dauerte theilweise bis zum Jahre 1845, obgleich mehrere Regierungen sich schon 1815 von dieser lästigen Steuer befreiten. Natürlich hörten trotz dieser Einrichtung und trotz der Handelsverträge die Räubereien nicht auf, denn die Rissioten besonders, welche die Oberhoheit der Fürsten von Marrakesch nie anerkannt hatten, kümmerten sich weder um diese Verträge noch um die Tribute der europäischen Regierungen und schädigten ganz besonders die spanischen Schiffer. Sie lagen aber auch immer mit den Bewohnern der ihnen auf das Aeußerste verhaßten spanischen Presidios im Streit, und es kam darüber unaufhörlich zu Auseinandersetzungen zwischen der spanischen Regierung und der scherifischen. England, das um jeden Preis den Ausbruch eines Krieges zwischen den beiden Mächten verhüten wollte, war sehr häufig gezwungen, seine ganze diplomatische Geschicklichkeit aufzubieten, um einen ernstern Conflict zu ver-

hindern. Auch sonst vermittelte es, wenn Gefahr drohte, daß der Friede auf irgend welche Weise gestört wurde, und dies war besonders nothwendig, seitdem Frankreich die Eroberung Algeriens begonnen hatte. Als es 1844 trotzdem zum Kriege zwischen Marokko und Frankreich kam, mußte England Dextrem wenigstens das Versprechen abzuwingen, sich jeder Besitzergreifung über die Westgrenze Algiers hinaus zu enthalten. Obgleich Frankreich nur ungern darauf verzichtete, die späteren Kämpfe mit Abd el Kader dazu zu benutzen, diese Grenzlinie wenigstens zunächst bis an den Muluyafluß zu verlegen, um dann bei späteren Gelegenheiten womöglich den ganzen Maghreb zu annexiren, so wagte es dies doch nicht, weil es dadurch England geradezu zum Kriege herausgefordert haben würde. Und die Franzosen hatten wahrlich auch genug zu thun, die Algerier zur Unterwerfung zu bringen, um zu vermeiden, daß dieselben in den Engländern Bundesgenossen erhielten.

Frankreich hat darum aber seine Absichten auf die Besitzergreifung des östlichen Marokko keineswegs aufgegeben und wartet nur auf den dafür günstigen Augenblick.

Während Marokko 1844 mit Frankreich in Krieg verwickelt wurde, drohte gleichzeitig ein solcher mit Spanien auszubrechen, weil die scharifische Regierung eigenmächtig den spanischen Consularagenten Darmon in Mazagan wegen eines geringfügigen Vergehens hatte hinrichten lassen. Auch hier mußte England den Vermittler spielen, denn wie Frankreich zum Zweck der Verwirklichung seines Planes eines großen bis an den Senegal reichenden afrikanischen Reiches auf den Besitz Marokkos abzielte, so erstrebte auch Spanien denselben, weil es ein historisches Recht auf den Maghreb zu haben glaubte. Des größten Theils seines einst so ungeheuer ausgedehnten Colonialbesitzes verlustig gegangen, eifersüchtig auf Frankreich, das sich in Afrika festsetzte, suchte Spanien nach einem Vorwande, sein Besitzrecht auf das ungemein fruchtbare Marokko geltend zu machen. Es fand denselben in dem ihm vermeintlich zustehenden Recht der Wiedervergeltung für die lange Verdrückung, die Spanien von den Mohammedanern erduldet hatte. Das maurische Spanien hatte lange Zeit hindurch einen Theil des Maghreb, dieser unter den Chalifen von Cordova einen Theil von Andalus gebildet; in später römischer Zeit hatte das westliche Spanien administrativ zur Diözese Spanien gehört — Gründe genug, diese Vereinigung wiederherzustellen. Außerdem aber glaubte Spanien die Pflicht zu haben, den Maghreb der heutigen Cultur zu gewinnen, d. h. das Christenthum in ihm zur Herrschaft zu bringen.

Gestützt auf alle diese Grundsätze hat Spanien also in neuerer und neuester Zeit stets das Besitzrecht auf Marokko ausschließlich für sich allein in Anspruch genommen und dazwischen die Aufrechterhaltung des Status quo in seinem zukünftigen Vasallenstaat zum Prinzip erhoben. Da aber große Gruppen in Spanien unaufhörlich bemüht sind, jede der unbedeutenden Streitfragen, die durch die beständigen Räubereien und Herausforderungen

der Rifioten unaufhörlich heraufbeschworen werden, zum Anlaß für einen Krieg aufzubaufen, um Spanien dadurch die erwünschte Gelegenheit zu geben, sein Besitzrecht auf Marokko geltend zu machen, so ist der Marokkofrage jener gefährliche Charakter gegeben, den sie heute hat.

1844 gelang es den Engländern, den Ausbruch des Krieges zwischen Spanien und Marokko zu verhindern, die späteren Reibereien zwischen den Nachbarn der Presidios und den Bewohnern der letzteren spitzten dann aber 1859 den Conflict so zu, daß trotz aller Bemühungen Englands der Krieg unvermeidlich wurde, der in beiden Ländern sehr volksthümlich und den Leitern der spanischen Politik besonders sehr willkommen war. England lenkte aber wenigstens den Angriff der Spanier von Tanger ab, lokalisierte den Krieg auf die Nachbarschaft von Tetuan und wußte dem Friedensvertrage eine Form zu geben, durch die seine eignen Interessen im Maghreb in keiner Weise geschädigt wurden.

In den letzten anderthalb Jahrzehnten hat nun die Marokkofrage endlich durch die eigenthümliche Ausgestaltung der allgemeinen Weltverhältnisse wieder noch einen etwas veränderten Charakter erhalten.

Die Entwicklung der Industrie, die Nothwendigkeit, neue Absatzgebiete für die ungeheuren Massen von gewerblichen Erzeugnissen und andererseits billigere Rohprodukte zu suchen, hat jene große Colonisationsthätigkeit hervorgerufen, welche seit einigen Jahren fast alle Großmächte in hohem Grade beschäftigt. Naturgemäß mußte sich unter solchen Umständen das Auge Derjenigen, welche diese Bewegung förderten, auch auf Marokko richten. Bei gründlicherer Erforschung fand man nun hier nicht nur ein an werthvollen und zum großen Theil noch garnicht berücksichtigten Rohprodukten überaus reiches und ungemein fruchtbares Land, sondern auch einen sehr vielersprechenden großen Markt für fremde Waaren, gleichzeitig aber Zustände, welche der heutigen Cultur in jeder Hinsicht spotten.

Der Wettbewerb um den Handel mit Marokko, das Bestreben der am thatkräftigsten vorgehenden Nationen, durch Abschluß von Handelsverträgen besondere Vortheile und Monopole für sich zu erringen, steigerten jedoch die Eifersucht der an Marokko von jeher am meisten interessirten Staaten und drohten Conflictte heraufzubeschwören, wie wir es nur eben erst anlässlich der Reise des neuen englischen Gesandten an das Hoflager in Fez erlebt haben.

Ganz abgesehen von den Verhältnissen, unter denen die Eingeborenen leben, machen die in Marokko bestehenden Zustände aber den Ausländern den regen Betrieb des Handels beinahe unmöglich. Die vielen Ausfuhrverbote, die hohen Einfuhrzölle, der ungenügende Schutz des Eigenthums und der Person, das gänzliche Fehlen von Verkehrsstraßen und Verkehrsmitteln, die Erschwerung des Betriebs von Handel und Gewerbe im Innern, die Unmöglichkeit des Erwerbs von Grund und Boden erschweren die Arbeit der Fremden und die Erzielung eines lohnenden Ertrages.

Das Schutzgenossenschaftswesen, welches sich in Marokko gebildet hat,

artete derart aus, daß die scharifische Regierung dasselbe schließlich nicht mehr dulden konnte. Der von den Großmächten 1880 auf der Madrider Conferenz gemachte Versuch, die eingetretenen Uebelstände zu beseitigen, ist jedoch so gut wie nutzlos gewesen, und eine neue Reform ist dringend geboten.

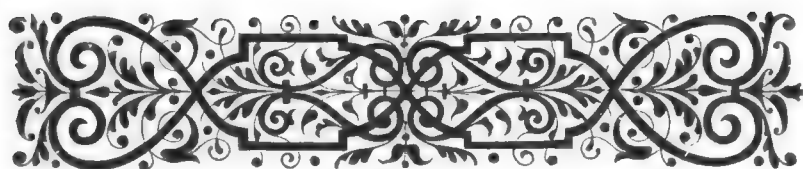
Alle mit Marokko in Beziehung stehenden Völker stimmen darin überein, daß der Fortbestand der daselbst herrschenden Zustände nicht möglich ist, wenn der internationale Verkehr mit diesem Reiche aufrecht erhalten werden soll. Diese Erkenntniß stellt aber Aufgaben, deren Erfüllung die Marokkofrage beschleunigen.

Letztere scheint nun nur auf zwei Arten möglich: entweder durch Anwendung von Gewalt oder auf friedlichem Wege durch Schaffung der Grundlagen für eine höhere Cultur, welche die Eingeborenen befähigt, an der Arbeit der heutigen Culturvölker Theil zu nehmen.

Das Eingreifen eines Volkes, etwa des englischen, zu seinem eigenen ausschließlichen Nutzen in die inneren Verhältnisse des Maghreb würde auf den Widerstand der Spanier und Franzosen stoßen und möglicherweise einen europäischen Krieg heraufbeschwören; dasselbe würde geschehen, wenn statt der Engländer ein anderes Volk, die Spanier, Franzosen oder Italiener eine solche gewaltsame Lösung versuchten. Wollten alle diese Völker sich aber einigen und nach Uebereinkunft den Maghreb unter sich theilen, so würden sie mit dem Widerstande der Eingeborenen zu rechnen haben und höchst wahrscheinlich einen Religionskrieg aller mohammedanischen Stämme Nordafrikas gegen die Christen herbeiführen.

Die friedliche Lösung der Frage würde, um die Eifersucht der einzelnen Faktoren zu verhüten, nur durch gemeinsames Handeln aller Mächte zu bewirken sein. Die Regierungen der Culturvölker würden von der des Maghreb unter Zusicherung der staatlichen Unabhängigkeit des Reiches einen Vertrag zu erzielen haben, auf Grund dessen Zustände geschaffen würden, die den Forderungen der heutigen Zeit annähernd entsprächen. Reform des Zollwesens, Eröffnung aller für den Handel wichtigen Häfen, Schutz der Ausländer, Bewilligung von Freiheiten und Rechten, die der Förderung der Cultur dienen, Bau von Eisenbahnen, Herstellung von Telegraphen, Schaffen von Verkehrswegen, Einsetzung von zuverlässigen gemischten Gerichtshöfen würden die wichtigsten Forderungen sein, welche zu stellen wären und über deren Erfüllung nöthigen Falls die ausländischen Vertreter zu wachen hätten.

Unter den gegebenen Zeitverhältnissen scheinen glücklicherweise alle am nächsten theilhabenden Völker vor der gewaltsamen Lösung der Marokkofrage zurückzusprechen, um so wichtiger aber ist, daß durch rasche friedliche Lösung der Gefahr vorgebeugt wird, welche diese Frage immer so lange in sich bergen wird, als sie eine alle Theile befriedigende Lösung nicht gefunden hat.



Bjarni Thorarensen.

Don

A. C. Poesstion.

— Wien. —

I



Am 24. August 1891 waren es fünfzig Jahre, daß einer der bedeutendsten Dichter unseres Jahrhunderts gestorben ist. Nirgends aber — außer wohl in seiner engeren Heimat — hat man sich dieses halbhundertjährigen Gedenktages erinnert, während man bei solchem Anlasse mit posthumer Würdigung selbst viel geringerer Geister sonst nicht zu kargen pflegt. Verwunderlich ist dieses Uebersehen leider nicht, aber doch ein schweres Unrecht, das dem Dichter sowohl wie auch dem Volke, dem er angehörte, von der civilisirten Welt zugefügt wird.

Bjarni Thorarensen war ein Isländer, und sein Name und seine Dichtungen sind eben — wie es sich jetzt wieder gezeigt hat — außerhalb Islands noch so gut wie unbekannt geblieben. Es ist dies eine so natürliche, aber im hohen Grade bedauerliche Folge der Zurücksetzung, welcher dem isländischen Volke schon seit Jahrhunderten von den übrigen Nationen, ja selbst von seinen nächsten germanischen Stammverwandten, zu Theil wird. Island ist nun freilich eine abgeschiedene, außerhalb des Weltverkehrs gelegene Insel und dabei ein armes Land ohne weltwirthschaftliche Bedeutung. Die Isländer spielen darum auch keine Rolle in Politik und Handel; sie bleiben unbemerkt, werden übersehen. Aber sind sie nicht die Nachkommen jenes durch seine Dichtkunst und Literatur so ruhmreichen Volkes, dessen literarischem Sinn und Sammelfleiß wir auch die Erhaltung der Hauptquellen für die germanische Mythologie, der sogenannten „Edden“, zu verdanken haben? Sind sie nicht selbst von allen germanischen Völkern noch die treuesten Hüter alter Stammesart und Sitte, die sich sogar ihre alte Sprache — eben die Sprache jener

„Edden“ und der berühmten „Sagas“ — fast unverändert bis auf den heutigen Tag bewahrt haben? Und mehr noch. Ist denn ein Volk von ca. 70,000 Köpfen, das unter den denkbar ungünstigsten ökonomischen und socialen Verhältnissen so viel treibende Geisteskraft besitzt, daß es später noch und besonders in unserem Jahrhundert eine, wenn auch nicht sehr umfangreiche, so doch ganz vorzügliche eigene Literatur zu schaffen im Stande war und der Wissenschaft eine stattliche Anzahl tüchtiger Gelehrter zuführte, so gar nicht der Beachtung werth?

Der Grund dieser fast unbegreiflichen Zurücksetzung der Isländer und ihres Schriftthumes liegt offenbar zumeist in dem Umstande, daß die Kenntniß der isländischen Sprache außerhalb Islands so wenig verbreitet, ja eigentlich nur bei wenigen Gelehrten zu finden war und ist, derselben „diamantharten, krystallreinen, goldschweren Sprache“, von welcher der berühmte dänische Sprachforscher Rask behauptet hat, daß sie die vollkommenste Sprache sei, welche Europa aufzuweisen habe. Diese Gelehrten aber wandten ihr Augenmerk ausschließlich der alten, wissenschaftlich freilich viel werthvolleren Literatur zu und verschmähten es, die neue durch Uebersetzungen in die Weltliteratur einzuführen. Wir wollen nun wenigstens einen ganz kleinen Theil unserer Schuld an die Isländer abstaten, indem wir aus dem erwähnten Anlasse ihres oben genannten, von ihnen so sehr gefeierten Dichters gedenken und einige charakteristische Proben seiner Dichtkunst — und zugleich der modernen isländischen Lyrik überhaupt — hier mittheilen.

Bjarni Bigfusson Thorarensen wurde am 30. December 1786 zu Brautarholt im Südviertel Islands als der Sohn des Spisselmannes (Bezirkshauptmannes) Bigfus Thorarensen geboren. Den Unterricht erhielt er anfangs durch den Pfarrer (und trefflichen Psalmenmacher) Thorvaldur Böðvarsson, später durch den Bischof Geir Víðalín, und zwar mit so vorzüglichem Erfolge, daß er bereits mit 15 Jahren für das Studium an einer Hochschule vorbereitet war. Im Frühjahr 1803 reiste er denn auch nach Kopenhagen, um an der dortigen Universität Jura zu studiren und sich der Beamtenlaufbahn zu widmen. Bereits 1807 trat er, und zwar in Kopenhagen selbst, in den Staatsdienst; 1811 wurde er an das Obergericht nach Reykjavík versetzt und 1833 zum „Amtmann“ des Nord- und Ostlandes ernannt, als welcher er nach einem wenig bewegten, aber doch an Kümmernissen und Bitterkeiten reichen Leben im Alter von 55 Jahren, vom Schlage getroffen, starb.

Um Thorarensens Stellung und Bedeutung in der isländischen Literatur richtig beurtheilen zu können, ist es nothwendig, auf den Zustand derselben vor und bei dem Auftreten des Dichters einen Blick zu werfen. Nachdem die altisländische Literatur im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte, kam eine lange Periode des Verfalls, die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts einem neuen, aber langsamen Aufschwung wich. Im ganzen 17. Jahrhundert gab es nur zwei Dichter von Bedeutung: den

Psalmenbdichter Hallgrímur Petursson und den Satiriker Stefan Olafsson; doch fallen in diesen Zeitraum bereits die Anfänge der Wiedererweckung der altnordischen Studien. Im 18. Jahrhundert wirkte der vielseitige Gelehrte und Dichter Eggert Olafsson in der mannigfaltigsten Weise befruchtend auf das geistige Leben in Island ein, und glänzte der in größter Armuth lebende Pfarrer Jon Thorlaksen als Uebersetzer von Klopstocks „Messiade“ und Miltons „Paradise lost“. Das neue Zeitalter der isländischen Poesie begann jedoch erst mit Benedikt Gröndal (dem Aelteren, gest. 1825), einem Dichter von seltener poetischer Kraft und plastischer Darstellung, dessen Vorbilder die alten Skalden und daneben Pindar, Theokrit und Horaz waren, und der augenscheinlich eine tiefgreifende Wirkung auf Bjarni Thorarensen ausgeübt hat. Der Beherrscher der Literatur am Schlusse des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts war indeß Magnus Stephensen, der oberste Richter („Justitiarius“) Islands, der sich, voll patriotischen Eifers, in zahlreichen Schriften und Aufsätzen bemühte, seinen Landsleuten die europäische „Aufklärung“ zuzuführen, und natürlich auch viele Anhänger fand. Es ist ja bekannt, daß diese von den englischen Freidenkern angeregte und durch die französischen Encyclopädisten zu einer gewaltigen Macht erhobene Geistesrichtung ausschließlich auf die Pflege des Verstandes bedacht war, während sie Gemüth und Phantasie völlig vernachlässigte.

Als Bjarni Thorarensen zeitig im Frühjahr 1803 nach Kopenhagen kam, stand die Gesellschaft dieser Stadt noch ganz unter dem Banne eines literarischen Ereignisses, das zunächst für Dänemark eine neue Periode der Dichtkunst herbeiführen sollte. Zu Weihnachten 1802 war nämlich von dem jungen Dehlenschläger ein Band „Gedichte“ erschienen, womit dieser bereits zuvor anerkannte Dichter sich von der trockenen und steifen Poesie der „Aufklärung“ los sagte und zur Romantik überging. Es war dies bekanntlich das Ergebnis jenes für die Literaturgeschichte stets denkwürdigen sechszehnstündigen Gespräches, welches Dehlenschläger mit dem 1802 aus Deutschland zurückgekehrten Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, diesem „Wecker und Lehrer dreier Nationen“ — Steffens war Norweger von Geburt — geführt und das in den Anschauungen des jungen Dichters einen solchen Umschwung bewirkt hatte, daß er sogleich darauf jenes berühmte Gedicht auf die prächtigen, aus grauem Alterthum stammenden, eben in jenen Tagen aus der königlichen Kunstammer abhanden gekommenen goldenen Hörner schrieb, welches den eigentlichen literarischen Ausgangspunkt der neuen Richtung bezeichnet. Die Anhänger der Aufklärungspoesie wehrten sich nach Kräften, jedoch vergeblich: „die mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, die wundervolle Märchenwelt stieg auf in der alten Pracht“. Die dänische Romantik war übrigens viel gesünder und kräftiger als die deutsche und blieb auch nicht wie diese im Mittelalter stecken, sondern ging, eine vollkommen selbständige Richtung nehmend, zurück bis in's heldenreiche Alterthum und erweckte und nährte das Nationalgefühl.

Thorarensen wurde alsbald von dieser neuen Geistesströmung angezogen. Ob er Steffens', des „Bligmannes“, zündende Vorträge gehört, oder mit Dehlenschläger persönlichen Umgang gepflogen, ist mir nicht bekannt. Daß aber auch er sich voll und ganz der Romantik ergeben, bewies er bereits durch sein schönes, im Jahre 1805 gedichtetes Lied: „Erinnerung an Island“, welches für die isländische Dichtkunst dieselbe Bedeutung gewann wie Dehlenschlägers „Goldene Hörner“ für die dänische. Diesem Gedichte, auf das wir später noch ausführlicher zurückkommen werden, folgten bald weitere in demselben Geiste und von gleich zündender Wirkung (z. B. „Der Kriegsmarsch“), wie denn überhaupt aus der Universitätszeit des Dichters einige seiner schönsten lyrischen Ergüsse stammen. Neben seinem Brotstudium betrieb er an der Universität und später auch Aesthetik und beschäftigte sich mit Vorliebe mit der altnordischen Poesie, sowie mit der Lectüre fremder Dichter. Gaias Tegnér, J. L. Heiberg, Shakespeare und Schiller waren unter diesen seine Lieblinge. Nicht ohne Einfluß blieb auch das freundschaftliche Verhältniß des Dichters zu K. Chr. Rast, dem genialen dänischen Sprachforscher und begeisterten Freunde Islands, der später als Stifter der isländischen Literaturgesellschaft einer der Hauptbegründer der modernen isländischen Literatur geworden. Nach Island zurückgekehrt, wohin ihm bereits sein Dichterruf vorausgeeilt war, fand er als Anhänger der neuen Ideen des 19. Jahrhunderts wenig Gnade in den Augen des Gebietigers der heimischen Literatur, Magnus Stephensen, der zugleich auch sein Vorgesetzter als Beamter war. Beide erstrebten ja das Beste für das Land. Stephensen aber als eingefleischter Nationalist wollte demselben die Kenntniße, die „Aufklärung“ des Auslandes vermitteln unter Preisgebung des eigenen Volkthums, während Thorarensen alles Ausländische haßte und das Volk aus sich selbst heraus bilden wollte durch Erweckung eines kräftigen Nationalgefühls. Aus dieser Gegnerschaft zu dem mächtigen Mann und seinem starken Anhang erwuchsen dem Dichter schließlich viel Verdruß und Ungemach, die seine Stimmung arg verbitterten. Seine Lieder und Gedichte jedoch gingen nichtsdestoweniger in den Mund des Volkes über, in dem sie noch heute leben.

Thorarensen hat sich übrigens nie als Dichter „geben“ wollen. Er dichtete sozusagen verschämt, weder für Ehre noch für Geld, sondern lediglich dem inneren Drang gehorchend. Er sorgte nicht einmal für die Aufbewahrung seiner Manuscripte und noch viel weniger für die Herausgabe derselben. Ja, er vermied es beinahe ängstlich, von seinen Dichtungen zu sprechen. Diese sind auch keineswegs zahlreich. Die letzte und vollständigste Ausgabe derselben (1884) umfaßt nur 262 Oktavseiten. Und dennoch war er Islands erster vollgewichtiger Dichter der neueren Zeit. Seine Vorzüge sind: Ideenreichtum, Innigkeit des Gefühls, Kraft und Tiefe. Dann ist er auch als Poet ganz Isländer. Er wählte nicht nur zumeist heimische Stoffe für seine Dichtung, sondern holte auch, kühner als irgend ein Dichter vor ihm, Bilder von den eigenthümlichsten isländischen Naturphänomenen und Stimmungen. Er dichtete

darum auch mit Vorliebe in der alten heimischen Versart des „Fornyrðislag“, dem bloß stabreimenden Metrum der sogenannten „Eddalieder“ oder in der kunstvollen, im Alterthum beliebtesten Skaldenstrophe, dem sogenannten „Drottkvätt“ (mit Stab- und Binnenreimen). Seine ganze Poesie ist in jeder Beziehung so echt isländisch, daß sie lebhaft an all die seltsamen, bald großartig-prächtigen, bald wunderbarlich-grotesken, bald schaurigunheimlichen Naturerscheinungen gemahnt, welche dem feuergeborenen „Eislande“ eigen sind. Leider hat Thorarensen die Form allzusehr vernachlässigt, was den Werth seiner Dichtung einigermaßen beeinträchtigt und dem jüngeren, minder ideenreichen, minder gewaltigen, aber in Form und Sprache meisterhaften Jonas Hallgrímsson in der Folge zur größeren Popularität und zum entscheidenden Vorrang verhalf.

II.

Werfen wir nun einen Blick auf die Dichtungen selbst, so tritt uns darin vor Allem die innigste Vaterlandsliebe entgegen. Diese kommt jedoch weniger in begeisterten Schilderungen der isländischen Natur, als vielmehr in der Erinnerung an den alten Ruhm des Landes, an die tapferen Kämpen, die einst dort gehaust, kurz in der Liebe zum alten Sagalande zum Ausdruck, ohne sich jedoch im Nebel der Vergangenheit zu verlieren wie Ossian. Wie jeder Isländer zieht er die Berge und Gletscher seiner vielfach öden, dabei aber doch pittoresken Heimatsinsel den üppigen Gefilden anderer Länder, den Aufenthalt daheim dem Leben in einer großen Stadt vor. Darum — aber auch aus ganz anderen Gründen — mag er besonders Dänemark nicht leiden, daß, personificirt gedacht, weder Auge noch Nase, überhaupt kein Gesicht hat. Und erst gar Kopenhagen (isländ. Kaupmannahöfn d. h. Hafen der Kaufleute, gewöhnlich abgekürzt: Höfn d. h. Hafen gesprochen) ist ihm verhaßt, dies „Babylon am Drefund“, wo sich namentlich die isländischen Studenten nie heimisch fühlten. Das schon erwähnte Gedicht „Erinnerung an Island“, das, nach der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen, zum Nationalliede der Isländer geworden ist, giebt diesen Gefühlen den wirksamsten Ausdruck. Wir theilen dasselbe, schon seiner literarhistorischen Bedeutung wegen, hier mit und zwar in der sehr gelungenen Uebersetzung von A. Baumgartner. Es lautet:

„Uralt's Island,
Heimat, so traut und hold,
Vergönigin:
So lang' die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt Dein mein Sinn.

Ad, aus des Hafens*) Qualm
Sehn' ich mich heim zur Alm,
Heimat zu Dir.
Denn in der Stadt Gewühl
Lockt uns der Thoren Spiel,
Sind wir des Spottes Ziel,
Fremdlinge hier.

*) „Der Hafen“ ist Kopenhagen, s. oben.

Land ohne Vergeshang,
Machst mich ganz krank und bang
Mit Nebelhauch.
Nie schmückt Dich Zauberlicht,
Hast ja gar kein Gesicht,
Hast eine Nase nicht,
Auge fehlt auch.

Ganz anders siehst Du aus
Schimmerndes Vergeshaus,
Hoch in der Luft.
Leuchtender Sonnenstrahl
Blitz in dem Fluß zu Thal,
Flammt hin am Gletscherfaal
Durch Fels und Klust.

Uraltes Isafold,
Heimat, so treu und hold,
Bergkönigin:
Freude und Heil sei Dir,
Weten von Herzen wir,
So lang' des Weltalls Zier
Nicht sinkt dahin.“

Ein ganz wunderbarer Zauber webt in Thorarensens Liebeslyrik. So leidenschaftlich und tief dieselbe im Ganzen erscheint, ist sie doch so keusch, so frei von aller Sinnlichkeit, daß man sich wohl kaum eine reinere und idealere Erotik denken kann. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ihm nur ein seelisches Band, das daher auch über den Tod hinaus bestehen bleibt. Die Macht der Liebe über den Tod war überhaupt eine Vorstellung, die unserem Dichter immer nahe lag, und wo dieselbe völlig zum Durchbruch gelangt, erkennt man bald, daß in des Dichters Brust dieselben Gefühle lodern, welchen die wilden, aber tief empfundenen Schilderungen todbringender und dem Tode trotzen der Liebe entsprungen sind, die uns in den „Eddaliedern“ so mächtig ergreifen. Welche Leidenschaft liegt z. B. nicht in den wenigen Versen des Gedichtchens „Küsse mich!“:*)

„Küsse mich, o Liebchen mein,
Du bist krank!
Küsse mich, o Liebchen mein,
Denn Du stirbst!
Heiter trink' den Tod ich
Aus der Rose,
Aus der Rose
Deiner Lippen,
Denn der Becher ist so rein!“

Am höchsten von allen Liebesgedichten schätzen die Isländer selbst das „Sigrun-Lied“, welches — auch schon durch seinen Namen — an die berühmte Stelle im herrlichen zweiten Gesang der „Edda“-Lieder von Helge, dem Hundingtöbter, erinnert, wo Sigrun den Geist des Helge im Grabhügel umarmt. Das Lied lautet im Versmaße des Originals (nur Strobreimend, mit drei Hebungen, Senkungen und Auftakt oft nach Belieben):

*) Für die Unvollkommenheit der schwierigen, möglichst wortgetreuen Uebersetzung ist von nun an der Schreiber dieser Zeilen verantwortlich.

„Betrübt hast Du mich neulich
Mit Deinen Worten, Sigrun!
Ich bat Dich, mir zu erscheinen,
Wenn vor mir Du hinstiedest.
Die kalten Lippen, sagt' ich,
Dann küß' ich und umarme
Den weißen Leib im Laken;
Das wolltest Du nicht glauben!

Dann muß mein Mädchen auch nicht
An meine Liebe glauben,
Wenn sie zweifelt, daß ich
Sie auch tod noch liebe.
Sind's denn nicht Deine Lippen,
Wenn sie dann auch kalt sind?
Deine Wangen seh' ich,
Wenn sie auch weiß geworden!

Küßt im kalten Winter
Kalten Schnee die Sonne
Nicht so gern wie rothe
Rosen im Sommer?
Weiß ist auch die Lilie
Weiß bist selbst wie Schnee Du;
Wirst Du denn minder schön sein,
Wenn Mund und Wangen auch weiß sind?

Streck' ich, erwacht, die Arme
Nach Dir dann, o so kehre
Den schneefalten Busen
Schnell nach meinem Herzen!
Fest presse Brust an Brust Du
Und bleib', bis Du befreit mich
Aus des Leibes Fesseln,
Daß ich Dir kann folgen.“

Charakteristisch für des Dichters seelische Auffassung der Liebe ist auch das folgende Gedicht („Küße mich nochmals!“):

„Sollst dich nicht wundern, o Svava,
Daß die Wort' ich nur stammle —
Ohne Zusammenhang — einzeln —
Die Athemnoth macht es —,
Noch daß ich wieder Dir nahe,
Wo wir eben geküßt uns.
Dräng' mich von Dir nicht zurück,
Du bist mir etwas schuldig!

Weißt Du nicht, daß unsere Seelen
An den Thoren sich trafen?
Da setzte die meinige, Svava,
Sich Dir auf die Lippen;

Fehlt des Lebens Noth auch
Deinen Lippen, so schmückt sie
Gold doch der Hauch der blauen
Hallen der Ewigkeit.
Engelweiß wird ja der Wangen
Unversehrte Form dann
Ebenso schön wie roth sein,
Erlischt die irdische Fadel.

Drum, geliebtes Mädchen,
Laß nicht allein mich, wenn schon
Vor mir Du nach des Himmels
Friedensfälen wanderst!
Komm', sobald im Herbst
Kalte Winde wehen
Und um Mitternacht
Gewölkt den Mond verbirgt.

Es wird der bleiche Mond dann
Mitleidsvoll den Schleier
Von sich werfen, so daß ich
Seh' Dein wonnig Lächeln.
Gib' zu meinem Pfühle
Dann geschwind, mein Mädchen,
Und mit Deiner weißen,
Weichen Hand berüh' mich.

Ruhend auf rosigem Lager
Dünkte sie reich sich!
Noch im Schlummer dort nickt sie
Und träumt von Dir, Svava!

Weißt Du's, es liegt nun mein Leben
Auf Deinen Lippen!
Laß' es mich schlummernd saugen
Vom schimmernden Lager!
Laß' nicht den Tod mich erleiden,
Ich bitte Dich, Svava:
Gieb' mir zurück meine Seele
Und küsse mich nochmals!“

Von wohlthuernder Schalkhaftigkeit und köstlicher Originalität in der Verwendung eines nordisch-mythologischen Motivs ist hingegen das Gedicht „Freyas Ragen“. (Die nordische Göttin der Liebe hat bekanntlich, wenn sie ausfährt, zwei Ragen vor ihren Wagen gespannt.) Dasselbe lautet:

„Des Abendsternes Königin,
Die Du erweckt der Liebe Nacht,
Dein strahlend Goldgefährt, darin
Du thronst in Deiner lichten Pracht,
Die aller schönsten Thiere zieh'n:
Die süßsümmenden, schneeweißen Ragen!

Doch dienen sie ganz anders auch
Der Liebesgöttin, hehr und mild;
Sie jagen, wie es Ragen-Drauch,
Doch Mäuse nicht sind bann ihr Wild:
Auf Männer ist es abgezielt,
Und oft schickt sie die Göttin aus zu jagen.

Der Erdenragen Lauerlist
Die Himmelsthier nicht verschmäh'n;
Jedoch bei weitem ehler ist
Dabei ihr Treiben anzuseh'n:
Zu Mädchen in's Versteck sie geh'n
Und liegen hinter ihren Augensternen.

Wohl haschen sie gar manchen Mann
Aus diesem Hinterhalt geschwind;
Doch auch dabei man sehen kann,
Was sie für Meisterlagen sind:
Sie schnurren wohl gar süß und lind,
Doch Keinem, der's nicht selber will, sie schaden.

Wer stets sie meidet, der wird nie
Auch spüren ihre scharfen Klau'n;
Von Blick zu Blick nur springen sie.
D'rum merke: Mädchen oder Frau'n
Sollst Du nicht in die Augen schau'n,
Denn hinter ihnen lauern Freyas Ragen!

Wohl giebt's auf dieser Erde groß
Gar Manchen, der sich rühmen kann,
Daß diesen Ragen wundenlos
Und ohne Schaden er entran;
Doch täglich bleibt es immer, wann
Für Freyas Ragen Männer Mäuse werden“.

Eine von den Isländern bis auf den heutigen Tag mit besonderer Vorliebe gepflegte Dichtungsgattung sind Grabelegien und Trauerlieder auf verstorbene Verwandte, Freunde oder hervorragende Personen. Auf diesem Gebiete hat Thorarensen weitaus das Herrlichste geschaffen, was die isländische Literatur besitzt. Das gewaltigste von diesen Gedichten, das auf „Sámundur Magnússon Holm“, welches von markiger Kraft und kühnsten Gedankenfluge, dabei freilich auch wieder von großer Nonchalance in den Bildern wie in der Form ist, kann seines Umfanges wegen hier leider nicht mitgetheilt werden. Indessen ist ja die Elegie auf seinen theuersten Freund, den Arzt und Naturforscher Oddur Hjaltalin, der ein Jahr vor Thorarensen starb, kaum minder bedeutend. Beide sind echte Perlen in der Gesamtdichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Das Gedicht auf Oddur Hjaltalin, zugleich das letzte, welches Thorarensen gedichtet, lautet:

„Niemand wird tabeln
Den, der auf Felsen
Liegt mit zer Schlagenen
Gliebern — lebend,
Den Leib zerhauen
Vor Lava-Megten,
Daß nicht melodisch
Nach Noten er jammert.

Bund're sich Niemand,
Daß da wachsen
Seltsame Blumen,
Wo den Boden von unten
Durchglüht des Schmerzes
Gluth und von oben
Der Feuerregen
Der Thränen befeuchtet!

Tabelt d'rum auch nicht
Oddur Hjaltalin,
Daß seine Worte
Oft wenig gefielen!
Es waren Froststrojen
Der Todeskälte,
Des Harnes Lachen
Und Hel-Blumen. *)

Gleich von der Jugend an
Hat sich das irdische
Glück ihm beständig
Abhold erwiesen.
Ihm folgte die Armuth
Auf allen Wegen,
Doch hatt' er die meisten
Sorgen zu Hause.

Von Herzen ein König,
Doch sonst nur ein Häusler,
Berarnte er selber
Aus Mitleid mit Armen;
Und're beglückend
Ging selbst er zu Grunde;
Er heilte die Kranken,
Der selber doch krank blieb.

Doch reich war sein Geist;
Und lagen von Krankheit
Und Sorgen oft Berge
Ihm auf der Brust,
So warf er die Last ab
Und schuf sich lustige
Trolle, Schildmädchen
Und Märchenwälder.

Diese seltsamen
Gesichte neckten
Dann wohl eine Weile
Seine Sorgen.
Andern zum Aerger
Schuf Oddur sich so
Eine Welt des Lachens,
Wo weinen er sollte.

Nun schweigt Oddur;
Es schauen die tobtten
Augen der Seele
Nach in die Ewigkeit;
Dort wird eine solche
Welt sie finden,
Daß sie nicht braucht
Eine bess're zu schaffen. —

Du, der da schlafend
Du schwimmst auf dem Strome
Des Lebens zur Mündung
In's Meer des Todes:
Lästere nicht
Den Lachs, der gegen
Den Strom ankämpft
Und Fülle erklettert!"

Daß des Dichters Phantasie auch zarte und anmuthige Bilder zu schaffen verstand, beweist u. A. ein Gedicht auf den Tod der Gemahlin des mehrermähnten Justitiarius Stephensen, einer tüchtigen und bescheidenen Hausfrau. Die erste Strophe dieser fein poetischen Schöpfung lautet:

„Stürzt im Sturm die hohe Eiche,
Wird's von Berg zu Berg erzählt;
Sinkt Blauweilchen hin, das bleiche,
Niemand Kunde wohl erhält.
Erst wer seinen Duft vermischt,
Merkt, daß es verschwunden ist.“

Aus den übrigen Gedichten ist vor Allem noch das großartig-prächtige und für Thorarensens glänzende Phantasie bezeichnende, „Der Winter“, hervorzuheben:

*) Hel, die Göttin der Unterwelt und diese selbst.

„Wer braust da die gold'ne
Brücke herab
Vom hohen Himmel
Auf schneeweißem Hengste,
Der wilb die bereifte
Mähne wirft
Und Funken schlägt
Mit den scharfen Eisen?

Es glänzt des Kämpen
Graufarbige Brünne,
Ein Eisschild hängt
An des Helden Schultern;
Kalt vom geschwungenen
Schwerte weht es,
Als Helmbusch flattert
Ein Büschel Nordlicht.

Vom Reich der Mitternacht
Kommt er geritten,
Vom Kraftborn der Welt,
Der Weichlichkeit Schrecken;
Nicht Frühling noch Wollust
Freut dort sich des Lebens
Im Heim des Magneten,
Auf Magnetbergen. —

Er kennt nicht das Alter,
Der älter als die Welt doch
Und gleichen Alters mit Gott selbst.
Er wird überleben
Die Welten alle
Und sie als Zeichen liegen seh'n. *)

Es wächst des Kräftigen
Kraft, der ihm naht,
In seiner Umarmung
Erstarrt die Erde,
Zu Demant sich wandelt
Ihr Blut, und die Wolle
Des grünen Mantels
Wird grau und verschwindet.

Doch läßt er der Scholle
Schwache, grüne
Kinder nicht fühlen
Die Kraft — der Gewaltige.
Er schläfert sie ein,
Damit sie verschont
Bleiben vom Gend
Des Alter-Todes.

Ganz dann kommt er,
Umklammert mit seinen
Eisenarmen
Die Erde und küßt sie.
Mutter sie wird,
Und die Maien Sonne
Wählt sie sodann
Zur Wehfrau sich aus.

Man sagt, vor dem Frühling
Fliehe der Winter;
Er flieht nicht, er hebt nur
Höher empor sich.
Unten ist Frühling,
Doch oben des Winters
Breite Brust
Hoch raget in's Blaue.

Niemals entfernt
Der Ruhnwolle so weit sich,
Daß er von beiden
Polen der Erde
Los sich löste
Ober verliese,
Was hier auf der Erde,
Dem Himmel zunächst ist.

Drum sieht man mitten
Im Sommer des Winters
Zier auf der Berge
Prächtigen Kuppen;
Drum will auch des Himmels
Reif auf den Häuptern
Der Greise nicht thauen
Beim Grünen des Frühlings.“ —

Endlich noch einige Proben poetischer Improvisation, wie sie unter den Isländern überhaupt schon von Alters her gern und bei allen möglichen Anlässen mit großer Kunstfertigkeit gepflegt wird. Thorarensen war auch hierin Meister. — Als er eines Tages in sehr gedrückter Stimmung

*) Eine Anspielung auf die Kosmogonie der „Edda“.

längs des Meeresstrandes dahinging und die Brandung an den Scheren betrachtete, ermannte er sich mit folgenden Versen:

„Ewig ächzt die Schere
Draußen in dem Fjorde,
Doch es bricht die Brandung
Ihre Brust auch immer.
Vor dem todtten Felsen
Fühle Scham der Mensch doch,
Der den Schicksalswogen
Weichend geht zu Grunde.“

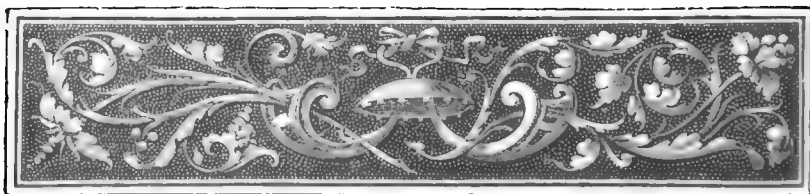
Beim Durchwaten eines Flusses, auf Island bei den wenigen Brücken ein alltägliches, aber keineswegs gefahrloses Vorkommniß auf Reisen, improvisirte er einmal im Hinblick auf den „Streit mit Menschen“ die Verse:

„Stark müß' ich ab im Strom mich,
Steh' bis an die Arme im Wasser,
Schwere Wogen wälzen
Wuchtig auf meine Brust sich.
Auf gut Glück nur war' ich,
Gleite oft aus im Rießsand.
Kräftig die Fluth bekämpfend,
Stomm' ich doch heil an's Land noch.“

Ein anderes Mal befand er sich in einem Boote ganz allein auf hoher See im Nordmeer. Da brachte er seine Stimmung durch folgende Verse zum Ausdruck:

„Weit draußen im Meer, in des Nordpols Nähe,
Siz' ich allein hier in meinem Boot.
Hoch geht die See, keine Sonne ich sehe,
Die Wogen drohen mit sicherem Tod.
Doch fest ist mein Rahn, hält wacker Stand,
Und führ' ich die Ruder mit starker Hand,
So läßt mich ja unter seinem Schirme
Wohl lebend landen der Vater der Stürme.“





Zu Ostern in Spanien.

Reiseschilderungen

von

Theodor Puschmann.

— Wien. —

Als ich die Reise nach Spanien unternahm, lag mir die Absicht, etwas darüber zu schreiben, gänzlich fern. Ich faßte diesen Plan erst, als ich in den langen, schlaflosen Nächten, welche ich auf den spanischen Eisenbahnen zubrachte, zu der Erkenntniß gelangte, daß meine Beobachtungen der Zustände dieses Landes mit den Vorstellungen, die ich mir nach den Reiseschilderungen darüber gebildet hatte, nicht übereinstimmten.

In den Stunden der Muße, welche mir meine Berufsthätigkeit läßt, schrieb ich meine dortigen Erlebnisse nieder, um die Erinnerung daran zu befestigen und mein Urtheil zu prüfen. Ich übergebe meine Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit, weil ich glaube, daß ich damit denen, welche Spanien kennen lernen wollen, einigen Nutzen schaffen und zur Berichtigung oder Vervollständigung der Ansichten, welche über dieses Land verbreitet sind, beitragen werde; denn obwohl es zu Europa gehört, ist es doch weniger bekannt, als viele Länder in fernen Erdtheilen. Jede Mittheilung darüber darf also einen bescheidenen Anspruch auf Beachtung erheben, zumal wenn sie von einem Manne kommt, der viel gereist, und mit der Kunst, zu beobachten, vertraut ist.

Man wird mir wahrscheinlich einen Vorwurf daraus machen, daß ich es wage, nach einem Aufenthalt von so kurzer Dauer, wie er mir in Spanien vergönnt war, Urtheile über die dortigen Verhältnisse zu fällen; aber ich verlange keineswegs, daß denselben die Eigenschaft der Unfehlbarkeit zugeschrieben wird. Der Charakter und die Stimmung des Reisenden, vorübergehende

Ereignisse, welche die Menschen und ihren Wohnort verändern, die Jahreszeit, Witterung, Irrthümer und manche Zufälligkeiten geben den Reisebildern eine eigenthümliche Färbung. Aber wie man von einem Berge erst dann eine richtige Anschauung erhält, wenn man ihn von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so wird man auch die vollständige Kenntniß eines Landes und ein gerechtes Urtheil über seine Zustände erst gewinnen, wenn man die einzelnen Berichte darüber vergleicht.

Zum Schluß erlaube ich mir, noch zu bemerken, daß ich nicht Reise-Schriftsteller von Beruf bin und daher die Nachsicht des Lesers erbitten darf, wenn seine Erwartungen durch die Lectüre meiner kleinen Schrift nicht befriedigt werden.

I. Von Wien nach Burgos.

Paris. — Dynamit-Attentate. — Trun. — Pyrenäen. — Burgos. — Kathedrale. — Andere Sehenswürdigkeiten. — Eine Schauspieler-Gesellschaft von Kindern. — Die Karthause und das Kloster Las Huelgas. — Spanische Kaffeehäuser. — Geldwesen in Spanien.

Schon seit Jahren bildete Spanien das Ziel meiner Wünsche. Mehrmals war ich im Begriff gewesen, dorthin zu reisen, aber durch Berufsschäfte und andere Hindernisse davon abgehalten worden. In den Osterferien des Jahres 1892 war es mir endlich vergönnt, diesen Plan auszuführen.

Am 24. März verließ ich mit meiner Frau unsere ehrwürdige Kaiserstadt, wo bereits der Frühling seinen Einzug gehalten hatte, und begab mich über München nach Paris. Dort bildeten die erfolgreichen Dynamit-Attentate, welche kurz vorher stattgefunden hatten, das Tagesgespräch. Das Bild eines zerstörten Hauses gab mir einen Begriff von der furchtbaren Wirkung der modernen Sprengstoffe.

Aber das Pariser Leben wurde durch diese entsetzlichen Ereignisse kaum berührt. Einheimische und Fremde besuchten ebenso zahlreich wie vorher die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte und haschten nach den Genüssen, an denen Paris reicher ist als jede andere Stadt. Ich habe nicht bemerkt, daß die Leute voll Entsetzen und Angst vor neuen Attentaten in Schaaren zu den Bahnhöfen eilten, um durch schnelle Abreise den drohenden Gefahren zu entgehen, wie in einigen deutschen Zeitungen geschrieben wurde. Mir wurde der Aufenthalt im Zusammensein mit lieben Freunden und in der Betrachtung der mir bekannten Straßen und Plätze nur zu kurz, und ich schied mit dem Bedauern, daß ich in der entzückenden Stadt nicht, wie ehemals, mehrere Monate verweilen durfte.

Mit dem sogenannten Süd-Express-Zuge, welcher nur an drei Tagen der Woche zwischen Paris und Madrid verkehrt, fuhren wir in der Nacht an Bordeaux vorüber, begrüßten dann das an einer Meeresbucht gelegene liebliche St. Jean de Luz, welches von der Morgen Sonne eines kalten Wintertages vergoldet wurde, und erreichten um $1\frac{1}{2}$ Uhr in der Frühe bei Trun

die spanische Grenze. Die Gepäcunterfuchung war rafch erledigt, und wir durften unsere Reife fortfezen.

An San Sebastian, dem beliebteften Seebade Spaniens, vorüber, welches in diefer Jahreszeit verödet und gelangweilt aussah, näherten wir uns den Pyrenäen, deren Umriffe schon seit Hendaya fichtbar waren. Die Bahn führt über zahlreiche Brücken und durch viele Tunnels, welche dem Auge oft nur einen flüchtigen Blick in die mit Kastanien- und Nußbäumen und alten Eichen bewachsenen Gebirgsthäler gestatten, die jetzt eine leichte Schneedecke trugen. Immer beträchtlicher wurden die Schneemaffen, und bei Alasua waren wir mitten im tiefsten Winter. Ein fchneidend kalter Wind pfiß uns um die Ohren, und wir dachten an Wien zurück, wo wir noch wenige Tage vorher eine fommerliche Hitze gehabt hatten. Die fchroff aufsteigenden Felsenmassen, zwischen denen sich die Bahn hindurchzwängt, und die Bergezhöhen und Hochebenen, in denen freundliche Ortschaften lagern, geben der Landschaft manche Abwechfelung. Allmählich geht es wieder thalabwärts, und hinter der berühmten Schlucht bei Pancorbo, welche aus hohen, ganz nahe an einander gerückten Felsenwänden gebildet wird, gelangt man in die Ebene. Bald nach zwei Uhr Nachmittags trafen wir in Burgoß ein, wo wir unsern ersten Aufenthalt in Spanien nahmen.

Ein alterthümlicher und altersfchwacher Hötels-Omnibus von der Art, wie sie in unsern kleinen Landstädten vor Jahrzehnten im Gebrauche waren, führte uns in die Hauptstadt von Alt-Castilien, die jetzt einige dreißigtaufend Einwohner zählt. Da wir unsere Reife hier eigentlich nur zu dem Zweck unterbrachen, um die Kathedrale zu sehen, so nahmen wir uns kaum die Zeit, uns vom Staube der Reife zu befreien, und wanderten sofort dorthin. Die Kathedrale ist leicht zu finden; denn sie beherrscht mit ihren Thürmen und Thürmchen die Stadt und ragt über die niedrigen Gebäude ihrer Umgebung hervor. Leider sind die letzteren so dicht an sie gedrängt, daß sie, wenn man sich der Kathedrale nähert, den Eindruck, welchen man von ihr erwartet, bedeutend beeinträchtigen und einen Totalüberblick unmöglich machen.

Die Kathedrale von Burgoß ist das berühmteste gothische Baufenkmal, welches Spanien besitzt. Ihre Gründung reicht bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück; doch stammen die mit Skulpturen, Spigbogenfenstern und Balustraden reich gefchmückte Fassade, sowie die beiden durchbrochenen Thürme mit ihren schlanken Steinspizen aus dem 15. Jahrhundert und sind ein Werk des deutschen Baumeisters Johann aus Cöln a. Rh.

Das Innere der Kirche besteht aus drei Längsschiffen, welche durch ein Querschiff unterbrochen werden, über dem sich die Kuppel in einer Höhe von sechzig Metern erhebt; das Ganze hat also die Form des Kreuzes. Im mittleren Hauptschiff befindet sich der Chor, in welchem der Bischof und das Domkapitel ihre Sige haben, und der Gottesdienst stattfindet. Die Kapellen der Nebenschiffe sind durch werthvolle Werke der Skulptur und Malerei geziert. Hier sieht man eine Madonna mit dem Jesuskinde von Sebastian

del Piombo, welche früher ſogar dem Michelangelo zugeſchrieben wurde, eine Kreuzabnahme von Ribera, einen aus Holz geſchnittenen Chriſtus, der wundervoll gearbeitet iſt, ſowie Statuen und Grabdenkmäler mehrerer Erzbüſchöfe. Das Grab des Gründers der Kirche, des Grafen von Caſtilien, und ſeiner Gemahlin zeigt die beiden Figuren derſelben in Lebensgröße, in Marmor ausgeführt, neben einander auf der Bahre ruhend; es ſteht in der Capilla del Condeſtable, die an Reichthum der Skulpturen und Ausſchmückung alle übrigen Theile der Kirche übertrifft, aber erſt dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört. Die Sakristei enthält eine Sammlung von Bildniſſen der Erzbüſchöfe und Biſchöfe von Burgoſ. Einen ſeltſamen Gegenſtand erblickt man in der Sala Capitular, nämlich einen alten Koſſer, der vom Eid herrühren ſoll; er füllte denſelben, wie erzählt wird, anſtatt mit Edelſteinen und Schmuckgegenſtänden mit altem Eiſen und Sand an und gab ihn den jüdiſchen Kaufleuten zum Pfande, von denen er ſich Geld ausgeleihen hatte.

Außer der Kathedrale beſitzt Burgoſ noch einige kleinere Kirchen mit intereſſanten Gemälden, wie z. B. San Eſteban und San Gil. Den beſten Ueberblick über die Stadt und Gegend erhält man, wenn man den Weg zu den Ruinen des alten Schloſſes und dem Bogen der Fernan Gonzalez einſchlägt, der im dorischen Styl gehalten iſt und unter Philipp II. errichtet wurde. Nicht weit davon ſtand einſt das Haus des Eid, des ſpaniſchen Nationalhelden. Seine Gebeine werden jetzt angeblich in einer Kapelle des Stadt Hauſes aufbewahrt; doch fehlte mir leider die Zeit zu ihrer Beſichtigung.

Müdigkeit und Kälte bewogen uns, auf den Beſuch anderer Sehenswürdigkeiten vorläufig zu verzichten und unſern Gaſthof aufzuſuchen. Ich wollte noch eine Stunde vor der Mahlzeit, welche überall in Spanien zwiſchen 6 und 7 Uhr ſtattfindet, der Ruhe pflegen, wurde aber in dieſer Hoffnung grauſam getäuſcht. Aus dem unmittelbar unter unſerem Zimmer gelegenen Speiſeſaale drang ein wüſter Lärm von zuſammengklingenden Gläſern und lauten Menſchenſtimmen herauf, und über uns und auf den Treppen und Corridoren tobte eine ausgelassene Kinderſchaar. Das mit den Ereigniſſen vertraute Stubenmädchen erzählte mir, daß im Speiſeſaale ein Bankett geſeiert werde, welches von der liberalen Partei ihrem Deputirten gegeben wurde und natürlich den Genuß von feurigen Weinen und heißblütigen Reden nothwendig machte.

„Aber die vielen Kinder, die ſich hier im Hauſe herumtummeln, haben doch mit dieſer politiſchen Feſtlichkeit nichts zu thun?“ frug ich ſie weiter. „Oder dient dieſer Gaſthof mit ſeinen hohen Zimmern und weiten Gängen vielleicht zugleich als Kinderſpielplatz für die Jugend von Burgoſ?“

Darauf erfuhr ich, daß an demſelben Tage eine aus 65 Kindern beſtehende Schauſpieler-Geſellſchaft eingetroffen und in unſerem Gaſthofe abgeſtiegen ſei. Als wir nach 7 Uhr den von dichten Rauchwolken und manchen anderen Erinnerungen an das vorhergegangene Bankett erfüllten Speiſeſaal

betraten, genossen wir das Vergnügen, die kleinen Künstler zu sehen und mit ihnen an der Tafel zu sitzen. Die meisten von ihnen hatten kluge Augen und bleiche, schon etwas verlebte Gesichter; mehrere Erwachsene, die sich bei der Gesellschaft befanden, machten weder durch ihr Aeußeres noch durch ihr Benehmen einen günstigen Eindruck. Wir besuchten nachher das Stadttheater, in dem die kleinen Leute ihre Vorstellungen gaben, verließen es aber bald wieder, weil uns ihre frühreife Ausgelassenheit, besonders die Koketterie der achtjährigen Mädchen, widerlich war.

Kinder können und sollen nicht schauspielern; ihnen geht naturgemäß der hochentwickelte Verstand, das geübte Gedächtniß und die Lebenserfahrung ab, welche der dramatische Künstler besitzen muß. Sie sind gar nicht im Stande, die Worte ihrer Rolle, die Situationen, in denen sie auftreten, und die Charaktere, die sie darstellen sollen, zu verstehen; und wenn es ausnahmsweise doch der Fall ist, so ist es sehr traurig. Im Interesse der beklagenswerthen Geschöpfe, denen man den Liebreiz der Unschuld frühzeitig von den Lippen und aus den Augen nimmt, wäre es wünschenswerth, daß die Unsitte der Kinder-Vorstellungen verboten würde.

Die Nacht im Hôtel de Paris war ruhiger, als wir nach den Erfahrungen des Tages erwartet hatten. Nur wurden wir schon um 4 Uhr des Morgens durch die Trompeten-Signale in der gegenüberliegenden Cavallerie-Kaserne daran erinnert, daß für die ärarischen Pferde bereits die Zeit der ersten Fütterung gekommen war.

Den folgenden Tag benutzten wir zu Ausflügen nach der Cartuja de Miraflores, einem Karthäuser-Kloster, das im 12. Jahrhundert gegründet wurde und wegen seiner mit Skulpturen geschmückten Sarkophage berühmt ist, und nach Las Huelgas, einem Frauentloster, das an der Stelle eines königlichen Lustschlosses errichtet wurde und neben anderen Werken der bildenden Kunst die Grabsteine mehrerer Mitglieder des königlichen Hauses aus der älteren Zeit enthält. Die Nonnen, welche hier wohnen, gehören den ältesten Adelsfamilien des Landes an.

Am Nachmittag besuchten wir nochmals die Kathedrale, machten einen Spaziergang auf der Espolon-Promenade, die am Flusse Arlanzon entlang verläuft, besichtigten das mit Statuen geschmückte Marien-Thor, welches der großen Brücke einen imposanten Abschluß giebt und zugleich der Kathedrale als äußerste Pforte dient, und betrachteten das Volksleben auf den Straßen und im Kaffeehause. Die vielgelobte Chokolade der Spanier hat uns wenig gemundet; sie ist sehr dick und süß und zu sehr mit Zimmt versetzt. Dagegen ist der Kaffee überall in Spanien schmackhaft und jedenfalls weit besser als in Italien. Ausländische Zeitungen findet man in den spanischen Kaffeehäusern nur selten und zwar höchstens Pariser. Ein Wiener Journal ist mir in Spanien nur ein einziges Mal und zwar in Barcelona zu Gesicht gekommen; selbst die großen Hôtels in Madrid halten es trotz der innigen Beziehungen zwischen der spanischen Dynastie und dem österreichischen Kaiser-

hauſe für überflüſſig, Geld für eine Wiener Zeitung auszugeben. Die Spanier vertreiben ſich übrigens die Zeit im Kaffeehauſe nicht ſo ſehr mit dem Leſen von Zeitungen, als mit dem Dominoſpiele.

Außerdem ſieht man faſt in jedem ſpaniſchen Kaffeehauſe ein Clavier, auf welchem bezahlte Muſiker durch mehrere Stunden des Tages den Gäſten eine ſehr geräuſchvolle Unterhaltung bereiten. Herumziehende Geigenſpieler, welche weniger die Kunſt als den Bettel pflegen, wechſeln damit bisweilen ab.

Die Kaffeehäuser ſind, wie es ſcheint, den ganzen Tag gefüllt. Hier werden Geſchäfte abgemacht, Neuigkeiten beſprochen und Freundschaften geſchloſſen und wieder gelöſt. Die Kaffeewirthe ſind meiſtens gewandte, rührige und intelligente Leute, welche gern zu Dienſten und Vermittelungen bereit ſind, wenn ſie einen kleinen Nutzen davon haben.

Der Beſitzer des Kaffeehauſes in Burgoz, welches wir beſuchten, gab mir ausführliche Erklärungen des ſpaniſchen Geldweſens, denen ich es verdankte, daß ich ſpäter vor manchem Schaden bewahrt blieb. Ich hatte nämlich in Paris ſpaniſche Goldſtücke zu 25 Franken eingewechſelt, welche bei dem hohen Preiſe des Goldes ein bedeutendes Agio genossen, ſo daß man für das Stück 28—29 Peſetas erhielt. Die Peſeta, eine Silbermünze im ſittiven Werthe eines Frankens der lateiniſchen Münzwährung, ſtellte daher in Wirklichkeit einen geringeren Werth dar. Gleichwohl wollte der Gaſtwirth, auf unſere Unkenntniß der betreffenden Verhältniſſe vertrauend, unſer franzöſiſches Geld nicht als vollwerthig annehmen und weigerte ſich auch, für das ſpaniſche Gold ein Agio zu bezahlen. Dagegen zögerte man im Kaffeehauſe keinen Augenblick, mir dafür den Betrag, welchen ich verlangte, auszuhändigen.

Da in Spanien ſehr viel falſches Geld im Verkehr iſt, empfiehlt es ſich, größere Summen nur in einem als rechtſchaffen bekannten Bankhauſe, z. B. bei Weiſweiler und Bauer in Madrid, einzutauſchen. Für Beträge von 25 Peſetas und darüber gilt Papiergeld; für geringere Beträge ſind Münzen von Silber und Kupfer vorhanden. Gefälfchte Nachbildungen der Silbermünzen ſind ſo häufig, daß man genöthigt iſt, jedes Stück erſt durch den Klang zu prüfen, ob es echt iſt. Manche Kellner und Droſchkenfutſcher verſtehen den Kniff, die Münzen, welche ſie empfangen, mit der Schnelligkeit eines Taſchenſpielers in falſche umzutauſchen, die ſie dann mit entrüſteter Miene dem Gaſte zurückgeben, der ihnen nochmals ſein gutes Geld opfern muß. Ich konnte mich in Madrid durch die eigene Erfahrung davon überzeugen.

Es ſoll dort unternehmende Speculanten geben, welche mit Falſchmünzern in Verbindung ſtehen und den Vertrieb des falſchen Geldes geſchäftsmäßig betreiben, wie mir erzählt wurde. Die Polizei zeigt eine gewiſſe Toleranz in dieſer Hinſicht, welche anderwärts Verwunderung erregen würde.

Die Gewohnheit, jedes Geldſtück beim Empfange aufzuwerfen und klingen zu laſſen, iſt daher allgemein bekannt und wird ſogar unter guten Freunden geübt. Bezeichnend iſt die Anekdote, daß bei einer dramatiſchen Aufführung,

in welcher der Verrath Christi dargestellt wurde, Judas sich erst in dieser Weise von der Echtheit der 30 Silberlinge überzeugte, bevor er den Herrn seinen Feinden auslieferte.

II. Madrid und Ausflüge nach dem Escorial und Toledo.

Madrid. — Gasthof. — Straßen und Häuser. — Volksleben. — Gemälde-Gallerie. — Museum. — Die übrigen Sehenswürdigkeiten. — Nachtparade. — Der König. — Universität. — Medicinische Facultät. — Hospital. — Promenaden. — Der Escorial. — Kirche. — Gruft der königlichen Familie. — Bibliothek. — Schloß. — Toledo. — Lage. — Alhazar. — Kathedrale. — San Juan de los Reyes. — Erinnerungen an die jüdische Periode. — Merkwürdige Bauwerke. — Archaeologische Funde. — Waffenfabrik.

Abends verließen wir Burgoß und setzten unsere Reise nach Madrid fort, wo wir am andern Morgen um 7 Uhr eintrafen. Wir stiegen im Hôtel de la Paix ab, welches als das vornehmste gilt und jedenfalls durch seine Lage an der Puerta del Sol für den Fremden sehr bequem ist. Freilich wird diesen Vorzügen auch in den Preisen Rechnung getragen; so mußten wir für unser im ersten Stock gelegenes Zimmer mit Schlaf-Möbeln für den Tag 60 Franken zahlen. Darin ist allerdings die gesammte Verpflegung mit alleiniger Ausnahme des Morgencaffees eingeschlossen, da es in Spanien nicht üblich ist, die Mahlzeiten außerhalb des Gasthofes zu nehmen. Es wäre dies auch schwierig; denn es mangelt z. B. in Madrid an Speisehäusern, und die vorhandenen können dem Fremden nicht empfohlen worden.

Die Puerta del Sol, die Sonnenpforte, ist ein freier Platz von der Größe des Wiener Grabens und bildet den Mittelpunkt der Stadt, von dem alle Tramway-Linien ausgehen. Hier herrscht von 10 Uhr des Morgens bis lange nach Mitternacht ein beständiges Gewühl von Menschen, die kaum den Platz finden, um aneinander vorüber zu kommen.

Madrid liegt auf einer sandigen, von Hügeln durchsetzten, unwirthlichen Hochebene, ungefähr 2000 Fuß über dem Meerespiegel. Die Straßen der alten Stadttheile sind eng, die der neuen breit und langweilig, die Häuser schmal und hoch, oft aus 4—5 Stockwerken bestehend, zu denen gerade ansteigende Treppen führen, die häufig so eng sind, daß es unmöglich ist, die Möbelstücke darüber hinauf zu bringen. Man hat deshalb an den Dachsparren vieler Häuser Krähne angebracht, an denen die Schränke und Claviere hinaufgezogen werden. Die Bauart der Häuser und das Volksleben auf den Straßen unterscheidet sich im Allgemeinen wenig von demjenigen einer norditalienischen Stadt. Nur sind die Leute in Madrid nicht so heiter und höflich wie die Italiener. Wer sich Spanien als ein Land vorstellt, wo Alles singt und tanzt wie in Neapel, der irrt sich gewaltig. Die Estudiantina Figaro scheint eine nur außerhalb Spaniens bekannte Institution zu sein. Ich habe in Spanien nur selten ein Viedchen trällern oder pfeifen gehört und die spanischen Nationaltänze nirgends als im Theater gesehen.

Madrid beſitzt eigentlich nur eine einzige Sehenswürdigkeit; aber dieſe bietet ſo reichen Genuß, daß ſie allein ein ausreichender Lohn für alle Mühseligkeiten einer weiten Reiſe iſt. Ich meine die Gemäldegallerie, welche an Reichthum des Inhalts und Bedeutung der einzelnen Werke alle Muſeen der Welt übertrifft. Unter den Gemälden, deren Zahl 2000 überſteigt, befinden ſich 46 von Murillo, 64 von Velasquez, 58 von Ribera und 14 von Zurbaran, ferner 10 von Rafael, 45 von Tizian, 25 von Paul Veroneſe, 54 von Tintoretto, 66 von Luca Giordano, 66 von Rubens, 22 von Dyck, 54 Breughels, 55 Teniers, 16 von Guido Reni, 20 von Pouſſin, 10 von Claude Lorrain; auch Andrea del Sarto, Bronzino, Correggio, Holbein und andere Meiſter der italieniſchen und vlämischen Schule ſind durch einige gute Bilder vertreten, die mit den Werken der großen ſpaniſchen Maler, welche man hier erſt vollſtändig kennen lernt, eine Flucht von Sälen ausfüllen.

Es iſt nicht möglich, dieſe Fülle von Kunſtſchätzen an einem Tage zu beſichtigen. Selbſt wenn man die Gallerie mehrere Male beſucht und viele Stunden zu ihrer Betrachtung verwendet, gewinnt man doch nur einen oberflächlichen Eindruck und bewahrt eine ſchwache Erinnerung an die hervorragendſten Meiſterwerke. Wie vermöchte ich es daher, eine Schilderung deſſelben zu liefern? — Dazu würde ein längeres Studium, als ich darauf verwenden konnte, und mehr Kunſtverſtändniß gehören, als ich beſitze. Ich muß dieſes berufeneren Schriftſtellern überlaſſen, welche ſich durch jahrelange kunſthiſtoriſche Forſchungen zur Löſung dieſer Aufgabe vorbereitet haben.

Die Madrider Gemälde-Sammlung befindet ſich im königlichen Muſeum, einem Gebäude, das kaum hundert Jahre alt und an einer wohlgepflegten, mit Baumreihen bepflanzten Promenade gelegen iſt, welche gleich den Pariſer Boulevards einen großen Theil der Stadt umgibt. Außerdem enthält dasſelbe noch eine Anzahl von Skulpturen und Alterthümern, z. B. römiſche Moſaiken, etruſkiſche Vaſen u. a. m.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Madrids treten hinter der Gemäldegallerie zurück; doch wird man bei längerem Aufenthalt wohl auch ihnen einige Stunden widmen. So findet man in der Academia di S. Fernando eine Sammlung von werthvollen Bildern, vorzugsweiſe ſpaniſcher Meiſter. Die den Schloßhof begrenzende Armeria enthält eine Waffen-Sammlung, die in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr intereſſant iſt; es ſind darunter Schwerter von mehreren mauriſchen Fürſten und chriſtlichen Königen und Helben Spaniens. Auch im Artillerie-Muſeum giebt es einige merkwürdige Bewaffnungsſtücke der früheren Zeiten.

Ein eigenthümliches Schauſpiel iſt die Truppen-Parade, welche alltäglich beim Aufziehen der Wachen im großen Hofe des königlichen Schloſſes ſtattfindet. Die vortrefflich gekleideten, gut gehaltenen Soldaten bewegten ſich dabei nach einer ernſten feierlichen Muſik im langſamſten Schritte vorwärts, wie wenn ſie Menuett tanzten. Der kleine König und ſeine jugendlich ſchöne Mutter, umgeben von einer Anzahl höherer Offiziere, betrachteten den Vorbeimarch der

Truppen von den Fenstern des königlichen Schlosses aus. Alfons XIII., den ich später noch in der Nähe sah, ist ein schöner Knabe mit hellblonden Locken, klugen Augen, stark hervortretender Stirn und freundlichem Gesichtsausdruck. Möge ihm das Geschick einen kräftigen, gesunden Körper und einen starken Geist geben, damit er die großen Aufgaben, zu denen er ausgewählt ist, voll und ganz erfüllen kann! —

Als Universitäts-Professor fühlte ich mich natürlich veranlaßt, auch der Madrider Hochschule, sowie der Akademie der Wissenschaften und der medicinischen Facultät Besuche abzustatten. Die Festsäle in diesen Anstalten sind sehr elegant ausgestattet und mit Gemälden berühmter Maler geschmückt. Weniger befriedigt haben mich die eigentlichen Studien-Einrichtungen. Die der medicinischen Facultät gehörigen anatomischen Sammlungen enthielten außer einer allerdings sehr werthvollen Zusammenstellung von menschlichen Schädeln hauptsächlich Wachspräparate von Gegenständen der normalen, pathologischen und vergleichenden Anatomie, wie sie vor einem Jahrhundert auch bei uns als Lehrmittel verwendet wurden. Heute pflegt man bei uns die Wachspräparate nur zum anatomischen Unterricht der Künstler, nicht aber zu demjenigen der Mediciner zu verwenden. Unsere künftigen Aerzte müssen die Anatomie an frischen Leichen oder an Spirituspräparaten erlernen, weil die Betrachtung der Organe in ihrem natürlichen Zustande allein im Stande ist, eine gründliche Kenntniß derselben zu verschaffen. Ich habe in Madrid kein einziges Spirituspräparat gesehen, sodaß ich zu der Vermuthung gedrängt wurde, daß in Spanien diese alte Conservirungs-Methode gar nicht im Gebrauch sei; doch wurde ich eines Besseren belehrt, als ich später die medicinischen Schulen zu Granada, Valencia und Barcelona besuchte, deren anatomische Sammlungen eine Menge von Spirituspräparaten aufwiesen. Das Fehlen derselben scheint also nur eine Eigenthümlichkeit der medicinischen Schule zu Madrid zu sein.

Das große Hospital, in welchem dort die Kliniken untergebracht sind, war in seinem Innern freundlicher und reinlicher, als ich nach den schmutzigen, mit Eisenstäben vergitterten Fenstern, die dem Ganzen mehr das Aussehen eines Gefängnisses, als eines Krankenhauses gaben, erwartet hatte. Von den Professoren der Medicin habe ich zwar einige gesehen, aber nicht kennen gelernt; denn als ich mich ihnen im Defanats-Zimmer als Wiener College vorstellte, wurde ich sofort dem Bedell übergeben, der mich in der Anstalt herumführte und mir vielleicht nur einen Theil der wissenschaftlichen Sammlungen gezeigt hat. Jedenfalls hätte ich klüger gehandelt, wenn ich mich dort durch den Dr. von Kiebel, unsern Wiener Landsmann, der als königlicher Leibarzt eine hervorragende Stellung einnimmt, hätte einführen lassen, wie er es mir anzubieten die Güte hatte.

Die Kirchen Madrids zeigen im Innern meistens einen durch geschmacklose Zuthaten verschlechterten Zopfstyl; ebensowenig verdienen die öffentlichen Gebäude und Monumente eine besondere Erwähnung. Dagegen möchte ich noch den schattigen Promenaden und schönen Parkanlagen, welche die nähere

Umgebung Madrids bilden, ein Wort rühmender Anerkennung widmen. Von dem fröhlichen Volksleben und den liebenden Paaren, die des Abends an den Ufern des Manzanares luſtwandeln, habe ich freilich nichts bemerkt; doch wird ſich dies wahrſcheinlich erſt im Sommer entwickeln, wenn mildere Lüfte die Sinne umgaukeln, als es während unſerer Anweſenheit der Fall war.

Als wir am 6. April den Ausſflug nach dem Eſcorial unternahmen, da ging ein kalter Regen hernieder, der jeden Augenblick Miene machte, ſich in Schneeflocken umzuwandeln. Der Weg führt an den Waldungen des königlichen Jagdſchloſſes Pardo vorbei, ſtark anſteigend über eine ſteinigte Hochebene hinweg, die allmählich den troſtloſen Charakter des Karſtes annimmt. Nach einer Eiſenbahnfahrt von 1½ Stunden tauchten die düſteren grauen Gebäude des Eſcorials auf, und bald darauf hatten wir die Bahnſtation erreicht. Sie liegt ungefähr 15 Minuten von dem kleinen Orte entfernt, der in der Nähe des Schloſſes entſtanden iſt. Das letztere verdankt dem Könige Philipp II. ſeine Entſtehung, der, von Menſchenscheu erfüllt, in dieſer Einſamkeit einen großen Theil des Jahres zubachte, wo er ſich ungeſtört der Buße und dem Gebete hingeben konnte. Der Bau wurde erſt unter ſeinen Nachfolgern beendet; er ſoll 21 Jahre gebauert und 6 Millionen Dukaten gekoſtet haben.

Der Eſcorial, der ſeinen Namen von einem Erzbergwerk hat, welches einſt in dieſer Gegend betrieben wurde, beſteht aus einer Menge von Gebäuden, welche ein Quadrat bilden, deſſen Inneres durch weite Höfe, die Kirche und einzelne Quertrakte ausgefüllt wird. Zum Bau wurde der Granitſtein des dahinter liegenden Felsengebirges verwendet. Von außen gleicht er nicht einem königlichen Schloſſe, ſondern einer umfangreichen Strafanſtalt. Das Gebäude iſt jetzt nur zum Theil bewohnt, nämlich von den Mönchen, welche die Bibliothek bewachen und eine Erziehungsanſtalt für Knaben leiten, die dort eingerichtet worden iſt, und den Bedienſteten der königlichen Verwaltung.

Wir betraten zunächſt die Kirche, welche durch maſſige Quadrat-Pfeiler in drei Schiffe getheilt wird, die ein griechiſches Kreuz bilden. Die aus koſtbarem Marmor von verſchiedenartiger Färbung beſtehenden Wandbekleidungen und der mit vergoldeten Bronze-Statuen Karls V. und Philipps II. und ihrer Familie geſchmückte Hochaltar verleihen dem Innern einen Schimmer von Leben. Die Betſtühle des Chors ſind mit kunſtvollen Holzſchnitzereien verziert, und in der Sakriſtei ſieht man Reliquien und verſchiedene Koſtbarkeiten. In einer Kapelle befindet ſich ein verſchiebbares Altarbild von Claudio Coſſo, welches eine Miniatur-Kapelle von ſeltener Schönheit verdeckt. Ein am Ende des mittleren Schiffes in der Höhe angebrachter Chriſtus aus weißem Marmor von der Meiſterhand des Benvenuto Cellini, iſt ſo geſtellt, daß er vom Volke, welches im Hofe vor der Kirche dem Gottesdienſt beizuwohnt, geſehen werden kann.

Aus der Kirche ſteigt man auf einer breiten Treppe von rothbraunen Marmorſtufen, die durch gedämpftes Oberlicht ſchwach beleuchtet wird, in die

unter der Capilla mayor gelegene Grust der königlichen Familie hinab, welche das Pantheon genannt wird. Hier ruhen die sterblichen Ueberreste der Könige Spaniens von Carl V. bis Alfons XII. in prunkvollen Särgen, die nach antikem Vorbilde in die Mauernischen eingestellt sind. Sie bilden mehrere über einander stehende Reihen und sind chronologisch geordnet. Zwischen der Königin Christina und ihrem Enkel, dem zuletzt verstorbenen Könige Alfons XII., steht ein Sarg ohne Inschrift; er ist für die Mutter des Letzteren, die entthronte Königin Isabella bestimmt. Das achteckige Grustgewölbe, in welchem die regierenden Herrscher bestattet werden, ist durch Gänge mit den Gemächern verbunden, die als Gräber für ihre Angehörigen dienen. An einem der dort befindlichen Särge las ich den Namen „Don Carlos“ und gedachte des unglücklichen Infanten, dem unser Schiller den schönsten Denkstein gesetzt hat. Seitwärts von den übrigen Sarkophagen steht derjenige des heldenhafte Don Juan d'Austria, des Sohnes Carls V.

Der Glanz der aus farbigem Marmor und Porphyr bestehenden Wände, die kostbaren Vergoldungen der Bronze-Verzierungen und die feierliche Ruhe, welche durch die eigenthümliche Beleuchtung vermehrt wird, bringen es dem Besucher zum Bewußtsein, daß hier die Mächtigen der Erde ruhen, welche die Pracht und Herrlichkeit, die sie im Leben umfing, auch im Tode nicht entbehren können.

Zum Eintritt in das königliche Mausoleum bedarf man der schriftlichen Erlaubniß des Oberhofmarschall-Amtes, die uns durch das liebenswürdige Wohlwollen unserer Gesandtschaft erwirkt wurde. Alle übrigen Theile des Escoriais dürfen auch ohne Eintrittsbillet besichtigt werden.

Die Bibliothek ist wegen ihres Reichthums an Handschriften berühmt; aber der Fremde bekommt davon nur den großen schönen Saal zu sehen, in welchem die bibliographischen Seltenheiten und gedruckten Prachtwerke aufgestellt sind. Die Arbeitszimmer sind klein und unbequem und bieten keinen Schutz gegen die Kälte. Als ich dort war, fand ich keine fremden Gelehrten, sondern nur einige Mönche, die mit der Durchsicht der Bücherzettel beschäftigt waren.

Wir wanderten dann durch die mit Fresken und Gemälden, mit Gobelins und werthvollen Teppichen reichgeschmückten Zimmer, in denen sich die königliche Familie aufhält, wenn sie hierher kommt. Von dort begaben wir uns in die Räume, welche einst Philipp II. bewohnte. Sie bestehen aus einem mäßig großen, durch ein Fenster schwach beleuchteten Empfangszimmer und zwei daran anstoßenden Kammern. Die Wände sind kahl und ohne jeden Zierrath, und das Ganze macht durch seine bescheidene Einfachheit einen rührenden Eindruck. Ein kleiner, rückwärts gelegener Alkoven, der sein Licht durch ein in die Kirche sich öffnendes Fenster erhält, diente als Betzimmer; hier wurde dem Könige auf seinen Wunsch während seiner letzten Krankheit das Lager gerichtet, und hier ist er auch gestorben. Die Geschichte hat ihn hart, vielleicht sogar zu hart beurtheilt, indem sie nur die Folgen seiner Thaten, nicht aber die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, in Betracht zog.

Er war ein Kind seiner Zeit, welche in der Reinerhaltung des religiösen Glaubens die höchste und einzige Aufgabe der Menschen sah, zu deren Lösung man jedes Mittel für geboten hielt.

Neben dem Escorial liegt der aus seltenen Steinarten und Hölzern erbaute Pavillon des Königs Carl IV. mit einigen sehenswerthen Bildern, Skulpturen und Mosaiken. Auf den Besuch der Gärten, die wir von den Fenstern des Schlosses aus betrachtet hatten, mußten wir des anhaltenden Regens wegen verzichten, ebenso wie auf den Spaziergang zur Silla del Rey, einer in den Felsen gehauenen Bank, von welcher Philipp II. die Arbeiten des Escorials überwacht haben soll.

Nachdem wir in der sehr empfehlenswerthen Fonda Miranda uns leiblich gestärkt hatten, kehrten wir mit dem nach fünf Uhr abgehenden Eisenbahnzuge wieder nach Madrid zurück.

Wie der Besuch des Escorials, so wird auch der Ausflug nach Toledo von Madrid aus am besten an einem Tage hin- und zurückgemacht. Die Entfernung beträgt nur 73 Kilometer; aber die spanische Eisenbahn gebraucht drei Stunden, um sie zurückzulegen. Für die Besichtigung von Toledo bleiben dann nicht viel mehr als vier oder fünf Stunden übrig, welche gewissenhaft ausgenützt werden müssen.

Toledo wird hufeisenförmig vom Tajo umspült, dessen gelblich schmutzige Fluthen hier mit großer Raschheit dahinströmen. Zwei mächtige steinerne Brücken verbinden die Ufer, welche von schroff abfallenden, vielfach ausgewaschenen Steinmassen gebildet werden. Die Stadt liegt auf einem vorgeschobenen Granitfelsen, fast 2000 Fuß über dem Meere.

Den höchsten Gipfel desselben nimmt der Alcazar ein, das alte Königschloß, welches den Fürsten der Gothen, der Araber und der christlichen Spanier des Mittelalters als Residenz diente. Seine Fundamente reichen wahrscheinlich bis in die Zeit der Römer zurück, welche vor den Mauern Toledos i. J. 193 v. Chr. einen großen Sieg errangen, wie Livius erzählt. In seiner jetzigen Form entstand das Schloß unter Carl V.; doch wurde es dem allmählichen Verfall überlassen, nachdem unter Carls Nachfolger Madrid zur Hauptstadt des Landes erhoben worden war. Im 18. Jahrhundert wurde es als Armenhaus verwendet; später verlegte man eine Cabettenschule in das Gebäude. Vor einigen Jahren brannte es im Innern vollständig aus; nur die Umfassungsmauern blieben erhalten. In neuester Zeit läßt die Regierung den Alcazar restauriren. Die Arbeiten schreiten zwar langsam vorwärts, aber sie werden mit großer Sachkenntniß und Sorgfalt ausgeführt.

Von dem vor dem Schlosse gelegenen freien Platze, der eine großartige Rundsicht über das Thal des Tajo und die ganze Gegend gewährt, betritt man durch ein mächtiges Portal den weiten Hof des Gebäudes, der an den vier Seiten durch eine doppelte Reihe von Säulen, welche 32 Bogengänge bilden, abgegrenzt wird. Eine breite marmorne Treppe führt zu den

Gemächern des oberen Stockwerkes, deren Wände einst mit Arabesken und allerlei Verzierungen geschmückt waren. Im Souterrain befinden sich Stallungen für hunderte von Pferden. Das Schloß erinnert an die venetianischen Paläste, läßt aber den maurischen Einfluß deutlich erkennen.

Auch die Kathedrale, ein Werk echt gothischer Baukunst, ist nicht frei von romanischen und maurischen Zuthaten. Der Bau dieser Kirche wurde 1227 begonnen und 1492 vollendet. Sie hat schöne Facaden mit prächtigen hohen Portalen, die mit Statuen geschmückt sind. Das Innere wird durch 88 Bündel-Pfeiler in fünf Schiffe geschieden und erhält durch buntfarbige Fenster ein angenehm gedämpftes Licht. Im mittleren Schiffe befindet sich, wie in allen Kirchen Spaniens, der Chor mit den für die Geistlichkeit bestimmten Betstühlen, deren wundervolle Schnitzereien eine hohe Vollendung der Kunst bekunden. Ueber ihnen verläuft ein Gesims mit dunklen mattglänzenden Marmorsäulen und zarten Marmorfiguren. Sehr sehenswerth ist auch der Altar in der Capilla mayor, welcher, in mehreren Stagen sich aufbauend, eine Fülle von Statuetten und Ornamenten trägt. An den Seiten sind die Grabdenkmäler eines spanischen Königs und seiner Familie, hinter dem Altare ein seltsames Gewirr von barocken Schnörkeleien und überladenen Bronze- und Goldzerrathen in verschiedenen Formen, deren geheimnißvoller Reiz durch die einfallenden Sonnenstrahlen noch erhöht wird. Die übrigen Kapellen, welche das Innere der Kathedrale wie ein Kranz umsäumen, sind ebenfalls mit Altarbildern, Fresken, Skulpturen und architektonischen Decorationen reich ausgestattet. In der Sakristei sieht man ein Deckengemälde von Luca Giordano und mehrere andere werthvolle Bilder, sowie die Messgewänder und die Kleinodien der Kirche, in der danebenliegenden Kapelle del Sagrario die Reliquien von Heiligen und viele Statuetten aus Silber, unter ihnen auch eine Figur des Jesuskindeß aus Gold.

Einen freundlichen Eindruck macht der Kreuzgang mit dem daranstoßenden Garten. Von den beiden Thürmen ist nur einer vollendet; er enthält die berühmte Glocke, deren Klang bis Madrid gehört wird, wie man erzählt.

Weit mehr als in der Kathedrale tritt in der Kirche San Juan de los Reyes die Verbindung der gothischen Baukunst mit maurischen Elementen hervor. Die als Verzierungen angebrachten Blumengewinde und Arabesken an den Pfeilern und Bogengewölben, die in der Luft schwebenden Tribünen mit Balustraden von feiner durchbrochener Arbeit, die zahlreichen Ornamente an den Wänden und der schöne Klosterhof machen diese Kirche zu einem Schmuckkästchen der seltensten Art. Leider hat die Zerstörung auch hier ihr Werk gethan. Die Restauration, mit der man gegenwärtig beschäftigt ist, findet oft nur noch dürftige Spuren des Originals vor.

Zwei alte Synagogen, welche nach der Vertreibung der Juden in christliche Kirchen umgewandelt wurden, zeigen in der Bogenstellung und

inneren Ausschmückung die vollständige Abhängigkeit von der arabischen Baukunst.

Toledo war bekanntlich einst der Sitz einer berühmten jüdischen Hochschule, welche selbst von Gelehrten der christlichen Länder besucht wurde, wie von Peter von Abano und Arnalb von Villanova. Auch der spätere Papst Sylvester II. studirte in seiner Jugend dort, als er noch den Namen Gerbert d'Aurillac führte. In der Medicin erwarben sich die Juden das große Verdienst, daß sie der Heilkunst des christlichen Europa die Errungenschaften der arabischen Wissenschaft übermittelten.

In Toledo sind alle Baustile vertreten; zwei Jahrtausende haben hier ihre Erinnerungen zurückgelassen. Bauwerke, wie das maurische Thor, die Puerta del Sol, die der Moschee zu Cordova nachgebildete Kapelle Cristo de la Luz, das Portal des ehemaligen Hospitals von Santa Cruz im Stile der Früh-Renaissance und der dazu gehörige Hof mit den Säulengängen würden, wenn sie in einer andern Stadt lägen, derselben allein eine gewisse Notorietät verschaffen. Auf Schritt und Tritt begegnet man Dingen, die man anschauen und bewundern möchte. Ich glaube es wohl, daß man, wenn man ein Jahr in Toledo lebt, jeden Tag etwas Neues sieht.

Die Archaeologie hat diese Fundquelle für die Kenntniß der Culturgeschichte noch lange nicht genug ausgenutzt. Vor einigen Jahren wurden in der Nähe der Stadt drei goldene Kronen aus der Gothenzeit ausgegraben, von denen die eine, die schwerste, eingeschmolzen, die andern beiden nach Paris verkauft wurden. Wie viele Kostbarkeiten mögen noch im Erdboden oder auf dem Grunde des Tajo liegen? — Nicht ohne Grund ist derselbe in den Ruf gekommen, daß er Gold mit sich führt; die Münzen, die man dort zuweilen findet, scheinen diesen Glauben noch zu erhalten.

Toledo ist heute eine vom großen Weltverkehr abgelegene Landstadt von etwas mehr als 20000 Einwohnern. Die außerhalb der Stadt befindliche Waffenfabrik erinnert an den Ruhm der Toledaner Klingen; auch jetzt werden hier noch Degen, Dolche, Messer und Scheren mit Arabesken und Inschriften in eingelegter Arbeit verfertigt, wie man sie anderwärts nicht kennt. Unser Führer, der uns das Verkaufslokal zeigte, welches die Fabrik in der Stadt errichtet hat, schien der Meinung zu sein, daß wir nur zu dem Zweck nach Toledo gekommen seien, um in den dortigen Läden Einkäufe zu machen, und brachte uns deshalb noch in mehrere Juwelier-Geschäfte, so daß wir genöthigt waren, ihn in energischer Weise daran zu mahnen, wie kurz die Zeit war, die uns für die Besichtigung der merkwürdigen Stadt zugemessen war. Die Stunde der Abreise war bald gekommen, und wir kehrten nach Madrid zurück.

III. Nach Andalusien. Cordova.

Reisegesellschaft. — Abenteuer. — Eisenbahnfahrt. — Unterbrechung der Fahrt bei Alcolea. — Cordova. — Geschichte der Stadt. — Arabische Cultur in Spanien, bes. die Medicin. — Orientalischer Charakter der Stadt. — Die große Moschee. — Sonstige Sehenswürdigkeiten. — Carrahola. — Umgebend. — Straßenleben.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt verließen wir am 7. April Abends kurz vor neun Uhr die spanische Hauptstadt und fuhren nach Cordova. Der Postzug war stark besetzt, da man den Schnellzug wegen der durch die Ueberschwemmungen erzeugten Verkehrshindernisse aufgehoben hatte.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus einem spanischen Beamten, welcher in die Havana veretzt wurde und unter Thränen und Küßen von seinen Angehörigen und Freunden am Bahnhofe herzlichen Abschied nahm, und einem hohen spanischen Geistlichen, mit dem ich bald in eine ebenso anregende wie lehrreiche Unterhaltung gerieth. Graf B., wie er sich mir vorstellte, hatte lange Zeit in Frohsdorf bei Wiener-Neustadt, der Besizung des verstorbenen Grafen von Chambord, gelebt und einflußreiche Stellungen in Rom und Madrid bekleidet. Ich lernte in ihm einen kenntnißreichen und vorurtheilsfreien Mann kennen, welcher die Schäden, an denen das spanische Volk krankt, richtig beurtheilt. Wer damit auch nur oberflächlich, wie ich, in Berührung kam, wird zugeben, daß es nicht der Parlamentarismus und am allerwenigsten die republikanische Staatsform sind, welche diesem Lande zu wünschen sind, sondern im Gegentheil eine starke Monarchie mit einem wohl disciplinirten Beamtenthum, welche die Erziehung des Volkes für ihre wichtigste Aufgabe hält.

Die Eisenbahnfahrt geht an Aranjuez vorüber, welches eine wasserreiche Dase in einer dünnen Wüste bildet, durch die monotone Hochebene bis Alcazar, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Meine Mitreisenden verließen das Coupé und begaben sich zum Buffet des Restaurants; ich war allein im Wagen zurückgeblieben, als ein elegant gekleideter Herr, der ein kleines, in Papier gehülltes Packet trug, einstieg und Platz nahm. Er hatte kaum eine Minute dort gegessen, als er mit einer Miene, wie wenn ihm das Coupé nicht behage, dasselbe schleunigst wieder verließ. Dabei wollte er statt seines eigenen Packets zwei Reisetaschen mitnehmen, von denen die eine zufällig mein Eigenthum war. Ich veranlaßte ihn zur Rückgabe derselben und verzichtete auf seine Entschuldigung. Wenige Minuten später erfuhr ich, daß er in einem benachbarten Coupé sein Kunststück mit glücklicherem Erfolge ausgeführt und einem Engländer sein gesamntes Handgepäck gestohlen hatte.

Unsere Reise führte dann weiter an Argamasilla vorüber, wo der edle Don Quixote lebte und starb, und Cervantes seinen berühmten Roman entwarf, durch die Ausläufer der Sierra Morena. Nachdem der höchste Punkt der Strecke passirt ist, geht es rasch bergab, und die Vegetation wird reicher und südlicher. Um elf Uhr Vormittags gelangten wir in die Nähe von Alcolea, ein Ort, der in der neuesten Geschichte Spaniens durch die Niederlage bekannt geworden ist, welche die der Königin Isabella treu gebliebenen

Truppen im Jahre 1868 hier erlitten. Da die große eiserne Brücke über den Guadalquivir theilweise eingestürzt war, so wurden wir in kleine offene Gesellschaftswagen umgeladen und mit einem Umwege von drei Kilometern auf der staubigen Landstraße nach dem andern Ufer des Flusses befördert. Die Zahl der für diesen Zweck vorhandenen Wagen war indessen viel zu gering für die Menge der Reisenden; die Wagen mußten daher den Weg drei- oder viermal machen, um immer wieder neue Passagiere abzuholen. Nach einigen Stunden war das langweilige und bei der glühenden Hitze der Mittagssonne doppelt unangenehme Umladungsgeßäft beendet, und der Eisenbahnzug, welcher uns erwartet hatte, brachte uns mit einer großen Verspätung nach Cordova, wo wir Nachmittags nach zwei Uhr eintrafen und im Hôtel Suisse ein recht gutes Unterkommen fanden.

Es dürfte nur wenige Städte in Europa geben, welche sich einer so reichen Geschichte rühmen können, wie Cordova. Seine Gründung wird den Phöniziern zugeschrieben, und unter den Kriegern, welche mit Hannibal nach Italien zogen, befanden sich auch Leute aus dem Gold tragenden Lande von Corduba, wie Silius Italicus schreibt. Strabon behauptet allerdings, daß Cordova erst von Marcellus, während des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompejus, gegründet worden sei; aber diese Angabe bezieht sich offenbar nur auf die römische Colonie, die hier errichtet wurde, um die jene Gegenden bewohnenden Völkerschaften, die Turbetani, überwachen zu können.

Schon unter der Herrschaft der Römer erlangte die Stadt große Bedeutung. Sie besaß eine berühmte Hochschule, an welcher die griechische Sprache, die Philosophie und die Redekunst mit vielem Erfolge betrieben wurden. Aus ihr gingen Männer hervor, wie der Rhetor Seneca und sein Sohn, der berühmte Philosoph, der Lehrer Neros, die Dichter Lucanus und Sertilius Sena, der Redner Porcius Labro u. A.

Später bildete Cordova einen Theil des westgothischen Reiches. Nach dessen Untergange wurde es i. J. 711 von den Arabern erobert, und die Statthalter des Chalifen von Damaskus nahmen hier ihren Sitz. Als Abderchaman, der letzte Sprößling der entthronten Ommajaden-Dynastie im Jahre 755 nach Spanien kam und dieses Land unterwarf, wurde Cordova die Hauptstadt des von ihm geschaffenen Reiches. Sie wurde von den neuen Herrschern durch herrliche Bauwerke verschönt, mit öffentlichen Bädern und Fontainen ausgestattet und zu einem Mittelpunkt künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen gemacht.

Abderchaman war nicht bloß ein glücklicher Eroberer, sondern zugleich ein großer Staatsmann und kunstsinziger Fürst. Er begann mit dem Bau der großen Moschee, die aber erst unter seinen Nachfolgern vollendet wurde, und ließ den Alazar, das alte Schloß, und die anstoßenden Gärten anlegen. Die Palmen Andalusien's erinnerten ihn an die ferne Heimat, aus der er vertrieben worden war. In einem Gedicht, welches zu den schönsten Perlen der arabischen Poesie gehört, gab er dem Gefühle wehmüthiger Sehnsucht

Ausdruck; ich kann es mir nicht versagen, es hier vorzutragen und zwar in der vortrefflichen Uebersetzung E. Meyers (Geschichte der Botanik. Königsberg 1856, Bd. III., S. 126):

Auch du, schlank aufgewachsene Palme,
Bist Fremdling so wie ich allhier.
Algarbien's Schmeichellüste täufeln
Lieblosend durch die Loden dir.
Nährhafter Boden hegt die Wurzel,
Die Krone strebt zum Himmel auf.
Doch Baum, vermöchtest du zu fühlen,
Du hemmtest nicht der Thränen Lauf.
Dich rührt kein Unbestand des Schicksals,
So peinigend für's Menschenherz;
Indessen ich in Thränen bade
Beim nagenben Erinnerungsschmerz.

Ich tränkte mit des Auges Quellen
Den Palmenwald im Eufratthal.
Mich überlassen dankvergeffen
So Strom wie Palmen meiner Qual,
Der Qual, daß mich Geschickesstücke,
Der Benu Abba's wilbes Schwert,
Veraubten all der süßen Pfänder,
Die nur die Heimat uns gewährt.
Du bist, o wohl Dir! keiner Sehnsucht
Zum Vaterlande dir bewußt;
Doch mich, so oft ich sein gebente,
Mich überwältigt sein Verlust.

Ihre Blüthezeit erlebte die arabische Cultur in Spanien unter den Khalifen Abderrhaman III. und dessen Sohn und Nachfolger Hafim II. im 10. Jahrhundert. Der Letztere war selbst ein hervorragender Gelehrter; man erzählt, daß er überall seltene Bücher kaufen ließ, die er durchstudirte und mit Anmerkungen versah, in denen er seine eigenen Ansichten niederlegte. Seine Bibliothek soll 600,000 Bände enthalten, der Katalog derselben allein 44 Bände gefüllt haben. Er ließ Gelehrte aus dem Orient nach Cordova kommen, und nahm an ihren Versammlungen und Disputationen eifrigen Antheil. So kam es, daß Cordova unter den Arabern wiederum eine bevorzugte Pflegestätte der Wissenschaft wurde, wie zu den Zeiten der Römer.

Damals lebte hier der bedeutendste Chirurg, den die arabische Heilkunst hervorgebracht hat, Abulkasim, dessen mit mehr als 150 Abbildungen chirurgischer Instrumente versehenes Werk durch die französische Uebersetzung von Lucien Leclerc allgemein zugänglich gemacht worden ist. Auch Averroës, der große Philosoph und Arzt, sowie sein Schüler Moses Maimonides, der einer freieren Richtung im Judenthum die Wege ebnete, nannten Cordova ihre Heimat. Spanien hat zu dem mächtigen Aufschwunge, den die Medicin und die Naturwissenschaften der arabischen Culturperiode verdankten, nicht am wenigsten beigetragen; noch im 11. und 12. Jahrhundert lieferte es Talente, wie die Aerzte Avenzoar und Abenguesit, den Pharmakologen Ibn Beithar und den Botaniker Ibn Mawam.

Cordova hat sich den arabischen Charakter bis heute bewahrt. Die engen gewundenen Gassen, in deren Gewirr sich nur der Einheimische zurecht zu finden vermag, die Bauart der Häuser mit ihren die Hitze durch ein feines Gitterwerk von Holzmaschen abhaltenden Fenstern und den sauberen, mit Blumen und Springbrunnen geschmückten Höfen, in denen sich das Familienleben abspielt, und die Art, wie sich die Menschen bewegen und benehmen, sind verschieden von dem, was man in anderen spanischen Städten sieht, und erinnern an den Orient. Wer vom Süden, von Sevilla oder

Granada aus nach Cordova kommt, wird diesen Eindruck vielleicht nicht so lebhaft empfinden, als ich, der ich kurz vorher Madrid verlassen hatte.

Vervollständigt wird diese Illusion des Orients, wenn man die berühmte Moschee betritt. Unter der Führung unsers lebenswürdigen Reisegefährten, des Grafen B., suchten wir bald nach unserer Ankunft dieses Bauwerk auf, welches nicht mit Unrecht eines der Wunder der Welt genannt wird. Durch eine schmale Bogenpforte gelangt man in einen großen rechtwinkligen Hof, welcher mit hochgewachsenen Cyressen, Palmen und Drangenbäumen bepflanzt ist, deren Blüthen einen entzückenden Duft verbreiten. Mehrere Fontainen zieren diesen Garten und vermehren die erquickende Frische der Luft, während die das Wasser ableitenden Gräben, wo die Mohammedaner die rituellen Waschungen vor dem Gebete vornehmen, den Boden durchziehen. Nach außen wird der Hof, welcher heute einen beliebten Spazierort bildet, durch eine breite hohe Mauer abgeschlossen, die bei der Eingangspforte durch den Thurm ersetzt wird, der im 17. Jahrhundert an der Stelle des Thurmes von Alminar, welcher gleich vielen anderen arabischen Bauten bei dem großen Erdbeben von 1590 zerstört wurde, errichtet worden ist. Auch der im romanischen Stile gehaltene Glockenthurm mit den säulengeschmückten Fenstern und der Statue des Engels Rafael gehört selbstverständlich der nach-arabischen Zeit an.

Wir durchschritten den Hof und traten durch die Palmenpforte in das Innere der Moschee. Welcher Anblick! welche Ueberraschung!

Wir befanden uns in einem Walde von Säulen, welche in regelmäßigen Reihen stehend, schier endlose Durchsichten eröffneten. 850 Säulen aus Marmor verschiedener Art, aus Jasps, Porphyre und anderem seltenen Gestein, auf welche sich zwei Etagen von hufeisenförmigen Bogen aufbauen, tragen das in eine Unzahl Schiffe von scheinbar unregelmäßiger Form getheilte Deckengewölbe. Die Säulen haben nicht viel mehr als einen Fuß im Durchmesser und eine Höhe von neun oder zehn Fuß. Sie sind untereinander verschieden nicht bloß in Bezug auf die Farbe und das Material, aus dem sie bestehen, sondern auch nach der Größe und Form; aber keine Säule ist aus zwei oder mehreren Stücken zusammengesetzt. Auch die Capitale, welche die Säulen krönen, zeigen die verschiedenartigsten Gestalten. Sie stammen ebenso wie die Säulen zum Theil aus Tempeln und Palästen des Alterthums oder aus christlichen Kirchen, bei deren Bau sie Verwendung gefunden hatten. Eine große Anzahl derselben scheint auch erst auf Befehl des arabischen Erbauers der Moschee nach dem Muster der antiken Säulen angefertigt worden zu sein; die Marmorbrüche bei Granada boten ein ausgezeichnetes Material für diesen Zweck. An einigen Capitälen bemerkt man noch Ueberreste von einstiger Vergoldung; eine der Marmorsäulen zeigt an ihrer Oberfläche die Spuren eines eingegrabenen Kreuzes, welches nach einer frommen Legende ein gefangener Christ, der an dieser Säule festgefettet war, mit seinen Fingern eingegraben haben soll.

Die Decke, welche sich in einer Höhe von kaum dreißig Fuß über dem Fußboden erhebt, bildete in arabischer Zeit ein Plafond aus Lärchenbaumholz, der jetzt zum Theil verschwunden oder wenigstens durch Gyps verdeckt ist. Was man davon bloßgelegt hat, läßt eine feine, sorgfältige Arbeit mit reicher Ausstattung erkennen. Die Balken sind mit Arabesken und Inschriften geschmückt, und das Ganze ist so gut erhalten, wie wenn es erst gestern geschaffen worden wäre.

Der Innenraum der Moschee hüllt sich in ein geheimnißvolles Dunkel, welches die durch die maurischen Fenster einfallenden Lichtstrahlen kaum zu durchdringen vermögen. Zu arabischer Zeit wurde sie durch Marmorplatten von durchbrochener Arbeit, welchen einen oberhalb der Säulenbogen an den Wänden verlaufenden Fries bildeten, erleuchtet; außerdem wurden bei festlichen Gelegenheiten 113 Kandelaber und viele Tausende von kleinen, farbigen Lampen angezündet, sodaß die Säulen in einem Meere von strahlenden Lichtern erglänzten.

Welche Pracht und Anmuth zu jener Zeit in der Moschee herrschte, davon geben der Mihrab und die Tribuna einen Begriff. Das Heiligthum des Mihrab, in welchem der Koran aufbewahrt wurde, lehnt sich in der Form einer Kapelle an eine der inneren Seitenwände der Moschee an. Eine wundervoll ornamentirte, mit Inschriften und Arabesken versehene Eingangs-pforte schließt den geheiligten inneren Raum von der Moschee ab. Die Wände des Inneren sind mit vergoldeten Inschriften und Skulpturen verziert, und die Kuppel bildet ein muschelförmig ausgehöhlter Marmorblock. Diese Kapelle wurde von den Mauren vermauert, als sie Cordova verlassen mußten, und blieb vollständig verborgen, bis sie im Jahre 1815 durch Zufall entdeckt und wieder eröffnet wurde.

Schrägüber vom Mihrab nach dem Innern der Moschee liegt die Tribuna, von wo der Mufti die Gebete sprach. Sie ist ebenfalls vortrefflich erhalten und erregt durch ihre herrliche Ornamentik die allgemeine Bewunderung. Unter der Tribuna in's Souterrain sich vertiefend, befindet sich eine schmucklose dunkle Kapelle, welche vielleicht der älteste Theil der Moschee ist; denn sie gehört wahrscheinlich noch zu der Kirche, welche die Gothen dort an der Stelle des römischen Janus-Tempels erbaut hatten.

Welche wunderbaren Schicksale haben doch manche Orte! Einst verehrten an dieser Stätte die heidnischen Römer den mächtigen Gott, von dem alles Thun der Menschen abhing; dann beteten die halbwilden deutschen Einwanderer zu dem Gotte der Christen; später pilgerten die Gläubigen Mohammeds hierher, und jetzt fleht man wieder zu Jesus, dem Ideale der mitleidvollen Menschenliebe. Aber die Steine, welche dieses Gotteshaus bilden, und die Säulen, die es tragen, waren immer dieselben.

Die Moschee blieb, als sie nach der Eroberung von Cordova im Jahre 1236 dem christlichen Cultus übergeben worden war, durch mehrere Jahrhunderte unverfehrt. Erst 1523 beschloß das Domkapitel, sie durch

bauliche Veränderungen in eine katholiſche Kirche umzuwandeln, und erhielt auch trotz des Widerſtrebens der Bürgerſchaft von Carl V. die Erlaubniß dazu. An den Wänden der Moſchee wurde dann eine große Anzahl von Kapellen errichtet und in die Mitte des Innenraumes unter Entfernung von 63 Säulen eine chriſtliche Kirche im blinkenden ſpätgothiſchen Stile hineingebaut.

Ihre herrliche *Capilla mayor*, der Hochaltar, die Orgel und die Holzſchnitzereien der Chorſtühle würden gewiß das größte Intereſſe erregen, wenn ſie nicht an dieſer Stelle wären. In dem Innern der Moſchee wirken ſie aber fremdartig und ſtörend, und man vermünſcht den übelangebrachten Religionſeifer, der hier ein Verbrechen an der Kunſt begangen hat.

Die Moſchee hatte urſprünglich nicht die Form und Ausdehnung, welche ſie bei der Eroberung Cordova's durch die Chriſten beſaß; die nach einer Ecke verſhobene Lage des Mihrab und der Tribuna und der alte Bauplan zeigen, daß ſie nur etwa den ſechſten Theil des ſpäteren Innenraums umfaßte. Sie mußte durch Zubauten vergrößert werden, als die Menge der Gläubigen nicht mehr Platz genug darin fand. Zu jener Zeit war Cordova das Mekka des Abendlandes, wohin die Anhänger des Iſlams von den Abhängen der Pyrenäen, aus Sicilien und von der Nordküſte Afrikas kamen, um Gott und den Propheten zu verehren.

Wenn man die Moſchee verläßt, die vom Volke noch jezt als Mezquita bezeichnet wird, obwohl ſie nun ſchon ſeit Jahrhunderten eine chriſtliche Kirche iſt, ſo iſt man ſo erfüllt von ihrem zauberhaften Bilde, daß man weder die Luſt noch die Fähigkeit beſitzt, noch andere Sehenswürdigkeiten zu beſuchen. Uebrigens hat ſich aus der arabiſchen Periode in Cordova nur wenig erhalten; denn vom Alkazar und der vielbeſungenen Schönheit ſeiner Gärten iſt nicht mehr viel zu ſehen, und die Ruinen des berühmten arabiſchen Luſtſchloſſes, welches Abderrahaman auf Wunſch ſeiner Favoritin, der ſchönen Zaharah, erbaute, liegen unter der Erde vergraben in der Nähe eines kleinen Landhauſes bei Cordova.

Wir machten mit dem Grafen B. eine Spazierfahrt um die Mauern der Stadt, die mit ihren cylindriſch oder achteckig geformten Thürmen noch aus der Zeit der Araber ſtammen, in die neuen Parkanlagen und von dort durch die Straßen über die alte ſteinerne Brücke, die angeblich unter dem Kaiſer Auguſtus von den Römern erbaut und ſpäter von den Mauren reſtaurirt wurde, an den Trümmern der arabiſchen Mühlen vorüber, an denen ſich die Wellen des Stromes brechen, nach der jenseit des Guadalquivir gelegenen kleinen Feſte Carrahola und dem dazu gehörigen Vorort, wo die arme Bevölkerung ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hat. Die Ueberſchwemmungen hatten hier arge Vermüſtungen angerichtet, die Straßen und Wege aufgeriſſen, Bäume entwurzelt, einzelne Häuſer an den Ufern des Fluſſes zerſtört und das Elend, das in dieſem Stadttheil zu Hauſe iſt, noch vermehrt.

Wenige Stunden von Cordova entfernt, erhebt ſich die Sierra Morena, in deren waldigen Abhängen ein Kloſter und ein Kranz von kleinen, ſauberen

Eremitagen versteckt sind. Den Ausflug dorthin mußten wir leider unterlassen, weil uns die dazu erforderliche Zeit fehlte, und der vorhergegangene Regen die Wege aufgeweicht und schwer passierbar gemacht hatte.

Cordova besitzt noch einige gothische Kirchen mit alten Bildern und Skulpturen, mehrere Klöster und einzelne Baureste aus der römischen Zeit, welche das künstlerische Interesse befriedigen. Sehr anregen wird den Nordländer das Volksleben, welches sich nach der Hitze des Tages auf den Straßen entwickelt. Da erscheinen an den Fenstern und auf den Balkonen der Häuser hübsche gluthängige Mädchen und Frauen, welche von den Vorübergehenden bewundert werden. Wenn sich dann die Schatten der Nacht tiefer herabsenken, so bemerkt man wohl auch, wie ein Liebender mit der Geliebten, die ihn am Fenster erwartet hatte, ein leidenschaftliches Zwiegespräch beginnt oder ihr seine Gefühle durch Gesang und Saitenklang kundgibt. In keiner anderen Stadt Spaniens fand ich soviel Lebenslust und Fröhlichkeit wie in Cordova. Vielleicht war es mir auch nur so auffallend, weil der Gegensatz zu Madrid in dieser Beziehung sehr groß war? —

Am folgenden Morgen widmeten wir abermals mehrere Stunden der Betrachtung der unvergleichlichen Moschee und überließen uns dort den Träumen, welche uns die Erinnerungen an die vergangenen Zeiten vorkaufelten.

IV. Granada.

Von Cordova nach Granada. — Gasthof de Los Siete Suelos. — Alhambra. — Myrtenhof. — Löwenhof. — Saal der Abencerragen. — Die übrigen Räume und der Gesandten-Saal. — Palast des Kaisers Carl V. — Die arabische Citadelle. — Der Thurm. — Contrera's Atelier. — Der Alhambra-Hügel. — Generallife. — Culturhistorische Vergleiche zwischen einst und jetzt. — Eine Mondnacht auf der Alhambra-Terrasse. — Die übrigen Bauwerke aus der Maurenzeit. — Die Kathedrale. — Kirchen. — Straßen und Plätze. — Promenaden und Ausflüge. — Das Zigeuner-Viertel. — Zigeuner-Tänze. — Spanische Bettler. — Universität. — Klinik. — Hospital für Aussässige. — Irrenanstalt. — Ein spanischer Gelehrter.

Gegen Mittag reisten wir von Cordova ab und fuhren an Fernan Nunez vorüber durch die Weingegenden von Montilla und Aguilar bis Bobadilla, wo die Eisenbahn-Linie nach Granada von der Hauptlinie abzweigt. Die Station Bobadilla ist ein wichtiger Knotenpunkt und hat ein recht gutes Restaurant. Unser Aufenthalt daselbst dehnte sich in Folge von Verspätungen der übrigen Züge, welche erwartet wurden, auf fast zwei Stunden aus. Es war bereits finster, als wir Bobadilla verließen, und wir kamen erst kurz vor Mitternacht in Granada an.

Ein Hotel-Wagen führte uns auf holprigen Wegen durch eine Reihe von schmalen, kümmerlich beleuchteten Straßen zu einem der Thore der Stadt, durch welches man nach einigen Minuten zu dem in einem Wäldchen am Abhange der Alhambra gelegenen Gasthofe de Los Siete Suelos (zu den 7 Stockwerken) gelangt. Der Name dieses Gasthofes rührt von dem zu den

Umfassungs-Mauern der Alhambra gehörigen arabischen Thürme her, welcher aus 7 Stockwerken aufgebaut war. Das Hôtel enthält nur zwei Stockwerke; es bietet bei mäßigen Preisen eine gute Verpflegung und reinliche breite Betten. Auch der gegenüberliegende Gasthof, welcher nach dem bekannten Schriftsteller Washington Irving, dem Verfasser der Erzählungen aus der Alhambra, genannt ist, wird sehr gelobt. Die beiden Gasthöfe sind die einzigen in der Nähe der Alhambra; sie haben vor den in der Stadt befindlichen Gasthöfen den Vortheil, daß sie die Annehmlichkeiten eines entzückenden Land-Aufenthalts gewähren und dabei zugleich den öfteren Besuch der Alhambra und ihrer Aussichtspunkte ermöglichen, sind aber für das Studium des Volkslebens nicht so bequem gelegen, wie jene.

Am folgenden Tage begrüßte uns ein klarer blauer Himmel. Unter Ulmen und Eichen, welche dem kleinen Walde bei der Alhambra einen deutschen Charakter verleihen, schritten wir auf breiter wohlgepflegter Straße zu dem Thore der Gerechtigkeit hinan, wo einst in arabischer Zeit die Klagen und Bittschriften abgegeben wurden. Die hufeisenförmige Pforte führt durch einen der viereckigen Thürme, welche die Mauern des Alhambra-Gebietes unterbrechen; über dem äußeren Bogen gewahrt man eine aus Marmor gearbeitete Hand, welche nach dem Himmel weist, und an dem inneren Bogen ist ein in Stein gehauener Schlüssel angebracht. Nach einer Sage werden die Mauern der Alhambra an dem Tage zusammenstürzen, an welchem jene Marmorhand den Schlüssel erfaßt. — Den Schlüssel, welcher als Symbol der mohammedanischen Macht dem Kreuze des Christenthums gegenüber gestellt wurde, findet man auch noch an andern Thoren, z. B. an der Puerta del vino.

Wenn man den Weg weiter verfolgt, so erreicht man nach einigen Schritten den Cisternenplatz mit dem berühmten Brunnen, welcher ein wegen seines Wohlgeschmacks und seiner Frische vielgepriesenes Trinkwasser giebt. Es wird aus der Tiefe des Felsens herausgezogen und erhält aus dem Darro seinen Zufluß, der sich aus den Quellen des Hochgebirges zusammensetzt. Im Sommer kommen die Wasserträger aus der Stadt hierher, um ihren Bedarf zu holen, weil dieses Wasser mit Recht in dem Rufe steht, daß es der Gesundheit zuträglich sei.

Der Cisternenplatz gewährt mit seinen alten Ulmen, Drangen- und Myrtenbäumen, mit der Puerta del vino, einem mit Mosaiken, Skulpturen und arabischen Inschriften geschmückten Porticus, über dem sich ein Doppelfenster befindet, dessen Bogen von einer zierlichen schlanken Säule getragen werden, mit den hohen Festungsmauern zur Linken und dem Schlosse Karls V. und den baulichen Ueberresten aus der arabischen Periode zur Rechten, einen sehr malerischen Anblick. Von der vorderen Brüstung, von welcher der Felsen senkrecht in die Tiefe abfällt, genießt man eine entzückende Aussicht auf Granada und die sich dahinter ausbreitende Ebene.

Doch wir wollten uns diesen Genuß für später vorbehalten und begaben uns zunächst in den Myrtenhof, den man jetzt durch eine kleine, niedrige

Seitenthüre betritt, da das Hauptthor mit dem dazu gehörigen Façaden-Trakt niedergerissen wurde, als Carl V. seinen Palast erbauen ließ. Der Myrtenhof hat die Form eines Rechtecks, dessen Längsseite 40 Meter, dessen Breiten-
seite 22 Meter beträgt. In der Mitte befindet sich ein Wasserbecken von 4—5 Fuß Tiefe neben mehreren Springbrunnen, deren Wasser in jenes abfließt. Myrtengesträuch umsäumt das Bassin und bietet dem von der Schönheit der Architektur geblendeten Auge durch sein dunkles Grün einen angenehmen Ruhepunkt. Der Fußboden ist mit Marmorplatten ausgelegt. An den Seiten des Hofes verlaufen Gallerien mit Marmorsäulen, auf deren Kapitälern sich maurische Bogen erheben. Die Wände und der Plafond sind mit reicher Ornamentik ausgestattet. — Auf den Hof öffnen sich arabische Doppelfenster, welche über den Bogen der Säulen angebracht sind, und darüber zeigt sich eine zweite Gallerie mit Marmorsäulen und getragenen Bogen.

Seitlich vom Myrtenhofe, mit ihm durch eine kleine Vorhalle verbunden, liegt der berühmte Löwenhof. Er ist nicht ganz so groß, wie jener, übertrifft aber an Feinheit und Reichthum der Architektur alle übrigen Theile der Alhambra. 128 Marmorsäulen, welche halb allein, halb zu zweien, dreien oder viereen gestellt sind, tragen eine fortlaufende Reihe hängender Bogen, welche die fast 20 Fuß hohen Säulengänge nach dem Hofe begrenzen. Die Zartheit der Säulen, die Blumentelchen gleichenden, reich verzierten Kapitäle, an denen noch Spuren von Vergoldung erkennbar sind, und vor Allem die durchbrochenen Bogen-Façaden, welche in der blendenden Weiße des Marmors wie aus Elfenbein geschnitten oder wie ein Gewebe von Brüsseler Spitzen erscheinen, haben dem Löwenhof den Ruf eines Bauwerkes verschafft, dem nichts Aehnliches in der Welt an die Seite gestellt werden kann.

Namentlich gilt dies von den an den beiden Schmalseiten einander gegenüberliegenden, in den Hof vorspringenden Portalen, deren transparent aussehende Bogen-Frieze und das Licht durchlassende Kuppelbeden das Entzücken aller Besucher erregen. Vorzügliche plastische Nachbildungen derselben aus weißem Marmor oder Stuck werden unter der kunst sinnigen Leitung des Architekten Contreras, welchem die Aufsicht über die Alhambra und die Ausführung der Restaurirungs-Arbeiten übertragen worden ist, angefertigt und von den Fremden als Erinnerungszeichen in die Heimat mitgenommen.

Die Mitte des Löwenhofes ziert ein von 12 steinernen Löwen getragenes Wasserbecken, auf dem eine zweite, etwas kleinere Wasserschale steht. Sowohl aus den Schalen als aus den geöffneten Rachen der Löwen ergießt sich das Wasser, welches von dort in die Gemächer des Schlosses geleitet wurde.

In einem Theile der Säulengänge des Löwenhofes brach vor einigen Jahren ein Feuer aus; doch wurde zum Glück nur wenig zerstört, was mit großem Geschick wieder hergestellt worden ist.

An die Arkaden des Löwenhofes schließen sich der Saal der Muncerragen, der Saal der Gerechtigkeit und der Saal de las dos Hermanas an. Der

Abencerragen-Saal war der Schauplatz jener entſetzlichen Blutthat, bei welcher mehr als dreißig der vornehmſten Abencerragen erbarmungslos hingemordet wurden, weil einer von ihnen ein Liebesverhältniß mit der Lieblingsfrau des Sultans hatte, wie in einigen Erzählungen berichtet wird, oder weil ſie nach der Herrſchaft trachteten, wie es in andern heißt. Noch jetzt zeigt man mehrere dunkelroth gefärbte Adern des Marmor-Baffins in dem Fußboden, die angeblich von dem damals vergoſſenen Blute herrühren ſollen.

Die Wände und Kuppeldecken ſind ebenſo wie diejenigen der Arkaden des Löwenhofes mit Arabeſken und arabiſchen Inſchriften aus Stuck geſchmückt, die ſich zuweilen in blauen oder rothen Farben, manchmal wie auf goldbigem Grunde abheben. Den Sockel bilden Fayencen mit blauen Sternen und Cyanen.

Noch reichter ornamentirt erſcheint der auf der entgegengeſetzten Seite des Löwenhofes liegende Saal de las dos Hermanas, der beiden Schweſtern. Seine Portale und Wände ſind bedeckt mit wunderbar verſchlungenen Figuren und Inſchriften in Relief und ſchillern in verſchiedenen Farben. Zierliche Marmorsäulen und Bogenfenſter, die nach dem Innern des Saales offen ſind, laſſen eine in der Höhe des erſten Stockes verlaufende Gallerie erkennen, und von der Decke der Kuppel hängt der gefärbte Stuck in ſeltſamen Formen wie Tropfteingeilde herab.

Ähnliche Verzierungen hat der an der Schmalseite des Löwenhofes hinter dem einen der beiden Vorbaue gelegene Saal der Gerechtigkeit. Doch unterſcheidet er ſich von den übrigen Sälen der Alhambra dadurch, daß ſeine Kuppelplaſonds mit Gemälden bedeckt ſind. Es ſind Darſtellungen von Jagdszenen, auf denen vornehme Araber in ihren Coſtumen und chriſtliche Edelleute und deren Frauen erſcheinen; auf dem einen Bilde wird uns eine Anzahl von Figuren mauriſcher Großen vorgeführt, die vielleicht zu einer Gerichtszuſammenkunft verſammelt ſind. Man hat geglaubt, daß dieſe Bilder noch aus der arabiſchen Zeit ſtammen; doch halte ich es für unwahrſcheinlich, da die bildlichen Darſtellungen menſchlicher Körper dem Iſlam fremd ſind und der Inhalt der erwähnten Gemälde weit eher dem chriſtlichen Mittelalter in Spanien, welches mit dem mauriſchen Leben in innige Berührung gekommen war, entnommen zu ſein ſcheint. Vielleicht wurden ſie unmittelbar nach der Eroberung Granadas am Ende des 15. Jahrhunderts hergeſtellt? —

Wenn man den Saal der beiden Schweſtern durchſchreitet, ſo kommt man in einen zweiten ſchön decorirten Saal, an den ſich ein Erker anſchmiegt, von deſſen Fenſtern man auf die Beilchenbeete und Myrthenhecken, die Akazien und Orangenbäume des Linderaja-Gartens hinabſieht.

Von dort gelangt man zu den Toiletten- und Bohngemächern der Frauen des Sultans, zu den königlichen Bädern und endlich zu dem Comares-Thurm mit dem herrlichen Saale der Geſandten. Er übertrifft an Größe alle übrigen Räume der Alhambra, hat eine Höhe von 18 Metern und mißt in der Länge und Breite je 43 Meter. Balkone mit weiten Fenſteröffnungen, welche

an drei Seiten des Saales angebracht sind, lassen das Licht eintreten und bieten eine entzückende Aussicht auf Granada und die Thalenge des Darro mit dem dahinter aufsteigenden Felsen des Albaycin. Wände und Pforten zeigen die reichste Ausschmückung, und der in zahllose kleine Abtheilungen getheilte Plafond aus kostbarem Sebernholz giebt dem Ganzen einen harmonischen Abschluß. Aus dem Saale der Gesandten führt der Weg durch die Vorhalle und einen andern Saal mit kunstvoller Ornamentik in den Myrtenhof zurück.

Einzelne Gemächer, wie der Pavillon mit der Aussicht auf die Sierra Nevada, der Nymphenaal, der Thurm der Infantinnen, die Capilla real u. a. m. wurden noch in christlicher Zeit von den Mitgliedern der königlichen Familie benutzt, wie ihre Ausschmückung mit Werken der italienischen und spanischen Kunst beweist.

Es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, mit Worten die märchenhafte Schönheit der Alhambra zu schildern; selbst Photographien und Bilder vermögen davon keine ausreichende Vorstellung zu geben. Nur wer sie selbst gesehen hat, wird die zauberhafte Wirkung dieses großartigen Denkmals einer untergegangenen Kunstepoche begreifen. Wie weit bleiben alle Beschreibungen, alle poetischen und bildlichen Darstellungen hinter der Wirklichkeit zurück! —

Die Zeit, die Nachlässigkeit und Thorheit der Menschen haben der ursprünglichen Pracht des Baues viel geraubt, aber das, was uns ein gültiges Geschick erhalten hat, erfüllt uns mit Bewunderung und Hochachtung vor den Trägern einer Cultur, die mit sehr geringen technischen Hilfsmitteln Werke schuf, die noch nach vielen Jahrhunderten eine nur selten erreichte, niemals aber übertroffene Höhe künstlerischen Schaffens darstellen. Wie derb in der Ausführung erscheinen dagegen die Bauten, welche Carl V. neben und in der Alhambra errichten ließ! —

Sein Palast, dem ein Theil der Alhambra zum Opfer fiel, ist ein mächtiger quadratischer Bau mit breiten Fenstern, der die Höhe des ersten Stockwerkes nicht übersteigt. Er enthält im Innern einen kreisrunden Hof, welcher durch eine von 32 dorischen Marmorsäulen getragene Gallerie begrenzt wird. Der Palast ist im Stil der Renaissance gehalten und würde überall als eine kostbare Zierde betrachtet werden. Aber an dieser Stelle erscheint er wie ein unwillkommener Eindringling, der uns den Genuß an der arabischen Kunst stört und beeinträchtigt.

Der Bau ist niemals vollendet worden; er wurde unterbrochen, als Carl V. den Plan aufgab, seine zeitweilige Residenz nach Granada zu verlegen. Seine Nachfolger dachten nicht mehr daran, und so wurde der Palast dem Verfall überlassen. Lange Zeit hindurch wurde sein Hof für die Stiergefechte verwendet. Grausamer konnte die Sünde, welche seine Erbauer an der Alhambra begingen, nicht gerächt werden.

Dem Palaste gegenüber an der andern Seite des Cisternenplatzes erheben sich die Mauern der arabischen Citadelle mit ihren Thürmen. Sie soll auf den Fundamenten eines römischen Kastells erbaut worden sein. Man

beſteigt die Plattform eines der Thürme und genießt von dort eine umfaſſende Rundſicht. Nach Oſten und Süden wird der Horizont durch die Schneefelder der ſchluchtenreichen Sierra Nevada abgeſchloſſen, deren Spitzen bis zu einer Höhe von 11.000 Fuß emporſteigen und deren letzte Ausläufer die Hügel bei Granada zu bilden ſcheinen. Unmittelbar unter uns ſehen wir die Alhambra, auf den gegenüberliegenden Abhängen die Felsenwohnungen der Zigeuner und nach Norden und Weſten die Kirchen und Häuſer der Stadt, die ſich an den Ufern des Darro, welcher ſich hier mit dem Genil vereinigt, und an den Geländen der Berghügel ausbreitet. Den Hintergrund bilden die Olivenwälder und Weingärten der fruchtbaren, von leichten Erhebungen vielfach durchbrochenen Hochebene, die ſich bis zur Sierra Givra erſtreckt.

Der Thurm trägt eine Glocke, welche alljährlich am 2. Januar, an dem Tage, an welchem die chriſtlichen Eroberer in die Stadt einzogen, durch 24 Stunden geläutet wird, und zwar von unverheiratheten Mädchen, die ſich einen Mann wünſchen; denn ein alter Glaube ſagt, daß Jungfrauen, welche dieſe Glocke läuten, noch binnen Jahresfriſt als Bräute vor den Altar treten.

Wenn man in den Ciſternenhof zurückgekehrt iſt, wird dem Hauſe des Kadi ein Beſuch abgeſtattet, in welchem jezt das Atelier des Baumeiſters Contreras, ſowie das Muſeum mit einigen in der Alhambra gefundenen Kunſtgegenſtänden, darunter auch eine der beiden berühmten Vaſen untergebracht ſind. Die andere Vaſe, die ebenſo wie jene zu den beſten Fayencen mauriſcher Arbeit gehört, iſt, wie erzählt wird, vor einigen Jahren an einen Engländer verkauft worden. Sehr lieblich iſt der zu dieſem Hauſe gehörige am nordweſtlichen Abhange des Berges ſchwebende Garten mit ſeiner ſubtropiſchen Vegetation und der Fernſicht auf das Gebirge.

Auf dem Alhambra-Hügel, und zwar innerhalb der alten arabiſchem Umfaſſungsmauern, befindet ſich noch eine Anzahl von Wohnhäuſern, die zum Theil auf den Trümmern arabiſcher Bauten errichtet worden ſind, ſowie eine aus dem 18. Jahrhundert ſtammende Kirche, welche die Stelle der ehemaligen Moſchee einnimmt. Im 17. und 18. Jahrhundert hatte ſich dort ein ganzes Dorf angeſiedelt, und noch zur Zeit, da Waſhington Irving oben wohnte, benutzten Wäſcherinnen das Waſſerbeden des Myrtenhofes, um die ſchmutzige Wäſche darin zu reinigen.

Nicht viel mehr als eine Viertelſtunde von der Alhambra entfernt, von ihr durch einen Bergeinſchnitt getrennt, an dem Abhange des nächſten Hügels liegt der Generalliſe, das Luſtſchloß der mauriſchen Könige. Die Gebäude deſſelben ſind leider ſchon größtentheils zerfallen, die Arabesken und Inſchriften der Wände mit Kalk übertüncht und die Stuckverzierungen beſchädigt oder gänzlich vernichtet. Nur eine prächtige Vorhalle mit Bogen und Marmorſäulen, die mit ihrem Waſſer-Reſervoir an den Myrtenhof erinnert, und mehrere im Garten zerſtreute Pavillons, welche noch ziemlich unverfehrt erhalten ſind, laſſen erkennen, daß das Schloß einſt an Schönheit der Decorationen nicht hinter der Alhambra zurückſtand.

Die Gartenanlagen steigen terrassenförmig an und zeigen ebenfalls die Spuren der Vernachlässigung. Der Reichthum an fließendem Wasser wird nicht entsprechend verwerthet, und von seltenen Gewächsen und Blumen ist nur wenig zu bemerken. Aber die üppige Fruchtbarkeit, welche Klima und Lage diesem Garten verschaffen, die überraschenden Durchsichten auf die Stadt, der Anblick der tiefer gelegenen Alhambra und der Spaziergang unter den hohen Cypressen, die als Zeugen einer großen Vergangenheit ernst und wehmüthig die Gegenwart betrachten, belohnen den Besuch des Generallife in reichlichem Maaße.

Weiter oben am Bergabhange ist die Silla del Moro, der Mauren-Sitz, wo der letzte arabische König, Boabbil, thränenden Auges von Granada und der Alhambra Abschied genommen haben soll, bevor er sein Land verließ.

War es ein Gewinn für die menschliche Cultur, daß die Mauren aus Europa vertrieben wurden? Bedeutete der Sieg, den das Christenthum damals über den Islam davontrug, einen Fortschritt für die geistige Entwicklung des spanischen Volkes? — Wer die culturellen Zustände Spaniens unter der arabischen Herrschaft mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, wird kaum in der Lage sein, diese Frage bejahend zu beantworten. Was wäre aus diesem Lande geworden, wenn ihm das Maaß der geistigen Freiheit, welches es unter den maurischen Fürsten genoß, auch später zu Theil geworden, und die freudige Begeisterung für die Wissenschaft und der zarte Sinn für die Kunst, die aus den unvergleichlichen Leistungen der arabischen Periode herausleuchten, erhalten und weiter gepflegt worden wäre?

Wir haben die Alhambra an einem der folgenden Tage nochmals besucht und eines Abends, als der Vollmond sein zauberhaftes Licht auf die Landschaft sandte, lange Zeit auf der Brüstung des Cisternenplatzes verweilt. Es wurde uns nur gestattet, einen Blick in den von magischem Zauber umflossenen Myrtenhof zu werfen, aber leider nicht vergönnt, die Räume der Alhambra zu durchwandern; denn die Regierung hat seit dem letzten Brande den nächtlichen Besuch derselben streng verboten.

Berauschend schön war das Schauspiel, das wir von der Terrasse aus genossen. Niemals in meinem Leben werde ich die Stunde der Seligkeit vergessen, welche ich dort durchlebt habe. Ist es Traum, ist es Wirklichkeit? fragten wir uns voll innerer Erregung. Sind wir der Erde entrückt? Hat uns ein Gott in eine andere Welt versetzt? —

Wie ein von Feenhänden gewobener duftiger Schleier lag der bleiche Glanz des Mondes über der Ebene. Tausende von kleinen Lichtern aus Granada und vom Albaycin herüber schimmerten hindurch und grüßten uns wie aus fernen Landen. Die leuchtenden Schneefelder der Sierra Nevada schienen uns näher gerückt und wir selbst auf einer in den Lüften schwebenden Insel zu sein. Todtenstille herrschte um uns her, nur vom Zwitschern der Vögel unterbrochen, die sich heimliche Geschichten zu erzählen hatten.

Wenn der Wind in den Blättern der Bäume spielte, so hörten wir leises Geflüster von Stimmen, bald in unserer nächsten Nähe, bald in weiter Ferne, während das Räuzchen aus der Alhambra wehmüthige Klage-laute herüber sandte. Vor unsern trunkenen Augen tauchten unsichtbare Gestalten aus vergangenen Zeiten auf, mächtige Fürsten und Krieger in farbenprächtigen, mit Gold durchwirkten Gewändern und verhüllte Frauen mit glühenden Augen und zarten Händen. Sind sie aus dem Schattenreiche zurückgekehrt, um in nächtiger Stunde die Stätte aufzusuchen, wo sie einst Ruhm und Macht, Liebeslust und Lebensglück fanden? —

Euere Paläste sind verödet, euere Gotteshäuser zerstört; euere Nachkommen hat man vertrieben, und euer Name wurde geächtet. Man vergaß, wie vielen Dank euch Spanien und die ganze Menschheit schuldet, und sah in euch nur die Anhänger eines falschen Propheten. Aber euere Werke sind unvergänglich und haben die Jahrhunderte überdauert. Man konnte euere Scepter zerbrechen und euere Reiche vernichten; aber man vermochte nicht Das, was Ihr für Kunst und Wissenschaft geleistet habt, zu zerstören und die Erinnerung an euere geistigen Thaten auszulöschen aus dem Gedächtniß der Menschen. —

Der Mond erbleichte und verbarg sich hinter einer Wolke. Da verschwand auch der Zauber, und mein Traum war zerronnen. Ich gedachte der poetischen Worte des geistvollen Grafen von Schack (Ves. Werke Bd. I. S. 296):

„Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er beschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.
Vergebens daß ihr nach dem Volke,
Vor dem die Erde bebt, fragt;
Wie nach dem Sturm die letzte Wolke
Verlassen durch den Himmel jagt,
So, wo in scheitelrechtem Brande
Der Sonne alles Leben dorrt,
Irrt es in Maghribs weh'ndem Sande
Instät dahin von Ort zu Ort.“

Granada besitzt außer der Alhambra und dem Generallise nur noch wenige bauliche Ueberreste aus der maurischen Zeit. Die Trümmer des Schlosses auf dem Albaycin, ein arabischer Palast, welcher heute als Artillerie-Kaserne verwendet wird, die Grundmauern des Rathhauses, welches auf dem Plage der arabischen Akademie steht, und einige Bogen und Fensteröffnungen sind fast die einzigen Erinnerungen an jene Periode, die man bei einer Wanderung durch die Stadt bemerkt. Auch mehrere Kirchen, welche einst Moscheen waren, tragen noch die Spuren ihres Ursprungs an sich, wie die Annenkirche, der gegenüber das große Haus liegt, in welchem Eugenie von Montijo, die ehemalige Kaiserin von Frankreich, geboren wurde, und die meisten Kirchen im Albaycin.

Die Kathedrale ist ein schöner Renaissance-Bau aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit prachtvoller statuengeschmückter Fassade. Das Innere wird durch kolossale Riesenpfeiler in mehrere Schiffe getheilt, deren Wände ziemlich kahl aussehen.

Die Capilla mayor enthält einige Gemälde von Alonso Cano, die man zu den bedeutendsten Schöpfungen dieses großen spanischen Meisters zählt, und Altarbilder von Voccanegra und Johann von Sevilla; dorische Säulen, Skulpturen und gemalte Glasfenster vermehren die glänzende Pracht dieser Kapelle.

Reich mit Decorationen ausgestattet sind auch die in den Seitenschiffen verlaufenden Kapellen; einige von ihnen besitzen wahre Kunstschätze, wie die werthvollen Skulpturen in der Capilla del Pilar, und vor Allem das Grabdenkmal des Königs Ferdinand des Katholischen und seiner Gemahlin und dasjenige Philipps des Schönen und der wahnsinnigen Johanna in der Capilla real. Die beiden Paare sind in voller Lebensgröße, mit den Gewändern und Zeichen ihrer königlichen Macht angethan, auf prunkenden Marmorarkophagen ruhend, die mit Reliefs und Verzierungen geschmückt sind, dargestellt. Ueber der Thüre zur Sala Capitular bemerkt man eine Gruppe der Caritas, die von einem Schüler Michelangelos herrühren soll, und links davon ein Bild von Voccanegra, das früher van Dyck zugeschrieben wurde.

Mit kostbarem Schmuck in Marmor und Gold überladen ist die den Ordensbrüdern von San Juan de Dio gehörige Kirche. In andern Klosterkirchen findet man Bilder von Murillo und Alonso Cano. Sehenswerth ist auch die vor der Stadt gelegene Cartuja, die Karthause. Ihre Kirche ist mit einem Marmor ausgekleidet, welcher seltsame Zeichnungen aufweist, in denen man Landschaften, menschliche Figuren und einzelne Scenen aus der Leidensgeschichte Christi erkennen will. Von überraschender Naturwahrheit ist ein gemaltes Holzkreuz, welches in einem der Säle an der Wand angebracht ist. Einen widerlichen Eindruck machen dagegen die im Refectorium befindlichen Darstellungen der grausamen Verfolgungen, welche die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken in England erdulden mußten. Man sieht dort außer Anderem, wie die Körper der unglücklichen Opfer von blutgierigen Henkersknechten durchgesägt und zu anatomischen Querschnitten verarbeitet werden. Solche Bilder entsprechen dem Geschmack des spanischen Volkes und machen es begreiflich, daß ihm die Engländer und überhaupt die Protestanten verhaßt sind.

Granada zählt ungefähr 80,000 Einwohner; es hat schöne Straßen und Plätze mit hohen Häusern, welche liebliche Höfe und Gärten einschließen. Der von den arabischen Dichtern gefeierte Platz der Vibarrambla unterscheidet sich mit seinen jetzigen modernen Bauten allerdings nur noch wenig von andern Plätzen. Originell ist der Zacatin, eine enge, versteckt liegende Gasse mit Kaufläden, welche den arabischen Charakter bewahrt hat. Daneben ist

der im mauriſchen Stil erbaute Bazar, welcher die Stelle der alten Alcaiceria einnimmt.

An ſhattigen Promenaden in der Stadt und ihrer Umgebung fehlt es nicht. Auch zu einigen weiteren Ausflügen wird Gelegenheit geboten. Man kann dann die Kloſtergärten von Los Martires, welche jezt dem Bankier Calderon gehören, beſichtigen, in's Darrothal wandern bis Zobia, wo ein Lorbeerhain iſt, in welchem ſich die Königin Iſabella bei der Eroberung Granadas vor den ſie verfolgenden Mauren verborgen haben ſoll, oder eine größere Tour in das Gebirge unternehmen, wenn man ein rüſtiger Fußgänger iſt und körperliche Anſtrengungen nicht ſcheut.

Keinesfalls aber darf man verſäumen, dem Zigeuner-Quartier einen Beſuch zu machen. Die erſte Angehörige dieſes Volkes, der wir in Granada begegneten, war ein junges Mädchen von außergewöhnlicher Schönheit. Eine hochgewachſene Geſtalt mit vollen, nicht zu üppigen Formen, regelmäßigen Geſichtszügen, auf deren braungelben Farbengrunde ſich die von langen, ſammtweichen Wimpern überſhatteten großen, tieſchwarzen Augenſterne, der purpurrothe kleine Mund und die hellglänzenden Elfenbein-Zähne ſehr wirksam abhoben, und vollem dunklen Haar, welches durch ein buntgeblumtes Kopftuch nur mühsam zurückgedrängt wurde, — ſo ſchritt ſie mit anmuthigem Gruße an uns vorüber. Ihre beſcheidene und dabei zugleich würdevolle und edle Haltung vermehrte den Reiz ihrer äußeren Erſcheinung. Wir erzählten dem uns befreundeten Maler Poſſart aus Berlin, der ſich mit ſeiner lebenswürdigen Frau und Tochter zu derſelben Zeit in Granada aufhielt und Studien in der Alhambra machte, von unſerer Begegnung mit der ſchönen Zigeunerin. Er hat mehrere vortrefflich gelungene Skizzen von ihr entworfen, welche wohl auf ſeinen entzückenden Alhambra-Bildern, die er wie kein Anderer zu malen verſteht, einen Plaz finden und die Bewunderung der Beſucher der nächſten Ausſtellungen erregen werden.

Einen weſentlich anderen Eindruck machten die übrigen Zigeuner, die wir im Albaycin ſahen. Sie wohnen dort größtentheils in natürlichen Felſenhöhlen, welche nur ſpärliches Licht erhalten und unter den ſtacheligen Cactus-Feigen und anderem Geſtrüpp verſteckt ſind. Als wir dorthin kamen, wurde unſer Wagen von einer Schaar von halb- oder gar nicht bekleideten, ſchmutzigen Kindern und zerlumpten alten Weibern umringt, welche in der andringlichſten Weiſe Geſchenke forderten. Sie kletterten über die Rücklehne des Wagens, öffneten die Thüren, griffen nach unſern Kleidern und ſchoben ſich vor den Rädern her. Hätte ſich nicht ein freundlicher Poliſiſt, der uns gefolgt war, bereit gefunden, dieſes Gefindel zu vertreiben, ſo wären wir genöthigt geweſen, umzukehren, da bringende Gefahr vorhanden war, daß wir einen der nichtsnutzigen Rangen überfahren oder wenigſtens von ihnen beſtohlen wurden.

Als wir dem ärgſten Anlauf entronnen und in den ſtilleren Theil dieſer Gegend zurückgekehrt waren, wurden wir eingeladen, den Tänzen und

Gefängen der Zigeuner beizuwohnen. Nachdem der dafür geforderte Preis auf die Hälfte herabgesetzt worden war, führte man uns in ein modern gebautes kleines Haus, wo wir in einem Zimmer des ersten Stockwerkes 5 junge Mädchen im Alter von 16—26 Jahren und 2 Männer fanden, von denen der eine vielleicht 25, der andere mehr als 40 Jahre zählen mochte. Mit Ausnahme des einen der Mädchen zeigten sie sämmtlich den echten Zigeuner-Typus. Ihre Kleidung hatte nichts Eigenthümliches; die Männer trugen kurze Jacken, die Mädchen reichgefaltete helle Kleider mit langen Ärmeln wie die Italienerinnen der niederen Stände, wenn die Schneiderin keinen Geschmack besitzt und wenig geübt in ihrer Kunst ist. Grellfarbige Blumen, mit denen sie ihr Haar geschmückt hatten, gaben ihren schon etwas angewelkten Gesichtern einen Hauch von Frische.

Man brachte uns goldgelben, süßen Manzanilla-Wein in schön geschliffenen Gläsern. Dann begannen die Tänze, welche bald von sämmtlichen Mädchen in Gemeinschaft mit dem jungen Manne, bald nur von Zweien oder Dreien von ihnen ausgeführt wurden, während der ältere Mann die Guitarre spielte, die er mit bemerkenswerther Gewandtheit beherrschte. Gleichzeitig fangen die Mädchen mit näselnder Stimme, handhabten die Castagnetten oder klatschten mit den Händen. Die Tänze bestanden Anfangs in anmuthigen Windungen und Verschlingungen der Tanzenden, die sich an den Händen gefaßt hatten. Aber bald wurden die Bewegungen wilber und stürmischer; durch schrilles Pfeifen und Aufstampfen mit den Füßen gab sich die innere Erregung kund. Wir wurden an den Szardas der Ungarn erinnert, mit dem diese Tänze große Aehnlichkeit haben. — Plötzlich löste sich eine der Tänzerinnen von den Uebrigen los und führte eigenthümliche Bewegungen des Oberkörpers aus, wiegte sich in den Hüften, die manchmal so tief gesenkt wurden, daß sie mit den Knien in einer Linie waren, und gab mit ihren Augen und Armen der schmachtenden Sehnsucht, dem leidenschaftlichen Verlangen nach der Vereinigung mit dem Geliebten Ausdruck. Sie blieb dabei fast immer auf derselben Stelle des Fußbodens, wie die orientalischen Tänzerinnen. Allmählich wurden die Tänze lasciver, und wir beschloßen, aufzubrechen, wurden aber gebeten, noch zu bleiben, bis wir auch die übrigen Tänze und Gesänge kennen gelernt hätten. Da uns die Neugier reizte, und wir die einzigen Gäste waren, denen das Schauspiel vorgeführt wurde, so folgten wir der Aufforderung und ließen das ganze Programm dieser eigenartigen Kunstgenüsse über uns ergehen, welches fast 1½ Stunden in Anspruch nahm.

Die Weiber und Kinder der Zigeuner betheiligen sich eifrig am Bettlerhandwerk, welches in Granada in ausgedehntester Weise betrieben wird. Ich habe die Bettler im südlichen Italien und in Konstantinopel gesehen und ihre zähe Ausdauer und kühne Unerfrockenheit oft — wenn ich nicht gerade selbst das Ziel ihrer Bestrebungen war — rüchhaltlos bewundert. Aber sie sind grüne Anfänger in ihrer Kunst, elende Stümper gegenüber ihren spanischen Zunftgenossen, und unter diesen nehmen die Bettler zu

Granada unstreitig den ersten Rang ein. Sie empfangen den Fremdling, wenn er sein Hôtel verläßt oder dorthin zurückkehrt; sie begleiten ihn schaarenweise durch die Straßen, bis er von jedem Einzelnen von ihnen die Erlaubniß erwirkt, ohne ihn seinen Weg fortzusetzen; dann treten häufig wieder Andere an deren Stelle, und der Vielummorbene merkt kaum, daß sein Anhang geringer geworden ist. Betritt er ein kaufmännisches Magazin oder ein Caffeehaus, so folgen sie ihm auch dorthin und würden ihm überall folgen, wenn er nicht schließlich die Geduld verliert und daran denkt, daß der Klügste zu jeder Zeit nachgiebt.

Dabei nähern sie sich ihrem Opfer bis an die Grenzen der physischen Möglichkeit, treten ihm auf die Füße, fassen seine Kleider und Hände an und scheinen jeden Augenblick bereit, in seine Taschen zu greifen. Da sie sehr unrein und mit Ungeziefer bedeckt sind, in vielen Fällen außerdem an Ausschlägen, Geschwüren oder ekelhaften Krankheiten leiden, so ist es begreiflich, daß man ihrem Entgegenkommen so rasch als möglich ein Ende zu machen sucht.

In größerer Anzahl versammeln sich die Bettler auf den Bahnhöfen, wo sie die Schalter belagern und in die Coupés einsteigen, bei den Kirchen, vor deren Thüren und Altären sie feste Standplätze haben, die ihnen durch das Herkommen gesichert sind, und auf den Bänken der öffentlichen Plätze, wo sie von ihrer Berufsthätigkeit ausruhen und sich zugleich freuen, daß die Sonne nicht bloß den Reichen, sondern auch den Armen scheint. In keiner Stadt Spaniens findet man eine solche Menge von Bettlern, wie in Granada. Wer sie sieht, könnte glauben, daß sie dort aus dem ganzen Lande zusammenkommen, um einen Congreß zur Wahrung ihrer Standesinteressen abzuhalten.

Auch in Granada habe ich die Universität besucht, die alten Gemälde in deren Festsälen bewundert und die wissenschaftlichen Sammlungen und Institute besichtigt. Die Kliniken befinden sich in einem ehemaligen Kloster und werden vortrefflich geleitet. Unangenehm berührte es mich nur, daß der mit allen Hilfsmitteln der heutigen Wissenschaft ausgestattete, neue chirurgische Operationsaal neben dem anatomischen Secirsaale erbaut worden ist. Der Gynäkologe, Prof. Godoy y Rico, welcher die Freundlichkeit hatte, mich durch die Krankensäle zu begleiten, gab mir über die dortigen Einrichtungen die erforderlichen Aufschlüsse; er ist ein gewandter Diagnostiker und ausgezeichnete Arzt, der auch die nicht in den Bereich seines Specialfaches fallenden Theile der Heilkunde vollständig beherrscht.

Das außerhalb der Stadt liegende, nur für Aussäzige bestimmte Hospital de San Lazaro enthält ungefähr 40 Kranke beiderlei Geschlechts. Sie gehören fast sämmtlich den leichteren Formen an; jene schweren Störungen mit umfangreichen Substanzverlusten, wie ich sie im Orient gesehen habe, habe ich dort nicht bemerkt. Die Zimmer der Kranken sind sauber, licht und gut gelüftet; gedeckte Hallen, Höfe und Gartenanlagen ermöglichen ihnen den Aufenthalt im Freien, und die Aussicht auf die benachbarten Berge gewährt ihnen einige Abwechslung in der Monotonie des Daseins. Die

Krankenpflege leitet eine junge barmherzige Schwester von auffällender Schönheit, welche, einer angesehenen Familie Granadas entsprossen, hier den Beweis liefert, daß es auch in unserer egoistischen Zeit noch Weisen giebt, welche die Ideale selbstloser Menschenliebe zu verwirklichen fähig sind.

Keinen günstigen Eindruck macht die Irrenanstalt. Sie ist in dem Seitentrakt eines alten düsteren Hauses mit kleinen Fenstern untergebracht, welches außerdem noch eine Waisenanstalt enthält. Die Kranken sahen schmutzig und verwahrloßt aus und entbehrten der einfachsten Bequemlichkeiten. Der Bau eines neuen, den heutigen Anschauungen über Irrenpflege entsprechenden Hospitals für Geisteskranke ist ein dringendes Bedürfniß und steht auch demnächst bevor, wie mir mitgetheilt wurde.

Doch ich möchte meine Schilderungen des heiteren Granada nicht mit dieser traurigen Erinnerung schließen und gedenke deshalb an dieser Stelle mit Dankbarkeit der belehrenden und genussreichen Stunden, die ich im Verkehr mit Herrn Brieva, einem der hervorragenden Gelehrten Spaniens, verlebte habe. Er bekleidet die Professur der Geschichte an der Universität zu Granada und nimmt nicht blos in seiner Fachwissenschaft, sondern auch als Kunstkenner eine angesehene Stellung ein. Sein Haus ist von unten bis oben angefüllt mit seltenen Kostbarkeiten der Kunst und Wissenschaft. In seiner Bibliothek sah ich mehr Handschriften und Incunabeln, als manche deutsche Universitätsbibliothek besitzt. Seine Zimmer enthalten eine Menge von Gemälden bedeutender Meister, von Skulpturen, von Schränken mit eingelegter Arbeit und andern Kunstschätzen, welche jedem Museum zur Zierde gereichen würden.

Die Tage unseres Aufenthalts in Granada bilden den Glanzpunkt unserer spanischen Reise. Schwer konnten wir uns entschließen, von dort abzureisen, und nur die Hoffnung, daß es uns beschieden sein möge, noch einmal im Leben diese Stätte wiederzusehen, an welcher Natur und Menschenhände zusammen gewirkt haben, um ein irdisches Paradies zu schaffen, machte uns die Trennung möglich.

V. Sevilla.

Von Granada nach Sevilla. — Strenge Gepäckuntersuchung am Bahnhofe in Sevilla. — Unverschämte Preise. — Prozessionen auf den Straßen. — Kirchliche Schaupiele. — Kathedrale. — Giralda. — Alhazar. — Lonja. — Hospicio de la Caridad. — Kirchen. — Museum und Murilloaal. — Haus des Pilatus. — Paulische Ueberreste aus der Römerzeit und der arabischen Periode. — Schloß von San Telmo. — Triana. — Tabakfabrik. — Volksfest zu Oitern.

Mit dem ersten Zuge, welcher von Granada Morgens gegen fünf Uhr abgeht, reisten wir am Gründonnerstag von dort nach Sevilla ab. Bis Bobadilla und La Roda ist es derselbe Weg, den wir bereits auf der Hinreise nach Granada gemacht hatten; nur hatten wir dieses Mal den Vortheil, daß die Strecke von Granada nach Bobadilla am Tage befahren wurde.

Sie führt durch die fruchtbare Ebene des Genil, bei der an einen Vergabehang gelehnnten Stadt Loja vorüber, durchſchneidet dann immer anſteigend die Ausläufer des Hochgebirges und ſenkt ſich hierauf in eine mit Getreide, Delbäumen und Weinpflanzungen bebaute Ebene hinab.

Hinter der Station Riofrio wurden wir genöthigt, auszuſteigen, weil der Eiſenbahndamm in Folge der vorausgegangenen Regengüſſe eine Rutschung erfahren hatte, und die Schienen unterwaſchen worden waren. Wir mußten, während der leere Zug vorſichtig über die verbogenen Geleiſe hinweggeſchoben wurde, eine Strecke nebenher zu Fuß zurücklegen: was bei der Schmalheit des Weges und dem aufgeweichten Boden gerade nicht angenehm war, beſonders für Damen, deren Schuhwerk nur beſcheidenen Anforderungen gewachſen war. Von La Roda zweigt eine Nebenlinie nach Utrera ab, dem Knotenpunkt für Sevilla und Cadix.

Um vier Uhr Nachmittags trafen wir in Sevilla ein und wurden zunächſt einer ungemein ſtrengen Gepäcksunterſuchung unterzogen. Es handelte ſich dabei darum, feſtzuſtellen, ob wir größere Mengen von Fleiſch, Mehl oder anderen Lebensmitteln mit uns führten, um ſie in der Stadt zu verkaufen. Obwohl ich nun dem ſtädtiſchen Beamten, welcher die Unterſuchung vornahm, mit dem Ausdrud innerer Wahrhaftigkeit verſicherte, daß dies durchaus nicht der Zweck unſerer Reiſe nach Spanien ſei, ſo ließ er doch jedes einzelne Stück unſerer Sachen aus dem ſorgſam gepackten Koffer herausnehmen und durch ſeine Hände gleiten, damit nicht etwa ein Bayonner Schinken, in einem Pariſer Spizentleide verſteckt, ſeiner Aufmerkſamkeit entgehe. Auf ſeinem hämiſch lachenden Geſichte prägte ſich dabei die Freude aus, die es ihm machte, daß er dem beneideten und verhaßten Fremden eine Unannehmlichkeit zu bereiten die Macht hatte.

Nachdem dieſe läſtige Gepäcksunterſuchung vorüber war, konnten wir endlich unſern Einzug in das vielgeprieſene Sevilla halten. Der Einſpanner, welcher uns mit unſerm Koffer und Handgepäck in das etwa fünfzehn Minuten entfernte Hôtel de Madrid brachte, verlangte dafür zehn Franken und war zu dieſer Forderung vollſtändig berechtigt; denn die weiſen Behörden von Sevilla haben den Tarif für die öffentlichen Lohnfuhrwerke während der Oſtertage aufgehoben, ſodaß den edlen Koſſelentern die finanzielle Werthſchätzung ihrer Leiſtungen frei ſteht.

Es liegt dieſer Einrichtung offenbar ein Lokal-Patriotismus zu Grunde, welcher den Einheimiſchen die ungehinderte Ausnutzung des Fremdenzuſtuffes ermöglichen will. Auch im Gaſthofe zur Stadt Madrid, wo wir zunächſt abſtiegen, war man von der Richtigkeit dieſer Anſchauung überzeugt. Ich hatte am Vormittag des vorhergehenden Tages eine telegraphiſche Anfrage dorthin gerichtet, ob ein Zimmer frei ſei, aber keine Antwort darauf erhalten, obwohl ich die Retourbeſeſſe bezahlt hatte. Bei unſerer Ankuft wurde uns nun ein kleines, dumpfiges, einſenſtriges Zimmer zu ebner Erde, deſſen Thüren ſich auf den Hof öffneten, aber ohne die kräftige Hilfe des Haus-

kechts weder geschlossen noch aufgesperrt werden konnten, da das Schloß stark verrostet war, ein dunkles Zimmer, an dessen Wänden die Feuchtigkeit herabbrann, sodaß uns die berechtigte Aussicht auf einen hartnäckigen Rheumatismus eröffnet wurde, angewiesen und dafür nebst der Verpflegung der Preis von täglich sechzig Franken gefordert. Das Mißverhältniß zwischen dieser Forderung und dem, was dafür geboten wurde, war so groß, daß wir uns entschlossen, uns nach einer andern Unterkunft umzuschauen.

Nachdem wir zu diesem Zweck mehrere Privatwohnungen besichtigt hatten, die meistens in einem jämmerlichen Zustande waren, fanden wir in dem eleganten schöngelegenen Hôtel de Paris ein unsern Wünschen entsprechendes, confortables großes Zimmer. Wir mußten dafür zwar auch sechzig Franken für den Tag zahlen, erhielten aber wenigstens eine reinliche, bequeme und gesunde Wohnung. Das Essen war schmacht und reichlich und jedenfalls besser als im Hôtel de Madrid, wie ich den Mittheilungen von Reisenden, die dort wohnten, entnehmen konnte.

Vor unseren Fenstern gingen mehrere der Proressionen vorüber, welche in der Charwoche bei Tage wie bei Nacht die Straßen durchziehen. Auf großen Podien werden überlebensgroße bemalte Holzfiguren, welche Scenen aus der Leidensgeschichte Christi darstellen, vorübergetragen; die Träger, deren Zahl sich nach der Schwere des Podiums und der darauf befindlichen Figuren, Leuchter, Kreuze und anderer Gegenstände richtet und bis auf dreißig steigt, sind den Augen des Publikums durch ein herabfallendes Tuch zum Theil entzogen. Die Figuren sind mit kostbaren, buntfarbigen, golddurchwirkten Gewändern bekleidet, mit Edelsteinen und Schmuck bedeckt und tragen einen Naturalismus zur Schau, der bisweilen komisch wirkt. So erscheint die heilige Maria mit blondem, langem, fast bis auf die Erde reichendem Haupthaar; sie hat eine goldene Krone auf dem Kopfe, ein feines Spitzensacktuch in der Hand und eine ungeheure Schleppe am Kleide; Christus ist mit einem prachtvollen Sammetmantel bekleidet.

Die einzelnen Figuren sind zu verschiedenen Gruppen vereinigt, vor denen die Nazarener einhergehen, und denen andere junge Leute, welche als römische Soldaten angezogen sind, folgen. Nazarener werden die Angehörigen verschiedener religiöser Laien-Bruderschaften genannt, welche in lange, mit Schleippen versehene Mäntel von weißer, blauer, violetter oder schwarzer Farbe gehüllt sind, die oben mit einer zuckerhutförmigen Mütze endigen, auch das Gesicht bedecken und nur für die Augen zwei ausgeschnittene Gucklöcher freilassen; die Tracht gleicht also derjenigen der sogenannten Gugelmänner, wie man sie in Italien bei den Begräbnissen sieht.

In früheren Zeiten, als das Flagellantenthum noch blühte, gingen die Nazarener mit entblößtem Oberkörper bei den Proressionen einher und peitschten sich denselben mit Geißeln, bis das Blut herabfloß, wie es der berühmte spanische Maler Goya auf einem Gemälde, das sich in Madrid befindet, dargestellt hat.

Bei den verſchiedenen Aufzügen wirkten bald nur eine, bald mehrere dieſer Figurengruppen mit, und bei den großen Feſtügen am Gründonnerstag und Charfreitag werden ſämmtliche Gruppen vorgeführt. Das Ganze macht einen häuſerlichen Eindruck und würde bei uns höchſtens den Beifall der Landbevölkerung finden.

Doch beſteht der große Unterſchied zwiſchen ihnen und den kirchlichen Prozeſſionen, welche bei gewiſſen Gelegenheiten unſere Dörfer durchziehen, daß man den Theilnehmern der letzteren die frommgläubige Ergriffenheit anmerkt, während die Nazarener zum großen Theile ſich kaum die Mühe gaben, ihre religiöſe Gleichgiltigkeit zu verbergen. Sie ſtolzirten in ihren Gewändern den ganzen Tag in der Stadt herum, ließen ſich von ihren Bekannten bewundern und ſtörten die feierliche Ruhe der Prozeſſion, welche wir verlangen, durch lautes Reden und unpaſſende Geberden; während der Pausen rauchten ſogar manche der Nazarener ungenirt ihre Cigarrette. Die Haltung der Zuſchauer entſprach natürlich ebenſowenig dem Ernſt des großen tragischen Schauſpiels, welches durch die Aufzüge zur Anſchauung gebracht wurde. Man hätte darnach eher glauben können, daß ein heiterer Carnevalsſcherz hier aufgeführt würde, als daß die furchtbare Tragik des menſchlichen Daſeins des erhabenen Stifters der chriſtlichen Religion dargeſtellt wurde. Die Prozeſſionen in Sevilla haben nicht ſo ſehr den Charakter einer kirchlichen Feierlichkeit als denjenigen einer Volksbeluſtigung.

In Andaluſien werden die Kirchen überhaupt als eine Art von Theater betrachtet und die religiöſen Ceremonien durch Theatereffecte verunkſtaltet. So werden z. B. bei den Worten des Evangeliums: „Der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten“ während der Charwoche in den Kirchen Petarden losgebrannt, wie mir erzählt wurde. Ich ſelbſt habe es dort nicht geſehen, weil ich dem Schießen und unvorſichtigen Umgehen mit Feuer in den Kirchen gern aus dem Wege gehe, ſeitdem ich es beim Oſterfeſte in Griechenland zu beobachten Gelegenheit hatte. Ebenſo haben wir auf das ergögliche Schauſpiel verzichtet, welches der Straßenjugend von Sevilla bereitet wird, wenn die mit Stroh ausgeſtopfte Figur des Judas, die an einem über der Straße geſpannten Stricke hängt, öffentlich verbrannt wird.

In Sevilla hat ſich auch bis heute die ſeltſame Sitte erhalten, daß am Frohnleichnamſfeſte die Shornaben, als Bagen gekleidet, unter Geſang und Caſtagnettenſpiel vor den Altären Tänze aufführen. Früher ſollen die Mönche in der Weihnachtsmeſſe vor dem Altare getanzt haben; doch iſt dies längſt abgeſchafft worden. Dieſe Form der Gottesverehrung, welche unſern ſtrengen Anſchauungen frivol erſcheint, iſt bekanntlich ſehr alt und war einſt bei vielen Völkern verbreitet. Die Prieſter der Cybele tanzten am Auferſtehungsfeſte des Attis, und die Mars-Prieſter am Neujahrstage; ebenſo umkreiſten die Baals-Pſaffen den Altar, und auch der altteſtamentariſche König David machte gelegentlich ſein Tänzchen vor der Bundeslade.

Die Oster-Prozessionen des Jahres 1892 wurden in Sevilla nicht vom Wetter begünstigt. Der für Charfreitag bestimmte allgemeine Festzug kam gar nicht zu Stande, weil gegen vier Uhr Nachmittags ein heftiger Regenguß herniederging. Die Rücksicht auf die kostbaren Gewänder der Theilnehmer und Figuren, welche unter den über den Straßen ausgespannten Decken nur geringen Schutz gegen die Nässe finden, rechtfertigte diesen Entschluß; aber man hatte nicht die Artigkeit, das Publikum, welches nach dem Aufhören des Regens seine Plätze wieder eingenommen hatte und die Prozession erwartete, davon zu benachrichtigen. Auch unterließ man es, den Zuschauern, die um ihren Genuß gekommen waren, das Geld, welches sie für ihre Sitze gezahlt hatten, zurück zu erstatten.

Zu den in den Kirchen stattfindenden Feierlichkeiten konnten nur Wenige Zutritt erhalten, da das Gedränge der sich dort anhäufenden Menschenmassen sehr groß war, und die rücksichtslose Verwerthung der Ellenbogen zum Nachtheile der Umstehenden nicht Jedermanns Sache ist. Dazu kam, daß die Kathedrale wegen der Umbauten, welche durch den Einsturz einiger Gewölbe nothwendig geworden sind, theils mit Stützgerüsten und Leitern für die Arbeiter angefüllt, theils vollständig abgesperrt war. Der Totalüberblick über das Innere der Kathedrale, welcher nach den übereinstimmenden Schilderungen der Reisenden, die sie früher gesehen haben, einen imposanten Eindruck machen soll, war uns somit nicht vergönnt.

Außerlich erscheint die Kirche als ein mächtiger, spätgothischer Bau mit schöner Fassade und großen Portalen, deren decorative Ausstattung schon der Renaissance angehört. Sie wurde auf den Trümmern der Hauptmoschee der Mohammedaner errichtet, welche selbst einst an der Stelle einer christlichen Kirche, die zur Zeit der Gothen dort stand, erbaut worden war. Aus der ältesten christlichen Periode soll auch eine Mauer mit dem Bilde der Mutter Gottes vorhanden sein.

Aus der arabischen Zeit stammt die Giralda mit dem diesen Thurm umgebenden Orangerie und seinen Umfassungsmauern, während von der Moschee selbst vielleicht nur die weitausgedehnte Grundfläche beibehalten worden ist. Der Bau der Kathedrale begann im Jahre 1401 und wurde erst 1519 beendet, nachdem noch während des Baues ein Theil derselben, nämlich die Kuppel, eingestürzt war. Das Innere der Kirche ist in fünf Schiffe getheilt, deren Wölbungen von hohen, aus kleinen Säulen zusammengesetzten Strebebeilern getragen werden.

Das Licht, welches durch die hoch oben angebrachten, mit Glasmalereien versehenen Fenster eindringt, wird stark gedämpft und läßt die hohen Räume in einem unbestimmten Halbdunkel, welches erst allmählich die Unterscheidung der Umrisse gestattet.

Im mittleren Schiffe sind der Chor mit den Betstühlen der Geistlichen und der Hochaltar bemerkenswerth, welcher aus Lärchenholz geschnitzt und mit reichen Vergoldungen verziert, auf vierundvierzig Säulen die ganze

Lebensgeschichte Christi zur Darstellung bringt. An die Wände der Seitenschiffe lehnt sich ein Kranz von Kapellen an, welche eine unerschöpfliche Quelle von Kunstschätzen enthalten. Man findet dort Bilder aus den frühesten Entwicklungsepochen der christlichen Kunst, hauptsächlich aber aus dem 16. und 17. Jahrhundert, als Sevilla der Sitz einer berühmten Malerschule war. Meister, wie P. Campaña, Vargas, Villegas Marmolejo, Roelas, die beiden Herrera, Carlo Maratta, Zurbaran, Juan de Sevilla, Baldez, Vasquez, Alonso Cano und Murillo haben in dieser Kirche Werke ihres Schaffens niedergelegt. Leider wird die Betrachtung derselben durch die kümmerliche Beleuchtung und den ungünstigen Platz, an welchem einige von ihnen angebracht sind, ungemein erschwert. In der Charwoche sind die Bilder außerdem noch zum Zeichen der Trauer verhüllt, und es ist daher nur möglich, einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen, wenn der Vorhang auf wenige Augenblicke gelüftet wird.

Vor dem berühmten Gemälde des Murillo: „Der heilige Antonius von Padua mit dem über ihm schwebenden Jesus-Kind“ hat man ein Schutzgitter befestigt; es wurde nämlich vor einer Reihe von Jahren gestohlen, blieb lange Zeit verschwunden und tauchte dann bei einem Kunsthändler in Amerika auf, von dem es die Spanier zurückkaufen mußten.

Auch mit Skulpturen, Statuen und Holzsnitzereien sind die Kapellen reich geschmückt. In der Capilla real werden die Gräber des Königs Ferdinand des Heiligen und seiner Gemahlin, sowie von Alfons I. und der schönen Maria Pabilla, der Geliebten des grausamen Peter, gezeigt. In einem vor dem Altare stehenden Schrank, der aus Krystall und Bronze gearbeitet und mit Silber und Goldbeschlagen verziert ist, wird der wohlerhaltene Leichnam des heiligen Ferdinand aufbewahrt. Die Sacristei enthält zwei Gemälde von Murillo und eine Menge werthvoller Schmuckgegenstände und Reliquien. Auch der Capitel-Saal und die an die Kathedrale anstoßende Domkapelle besitzen einige sehenswerthe Bilder und Kunstarbeiten.

Den Vorhof der Kathedrale bildet der mit Orangenbäumen und Cypressen bewachsene Garten, welcher einst die Moschee umgab. Er wird durch eine hohe Mauer, die von dreieckigen Zinnen gekrönt wird und sich ebenfalls aus maurischer Zeit erhalten hat, nach Außen abgegrenzt!

In unmittelbarer Nähe der Kathedrale erhebt sich der arabische Thurm die Giralda, wie er nach der drehbaren Wetterfahne genannt wird. Es ist ein aus rothbraunen Backsteinen bestehender quadratischer Bau, dessen Seiten je 32 Fuß messen. Die Mauern sind 8—10 Fuß stark und von zierlichen arabischen Doppelfenstern durchbrochen, welche mit den kleinen Balkonen, Säulen und Stuckornamenten der Mauernfelder die vier Facaden des Thurmes beleben.

Im Innern desselben verläuft eine breite Treppe, die in spiralförmigen Windungen so allmählich ansteigt, daß sie auch von Personen, die des Steigens ungewohnt sind, zurückgelegt werden kann. Der oberste Theil des Thurmes

wurde erst im 16. Jahrhundert aufgesetzt, nachdem der arabische Pavillon, welcher bis dahin auf der Plattform gestanden niedergerissen worden war; er zeigt daher auch deutlich den Einfluß der Renaissance.

Darüber erhebt sich jetzt der kleine Glockenthurm, durch dessen offene Fensterbogen man von unten die Glocken sieht. Wenn es der Zufall will, daß man gerade zur Zeit des Läutens hinaufkommt, wie es uns erging, so hat man die Empfindung, als ob das Trommelfell gesprengt werden und der Thurm mit den Glocken im nächsten Augenblick zusammenstürzen sollte. Eine schmale Treppe führt durch den Glockenthurm auf eine Rampe, von welcher man eine entzückende Rundsicht über Sevilla und seine Umgebung genießt. Den Glockenthurm krönt eine Kuppel mit der, eine Wetterfahne tragenden, beweglichen Statue des Glaubens, der sich hier nach dem Winde dreht.

Nicht weit von der Kathedrale liegt der Alhazar, der gleich der Giralba unter der arabischen Herrschaft begonnen und unter den christlichen Königen, aber von arabischen Baumeistern und im Stile maurischer Architektur weiter ausgebaut und vergrößert wurde. Mehrere spanische Könige, wie Peter der Grausame und später der Kaiser Carl V., hatten hier ihre Residenz und verwendeten große Summen auf die Verschönerung des Schlosses und der Gärten.

Die Anlage und Ausführung des Palastes hat manche Ähnlichkeit mit derjenigen der Alhambra; doch sind die Höfe und Säle kleiner und mehr mit Elementen aus der späteren Zeit vermischt. Der mit Marmortafeln gepflasterte, in der Mitte mit einer Fontaine versehene Patio de las Donzellas zeigt, wie der Löwenhof in der Alhambra, eine an den vier Wänden verlaufende Gallerie, die nach Innen durch 52 Marmorsäulen begrenzt wird, welche die mit reichen Stuckverzierungen ausgestatteten, durchbrochenen arabischen Bogen tragen. Die inneren Wände der Gallerie sind unten mit farbigen Fayenceziegeln ausgelegt, oben mit Ornamenten und Arabesken geschmückt und von Thüren und Doppelfenstern im arabischen Spitzbogenstile durchbrochen, welche sich in die anstoßenden Gemächer öffnen. In der Höhe des ersten Stockes befindet sich eine zweite, von Säulen getragene, nach dem Hofe offene Gallerie, welche aber weder in der Anordnung der Säulen noch in der architektonischen Ausstattung zu der unteren paßt. Sie wird von Rundbogen gebildet, ist einfach und schmucklos gehalten und gleicht den Bogengängen der venetianischen Paläste.

Den Glanzpunkt des Alhazars bildet der Gesandtensaal mit seinen hohen corinthischen Säulen, den Bogenportalen, Tribünen und den mit farbigen Arabesken und arabischen Inschriften fast überladenen Wänden, die wie mit einem feingestickten, reich gemusterten Teppich überkleidet erscheinen und oben von einer Gallerie umsäumt werden, die von 44 kleinen Säulen getragen wird. Ueber dem Saale wölbt sich eine in lebhaften Farben gehaltene Kuppel.

Von dort wird man in den Puppenhof und in die übrigen Säle und Gemächer geführt, welche größtentheils aus der christlichen Zeit stammen und durch Umbauten und Restaurierungs-Arbeiten einen etwas modernen

Charakter erhalten haben. Der Herzog von Montpensier, der Schwager der entthronten Königin Isabella, bewohnte lange Zeit den Alkazar, und noch jetzt wird er von der königlichen Familie, wenn sie sich in Sevilla aufhält, als Absteigequartier benutzt.

Entzückend sind die zum Alkazar gehörigen Gärten. Was die südliche Vegetation an Blumenpracht und seltenen Pflanzen zu bieten vermag, ist hier vereinigt, um in Verbindung mit Marmor-Statuen, reizenden kleinen Pavillons und geheimnißvoll versteckten Bädern, die in den weiten Anlagen zerstreut sind, mit Fontainen und Wasserkünsten aller Art den Besucher zu überraschen und zu erfreuen.

Zwischen der Kathedrale und dem Alkazar liegt die Lonja, die Börse, mit ihren von dorischen Säulen getragenen Arkaden im Innern. Es ist ein quadratischer, schwerfälliger Renaissance-Bau des 16. Jahrhunderts, der außer Anderm auch die auf die Geschichte der überseeischen Entdeckungen bezüglichen Documente enthält.

Wenn man von dort durch eine kleine Querstraße in der Richtung zum Flusse wandert, so findet man an einem wüsten, zur Ablagerung von Bauholz und Schutt dienenden Plage das Hospicio de la Caridad, das Pfründnerhaus, mit seinen berühmten Murillo-Bildern. Es soll von dem wegen seiner galanten Abenteuer in der Poesie und Kunst verherrlichten Don Juan de Marañón gestiftet worden sein, der hier für seine Frevel in den letzten Jahren seines Lebens Buße that. Das Gebäude gehört dem 17. Jahrhundert an und besitzt eine hübsche Fassade und einen noch schöneren Hof; aber den eigentlichen Anziehungspunkt bildet die Kirche mit den beiden Gemälden von Murillo, die zu den besten Werken dieses großen Meisters gezählt werden. Das eine stellt Moses vor, wie er mit seinem Stabe eine Quelle im Felsen eröffnet, deren Wasser die dürstenden Isrealiten trinken, das andere die wunderbare Vermehrung der Brote und Fische durch Christus; außerdem sieht man noch einige kleinere Bilder von Murillo und Baldez.

Auch in andern Kirchen Sevillas, namentlich in der zur Universität gehörigen, sowie in den Kirchen der heiligen Anna, des heiligen Isidor und zu allen Heiligen, werden werthvolle Gemälde, Statuen und Holzschnitzereien aufbewahrt. Man bedauert nur, daß sie an diesen Orten häufig nicht die gebührende Werthschätzung und Aufsicht erfahren und dem Studium nahezu entzogen sind, und möchte ihre Vereinigung in einem Museum wünschen, vorausgesetzt daß dessen Besichtigung nicht von der Willkür spanischer Beamten abhängig gemacht wird.

Die letztere ist in Sevilla sehr groß, wie wir beim Besuch des Museums erfahren mußten. Wir hatten soeben den Saal, in welchem die Murillo-Bilder hängen, betreten, als ein Beamter uns unter dem Vorwande, daß derselbe an diesem Tage gereinigt werden und deshalb dem Publikum verschlossen bleiben solle, aufforderte, ihn sofort wieder zu verlassen. Erst als ich ihm vorstellte, daß wir die weite Reise von Oesterreich, dem Lande, in

dem die regierende Königin von Spanien ihre Heimat habe, nach Sevilla gemacht hätten, um die Gemälde Murillos zu sehen, und ihn bat, die Vorstellungen über die Höflichkeit der Spanier, welche bei uns verbreitet sind, nicht Lügen strafen zu wollen, gestattete er uns die ungestörte Betrachtung der Bilder. Die spanische Regierung würde den Fremden manche Unannehmlichkeit ersparen und dem Staate zugleich eine neue Einnahmequelle verschaffen, wenn sie von den Besuchern der öffentlichen Museen und Sehenswürdigkeiten ein bestimmtes Eintrittsgeld erheben wollte, das ihnen das Recht des Daseins giebt.

Das Museum in Sevilla besitzt 24 große Gemälde von Murillo, unter denen der Almosen an die Armen vertheilende heilige Thomas, die Anbetung der Hirten, die Geburt Christi und die Kreuzabnahme am meisten fesseln. Die zahlreichen Madonnen- und Jesus-Bilder zeigen einen Liebreiz der äußeren Erscheinung, eine Zartheit der Empfindung, die Heiligen den Ausdruck gotterfüllter Schwärmerei, wie er manchen andern Werken dieses Meisters fehlt. Sie stellen das künstlerische Schaffen desselben in seiner höchsten Vollendung dar, als sein von den Idealen der Humanität und Religion verkürter Realismus große Ziele in's Auge faßte. Nur wer diese Bilder gesehen hat, wird Murillos Bedeutung als Maler vollständig verstehen können.

Unter den Baumerken Sevillas verdient auch das Haus des Pilatus mit seinen Bogengewölben, Säulengalerien und der seltsam gemischten Architektur einen kurzen Besuch. Es wurde im Jahre 1520 angeblich nach dem Muster des Hauses, welches damals in Jerusalem als Palast des Pilatus bezeichnet wurde, erbaut und gehört jetzt dem Herzoge von Medina-Celi. Daß Pilatus hier geboren worden sei, wie von den Leuten in Sevilla erzählt wird, ist selbstverständlich eine spätere Erfindung. Der Baumeister wollte den maurischen Stil nachahmen, ist aber seinem Plane durch die Verbreiterung der Bogen, durch die Form und Anlage der Fenster und vor Allem durch die Ausschmückung des Innern mit antiken Statuen untreu geworden.

Sevilla soll von den Phöniziern gegründet worden sein. Jedenfalls genoß die Stadt schon zu den Zeiten der Römer ein großes Ansehen, da ihr von Julius Cäsar das Recht verliehen wurde, Münzen zu prägen. Aus dieser Periode sollen sich die Aquaeducte von Carmona, welche das Trinkwasser nach Sevilla leiten, erhalten haben. Auch von der zwei Stunden entfernten Stadt Italica, welche den Römern die Kaiser Trajan, Hadrian und vielleicht auch Theodosius gegeben hat, ist außer den Ruinen eines Amphitheaters nicht mehr viel übrig geblieben; ich habe den Ausflug dorthin unterlassen, da mir die Zeit mangelte, und die Erinnerungen an die großartigen Baudenkmäler der Römer, welche ich in Italien gesehen habe, meine Erwartungen zu sehr herabstimmten.

Später fiel Sevilla in die Hände der Vandalen, die von den Gothen verdrängt wurden, und dann wurde es von maurischen Fürsten beherrscht. Aus der arabischen Zeit stammt noch der Goldthurm, welcher einst wahrscheinlich zu den alten Befestigungen gehörte. Er spielte in der spanischen

Geschichte eine große Rolle; denn hier wurden einst die Schätze der neu entdeckten Erdtheile niedergelegt.

Er liegt am Guadalquivir, der in Sevilla bereits schiffbar ist, an einer schönen Promenade, welche dem Flusse entlang zu dem von prächtigen Gärten umgebenen Schlosse von San Telmo, dem Wohnsitz des Herzogs von Montpensier, führt. An der andern Seite des Guadalquivir liegt die Vorstadt Triana, das Zigeuner-Quartier, wo die schöne Tänzerin Lola Montez geboren wurde.

In der Nähe des Schlosses von San Telmo befindet sich die durch die Oper: „Carmen“ allgemein bekannt gewordene Tabakfabrik, in welcher nach den Schülberungen der Reisebücher 3000 schöne Mädchen als Arbeiterinnen beschäftigt sind. Ich konnte unter ihnen nur einzelne entdecken, welche dieses Prädikat verdienten. Die Meisten waren bleiche, abgehärmte Gestalten, auf deren Stirn die Noth und der Kummer schon manche Falte gezeichnet hatten.

Wenn man von der Tabakfabrik aus die rings um die Stadt verlaufenden breiten Baum-Alleen mit den antiken Granitsäulen und Standbildern weiter verfolgt, so kommt man bald zu dem Platz, auf welchem die mit dem Oßerfeste verbundenen Volksbelustigungen stattfinden. Man hatte eine Anzahl von leichten Hütten aus Holzbrettern errichtet, in welchen Abends bei heiterem Gesange und Becherklang getanzet wird. Jenseits der Allee wurde eine Ausstellung von Pferden, Maulthierern, Rindvieh und landwirthschaftlichen Geräthen vorbereitet, so daß das Arrangement der Festlichkeiten große Aehnlichkeit mit dem Oßterfeste in München hatte. Nur die Stierkämpfe, welche einen wesentlichen Theil des Festprogramms von Sevilla bilden, fehlen bei dem bayerischen Nationalfeste.

Da uns weder die letzteren noch die landwirthschaftliche Ausstellung und die übrigen Vergnügungen so reichen Genuß versprachen, um deshalb die Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, welche die Anhäufung großer Menschenmassen im Gefolge hat, noch länger zu ertragen, so reisten wir schon in den Oßtertagen von Sevilla ab. Ich möchte Jedem abrathen, diese Zeit für seinen dortigen Aufenthalt zu wählen; denn er wird in der Besichtigung der Kirchen und Sehenswürdigkeiten gehindert und muß Wohnung, Verpflegung und Dienstleistungen doppelt oder dreifach so theuer bezahlen, als unter normalen Verhältnissen, während die dafür gebotenen kirchlichen Prozeßionen und Volkslustbarkeiten den Fremden nur selten eine besondere Freude bereiten dürften. Gegenüber der ausgebreiteten Reclame, die den Oßter-Festlichkeiten zu Sevilla von den Behörden dieser Stadt gemacht und von den großen Reise-Agenturen der Herren Cook, Gaze, Eschenfer u. A., welche Extrafahrten dorthin ankündigen, unterstützt wird, ist es geboten, auf das, was die Reisenden dort erwartet, hinzuweisen und ihnen zu empfehlen, Sevilla lieber zu einer Zeit zu besuchen, in welcher ihnen der Genuß an den wunderbaren Bauwerken und Kunstschätzen nicht durch den Aerger über die Unhöflichkeit und Habgier der Menschen vergällt wird. (Schluß folgt.)



Illustrierte Bibliographie.

Schillers Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gegen die sogenannten illustrierten Classiker-Ausgaben werden manche nicht unberechtigte Bedenken geltend gemacht. Die Enttäuschung, die man oft erlebt, wenn man eine hochverehrte, gefeierte Persönlichkeit leibhaftig vor sich sieht und sie näher kennen lernt, tritt auch zuweilen ein, wenn man die dem Geiste vertraut und liebgewordenen Gestalten eines bewunderten Dichters durch Künstlerhand verkörpert sieht. Mag sich die Anschauung des Künstlers vielleicht auch mit der des Dichters decken, so kann sie doch der Vorstellung dieses oder jenes Lesers widersprechen; und von vertraut gewordenen Vorstellungen, von Lieblingen unserer Phantasie trennen wir uns oft eben so ungern, wie von wirklichen, unserem Herzen nahestehenden Personen. Wir haben die ähnliche erkältende Empfindung, als wenn uns ein alter Freund plötzlich in fremder Kleidung und mit verändertem Wesen entgegentritt. — Ferner läßt sich nicht leugnen, daß ein Leser von reger Phantasie, dem das Gelesene sich alsbald zu lebendigen Bildern verkörpert, und der nun durch den Künstler in dem freien Spiel seiner Einbildungskraft behindert ist, die Illustrationen zuweilen mehr als störendes, denn als anregendes Element empfinden wird. Endlich verführt der Illustrationseifer nicht selten zu Fehlgriffen, indem zur bildlichen Darstellung völlig ungeeignete Objecte dem Stifte des Zeichners verfallen. — Wir wollen nun nicht behaupten, daß die angeführten Bedenken dem vorliegenden Prachtwerke gegenüber ganz wegfallen; hie und da mögen sie Manchem auftauchen; im Ganzen aber kann man die beifällige Aufnahme, die das Unternehmen bei seinem ersten Erscheinen vor vierzehn Jahren fand, als erklärlich und gerechtfertigt bezeichnen. Und die vorliegende fünfte Auflage ist keineswegs eine unveränderte Wiebergabe der ersten, sondern eine in vieler Beziehung verbesserte und bereicherte. Die Illustrationen sind revidirt, verschiedene sind in der Zeichnung vorthellhaft verändert und im Schnitt verbessert worden. Leider ist die nicht gerade geschmackvolle Illustration zur „Kindesmörderin“ — um eine Unterlassungssünde anzuführen — stehen geblieben; eine Beseitigung derselben dürfte sich für die nächste Auflage empfehlen. Derartige Mißgriffe sind jedoch nur ganz vereinzelt nachzuweisen, im Allgemeinen haben Verleger und Künstler ihre Aufgabe mit Verständnis und Takt, mit Geschmack und Geschick gelöst; die Zahl wahrer Kunstblätter ist nicht gering, wir nennen — um nur etwas hervorzuheben — die prächtigen landschaftlichen Compositionen von E. Kanoldt, die vortrefflichen Zeichnungen Ferdinand Kellers zu „Tibo“ und „Don Carlos“, welch



Resignation.



„Und schwer getroffen sinkt er nieder.“ (Kraniche des Jbhus.)

Aus: „Schillers Werke.“ Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.



„An diesem Arm soll meine Ruhe durch's Leben hipfen.“
 Aus: „Schillers Werke.“ Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Deutsche Verlags-Anstalt
 Stuttgart.

letztere nur hie und da — nach unserem Gefühl — eine Neigung zu prunkhafter Ueberladung verrathen. — Wir plaudern, daß diese Verkörperung Schiller'scher Gestalten den Verehrern des Dichters keine Enttäuschung bereiten wird. Anerkennung verdient es, daß — was eigentlich selbstverständlich, aber doch bei manchen Unternehmungen ähnlicher Art nicht beachtet worden ist — bei umfangreicheren Werken, so bei den dramatischen Dichtungen, die Einheit der Auffassung dadurch gewahrt worden ist, daß ein einziger Künstler mit der Illustrirung beauftragt wurde.

Als werthvolle Bereicherung der neuen Auflage sind die elf Lichtdruckbilder nach neuen Zeichnungen und die schöne Heliogravüre, die uns das edle Antlitz des Dichters nach der Danneberg'schen Büste vorführt, zu verzeichnen.

Neben den zahlreichen Text- und Vollbildern tragen hübsche Initialen, Kopfleisten, Bignetten dazu bei, dem Werke den Charakter eines echten Prachtwerkes zu geben; die typographische Ausstattung ist musterhaft, das Papier vorzüglich. —

Die Ausgabe erscheint in 65 Lieferungen von je 3—4 Bogen in Octavformat zum Preise von je 50 Pf.

Wer seine Freude daran hat, ehlen Trank in goldener Schale zu genießen, dem sei die schöne, illustrierte Ausgabe unseres Schiller warm empfohlen.

O. W.

Die Baukunst der Renaissance in Portugal.

I. Band. Lissabon und Umgegend. Von Albrecht Haupt, Architect. Privatdocent der Königl. Technischen Hochschule zu Hannover. Frankfurt, J. Keller.

Seitab und fern von der großen Straße gelegen, auf welcher das Heer der Europa Vereienden dahinzuziehen pflegt, ist der westliche Theil und Staat der iberischen Halbinsel, das Königreich Portugal, das verhältnißmäßig am wenigsten bekannte Land unseres Welttheils geblieben. Während alle andern immer häufiger von den Angehörigen der Cultur-Nationen aufgesucht und immer gründlicher nach allen Richtungen hin durchforscht worden sind, ließ man Portugal fast unbeachtet. Besonders ist das in Bezug auf seine Kunstgeschichte und auf die in ihm erhaltenen Kunstdenkmäler seiner Vergangenheit gesehen. Und doch hat auch Portugal, so gut wie das nahe verwandte und benachbarte Spanien, glanzvolle Zeiten der schöpferischen Kunstthätigkeit gesehen, durch welche eine Fülle merkwürdiger bedeutamer Werke, besonders auf dem Gebiet der Architektur, hervorgerufen worden ist, die heute, wenigstens zum Theil noch wohl erhalten, bereites Zeugniß von der Größe des Bauesinnes jener Epoche und des Genies ihrer Meister geben. Sie fällt zusammen mit der der Renaissance und der der gesamten höchsten Culturblüthe und politischen Machtstellung Portugals, wenn sie letztere auch noch um fast ein Jahrhundert überdauert. Gerade die Zeit der Entstehung des portugiesischen Renaissance-Stils bildet ein ganz eigenartiges und anziehendes Bild. Diese Zeit des Uebergangs von der Gothik zur Renaissance, in welcher hier zugleich auch noch maurische und ostindische Einflüsse außerordentlich mächtig gewesen sind, hat eine wunderbar malerische und reizvolle Stilmischung hervorgebracht, nicht minder eigenthümlich, als der gleichzeitige spanische Stil der katholischen Könige oder der französische Franz' des Ersten, beiden verwandt und doch selbstständig. Jenem bisherigen Mangel unsrer Kenntniß von den künstlerischen Denkmälern der Renaissance in Portugal beabsichtigt die schöne Publikation des Herrn Albrecht Haupt abzuhelfen, und sie erfüllt diese Absicht und füllt jene Lücke in dankenswerthester Weise. Der Verfasser selbst giebt sein Unternehmen nur für einen ersten Versuch aus, „die vorhandenen Baubdenkmäler einigermaßen zu gruppiren und zu würdigen, gleichzeitig durch bildliche Darstellung ihre werthvollen Repräsentanten der kunsthistorisch interessirten Welt vorzuführen und ihre Bekanntheit zu vermitteln.“ Wenn man den fast völligen Mangel an geeigneten Vorarbeiten, insbesondere an Aufnahmen, die oft mangelhafte und schwierige Zugänglichkeit der Baubdenkmäler, die Unbequemlichkeit des Reisens in Portugal und die Schwierigkeit des Auftreibens der nothwendigen literarischen Hilfsmittel erwägt, so wird man das hier im Text wie in den ihm eingebundenen Illustrationen durch den Verfasser Geleistete erst recht nach seiner ganzen Verdienstlichkeit würdigen. — Eine geschichtliche Einleitung, welche besonders auch auf die künstlerischen Bestrebungen der dortigen Herrscher in Portugals glänzendster Periode, Joãos II. und Dom Manuels, des Glücklichen, liebevoll eingeht und den traurigen Niedergang der Cultur und der Macht des Staates unter dessen unseligen, von den Jesuiten beherrschten Nachfolgern João III. und Dom Sebastian bis zur Besitzergreifung durch Philipp II. von Spanien schildert; und ein allgemeiner Ueberblick der während dieses Jahrhunderts auf allen Kunstgebieten in Portugal entfalteten Thätigkeit geht der Betrachtung und Darstellung der einzelnen Denkmäler voran. Der uns vorliegende Band behandelt die in der Hauptstadt Lissabon selbst errichteten, von denen so Manches durch das furchtbare Erdbeben im vorigen Jahrhundert zerstört wurde, und die in der Umgebung der Residenz vorhandenen kirchlichen und profanen Monumentalbauten aus jener Renaissance-Epoche; in der Vorstadt Alcantara, zu Belam, Setubal, Cintra, Coimbra, Collares, Caldas da Rainha. Wahrhaft wohlthuend macht sich überall in der Betrachtung, Beschreibung und historisch-kritischen Untersuchung dieser Denkmäler das gründliche sachliche Verständniß des Verfassers, des praktischen, selbstausübenden Künstlers, geltend, der auf allen andern Gebieten der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes nicht minder heimisch ist, als auf dem der Architektur. Wohl nicht ganz ernsthaft scheint er für einen Mangel seines Textes um Nachsicht und Entschuldigung zu ersuchen, wenn er sagt, er habe darin „lediglich eine sachliche Würdigung der Denkmäler erstrebt; geistreichen Stil und tiefstimmige Bemerkungen wird man dagegen vergebens suchen. Ich bin mir gar wohl bewußt, nichts weniger als ein angenehmer Schriftsteller zu sein, und muß es Regabahlen überlassen, aus dem Gebotenen den feinen Hontig des Geistes zu ziehen. Es handelt sich für mich und gegenwärtig um Erhellung eines bisher dunkeln Gebietes.“ Gerade diese Art

der sachgemäßen Behandlung, mit der sich hier doch ein so volles Maß schöner, echter, warmer Begeisterung für den Gegenstand und echten „Tiefinnns“ in der Erfassung der geschichtlichen Mächte und ihrer Einflüsse auf die Kunstentwicklung verbindet, giebt in meinen Augen der Arbeit Haupts nur um so höheren Werth. Aber verdoppelt wird dieser noch durch den reichen Schatz an Illustrationen, welche zugleich die beste Anschauung der im Text geschilderten Werke und all ihrer charakteristischen Einzelheiten geben. Es sind keine Lichtdrucke nach photographischen Aufnahmen, sondern meist von dem Verfasser selbst an Ort und Stelle hergestellte und für den Druck entworfene Federzeichnungen, welche den ganzen Reiz der Frische und Unmittelbarkeit solcher mit sicherem Blick angeschauter, mit sicherer, geübter Hand von der Natur hingeschriebenen, alles Wesentliche charakteristisch wiedergebende Skizzen haben. Was Herr Architekt Bayher in München außerdem noch nach mitgebrachten Photographien, und was Architekt Schumacher auf Haupts Bureau für das Werk gezeichnet haben, schließt sich in der Darstellungs- und Vortragsart so genau an die der Zeichnungen des Verfassers an, daß der Gesamtheit der Illustrationen ihr einheitliches Gepräge durchweg gewahrt bleibt. Es ist dem Schriftsteller wie dem Zeichner gleich vollständig gelungen, das lebhafteste Interesse für die von ihm geschilderten Gegenstände, jene Kunstpoche, jene Meister und jene Schöpfungen der überchwänglich reichen, architektonischen und bildnerischen Erfindungs- und Gestaltungskraft zu erregen, uns das Verständnis dieser so fremdbartigen und selbstamen Erzeugnisse zu erschließen und das Dunkel für immer zu zerstreuen, welches bisher dies ganze von ihm so lichtvoll behandelte Gebiet für uns verhüllte.

L. P.

Bibliographische Notizen.

Donatello. Von Willh. Pastor. Ein evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet. Gießen, Verlag von E. Trenchmann.

Der Donatelloforschung ist hier ein neuer Kampf erwachsen, der, wie er in der Einleitung verkündet, mit einer Methode, ganz fin-de-siècle, auf den Plan rückt. Nach ihm grübeln „die edelsten Geister aller Nationen über das Räthsel: Was ist organische Entwicklung?“ „Gelöst muß es werden, das wissen sie; die Sphinx, die es gestellt hat, kennt kein Erbarmen.“ Auf dem Gebiete nun der Kunstgeschichte ist es dem Verfasser vorbehalten geblieben, an dem einzelnen Falle „Donatello“ das Problem klar zu legen, das unsere Zeit so sehr in Aufregung hält. Nach seiner Meinung schwimmt die Literatur über Donatello aufs Unübersehbare an — wir haben hiervon glücklicherweise noch nichts bemerkt — und doch hat man sich über seine Entwicklung selbst in den Hauptpunkten noch nicht einigen können. Hier setzt er daher mit seiner überlegenen Methode ein. „Dem Problem des Donatello kann man vom schöngestigen Standpunkt aus nicht beikommen, man muß es physiologisch, ja medicinisch behandeln. Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist der Fall „Donatello“, Ziel: die Diagnose „dieses Falles.“ — Nach solchen Trompetenstößen zum Anfang wird dann als Resultat der Untersuchung auf der

letzten Seite verkündet: „Unter den Künstlern vom ersten Adel ist Donatello nicht zu suchen.“ Also ein ästhetisches Werthurtheil auch hier der Weisheit letzter Schluß — trotz aller physiologisch-medicinischen Objektivität?! — So übel, als man nach solcher Probe erwarten müßte, ist nun freilich der übrige Inhalt der kleinen Schrift nicht; wir erkennen vielmehr gern an, daß sie in manchen Einzelfragen der bisherigen Anschauung mit scharfer und mitunter förderlicher Kritik zu Leibe geht. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort; über die Fachreise hinaus wird die Schrift schon aus dem Grunde auf Leser kaum zu rechnen haben, weil eine weit über das erlaubte Maß hinausgehende Nachlässigkeit in der Correctur die Lektüre derselben zu einer Qual macht.

M. S.

Ernst von Bandel, ein deutscher Mann und Künstler. Von Dr. Hermann Schmidt. Mit sechs Abbildungen. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Das Material zur Geschichte der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert fließt immer noch spärlich genug, wenn wir es beispielsweise mit den ausführlichen Biographien und kritischen Essays vergleichen, welche die Franzosen den hervorragenden Meistern ihrer nationalen Kunst widmen. Monumentale Biographien, wie sie Rauch und Rietschel

gefunden haben, scheinen vereinzelt bleiben zu wollen. Unter solchen Umständen muß uns ein Beitrag zur deutschen Künstlergeschichte des 19. Jahrhunderts willkommen sein, wie ihn die vorliegende sorgfältige Biographie liefert. Ernst von Wandel gehört ja freilich nicht zu den bahnbrechenden Meistern, und der große Ruhm, welchen ihm sein Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde eingetragen, wird gerade durch die künstlerische Bedeutung dieses Werkes nur zum Theil gerechtfertigt. Es berührt wohlthuend, daß der Biograph dies vollkommen anerkennt und sich überhaupt von jener überschwänglichen Bewunderung freizuhalten sucht, welche schon seit Bazaris Tagen ein Kennzeichen von Künstlerbiographien zu sein pflegt. Er stellt mit Recht — wie schon der Titel andeutet — den deutschen Mann in Wandel höher als den Künstler. Die Bedeutung des Letzteren möchte er in einer Vereinigung der romantischen Auffassungsweise mit einem angeborenen naturalistischen Talent suchen, für welches er besonders die Portrailleistungen Wandels als Zeugniß anruft. Leider ist eben zum Theil unter dem Druck eines verkehrten Entwicklungsganges, zum Theil durch die eigene Schuld des Mannes, welcher sich in schlimmer Selbstüberschätzung gegen die heilsamen Einflüsse Rauchs z. B. verschloß, keine seiner Anlagen zur vollen, freien Entfaltung gelangt, sein ganzes künstlerisches Wirken in einer gewissen Halbheit stecken geblieben. Erfreulich wirkt dagegen überall, wo sie uns entgegentritt, die kernige Natur, die zähe Charakterstärke des Patrioten Wandel, der von Jugend auf den Gedanken der Größe und Einheit des Vaterlandes im Herzen getragen hat, und um diesem Gedanken ein bleibendes Denkmal zu stiften, sein in schwerer Arbeit erworbenes Vermögen und den Fleiß langer Jahre daransetzte. Wohl ihm, daß er das Zustandekommen seines Lebenswerkes ebenso erlebt hat, wie die Verwirklichung seiner patriotischen Träume! Die Schilderung eines solchen Lebensganges wird Niemand ohne Antheil zu lesen vermögen; auch in diesem Sinne heißen wir das vorliegende Buch willkommen!

M. S.

Helga. Schauspiel in fünf Acten von Hans Hopfen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Das Drama ist im Anfang dieses Jahres bereits über die Bretter gegangen, und zwar in dem von Oskar Blumenthal begründeten Lessingtheater. Es ist mir

leider nicht bekannt, welchen Erfolg es damals bei Publikum und Kritik gehabt hat, aber der Umstand, daß die Aufführung nur wenige Male wiederholt worden ist, deutet auf eine kühle Aufnahme. Es ist ganz entchieden eine müßliche Aufgabe, ein Drama nach der bloßen Lectüre zu beurtheilen, denn die Absicht, ein sogenanntes Buchdrama zu schreiben, wird von vornherein kaum ein Autor haben, und andererseits kann man über die Bühnensfähigkeit nur bei scenischer Darstellung ein richtiges Urtheil gewinnen. Das vorliegende Werk lieft sich vortrefflich; es ist bei aller Natürlichkeit der Sprache in edlem Stil gehalten, der Dialog ist prägnant und klar, und die Handlung lebendig und spannend; trotzdem glaube ich nicht, daß es auf der Bühne einen angenehmen Eindruck machen kann. Es behandelt das Thema, ob eine Jungfrau dafür verantwortlich gemacht werden könne, daß sie einst von einem Nichtswürdigen vergewaltigt worden ist, und ob sie insonderheit verpflichtet sei, die ihr angethane Schmach dem Manne, der um sie wirbt, zu offenbaren. Ich bin gewiß der Letzte, der solch ein Thema dem Dichter verbieten möchte; dem Dichter gehört die ganze Welt und das ganze menschliche Leben mit seinen geheimsten Vorgängen. Trotzdem ist es mir lieber, wenn solche heisse Sachen in einer Dichtungsform vorgebracht werden, die zur Lectüre bestimmt ist, als wenn sie der Dichter auf der Bühne erörtert. Allerdings ist dies Geschmackssache, und Andere können anders darüber denken. Aber ich habe noch einen anderen Einwand gegen eben dieses Thema. Es bedingt nämlich meiner Meinung nach eine doppelt psychologische Behandlung. Einerseits muß der Dichter die Seelenqualen des unglücklichen Weibes dem Zuschauer vorführen, andererseits aber muß er auch darauf eingehen, wie der Gatte sich damit abfindet, daß die Gattin ihm den dunkeln Punkt ihres Lebens verschwiegen hat. Die erste Aufgabe hat Hopfen als ganzer Dichter und ganzer Psychologe gelöst, an der andern aber ist er gescheitert; denn die Sinnesänderung des Mannes am Schluß der letzten Scene wird jeden Zuschauer unbefriedigt lassen, weil sie gänzlich unerwartet und unermittelt erfolgt. Der Dichter hat keinen Raum zu ihrer Vorbereitung und logischen Entwicklung gehabt, und das ist meiner Ansicht nach der einzige Fehler des Dramas. Als Novelle wäre die Dichtung vielleicht ergreifend gewesen, als Drama ist sie unbefriedigend.

F. G.

Schwarzgelbe. Weitergeschichten von Karl Baron von Torrefani. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, G. Hierfons Verlag.

Der in verhältnismäßig kurzer Zeit bekannt und beliebt gewordene österreichische Novellist und Romanbdichter bietet uns in dem vorliegenden Bande eine Reihe Geschichten aus dem frischen, fröhlichen Soldatenleben, die sich, wie man aus der lebendigen Plastik der Figuren schließen darf, zum großen Theil auf eigne Erlebnisse gründen. Flott und fesselnd erzählt und von köstlichem Humor belebt sind sie alle und werden deshalb in deutschen Landen, wo man die Gottesgabe des Humors zu schätzen weiß, aller Orten die beste Aufnahme finden, resp. schon gefunden haben. Ihrem poetischen Werthe nach sind sie aber untereinander sehr ungleich, und obwohl wir keins der Stücke in den Augen der Leser herabsetzen wollen, möchten wir auf diesen Punkt doch ein wenig näher eingehen.

Das erste im Buch „Die chemische Analyse“ ist eine Geschichte zum Lachachen, eine in übermüthigster Laune hervorgeprüdelte Burleske, bei der es dem Verfasser offenbar nur darauf ankam, den derb komischen Vorgang mit grellem Lichte zu beleuchten. Weit höher stehen schon die zweite und vierte Geschichte „Ein österreichischer Beilchenfresser“ und „Kropatisch“. Zwar sind auch sie im Stil der Burleske gehalten und ermannen weder der drastischen Situationen noch der derb komischen Wendungen, aber es ist ihnen doch ein bedeutend größerer künstlerischer Werth beizumessen, weil der Verfasser in ihnen nicht bloß einen Heiterkeitserfolg erstrebt, sondern auch Figuren zeichnet, deren Charaktere er mit der Hand des echten Künstlers plastisch auszuarbeiten versteht. Hittmeister Stradowitsch und Oberlieutenant Kropatisch sind Gestalten, welche wirkliches Leben athmen, und deren einzelne Züge dem Leser deutlich vor Augen treten. Die Perle der Sammlung aber ist unstreitig die dritte Erzählung: „Drei Tage für ein Leben“, eine Perle nicht nur des Buches, sondern der ganzen gegenwärtigen Novellenliteratur. Hier hat der Verfasser gezeigt, was er kann. In der Geschichte ist Stimmung, Leben, Feuer; der Hauch echten Dichtergeistes umweht sie von Anfang bis zu Ende. Sie schildert die gluthvolle Liebe eines jungen Offiziers zu der Tochter einer heruntergekommenen polnischen Adelsfamilie; die Schilderung ist so anschaulich,

daß man die einzelnen Phasen des Verhältnisses klopfenden Herzens mit erlebt und durch den tragischen Ausgang aufs Tiefste ergriffen wird. Dabei ist die Localfarbe des galizischen Lebens so glücklich getroffen und die Eigenart der Menschen so treu wiedergegeben, daß auch, wer jene Landschaft nie gesehen hat, ein deutliches Bild der Scenerie und des Volkscharakters gewinnt. Die Schilderung des Waldes von Starokamien z. B. (S. 119) ist ein poetisches Meisterstück. Diese Novelle allein verlohnt den Ankauf des Buches, welches wir hierdurch der gesammten Lesewelt aufs Wärmste empfohlen haben wollen.

F. G.

„Aus einsamen Stunden“. Dichtungen von Richard Roehlich, Großschmied, Baumert und Ronge.

Wer einem sonst üblichen Brauche folgend, die moderne Dichterschaar in „die Alten“ und „die Jungen“ sondern wollte, der müßte diesen Jungen zu den Alten zählen. Denn im Gegensatz zu den jugendlichen Brauseköpfen, welche gar zu gern den Barnack zum Montmartre der Literaturrevolution gestalten möchten, wandelt dieser junge Poet still und beschaulich in den Gleisen der großen Meister. Ihm gilt die Form wohl nicht als die Hauptsache, aber doch als etwas Heiliges und Unantastbares — und das ist herzerfreulich in einer Zeit, in der die Formlosigkeit wahre Orgien feiert. Und mit dem Streben deckt sich auch das Können: Roehlichs Verse sind voll Melodie und Grazie, seine Sprache voll Schwung und Reinheit. Zu diesen rein äußerlichen Vorzügen gesellt sich eine tiefe und edle Empfindung und vor Allem die Kraft einer eindrucksvollen und farbenreichen Schilderung, die sich namentlich in den der Natur abgelaugten Skizzen, z. B. den Nebelbildern glänzend offenbart. Der düstere Zauber unseres Riesengebirges ist wohl selten in so formvollendeter und anschaulicher Weise besungen worden, wie in Roehlichs Nübbahnsliedern. Aber es darf nicht verkannt werden, daß das Gebiet, auf dem Roehlich seine Meisterschaft bewährt, ein gar enges und begrenztes ist. Des modernen Geistes hat er kaum einen Hauch verspürt — an der gewaltigen, jedem jungen Poeten eigentlich obliegenden Aufgabe, die sozialen Probleme dichterisch zu gestalten, geht er achillos vorüber — und selbst dort, wo er sich zur epischen Behandlung eines Stoffes aufrafft, versagt ihm oft die Kraft. —

Wohl sind Form und Sprache auch dort von mustergültiger Glätte, aber es fehlt doch im Aufbau an jener dramatischen Gewalt, die beim Vortragen den Hörer mit packt und fortreißt. — Weit besser glücken ihm die episch-lyrischen Dichtungen, obgleich wir ihm die beiden ersten und längsten, „Ein Tag in der Lutra“ und „Ein Schicksal“ gern geschenkt hätten. So treffend auch hier die Natur Schilderung ist, — die Gestalten, mit denen Roehlich die starrenden Felsen, die stillen Seegegestade belebt, sind doch für unsere Zeit der Bahnrabbahnen und Touristenhotels gar zu wildromantisch, die hineingezwängte Fabel gar zu gewaltsam. Das ist eben Roehlichs häufigster Fehler: das Unrealistische, das sich oft bis zur Verleugnung der einfachsten Lebenswahrheit steigert. Kurz: Roehlich ist keine stark ausgeprägte Dichterphysiognomie voll urwüchsiger Eigenart, kein himmelsstürmender Feuergeist voll hinreißender dichterischer Rhetorik, wohl aber auf dem ihm abgesteckten Felde ein durchaus beachtenswerthes und gestaltungskräftiges Talent, das es nicht nötig gehabt hätte, seine Gedichte der Gnade eines andern Poeten zu empfehlen, und sei dieser selbst so verehrungswürdig wie Herr Dr. Julius Groffe. C. B.

W. Hartlebens Neue Reisebücher.
IV. Die Rudolfsbahn. VI. Die

Räntner-Pustertthalbahn. Von A. von Schweiger-Verchenfeld. Wien-Pest-Leipzig. Mit vielen Abbildungen.

Der bekannte Reiseschriftsteller entwirft in vorliegenden Handbüchern anschauliche und den Reisenden willkommenen Schilderungen von Land und Leuten jener herrlichen Alpengegenden, die nimmehr durch die Eisenbahnen dem großen Touristenverkehr erschlossen worden sind und alljährlich von vielen Tausenden besucht werden.

Die vielen gelungenen Abbildungen erhöhen den praktischen Werth der gut ausgestatteten Bücher. J.

Gesellschaft von Berlin. Jahrgang II. Verlag von Adolf Hein, Berlin.

Das geschmackvoll ausgestattete Buch bringt eine Zusammenstellung derjenigen Namen des Berliner Adreßbuches, welche zur sogenannten guten Gesellschaft gehören. Die Geburts- und Geistesaristokratie der Reichshauptstadt sowie Charlottenburgs, Potsdams und der Vororte Berlins findet sich hier vereinigt. Angaben über Familie, Stand, Charakter, Sprechstunden, Empfangstage, Werke u. s. w. machen das Buch zu einer Chronik und einem Auskunftsbuche von praktischem und historischem Werthe. — Das Werk soll fortan alljährlich erscheinen. — a.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus dem Tagebuche eines „Vagabunden.“ Herausgegeben von Stromenger. Dresden, H. Minden. Batsch, Deutsch' See-Gras. Ein Stück Reichsgeschichte. Berlin, Gebr. Paetel.
Beckers Weltgeschichte. Neue illustr. Bearbeitung. Band 5. 6. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes, 25 Pf.-Ausgabe. Halle, O. Hendel, No. 598. A. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. II. Theil. — No. 599—600. R. Töpfer, Genfer Novellen. Die Bibliothek meines Oheims. — No. 601—604. Björnsterne Björnson, Auf Gottes Wegen. Roman. Deutsch von W. Meinhardt. — No. 605—606. Xav. de Maistre, Erzählungen. Deutsch von K. Bindel. — No. 607—608. Albert Weiss, Polnisches Novellenbuch in deutschem Gewande. Erster Band. — No. 609—610. Fred. van Eeden, Der kleine Johannes. Aus dem Holländ. von Anna Fies.
Bismarck. Ein politischer Nachruf aus Briefen aus Kissingen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Bloch, J., Rund um Berlin. Unsere Vororte und ihre Zukunft. I. Mordliche Hälfte. Berlin, C. Ziegler Nachfolger.
Brahm, O., Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers u. einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsb.

Braudies, B., Spassige Geschichten. Berlin, E. Rentzel.
Brasch, M., Das Wesen und die Forschung der dramatischen Dichtung nach den Principien der modernen Aesthetik. Leipzig, O. Gottwald.
Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage in sechzehn Bänden. Dritter Band. Bill-Catulus. Mit 39 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln, 15 Karten und Plänen, und 330 Textabbild. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus.
Dahn, F., Die Finnia. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Haertel.
Deutsche Weltausstellungs-Bibliothek. Heft I. Chicago und Berlin. Alte und neue Bahnen im Ausstellungswesen von Friedrich Reusche. Berlin, Carl Ulrich & Co.
Klebe, Th., Zur neueren Literaturgeschichte der Rolandsage von Deutschland und Frankreich. Leipzig, G. Fock.
Faber, F., Das System der Künste. Guhrau, M. Lemke.
Faber, M., Deutschthum und Turnen. Guhrau, M. Lemke.
Freyman, H., Wie ist die Socialdemokratie erfolgreich zu bekämpfen? Antisocialistische Erwägungen. Augsburg, Kranzfelder'sche Buchhandlung.
Ganghofer, L., Fliegender Sommer. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

- Grazie, M. E. delle, Italische Vignetten.** Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Green, B. R., Leitfaden der Perspective für Maler und Dilettanten.** Autoris. Uebersetzung a. d. Engl. von O. Strassner. Stuttgart, P. Neff.
- Das Caelester Gymnasium der siebenziger Jahre.** Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, Walther & Apolant.
- Heimholtz, H. v., Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen.** Rede. Berlin, Gebr. Paetel.
- Heyne, Moriz, Deutsches Wörterbuch.** Viertes Halbband. Licht — Quittung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.
- Himmel und Erde.** Illustrierte naturwissenschaftliche Monatschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Redakteur Dr. M. Wilhelm Meyer. Berlin, Hermann Paetel. IV. Jahrgang, Heft 11 u. 12, August u. September 1892.
- Hoffmann, H., Landsturm Erzählung.** Berlin, Gebr. Paetel.
- Holzamer, W., Meine Lieder.** Gedichte. Konstanz, E. Ackermann.
- Hülsem, H. v., Drei Lebens-Episoden.** Ein Königridyll. — Ein Dichterheim. — Ein Drama. Berlin, R. Ecksteins Nachfolger.
- Jahresbericht, kritischer, über die Fortschritte der Romanischen Philologie.** I. Jahrgang. Heft I. München, R. Oldenbourg.
- Joss, Th., Ueber den christlichen Glauben.** Vorträge. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.
- Joachim, J., Der Sonnhaldenbauer.** Volksgesch. Basel, B. Schwabe.
- Keyserling, Edmund Graf von, Die dritte Stiege.** Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Kipper, P., Abbruch und Aufbau.** Beiträge zur kommenden Reformation. II. u. III. Berlin, R. Wilhelm.
- Kirchbach, W., Das Leben auf der Walze.** Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
- Köhne, H., Thier und Mensch.** Plaudereien aus dem zoologischen Garten. I. Hamburg, C. Kloss.
- Lecca, G., Giovannantonio Campano detto L'epicopus Aprutinus.** Saggio Biografico e Critico. Pisa 1892.
- Litteratur, die jüdische, seit Abschluss des Kanons.** Herausg. von Winter und Wünsche. Lief. 7. Trier, Sigm. Mayer.
- Maupassant, Guy de, Das Kind und andere Novellen von George Gissing, Gustav Palsson, Xaver Sander-Gjalski, J. L. Caragiale.** Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Menge, G., Junge Leiden.** Roman. Berlin, O. Janko.
- Meyers kleiner Handatlas.** Lieferung 9—13. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Moltke, H. Graf v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten.** Fünfter Band. Briefe, 2. Samml. und Erinnerungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Lieferung 5. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchh.
- Müller, H., Gedichte.** Zweite vermehrte Auflage. Berlin, J. Lieber.
- Müller, R. S., 777 Regeln für den Verkehr in der guten Gesellschaft.** Zürich, C. Schmidt.
- Ohnet, G., Die Diebin und andere Novellen von G. Verga, G. af Geijerstam, Hajota, Fiore della Neve.** Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Philipp, P., Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung.** Leipzig, Liter. Anstalt.
- Pader, H., Ketzerische Kunstbriefe aus Italien.** Dresden, O. Damm.
- Reistab, L., „1812“ oder die Häscher d. Kaisers.** Illustriert von W. Friedrich u. O. Herrfurth. Lief. 87—71. Weimar, Verlag d. Schriftenvertriebsanstalt.
- Remy, N., Das jüdische Weib.** Mit einer Vorrede von M. Lazarus. Zweite Aufl. Leipzig, W. Malende.
- Reichter, R., Zur Lösung des Faustproblems.** Ein Vortrag. Leipzig, O. Wigand.
- Roskosechny, H., Die Todsünden Russlands.** Bilder aus d. Cholera-Gebiet. Leipzig, C. Reissner.
- Sabin, J., Zwölf Jahre Deutscher Parteikämpfe (1881—1892).** (Deutsche Schriften für nationales Leben. 2. Reihe. Heft 5.) Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.
- Sack, Ad. F., Conte von, Giuseppe Mazzini e l'Unita Italiana.** Trad. autorizzata di Giulio Canestrelli. Roma, La Società Laziale Tipografica.
- Schlickeyson, G., Blut oder Frucht.** Die Erlösung des Menschen. In neuer Poese. Jessay, G. Schlickeyson.
- Schultze, A., Das Festspiel zu Rothenburg.** Eine heitere Pfingstgeschichte. Mit 16 Abbild. München, M. Poessl.
- Seld, A., Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen?** (Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. 2. Reihe. Heft 3.) Kiel, Lipsius & Tischer.
- Semper, G., Die k. k. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper.** Drei Denkschriften. Innsbruck, A. Edlinger.
- Steiner, O., Das Bett und sein Einfluss auf unsere Gesundheit.** Ein Marafur an alle deutsch. Väter und Mütter. Frankenberg, C. Stange.
- Tanera, Durch ein Jahrhundert.** Drei kriegsgeschichtliche Romane. I. Aus schwerer Zeit. Rathenow, M. Babenzien.
- Telmann, E., Unter'm Strohdach.** Roman. 3. Bände. Leipzig, C. Reissner.
- Der Vogel-Massenfang im Südtirol.** Herausgegeben vom Tirolisch-Vorarlberg. Thierchutz-Verein. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchh.
- Waram schreiben unsere Kinder!** Dresden, Druckerei Glus.
- Wastermann, J., Schwer geprüft.** Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von A. Scheibe. (Engelhorns Allg. Romanbibl. 8. Jahrgang, Bd. 25.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Weber, Fr. W., Goliath.** 5.—12. Aufl. Paderborn, J. Schöningh.
- Woenig, Fr., Eine Pusttenfahrt.** Bilder aus der ungarischen Tiefebene. Illustr. von A. Klamroth. Leipzig, C. Jacobsen.
- Wolf, M., Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes.** Leipzig, A. Schupp.
- Wolff, Fr., Gedichte.** Mit fünf Bildern nach Zeichnungen von L. Burger. Leipzig, O. Mutz.
- Writte, J., Johann Amos Comenius in seiner culturgehichtlichen Stellung und seiner histor. Bedeutung für die Entwicklung des Schulwesens, im Besonderen der Volksschule.** Rahrort, Andreae & Co.
- Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.** N. F. 100. Band. 2. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Zola, E., Nantas und andere Novellen von J. Targenjew, M. Sersa, D. Emilia Pardo Bazan, E. Kabos.** Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlander, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Uebersetzungsrecht vorbehalten.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXIII (Oktober bis Dezember 1892), wie auch zu den früheren Bänden I—LXII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXIII. (Oktober bis Dezember 1892)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892^{er}. Frische Füllung. 1892^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 53²⁰ R
Mühlbrunn . 40 =
Schlossbrunn 418 =
Theresienbrunn 471 =
Neubrunn . . 473 =
Marktbrunn . 345 =
Felsenquelle . 47 =
Kaiser Karls-Qu. 334 =
Kaiserbrunn. 391 =

— ♦ —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

**Quellen-
Producte.**

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 63. — Heft 189.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1892.

16.
Jahrgang.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Paul Lindau in Dresden.	
Vater Adrian. Eine Jugenderinnerung	277
L. Marholm in Berlin.	
Björnstjerne Björnson	307
Ernst Boetticher in Berlin.	
Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer und ihre Tragweite	333
Ernst Koppel in Berlin.	
Guy de Maupassant	352
Sigmar Mehring in Berlin.	
Mondenschimmer von Guy de Maupassant in deutschen Versen ...	363
Theodor Puschmann in Wien.	
Zu Ostern in Spanien. Reiseschilderungen. (Schluß)	365
Sigurd (Alfred Hedenstjerna) in Wexjö (Småland).	
Heirathen!	395
Bibliographie.	398
Durch Kamerun von Süd nach Nord. (Mit Illustrationen.) — Die Malerschule von Nürnberg im XIV. und XV. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Dürer.	
Bibliographische Notizen	406

Hierzu ein Portrait: Björnstjerne Björnson.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

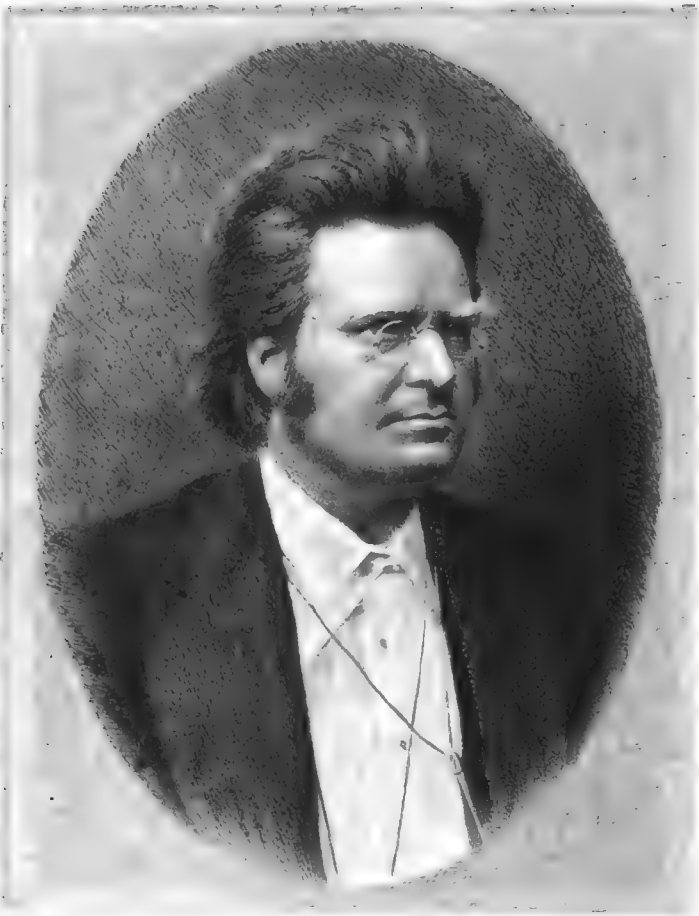
Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. (Göschen'sche Originalausgaben etc.)
Leonhard Simon in Berlin. (Geschichte der neuesten Zeit).
Edvard Geirisch Møller in Leipzig. (Neue empfehlenswerthe Werke).
Ernst Geyer in Leipzig. (Leizners illustrierte Deutsche Literaturgeschichte).
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. (Schriften von Anno 1480).

8
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



Joseph Görner

Joseph Görner, geboren am 1. September 1844 in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

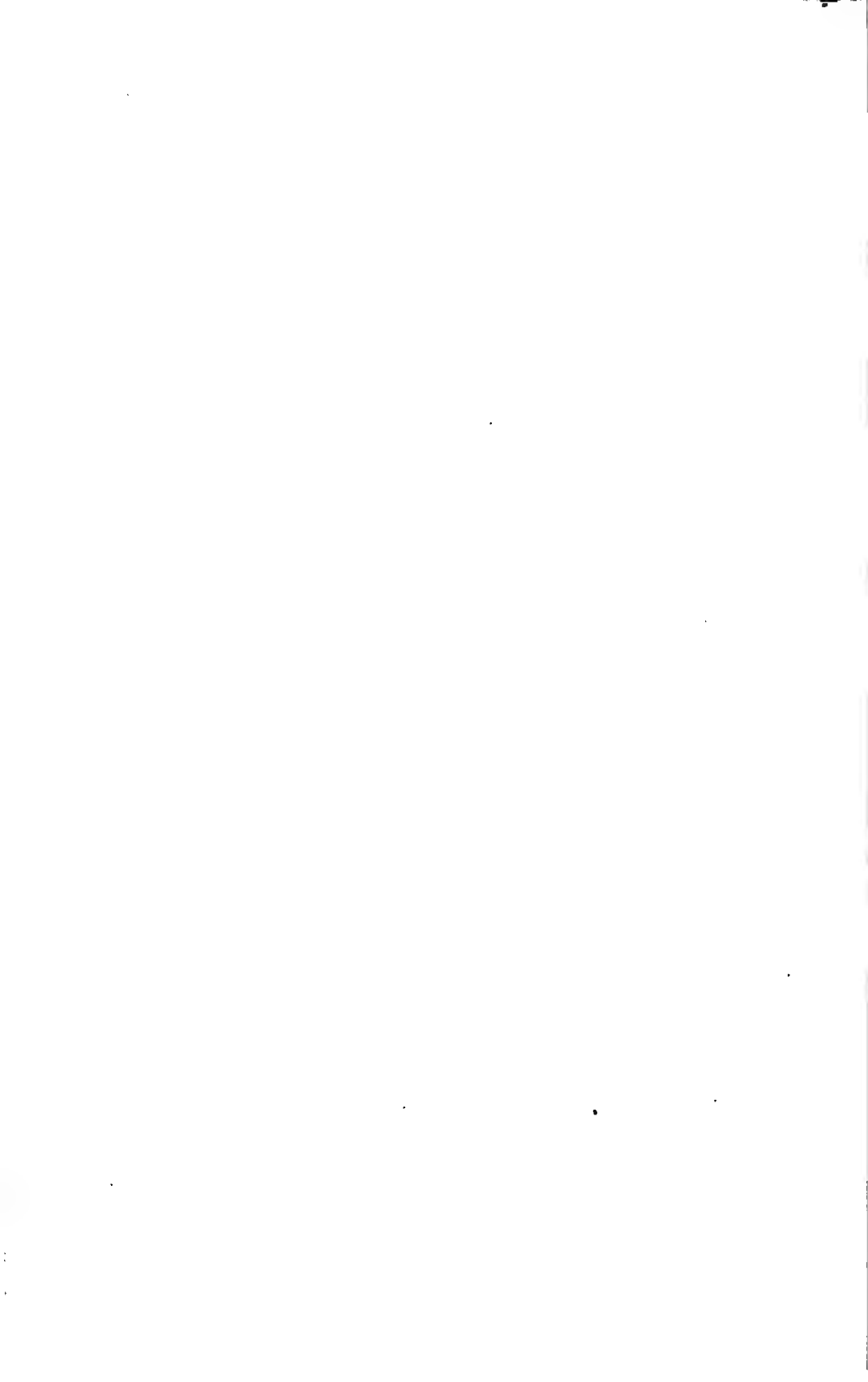
LXIII. Band. — Dezember 1892. — Heft 189.

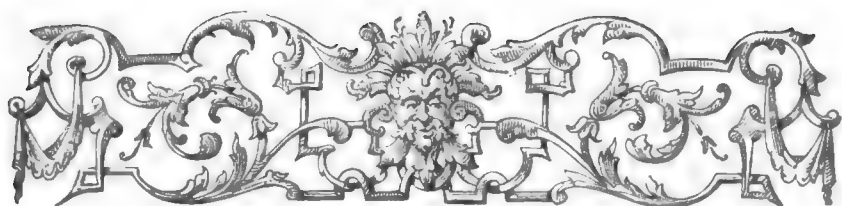
(Mit einem Portrait in Radirung: Björnſjerne Björnſon).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Vater Adrian.

Eine Jugenderinnerung

von

Paul Lindau.

— Dresden. —



„Anfang der sechziger Jahre wohnte ich in einem überaus bescheidenen Miethshause, wie es deren auf der linken Seite der Seine zu hunderten giebt, — mitten im Herzen des Lateinischen Viertels, in der rue Monsieur le Prince, unweit der rue Racine, in unmittelbarer Nachbarschaft der medicinischen Hochschule, des Collège de France, des Collège Louis le Grand, des Odéon-Theaters und des Luxemburg-Palastes mit seinem schönen Garten. Es war ein altes, schmales, massives Haus, fünf Stock hoch, mit zwei größeren Zimmern und drei sehr kleinen Stübchen in jedem Stockwerk, die von 20 Franken aufwärts bis 50 — oder eigentlich umgekehrt: bis 20 Franken aufwärts, denn die höchstgelegenen Kammern waren die billigsten — an alleinstehende junge Leute vernietet wurden. Ueber der Hausthür war ein blaues Schild angebracht, auf dem in ursprünglich weiß gewesenen, allmählich aber in sanftem Grau abgetönten Buchstaben die Worte: „Hôtel au pauvre Job“ standen, die kaum noch zu lesen waren.

Die Wirthin, Madame Colombin, wurde von ihren Miethern nie anders als Colombine genannt, obwohl sie mit dem schelmisch zierlichen Mädchen, das als Harlekins Geliebte die Pantomimen durchhuscht, nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaß. Colombine war von schwer bestimmbarem Alter. Es wurde zwar behauptet, daß sie seit über dreißig Jahren Wittwe und seit nahezu vierzig Jahren Besitzerin des „armen Job“ sei; aber kein Mensch würde ihr die Sechzig, die sie nach diesen Angaben doch wohl gehabt haben mußte,

angesehen haben. Sie war kugelrund, feist; unter dem strahlend weißen Häubchen, das den mit stark ergrautem, aber noch ziemlich dichtem Haar bewachsenen Scheitel bedeckte, leuchtete ein breites, speckglänzendes, vollkommen faltenloses, gemüthliches Gesicht, mit sehr stark entwickeltem Unterkinn, das gewissermaßen eine Monge bildete. Ihre wasserblauen Augen blickten gescheidt, freundlich und sorgenlos in die Welt. Am hübschesten waren ihre kleinen, fetten Hände mit Grübchen zwischen den Knöcheln. Trotz ihrer Corpulenz war sie beweglich wie ein Wiesel und lief die schmalen, steilen, dunklen Treppen mit einer Behendigkeit auf und ab, daß auch die Jüngsten und Flinksten unter uns es ihr kaum gleichthun konnten.

Zwischen Colombine und ihren Miethern bestand ein sehr angenehmer patriarchalisches Verhältniß. Sie theilte ihre Herzensneigungen zwischen Bibi, ihrer wundervollen, mächtigen Angora-Katze, die aussah wie ein junger Löwe, und den jungen Leuten, die bei ihr wohnten. Sie überzeugte sich jedesmal von der Uebereinstimmung der abgelieferten Wäsche mit dem gewöhnlich von ihr selbst aufgestellten Waschezettel, nähte die fehlenden Knöpfe an, stückte unermüdblich, wenn auch manchmal den Kopf schüttelnd und schmerzlich stöhnend, verabsorgte „ihren Kindern“, wie sie uns nannte, bei jedem Unbehagen reichliche Tisane von Lindenblüthe und hielt dem Einen und Andern, dessen Wandel sie betrübt, mütterliche Strafpredigten. Für Sittlichkeit im Hause sorgte sie mit draconischer Strenge. Sie war das einzige weibliche Wesen im Hause. Mit dem alten père Brettin, der auch schon seit mehreren Geschlechtern mit Schippe und Bejen im „Armen Hiob“ waltete, versorgte sie allein das ganze Haus.

Im Allgemeinen war aber Colombine eine milde und duldsame Frau, die über Jugendstreiche nachsichtig hinweg sah. Nur in einem Punkte war sie unerbittlich: am 2. und 16. eines jeden Monats mit dem Glockenschlage zwölf mußte die Miethe pünktlich voraus gezahlt sein. Niemals bewilligte sie ein Moratorium, auch nur von wenigen Stunden. Sie hatte keine Lieblinge — alle Kinder standen ihrem Herzen unter normalen Bedingungen gleich nahe und, wenn sie nicht pünktlich zahlten, gleich fern —, sie ließ keine Bevorzugung gelten: „Faut des principes, mes enfants!“ war ihre ständige Antwort, und sie blieb taub gegen alle Vorstellungen. War die Miethe nicht gezahlt, so packte Vater Brettin die Siebensachen des säumigen Zahlers sehr ordentlich zusammen, schaffte sie nach unten in die „Voge“ und stellte die Papptafel an's Fenster: „Chambre meublée à louer“. Im Laufe des Nachmittags war das Zimmer dann schon wieder an einen Andern vermietet. Denn der „Arme Hiob“ stand wegen seiner wohlfeilen Preise, seiner Sauberkeit und der hervorragenden Eigenschaften Colombines im ganzen Lateinischen Viertel in hohem Ansehen.

Diese Zwangskündigungen gehörten übrigens zu den Seltenheiten. Colombine war mit großem tactischem Geschick und mit Erfolg bestrebt, unter ihren Schutzbefohlenen eine gewisse Gemeinsamkeit herzustellen, sie solidarisch mit

einander zu verbinden. Sie vermittelte die Bekanntschaft der zugezogenen Neulinge mit den Alteingewesenen und sagte ganz im Vertrauen den Einen das Allerbeste über die Andern. Die Bewohner des „Armen Hiob“ waren denn auch wie eine Familie, deren Mitglieder den Spottnamen, den ihnen Commisitionen und Schenkbrüder angeheftet hatten: „les Jobards“, mit einem gewissen Stolge als Auszeichnung führten.

Die Familie Colombines bestand ausschließlich aus Studenten, die die Berechtigung, die akademischen Hörsäle zu besuchen, nicht mißbrauchten, aus Künstlern, die manchmal in den Werkstätten berühmter Meister arbeiteten, Schriftstellern, die eine römische Tragödie oder ein Lustspiel in Versen der verständnißlosen Direction des Odéon-Theaters vergeblich eingereicht hatten, und sonstigen vertrauensvollen Jünglingen, die auf die Zukunft die vermessenen Wechsel zogen. Sie verstanden sich, verkehrten viel mit einander in dem nahegelegenen Kaffeehause „Zu den drei Kugeln“ in der rue Racine, und halfen sich gegenseitig, so gut es eben gehen wollte.

In den meisten Fällen wurde also für den Zahlungsunfähigen die Miethe durch eine Anleihe bei den übrigen „Jobards“ aufgebracht. Nur wenn sich der schlechte Zahler bei der Allgemeinheit mißliebig gemacht hatte, oder wenn der Verdacht begründet erschien, daß er der Commune dauernd zur Last fiele, wurde er hartherzig dem Schicksal des gewaltthamen Abschlubs preisgegeben.

Von diesem Schicksal war, wenige Monate, bevor ich durch einen glücklichen Zufall ein Unterkommen im „Armen Hiob“ gefunden hatte, ein „Jobard“ betroffen, dessen Name im Kreise seiner früheren Genossen bei jedem Anlaß genannt wurde — immer mit Bedauern, oft mit einem Gefühl von Beschämung. Es entspann sich regelmäßig folgendes Zwiegespräch: „Du magst sagen, was Du willst! Es ist doch Unrecht von uns, daß wir Vater Adrian haben ziehen lassen. Auf die paar Franken hätte es uns nicht ankommen sollen.“ „Ja, du mein Gott! Was sollten wir denn schließlich thun? Fünf Mal haben wir die zwanzig Franken für den 2. und 16. aufgebracht. Es wollte Keiner mehr recht 'ran! Wenn er wenigstens eine billige Stube genommen hätte! Aber er wollte durchaus in seinem Vierzig-Franken-Zimmer wohnen bleiben. Er lasse sich nicht demüthigen, sagte er.“ „Ja, aber schade bleibt es doch!“ „Gewiß! Mir fehlt der gute Vater Adrian auch an allen Ecken und Enden . . . aber es war eben nichts mehr zu machen!“ „Und paß auf, den kriegen wir nie wieder zu sehen. Vater Adrian ist ein Mann von Ehrgefühl! Daß wir ihn haben fallen lassen, vergiebt er uns nie!“

Da ich täglich ein halbes Duzend Mal vom „Vater Adrian“ sprechen hörte, erkundigte ich mich natürlich nach dieser geheimnißvollen Persönlichkeit. Ich erfuhr, daß er ein geborener Russe war, Adrian Abramowitsch A. heiße, aus gutem Hause stamme und vor etwa zehn Jahren mit einem ganz ansehnlichen Vermögen nach Paris gekommen sei. Er hatte auf großem Fuße gelebt und in fünf, sechs Jahren sein Geld durchgebracht. Für die letzten

zwei Franken seines Baarcapitals kaufte er sich acht Fünf-Sous-Cigarren. Als er die aufgeraucht hatte, war er mit Allem fertig. Darauf trat die Periode der Abrüstung ein. Er entäußerte sich zunächst des Nothwendigen und später auch des Ueberflüssigen. Nachdem er damit auch aufgeräumt hatte, entdeckte ein junger Musiker eine großartige Stimme in ihm. Es wurde ihm die feste Zusicherung gegeben, daß er, wenn er nur ein bißchen mehr hinzulerne, in der Großen Oper auftreten werde. Seitdem lebte er seiner musikalischen Ausbildung. Von bedeutenden Fortschritten wußte seine Umgebung nichts zu vermelden, aber es unterlag keinem Zweifel, daß er in allernächster Zeit in der Großen Oper den Vertram in „Robert der Teufel“ singen werde. Seine in Moskau verheirathete Schwester, die in günstigsten Verhältnissen lebte, hatte ihm sehr oft Geld geschickt, aber schließlich schien ihr der Geduldsfaden gerissen zu sein. Inzwischen hatte er sich so durchgeschlagen, — kein Mensch vermochte genau die Quellen seiner Einnahmen die übrigens überaus dürftig waren, zu ermitteln. Er mußte wohl noch, immer diesen oder jenen entfernten Verwandten oder Bekannten aus besseren Tagen ausfindig machen, der ihm die Mittel zur Verfügung stellte, nun auch noch die letzten paar Schritte auf dem steilen Wege zur Höhe der Großen Oper zurückzulegen. Da oben war ihm ja eine glänzende Stelle mit kolossaler Gage gesichert.

*

*

*

Eines Abends, als ich mit meinem Stubennachbarn, einem jungen Kupferstecher, Namens Poiry, einem winzigen, schwächlichen, kleinen Menschen mit klugem Gesicht, das durch Pockennarben leider entstellt und stets von unheimlicher Blässe war, in den „Drei Kugeln“ fünfzehn Partien Domino um den Kaffee ausspielte — wir waren gerade bei der dreizehnten Partie, und der blasse Poiry wurde noch bleicher als gewöhnlich, denn ich hatte schon sieben Partien gewonnen —, entstand im Kaffeehause plötzlich allgemeine Bewegung, von wildem Lärm begleitet. Die Billardspieler warfen ihre Queues klappend auf das grüne Tuch, die Kaffeetrinker und Dominospieler erhoben sich geräuschvoll von ihren Sitzen, Alle umringten den eben eingetretenen Gast. Der kleine Poiry war wie von einer Feder aufgeschneelt, sprang an dem Fremdling auf und umarmte ihn herzlich. In dem Stimmengewirr hörte ich nur die Worte: „Vater Adrian!“

Das war also der Vater Adrian! Ich hatte mir nach der respectvollen Bezeichnung unter ihm einen viel Aelteren vorgestellt. Denn er war doch höchstens um ein paar Jahre der Senior der „Jobards“. Er mochte etwa zweiunddreißig Jahre zählen. Aber auf den ersten Blick wurde mir klar, daß Vater Adrian im Kreise der Seinen eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Seine Erscheinung war in hohem Grade auffallend und entschieden bedeutend. Obwohl er recht groß und breitschulterig war, erschien seine Gestalt doch fast zu bescheiden und zierlich im Verhältniß zu dem mächtigen

Kopfe, der in stolzer Haltung darauf thronte. Eine riesenhohle, breite gewölbte Stirn, unter starken, buschigen Brauen tiefliegende, weit auseinanderstehende Augen, eine verhältnißmäßig etwas klein gerathene, aber nicht unschöne Nase mit breiten Flügeln, ein leichtgewellter, wohlgeplanzter Vollarb, kastanienbraun, mit besonders starkem Schnurrbart in etwas lichterer Färbung, und das Ganze umwallt und umwogt von einer braunen Mähne in unerhörter Fülle, von langen, glänzenden Strähnen, die in natürlich schönem Fall fast bis zur Schulter hinabreichten, — das war der Kopf! Er hatte etwas Großartiges, tartarisch Mythenhaftes. Man konnte auch an einen Bernhardiner oder sonst einen edlen, ernststen, imponirenden Thierkopf denken.

Die Freude über die Rückkehr des verlorenen Sohnes war allgemein und stürmisch. Man schmollte mit ihm, wie mit einem wankelmüthigen Viebchen. Daß er es über's Herz hatte bringen können, fünf Monate, und wohl gar noch mehr, nichts von sich hören und sehen zu lassen . . . Aber freilich, man hatte ihm unfreundschäftlich mitgespielt . . .

„Na, darüber wollen wir nicht weiter sprechen. Das ist nun vorüber. Die Hauptsache ist, daß Du wieder da bist. Und nun bleibst Du bei uns, das versteht sich! . . . Und nun erzähle, wo Du gesteckt, was Du getrieben hast! Und wie steht's mit Deinem ersten Auftreten?“

Wohl eine Viertelstunde verging mit unregelmäßigen Fragen und Antworten, mit Berichten über Ereignisse, die sich inzwischen im „Armen Hiob“, in den „Drei Kugeln“ und Dependenz abgepielt hatten, bis ich durch den kleinen Poiry mit Adrian Abramowitsch bekannt gemacht wurde. Unsere Kaffeepartie wurde nach gegenseitiger Uebereinstimmung auf den folgenden Tag verschoben.

Als selbstverständlich wurde es allseitig angesehen, daß Vater Adrian wieder in den „Armen Hiob“ ziehen würde. Das Opfer, das fallen mußte, um dem alten „Jobard“ Platz zu machen, wurde sogleich und ebenfalls mit Einhelligkeit erkoren: Es war ein junger Student der Medicin, der es nicht verstanden hatte, mit den übrigen Genossen Fühlung zu gewinnen. Er hatte sich aber bei seinen nächsten Nachbarn und auch bei Colombine dadurch überaus mißliebig gemacht, daß er aus der Anatomie heimlich menschliche Gliedmaßen mitbrachte, unter dem Vorwande, zu wissenschaftlichen Zwecken Präparate herzustellen, die aber zunächst keine andere Wirkung übten, als durch höchst fatale Dünfte die Anwohner zu belästigen. Von Frau Colombines Energie, den jungen Mediciner auf die einstimmige Beschwerde aller ihrer Kinder binnen vierundzwanzig Stunden an die Luft zu befördern, durfte man um so mehr überzeugt sein, als alle Welt ihre stille Liebe für Vater Adrian kannte, und als sie jedesmal, wenn sie auch in Bezug auf die unnachsichtige Ermiffion Adrians ihren Glaubenssatz: „Que voulez-vous? Faut des principes, mes enfants!“ wiederholt, schwer geseufzt hatte.

Die Sache hatte nur einen Haken: der junge Mediciner bewohnte neben uns, neben Poiry und mir, ein kleines Stübchen im fünften Stock, das monatlich nur 25 Franken kostete, während Adrian bisher im zweiten

Stock ein größeres Zimmer für 40 Franken innegehabt hatte. Mit diplomatischer Feinheit brachte Poiry ihm bei, daß bei dem Anerbieten des beschriebeneren Unterkommens jede beleidigende Absicht ausgeschlossen sei. Adrian war ein Mann von Ehrgefühl. Er fürchte zunächst die Jovisbrauen. Aber schließlich ließ er sich doch erweichen. Er nahm auch den Vorschlag des kleinen Poiry, bis zur Entfernung des Präparatenstudenten bei ihm zu bleiben — Poiry hatte nämlich eine der größeren Stuben mit einem Sopha —, nach einigem Sträuben an. Er schien sogar darauf vorbereitet gewesen zu sein, die Nacht nicht in seiner bisherigen Wohnung zu verbringen, denn er holte aus der hinteren Rocktasche ein sehr elegantes Etui mit silbernem Deckel, auf dem ein heraldisches Monogramm eingravirt war, hervor — wie ich später erfuhr, das letzte Stück aus dem kostbaren Necessaire, das er in den vergangenen Tagen des Ueberflusses erstanden hatte —, und in dem vornehmen Etui befand sich eine vielbenutzte Zahnbürste, die vielleicht aus derselben Zeit stammte. Die Andern kannten das Etui und die Bürste. Er führte sie, wie man mir berichtete, stets bei sich. „Denn man kann nie vorherzagen, wo man den jungen Tag beginnt.“

Das thatächlich interessanteste Moment seiner Mittheilungen war die frohe Botschaft, daß er nun ganz bestimmt im nächsten Monat in der Großen Oper auftreten werde, und zwar als Vertram in „Robert“. Er erzählte uns, während wir auf den Marmortischen und dem Billard sitzend Corona um ihn bildeten, wie großartig er von Alphonse Royer, dem damaligen Operndirector, aufgenommen worden, wie er ihm nach seinem Vortrage der Versicherung der Nonnen fast um den Hals gefallen sei und ihn schließlich unter wärmstem Händedruck mit den Worten verabschiedet habe: „Sobald Sie mit der Rolle fertig sind, kommen Sie wieder. Drei Tage drauf setze ich die erste Probe an, und in vierzehn Tagen, drei Wochen spätestens, können Sie als Vertram debütiren. Mit dem Contracte, den ich Ihnen anbieten werde, werden Sie schon zufrieden sein!“

Die freudige Nachricht wurde mit lautem Jubel begrüßt. So und soviel „bocks“, „fine Champagne“ und „glorias“ wurden aufgefahren. Die aufrichtige Befriedigung darüber, Adrian nun am Vorabende eines unausbleiblichen Erfolges zu wissen, war allgemein.

„Bist Du mit der Rolle denn fertig?“ fragte einer der Freunde.

„Beinahe!“ antwortete Adrian, während er seinen „gloria“ bereite und das mit Cognac angefeuchtete Stück Zucker im Köffel mit dem klöbigen Schwefelholz in Brand zu setzen sich bemühte.

„Du hast den Vater Adrian noch nicht singen hören?“ fragte mich der kleine pochenarbigte Kupferstecher und setzte, ohne meine Antwort, von der er ja wissen mußte, daß sie verneinend ausfallen würde, abzuwarten, sogleich hinzu: „Du wirst staunen!“

„Du mußt dem Preußen etwas vorsingen!“ rief ein Anderer. Das Wort „Preuße“ hatte damals noch nicht den leisesten gehässigen Beigeschmack.

Wir bezeichneten uns vielfach nach unserer Landsmannschaft. Poiry, der aus Quimper stammte, wurde gewöhnlich der Bretagner, ein Anderer der Gasconner, ein Dritter der Lothringer, und gerade so wurde ich der Preuße genannt.

Der Vorschlag fand die lebhafteste Zustimmung. Alle trugen Verlangen danach, Vater Adrian nach so langer Pause wieder einmal zu hören, und Adrian, der sich nie nöthigen ließ und vor seinen guten Freunden gern sang, erklärte sich mit Freuden dazu bereit.

Eine Stunde später waren wir — bis auf einige unverbesserliche Café-hocker, die den Aufenthalt in dem verräucherten, dumpfen Billardzimmer der „Drei Kugeln“ und das gedankenlose Stieren auf das Rollen der klapperndern Billardbälle jedem Kunstgenusse vorzogen — wohl fünfzehn bis zwanzig Mann hoch in der rue de Médecis im Atelier eines talentvollen jungen Bildhauers, der ein Klavier besaß, vereinigt. In dem hohen, kahlen Raume mußte sich's gut singen lassen.

Es war freilich ziemlich kalt — wir waren im November, es regnete, und das Atelier war entweder gar nicht oder jedenfalls sehr ungenügend geheizt. Es war auch sehr dunkel — denn die beiden Lichter auf dem Klavier beleuchteten nur das Instrument und die nächste Umgebung, während der verhältnißmäßig sehr große Raum in geheimnißvolles Dunkel gehüllt blieb. Aber diese Gruppe verummelter Gestalten, mit aufgeklapptem Kragen, dem Hut auf dem Kopfe und den Händen in den Taschen, in dieser flackernden Dämmerung, aus der die dunkelglühenden Punkte der glimmenden Cigaretten und der röthlich graue Dampf aus den kurzen Thonpfeifen ausleuchteten, machte in der hohen und weiten Werkstatt, an deren dunklen Wänden unerkennbare Gypsabdrücke hingen, mit den merkwürdigen Geräthen, Gestellen und Drehscheiben, auf denen irgend etwas mit dunklen Tüchern Umwickeltes zu stehen schien, einen sehr malerischen und phantastischen Eindruck. Leise und gleichmäßig klopfte der Regen an die Scheiben des großen Oberlicht-Fensters.

Vater Adrian hatte sich an das Pianino gesetzt. Sein gewaltiger, ausdrucksvoller Kopf schien alle Lichtstrahlen zu verschlingen. Er that noch einen letzten Zug aus der Cigarette, von der er sich nicht leicht zu trennen schien, zog den Rauch tief ein und wandte sich, während er ihn nun langsam durch Mund und Nase ausströmen ließ, mit der Frage an seine Zuhörer: „Was soll ich Euch also singen?“

Im Unifono antworteten sechs, acht Stimmen: „Die Beschwörung der Nonnen!“

„Also gut!“

Ein ganz kurzes Präludium. Er machte einen kühnen Lauf — den H-moll-Accord durch fünf Octaven in Arpeggien, aber mit einer solchen siegesfreudigen Sicherheit, daß ich nach dieser Leistung einen ganz respectablen Klavierspieler vor mir zu haben glaubte. Das war nun allerdings, wie sich

halb herausstellen sollte, eine gelinde Täuschung. Außer diesen H-moll-Arpeggien, die in der Begleitung öfter als nothwendig herhalten mußten, konnte er eigentlich nicht viel.

Aber um die etwas willkürliche und ungenügende Begleitung kümmerte ich mich wenig.

„Voici donc les débris du monastère antique,
Voué par Rosalie au culte du Seigneur . . .“

begann er das Recitativ. Und schon bei den ersten Tönen überlief es mich.

Ob meine jugendliche Begeisterung und Genußfähigkeit mein Urtheil beeinflusst, ob die verschönernde Erinnerung die Wirkung erhöht hat — ich weiß es nicht, ich glaube es kaum; aber ich meine eine so wundervolle Männerstimme von vornehmstem Klange, von gesundester Kraft und sammetweichem, streichelndem Wohlklang weder vorher noch nachher je gehört zu haben. Ich war wie gebannt, und als er zum Schluß bei der Beschwörung:

„Nonnes, relevez-vous! Nonnes, m'entendez-vous?“

durch zwei Octaven bis zum Contra-H hinabstieg und diesen eigentlich schon unterhalb der Leistungsfähigkeit einer menschlichen Kehle liegenden Ton mit einer Klarheit und Fülle erklingen ließ, die beinahe etwas Unheimliches hatten, da machte ich's gerade so, wie es der Operndirector gemacht haben sollte, ich fiel ihm um den Hals und drückte ihm die Hand, daß ihm die Finger weh thun mußten. Ich war vollkommen hingerissen.

Mein Angestum ~~fiel~~ übrigens keinem Menschen auf. Ich war nur eine Stimme im Chorus der allgemeinen Verzückung.

Auf allgemeines Verlangen sang Adrian noch ein sentimentales russisches Volkslied — der Einfachheit halber wieder in H-moll —, den ersten Vers russisch, den zweiten französisch, den dritten — das war eine Aufmerksamkeit für mich — in deutscher Uebersetzung:

„Laßt, Ihr Leute, Euch mich sagen,
Welche Pein das Herz mir bricht . . .“

Die angekündigte Offenbarung war zwar nicht sehr überraschend in dem Rundreim enthalten:

„Ach, sie liebet mich nicht mehr“ (da capo)

aber die Melodie war so einfach empfunden und eigenartig dabei, und die bezaubernde Stimme erklang wiederum so herrlich, daß der enthusiastische Jubel auf's Neue losbrach.

Vater Adrian war an diese feurigen Ovationen offenbar schon gewöhnt, aber er freute sich doch darüber.

„Nun ist's aber genug für heute!“ sagte er, indem er sich vom Stuhle erhob. Wir theilten diese Ansicht durchaus nicht und bestürmten ihn, noch etwas zu singen.

„Ja, aber was denn?“ fragte er, während er sich wieder auf den Stuhl vor dem Pianino drücken ließ.

„Jrgend etwas!“

„Mit der Begleitung hapert's . . . Soll ich Euch die Beschwörung aus ‚Robert‘ noch einmal vorsingen?“

Allgemeine stürmische Zustimmung. Die virtuososen H-moll-Arpeggien, die meinem Ohre nun schon vertraut waren, und „Voici donc . . .“ bis zum „Nonnes, m'entendez-vous“ mit dem verblüffenden Contra-H, gerade so großartig wie das erste Mal. Dieselbe aufrichtige Ekstase des entzückten Auditoriums.

„Nein! nein! Noch nicht aufhören!“ erscholl es von allen Seiten, als Vater Adrian den Versuch machte, aufzustehen. Er sang auch das russische Lied noch einmal, und die Klage des Unglücklichen: „Ach, sie liebet mich nicht mehr!“ ergriff uns Alle eben so tief und schmerzlich, wie eine Viertelstunde vorher.

Von der überwältigenden Wirkung, die Vater Adrian bei seinem ersten Auftreten auf der Bühne der Großen Oper ausüben mußte, war ich nun gerade so überzeugt wie alle Andern. Diese Stimme, dieser Vortrag und diese Erscheinung — es war etwas Einziges!

* * *

Das erste Auftreten Adrians verzögerte sich über mein Erwarten. Es sollte nach seiner ersten Ankündigung im December stattfinden. Aber das Jahr ging zu Ende, der Frühling war vorüber — Adrian war mit seiner Rolle immer noch nicht fertig. Darüber durfte ich mich eigentlich kaum wundern. Wir waren seit Monaten täglich stundenlang zusammen, wir waren gute Freunde geworden, ich konnte über die Art und Weise, wie er den Tag verbrachte, ziemlich genaue Rechenschaft ablegen: ich wußte, daß er sehr lange schlief, dann in einer kleinen Cremerie frühstückte, am Nachmittag bei seinen zahlreichen Freunden im „Armen Hiob“ Besuche machte, die durchaus nicht störend waren — er verlangte nicht, daß man sich um ihn kümmerte, setzte sich still in eine Ecke und rauchte eine Cigarette nach der andern —, daß er dann mit uns in einer dürftigen Gartüche dinirte und seinen Kaffee in den „Drei Augen“ trank. Das dauerte gewöhnlich sehr lange. Zu später Stunde hörte ich ihn nach Hause kommen. Wenn ich noch Licht hatte, kam er auf ein Plauderstündchen zu mir, und von mir ging er zu Poiry hinüber, mit dem er — ich weiß nicht, wie lange — noch ungezählte Partien Carté spielte. Poiry war eine Spielratte schlimmster Art. Um was die Beiden eigentlich so leidenschaftlich spielten, war mir unklar. Poiry war jedenfalls der einzige Verlierer, denn Adrian rauchte ihm seinen ganzen Caporal auf und war sehr ungehalten, wenn der Tabak des kleinen Kupferstechers zu feucht oder zu trocken war. Seine ökonomischen Verhältnisse waren zwar etwas schleierhaft, aber mitunter bekam er doch Geld aus Moskau und zahlte dann seine Schulden, oder wenigstens einen Theil davon. Die große Regulirung

war der allernächsten Zeit — unmittelbar nach Abschluß seines Contractes mit der Großen Oper — vorbehalten.

Sehr oft zogen wir in das Atelier in der rue de Médicis, um Vater Adrian singen zu hören. Er sang zwar immer nur die Beschwörung der Nonnen und das Klage lied des verschmähten Liebhabers — nie etwas Anderes! — aber er sang mit derselben wundervollen Stimme, mit demselben Geschmaç, und auch mit demselben Erfolge. So beschränkt sein Repertoire auch war, ich konnte mich nicht satt an ihm hören. Blos die H-moll-Arpeggien wurden mir mit der Zeit ein bißchen eintönig, und die niederträchtige Virtuosität der Ausführung, die zu seiner sonstigen Klavierstümperei in unbegreiflichem Widerspruche stand, ärgerte mich manchmal.

Studiren hörte ich ihn nie. Er hatte kein Klavier, keine Noten, nicht einmal den „Robert“, keinen Lehrer. Ich verstand nicht recht, wie er mit der Rolle fertig werden wollte. Trotzdem verharnte er bei der Versicherung, daß sein erstes Auftreten unweigerlich in dem Monat, der auf die Fragestellung folgte, stattfinden werde. Und Keiner von uns zweifelte daran. Er war seiner Sache zu sicher.

Eines Tages machten wir ihm beim Frühstück klar, daß er sich unbedingt wieder einmal beim Director Alphonse Royer sehen lassen müsse. Es sei ein Gebot der Höflichkeit. Adrian gab uns Recht, aber er war gerade nicht bei Rasse. Wir statteten ihn mit allem Erforderlichen aus. Poiry gab ihm eine neue Cravatte — marineblau mit rosa Tupfen —, von der unter dem Vollbarte freilich nicht viel zu sehen war, er nahm „für alle Fälle“ meinen Regenschirm, obwohl kein Wölkchen am Himmel stand, er bekam fünf Franken haar, für vier Sous Tabak, ein Heft Cigarettenpapier, das Etui mit der Zahnbürste hatte er ohnehin — gleichfalls „für alle Fälle“ — bei sich. Und so machte er sich denn gegen drei Uhr Nachmittags auf den Weg.

Vater Adrian war der Mann des langsamsten Tempos. Von der rue Monsieur le Prince bis zur rue Laffite ist's ja allerdings ziemlich weit. Aber die Zeit, die er brauchte, um hin und zurück zu kommen, erschien uns Allen doch ungebührlich lang. Erst nach fünf Tagen stellte er sich wieder bei uns ein, gelassen, seelenruhig, bedächtig, wie er immer war. Das machte den Umgang mit ihm so angenehm.

Auf unsere erstaunte Frage, wo er sich denn während der ganzen Zeit herumgetrieben habe, gab er die ruhige Antwort: „Ja, wie das so kommt! Man geht aus, man bleibt irgendwo stehen, man trifft einen Bekannten, der Einen mitnimmt, man kommt in's Schwagen, und da gehen ein paar Tage hin, man weiß nicht wie . . .“

„Hast Du denn Royer gesprochen?“

„Welche Frage! Natürlich habe ich ihn gesprochen!“

„Nun?“

„Großartig! Ich habe ihm die Beschwörung der Nonnen vorsingen müssen . . . und noch etwas . . . ein russisches Volkslied . . . Ihr kennt

es ja! . . . Royer war außer sich. Er ist mir um den Hals gefallen. Nächsten Monat trete ich zum ersten Mal auf, als Vertram . . . sobald ich mit der Rolle fertig bin!“

Wir gratulirten herzlich und waren allesammt vollkommen beruhigt.

Im nächsten Monat erfolgte das erste Debüt zwar noch nicht, aber das war gut. Es war Hochsommer, die einflußreichen Kritiker waren auf Reisen, und das Theaterpublikum bestand ausschließlich aus Fremden. Wir Alle billigten es vollkommen, daß Vater Adrian das erste Erscheinen auf der wichtigsten Bühne, das für seine ganze künstlerische Laufbahn entscheidend werden mußte, auf einen günstigeren Zeitpunkt vertagte.

Aber nun kam der Winter, und wir merkten noch immer nicht, daß unser Freund ernste Anstalten machte, um das hohe Ziel, das sein Ehrgeiz sich gesteckt hatte, zu erreichen.

Da ereignete sich ein Zwischenfall, der billig mein Erstaunen hervorgerufen durfte.

Von den Eltern eines meiner Freunde hatte ich eine Einladung zu einer großen Soirée erhalten. Das war damals für mich ein Ereigniß. Ich stürzte mich in erhebliche Unkosten. Ich ließ mir den Frack und den Hut aufbügeln, kaufte mir eine weiße Cravatte und ließ mir von Poiry strohgelbe Handschuhe, die allerdings viel zu klein waren.

Die ziemlich kleinen Gesellschaftsräume waren überfüllt. Ich kannte keinen Menschen außer dem Sohne der Wirths, der sich um alle Welt zu kümmern hatte. Aber der Glanz der Damentouilletten und das ganze Getriebe amüsirten mich doch.

Ich stand an eine Thürpfoste gelehnt, neben mir ein älterer Herr mit der Offiziersrosette der Ehrenlegion. Da kam mein Freund wieder einmal an mir vorüber, nickte mir freundlich zu, begrüßte meinen Nachbarn und sagte zu uns Beiden: „Die Herren kennen sich nicht? . . . Mein Freund,“ er nannte meinen Namen, „Herr Alphonse Royer, Director der Großen Oper.“ Darauf eilte er zu andern Gästen.

Die Bekanntschaft war mir natürlich sehr interessant, und ohne lange Vorrede sagte ich, nach einer banalen Höflichkeitsphrase: „Ein junger Künstler, dem Sie, glaube ich, Ihr wohlwollendes Interesse schenken, ist einer meiner guten Freunde: Herr Adrian Abramowitsch R.“

Herr Royer lächelte verbindlich.

„Ah . . . Jawohl! Wie ist doch gleich der Name? Es ist hier so laut . . .“

Ich wiederholte mit scharfer Deutlichkeit den Namen.

Herr Royer lächelte noch höflicher.

„Das möchte wohl ein Irrthum sein. Den Namen habe ich nie gehört. Ich habe ein leidliches Gedächtniß. Und der Name ist überdies so charakteristisch . . .“

Ich sah in dem Augenblicke gewiß unbeschreiblich thöricht aus.

„Ich meine den russischen Sänger . . .“ sagte ich, etwas unsicher geworden. „Eine prachtvolle Bassstimme von ganz ungewöhnlichem Umfange . . . bis zum Contra-H . . .“

„Bis zum Contra-H?“ wiederholte Herr Royer und markirte hohes Erstaunen. „In der That, das wäre ja ganz ungewöhnlich! Wirklich Contra-H?“

„Ganz gewiß. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört . . . sogar öfter . . . in der Beschwörung der Nonnen.“

„So so! Das ist ja sehr merkwürdig.“

„Also Sie haben die Beschwörung der Nonnen nie von Herrn Adrian Abramowitsch gehört?“

„Niemals.“

„Dann begehe ich also eine Verwechslung. Ich bitte um Verzeihung.“

„Bitte sehr! . . . Und sind Sie,“ fuhr Herr Royer, der mich für einen Confusionsrath erster Klasse halten mochte, fort, „sind Sie Ihrer Sache ganz sicher? Wirklich Contra-H?“

„Ah, das könnte ich beeidigen! Da liegt keine Verwechslung vor. Ich habe es gestern noch gehört!“

„Erstaunlich! Ich erinnere mich noch des Contra-C von Lablache, das übrigens auch ziemlich tonlos war. Aber ich habe niemals auch nur den Versuch zu einem Contra-H gehört. Ihr Freund scheint ja ein wahres Phänomen zu sein. Ich habe mir übrigens erzählen lassen, daß gerade unter den Russen merkwürdig tiefe Bassstimmen vorkommen sollen. Ich habe leider noch nie die Gelegenheit gehabt, einen russischen Bassisten zu hören.“

Ich war froh, als wir das Gesprächsthema, das mir ungemüthlich geworden war, verließen. Wir unterhielten uns noch sehr gut und sehr lebhaft von andern Dingen, namentlich von der pöbelhaften ersten Tannhäuser-Aufführung, die etwa ein Jahr vorher unter Royers Leitung stattgefunden hatte, und die noch immer mit großer Lebhaftigkeit erörtert wurde.

Im ersten Augenblicke war ich über die unerhörte Aufschneiderei des ehrwürdigen Vaters Adrian entrüstet und fest entschlossen, ihm gehörig die Leviten zu lesen. Auf dem Heimwege war es sehr kalt, und da dachte ich über die Sache viel kühler. Die Frage, ob ich von meiner Begegnung mit Royer überhaupt sprechen sollte, ließ ich einstweilen noch unentschieden.

* *

Als ich gehörig durchgefroren gegen zwei Uhr des eisigen Januarmorgens oben im fünften Stock des „Armen Hiob“ angekommen war, sah ich durch die Ritze und Spalten der alten, schlechtgefügtten Thür einen Lichtschimmer aus Adrians Zimmer dringen. Ich hörte auch Stimmen. Es war mir nicht besonders auffällig, denn es gehörte zur Hausordnung, sich über nichts zu wundern.

Auf mein Klopfen und den Hereinruf trat ich ein. Bei dem Anblick, der sich mir darbot, kostete es mich doch einige Mühe, gegen die Hausordnung nicht zu verstoßen und meine Fassung zu bewahren.

Adrians kleine Stube war so mit Tabaksqualm angefüllt, daß man kaum mit dem Säbel hätte durchhauen können. Es dauerte einige Secunden, bis sich das Bild des merkwürdigen Interieurs aus dem graublauen Wolkenschleier in deutlicheren Umrissen abhob.

Vater Adrian und der kleine Poiry lagen oder saßen vielmehr in Adrians Bett einander gegenüber, Adrian in der gewöhnlichen Lage, den Kopf am Kopfende, Poiry den Kopf am Fußende. Beide waren vollständig angekleidet, sogar mit Ueberrock und Hut. Adrian hatte den edlen gemessenen Ausdruck, der sein mächtiges, mähnenumwalltes Haupt so sympathisch machte. Poirys erschrecklich bleiches Antlitz zeigte dagegen die deutlichen Merkmale einer fieberhaften Erregung. Seine kleinen schwarzen Augen, deren Lidern die tödtliche Krankheit den schönen Schmuck der Wimpern geraubt hatte, brannten und flammten in leidenschaftlicher Gluth. Zwischen sich hatten sie ein Reißbrett gelegt. Auf diesem stand ein Blechleuchter mit einer hohen, offenbar erst vor Kurzem erneuerten Kerze — der Stumpf der abgebrannten lag auf dem Leuchterteller in einem Berge von Cigarettenstummeln und Asche. Daneben ein großer brauner Thontopf mit Caporal und Cigarrettenpapier. Sie spielten Karten und rauchten wie die Türken. Vor jedem der Spieler lagen je vier Einsoustücke zum Anlegen. Adrian hatte neben sich noch ein mit Zahlen beschriftetes Blatt und ein Stück Zeichenkohle.

Sie hatten mir beim Eintreten zugenickt.

„Gleich,“ vertröstete mich Vater Adrian. „Die Partie ist bald aus. Ich stehe auf zwei, der Bretagner auf vier.“

„Wieder den König!“ schrie Poiry plötzlich wüthend auf. „Ich lasse mir viel gefallen . . . aber das ist zu arg!“

„Du hast kein Atout? . . . Und kein Pique? . . . Dann habe ich Durchmarsch . . . Zieh Deine Marken ein, mein Sohn!“

„Wieso denn?“ rief Poiry, der das Unerhörte noch nicht zu fassen schien, „Du standst doch erst auf zwei?“

„Nun ja! Zwei und der König macht drei, Durchmarsch fünf . . . Du hast verloren!“

Poiry seufzte, als ob ihn ein schwerer Schlag getroffen hätte.

„Mit dem Menschen kann man nicht mehr spielen! Es hat eben Alles seine Grenzen!“

Adrian hatte die Kohle genommen und schrieb auf dem mit Zahlen bedeckten Blatte.

„Du schuldest mir nun 7200 Franken,“ sagte er mit majestätischer Ruhe.

„Ja doch, ja doch!“ entgegnete der Kleine in überaus gereizter Stimmung.

„Die Mahnung war überflüssig. Zieh nur!“

Ich fand es etwas theilnahmslos, daß man sich um mich gar nicht kümmerte. Ich hatte erwartet, daß man mich wenigstens fragen würde, ob ich mich gut unterhalten hätte. Vater Adrian schien mir das auch nachzuempfinden, er heuchelte Interesse, sah mich an und sagte in fragendem Tone:

„Na?“

Das genügte meiner Begehrlichkeit indessen nicht, und anstatt mit dem Berichte über den Abend zu antworten, stellte ich die Frage:

„Weshalb habt Ihr Euch in diese enge Dube eingesperrt? Ein Qualm ist hier — zum Ersticken! Poirys Zimmer ist doch viel geräumiger.“

„Ja, aber mein Salon heißt sich besser,“ versetzte Vater Adrian.

Das mochte ja richtig sein. Aber in dem schwarzen Ramin war kein glimmendes Fünkchen mehr, und in der Stube war es eifig kalt. Die theoretischen Vorzüge des Stübchens schienen mir demnach von untergeordnetem praktischem Werthe zu sein.

„Sieh mal nach. Vielleicht glüht es noch unter der Asche. Dann kannst Du gleich ein paar Kohlen auflegen.“

An den Ramin gelehnt stand ein austrangirter Spazierstock ohne Griff, dessen unteres Ende angebrannt und verkohlt war. Die Brandwunden ließen über seine nunmehrige Bestimmung als Feuerstockerer keinen Zweifel. Ich wühlte in der Asche herum. Alles tobt und kalt.

„Kein Feuer, keine Kohle!“ sagte ich. „Und außerdem auch keine Kohlenzange.“

„Bitte sehr,“ erwiderte Adrian in etwas beleidigtem Tone. „Die Kohlen liegen links in der Ecke, und die Zange liegt gerade vor Dir.“

Die Kohlen sah ich nun auch wirklich. Etwas mehr Mühe verursachte es mir, die Kohlenzange zu erspähen. Vor dem Ramin auf den rothen Fliesen des Bodens lag ein auf den ersten Blick schwer bestimmbarer Gegenstand, der sich bei näherer Besichtigung als ein früherer weißer Glacéhandschuh von ehrfurchtgebietendem Format herausstellte. Die vollkommen geschwärzte ruhige Innenseite offenbarte mir die Metamorphose zu der gesuchten Kohlenzange. Mit Vorsicht zog ich mir den Handschuh an und legte anstandshalber einige Kohlen auf die graue Aschenschicht — allerdings ohne rechtes Vertrauen, daß sich zu Gunsten der spielenden Baalpriester das Wunder des Elias erneuern und das Feuer vom Himmel fallen werde, um die Gluth zu entfachen.

„Nun gieb endlich!“ mahnte der Kleine ungeduldig. „Ich mache siebenhundert Franken.“

„Fällt mir gar nicht ein!“ versetzte Adrian würdevoll. „Ich habe Dir vorhin erklärt, daß ich keinen Satz über dreihundert Franken acceptire. Dir zu Gefallen habe ich eben einmal eine Ausnahme gemacht und eine Partie zu fünfhundert Franken gespielt. Du siehst, wohin es geführt hat: Du hast wieder verloren.“

„Lächerlich!“ brüllte der Kupferstecher. „Einfach lächerlich! Vorhin haßt Du drei Partien zu tausend Franken gespielt. Du darfst jetzt nicht schnappen. So spielt kein Cavalier! Du mußt mir Revanche geben! Ich frage Dich,“ wandte er sich an mich, „habe ich nicht das Recht, zu verlangen, daß er jetzt meinen Satz, der durchaus innerhalb der Grenzen unseres Spiels liegt, annimmt? Ich unterwerfe mich jedem Schiedspruch. Ich mache mich anheischig, ein Votum des Jockey-Clubs zu extrahiren . . .“

„Was geht mich der Jockey-Club an!“ warf Adrian mit vollkommener Ruhe ein. „Wenn Du wie ein Wahnsinniger drauf losspielst, verliert das Spiel eben seinen seriösen Charakter.“

Poiry bekte.

„Wenn Du mir den letzten Tropfen Blut abzapfst,“ rief er in bitterem Ingrimm, „wird es Dir wohl seriös genug sein.“ Und nachdem er tief Athem geschöpft hatte, fuhr er in völlig verändertem, weichem, elegisch angehauchtem Tone fort: „Wahrhaftig, Adrian, manchmal werde ich ganz irre an Dir und frage mich: wo ist Dein nobles Herz, an das ich immer habe glauben wollen? Du kannst unbarmherzig sein wie die Pest! Du siehst: es handelt sich um meine ganze Zukunft! Siebentausendzweihundert Franken! Sage selbst: ist es nicht fürchterlich, Mensch? Ah, ich begreife die Opfer von Monte Carlo!“

„Also vierhundert Franken — in Gottes Namen!“ sagte Adrian. „Keinen Sou darüber!“

„Der Mensch kennt kein Erbarmen!“ stieß der Kleine verzweiflungsvoll hervor. „Siebenhundert Franken!“ flehte er. „Ich verspreche Dir auch . . .“

„Es hat ja keinen Sinn, mein Lieber!“ beschwichtigte Vater Adrian in herzlicher Gemüthlichkeit. „Du reitest Dich ja bloß noch tiefer hinein. In Deinem eigenen Interesse . . .“

„Ah!“ fiel ihm Poiry mit schneidendem Hohn in's Wort. „Spiel Dich nur nicht auf den gefühlvollen Gemüthsmenschen heraus! Nur keine Heuchelei! . . . Shylock!“ zischte er ihn an.

Die Debatte spann sich noch eine Weile fort. Als sie schließlich in dem Compromiß, daß noch eine Partie um fünfhundert Franken gespielt werden solle, ihren nach beiden Seiten hin gleichermaßen unbefriedigenden Abschluß gefunden hatte, wünschte ich den beiden Spielern gute Nacht.

„Du bist glücklich!“ rief mir Vater Adrian nach. „Du kannst Dich schlafen legen. Unserer einer muß sich die ganze Nacht um die Ohren schlagen . . .“

„Hah!“ höhnte Poiry mit ätzender Schärfe. „Du weißt schon, wofür!“

* * *

Geraume Zeit war seit meiner Begegnung mit dem Operndirector Royer verfloßen. Ich hatte mich nach einiger Ueberlegung dazu entschlossen, den Zwischenfall für mich zu behalten. Es genügte ja, daß mein Vertrauen zur künstlerischen Zukunft Adrians erschüttert war. Wozu sollte ich Adrians

Stellung unterwühlen und in die reinen Seelen der befreundeten Jobards den Keim des Argwohns senken? Nur einmal hätte ich mich beinahe verschnappt.

Als uns Adrian eines Tages beim Essen wieder einmal erzählte, daß er bei Royer gewesen, daß ihm Royer um den Hals gefallen, und daß sein Debut nun unwiderruflich auf den nächsten Monat angesetzt sei, hatte ich einen Anfall von Krakehlsucht und fragte ihn in kribbeliger Stimmung:

„Hast Du Royer die Beschwörung der Nonnen vorgesungen?“

„Natürlich! Zuerst die Beschwörung und dann ein russisches Volkslied . . . Du kennst es ja: „Ach, sie liebet mich nicht mehr!““

„Die Beschwörung der Nonnen . . . mit dem Contra-H?“ wiederholte ich mit einigem Nachdruck.

„Mit dem Contra-H! Royer war ganz außer sich!“

Es juckte mich, den Frevler zu entlarven.

„Du hast ihm die Beschwörung der Nonnen vorgesungen?“ fragte ich noch einmal in kunstgerechter Steigerung, wie ein Inquisitionsrichter.

„Ja doch!“ antwortete Adrian, durch mein Drängen etwas beunruhigt, wie mir schien.

„Unter welchem Namen?“ setzte ich hinzu, mit dem Ausdrucke einer gewissen brutalen Ueberlegenheit.

Vater Adrian sah mich einen Augenblick forschend an. Er schien Unrath zu wittern. Da siegte meine bessere Natur, er that mir leid, ich meisterte die garstige unfreundchaftliche Anwandlung, die mich beschlichen hatte, und schlug reuig und beschämt die Augen nieder. Adrian fühlte auch sofort instinctiv, daß ich auf alle Fälle entwaffnet war, daß er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, und entgegnete mit Seelenruhe, Würde und Wichtigkeit:

„Der Name thut nichts zur Sache!“

Dabei beruhigte ich mich natürlich, und die Sache war damit abgethan.

Im Dasein des Sängers hatte sich während der langen Zeit nichts verändert. Er machte Schulden, bekam manchmal Geld, befriedigte unangenehme Gläubiger und beruhigte sich und seine Freunde mit der nunmehr feststehenden Thatsache, daß er im nächsten Monat als Vertram in der Großen Oper debütiren werde. Auch sein Repertoire hatte sich nicht erweitert. Es machte uns Allen aber immer wieder dieselbe Freude, wenn wir Abends im Atelier der rue de Médecis gemüthlich zusammensaßen, wenn Vater Adrian sich an's Klavier setzte, die H-moll-Arpeggien losließ — ich habe nie eine andere Tonart von ihm gehört — die leichtfertigen Nonnen im Kloster der heiligen Rosalia aus der Gruft heraufbeschwor und seinem Schmerze, daß sie ihn nicht mehr liebete, wehmüthig ergreifenden Ausdruck gab.

Im folgenden Herbst aber wurde es anders.

Adrians Dasein spielte sich für gewöhnlich auf einem Flächengebiet von einem halben Quadratkilometer ab. Er hatte einen gelinden Abscheu vor der „andern Seite“, vor den Boulevards, und er bestand jedesmal, wenn er über eine Brücke gehen sollte, einen harten Kampf. Rein Mensch war leichter zu

finden. War er nicht im „Armen Job“, so brauchte man nur in die „Drei Kugeln“ zu gehen — zur Zeit der Mahlzeiten in die beiden Stammkneipen — und war er auch da nicht, so beschwor er ganz sicher die Nonnen in der Bildhauerwerkstatt, oder man begegnete ihm auf der Straße. Als nun aber die Schwalben heimwärts kehrten, entschwand er auf Stunden, ja auf Tage unserm Gesichtskreise.

Er schien das Bedürfnis zu fühlen, über seine Kunstreisen Aufschluß zu geben; und er erzählte uns also gelegentlich, daß er jetzt bei dem Correspondent der Großen Oper Stunden nehme und den Bertram studire, da er im nächsten Monat . . .

Das machte ihn natürlich in hohem Grade verdächtig, und namentlich den kleinen Poiry, mit dem er übrigens die 7200 Franken bis auf drei Franken fünfzig Centimes allmählich abgespielt hatte, intriguirte es, zu erfahren, was Vater Adrian eigentlich triebe. Des Kleinen Neugier sollte bald befriedigt werden.

Eines Nachmittags begegnete Poiry auf dem Quai de Montebello, wo er zu thun gehabt hatte, dem Vater Adrian, der in einer für ihn ungewöhnlich schnellen Gangart in der Richtung auf das Quai de la Tournelle zuing. Adrian hatte den Kleinen nicht gesehen. Poiry zerbrach sich den Kopf: was hatte Vater Adrian hier zu suchen, in dieser Gegend, in der ein ganz anderes Volk, ein anderer Menschenschlag hauste? Er ging ihm nach. Adrian überschritt resolut die Brücke, die nach der Ile St.-Louis führt, den pont de la Tournelle. Die Ile St.-Louis ist die westliche Nachbarinsel der Cité, der Wiege von Paris, mit ihren großartigen Monumentalbauten von Notre-Dame, der Sainte-Chapelle, dem Justizpalast, der Polizeipräfector u. s. w. So wichtig, central und belebt die Cité ist, so stiefmütterlich bedacht, entlegen und öde ist die Insel des heiligen Ludwig. Poiry, der seit zwölf Jahren in Paris lebte, sah sie bei diesem Anlaß zum ersten Mal.

Adrian bog von der Brücke rechts ab, ging das Quai de Béthune entlang und schlug dann die erste Straße ein, die rue Poultier. Da trat er, wenige Schritte vom Quai entfernt, in ein ganz unansehnliches, aber von außen recht sauber wirkendes Kaffeehaus ein — mit einer Bestimmtheit, die dem kleinen Poiry sogleich die Ueberzeugung beibrachte, daß Adrian hier an seinem Ziele angelangt sei. Der Kleine wartete mit der Geduld eines Jägers auf dem Anstand — eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden. Er seufzte. Er kannte Vater Adrian und wußte, daß es lange dauern konnte — tagelang! Das Etui mit der Zahnbürste hatte Adrian ja bei sich. Aber einigermaßen wurde der Vigilant für sein Warten doch entschädigt. Nach ungefähr zwei Stunden hörte er aus dem Kaffeehause heraus wohlbekannte Töne zu sich dringen: ein brillantes kurzes Präludium in H-moll, dem sich sogleich das Recitativ anschloß:

„Voici donc les débris du monastère antique.“

Zwei Leute, die des Weges kamen, blieben stehen, lauschten und traten dann behutjam in das Café ein.

Nach einer Pause erklang die Klage eines verschmähten russischen Liebhabers.

Als nach längerer Zeit wieder die H-moll-Arpeggien angeschlagen wurden und Bertram abermals verkündete, daß er sich nummehr auf den Trümmern des alten Klosters der heiligen Rosalia befinde, erkannte Poiry, daß die Sitzung doch am Ende noch sehr lange dauern würde, erklärte seine Neugier für befriedigt und trat den Rückweg nach dem „Armen Hiob“ an.

Zunächst hatte er nur mich zum Mitwiffer des Geheimnisses gemacht. Nach längerer Berathung gelangten wir indessen zu der Erkenntniß, daß wir die Angelegenheit nicht egoistisch, sondern als eine gemeinsame Sache der Jobards aufzufassen und demgemäß zu behandeln hätten. Bei den Mahlzeiten in der Gartüche und beim Kaffee in den „Drei Kugeln“ wurde der Operationsplan festgestellt. Vor Allem war eine genaue Recognoscirung des Terrains in Aussicht genommen, zu der ich mich am ersten Abend, da Vater Adrian in der Werkstatt des Bildhauers musciren würde, bereit erklärte. Alsdann war ein allgemeiner Ueberfall geplant.

Es dauerte auch gar nicht lange, daß der Vorschlag eines Jobards, in der rue de Médicis ein bißchen Musik zu machen, die Zustimmung Adrians fand. Sobald das geschehen war, machte ich mich auf den Weg.

Es war ein wundervoller Herbstabend. Ich fand das mir bezeichnende Café auf der Stelle und ohne die geringste Mühe.

Ein sehr bescheidenes, aber mit auffallender Reinlichkeit gehaltenes Local. Die Schalen auf dem „Comptoir“ mit billigen blühenden Blumen blitzten, die weißen Marmortische glänzten spiegelblank. Gerade so strahlend sauber war die Wirthin, die hinter dem Zählische saß, eine sehr hübsche Brünette in der Mitte der Zwanzig, mit vollem, glänzendem, fast schwarzem Haar, das in einfachster und geschmackvollster Weise geordnet war, mit einem niedlichen Stumpfnäschen, lustigen Augen und einem allerliebsten frischen Munde, der durch vergnügte Grübchen in den Wangen anmuthig belebt war. Die hübsche Wirthin hatte eine gewisse Anlage zur Rundlichkeit. Auf den ersten Blick war mir klar gewesen, daß dies der Magnet war, der Vater Adrian nach der Ile St.-Louis zog. Ich konnte seinen Geschmack nur loben.

Im Café saßen etwa zehn bis zwölf Gäste, offenbar Bürger aus der Nachbarschaft, die hier regelmäßig verkehrten. Sie sprachen gemüthlich mit der Wirthin wie mit einer alten Bekannten und nannten sie „Madame Octave“. Von einem Monsieur Octave vermochte ich keine Spur zu entdecken.

An das Gastzimmer stieß ein Cabinet, dessen Thür halb offen stand. Es war durch eine Lampe mit rothem Schleier mystisch beleuchtet. Ich glaubte im Hintergrunde so etwas wie ein Klavier zu erspähen. Es war offenbar das Sanctuar der Frau Wirthin; ich sah an der Seite die weißen Gardinen eines Himmelbetts.

Meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch die laute, von einem der Gäste an Madame Octave gerichtete Frage erregt: „Kommt denn Herr Adrian heute nicht?“

„Nein,“ antwortete Madame Octave mit anmuthigem Lächeln, während ihre Grübchen sich noch tiefer in die runden Wangen eingruben, „heut nicht. Herr Adrian hat heut Abend Probe in der Oper. Sie wissen doch, im nächsten Monat . . .“

„Jawohl! Wir gehen Alle hin, meine Frau und meine Tochter auch . . . Er singt zu schön! Schade, daß er heute nicht kommt.“

„Ach ja, sehr schade!“ bekräftigte Madame Octave und seufzte dabei. Vater Adrian erschien mir auf einmal beneidenswerth.

„Entschuldigen Sie,“ nahm ich das Wort, „wenn ich mich als Fremder in Ihre Unterhaltung mische. Es handelt sich ja aber offenbar um kein Geheimniß. Ich hörte da eben den Namen Adrian . . . Ist das der berühmte russische Bassist?“

Madame Octaves lustige Neuglein leuchteten in freudigem Schimmer hell auf.

„Jawohl! Der Herr kennt Herrn Adrian? . . .“

„Nicht persönlich . . . Ich habe nur viel Rühmliches über ihn gehört . . . wie alle Welt . . . Adrian (ich ließ das herabsinkende „Herr“ weg und sprach von ihm wie von Mario, Tamberlick, Lablache) Adrian soll ja eine der schönsten Stimmen besitzen . . .“

„Die schönste!“ fiel mir Madame Octave feurig in's Wort. „Die schönste! Wenn der Herr uns öfter die Ehre erweisen wollte, könnte der Herr sich selbst überzeugen. Herr Adrian verkehrt viel bei mir, und ich darf sagen: er giebt etwas auf mich . . .“

Der Stammgast, der die Unterhaltung eingefädelt hatte, hob scherzhaft drohend den Zeigefinger auf und sagte in neckendem Tone:

„Madame Octave! Madame Octave!“

„Wenn Herr Adrian mir gefällt,“ erwiderte die Wirthin, noch freundlicher als zuvor lächelnd, „wem schadet's? Ich bin frei, nicht wahr?“ Und sich wieder an mich wendend, fuhr sie fort: „Wenn ich Herrn Adrian bitte, singt er uns etwas vor . . . Arien aus den Opern von Meyerbeer, aus ‚Robert‘ und so weiter . . . Liebeslieder . . . Romanzen . . . russische Volksweisen . . . und so weiter, und so weiter!“

„Und da darf man zuhören?“

„Aber gewiß!“

„Wenn ich nur mit einiger Sicherheit wissen könnte . . . ich wohne nämlich in einem andern Viertel . . .“

„Kommen Sie morgen Abend, da treffen Sie ihn sicher. Herr Adrian erweist mir die Ehre, morgen bei mir zu speisen . . . Also morgen um diese Zeit ist er unfehlbar hier!“

„Sehr wohl! . . . Und dürfte man ohne Indiscretion einige Freunde mitbringen?“

„Aber je mehr, je besser! Hier kann doch jeder anständige Mann ein- und ausgehen, ganz nach Belieben . . .“

„Nun, Madame Octave, dann garantire ich Ihnen ein ausverkauftes Haus!“

Madame Octave lächelte gütig, ich zahlte und verabschiedete mich von der Wirthin mit dem Versprechen, morgen Abend von meinen Myrmidonen begleitet zur selben Stunde wiederzukommen.

Stolz auf den unerwarteten Erfolg meiner Mission eilte ich beflügelten Schritts nach der rue de Médecis, wo ich die ganze Gesellschaft noch beisammen fand. Als ich leise eintrat, erklang gerade das „vous!“ im Contra-H, dem brausender Beifall folgte.

Die Haupt-Jobards wurden noch im Laufe des Abends von Allen verständig.

* * *

In kleinen Trupps von drei, vier Personen — wie feiernde Arbeiter zu einer polizeilich erschwerten Demonstration — zogen wir, unser Fünfehn an der Zahl, am folgenden Abend gegen neun Uhr nach der Ile St.-Louis. Wir wollten dem Vater Adrian eine vollkommene Ueberraschung bereiten und discountirten schon den ungeheuren Spass, den der Scherz uns Allen und ihm vor Allen bereiten würde. Wir waren also übereingekommen, den Beginn seines Gesangs abzuwarten, uns unbemerkt, während seines Vortrags, in das Café einzuschleichen und ihn nach der beendigten Nonnenbeschwörung, nach dem erstaunlichen Contra-H durch eine stürmische Ovation und phrenetischen Jubel zu verblüffen. Wir wollten gewissermaßen eine Kraftprobe ablegen, wollten ihm zeigen, weissen unsere Häuste und Lungen fähig waren, und in welchem Maße er sich auf die Leistungsfähigkeit seiner begeisterten Freunde an dem nun bald bevorstehenden Entscheidungsabende in der Großen Oper, am Abende seines ersten Auftretens, seines ersten Triumphes, verlassen durfte.

Wir schlenderten langsam am Quai de Béthune auf und nieder, in frohester Erwartung des kommenden Ereignisses. Eclaireurs schwenkten in die rue Poultier ab, um aufzupassen, wann uns Vater Adrian das Signal aus dem Café geben würde. So unauffällig wir uns auch zu machen bemüht waren — die Jobards erregten doch die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen der Vertheidiger der öffentlichen Ordnung. Wir wirkten in der That wie Operettenverschwörer. Die beiden wachhabenden Stadtsergeanten musterten uns mit argwöhnischen Blicken und schienen zu berathschlagen, ob es sich nicht empfehlen würde, bei der Polizeiwache Anzeige zu erstatten. Bei unserer vollkommen gestitteten Haltung hatte es indessen bei der passiven amtlichen Beobachtung sein Bewenden.

Auf einmal kam aus der rue Poultier eine Ordonnanz herangesprengt: „Kinder! es geht los!“ Im Nu hatte sich die Nachricht unter allen Betheiligten

verbreitet, und das Recitativ war noch nicht zu Ende, als wir geräuschlos wie die Gespenster unsern Einzug hielten.

Ich eröffnete mit Poiry den Reigen, um eventuell eine verrätherisch laute Begrüßung von Seiten der Frau Octave durch eine energische und ausdrucksvolle Mimik zu dämpfen. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich indessen als überflüssig. Frau Octave stand in dem kleinen Cabinet, das wieder in röthlichem Dämmerseine dalag, neben dem Klavier, völlig versunken in den Anblick ihres Sängers, mit halbgeöffneten Lippen, selig lächelnd. Von uns hörte und sah sie nichts. Der Kellner, der während des Gesangs auf den Fußspitzen ging und sich mit leisester Stimme nach unseren Wünschen erkundigte — „Fünfzehn glorias“ bestellte Poiry eben so leise —, war überhaupt der Einzige, der unsere Masseninvasion bemerkte. Die übrigen Gäste — es waren heute etwas mehr als gestern Abend — saßen unbeweglich da, das Gesicht der geöffneten Thür zum Cabinet zugewandt, und lauschten dem Gesange. In der offenen Thür standen noch einige Personen, die einen lebendigen Vorhang zwischen Cabinet und Wirthslocal bildeten. Da sich Adrian selbst begleitete — in H-moll —, und das Klavier dem Eingange gerade gegenüber an der Wand stand, so hatte er der Wirthsstube und seinem Auditorium den Rücken zugewandt. Er konnte also keine Ahnung davon haben, wie sich, während er auf den Trümmern des heiligen Rosalia-Klosters verweilte, das kleine Local bevölkert hatte, und wir tauschten allesammt, während die fünfzehn glorias geräuschlos vor uns gesetzt wurden, die vergnügtesten Blicke über das vollkommene Gelingen unseres lustigen Streiches.

„... Nonnes, m'entendez-vous?“

Das lang ausgehaltene Contra-H war unter athemloser Stille der ergriffenen Zuhörer verhallt. Ein Säuseln und Summen des sich befreienden Entzückens rauschte wie auf Flügeln durch das Local.

„Bravo! Bravo!“ erklang es schüchtern in respectvoller Bewunderung von allen Seiten.

Da brach das Ungewitter los . . .

Auf einmal legten wir Fünfzehn uns in's Zeug, schlugen in die Hände wie die Besessenen, brüllten, jauchzten, schrien Hurrah! hurrah! daß uns selbst vor unserm eigenen Spektakel ein bißchen angst und bange wurde. Es war etwas Elementares, ein Toben der entfesselten Urkräfte, ein Orkan, etwas majestätisch Furchtbares!

Sprachlos starrten uns die Stammgäste an. Madame Octave erbleichte, das holbe Lächeln war von ihren Lippen gewichen, die Grübchen verflachten sich, sie riß die Augen weit auf.

Adrian, der aus seiner Fassung und würdevollen Gemessenheit schwer herauszubringen war, hatte sich zuerst umgewandt, mit dem einfachen Ausdruck temperirter Ueberraschung. Als das Toben aber andauerte und wie die Verleumdung im Weiterschreiten wuchs, hatte er sich langsam erhoben

und der Thür des Cabinets genähert, um zu sehen, was eigentlich los sei. Raum erschien des geliebten Vaters Adrian ehrwürdige Gestalt auf der Schwelle, so entluden sich die Batterien befreundeter Wonne mit einer schier unbeschreiblichen Gewalt. Der trommelfellsprengende Lärm vorher war nur das Rauhen der Aeolsharfe gewesen im Vergleich zu dem in Wahrheit unheimlichen, grauerregenden Getöse, das jetzt donnernd, polternd die Luft erschütterte. Wir hätten es ruhig mit den Trompetern von Jericho aufnehmen können. Dabei geberdeten wir uns wie die Tollhändler. Unser eigener Lärm hatte uns betäubt, berauscht. Wir brüllten wie der Rufer im Streit, die Einen klatschten wie verrückt, Andere vollführten mit dem Aufklappen der Untertaßen auf den Marmortisch einen Höllenscandal, der an das chinesische Orchester erinnerte, Andere schwenkten die Hüte — Alles schrie, johlte, jauchzte, brüllte.

Vater Adrian sah uns mit dem Ausdruck von Verwunderung an. Jeden von uns traf sein Blick . . .

Jetzt wird er gleich in unsern freundschaftlichen Unfug lächelnd einstimmen. Das wird die Krönung! Wir werden noch einen köstlichen Abend verbringen, der in der Chronik des „Armen Hiob“ in goldenen Lettern verzeichnet werden wird.

Das war unser Aller Einpfinden.

Nun, die Culturgeschichte alter und neuer Zeiten weiß von graufigen Katastrophen viel Trauriges zu berichten: von Landpartien, die gründlich verregnet, von Trauerspielen, die gründlich durchgefallen, von Spielern, die gründlich ausgebeutelt worden — und was dergleichen Unglücksfälle mehr sind.

So gründlich und jämmerlich aber ist wohl nie etwas verunglückt wie unser harmloses Vorhaben.

Unser Jubel war verstummt. Es trat Todtenstille ein.

Vater Adrian war regungslos auf der Schwelle stehen geblieben. Er hatte sich entfärbt. Kein Muskel zitterte. Wie eine steinerne Bildsäule stand er da. Was in ihm in diesem Augenblicke vorging, war schwer zu sagen. Eines war uns jedoch Allen klar geworden: er hatte unsern gutgemeinten übermüthigen Spaß absolut nicht verstanden. Er schien darin irgend etwas Häßliches, Brutales zu wittern, was wir durchaus nicht hatten hineinlegen wollen. Wir fühlten, wie sich auf einmal zwischen ihm und uns eine breite und tiefe Kluft aufgethan hatte. Er war uns entrückt, und wir standen ihm fern. Die gemüthliche harmlose Gemeinsamkeit zwischen uns Allen war gesprengt, vernichtet. Zwischen ihm und uns war urplötzlich ein feindseliger Gegensatz aus dem Boden aufgeschossen.

Wir Alle waren von der sonderbaren Aufnahme, die unsere ausgelassene Rundgebung beim Vater Adrian gefunden hatte, vollkommen betreten, verblüfft, wie vor den Kopf geschlagen. Wir sahen uns befremdet an und blickten dann wieder verdutzt auf Adrian, der sich nicht vom Flecke rührte und uns mit erstarrender Kälte, die Lippen fest zusammenkneifend, musterte — Einen nach dem Andern. Hätte er uns gehörig ausgeschimpft, hätte er

sich in den kraftvollsten Ausdrücken den schlechten Witz energisch verbeten, wäre er wüthend geworden, hätte er geschmolzt und geyrollt — es würde auf uns wie eine Erlösung aus unerblicklicher Peinlichkeit gewirkt haben. Wir hätten das Mißverständniß mühelos aufgeklärt, hätten ihn versöhnt und seinen unberechtigten Aerger mit einem gemeinsamen Trunk weggepült. Alles wäre gut gewesen. Aber Vater Adrian sagte kein Wort. Die erstaunten Stammgäste, die dem unbegreiflichen Schauspiel als Zeugen beizwohnten, konnten nicht ahnen, daß Adrian und wir zusammengehörten. Er sah uns an wie Fremde, die wir ihm in dem einen Augenblick in der That geworden waren.

Das fürchterliche Schweigen dauerte an.

Madame Octave hatte sich inzwischen wieder gefaßt. Noch immer bleich und mit einem Ausdruck von Strenge, der zu dem muntern, lebensfrohen Gesichte der hübschen jungen Frau gar nicht paßte, ging sie an Adrian vorüber, durchschritt die Wirthsstube und setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz hinter dem Comptoir. Sie klopfte nervös auf die Tischplatte, athmete bei fest verschlossenem Munde durch die zitternden Nasenflügel und brachte endlich in gedämpfter Entrüstung die Worte hervor:

„Messieurs . . . vraiment! . . .“

Nichts weiter. Darauf trat wieder unheimliche Stille ein.

Endlich erwachte Adrian aus seiner Erstarrung. Er trat, ohne uns von jezt an auch nur eines Blickes noch zu würdigen, an Madame Octave heran, beugte sich über den Zahltisch und flüsterte ihr einige Worte zu. Sie erwiderte etwas, worauf er Bescheid gab. Dann gab sie ihm seinen Hut, der neben ihrem Sitze lag, und reichte ihm die Hand. Adrian bedeckte sich und wandte sich dem Ausgang zu.

„Mais tu reviens pour sûr?“ rief sie ihm nach, so laut, daß wir Alle es hören mußten, und ohne das geringste Bestreben, ihre durch das vertrauliche „Du“ bekräftigte Intimität mit unserm Freunde irgendwie zu verbergen. Adrian nickte und verschwand.

Uns war in dem kleinen Café nicht mehr geheuer. Madame Octave klopfte noch immer nervös auf die Tischplatte und gab ihre Erregung durch abgerissene Exclamationen zu erkennen: „A-t-on jamais vu!“ . . . „C'est inoui!“ . . . „C'est incroyable!“ Die übrigen Gäste sahen uns mit scheelen Blicken an. Wir zahlten und gingen.

Wie entlarvte Mißethäter, wie gepeitschte Hunde, wie abgetriebene Droschkengäule im Plazregen schlichen wir mühselig und beladen das Quai entlang. Die beiden Stadtsergeanten sahen uns eine Weile nach. Eine blamirtere Gesellschaft hat sich nie zusammengefunden. Auf dem Wege nach den „Drei Kugeln“ war der Damm endlich von uns gewichen, und als wir in unserm Stamm-Kaffeehause wieder zusammensaßen, wurde der Vorgang des Abends, über den eine Meinungsverschiedenheit unter uns gar nicht bestand, mit der äußersten Heftigkeit discutirt.

Einstimmig waren wir in der Beurtheilung Adrians ohne mildernde Umstände. Er hatte sich einfach unverantwortlich benommen, er hatte uns einen guten Spaß verdorben, er war entweder stupide oder unfreundschastlich — ein Drittes gab es nicht.

„Na überhaupt . . .“ sagte Einer. Und das war das erlösende Wort.

Denn nun wurde Adrians Thun und Lassen auf einmal von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, als wir ihn bisher eingenommen hatten. In seinem Wandel wurde nun gar manches als nicht fein befunden, manches, das sich mit den strengsten Anforderungen des Zartgefühls und der Manneswürde nicht leicht vereinbaren ließ. Es war, als ob Allen auf einmal die Schuppen von den Augen gefallen seien. Gleichzeitig fiel es Allen auf, daß Vater Adrian doch ein ganz unwahrscheinlicher Faulpelz gewesen sei, daß Keiner von uns sich berühhmen durfte, ihn je haben arbeiten zu sehen; er hatte nie eine Zeile geschrieben, nie ein Buch gelesen, niemals in seiner Kunst das Geringste zu seiner Fortbildung gethan.

„Na überhaupt . . . seine Kunst!“

Nun wurden ihm auch da, wo er von uns Allen bisher kritiklos vergöttert gewesen war, alle Federn ausgerupft — mit einer Lieblosigkeit, deren nur die Jugend fähig ist. Er hatte ja nichts gelernt, er kannte nichts als die ewige Nonnenbeschwörung und das russische Lied, die Einem doch schließlich auch zum Halse heraushingen. Nichts weiter kannte er, nicht den lumpigsten Gassenhauer, den jeder Chansonettensänger im Café chantant in ein paar Stunden lernt. Er war ja vollkommen unmusikalisck! Und der wollte in der Großen Oper auftreten!

„Na überhaupt . . . sein Debut!“

Der reine Schwindel war's. Immer im nächsten Monat! So ging's nun schon seit Jahren. Wer weiß denn, ob er mit Royer überhaupt schon ernstlich unterhandelt hatte? Er hatte ja beständig gesunkert. Es war ja gar kein Verlaß auf ihn . . . „Ueberhaupt“ war Vieles in seinem Dasein ganz unaufgeklärt. Die ganze Existenz des Menschen war eigentlich ein Räthsel . . .

So ging's fort. Der Nimbus, der den hochpriesterlichen Kopf des edlen Ruffen bis zu dieser Stunde umgolbet hatte, war grausam zerstört. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der bis dahin verhätschelte Allerweltsliebbling noch unaufgedeckter Verbrechen geziehen worden, die früher oder später schon an den Tag gebracht werden würden.

Ein völlig veränderter, kläglich vermindelter, allen Schmucks entkleideter und des Respects beraubter jämmerlicher Kerl, ein Faulpelz, ein Nichtskönnner, ein Schwindler, ein Lump hatte den sympathischen Freund, den vielverheißenden Künstler, den ehrwürdigen Vater Adrian abgelöst. Ein wahres Glück, daß er aus unserm Kreise geschieden war, zu dem er schon längst nicht mehr gehörte! Vater Adrian wurde weggeräumt wie eine jener improvisirten Puppen, die zu irgend einer feierlichen Gelegenheit von geschickten Künstlern aus allerhand „G'schnas“ zu trügerischer Wirkung zusammengepappt werden, die für

den besondern Anlaß auch ihre Schuldigkeit thun und von Blumengewinden umkränzt, von Fahnen umflattert, so aussehen, als ob sie wirklich etwas wären, nach dem Festesrausche aber als häßliche Schmiererei, vom Regen verunstaltet, in ihrer bejammernswerthen Dürftigkeit erscheinen und nun die Plätze verunzieren, die sie gestern geschmückt hatten. In die Kumpelkammer mit dem Rehricht!

Am folgenden Tage erhielt Poiry, dem Vater Adrian wohl am nächsten gestanden hatte, nachstehende Zeilen:

„Zu weiterer Mittheilung.

Jeden Versuch, mich im Café Octave, rue Poulitier, anzutreffen, würde ich als eine beabsichtigte persönliche Beleidigung auffassen.

Adrian Abramowitsch R.“

Von einer ursprünglich projectirten geharnischten Antwort, die wir Alle unterzeichnen wollten, wurde nach langer Debatte Abstand genommen. Wir gingen mit dem Beschlusse des verächtlichen Schweigens zur Tagesordnung über und lachten — mehr höhnisch als aufrichtig. Denn nachdem sich der Sturm der Entrüstung gelegt hatte, gestand doch der Eine dem Andern ganz im Vertrauen, daß Vater Adrian, er mochte nun sein, wie er wollte, unserm Kreise fehlen würde, und daß die musikalischen Abende in der rue de Médicis, trotz der mangelnden Mannigfaltigkeit des Programms, doch wunderschön gewesen waren.

Als wir dann hörten, daß Vater Adrian Colombine gebeten, seine Gabseligkeiten dem Commissionär zu übergeben, und für père Brettin drei Franken Trinkgeld beigelegt hatte, da wußten wir Alle: es war ein Abschied für's Leben.

Da ich sehr bald darauf das Lateinische Viertel verließ, hörte und sah ich auch wirklich nichts mehr vom Vater Adrian. Die Jobards unserer Generation flatterten auseinander. Ein Capitel aus der Jugendzeit hatte seinen Abschluß gefunden.

* * *

Im Frühjahr 1882 war ich wieder einmal in Paris. Ich hatte mich mit einem Bekannten zum Diner verabredet und wartete auf ihn vor dem Café de la Paix. In der bedächtig vorüberfluthenden Menge fiel mir Jemand auf, den ich offenbar kannte. Er sah mich auch mit einem fragenden Blicke an, er wandte sich noch einmal um, dann verschwand er im Menschenstrom.

Ich zerbrach mir den Kopf, wo und wie ich mit dem Herrn zusammengetroffen war . . . oft zusammengetroffen . . . sehr oft sogar! Das auffällig blasse Gesicht . . . Podennarben . . . wimperlose Lider . . . Ah!

Mein alter Freund Poiry aus dem „Armen Job“! Wie schade, daß wir uns nicht erkannt hatten! Freilich seit den heißen Tagen unseres Jobardisme waren zwei Jahrzehnte verflossen. Und was hatte sich in der Zwischenzeit

Alles ereignet! Vielleicht legte auch er jetzt dem Worte „Prussien“ eine andere, unfreundlichere Bedeutung bei, als in der schönen Zeit der jugendlichen Unbefangenheit . . . Und ich hätte ihm doch herzlich gern die Hand gedrückt.

Im hellen Lichte der Erinnerung tauchte nun wie aus fallendem Nebel die versunkene Welt meiner Jugend im Lateinischen Viertel wieder auf. Ich sah es vor mir, das verwitterte blaue Schild mit der kaum noch leserlichen Aufschrift, ich sah das glänzende behäbige Gesicht Colombines, ihre herrliche Rage Bibi, den alten Brettin, die „Drei Kugeln“, die Bildhauerwerkstatt der rue de Médecis — Alles und Alle. Aus dem reizvoll wallenden und wogenden Gewirr schwankender Gestalten trat Vater Adrian in sonderlicher Schärfe hervor. Ich hörte deutlich seine wundervolle Stimme, er stand leibhaftig vor mir mit seinem majestätischen Haupt. Zugleich ein Sänger und ein Held.

Das Gedenken der vergangenen Zeit ließ mich nicht mehr los, und auch während des Essens konnte ich an nichts Anderes denken, von nichts Anderem sprechen als vom „Armen Hiob“ und Colombines Pflegekindern, obwohl ich mir nicht verheimlichen durfte, daß mein Bekannter an der Sache und den Personen nur mäßiges Interesse hatte. Mir war's daher ganz angenehm, daß wir uns nach Tische trennten. Ich lehnte die Einladung zur Oper, in der „Robert“ gegeben wurde, dankend ab, mit der Motivierung, daß ich die Beschränkung der Nonnen recht oft und unvergleichlich gut gehört hätte.

Gleich nach dem Kaffee nahm ich einen Wagen und fuhr nach der rue Monsieur le Prince.

„Kennen Sie das Hotel ‚zum Armen Hiob‘, Kutscher?“

„Nein, mein Herr!“

„Dann halten Sie an der Ecke der rue Racine.“

Etwa um neun Uhr hielt der Kutscher. Ich hatte mich während der Fahrt beständig umgesehen. Alles kam mir ganz anders vor. Der Kutscher hatte einen Weg genommen, den ich gar nicht kannte.

Ich stieg aus. Einige Häuser machten auf mich den Eindruck des Bekannten. Sehr viel war nicht davon zu sehen, denn die Straße war schlecht beleuchtet — wir mir schien, viel schlechter als ehemals. Während ich durch ganz neue, breite, sehr belebte Straßen gefahren war, die ich nie zuvor gesehen hatte, und die mich in dem mir dereinst so wohl vertrauten Viertel ganz confus machten, war es mir, als ob die rue Monsieur le Prince sich in den letzten zwanzig Jahren erheblich verengt habe. Das Kaffeehaus „Zu den drei Kugeln“ war eingegangen. Es war ein Kleiderladen daraus geworden. Den „Armen Hiob“ konnte ich gar nicht mehr finden. Einen Augenblick war ich ganz beunruhigt. Ich durfte mich doch sonst auf die Zuverlässigkeit meines Gedächtnisses einigermaßen verlassen. Sollte auf einmal . . .? Endlich machte ich mir klar, daß ein ganzer Complex von

alten haufälligen Baracken, und unter diesen auch der „Arme Job“, niedergerissen und drei oder vier neue Häuser nebeneinander da errichtet waren. Darüber mußten auch schon an die fünfzehn Jahre vergangen sein, denn die Gebäude machten gar nicht mehr den Eindruck des Neuen.

Mit einem leisen Seufzer stieg ich in den Miethswagen und gab dem Kutscher die Weisung, mich nach den Boulevards zurückzufahren. Unterwegs kam mir auf einmal die Idee, die Spuren der alten Jobards noch woanders zu suchen. Ich hatte freilich geringe, oder besser gesagt, gar keine Hoffnung, mein Bemühen von Erfolg gekrönt zu sehen. Muthlos zog ich aus, wie in eine sicher verlorene Schlacht. Eine Enttäuschung mehr vermochte an meiner wehmüthigen Verstimmung ja nichts mehr zu ändern.

Ich beugte mich zum Wagenfenster hinaus:

„Fahren Sie nach der Ile St.-Louis, Quai de Béthune, Ecke der rue Poultier.“

Von der Dertlichkeit unseres letzten Zusammenseins mit Vater Adrian hatte ich nur sehr unbestimmte Vorstellungen. Das unangenehme Gefühl, das mich soeben beschlichen hatte: mich auf dem Schauplatz meiner jugendlichen Thaten, wo ich jeden Winkel ganz genau gekannt hatte, nicht mehr zurechtfinden zu können, mußte mir hier erspart bleiben.

Aber sonderbar! Als ich an der Ecke des Quais aus dem Wagen stieg, war mir's, als ob ich hier lange Jahre verbracht hätte. Alles war mir wohl vertraut, und mit fast unheimlicher Lebendigkeit stand die Scene, die sich vor zwanzig Jahren hier abgespielt hatte, mit allen Einzelheiten vor mir, als wär's gestern geschehen. Ich sah die beiden Stadtsergeanten leidhaftig vor mir. Die alte stille Straße war ganz unverändert, und gerade wie damals fiel aus dem dritten Hause von der Ecke ein heller Lichtschimmer auf das Pflaster.

Und was ist das?! Träume ich denn mit offenen Augen? Leide ich an Gehörsstörungen? Ich befühle mich instinctiv . . .

Nein, es ist keine Täuschung! Mit jedem Schritte, den ich mache, wird die Stimme deutlicher, und jetzt, da ich vor dem kleinen Café stehe, das noch gerade so sauber aussieht wie damals, höre ich's genau:

„Ach, sie liebet mich nicht mehr!“ (da capo)

Ich war einen Augenblick wirklich ganz ergriffen. Das Echo aus der Jugendzeit rührte mich.

Eine Weile blieb ich vor dem Café stehen, an dessen großer Glasscheibe die Worte: „Café Adrien“ zu lesen waren. Nun war der Gesang verstummt, ich hatte Bravorufe und leises Klatschen gehört, ich hatte mich gesammelt und trat nun ein.

Hinter dem Zähltiſche saß die Wirthin, sehr stattlich, sogar ein bißchen zu stark geworden, aber noch immer eine recht hübsche, appetitliche Frau, wenn auch eben nicht mehr jung. Vater Adrian befand sich noch im Cabinet

nebenan und unterhielt sich da mit einem Musikenthusiasten. Das Café war sehr gut besucht. Es waren wohl zwei Duzend Gäste da, und auf viel mehr war es nicht eingerichtet. Es schien ein Stammpublikum zu sein. Der Kellner wurde bei seinem Vornamen gerufen. Man unterhielt sich von einem Tisch zum andern hinüber und sprach auch mit der Wirthin in gemüthlichem Tone. Sie wurde aber jetzt nicht mehr Madame Octave, sondern „Madame Abrien“ genannt. Ich war natürlich höflich genug, mich nicht darüber zu wundern.

Seit zehn Minuten saß ich nun da, mein „gloria“ war schon geleert, unverwandt blieb mein Blick auf die offene Thür gerichtet. Vater Adrian ließ sich noch immer nicht blicken. Von Zeit zu Zeit hörte ich ihn auf dem merklich gealterten Instrumente den H-moll-Accord anschlagen. Ich verlor die Geduld. Ich erhob mich und trat an die offene Thür zum Cabinet. Er unterhielt sich noch immer mit dem Musikfreunde. Jetzt konnte ich ihn genauer mustern. Die Jahre hatten ihn noch verschönt und geadelt. In derselben Fülle wie vor zwanzig Jahren umwallte das schlichte Haar, das inzwischen stark ergraut war, den gewaltigen Kopf. Auch der volle Bart war fast weiß. Ich dachte unwillkürlich an den König Lear der Steppe. Das Gesicht hatte aber seine Frische voll bewahrt.

Ich überschritt die Schwelle und trat an ihn heran. Etwas verwundert blickte er auf.

„Kennst Du mich noch, Vater Adrian?“ fragte ich ihn.

Er stuzte einen Augenblick. Dann rief er in echtester und wärmster Freude überlaut meinen Namen und schloß mich stürmisch in seine Arme. Der Musikfreund zog sich discret zurück.

„Also seß Dich, alter Junge!“ sagte er mir in aufrichtiger Rührung, während er mich auf ein kleines Polster drückte, das neben dem Pianino stand, „und bevor wir anfangen zu schwagen — was darf ich Dir anbieten?“

„Ich danke, ich habe eben zum zweiten Mal Kaffee getrunken.“

„Na, ein Glas fine Champagne wirst Du schon noch bewältigen können.“

„Also gut!“

Er ging in die Wirthsstube und sagte Madame einige Worte. Ihrem freudigen Gesichte sah ich es an, daß er ihr die Ankunft des alten Freundes angezeigt hatte. Gleich darauf tauchte sie unter und holte aus einem Versteck eine mit einer dicken Staubschicht bedeckte Flasche, die sie dem Vater Adrian zugleich mit zwei Gläsern übergab.

Auf dem Rückwege zu mir blieb Adrian einen Augenblick stehen, zündete ein Streichholz an und gab einem Gast Feuer, der sich höflich bedankte. Ich bemerkte jetzt erst, daß Adrian Hauschuhe trug.

Da saßen wir wieder einander gegenüber. Was hatten wir einander Alles zu erzählen!

Adrian war mit der hübschen Wirthin verheirathet.

„Wirklich!“ betheuerte er, meinen unwillkürlich etwas zweifelnden Blick beantwortend. „Nichtig verheirathet, vor dem Herrn Maire! Seit zwölf Jahren . . . Beinahe acht Jahre waren wir . . . verlobt. In acht Jahren lernt man sich doch kennen, nicht wahr? Nun, ich kann Dir die Versicherung geben, es giebt keine bessere Seele als meine Frau. Und wie sie mich liebt, und wie sie Alles in Ordnung hält, Du machst Dir keine Vorstellung. Sie ist eben auch eine tüchtige Frau. Unser kleines Geschäft geht Gottlob recht gut. Die Gäste hören's gern, wenn ich studire, und mir macht's nichts aus, wenn ein paar anständige Menschen zuhören. Unser Café hat im ganzen Viertel den besten Ruf. Alle Musikfreunde kommen zu uns . . . namentlich in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und vier und Abends zwischen acht und zehn. Sie wissen, daß ich dann studire. Auf diese Weise mache ich mich auch geschäftlich nützlich, ohne meiner künstlerischen Würde etwas zu vergeben . . . Erlaube!“

Er erhob sich, trat an die Thür zum Local, das er beständig im Auge behalten hatte, und rief: „George! Passen Sie doch auf! Herr Charrentier sieht sich schon seit zehn Minuten nach Streichhölzern um! . . . Mit den Leuten hat man seine liebe Noth!“ sagte er, sich gewissermaßen entschuldigend, als er sich wieder mir gegenüber setzte. „Und wenn man nicht beständig hinterher ist . . . Also . . . was ich gleich sagen wollte: seitdem ich im Geschäft bin . . . ich meine,“ verbesserte er sich, „seitdem ich hier studire, lösen wir das Doppelte und Dreifache von früher. Es geht uns gut. Wir sind ja leider allein . . . wenigstens bis jetzt . . . das ist unser einzigerummer! Ihr habt's berufen mit Eurem Vater Adrian!“

Ich drückte ihm herzlich die Hand.

„Soll ich Dir etwas vorsingen?“ fragte er mich, um auf ein anderes Gebiet überzuspringen und seine Nöthigung zu meistern.

„Ich wollte Dich darum bitten. Du würdest mir eine große Freude machen!“

„Aber was?“

„Was Du willst!“

„Du kennst natürlich die Meyerbeer'schen Opern, ‚Robert‘ zum Beispiel?“

„O ja!“

„Dann werde ich Dir die Beschwörung der Nonnen vorsingen. Die soll ich nämlich nicht übel singen.“

„Ich bitte darum.“

Die altvertrauten Laute der H-moll-Arpeggien schlugen wieder an mein Ohr. Im Café wurde es sogleich still wie in einer Kirche.

„Voici donc les débris . . .“ begann Vater Adrian, gerade wie am ersten Abend unserer Bekanntschaft, und endigte mit dem „Nonnes, m'entendez-vous?“ im Contra-H, gerade wie ehemals. Doch nicht ganz so. Die Jahre waren an der wundervollen Stimme nicht unbemerkt vorübergegangen; sie hatten die herrliche Tonfülle vermindert und dem Organe den sinnlichen Schmelz abgestreift. Aber die Stimme war doch noch immer sehr

schön, ich hörte ihm mit wahren Vergnügen zu und träumte mich zurück in die liebe Vergangenheit. Auf allgemeines Verlangen der Gäste, das ich warm unterstützte, gab er noch ein russisches Lied zu, von dem er meinte, daß es mir wohl gefallen würde. Es schloß mit den Worten: „Ach, sie liebet mich nicht mehr!“

Nachdem die musikalischen Vorträge vorüber waren, trat Madame Abrien mit discreter Geberde und anmuthigem Lächeln in das Cabinet, und nun erst erfolgte die Vorstellung.

Wir sagten uns einige Verbindlichkeiten, und ihre Augen leuchteten liebevoll auf, als ich Abrians Stimme und Gesang lobte.

„Nicht wahr,“ sagte sie in ehrlichem Stolge, „ein großer Künstler! Und dabei so tüchtig im Geschäft!“

Ich machte meinem alten Freunde mein aufrichtigstes Compliment.

„Wie lange bleibt der Herr noch in Paris?“ fragte mich Madame Abrien mit dem artigen und lebenswürdigen Lächeln, das ihre Lippen stets umspielte.

„Leider nur noch ein paar Tage.“

„Wie schade! Abrien tritt im nächsten Monat in der Großen Oper auf. Es würde dem Herrn gewiß Freude gemacht haben . . .“

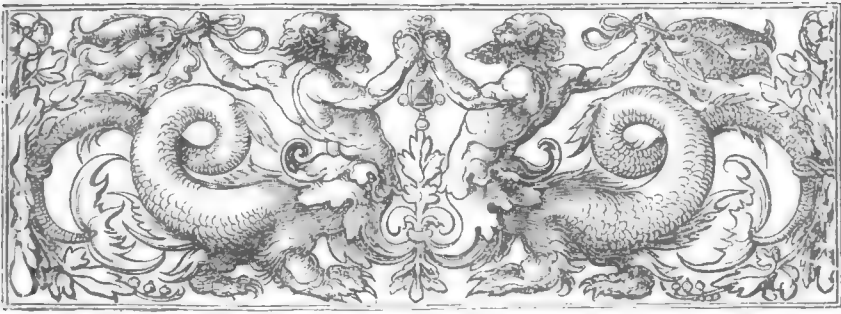
„Ach ja!“ fiel Vater Abrian ein. „Das habe ich ganz vergessen, Dir zu erzählen. Director Vaucorbeil hat mir gestern geschrieben . . . nächsten Monat . . . Er hat auch meine Antrittsrolle jetzt bestimmt: Bertram im „Robert.““

Ich beglückwünschte den zukunftsreichen Sänger und verabschiedete mich in freundschaftlichster Weise von Herrn und Madame Abrien.

* *

Lebst Du noch, alter Vater Abrian? Dann werden Dich diese Zeilen schon finden, und gewiß in der rue Poultier an der Seite Deiner braven Frau. Oder bist auch Du in die Gruft gesunken, aus der Du die leichtlebigen Nonnen der heiligen Rosalia durch die Macht Deines Gesangs einige tausendmal heraufbeschworen hast?

Nun, alter Kamerad, ob hüben, ob drüben, Du wirst mir nicht grollen, daß ich aus der Schule geplaudert — aus der Schule unserer holben Jugend — und Dich wegen Deiner Schwächen ein wenig gehänselt habe. Du bist zwar nicht der großartige Künstler geworden, dem die Mitwelt huldigend zu Füßen liegt, und dessen Namen die Nachwelt dankbar bewahrt. Das Zeug dazu hättest Du vielleicht gehabt, aber es ist Dir eben nicht geglückt — ein klein wenig wohl durch Dein eigenes Verschulden. Dein Dasein hat einen andern Verlauf genommen, aber es hat auch seinen versöhnlichen Abschluß gefunden. Die Liebe zu Deiner braven Frau hat Dich auf die rechte Bahn geleitet. Du hast Deinen wahren Beruf erfüllt. Du bist ein tüchtiger singender Kaffeesieder geworden!



Björnstjerne Björnson.

Von

T. Marcholm.

— Berlin. —



Es giebt zwei Arten führender Geister: solche, die es für die gesamte Cultur sind, und solche, die es für ein einzelnes Volk sind. Die einen gehen weit voraus, so daß ihre Zeit sie aus dem Gesicht verliert; wenige kennen sie, und noch weniger erkennen sie an. Sie werden nicht verstanden, ja, sie werden nicht einmal mißverstanden; das Volk, in dem sie geboren sind, kümmert sich gewöhnlich gar nicht um sie; und zwischen den anderen Völkern und ihnen bildet gerade die angeborene Eigenart ihrer Nationalität die Scheidewand, eine Eigenart, die sich im tieferen Sinne immer desto stärker ausprägt, je ausgeprägter die Persönlichkeit ist. Sie werden nicht in ihrer Heimat entdeckt, und ehe sie vom Ausland entdeckt werden, ist jener Prozeß mit ihnen vorgegangen, den man euphemistisch „die Abklärung“ nennt, d. h. sie haben sich so lange und in so vielen Büchern entforcht, bis etwas von der feinsten Blume ihres Geistes, das Allerbeste und Intensivste an ihnen, das Herbeste und Stärkste zugleich, verdunstet ist. Auch ihre Rasseeigenart ist weggedunstet, darum kann das Ausland sie entdecken. Was dabei mitfolgt, ist eben, daß ihr Allerbestes nie verstanden wird, weder daheim, noch draußen; das köstliche Arom ihrer Jugend, das Unwiederbringliche geht verloren. Ich könnte manche Beispiele dafür anführen, aber ich will mich begnügen, Jbsen zu nennen. Was weiß das Ausland von seinem „Per Gynt“ oder „Brand“, den beiden Gefäßen, worin der Jbsensch-norwegische Geist in seiner Völligkeit ohne einen verlorenen Tropfen auf-gesammelt ist? und was seine Heimat an diesen beiden Büchern schätzt, mit

denen Dänemark ihn in Norwegen berühmt machte, das ist das Christliche an ihnen, das selbstquälerische Zelotenthum, gerade der Prozeß also, durch den er das Christenthum in sich auflöste. Er schlug durch aus einem Mißverständniß, gerade wie Garborg jetzt mit seinen „Müden Seelen“; denn Gott Christus oder Gott Alföhl muß man besingen auf der skandinavischen Halbinsel, wenn man der Achtung und Aufmerksamkeit seiner Mitmenschen gewürdigt werden will. Was Ibsen in Europa berühmt machte, das war der europäische Geist, d. h. die construirende Problemsucht einer Zerfallzeit, mit der er in langer Abwesenheit von daheim den Ausfall an heimatischer Ernährung in sich gedeckt hatte. Und in diesem Punkt hat seine Sensibilität eine ganz ungermanische Verfeinerung erreicht. Denn er sieht, wie die Probleme aus in einander hervorkommen, und sein Sentblei reicht zuweilen in jene Tiefen, die nur die ganz großen Einsamen, die Geburtshelfer neuer Bewußtseinsrichtungen in der Menschheit, auslothen.

Aber es giebt auch andere, die kommen mit Pauken und Trompeten. Sie werden populär mit dem ersten, was sie schreiben, und sie bleiben populär, bis sie sterben. Jedes Wort, das sie reden, die klugen und die unklugen, findet tausendfältige Resonanz, wo sie hinblicken, da vibriren Herzen, was sie anstiften, das findet Nachfolge. Und die Wirkung, die von ihnen ausgeht, ist so groß, daß noch geschlechterlang diese Popularität ungeschmälert bleibt, wie die Sonne lang nach ihrem Niedergang den Himmel mit weichen, feinen Farben färbt, und daß ihr Nachruhm noch die Urenkel suggestionirt und über ihre todtten fremden Vorfahrenzüge ein lebendiges nuancenreiches Mienenspiel legt. Das merkwürdigste Beispiel dafür ist Schiller, dessen Kolossalbild im Gedächtniß der Deutschen erst die kommende Generation im Stande sein wird, auf sein natürliches Maß zu reduciren. Das ist eine Art Popularität, die sehr tiefe Wurzeln hat. Sie hat nichts gemein mit jener Gattung Ruhm, die einen Dichter plötzlich zum überall gelesenen macht, wie ein Vassenhauer plötzlich überall gesungen wird, und die mit totalem Vergessen auf immer endet. Sie hat ihre Wurzeln im Volkstemperament, das sich in seiner derzeitigen Bestimmtheit in der Grundstimmung des derzeitigen Produkts aus ihm, das ein solcher Dichter ist, complett wiederfindet. Darin beruht das Geheimniß seiner Popularität, und um sie vollkommen zu machen, muß noch eins hinzukommen: er darf nicht mehr Tiefe haben, als seine Zeitgenossen. Wohin er sich begiebt, dahin müssen ihm die Tüchtigen und Vorgekehrten seines Volks folgen können. Daher bleibt er populär auch in den Perioden seiner vorübergehenden Unpopularität, darum findet er nicht den galligen unverföhnbaren, sondern nur den hitzigen raschverpuffenden Haß, der umgekehrte Liebe ist. Ihn macht nicht die Fremde in seinem Vaterland berühmt, sondern sein Vaterland macht ihn berühmt in der Fremde, und er wieder macht sein Vaterland berühmt. Man versteht ihn nicht recht da draußen — auch Schiller hat niemals außerhalb der Grenzen Deutschlands, nicht einmal im germanischen Norden, eine wirkliche Wirkung geabt — aber man hört soviel von ihm,

soviel nationale Begeisterung umjubelt ihn, soviel nationaler Stolz spiegelt sich in ihm, daß man auch draußen Respect vor ihm bekommt und in ihm einen Gipfelpunkt erblickt. Das Charakteristische dieser Gattung führender Geister ist: sie sind immer Mittelpunkt von Massen, es ist immer viel Lärm und Leben um sie herum, sie verstehen sich auszunehmen und mit vielen Menschen zu verkehren, sie sind gesellig, mittheilzaam, Redner, sie sind öffentliche Persönlichkeiten, die nie aus den Spalten der Presse und dem Munde der Leute verschwinden.

Ein solcher Mann ist Björnstjerne Björnson, er ist es sogar im eminentesten Grade. Man kann seinen Namen nicht denken, ohne daß man dabei etwas wie das Gemurmel einer großen Volksmenge zu hören glaubt. In keinem seines Volks sind die norwegischen Grundeigenschaften — die Eigenschaften, die sichtbar an der Oberfläche liegen und stark nach außen wirken — so verkörpert, wie in ihm. Kein anderer Norweger, und vielleicht kein Anderer überhaupt, hat in so verhältnißmäßig kurzem Zeitraume so tief und so in die Massen hinein auf sein Volk gewirkt und eine so ungeheure Macht der Persönlichkeit besessen, ohne je von einer öffentlichen Stellung getragen worden zu sein. Er hat das Kunststück fertig gebracht, die Culturentwicklung seines Landes — die Massencultur — gerade soweit vorwärts zu schleppen und zu treiben, wie seine eigene Entwicklung ging; aber die, welche über die schwermüthigen Tagesmärsche einer Volksentwicklung mit einem Satz ihrer productiven Schwungkraft wegspringen — und es giebt auch solche, besonders unter der jungen Generation in Norwegen — denen liegt er wie ein erraticus Block aus der Urzeit im Wege, an dem sie sich zerschmettern.

Und er, der Bewegliche und Wandlungsfähige, ist jetzt an den Punkt gekommen, wo der Mensch festliegt und stabil wird. Es giebt eine Altersgrenze, und besonders für die Geister, in denen die Phantasie die eigentliche Produktionsquelle ist, wo keinen unbekannten Ländern mehr zugewandert wird, sondern wo, ob es auch den entgegengesetzten Anschein hätte, der Mensch nur noch um sich selbst rotirt. Das ist zugleich das Alter der größten, allgemeinen, nicht mehr angetasteten Berühmtheit. Denn jetzt steht der Vorläufer still, und seine Mitwanderer können endlich auch stillstehen und zu sich kommen und ausruhen, und die Nachzügler rücken heran in hellen Haufen und fühlen sich nicht länger als Nachzügler. Jetzt schweigt der Lärm und ruhen die Angriffe, die Verleumder, Schabschneider und Verketzerer, die jedem großen Werdenben auf den Fersen sind, strecken dem Gewordenen ihre biedere beglückwünschende Hand entgegen und stimmen mit ein zu seinem Lobe. Und er selbst sieht sich um und ist erstaunt, daß er soweit gekommen, und er fühlt sich religiös gestimmt und wird milde und versöhnlich gegen Alle, — außer gegen die, welche den Frieden stören, weil sie weiter wollen. Denn wer ein Führer ist, der will auch ein Führer bleiben.

Ist aber jene Altersgrenze erreicht, wo die Mitwelt an ihren führenden Geistern sicher vor Ueberraschungen ist, das Alter, in dem über berühmte

Männer Biographien und Monographien und Lebensblätter geschrieben werden und ihre Vorbildlichkeit proklamirt wird, — dann ist es auch Zeit, sich kritisch an sie heranzuwagen und das Facit von dem zu ziehen, was sie gewesen sind und geleistet haben, sie durchzuanalysiren in ihren Dispositionen, Anlagen, Richtungen und Neigungen, sie zu durchforschen in Herz und Nieren, in Rückenmark und Gehirn. Und diese Zeit ist für Björnson gekommen, denn der Starke wird am 8. December 1892 60 Jahre alt.

I.

Ich sah Björnson zum ersten Male im Frühling 1887 in Paris. Er wohnte dort mit Frau und Töchtern, der Mittelpunkt der ganzen skandinavischen Colonie, in einer stillen Seitenstraße unweit des Bois de Boulogne, wo er seinen täglichen Vormittagsspaziergang machte. Als ich ihn aufsuchte, empfing mich zuerst seine Frau, eine dunkeläugige, noch schöne Bergenserin mit kurzgeschnittenem grauem Haar, und schien mit mir die übliche Viertelstunde verplaudern zu wollen, da Björnson arbeitete und nicht gestört werden durfte. Als bald aber öffnete sich die Thür zum Nebenzimmer, ein gewaltiger graubuschiger Kopf streckte sich hervor: eine kolossale Stirn, kleine, scharfe feuchtblitzende Augen hinter der Brille, ein großer, krummer, vorspringender Haken als Nase und ein paar dünne, vor Zähzorn und Energie zitternde Lippen — aber im nächsten Augenblick erweichte sich diese bedrohliche Totalität in einem gewinnenden Lächeln, und nun kam der ganze Mann zum Vorschein, eine Bärengestalt, nicht mehr als mittelgroß, aber mit Schultern, Armen und Beinen, die den Eindruck einer ungeheuren Muskelkraft machten. Dieser Körper und dies Temperament bedurften es, sich herumzuhauen, um leben zu können, das war der erste Eindruck, den man empfing; und dieser kolossale Muskelmensch war nicht geschaffen, die feinsten und verborgensten Probleme des Lebens herauszufühlen und anzufassen, das war der zweite Eindruck. Zugleich verstand man seine Popularität: dieser geniale Bär hatte etwas bestechend Gesundes, Gerades, Bezwingendes; er repräsentirte den Urtypus des Mannes, den Häuptling, dem alle Heerdennaturen nachfolgen, und bei dessen Anblick allen Weibern heiß und kalt wird. Björnson ist keine distancirende Natur — bei solchen Muskeln hat er's nicht nöthig — und bei seiner Mittheilbarkeit und seinem Redebedürfniß kommt man ihm an einem Tage so nahe, wie Anderen in einem Jahr. Er forderte mich auf, an seinem Morgenspaziergang im Bois theilzunehmen, entledigte sich seines kolossalen Wagnerbaretts, das sein schönhaariges Haupt mehr zu zieren als zu erwärmen bestimmt schien, und trat seinen Weg in einer fast dandymäßigen Eleganz an, die an deutschen Dichtern und Denkern gänzlich unbekannt ist. Die Skandinaven legen ja durchschnittlich ein viel größeres Gewicht auf Kleidung als die Deutschen, Björnson aber enthielt mir auch seinen individuellen Grund nicht vor und sagte, während er das seidene Futter seines Ueberziehers nach außen schlug: Sehen Sie, ich

habe Freude an schönen Kleidern, wenn ich vom Schneider einen neuen Anzug erhalten habe, kann ich einen halben Tag vor dem Spiegel stehen, aber dabei vergeße ich keinen Augenblick die großen Culturaufgaben, an die wir uns mit unserer Schulterkraft zu stemmen haben.

Wir gingen über die Place de l'étoile, und Björnson fing an, von diesen Aufgaben zu reden. Er redete laut, mit dröhnender Stimme, als hätte er eine Volksversammlung um sich herum. Omnibusse rasselten vorbei, leichte, elegante Wagen flogen auf Gummirädern dicht an uns vorüber, Reiter kamen aus dem Bois — überall galt es hinzusehen, auszuweichen, aufzupassen, ein Gemimmel von Fußgängern machte einen confus; für Björnson spielte das Alles keine Rolle, er hatte sich allmählich in Hitze geredet, seine Stimme bebte, seine Augen funkelten hinter Thränen, die Vorübergehenden fingen an stehen zu bleiben und sich nach der ungewöhnlichen Wärangealt mit dem unter dem Cylinder colossal breiten frischrothen Gesicht und dem nagelneuen Anzug umzusehen. Aber Björnson war von Hause her gewohnt, daß man sich nach ihm umseh und ließ sich dadurch nicht stören. Im Vorübergehen schrie er einen kleinen, verkümmert aussehenden Landmann an und gab ihm ein Herzenswort auf den Weg; ein englischer Bibelverkäufer wanderte vorbei, hörte die fremde Sprache und bot ihm das Wort Gottes an. Björnson erinnerte sich, daß er keine Bibel besaß, und fing eine weitläufige und beschwerliche Unterhaltung mit dem Manne an, die damit endete, daß er ihn zu sich bestellte, um ihm bei Gelegenheit zu Hause eine Bibel abzukaufen. Schließlich gelangten wir in's Bois. Wir gingen zwischen den duftenden Akazien hin, an der Cascade und den geschlängelten Seen vorüber, gingen und gingen, den Frühlingszauber dieser halb süblichen Landschaft um uns herum, in die süße Schwermuth und die wohlige Ermattung, die der Vorfrühling in Paris mit sich bringt, hinein. Aber Björnson fühlte weder Schwermuth noch Ermattung. Aufgeregt und eine physische Energie ausstrahlend, als hätte er ganze Ladungen einer elektrischen Batterie in sich, sprach er von dem Probleme, wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib sich zu gestalten habe. Sein großer Roman: „In Stadt und Hafen wird geslagt“ (deutsch: Thomas Mendalen) war vor nicht langer Zeit erschienen, und das Anfangscapitel von: „Auf Gottes Wegen“ war eben fertig geworden. Er bekannte, daß er früher nicht gewußt habe, um was es sich handelte, er habe nicht physiologische Kenntnisse genug dazu gehabt. Er habe in seiner ganzen Production das Verhältniß zwischen Mann und Weib noch in der alten Weise als etwas auf dem physischen Bedürfniß Begründetes aufgefaßt, worüber kein Wort zu verlieren sei. Aber der moderne Mensch will das nicht mehr. „Nein, er will das nicht mehr,“ sagte er mit dröhnend zitternder Stimme. „Er will darüber hinaus. Die besten Männer und die besten Frauen haben jetzt andere Aufgaben, sie erkennen die Aufgabe, bei der Vereb lung des Menschengeschlechts Hand in Hand zu wirken. Sie wollen das nicht mehr, sie wollen eine höhere Verbindung zwischen einander. Und sie

werden immer mehrere. Alle die besten Männer und Frauen sind einig darin, und die Zahl der Besten wächst mit der wachsenden Erkenntnis. Und die Zeit wird kommen, wo das die natürliche Form der Beziehungen zwischen edlen Männern und Frauen sein wird, daß sie nichts Anderes wollen, als eine geistige Vereinigung.“

Ich schwieg betroffen. Diese Lehre gefiel mir nicht, und in dem Munde dieses vierschrötigen Riesen war sie, müde gesagt, etwas wunderbar. Björnson verhielt sich eine Weile still, ich auch. Als die Pause verstrichen war, die sonst seine Zuhörer mit einem beifälligen Gemurmel auszufüllen pflegten, fing er belehrend an:

„Ich dachte mir das auch nicht früher. In meiner Jugend lebte ich wie Andere, ich schweinigte mich zu. Aber ich wußte es nicht besser. Keiner sagte es mir. Hätte ich damals gewußt, was ich jetzt weiß — ich hätte es nicht gethan. Aber vor ein paar Jahren war ich in Amerika. Und dort sind sie weiter als hier. Und dort sprach ich mit amerikanischen Arztinnen. Und die gaben mir Klarheit darüber. Die haben mir's deutlich und anschaulich aufgezeichnet. Die Kraft geht hierhin oder dorthin. In's Gehirn, oder in — die Fortpflanzung. Es ist immer nur ein bestimmtes Maß vorhanden, es kommt nur darauf an, wo sie lokalisiert wird. Zum Höchsten, oder zum Niedrigsten, die haben es mir klar und anschaulich gemacht. Es ist kein Muß, es ist kein Naturzwang. Das ist nur lockeres Gerede. Und das Weib muß den Anfang machen, sich gegen seine Herabziehung aufzulehnen. Weib muß sich mit Weib verbinden und sich einander die Hand reichen. Ihr müßt Euch unter einander stützen, dann könnt Ihr den Männern vorschreiben. Das ist nur Lockerheit, das Gerede von dem Nichtkönnen. J. B. Sie,“ wandte er sich unverhofft an meine Person, „Sie sind frisch und stark. Haben Sie Anfechtungen gehabt?“

Ich versicherte ihm selbstverständlich, daß ich keine gehabt hatte. Ich konnte es mit um so besserem Gewissen, da offenbar nur eine sehr grobe Form gemeint war.

Björnson nahm mich nach Hause mit und gab mir seinen „Handschuh“ in Frä. Klingensfelds deutscher Uebersetzung und seiner neuen rigorosen Bearbeitung zur Lektüre mit. Wir sahen uns noch öfters, aber ohne, daß ich je wieder in einem so langen Gespräch unter vier Augen Zuhörerin war. Ich war doch nicht der rechte Resonanzboden. Ich muß noch zur Aufklärung etwaiger verwunderter Leser hinzufügen, daß solche Conversationen in den Jahren der Sittlichkeits- und freien-Liebe-Bewegung für die literarischen Unterhaltungen im Norden typisch waren.

Ein Jahr später war ich in Kopenhagen, als Björnsons große Sittlichkeitstournee angekündigt wurde. Es war einer der größten Theatersäle Kopenhagens, wo er sprach. Vom Lande waren Schaaren „aufgeklärter“ Bauern gekommen, die sich in ihren schwarzen Halstüchern und kurzen Wadenbärten schwerfällig und fremd durch die Parquetreihen zwischen Kopenhagener Elegants und würdigen Damen reiferen Alters drängten. Der große Raum

war zum Brechen voll. Ich hatte ein Billet zu dem Festabend, den ein Ausschuß der Kopenhagener „Fortschrittsfrauen,“ die Elitetruppe der Emancipation, Bjørnson gab, und wollte nach dem Vortrag dahingehen.

Bjørnson erschien. Auf der Bühne, vor dem herabgelassenen Vorhang, stand ein Katheder, und er bestieg es. Er stand da wie ein aufrechter Bäume, mit gesträubter eisgrauer Mähne, die Augen zusammengekniffen, die Lippen zusammengekniffen, die verkörperte fanatische Energie, le mäle für die Massen. Er fing an zu sprechen. Er donnerte und säufelte, die Worte fielen hart wie Steine, dann bebten Thränen in seiner Stimme, er befahl, und er überredete, er war Gelehrter, Seelsorger, Prophet und Büttel. Auf die Kopenhagener wirkte das Alles nicht besonders tief. Sie applaudirten ihm passend, — aber die Dänen fühlen sich, und nicht nur in den höheren Gesellschaftsschichten, doch zu sehr als ästhetisch-kritische Geister, als Träger einer alten, verfeinerten Cultur, um je auf die einfacheren norwegischen Mittel anzubeißen. Später aber bereiste Bjørnson die Provinzstädte und Landflecken in ganz Scandinavien und säte überall seine Saat, und sie ging reichlich auf.

Ich ging nach dem Vortrag nach Hause, enttäuscht und verstimmt. Es hatte Alles so hohl geklungen und vor Allem — es war Alles der Vergangenheit dieses großen Dichters und den Erwartungen, die gerade jetzt die besten Geister der drei Länder auf ihn setzten, den Hoffnungen, die sich in der jungen Generation an ihn — und nur an ihn knüpfen konnten — so wenig entsprechend. Mir graute vor den Reden, mit denen die Wortführerinnen eines Duzends alter Mädchen und eines zweiten Duzends unbefriedigter Frauen ihn nach dieser That feiern würden. Der Vortrag, den er „Ei-
heirath und Vielheirath“ nannte, und der in Deutschland unter dem Titel „Monogamie und Polygamie“ sehr bekannt ist, war der Scheideweg, an dem sein Gestern zu seinem Morgen das: „Bis hierher und nicht weiter“ gesprochen.

Für die Kopenhagener war er zu crass und zu pathetisch gewesen. Aber je weiter er an kleineren Orten und ferneren Culturcentren herumkam, desto mehr wirkte diese Crassheit und dies Pathos, und da von dieser Tournee an ein Umschlag in der Moralauffassung der Scandinaven stattfand, ein Umschlag, dessen Träger und Trägerinnen alsbald das Familien- und das öffentliche Leben beherrschten, ein Umschlag, der auftrat mit der Macht einer Zeitdisposition, deren Sprachrohr Bjørnson gewesen, und da diese Zeitdisposition in Deutschland auch immer mehr Boden gewinnt und sich immer sicherer hervorwagt — um so sicherer, je mehr sie sich bewußt wird, Ausdruck einer Klassenempfindung zu sein, — so bedarf sie auch hie der näheren Erörterung.

Wovon handelte Bjørnsons Vortrag?

Er war — mehr in's Einzelne durchgeführt — eine Wiederholung jenes Gesprächs im Bois de Boulogne, nur eine größere Verallgemeinerung desselben; denn er handelte nicht mehr von edlen Männern und edlen Frauen, sondern von allen Männern und allen Frauen. Er hatte zwei Grundaxiome,

von denen er ausging: die völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, resp. der Ehefrau mit dem Ehemanne, und die unbedingte Anpassungsfähigkeit der Säugethiere.

Ob letztere in die deutsche Ausgabe des Vortrags: „Monogamie und Polygamie“ mit aufgenommen ist, weiß ich nicht, da ich ihn nicht zur Hand habe. In seiner Tournee aber stützte Björnson die beabsichtigte Reform des Geschlechtslebens, außer auf die Aussprüche amerikanischer Aerytinnen, auf folgende Anekdote: er traf einen Mann, der hatte einen großen Käfig, in dem hielt er einen Hund, eine Katze, eine Ratte, eine Maus und einen Vogel. Er fütterte sie alle gut und lehrte sie durch Erziehung die natürlichen Instinkte der Feindschaft überwinden und friedlich miteinander auskommen. „Und sie gediehen alle so gut, so gut, und hatten einander so lieb, so lieb.“ Das Charakteristische an dieser Geschichte, woran Björnson — jedenfalls anfangs — nicht selbst gedacht hat, ist: der Käfig und die Hausthiere. Es ist bekannt, wie sorgsam in zoologischen Gärten die reisenden und die friedlichen Thiere von einander getrennt gehalten werden, da letztere, auch ohne erstere zu sehen, an dem bloßen Geruche derselben verkümmern und zu Grunde gehen. Aber Björnson setzt zunächst als gegeben den Käfig voraus: den großen Käfig der Gesellschaft und in ihm lauter generationenlang gezähmte, in ihren Instinkten abgestumpfte und faul gewordene Hausthiere und Hausparasiten. Zu satt, zu faul und zu degenerirt, um miteinander zu kämpfen, vegetiren die lieben Thierchen instinktilos neben einander hin, was gutgenährte Hausthiere sogar auch ohne Käfig zu thun pflegen. Und mit einem kühnen logischen Salto mortale wendet er dies Verhältniß auf die centralste und complicirteste Beziehung der Menschen zu einander, die sexuelle, an. Wenn sogar die unvernünftigen Thiere ihren eingeborenen Instincten zu entsagen vermögen, folgert er, warum sollte der Mensch nicht auch durch vernünftiges Zureden, Beispiel und generationenlange Erziehung dazu gebracht werden können, seinen stärksten Trieb moralischen Vorschriften anzupassen und endlich das christliche Ideal, die reine Geschlechtslosigkeit zu erreichen? Ist die Jungfrau der „gebildeten Klassen“ nicht rein? haben wir nicht viele Millionen reiner alter Jungfern? Warum sollen wir denn nicht reine alte Junggesellen, oder reine junge Junggesellen haben können? Auf ihr Weib, streift, weigert Euch, „die Waschanstalt für schmutzige Männer zu sein!“ Vor diesem Vortrage hatte Björnson dies Thema schon zweimal behandelt: in „Thomas Rendalen“ („Es wird gesagt“) und im „Sandshuh“, der in Deutschland bekannter ist. Und in beiden Werken proklamirte er, daß es nur eine Moral für Mann und Weib gebe, — die Moral des Weibes.

Und die skandinavische Frauenemancipation taufte sich auf seinen Namen und auf sein Bekenntniß. Das Leben, das Temperament und der Kraftüberschuß des Mannes wurde unter den Horizont des Weibes gebracht, und das ewig Active sollte sich ummodelln lassen von dem ewig Passiven, weil letzteres statistisch — in der Mehrheit war.

Zur selben Zeit, als Björnson diese Rede hielt und diese Bücher schrieb, stand jene andere Bewegung im Norden auf ihrem Höhepunkt, die von ihren Gegnern und den emancipirten Bürgerstöckern als „freie Liebe“ verschrien wurde. Ihre Führer waren Arne Garborg und Hans Jäger, und sie plaidirten im Allgemeinen für das socialistische Ideal: die Gesellschaftsverhältnisse seien so zu ordnen, daß die Prostitution unnöthig würde, weil Männlein und Weiblein zeitig genug zu einander kommen könnten und die Ehe nicht länger ein Sakrament sei. Beide Theile wollten also die Prostitution abschaffen, ein Uebel, von dem man in Deutschland nicht laut redet, für dessen Ausrottung sich aber auch hier die noch in den Windeln liegende Frauenemancipation lebhaft interessirt. Die Garborg-Jäger'sche Richtung aber wollte es durch die ökonomische Ermöglichung früher, aus Liebe geschlossener Verbindungen, die Björnson'sch-frauenrechtlerische Richtung wollte es durch — Kasteiung des Fleisches.

Kein Thema hat im Norden ein so ungeheures, anhaltendes und allseitiges Interesse gefunden, wie dieses. Unter dem Druck von Björnsons Autorität gerieth die nordische Frauenemancipation in eine ausgesprochen mannfeindliche Richtung, ja sie führte in Schweden in der Literatur und dem öffentlichen Leben zu einer wahren, pietistisch gefärbten Weiberherrschaft. Und wird die Emancipation in Deutschland einmal in die Posten des weichen Militarismus einrücken, so wird, dafür sind die Anzeichen vorhanden, auch hier der Geist Björnsons über ihr sein.

Wie aber war es möglich, daß diese massiv männliche Natur, dieser ungestüm vorwärtsdrängende große Dichter sich in die Sackgasse der christlichen Askese, in die Schlupfwinkel der Degeneration verirrt und — da die Jahre, wo der Mensch stabil wird, gekommen waren — nicht wieder herausfand?

Hier ist die Stelle, wo alle die vielen Fäden, in denen sich das Björnson'sche Leben auseinanderspannt, zu einem Knotenpunkt zusammenlaufen, von wo man zu allen Stationen seiner Production und von ihnen zurück wieder in den Mittelpunkt seines Wesens gelangt.

In seinen Lebensphasen rollte sich ein Stück Zeitgeschichte und Klassenbiographie ab, gipfelt in ihm, läuft in ihm aus und findet in ihm ihr Ende. Der Typus der politisch und social im Norden herrschenden Kleinbürgerlichkeit ist in ihm scharf geschnitten ausgeprägt wie in einer Bronzemedaille.

Ehe wir aber auf dies Capitel kommen, betrachten wir seinen Entwicklungsgang und seine gegenwärtige Geltung bei seinem Volk.

Man kann nicht sagen, daß Björnson in der Bürgerklasse eine unbedingt kritiklose Anerkennung findet. Kein Prophet ist angesehen in seinem Vaterlande. Die agitatorischen Naturen wirken immer am stärksten auf die nächste Gesellschaftsklasse unter ihnen. Darum hat auch Björnson seine größte geistige Wirkung auf die skandinavischen Bauern und die Frauen ausgeübt.

Ich reiste vor einigen Jahren in Norwegen: zu Fuß und mit dem nationalen Beförderungsmittel, den Skyds. Es ging langsam, aber es

brachte mich in eine Menge zufälliger Verührungen mit den Landesföhnen. Bald traf ich einen Bauern auf dem Heimweg von seinem Säter nach seinem Hofe, der sich bereit fand, stundenlang mein Führer zu sein, und mir dabei mit würdiger Zurückhaltung Einblicke in seine Bewunderung für Björnson als politischen Redner gestattete, bald mußte ich in einer Skydsstation auf Pferde warten und betrachtete unterdessen in der engen Stube des Skydsvorstehers ein kleines Bücherbrett über seinem Schreibtisch, auf dem Björnsons ältere Jahrgänge fast complett standen. Bald fragte der neben mir sitzende Skydskerl selbst, ob ich Björnson kenne? Alle die wandernden Lehrerinnen und Buchhalterinnen, die mit dem Ranzen auf dem Rücken ihre heimischen Gebirge in strammen Dauermärschen durchzogen, führten seinen Namen auf den Lippen und seine Bücher im Herzen — nur von zwei Büchern, den beiden Dramen, wo Björnson's Genie am hellsten und reinsten leuchtet, dem „König“ und „Ueber Vermögen“, war nie die Rede, das war Caviar für's Volk. Und als ich hoch oben, am Fuße des Skineggen, mitten in Jötunheimen zwischen ewigem Schnee, einen alten hageren Baldbresbauern, der dort die sechs Sommerwochen lang das Touristenhaus hielt, fragte, wie ich von hier am nächsten zu Björnson kommen könne, antwortete er beifällig: „Du kennst Björnson, Du bist ein aufgeklärtes Frauenzimmer. Wende Dich nur an mich, ich werde Dir Alles sagen, was Du wissen willst.“ Er ging hinein und holte die große Gebirgskarte von Norwegen, breitete sie zwischen sich und mir über den kurzen Weidefräutern aus, fuhr mit dem Finger darauf hin und her, hinüber in's Gudbrandsdal und dort nach Süden, machte an einem Punkt Station und sagte: „Hier liegt Aulestad, Björnsons Hof. Da dürfen Alle hinein, die wollen, Du auch.“ Und nun begann eine lange Auseinandersetzung darüber, wie und warum der Bauer Björnson schätze, daß er ein „volklicher Mann“ sei, ein Mann, der „geradeaus“ geht; und was für beschwerliche Fahrten er und seine Nachbarn gemacht hätten, um ihn, weit weg von ihrem Heimstiz, hier oder dort auf einer Volksversammlung zu hören. Und weit von da, im behäbigen Dänemark, wo die Bauern kurz und rund, aber nicht weniger eifrige Zeitungsleser und Politiker, als die norwegischen Bauern sind, ertheilte mir ein selbststicherer Sören Sörensen in einem Eisenbahncoupé dritter Klasse auch das ehrende Prädikat eines „aufgeklärten Frauenzimmers“, weil ich ihn meine Bekanntschaft mit Björnson merken ließ. Björnsons Name, das ist ein sicherer Empfehlungsbrief in den drei skandinavischen Bauernländern. Und noch nicht viele Monate ist es her, als er am Himmelberg auf Jütland für Schiedsgerichte, allgemeine Entwaffnung und Völkerfrieden redete und unflug-flug, wie er zu handeln pflegt, die Pastoren, seine alten Widersacher, zur Mithilfe am Friedenswerk im Namen ihrer Religion herbeirief, da hatte sein Name vermocht, in diesem Jahr der Schlassheit und Entnuthigung für das dänische Volk, 30 000 Zuhörer um ihn zu versammeln. Worauf beruht diese ungeheure persönliche Macht?

Ich will es hier gleich in zwei Sätze formuliren. Sie beruht darauf, daß der Bauernstand sein eigen Fleisch und Blut in ihm erkennt und daß er den Bürgerstand stimulirt. Im Norden haben sich die mitteleuropäischen Klassengruppirungen zu einer ganz leicht überschaulichen Form simplificirt. Es giebt keine Socialdemokratie und keinen Großindustrialismus, an ihrer Stelle stehen der als politische Macht festorganisirte Bauernstand und die den ganzen Beamtenstand und die Regierungsmaſchinerie liefernde Kleinbourgeoisie, — die Kleinstaaten-Bourgeoisie. Aus dem Bauernstand ging Björnson selbst hervor und in die Bourgeoisie in jungen Jahren über. Von den späteren Generationen Bauernjöhne, die Dichter wurden, ging keiner mehr in die Bourgeoisie über, sie gingen Alle über die Bourgeoisie weg. Björnson ist im Norden der Einzige, der diese eigenthümliche Mittelstellung einnimmt. Dagegen geht jährlich ein nicht unbedeutender Procentsatz des Bauernstandes: Pastoren, Gymnasiallehrer, Aerzte, Juristen, Kaufleute gewordene Bauernjöhne — ja, auch einfache reiche Bauergutsbesitzer, in die Bourgeoisie über, weil das feiner ist. Die nordische Bourgeoisie nun aber, die Kleinstaatenbourgeoisie, stellt den Typus der sich überall in allen europäischen Ländern vollziehenden Decadence des Bürgerthums vielleicht am reinsten dar, wie der skandinavische Bauernstand, mit einem ganz anders gefunden Kraftfond als die Socialdemokratie, die zur Macht aufsteigende Klasse verkörpert. Diese skandinavische Bourgeoisie mit ihrem engen, nur von den letzten Wellen der ausrollenden europäischen 48er Bewegung berührten Horizont, mit ihrer beamtenmäßigen Selbstzufriedenheit, ihrer Moralschnüftelei, ihrer Anständigkeitsmanie, ihrer ruhebedürftigen Stagnation, ihrer Kleinlichkeit und sexuellen Verkümmertheit und Verheucheltheit hat Ibsen in seinem ganzen Leben mit Skorpionen gezüchtigt — Ibsen, der revolutionär gewordene Bourgeois —; Björnson, der Bauernsohn, hat sein halbes Leben lang in seinen Reformdichtungen gegen sie polemisirt, ihre Lebensanschauung — die bürgerliche Lebensanschauung — aber doch immer als höchste Norm betrachtet.

Ibsen nahm „Hedda Gabler“, die in Deutschland wenig verstanden worden ist, die Tochter des ewig komischen norwegischen Militärs, denn das höhere norwegische Militär ist die beliebte Versorgungsstätte der decadirenden Söhne des decadenten norwegischen Beamtenthums, und es hat sich noch neulich bei den norwegischen Herbstmanövern erwiesen, daß der norwegische Bauer-Soldat Alles, die Commandirenden nichts leisten können, — also Ibsen nahm diese höhere Beamtentochter mit der höheren Beamtenmoral und analysirte sie auf als das, was sie war, ein geschlechtsloses Nichts, das sich dumm verkauft, das die Frucht in ihrem Schoße verabscheut und von der Weibnatur nichts mehr, als die ohnmächtige lüsterne Neugier übrig hat; und er wirft sie zu den Todten mit einer todtten ästhetischen Formel in ihrem Munde — er nimmt sie und formulirt ihr ganzes Wesen auf die erschöpfte Vitalitätskraft hin, die zur Selbstmordmanie wird. Björnson nimmt Svava, die Tochter eines sehr verbrauchten Großkaufmanns, eines

alten Geden, die ihr Herz in einem altjüngferlichen philanthropischen Gespräch mit einem jungen Mann entdeckt und nach einem Hintertreppengeklatsch diesem jungen Mann den Handschuh in's Gesicht schlägt, weil er nicht altjüngferlich wie sie, sondern Don-Juanlich wie ihr Vater gelebt hat, und er stellt der banalen Triviolität der männlichen Bourgeoisie die banale Kixerualität der höheren Töchter als die alleinseligmachende neue Moral gegenüber.

Natürlich ging Björnsons „Handschuh“ auf den bürgerlichen Theatern mit Pauken und Trompeten, und Ibsens „Hedda“ wurde todtgesprochen. Und während der Bürgerstand überall mit Neugier und Grauen Ibsen betrachtet wie den Todesengel, der das Zeichen an seine Thüre setzt, begrüßt es Björnson wie einen berühmten Arzt, der einen sicher retten kann, wenn nur eben die Krankheit nicht gerade tödtlich ist.

Ueber das Alles läßt sich der skandinavische Bauer keine grauen Haare wachsen; der Frauenemancipation aber als socialer Bewegung ist er im allgemeinen wohlwollend gesonnen. Daß die Frauen mitarbeiten und mitverdienen, — das ist er ja von Alters her gewohnt; haben sich doch seine Schwestern und Tanten als Mägde allein durchgeholfen. Daß das Weib über sein Eingebrahtes auch verfügt, ein scharfes Auge auf Ausgaben und Einnahmen hat und in allen Haus- und Hofangelegenheiten ein entscheidendes Wort mitredet, das ist auch altes Herkommen; und von dem Matriarchat der Bauernmütter wissen die nicht allzu ungefügigen Bauernsöhne ein Lied zu singen. Eheliche Untreue ist dem Bauern schon deswegen ein Gräuel, weil er dem Städter nicht gönnt, wozu er selbst keinen Zugang hat, und das lockere Jugendleben der „müßiggehenden“ Bürgerjöhne verachtet er, sintemal er sich selten mit einer anderen, als seiner späteren „Alten“ vergeht. Und da er Alles unter dem Gesichtswinkel der Nützlichkeit betrachtet, so hat es seine vollkommene Billigung, wenn die Töchter nicht nur nichts mehr kosten, sondern noch viele schöne, harte Thaler verdienen und zusammenlegen können.

Daß sie dabei gewöhnlich ehelos bleiben — ja, für was ist was, sie haben dafür doch das gute, blanke Geld, und man kann sie beerben. Der Bauer betrachtet das Geschlechtsleben nicht ästhetisch und sensualistisch wie die höhere Bourgeoisie, die es gewissermaßen mit unter die Kunstgenüsse rubricirt, — für ihn ist es eine Berrichtung wie melken, düngen, adern; hat man das eine nicht mehr nöthig, so kann man auch gleich das andere sein lassen. Er hat nichts von der Prüderie des Städters, der in dem geraden Blick auf das Naturleben etwas Anstößiges sieht; aber er hat doch auch seine Prüderie; duldet der Städter eine öffentliche Erörterung und das unverwässerte hohe Lied der Liebe aus moralischen und ästhetischen Schulbedenken nicht, so will der Bauer es nicht gedruckt lesen, weil es für ihn das ganz Alltägliche, das allzu Gewöhnliche ist. Und so wurde Björnson für Bourgeoisie und Bauernstand mit seinen Veredlungspredigten der rechte Mann; eben weil das so etwas von einer Erbauung, einer Sonntagspredigt hatte, die man anhört,

wenn man seine besten Kleider anhat, aber die übrigen sechs Wochentage bei der Arbeit nicht so ernst nimmt.

Und als ich nun nach Gubbrandsdalen kam, da war ich schon wie auf Björnson's eigenem Grund und Boden. Alle Menschen wußten Bescheid, wie weit es noch bis zu ihm war; und schließlich kutschirte mich ein kleines Bauernmädchen die zwei letzten Wegstunden zu ihm hin, sprang, während es zwischen reichen, zweistöckigen Bauernhöfen, die auf fruchtbaren Weideabhängen emporstiegen, hinging, unversehens vom Wagen, öffnete ein Gatter, sprang wieder auf, fuhr in einem schönen Bogen, ohne mich zu fragen, durch die Pforte und den Fahrweg zu einem großen Gebäude hinan, schwenkte um die Ecke und hielt vor der Thür des Björnson'schen Landhauses.

Draußen unter dem weitvorspringenden Dach saßen seine Frau und Töchter in einem Kreise von Gästen, die das Haus beherbergte. Der Dichter schrieb, aber empfing mich. Er saß, mit den Füßen auf einem Eisbärfell, das eine Gruppe Fortschrittsfrauen ihm geschenkt hatte, auf einem Postament eine Colossalvase mit geschnittenen Rosen neben sich, an seinem Schreibtisch in der niedrigen, großen Bauernstube. Er erzählte mir: es sei ein uraltes Bauernhaus, das er gekauft und den modernen Bedürfnissen angepasst habe. Man ging zu Tisch in der ehemaligen alten Gesindestube, wo jetzt, statt der Knechte und Mägde, dänische, schwedische und finnische „Frauensach-Frauen“ um den Tisch saßen. Nach dem Mittagessen nahm man den Kaffee im Salon ein, dem ehemaligen Bauertanzsaal, jetzt im pariserischen Geschmack mit Blumengruppen, Chaiselongues, mit rother Gaze gefütterten Crémegardinen, Bibelots und Gemälden ausgestattet. Eine alte Dame kam herein mit Adlerprofil und gelben Kollodächchen über den Ohren, untersezt und massiv breitschultrig, die Gesichtsfarbe frischroth und die kleinen Augen feucht und blitzend — der weibliche Björnson. „Meine Mutter,“ sagte er, „sie ist neunzig Jahr alt.“ Und diese Hünenmutter, selbst Hünin, sprach und grüßte lebhaft und beweglich wie eine Sechzigjährige. Als man den Kaffee getrunken, führte Björnson mich hinaus auf den neuangebauten, rundlaufenden Balkon. Er blickte über das sacht ansteigende, fruchtbare Land und sprach: „Unser Volk wird verdorben. Die Lüge ist in unserer Presse und in unserem Leben. Ich schreibe eben an einem Artikel gegen die Lüge, die uns verpestet.“ Und er machte eine große Armbewegung weit über das weite Land und rief: „Die Lüge muß weg!“

Ich nahm Abschied, da meine kleine Kutscherin wartete. Wir gingen zurück durch das alte niedrige Bauernhaus mit dem koketten Pariser Meublement und dem massiven Ehrensilber in den Glaschränken. Und während ich wegfuhr und an den Widerspruch zwischen diesem Haus und seiner Einrichtung dachte, hörte ich seine mächtige Stimme in's Land rufen: die Lüge muß weg!

II.

Björnsons Vorfahren väterlicherseits waren freie Bauern gewesen. Auch sein Vater war erst Bauer, beschloß aber später Theologie zu studiren, wurde Pastor und verheirathete sich mit der Tochter eines angesehenen Pastorengeschlechts. Im Kvifne-Pastorat, in einem der Thäler des Dovrefjelds, wurde Björnson am 8. December 1832 geboren. Seine ersten Kindheitsindrücke in dieser abgelegenen, armen, öden, fast neun Monate lang verschneiten und unzugänglichen Gegend hat Björnson selbst in der kleinen Novелlette: „Der Falbe“, der Geschichte eines Hengstes, beschrieben. Diese Novелlette ist vielleicht das vollendetste kleine Kunstwerk und zugleich das echteste Stück Natur, das aus Björnsons Feder gekommen. Er schildert darin sich selbst als Kind und seine beiden Spielgenossen, ein Ferkel und ein Füllen. Eine verletzlichere und zartere Dichternatur, als die Björnsons, hätte aus der furchtbaren Starrheit, Debe und Abgeschiedenheit dieses Landstrichs, aus dem schreckenden Ernst dieser ersten Eindrücke wahrscheinlich für immer einen melancholischen, insichgekehrten Zug davongetragen, Björnson wuchs darin, fest und verwegen wie der Falbe, dessen Liebesabenteuer, Streitbarkeit und Berühmtheit er mit warmem Interesse begleitet und berichtet. „Der Falbe“ gehört zu den besten Stücken Thierpsychologie in der gesammten Literatur und hätte Björnson die Naturseiten der Menschen mit ebenso ehrlichem Gemüthe zu schildern gewagt, er wäre der größte Schilderer unzusammengesetzter psychophysiologischer Vorgänge geworden.

Als er sechs Jahre alt war, wurde sein Vater nach Nässet (Näs = Vorgebirge) in Romsdalen versetzt, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Norwegens. Später kam er auf die lateinische Schule in der kleinen Stadt Molde und siebzehn Jahre alt als Student nach Christiania. Gesellig und nach außen lebend, voll unregierlicher Jugendkraft und tumultuarisch angelegt, wie er war, kam er früh in Berührung mit allen regsamern Geistern und den späteren leitenden Männern seiner Heimat, mit Nasmund Vinje und Sars, mit Jbsen, Jonas Lie u. A. Er versagte sich nichts und führte ein übermüthiges Jugendleben. Dabei war er noch ein gut orthodoxer Christ, ein ganz auf Gestaltung, gar nicht auf Kritik veranlagter Geist.

Zur selben Zeit, als in Deutschland das Bürgerthum in der Blüthe seiner geistigen Kraft stand und die ganze deutsche Jugend straußianisch und feuerbachig dachte, nährten sich im Norden die Geister an theologischer Speculation. Der erste, der sie von dieser dürrn Weide allerdings noch nicht weiter als im christlichen Kanaan in die Runde führte, war Grundtvig. Er war gewiß im Punkte der Heilswahrheiten so rechtgläubig wie einer, und als Denker bedeutend confus, er schuf aber trotzdem in dem sogenannten Grundtvigianismus eine Bewegung, die noch in seiner Heimat Dänemark die Majorität des Volkes für sich hat und in Norwegen und Schweden nur in dem, durch das düstere fanatische Volkstemperament bedingten Pietismus einen Damm fand. Die That Grundtvigs, der als achtzigjähriger Greis,

Bischof und hochangesehener Geistlicher in den sechziger Jahren starb, war die Befriedigung des Gefühlslebens. Er setzte das Gefühl, in der Religion wie im Leben, als das Erste und einzig Lebendige, und von ihm ging die große skandinavische Volksweckung, die Weckung des Bauern zu individuellem und Standesbewußtsein aus, die zu der Begründung unzähliger, den ganzen geistigen Horizont des Nordens beherrschender Bauernhochschulen führte. Von Grundtvig hat, nach meiner Ansicht, Bjørnson die stärksten und dauerndsten Einwirkungen in seinem Leben erfahren, Einwirkungen, die immer wieder durchschlagen und deren Unverlöschlichkeit — auch nachdem eine ganz andere, ganz anders moderne Weltanschauung sich seines Verstandes bemächtigt — in dem Grade, wie das Alter sich nähert, stets stärker sichtbar wird. Denn die Wirkung Grundtvigs auf Bjørnson beruhte weit weniger auf einer geistigen Bestätigung, als auf einer Affinität ihrer Persönlichkeiten. Bjørnson kam aus der starren Rechtshaberei und der Empfindungsbedrigkeit des stagnirenden norwegischen Geisteslebens, das seinen jungen Schöpferdrang unterband, und er fühlte sich erwärmt, erweicht, flüssig gemacht durch die von Grundtvig gelösten Gefühlsimpulse, geheimnißvoll befruchtet in den feuchten schimmernden Nebeln dieses unklar machtvollen Geistes. Gerade die Unklarheit an Grundtvig, das rhetorisch Undistincte, das wogend Unformulirbare, Volksläuterung und Nationalerhebung, Verbrüderung und allgemeiner Aufschwung durch die Macht der Dichtung — Alles, was man damals nennordische Renaissance nannte und im Einzelnen nicht genau zu definiren vermochte, Alles dieses und vor Allem die religiöse warme Nebelatmosphäre, der Glaube an die Berge versetzende Macht des Gefühls — also mit anderen Worten an die Macht der eigenen Persönlichkeit —, Alles das zusammen war der rechte Frühlingswind, unter dessen Hauch alle Knospen des Bjørnson'schen Dichtergenies sprangen. Denn Bjørnson ist kein überschauend denkender Geist und was man im höchsten Sinne einen heißen Kopf nennt. Und das ist keiner unter den anderen und größeren skandinavischen Dichtern. Dazu ist die intellectuelle Erziehung der nordischen Völker von zu jungem Datum. Dafür aber hatte er, und die andern auch, den frischen, unverkümmerten Sinn, den undressirten, unabgestumpften Blick für das Individuelle in den Lebenserscheinungen, das divinatorische Verstehen und die spontane Intuition; — alle jene köstlichen Werkzeuge, die die skandinavischen Dichter haben, die in dem „jungen Deutschland“ unter dem politischen Druck und den politischen Problemen verkümmerten und von denen das „jüngste Deutschland“ kaum schwache Spuren hat. Sein eigenthümliches Merkmal aber ist: wie er der erstgekommene unter ihnen war, so war er auch mehr als sie alle ein chaotischer Geist.

Und in Grundtvig traf er — in seinem bildsamsten Alter — einen verwandten chaotischen Geist, umkleidet mit dem ganzen Prestige des Alters, der Autorität, des Genies und der massiven Persönlichkeit. Grundtvig, der selbst eigentlich in den Grundlinien seines Wesens nichts als ein großer

Lyriker war, der die intellectuelle Volksweckung auf Gefühl und Gesang begründete und eine große Zahl schöner Lieder und Melodien erfand, die noch im ganzen Norden auf allen Bauernhochschulen die Vortragsstunden einleiten und beschließen, Grundtvig machte den großen Lyriker in Björnson frei und vielleicht der größte Theil der Björnson'schen herrlichen Lieder sind unter Einwirkung seiner Seelenwärme und für die Bauernhochschulen geschrieben. Ist doch Björnson das Hauptrepertoire des skandinavischen Bauerngesangs. Grundtvig hatte außerdem dieselbe Häuptlingsnatur, dieselbe massive Körperlichkeit und die sich ihrer selbst intellectuell unbewusste Sinnlichkeit wie Björnson, er hatte jene allgeringwiegendste Führerschaft des alten Mannes für den jungen Mann, die darin besteht, daß letzterer sich im ersteren gewissermaßen als losgebunden, freigeworden, in Besitz aller seiner Fähigkeiten gekommen und Autorität geworden erblickt. Björnson hatte vom Vater her eine theologische Ader und in seiner eigenen gährenden Natur einen starken Anspruch an alle Süßigkeit des Lebens, und gerade das fand er in Grundtvig, der die Lebensfreude zur Basis des Christenthums machte, vereint.

Dieser Zug ist auch fundamental in Björnson. Sein ganzes Leben lang, in allen seinen Dichtungen, hat er das Theologische und das Sensuelle zu vereinigen gesucht. Und alle seine Dichtungen, wie radikal sie auch waren, haben ihre tiefste Wurzel in einem heimlichen Compromiß zwischen beiden gehabt.

Björnson begann seinen literarischen Ruhmesweg als Verfasser von Bauernnovellen. Das Genre war in Europa nicht neu, zuerst hatte der Däne Sten Blücher schon in den dreißiger Jahren, später hatten Auerbach und George Sand es kultivirt. Was aber neu war, das war die unbebeschreibliche Frische, der Pulsschlag des echten, erlebten Lebens, die Zusammengehörigkeit des Autors mit seinen Personen, die Björnson hineinbrachte. Hier reflectirte nicht die eine Gesellschaftsklasse über die andere, gab ihr Censuren über ihren physischen und moralischen Werth und zeigte mit bewunderndem Finger auf ihre Naivetät, ihre Vitalitätskraft und andere erfreuliche und unjalonmäßige Eigenschaften; nein, sondern Björnson selbst war dieser Thorbjörn in „Synnöve Solbakken“, der starke Bauernbursche, der mit den reblichsten Absichten zu seinem Mädchen will; er war dieser „Arne“ mit dem gehemmten Drang des Lyrikers, er war der „fröhliche Bursch“, der sich aus der nordischen Kopfhängerei hinauslachte. Er brauchte sich nicht in den Bauern hineinzustimmen — er war der Bauer; der Bauer, der über die engen Thäler hinausgekommen und dessen Horizont einige hundert Fuß höher lag und um eine hübsche Anzahl Kilometer freier war, der aber doch noch nicht so weit sah, daß er auch über die dahinterliegenden Bergspitzen, die Moral und die Vorschriften der „höheren Gesellschaftsklassen“ wegblicken konnte. Seine Bauern sind sicher echte Bauern, echter, als sie jemals vor ihm geschildert und erfaßt worden sind, — aber sie haben alle Sonntagskleider und ihr bestes Benehmen an, sie wissen alle, daß die Bergspitzen der bürgerlichen Moral und Sitte aufmerksam auf sie

herabsehen. Fünfundzwanzig Jahre später schilderte ein anderer norwegischer Bauer das norwegische Bauernleben. Aber er schrieb nicht als Bourgeois gewordener Bauer für das höhere Bürgerthum; sondern er schrieb als Bauer für Bauern. Sein Name, Jens Tvedt, ist noch nicht über seine Heimat gebrungen, und seine Bücher sind im Bauerndialect geschrieben. Er ist kein großer Dichter, kein von der Kultur belecktes Genie wie Bjørnson; er ist naturwüchsiger, und er steht nicht zwischen zwei Gesellschaftsklassen. Er sieht dem Bauern über den Zaun, wenn er seinen Mist karrt und sein Dach flücht und seine mancherlei weniger gesellschaftsfähigen inneren und äußeren Ansechtungen hat. Auch Jens Tvedt weiß, was sich schickt, aber er weiß bloß, was sich unter Bauern schickt, und daß es da, je nach den Stufen der bauerlichen Klassenunterschiede, genau begrenzte Stufen der Schicklichkeit giebt; seine Bücher haben daher außer ihrem dichterischen noch einen anderen Werth: sie sind kulturhistorische Documente über die Sitten, Anschauungen, das Denken und Fühlen des norwegischen Bauern im Moment, als er sich von allgemeinen Bauerntypus wegdifferenzirte zu einem führenden und politisch bedeutenden Stande. Solch ein Material hatte Bjørnson am Anfang der sechziger Jahre nicht, — der Bauer war damals auch im Norden ein Stand, für den man etwas that und der gehoben werden sollte; die Männer mit den volksthümlichen Interessen mußten ihn erst zu sich heraufidealisiren, ehe sie Fühlung mit ihm gewinnen konnten, und dieses Mittleramt, das anfangs fremdartig erschien, war die erste Grundlage für Bjørnsons große volksthümliche Verühmtheit.

Bjørnsons Bauernovellen sind zum Theil auch in Deutschland bekannt und bewundert, ich erinnere mich noch, wie ich als Kind, ich glaube, es war in „Ueber Land und Meer“, mit der Lectüre seines „Ein fröhlicher Bursch“ zurechtkommen suchte und sein mitfolgendes Portrait nicht leiden konnte, weil es so großprozig war. Was aber fast völlig unbekannt in Deutschland blieb, das waren seine historischen Dramen.

Bjørnson war zweimal Theaterdirector, zuerst in Bergen von 1857—59, nachdem ihm einige Jahre früher in dieser Stellung Ibsen vorangegangen war, und später, 1865—67, in Christiania. Er ist vier Jahre jünger als Ibsen und die Periode der historischen Dramen, die sie beide durchmachten, begann und schloß bei ihm einige Jahre später. Aus seiner Theaterleitung gewann er eine Reihe scenischer Erfahrungen, die ihn die Wirkung auf der Bühne beherrschen lehrten. „Lahm-Hulda“, eines seiner frühesten Stücke, auch in deutscher Sprache zuweilen aufgeführt, eine nordische Reden- und Grausentragedie, war ohne schärferes historisches Colorit, aber, wie es bei Bjørnson selbstverständlich, voll massiver Wirkung, solange das Historische überhaupt wirkte; der Einacter „Zwischen den Schlachten“, die Trilogie „Sigurd Slembø“, vermögen Einen jetzt, trotz ihrer wortknappen, echten Energie, nicht mehr soweit festzuhalten, daß man sie aus natürlichem Drang zu Ende liest. „Maria Stuart in Schottland“, sein berühmtestes, und nie ganz vom Repertoire verschwundenes Stück, steht bei all seiner mächtigen

Kraft noch ganz im Bann des orthodox-christlichen Gedankens. Es ist nicht leicht zu sagen, aus welchem Trieb die beiden größten germanischen Dramatiker der Gegenwart viele Jahre ihrer Jugend dem historischen Drama opferten, dagegen ist es sehr leicht zu erkennen, aus welcher Suggestion sie es thaten. Die nachmärzliche Periode in ganz Europa war retrospectiv; man hypnotisirte sich, da man selbst nicht zum Neuschaffen getaucht hatte, an der phantastisch aufgepußten Größe einer vergangenen Zeit; da es keinen Ausweg in die Zukunft gab, benutzte man den Rückweg in die Vergangenheit; und je schwächer der Wellenschlag des erschöpften Europas an der norwegischen Küste ausrollte, desto mächtiger durchbrach dort das Individuelle das Vorzeitcostüm. Und wie die historische Strömung von draußen hereingekommen war, so war auch die Rängeintheilung der literarischen Production durch die alte Ratheder-Aesthetik mit hinübergekommen, wonach unter den Dichtungsgattungen das Drama am höchsten, und unter den Dramengattungen das historische Trauerspiel am höchsten stand. Was aber die norwegischen, so gut wie die deutschen Dichter der historischen Richtung anheimfallen ließ und sie so lange bei ihr festhielt, das hatte noch andere, als diese äußeren Gründe. Vor allem den Grund, daß ihre eigene Persönlichkeit noch gebunden, noch ohne Sprache für ihre inneren Vorgänge, noch ohne Ausdruck für ihre Eindrücke war. Was sie auf den Herzen hatten, vermochten sie noch nicht anders, als ganz entfernt und allgemein, in der Form historischer Allegorien auszubringen. Es war die Leere eines Uebergangszeitalters, das sich in Masken kleidete, weil es noch kein eigenes Gesicht hatte, der Nothbehelf einer Mittheilungsbedürftigkeit ohne individuellen Inhalt. In dieselbe Periode fällt bei Björnson auch das kleine Schauspiel „Die Neuvermählten“, das auch in Deutschland bekannt ist, und in dem das Marzipanherz der bürgerlichen Anständigkeit zusammen mit der Mandelmilch der frommen Denkart servirt wird — selbstverständlich die erste Dichtung, mit der Björnson in der nordischen Kleinbürgerei einen absoluten und unangefochtenen Erfolg errang, den ihre Frische garantirte.

In jene Periode aber fallen auch eine Reihe der herrlichsten Balladen, Volksweisen und Vaterlandslieder Björnsons. Er war es, der die norwegische Nationalhymne dichtete, der die unzähligen Volksversammlungen, Bauernhochschulen, Gedankfeste mit echter Stimmungslyrik versah. Die höchste Stelle unter seinen größeren lyrischen Dichtungen wird der Klage „Bergliots“ um ihren Gatten zugewiesen; und hier sind die refrainartig wiederkehrenden Worte an den Knecht, der Bergliot mit den Leichen ihres Gatten und Sohnes heimführt:

Fahr langsam; denn es fuhr Einar immer

— Und wir kommen noch zu zeitig heim.

wieder nichts anderes als die Herübernahme des angestammten Bäuerlichen in's Heroische. Nicht die Majestät des Häuptlings sehen wir mehr in der Gewohnheit des langsamen Fahrens, sondern den bedächtigen Bauern, dem es gegen die Natur ging, sich und seine Pferde abzuheizen.

III.

Das Jahr 1870 war da. In Bjørnsons Produktion war eine Art Stillstand eingetreten. Seine letzten Arbeiten in der alten Richtung: „Sigurd Jorsalfar“ und „Arnljot Gelline“ konnten sich mit seinen früheren nicht messen; darauf war ein mehrjähriges vollständiges Schweigen gefolgt. Ibsen hatte das historische Genre schon längst verlassen und sich bereits mehrere Jahre lang in verzweifeltsten Kämpfen abgerungen mit dem Menschen als Ich in seinem Verhältnis zu dem Zeitmilieu, zu den sogenannten ewigen und den Allermeltsgeboten. Seine beiden tiefsten Dichtungen: „Brand“ und „Per Gynt“ waren aus diesen Spekulationen hervorgegangen. Bjørnson, der in der historischen Periode eine gewisse parallele Richtung mit Ibsen eingehalten, blieb diesem Wikingerzug in das Reich der Ideen ganz fern. Er war kein philosophischer Kopf wie Ibsen; allerdings zeigte es sich später, daß Ideen ihn wohl productiv machen konnten, aber das waren fremde Ideen, die er fertig erhielt, die seine immer arbeitsdurstige Phantasie zu Gestalten ausformte, die aber nicht in der Art wie Ibsens Ideen in dichterische Produktion umgesetzt, von den feinen Sieben eines haarstarken, selbständigen Intellekts gesichtet wurden, sondern gewissermaßen in ihrer Rohform in seine Produktion übergingen, die um sie herumwuchs, wie organische Körper zuweilen um unorganische herum und über ihnen zusammenwachsen.

Da schrieb Ibsen 1869 sein erstes gesellschaftskritisches Stück: „Der Bund der Jugend“. Das nächste Werk von Bjørnson hieß: „Ein Fallissement“ und schlug dieselbe Richtung ein. „Ein Fallissement“ ist in Deutschland vielfach aufgeführt und viel bekannter als „der Bund der Jugend“; was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß mit diesem Stück für Bjørnson eine neue Ära anbrach, eine zweite Jugend, die an dem damals in der Mitte der Dreißiger stehenden Manne nicht zu verwundern war. Es folgte nun eine sich überstürzende Produktion unter erweiterten Horizonten, es begann — der europäische Bjørnson. Von hier ab erst ist er der Mann, der auch für den Kulturgang und die Zeitströmungen in Deutschland von Bedeutung ist, immer noch Stocknорweger, aber geladen mit allen Problemen, die das letzte Viertel des Jahrhunderts bewegten.

Die Ursachen dieses Umschwungs waren wohl im Großen und Ganzen dreierlei. Erstens wohl im Allgemeinen die beginnende peinigende Sterilität, die ihn sich umschauen und umfichgreifen ließ nach neuem Inhalt, die ihn zwang, die angestammte Enge und Stabilität seines Geistes mit einem Gewaltakt gegen sich selbst zu durchbrechen, die ihn dem beginnenden Brandesianismus in die Arme trieb und ihn seinen geistigen Fond nehmen ließ, wo er ihn finden konnte, bei Stuart Mill, Darwin, Spencer, bei den deutschen Religionskritikern, bei Taine und den modernen Franzosen. Dann die aufstachelnde Einwirkung von Brandes selbst, der seine ganze zeitgenössische Dichtergeneration in die Problemliteratur trieb, endlich, und wie ich glaube, vor Allem aber — das Beispiel Ibsens. Denn Bjørnson, der

sein Leben lang als Dichter ein Genie, als Intellect — kein Genie war, Björnson konnte mit Lehren, Abhandlungen, philosophischen Erörterungen, haarscharfen Begründungen wenig anfangen; sie blieben todt für ihn, bis einer es vormachte, wie es gemacht werden mußte; bis einer dem todtten Ideenmaterial den Athem des lebendigen Lebens einblies, bis die Idee anthropomorphisch wurde. Dann stürzte sich Björnson über sie und befruchtete sie und zeugte Kinder mit ihr, die seine Vorbilder an Vitalitätskraft bei Weitem übertrafen. So entsprang „Ein Fallissement“, Björnsons erstes bürgerliches Drama, aus dem „Bund der Jugend“, Björnsons erstem bürgerlichem Drama. Aber war bei Björnson die Tendenz eine unbarmherzige Kritik, so war sie bei Björnson eine fast pastoral gefärbte Ermahnung.

Und nun folgten Schlag auf Schlag Schilderungen aus dem modernen Leben auf entschieden reformatorischer Basis. Auf die Tragikomödie des wurmstichigen Kaufmannshauses folgte die Tragikomödie der modernen Preßwirtschaft, behandelt im „Redakteur“; die Prüderie der modernen Mädchen-erziehung und das Unglück, einen verbummelten Vater zu haben, bildet den Stoff des Dramas: „Das neue System“; in „Leonarda“ wird der Moral-schnüffelei der Gegenwartsmenschen die heitere Vorurtheilslosigkeit unserer Großeltern gegenübergestellt. Alle diese Dramen, die wegen ihrer lokal norwegischen Färbung so wenig in Deutschland bekannt geworden sind, waren äußerst spielbar, voll dramatischen Lebens, voll guter Lehren, voll ansprechend eingekleideter Aufmunterungen und Abschreckungen. Björnson war in ihnen der energische, begabte Pädagog, der mit guten und bösen Mitteln seinen gottgefällig eifernden Landsleuten mal erst die Elemente der Toleranz einbläute. Mit der psychologischen Tiefe war es in ihnen allen nicht sehr weit her, und die Tendenz war auch ganz im Sinne der alten, aus Deutschland überkommenen Aesthetik, auf Versöhnung gerichtet. Und in eben diesem Sinne war auch das Leben noch nicht in seinem ganzen Ernst, waren die Gegensätze noch nicht in ihrer ganzen Unerbittlichkeit erfaßt. Immer handelte es sich um Irrthümer, die nur aufgeklärt zu werden brauchten, damit Neue und Besserung eintreten konnten. Denselben Grundgedanken hatte auch die schwere Novelle „Staub“, und der erste Anlauf zu einer tieferen und complicirteren Psychologie, den er in „Magnhild“ machte. In letzterer wurde, sehr charakteristisch für seine spätere Production, die Geschlechtsliebe nicht mehr als das Centrale im Menschenleben aufgefaßt.

Wir kommen jetzt zu Björnsons dritter, größter und bekanntester Periode, der, in der er noch steht. Sie wird eingeleitet durch die beiden Dramen: „Der König“ und „Ueber Vermögen“ (deutsch: Ueber die Kraft, Reclam). Das allzu bekannte Drama „Der Handschuh“, der Roman: „In Stadt und Hafen“ wird gefolgt (deutsch: Thomas Rendalen) und sein letzter Roman: „Auf Gottes Wegen“ sind Ausläufer derselben auf socialen Gebiet. Nichts aber, was er früher oder was er später geschrieben hat, kann sich an Größe und Tiefe mit jenen beiden erstgenannten Dramen messen.

In der ganzen dramatischen Literatur dieses Jahrhunderts steht „Ueber Vermögen“ da, als eines der größten und naivsten psychologischen Meisterwerke, in denen die Weite des Blicks, die Tiefe der Einsicht und die Schlichtheit der Seele unübertroffen ist.

In allen seinen andern Dichtungen war Björnson mehr Dramatiker als Dichter, mehr Rhetor als Psycholog, mehr Massenagitator als Vorläufer. Hier ist er nichts als divinatorisch gestaltende Kraft, nichts als Psycholog, nichts als Entdecker. Woher kommt das?

Als Björnson das Alter der explosiven Productivität, aber auch zugleich das des Tastens, Suchens und Vergreifens überschritten hatte, da zogen sich in seiner Seele zwei Stoffe zusammen, wuchsen und drängten sich hervor an's Licht, zwei Stoffe, in denen sich Alles concentrirt hatte, was das centrale Interesse in seinem Leben, der centrale Inhalt seiner Persönlichkeit war: das politische und das religiöse Problem.

Daß dem so war, daß das, was Björnsons Seele am heftigsten und dauerndsten in Schwingung setzte, das Politische und das Religiöse war, das bezeichnet ihn als echten Sprößling des bürgerlichen Liberalismus, der kurz vor seinem Geburtsjahr, 1830, sich in Paris zum ersten Mal officiell installirte und seitdem mit zunehmender Schwäche das Regiment in Europa geführt hat. Das politische und religiöse Problem ist nicht mehr die bewegende Kraft in unseren jüngsten Dichtern, jenen, die nach 1850 geboren wurden; sie sind eine Stufe tiefer in die Geheimschichten der menschlichen Natur hinabgestiegen; für sie ist das große Räthsel das Psychologische, und für die, welche kommen, wird es das Physiologische sein. Was aber Björnson so gigantisch wachsen läßt in jenen beiden Stücken, daß sein Haupt hineinragt in's zwanzigste Jahrhundert, das ist, daß er in „Ueber Vermögen“ das Religiöse unauf löslich mit dem Physiologischen und Psychologischen ver wachsen gesehen und dadurch auf einen neuen Boden versetzt hat; und daß er im „König“ das politische Problem, das Problem der Staatsform, hinaus- schwellen läßt über die fünf oder sechs Möglichkeiten und mehr oder weniger geistvollen Raisonnements in eine seltsame tiefsinnige Mystik, in ein schauerndes Vorausfühlen noch ungewordener Formen. Es ist Lyrik im „König“, viel Lyrik, viel Singen der Geister, viel romantische Liebe; der „König“ selbst ist ein überaus liebenswürdiger, verfeinerter, wohlwollender, sensueller, kritisch veranlagter Decadencetypus, der starre Republikaner, sein alter Freund, der doch Compromisse eingeht, ist der in einen Menschen verdichtete republikanische Liberalismus von 1848, in der gebrochen unzerbrechlichen Gestalt des Unver- söhnlichen, des Vaters der königlichen Geliebten und Braut, sehen wir den gespenstischen Schatten des ersten Anarchisten. Aber das Alles ist es nicht, was das Stück so merkwürdig macht, auch nicht, daß der König in sich selbst zerbricht, wie ein Glas, das einen Sprung hat, sondern es ist etwas Un- nennbares in der Stimmung, etwas in Worten Unausgesprochenes — das Bewußtsein, daß alle bekannten und denkbaren Formen, in denen der Staat

sich mit dem Einzelnen auseinandersetzt, auf thönernen Füßen stehen, daß etwas Ungeahntes, Neues kommt, und daß die Götterdämmerung des gesamten politischen Lebens nahe ist. Dies Vorgefühl liegt auf dem Stück als ein unennbarer Druck und giebt ihm die geheimnißvolle beklemmende Atmosphäre.

Auch „Ueber Vermögen“ ist das Drama einer unendlichen Beklemmung, aber darüber steht ein sonneglühender Himmel. Es ist ein norwegischer Frühlingstag, in den die Handlung verlegt ist, ein Tag, wie man ihn in Norwegen erlebt haben muß, um ihn zu kennen. Einer jener Tage, an dem diese hohe, herbe nordische Gebirgsluft erfüllt ist von den überschwänglichen Düften der fetten Weidekräuter, von dem Gsumme der Bienen, von dem Jubelconcert der Vögel und von der reinen Feuchte des schmelzenden Schnees. An einem solchen Tag, wo Alles gesund wird, schwillt das Lebensgefühl in dem naiven Mystiker, dem berühmten Wunderpastor, der die Hauptperson des Stücks ist, an zu dem Unterfangen, seine gelähmte Gattin, die nicht gläubig ist wie er, durch Gebet heilen zu wollen. Denn das Christenthum ist das Wunder. Ohne Wunder kein Glaube, ohne Glaube kein Christenthum. Das Christenthum soll seine Probe bestehen, und eine furchtbare Angst erfüllt alle Geister. Die Bischöfe und Geistlichen des Landes sind versammelt, um mit Grauen und Entrüstung das Ereigniß abzuwarten, das sie nicht verhindern können, Zweifler und Gläubige kommen herbei — — — und das Wunder geschieht. Die Gelähmte steht auf aus ihrem Bett unter dem suggestiven Willen ihres Mannes und wandelt ihm entgegen. Aber da sie bei ihm ist, giebt sie, nach der unendlichen psychischen und physischen Anstrengung der ausgeführten Suggestion, den Geist auf.

Es ist in diesem Stück nicht nur die Lösung des religiösen Problems auf physiologischer Grundlage mit einer genialen psychologischen Divination durchgeführt — es ist auch eine solche Innerlichkeit darin, daß keine Worte sie auszudrücken vermögen, eine solche Durchdringung des Stoffs mit seelischem und affectivem Gehalt, eine solche Offenbarung von Herzenswärme, eine solche Echtheit der Gatten- und Kindesliebe, wie vielleicht nirgends sonst, „Brand“ ausgenommen, in der gesamte modernen dramatischen Literatur.

Der „König“ und „Ueber Vermögen“ enthalten die tiefsten Pulsschläge in Björnsons Natur. Alles, was an ihm eminent persönlich ist, seine Gewaltthamkeit, sein rücksichtsloser Wille zur Macht, seine conventionelle Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander, seine Einmischung von Lyrik in die Politik und von Politik in die Lyrik, seine vielen undichterischen Nebenabsichten in der Dichtung — Alles das ist in diesen beiden Stücken hinaufgeläutert zu der reinsten und grandiosesten Poesie — eine Reihe Einzeltöne zusammengefaßt in einen mächtigen, orgelartigen Accord! In diesen beiden Stücken stand Björnson auf der Spitze des Berges, dem er als Dichter und Mensch sein ganzes Leben lang zugewandert war, und jah hinaus über sein Heimatland, das er liebte wie sein Ich, das er identificirte mit seinem Ich, dessen Natur und dessen Menschen er in ihren all-

gemeinen Schwingungen verstand wie Keiner, wiedergeben konnte wie Keiner, beherrschte wie Keiner — und es wandelte ihn die Lust an, sie auch zu modeln wie Keiner! Es mag ihn da oben gefroren haben in seiner Größe, denn so gut man in dem auf seine Selbstherrlichkeit eifersüchtigen Norwegen den Republikanismus im „König“ verstand, so schlecht verstand man die bergseeartige Tiefe in demselben, und so wenig aufrichtig man in dem pietistischen Norwegen auch an Wunder glaubt — so übel nahm man es doch, daß dem Glauben so öffentlich das Genick gebrochen wurde. Und als Bjørnson hinabsah von seiner Bergspitze in die Thäler des glücklichen, gefeierten, mächtigen Alters, da fühlte er sich selbst als Norwegen und als gesellschafterhaltende Macht, und es verlangte ihn, alle Stände seiner Heimat um sich zu versammeln in Frieden.

Allerdings gab es noch etwas, das in der Zeit lag und nach seinem Dichter schrie, etwas, das tausende von Norwegern, tausende von jenen Abelsbauern, aus denen er selbst herstammte, von Haus und Hof in Noth und Elend trieb und sie schaarenweise über das Weltmeer jagte, um sich in Amerika eine neue Heimat zu gründen — das war das Problem des Pauperismus. Es ist unter allen socialen Problemen das einzige wirkliche Fundamentalproblem, und in aller Herren Länder machen die Dichter, wenn es ihnen in den Weg kommt, einen Umweg darum herum. Bjørnson hat dann und wann der socialistischen Bewegung einen freundlichen Blick zugeworfen und sich auch gelegentlich öffentlich für einen Socialisten erklärt, das ist in Norwegen, wo der Socialismus keinen Fuß fassen kann, nicht so schlimm; über Norwegens Vätererbe, den Pauperismus als dichterisches Object aber that er die folgende Aeußerung: „Ich kann das nicht! Das Elend, das rechte, echte, hungernde Elend — damit kann ich mich nicht einlassen. Das kann ich nicht schildern. Es geht mir zu nah! Ich ertrage es nicht, daran zu denken.“

Der Pauperismus ist keine Gesellschaftsmacht. Aber es giebt zwei Gesellschaftsmächte, mit denen sich auch der größte Mann auseinanderzusetzen hat, wenn er die öffentliche Anerkennung und seine Macht über die Oeffentlichkeit genießen will: Diese beiden Mächte sind, wie noch Goethe sagen durfte, die Weiber und die Pfaffen! In unseren Tagen nennt man sie: die Hüterinnen der Sittlichkeit und die Träger des ethischen Gedankens.

Es war im Jahre 1883, als „Ueber Vermögen“ herauskam, der „König“ war damals schon in der zweiten Auflage erschienen, auch der „Handschuh“ war schon vorhanden in seiner ersten milderer Fassung, die Bjørnson später selbst zu Gunsten einer „höheren Moral“ verwarf. Er stand auf der Höhe seiner Berühmtheit, wie er jetzt, fast zehn Jahre später, auf der Höhe seiner Macht steht.

Im Jahre 1884 erschien darauf der sittenreformatorische Roman: „In Stadt und Hafen wird geflaggt“. Die Einleitung, eine Art Ahnengeschichte des Helden Thomas Rendalen, gehört zu dem Großartigsten, was Bjørnson geschrieben und ist in ihrem historischen Geist und Sprachcolorit aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von vollendeter Echtheit. Wenn

die besten historischen Dichtungen genannt werden, wird man dies Stück Familienchronik immer mitnennen müssen. Der weitere Verlauf der Erzählung, die sich um eine Mustererziehungsanstalt auf neuer Moralgrundlage dreht, steht zum ersten Mal in Björnsons Production unter englischen und amerikanischen Emancipationsanschauungen. Gegen dumme übliche Gesellschaftsvorurtheile und verdrehte übliche Mädchenerziehung wird ein siegreicher Krieg geführt. Ein lieberlicher Weltmann, der ein junges Mädchen aus anständiger Familie mit seinen hypnotisirenden Blicken verführte und sie und ihr Kind dann sitzen ließ, um ein reiches Fräulein zu heirathen, das trotz der näheren Kenntniß des Sachverhaltes nichts dagegen einzuwenden hat, wird mit ihr dem öffentlichen Gelächter preisgegeben, und das „gefallene“ Mädchen mit ihrem Kinde wird ehrenvoll in die Musteranstalt aufgenommen. Der eigentliche Held aber ist Thomas Rendalen, der Sohn eines Geschlechts deutscher Herkunft, in dem Gewaltthaten und Nothzucht erblich gewesen und aus dem durch eine weise Erziehung und spätere ebenso weise Selbsterziehung dies schlimme Vätererbe ausgetrieben werden soll. Das besorgt seine Mutter, die in England ausgebildete Turnlehrerin und Vorsteherin der Musteranstalt, die in ihrer kurzen Ehe in einer fürchterlichen Keilerei mit ihrem brutalen Gatten auch ihre physische Ueberlegenheit genügend bewiesen hat. Es ist ein Roman über das Trainiren des Geschlechtstriebes. Die Idee des Buchs, die an immer neuen Beispielen demonstriert wird, beruht darauf, daß die Vereinigung zwischen Mann und Weib nicht die einzige Bedingung der höchsten physischen und seelischen Wohlfahrt ist, daß eine Aufgabe haben, etwas wollen, mehr oder weniger äußerliche Ablenkungen also, ebenso befriedigen können. Viel schlimmer als das Cölibat, wird dann weiter im verbesserten „Handschuh“ durchgeführt, ist die „Unreinheit“. Das Weib gilt dabei, von Hause aus — wenn es nicht von dem Manne verdorben wird, als rein — der Mann als unrein. Die Erziehung wird zugleich als höchstes Mittel und Ziel aufgefaßt, und die Vereinigung zwischen Mann und Weib von einem süßen, immer wiederkehrenden Genuß, einer ewigen Kraftquelle für beide, auf eine temporäre Einrichtung zur Fortpflanzung des Geschlechts reducirt. „Es flaggt“ wurde denn auch das Evangelium aller Lehrerinnen, Erzieherinnen, Telegraphistinnen und anderer durch ihre Lebensstellung oder ihre persönlichen Eigenschaften zur Ehelosigkeit verurtheilten Weiblichkeiten. Es umgab das überhandnehmende nothgedrungene Altejungferthum unserer weiblichen höheren Gesellschaftsschichten mit einer Glorie und legte Björnson die in und außer der Ehe unbefriedigten Frauenherzen des Nordens zu Tausenden zu Füßen.

Einige Jahre später erschien dann das — bisher — letzte Dichtwerk Björnsons, der Roman „Auf Gottes Wegen.“ Es behandelt im Wesentlichen dasselbe Thema. Thomas Rendalen taucht auch in ihm auf — nicht mehr als mit sexuellem Explosionsstoff geladener, aber standhaft rein bleibender Erzieher und Beichtvater in einem Pensionat für zum Theil sehr erwachsene Mädchen, sondern mehr als sporadische Erscheinung, von der man nicht recht

weiß, was sie treibt, außer daß sie stets eine Explosion verhält. Die Handlung dreht sich um die Ehe zwischen einem kindlich unwissenden jungen Mädchen und einem durch seine Ausschweifungen blind und gelähmt gewordenen Mann, eine Ehe, deren Auflösung, sowie die darauf folgende Wiederverehelichung der jungen Frau von der Gesellschaft und Verwandtschaft als Ehebruch betrachtet wird. Die junge Frau kann die ewigen Verleuperungen nicht ertragen und stirbt an der Bosheit ihrer Mitmenschen. Die zweite Hauptperson im Buch ist ein junger Mensch, dem ein heimliches Laster abgewöhnt wird.

Wie „Es flaggt“, hat auch „Auf Gottes Wegen“ ein wunderbar großartiges Einleitungskapitel, die Schilderung eines Sturms und eines von einem brutalen Vater verängstigten Knaben. Sobald Björnsons Dichtergeist sich ganz ungehindert entfalten kann, ist er immer von unübertrefflicher Macht und zwingt den Leser, mit den Augen des Dichters zu sehen und mit den Nerven des Dichters zu fühlen. Aber hinter dieser großartigen productiven Begabung stand eine zu geringe und zu junge Volkskultur, als daß sie dem eruptiven lyrischen Drang dieser in's Breite und Massige angelegten Individualität einen genügenden Inhalt hätte geben können. Nachdem sein Interesse an dem Volksthümlichen (in den Bauernnovellen) und an dem Vorzeitlichen (in den historischen Dramen) ermattet war, ging er aus und außer Landes, um neue Stoffe und neuen Inhalt zu suchen. Brandes brachte aus Frankreich nach Scandinavien die sociale und sexuelle Problemliteratur und den Anlaß zur „freien Liebe“-Production hinüber in der Garborg und Hans Jäger in Norwegen an der Spitze gingen. Die „freie Liebe“ wurde im Norden eine sehr dogmatische Glaubenslehre, die man mehr in Discussionen, als im Leben zu realisiren suchte. Björnson verhielt sich anfangs schwankend, wurde aber nach dem Erscheinen einer mit plötzlicher Behemenz auf dieser Basis aufschießenden Literatur, die ihn an ihre Spitze zu berufen suchte, gegen sie eingenommen und trieb nun seinerseits im „Handschuh“, „Es flaggt“ und „Auf Gottes Wegen“ die entgegengesetzte Auffassung der sexuellen Frage in ihre Spitze aus. In den moralischen Consequenzen seiner letzten Periode steht Björnson als Asketiker neben Tolstoi; und wie Tolstoi eine sublimen Psychologie, so hat Björnson einen unendlichen Reichthum echter Lyrik an ein austrangirtes Ideal verschwendet. Denn die Askese steht und fällt mit der religiösen Inbrunst, sie ist — in der Hälfte der Fälle — gar nichts anderes als religiöse Inbrunst; für Tolstoi ging sie daher auch Hand in Hand mit der Umkehr zum positiven Christenthum — Björnson aber, der gleichzeitig religiöser Freigeist und Asketiker wurde, pflanzte damit, ohne es zu ahnen, die Moral, die er predigte, auf einem viel abjüßlicheren Boden auf, auf dem der Degeneration.

Daß er, der selbst ganz aufstrebende Race war, zu diesem Irrthum kommen und sich von der Moral des englisch-amerikanischen weiblichen Hagestolzenthums gefangen nehmen lassen konnte — eine Moral und eine Bewegung, deren physiologische und Race = psychologische Bedingungen zu erörtern

hier zu weit führen würde — das beruht eben, wie schon gesagt, auf dem Mangel eines alten eigenen skandinavischen und speziell norwegischen Kulturhintergrundes, das heißt, auf demselben Mangel, der allen genialen Skandinaviern der Gegenwart, welcher Richtung sie auch angehören, anhaftet. Eine alte Kultur haben nur Dänemark und die ehemaligen dänischen Provinzen Süd-Schwedens. Daß Björnson aber hinreichendes inneres Interesse daran fand, zehn Jahre seines Lebens demselben Kampf zu widmen, den Ibsen in „Nora“ begann, aber auch in Nora fallen ließ, das beruht doch noch auf tieferen Gründen. Zunächst darauf, daß er viel weniger Psycholog und viel mehr Lyriker war, als Ibsen; demnächst und intimer darauf, daß seine Phantasie sich noch nicht zur physiologischen Phantasie differenziert hat. Es ist noch immer eine sehr häufige Erscheinung, daß physiologische Probleme moralistisch zu lösen versucht werden. Der Moralist simplifiziert die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in einige wenige allgemeine Formeln. Mit anderen Worten: das Bewußtsein des sexuellen Lebens ist bei ihm noch nicht aus der Lokalsphäre heraus und in die Centralsphäre getreten. Das eben ist der Fall bei Björnson, das ist die Erklärung seiner literarischen Moralrigorosität, und das kennzeichnet ihn als den echten Sohn der dreißiger Jahre.

Das höchste Ziel, das dieser große Dichter vor sich sah, war der politische und religiöse Liberalismus — die Ziele des Bürgerthums von 48. Republikanismus und Freidenkerthum, das waren die stärksten und feinsten Triebfedern, die seine Sensibilität in Bewegung setzten, und von ihnen gepornt, schuf er seine beiden größten Dichtungen. Republikanismus und Freidenkerthum bedeuteten ihm die Vollendung des Bürgerthums, und das Bürgerthum bedeutete dem Bauernsohn immer der höhere und höchste, der beste Stand. Die Bauernsöhne von 1860 denken darin anders — sie bedeuten sich selber der höchste Stand. Die bürgerlichen Ideale fand er an seinem Horizont, als er erwachte, und er blieb ihnen treu in der Politik, in der Religion, in der Moral. Das Wesen aller herrschenden Ideale aber ist die Halbheit. Und hinter diesem Kreidestrich hat Björnson sich sein Lebenlang gehalten.

In der Geschichte seines Landes hat er als Redner und Agitator eine hervorragende und politisch allmählich immer einflußreichere Rolle gespielt. Die Zahl seiner Zeitungsartikel über Tagesfragen innerer und äußerer Politik, die er in norwegischen, dänischen und englischen Blättern veröffentlichte, ist Legion. Ein politisches Vertrauen hat er sich wegen seiner häufigen Positionswechsel erst spät erworben. Durch seine antiunionistische Haltung gegen Schweden errang er sich in der letzten Zeit eine ungeheure Popularität, und in Norwegen ist er sicher der nächste Mann zu einem monumentalen Standbild auf Staatskosten. Und seitdem er bei seiner großen Rede am Himmelberg auch seine langjährigen Gegner, die Pastoren, aufgerufen hat, mit ihm zusammenzuarbeiten, um den Staat in Waffen aus der Welt zu schaffen, seitdem hat er das Ziel erreicht, das keinem neuzeitlichen Poeten vor ihm zu Theil geworden — zugleich der Dichter und der Häuptling seines Landes zu sein.



Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer und ihre Tragweite.

Von
Ernst Boetticher.

— Berlin. —

Μεγάλη ἡ ἀλήθεια καὶ ὑπερισχύει.

Als im Jahre 1881 die Schliemannsche „Sammlung trojanischer Alterthümer“ eröffnet wurde, musterte ich alsbald diese dem Schutthügel Hisarlik entriessene Hinterlassenschaft einer fernen Vorzeit. Da war eine Unmenge roher Thongefäße ohne Glasur neben einigen goldenen und silbernen, da gab es zahllose „Wirtel“ von Thon und Stein, allerlei rohes Geräth von Bronze, Kupfer, Stein, Thon und Knochen, Idole, Todtengebein und Goldschmuck, wie er in den Antiquarien aller Museen unter der Bezeichnung „Todtengold“ ausgestellt ist; aber neu war im Grunde nur eins: daß nämlich diese unscheinbaren Alterthümer, die in engster Verührung mit zahlreichen menschlichen Gebeinen und zum Theil — wie der Goldschmuck — in Aschenurnen gefunden worden sind, aus Wohnstätten herrühren sollten, während man gleiche Dinge bisher Todtenmitgaben aus dem Grabe des X. oder aus der Nekropole Y. nannte und einer Entscheidung, wie weit sie zugleich Gebrauchsgeräth der Lebenden gewesen und deshalb Kulturzeugnisse seien, nicht vorgriff, wohingegen dies für die willkürlich an den stolzen Namen Troja geknüpften Funde von Hisarlik kritiklos vorweg genommen wurde. Aber, höre ich einwenden, sind nicht alle Todtenmitgaben ursprünglich im Gebrauch der Lebenden gewesen, also wirklich Kulturzeugnisse? Antwort: Nein, nur sehr wenige. Die meisten sind Nachahmungen. Und hiermit kommen wir zu einer Betrachtung, die dem geehrten Leser zum Verständniß meiner Kritik der „trojanischen“ Alterthümer unentbehrlich ist.

Es ist ein Irrthum, daß dem Verstorbenen sein „Hab und Gut“ mit in das Grab gegeben worden sei. Den wahren Sachverhalt lehrt uns die noch heute im südöstlichen Asien herrschende Sitte kennen, bergemäß jeder Verwandte und Freund, oder wie der Römer sagen würde, die ganze gens und clientel, einen Gegenstand zur Ausstattung des Verbliebenen beisteuern muß. So wollten es die Todtenbräuche auch in der alten Welt. Ging nun die Qualität der Mitgaben schon an und für sich von Vermögensverhältnissen, Freigebigkeit und Pietät ab, so verallgemeinerte überdies der Glaube, daß die Todten alle im Grabe liegenden Dinge, wie roh sie auch seien, drüben in vollendeter Schöne zur Verfügung hätten, die Mitgabe billiger Nachahmungen, die von einer eigenen Nekropolenindustrie gefertigt wurden. Die bona voluntas, die sinnbildliche Mitgabe genügte. Dies ging schließlich soweit, daß ein Echerbe oder ein Stück Kalkstein, worauf man die Anfangsworte eines literarischen Werkes kritzelte, den theuren Papyrus ersetzen mußte, und daß sogar die Todtenopfer, die vielmals im Jahr wiederholt werden sollten, wie Darbringung von Speise und Trank, nicht mehr in natura, sondern nur noch im Bilde erfolgten: man malte sie dem Todten an die Wand der Grabkammer und der oft zahlreichen Räume, die ihr gesellt waren. Noch heute bildet man in Cochinchina den Hausrath aus Papier nach und verbrennt diese Sinnbilder (simulacra) auf dem Grabe. Das sind unanfechtbare Thatsachen. Nun höre ich weiter einwenden, es seien doch dem Krieger, dem Helden seine Waffen ins Grab gelegt worden. Auch das trifft nur in besonderen Fällen zu. Eine erprobte Waffe ist selbst in unserer waffentechnisch vorgeschrittene Zeit ein köstlicher Besitz und uns doppelt lieb, wenn ein Verwandter oder ein Freund sie geführt hat. Wir trennen uns nicht davon. Geradeso dachten und fühlten die Menschen vor Jahrtausenden: der Sohn führte den blanken Stahl seines Vaters, der Freund den des Freundes, und selbst der Feind schätzte das Schwert des gefallenen Helden zu hoch, um es zu vergraben. Das war theils Pietät, theils Glaube an übernatürliche Einflüsse, die den Besitzer der Waffe feieten, wie die Heldenliteratur aller Völker kundthut. Was gab man nun den Todten anstatt ihrer stählernen Waffen? Nachahmungen aus Bronze (samt Vorrathsmetall und Gussform) oder aus Stein und sogar — aus gebranntem Thon. „Streitärte“ aus diesem unübertrefflichen Material sind nicht selten. Nun ist aber auch ein Bronzeschwert zum Ernstgebrauch nicht tauglich, denn die zu weiche und wenig elastische Klinge wird allzuleicht scharf, stumpf und sogar krumm. Deshalb legte Porseenna den besiegten Römern die Bedingung auf, bronzene Waffen zu führen, das Eisen aber nur zur Pflugshare zu verwenden (Livius), deshalb griffen die das Joch abwerfenden alsbald wieder zu eisernen Waffen, und deshalb spricht schon Homer, der stählerne Helix kennt, nicht von bronzenen Schwertern, und „aus grauem Stahl“ ist in Hesiods Theogonie die Sichel des Kronos (Saturn) gefertigt. Hesiod setzt also den Stahl geradezu an den Anfang aller Dinge, das gesammte Alterthum hielt ihn für eines der frühesten Kulturzeugnisse,

und erst ein später römischer Dichter (Lukrez V, 1282—85) faselt davon, daß Bronze früher als Eisen bekannt gewesen sei, — eine künstliche Mischung früher als ein Metall, das fast überall vorkommt, mehr als irgend ein anderes, und sogar von den Wilden in Südafrika ausgeschmolzen wird, wogegen ihnen Bronze unbekannt ist. Wer nun jene Bronzeflingen aufmerksam mustert, findet daran nicht selten Beweise ihrer Unfertigkeit, bemerkt beispielsweise, daß nur die eine Seite bearbeitet, die andere noch roh ist, oder daß die Löcher für die Nieten, die Klinge und Griff verbinden sollen, nur durch Kreise angedeutet sind. Solche Unfertigkeit, die ähnlich auch an Helmen und Schilden der Todten vorkommt, beweist, daß der betreffende Gegenstand nie benutzt, sondern nur für das Grab gefertigt worden ist, und mit dieser Beobachtung deckt es sich, wenn an thönernen Gefäßen von der Form unserer Theekannen die Ausgüßstülle nicht als Röhre gestaltet, sondern massiv ist, oder wenn die Löcher der Siebe nur punktirt sind u. dgl. m. So brauchbar wie diese wunderlichen Dinge sind Messer ohne Griff, an denen die Klinge fehlt, nämlich Messer aus gebranntem Thon. Thatsächlich besitzen die Museen thönerne Messer, Aexte, Hämmer, Bohrer und Nägel, Grabfunde aus Asien und Europa, und daß es sich hier nicht um Zufälligkeiten handelt, geht eben aus der Menge und Verbreitung dieser Dinge hervor, die beispielsweise in den Ruinenhügeln von Abu Shahreyn (dem chaldäischen Eridu) zu hunderten gefunden worden, aber auch in etruskischen Gräbern und im europäischen Norden nicht selten sind. Aexte und Hämmer von Thon und Stein, die überall, soweit ich aus genauer Kenntniß der Museen in Kiel, Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Görlitz, Nürnberg, München, Wien und am Rhein urtheilen kann, merkwürdig übereinstimmen und selten eine Spur von Gebrauch zeigen, kopiren ihre metallenen Vorbilder meist ganz genau und besitzen entweder die eigenartigen altüberlieferten Formen verschiedener Schmiedewerkzeuge, eine erst von mir beobachtete Thatsache, oder zierlich geschweifte Umrisse, scharfe Kanten, spitze und langausgezogene Stiele sowie schwache Wandstärke am Stielloch, immer also eine ihrem Material absolut widersprechende Gestalt, was deutlich genug verräth, daß sie nicht für den Gebrauch bestimmt waren. *) Das Material bedingt die Form. Wenn das Steingeräth entweder erst roh zugeschlagen oder schon geschliffen und mit Stielloch in verschiedenen Stadien der Durchbohrung versehen ist, so sind das nicht „Kulturstufen“ sondern einfach Fabrikationsstufen. Diese Beobachtungen sind unserer Wissenschaft, die den Gebrauch des Steins zu Waffen und Werkzeugen prinzipiell vor den der Metalle setzt, entgangen, sonst

*) Es ist Anthropologen gelungen, mit gewissen flachen und nichtdurchlochten, an einen Stiel angeflochtenen Steinbeilen Kiefern zu fällen, aber nur unter unverhältnißmäßigem Zeit- und Kraftaufwand. Und was beweisen solche doch nur bei weichen Hölzern gelungenen Versuche gegenüber dem Nachweis, daß sogar die Pfähle der Pfahlbauten, wie die glatten Stieblächen lehren, mit metallenen Aexten zugespitzt worden sind, trotzdem man dort nur Steinbeile gefunden hat!

könnte sie uns nicht glauben machen wollen, „die metallenen Aerte u. s. w. hätten die altüberlieferten Formen der steinernen fortgesetzt.“ Eine Steinzeit ist gerade für die ältesten Kulturvölker, Aegypter und Babylonier, nicht nachgewiesen, und soweit das Zeugniß von Thatfachen reicht, ist man nur berechtigt, zu sagen, daß seit etwa sieben Jahrtausenden gleichzeitig hochkultivirte und wilde Völker gelebt haben, und daß letztere sich mit Steingeräth behelfen gleichwie die von heute. Auf ihre Zustände läßt sich aber das in Rede stehende Todtengeräth in keiner Weise zurückführen, eher ließe sich umgekehrt der Steingebrauch der Wilden aus Verkenntung des Todtengeräthes einer alten Kultur, deren Spuren fast überall, selbst in der Südsee, nachgewiesen sind, erklären. Schärfste Unterscheidung thut hier Noth. Wenn Negervölker mit steinernem Hammer auf steinernem Ambos das Eisen schmieden, und die irischen Kessel- und Grobschmiede dies vor gar nicht langer Zeit noch thaten, so folgt daraus, daß man Steinhämmerfunde nicht ohne Weiteres der Steinzeit und nicht einmal der Vorgeschichte überweisen darf. Solcher wirtschaftlichen Verwendung noch in historischer Zeit ist die im Kult der Schmiedegötter vorhergegangen. Es sei nur an die germanische Abgrenzung des Landeigenthums, an die Segnung der Braut und die Weihe des Scheiterhaufens mit diesem Sinnbild des Donar (Thor) erinnert. Aehnlich steht es mit gewissem Feuersteingeräth. Das alte Testament kennt die Verwendung des Feuersteins zur Circumcision, und Herodot bezeugt sie auch bei der Obduction der zu mumifizirenden Leichen (wozu die sogenannten Messer, Sägen und Meißel dienten). Sogar drüben die Aztekenpriester führten gleiches Geräth. Die chirurgische Bevorzugung des Feuersteins hängt vielleicht damit zusammen, daß noch heute der Volksmund das Eisen „süchtig“ nennt. Jedenfalls scheidet ein großer, vielleicht der größte Theil des Steingeräths aus der vermeintlichen Hinterlassenschaft der „Steinzeit“ aus, um als Sinnläufer seinen Platz im Götter- und Todtendienst metallkundiger Kulturvölker einzunehmen, wo der selbstverständliche Wunsch nach ewiger Dauer dieser Mitgaben auch die Wahl eines unverwüsthlichen Materials wie Stein und Thon erklärt. Diese Rücksicht tritt auch in der Bevorzugung der Bronze vor Eisen, des Goldes vor Silber hervor, wie sie für Gräberfunde charakteristisch ist.

Die vorstehend geschilderte Nachahmung tritt uns auch in der Keramik entgegen. Nur ausnahmsweise hat man glasierte Gefäße in's Grab mitgegeben, aber diese Beispiele reichen aus als Zeugnisse dafür, daß die alte Welt schon in frühester Zeit die Glasur kannte und anwendete. Die europäischen Museen beherbergen mehr glasierte Gefäße und Geräthe des Alterthums, als die meisten Forscher wissen, das Britisch Museum altbabylonische von 3000 v. Chr., andere Museen (z. B. in London, Paris, Rom, München, Köln) assyrische, ägyptische, etruskische und römische. Es sind Alkaliglasuren. Eine besondere Art Glasur, wohl ein leicht schmelzbarer Glasfluß aus eisenorybulhaltigem Gestein, ist der „Firnß“ der gräco-italischen Vasen.

Neben glazirten Gefäßen gab es auch versinterte, das sind aus leichtflüssigen Thonarten klingend scharf gebrannte, also eine Art Porzellan und Steingut, nämlich das sogenannte ägyptische Porzellan, die antike und echte Terra sigillata (die Autoren rühmen namentlich die samischen, aretinischen und saguntinischen Arbeiten) und jenes nordische Steingut, das noch heute in Höhr, Grenzhäusen, Siegburg, Frechen, Raeren, Kreussen u. s. w. uralte Traditionen fortsetzt. Weshalb hat nun das ganze civilisirte Alterthum, das über ebenso gute Gefäße wie wir verfügte, jene Unmenge von mehr oder weniger rohen und meist schlecht gebrannten, sämmtlich porösen Thongefäßen gefertigt, die in Gräbern und Tempelruinen, selten in (zweifellofen) Wohnstätten zu Tage kommen? Die Antwort ergibt sich aus ihrer Unbrauchbarkeit, aber seltsamerweise wird diese noch bestritten, trotzdem mir endlich zugegeben worden ist, daß diese weder glazirten noch versinterten, also porösen Gefäße in hohem Grade durchlässig sind. Ich hatte nämlich im Sommer 1888 im Bayerischen National-Museum zu München mit wohlerhaltenen vorgegeschichtlichen und antiken Gefäßen, die mit Wasser gefüllt wurden, Versuche angestellt, die vom 13. bis 28. August dauerten und sowohl eine sehr heiße trockene als auch eine kühle regnerische Periode umfaßten. Die darüber veröffentlichten Tabellen (siehe Jahrbuch für lothringische Alterthumskunde und Geschichte, Metz 1889, sowie mein „Hissarlik wie es ist“, Selbstverlag, Berlin 1890) verzeichnen den täglichen Inhaltsverlust unter Angabe der Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstände (nach der vor dem Museum stehenden Wetterfäule). Meine Versuche fanden dann im Sommer 1890 eine Kontrolle durch solche, die im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin angestellt wurden und den Inhaltsverlust am Schlusse der Versuchszeit durch Nachwiegen der Gefäße ermittelten. Man hatte erwartet, daß diese Kontrolle meine Versuchsergebnisse widerlegen würde. Das Gegentheil konnte nicht ausbleiben. Die Veröffentlichung der Ergebnisse der Kontrollversuche (vgl. Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1891 Nr. 1) bestätigte einen Inhaltsverlust von 33 bis 95 %. Obwohl nun die — für jeden Unbefangenen übrigens selbstverständliche — starke Durchlässigkeit der in Rede stehenden porösen Gefäße nicht länger in Abrede gestellt werden konnte, so wollte doch das Märkische Provinzial-Museum (Professor Birchow, Stadtrath Friedel und Custos Dr. Buchholz) ihre Unbrauchbarkeit nicht gelten lassen, sondern schützte vor, so stark sei die Durchlässigkeit nur infolge einer „Umsezung“ (!), welche der Thon unter dem mehrtausendjährigen Einfluß der Erdfeuchtigkeit erlitten habe. Diesen unglücklichen Einwand hätte man vermeiden können gegenüber der Erwägung, daß altägyptische Gefäße derselben Art, die sich doch stets vollkommener Trockenheit erfreut haben (in einem Lande, wo es niemals regnet!) sowie gleiche neugefertigte, wie der Orient sie noch heute als Wasserkühlgefäße und Indien auch noch für Tempel- und Todtendienst herstellt, nicht weniger durchlässig sind, als jene. Der andere Einwand, die Vorzeit habe ganz undurchlässige Gefäße überhaupt nicht besessen

und sich beholfen, so gut es ging, widerlegt sich aus den eben mitgetheilten Thatfachen. Die Unbrauchbarkeit der porösen Gefäße wird aber nicht allein durch den Inhaltsverlust bedingt, sondern auch noch durch folgende Uebelstände: die beständig durchfeuchteten Gefäßwände verschimmeln schon binnen acht Tagen, wie meine Versuche festgestellt haben; Esz- und Kochgeschirr dieser Art saugt sich voll von Speiseresten, wird also nie wieder rein und riecht bald so widerlich, daß nicht einmal ein Hund daraus fressen mag; Gefäße, die Flüssigkeit auf ihrer ganzen Oberfläche hinauslassen, ziehen auch Feuchtigkeit von außen an, weshalb darin aufbewahrte organische Stoffe verderben, Getreide auf die Dauer keimt, andere Stoffe faulen. Ueber diese unbestreitbaren Dinge schweigt der verunglückte Widerlegungsversuch. So bleibt es also unabweisbar, daß die in Rede stehenden Gefäße, da sie für Wirtschaftszwecke unbrauchbar und nur gerade gut genug für Todtenspeisen und Opfer waren, auch nur zu diesem Zwecke und in Nachahmung der gebräuchlichen Formen gefertigt worden sind. Einzelne könnte man zwar als Wasserkühlgefäße gleich den maurischen „Alkazarra“ (die dadurch, daß sie einen Theil des Wassers an der Außenfläche verdunsten lassen, den übrigen Inhalt kühl halten) ansprechen, vernünftiger Weise aber nur einen kleinen Procentsatz, und auch den nur in heißen Klimaten. Dagegen zeigen uns diese Wasserkühlgefäße noch eine sehr wichtige Thatfache: sie können nämlich, um im Brande porös zu bleiben, nur aus „schwerflüssigem“ Thon hergestellt werden, der selbst im stärksten für Gefäße möglichen Brande ohne Zusatz von Fluxmitteln nie schmilzt, nie verglast, wogegen leichtflüssige Thonarten schmelzen (versintern), also die Porosität bezw. Durchlässigkeit aufheben würden; mithin beruht der bekannte mangelhafte Brand der uns hier beschäftigenden und sämmtlich aus schwerflüssigem Thone gefertigten durchlässigen Gefäße lediglich in der Wahl dieses geringwerthigen Materials, nicht aber, wie unsere „Wissenschaft“ meint, in primitiven Entwicklungszuständen der Keramik. Hält man nun, von nachlässiger Arbeit abgesehen, im Auge, daß jene durchlässige und unbrauchbare Waare entweder noch ganz roh und ungeglättet oder gefärbt und schon polirt oder bereits farbig angestrichen bzw. bemalt ist, was dem Auftrag der an sich farblosen und durchsichtigen Alkaliglasur vorherging, und daß sie zuweilen gar einen durch verlaufene Ränder charakterisirten Klecks Glasur aufweist, den sie in einer Werkstatt, wo Gefäße mit Glasur bestrichen wurden, erhalten haben muß, so leuchtet ein, daß solche Waare, ähnlich wie so manche aus Stein (s. oben), eine unfertige ist und nicht alle Fabrikationsstufen durchgemacht hat. Für die Todten war sie gut genug, und die Tempel nahmen jede Spende Doctrinen, die unfertige Waare für Kulturzeugnisse nehmen, sind natürlich falsch.

Wer nun, von der Wahrheit der im Vorstehenden entwickelten und aus langjähriger Museenkunde geschöpften Anschauung durchdrungen, eine Sammlung wie die der trojanischen Alterthümer besichtigt, sieht alsbald ein, daß er inmitten einer Hinterlassenschaft des Todten- und Ahnen-

kultes steht, von der kaum ein Stück anders als für Todte gefertigt worden ist. Zieht man die Möglichkeit in Betracht, daß dies Todtengeräth trojanisches war, so erfüllt es mit Bedauern, daß gerade der Mann, der für Troja so glühend schwärmte und das glänzende homerische Bild von Troja wörtlich nahm, in Folge der ihm aufgedrungenen Doctrinen das aus seinen Funden sprechende Kulturbild nicht gesehen hat. Es ist ein Bild, das homerischen Glanz zeigt, denn wie roh dies Todtengeräth im Allgemeinen auch ist, so fehlt es doch nicht an Beweisen, daß seine Verfertiger einem hochentwickelten Kulturvolk angehört haben. Da sind zunächst zu nennen die riesigen übermannshohen Krüge, die sogenannten *Pithoi*, die einzigen gut, sogar vollkommen gebrannten Gefäße der ganzen Sammlung. Unsere Keramiker sagen, daß ihre Herstellung selbst ihnen Schwierigkeiten verursachen würde und daß ihr gleichmäßiger vollkommener Brand ohne die geringste Formenverschiebung vollendete Einrichtungen voraussetze. Diese „*Pithoi*“ bezeugen also eine Technik, wie nur ein hochentwickeltes Kulturvolk sie besitzen konnte, und verrathen zugleich, daß sie nicht an Ort und Stelle, nicht in diesen sieben übereinandergelagerten und kaum 100 Meter ausgedehnten vermeintlichen „Städten“ und „Burgen“ gefertigt worden sind, aber bei ihrer Größe und Schwere (14 Mann brauchten einen Tag zum Transport eines einzigen 150 Meter weit) doch nur in der Nähe ihrer Fundstätte entstanden sein können. Ein glänzendes Zeugniß für die Höhe der kunstgewerblichen Entwicklung der Bevölkerung, die den Schutthügel *Hissarlik* hinterlassen hat, legen die Goldfunde ab. Der berühmte Londoner Antikengoldschmied Carlo Giuliano erklärt es für räthselhaft, wie alle diese feinen Arbeiten und besonders die minutiöse Granulirarbeit, die unendlich kleine Goldkörner in mikroskopische Höhlungen eingelöthet hat, ohne Hilfe einer Linse möglich gewesen sein sollen. Vergoldetes Kupfer- und Bronzegeväth beweist, daß seine Verfertiger viel metallurgische Kenntniß und technisches Geschick besaßen. Die Innigkeit der Verbindung entspricht der Feuervergoldung. „Der „trojanische“ Goldschmied verstand auch, dem Golde durch künstliche Mittel besondere Farbentöne zu verleihen, wie wir dies an japanischen Arbeiten kennen, und *Repoussé*, *Intaglio* und *Emaillé* waren ihm geläufige Künste, aber die schönen Arbeiten dieser Art verschwinden fast in der Menge derer, die einfach aus gehämmertem, geschnittenem und gepunzttem Goldblech und Goldbraht gefertigt den reinen Typus des „Todtengoldes“ tragen und mit jenen Kunstwerken stets in ein und derselben Urne lagen. Derselbe Gegensatz vollendeter Kunst und unfähiger Rohheit offenbart sich in den Gefäßen der Sammlung, die doch ebenfalls in unzertrennlicher Gemeinschaft, das Roheste neben dem Feinsten, gefunden worden sind. Da giebt es einzelne kunstvolle aus Silber und Gold, auch aus Kupfer, aber die große Mehrzahl ist aus grobem Thon gemacht und repräsentirt den oben charakterisirten für das Leben unbrauchbaren Typus. Aber auch unter diesen stehen neben ganz plumper Waare vollendet schöne Formen hervor, die offenbar Vorbilder


aus edlem Material kopiren. Leute niederer Kultur, denen also die Geseze der Schönheit fremd, konnten auf diese zum Theil sogar nur für Metall gerechtfertigten Formen nicht kommen. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung Schliemann's „Flügelvasen“, deren hohe Auswüchse („Flügel“) in Thon zu zerbrechlich sind, weshalb der Metropolitentöpfer sie meistens nur andeutete, und zwar durch den  förmigen Schnörkel, den ihre Basis bildet, was zugleich beweist, daß ihnen eine unerläßliche Symbolik innewohnte. Weiter finden wir rohe Nachbildung der den Metallgefäßen der Alten (z. B. den etruskischen) eigenen seitlichen Ansätze für Ringe und Bügel, Andeutung der für die eisförmigen Gefäße erforderlichen Dreifüße unmittelbar am Gefäßkörper, massive Ausgüsse anstatt röhrenförmiger, Punktirung an Stelle der Löcher von Sieben, Seihern und Räuchervasen, u. a. m. Was die Formen dieses „trojanischen Hausrathes“ angeht, so habe ich sie längst im Opferdienst der alten Welt nachgewiesen, ganz augenfällige Typen, wie Gefäße, die zwei, drei und mehr Ausgüsse haben oder zu zweien, dreien und mehreren zusammengekuppelt sind, Trank- und Speisopfergefäße, Räuchervasen und Kohlenbeden, wie sie in Indien und Ostasien noch heute dem Tempeldienst angehören. Der Todte mußte in erster Reihe mit Opfergeräth ausgestattet werden, denn im Jenseits war, wie die ägyptischen und etruskischen Darstellungen zeigen, die Beschwichtigung der bösen, die Gewinnung der guten Dämonen sein vornehmstes Geschäft. Dieser religiöse Gesichtspunkt erklärt auch die Vermeidung des Eisens bei Todtenmitgaben. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, auf welche ich schon 1884 aufmerksam gemacht habe (vgl. Ztschr. f. Museologie), daß Moses, der Zögling der ägyptischen Priester, verbietet, den Altar mit Eisen zu berühren, denn Eisen entweihe ihn (2. Mos. 20, 25; 5. Mos. 27, 5. 6.; auch Jos. 8, 30. 31.), wie auch Numa Pompilius, der bekannte römische König, den Priestern zum Gesetz machte (wörtlich) „sich das Haar mit einer Scheere aus Kupfer (bezw. Bronze), nicht aus Eisen, zu schneiden“. (Lydus, De Mens. I, 31). Im vollen Einklang damit steht die Thatsache, daß in ägyptischen Tempeln und Gräbern niemals eiserne Messer, Scheeren, Beile, sondern miteinander kupferne bezw. bronzene und — solche von Feuerstein und Obsidian (siehe oben) gefunden worden sind. Hätte es eiserne dort gegeben, so würde die Trockenheit des Klimas sie erhalten haben. Eben so kommen in Centralindien (Burrha) und in Babylonien, sowie vielfach andernwärts, Metallwerkzeuge, z. B. Kupfer- und Bronzeärte, zusammen mit den famosen Feuersteinmessern und zuweilen in ein und derselben Urne oder Felsenkammer vor. Das Gleiche ist in der Fundstätte Hissarlik-Troja der Fall, wo jede Scheidung dieser innig vergesellschafteten Fundstücke erkünstelt wäre, und so beleuchtet das mitten unter Feuersteinmessern in der untersten, also ältesten Schicht (45—50 Fuß Tiefe) gefundene feuervergoldete Kupfermesser auf das hellste den Werth der gegnerischen Deutungen.

Wem wären in der Schliemann-Sammlung nicht die zahlreichen fünf bis

zehn Centimeter großen Körper aus Thon und Stein aufgefallen, die wie durchlochte Knöpfe aussehen und allerlei Kratzeleien aufweisen! Wären dies, wie die Anthropologen wollen, „Spinnwirtel“, so müßte ihre räumlich so beschränkte Fundstätte ausschließlich von spinnenden Weibern bewohnt gewesen sein, denn es sind dort über 25,000 dieser „Wirtel“ zu Tage gekommen. Aber mit diesen schweren Wirteln hätten die armen Weiber nicht spinnen können! Im Alterthum hielt die Spinnerin, da das Spinnrad noch nicht erfunden war, den Kocken in der linken Hand, zupfte daraus mit der rechten die Fibern und flocht sie zwischen Zeigefinger und Daumen spiralförmig zum Faden. Bevor sie dies Gebilde auf die Spindel (Spule) wickelte, mußte sie es durch Drehen festigen. Deshalb hatte die Spindel, die an dem in ihren Schliß festgeklemmten Faden hing und in dem Maße, wie dieser im Fortschritt der Arbeit länger wurde, niedersank, am unteren Ende einen radförmigen Knopf oder Kreisel, den „Wirtel“ (besser: Wirbel), den die Finger in eine Drehung um seine Achse verlegten. Diese übertrug sich auf die Spindel und den straff gespannten Faden, der, bis dahin ein lockeres Gebilde, nun erst die nöthige Festigkeit erhielt. Der Wirtel bestand, wie sich von selbst versteht, aber auch durch ägyptisches Spinngeräth aus jenen Zeiten bekundet ist, aus leichtem Material, Holz oder Flechtwerk mit Gyps. Steck man dagegen einen der in unseren Museen ausliegenden „Wirtel“ aus schwerem Material (Thon, Stein oder Glas) und von beträchtlicher Größe an die Spindel, so zerreißt der noch nicht gebrochte lockere Faden. Diese Funde können also, weil zu schwer, nicht zum Spinnen gebraucht worden sein, und hiermit harmonirt es, daß ihre Durchbohrung bald maßlos weitt bald für die dünnste Spindel zu eng ist, sodaß man sie höchstens auf eine Schnur ziehen könnte. Dies ließe nun an „Reisanker für Fischer“ (auch ein anthropologisches Requisit) denken, doch ist das durch ihre ausgesprochen ornamentale Erscheinung ausgeschlossen, auch fehlt sogar oft die Durchbohrung. Sehr kleine Exemplare kommen in den buntesten Farben vor und werden schließlich Perlen, was ihrem Amulett-Charakter völlig entspricht. In Hissarlik lagen sie haufenweise zu zwanzig und dreißig beisammen und waren ursprünglich vielfach an den Wänden angenagelt (vgl. „Troja“ S. 114 und 152/53, wo die dazu gebrauchten Stifte bald Nägel, bald Nadeln genannt sind); ein Beispiel dafür ist das in der Sammlung mit 6046 bezeichnete Exemplar mit noch darin steckendem Stift von Bronze. Nun hat zwar schon Schliemann diese Funde als Weihgeschenke gedeutet, sie aber doch, im Banne der Doctrin, für wirkliches Spinngeräth gehalten, wogegen sie für mich nur Nachahmungen in einem auf ewige Dauer berechneten Material sind, Simulaker. Daß sie dies wirklich waren, nämlich todtendienstliche Opfergaben, die als Lebenssinnsbilder in das Grab oder auf den Opfertisch der Gräbertempel gelegt, auf Grabsteinen ausgemeißelt, wie Rosetten an der Pforte und den Wänden der Grabkammer bezw. der Todtenhäuser angebracht wurden, habe ich schon vor acht Jahren aus dem ägyptischen Kult

nachgewiesen, wo Niemand zuvor „Wirtel“ entdeckt hatte. Den Grund für diese Todtensymbolik sehe ich in dem universalen Gleichniß, daß die Schicksalsgöttinnen den Lebensfaden beginnen, spinnen und abschneiden. Lebenssinnbild mußte natürlich der Theil des Spinneräthes sein, mit dessen Hilfe der Faden gedreht, also gefestigt wurde. So zeigt gerade der allerorten auftretende „Spinnwirtel“ unfehlbar Todtentultstätten und Gräber an, wo eine verblendete Anthropologie vorgeschichtliche Ansiedlungen mit spinnenden Frauen in schmuder Häuslichkeit erschaut, und so verstehen wir erst, wie der Spinnwirtel gepaart mit dem Schwert und der Streitart im Grabe der Männer erscheinen kann, unter Verhältnissen, wo (wie z. B. in Einzelgräbern in Felsenkammern) „spätere Zufälligkeiten“, dieser stete Nothbehelf falscher Doctrinen, ausgeschlossen sind. Welche Revolution meine Lehre in dem Studium der Vorgeschichte hervorruft, liegt auch hier klar zu Tage. Wenn aber Virchow die Lösung ausgegeben hat: „Bötticher kann noch viel Verwirrung in das Studium „der prähistorischen Kunde hineinbringen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen,“ so sagen wir statt Verwirrung — Klärung.

Neben den „Wirteln“, den Lebenssinnbildern, sehen wir in der Schliemann-Sammlung zahlreiche Träger des Seelensinnbildes, nämlich Gesichturnen (Schliemanns „Eulenvasen“) und Amulette („Idole“). Schon 1874 bezifferte Schliemann sie auf „Hunderte“, zählt 1879 im *Illios* (S. 372) siebenhundert Idole, nennt (S. 373) „Eulenvasen wie Nr. 229“ (in der Sammlung unter Nr. 7886 nur einmal vertreten) „noch zahlreicher in der fünften Stadt als in den vorhergehenden Städten,“ und schreibt 1882 im *Buche Troja* (S. 167), er habe wieder „sehr viele“ Eulenvasen und „eine große Menge“ Idole gefunden. Mithin befindet sich nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil davon in der Sammlung. Als ich (vor dem Hervortreten mit meiner „Feuernesekropole“) in Virchows Zeitschrift für Ethnologie (1883, S. 157 ff. Tafel IV) nachwies, daß die Gesichturnen von Hissarlik nicht nur Vogeltypus, sondern auch einen gemischten Typus, Vogel mit Menschenohren, und einen rein menschlichen Typus mit Mund und geschlossenen Augenlidern (gleich den Goldmasken von Mykenä) aufweisen und darin vollkommene Seitenstücke zu den ägyptischen Kanopen, sowie zu den etruskischen und nordeuropäischen Gesichts-Afchenurnen sind, da nannte Virchow das „wichtige Fingerzeige“ (Zeitsch. f. Ethnologie 1884), ignorirte diese aber in der Folge, obwohl (oder weil?) jeder Prähistoriker wissen muß, daß Gesichturnen überall dem Todtentult angehören, daß die ägyptischen die inneren Theile der Mumie, alle anderen die Asche des verbrannten Leichnams zu bergen pflegten. In jenen drei Typen: Vogel — Vogel mit Mensch gemischt — Menschenantlitz auf Vogelleib (eben die Urne, in Hissarlik geflügelt) tritt uns das ägyptische, aber nicht auf Aegypten beschränkte, Seelen-sinnbild entgegen und giebt den sichersten Beweis, daß die in Hissarlik so zahlreich gefundenen Gesichturnen Afchenurnen sind. So hätte also Schliemann ganz vergeblich seine ursprünglichen Angaben über Afchenurnenfunde

(s. unten) widerrufen! Im vollsten Einklang mit ihrer Auffindung steht die der „eulengefichtigen Idole“, denn dies sind Amulette, die ebenfalls das Seelensinnbild darstellen. Seelensinnbilder haben nur an Todtenkultstätten Sinn, deshalb wolle man im Auge behalten, daß schon Schliemann (Troja S. 167) „die größte Aehnlichkeit“ zwischen diesen „Idolen“ und „Eulenvasen mit ihren langen Flügeln“ und „den Hunderten von gehörnten oder geflügelten Idolen in Tiryns und Mykenä“ erkannt hat. — Was aber weder er noch Andere bemerkt haben, das ist, daß auch alle die oben erwähnten Gefäße mit dem Zeichen  solche „Flügelvasen“ und mithin Aschenurnen sind, wenn auch der Deckel, der das Gesicht trug, nicht immer mit aufgefunden worden ist. Man wird zugeben, daß meine Einreihung der Wirtel und der Gesichturnen in das Kultgeräth nicht minder „exakte Forschung“ ist, als die naturwissenschaftliche Einordnung eines Thieres, einer Pflanze, eines Minerals nach charakteristischen Merkmalen. Dahin gehört auch der schon 1883 in Virchow's Zeitschrift für Ethnologie a. a. O. sowie im „Ausland“ 1884 Nr. 15 geführte Nachweis, daß Schliemanns „Saugfläschchen für trojanische Kindlein“ von Gestalt unserer Theekannen sowie eigenthümliche „Zwillings- und Drillingsgefäße“ (das sind zwei- und mehrfach gekuppelte) auf ägyptischen Kultusbildern Trankopfergefäße in der Hand opfernder Pharaonen und Priester sind.

Auf meine Untersuchungen über die Wirtel, Gesichturnen und Opfergefäße ist von deutschen wie von französischen Forschern besonderes Gewicht gelegt worden. Wer überhaupt die innige Verwandtschaft der Funde von Hissarlik mit ägyptischen und babylonischen eingehender kennen lernen will, findet in dem kürzlich bei E. Leroux, Paris, erschienenen Comptes rendus des Séances du Congrès pour l'Anthropologie et l'Archéologie de 1889 einen mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Auszug aus meinem dem Congreß auf Ersuchen vorgelegten, schon 1881 begonnenen und noch des Verlegers harrenden Werk: „Schliemanns Funde von Hissarlik-Troja eine Hinterlassenschaft des Todten- und Ahnenkultes.“

Ich bin überzeugt, Schliemann wäre schließlich selbst zu dieser Erkenntniß gekommen, wäre nicht der Anthropologe Virchow i. J. 1879 dazwischen getreten. Schauen wir also zu, wie der Troja suchende Spatenforscher sich in frischer Betrachtung seiner Funde geäußert hat, und fassen wir zuerst wieder die „Pithoi“ in's Auge. In seinem Tagebuche der Ausgrabungen 1874 (im Druck erschienen als „Trojanische Alterthümer“, F. A. Brockhaus, Leipzig) schwankt er beständig in der Benennung dieser Pithoi, die ihm bald „Graburnen“, bald „Grab- oder Wasserurnen“, „Leichenurnen und große Wasser- oder Weinbehälter“, Wasser- oder Leichenurnen“ und „Leichen- oder Weinurnen“ sind und meist ganz zerbrochen in jeder Tiefe vorkamen, zuweilen, wie er sagt, „in solchen Massen, daß sie ihn beim Arbeiten hinderten.“ Von diesen (die 1—2, selbst 2½ m Höhe bei bzw. ½, 1 u. 1½ m Durchmesser und 5 cm Wandstärke, sowie meist eine sehr weite Mündung,

bis 80 cm haben) unterscheidet er „kleinere Leichenurnen“ und „Aschenurnen“. Woher nun die Benennung Grab- und Leichenurnen? Schliemann muß doch Dinge und Umstände bemerkt haben, die diese Anschauung hervorriefen. Wasser oder Wein kann er nicht darin gefunden haben, wohl aber menschliche Reste. In der That, wie schon die Vorrede (anscheinend mit einer gegenüber ähnlichem Befund in der benachbarten Nekropole Hanai wohl begreiflichen Unruhe) von „vielen Menschenknochen“ in den an zerbrochenen Pithoi so reichen Schichten spricht, so beschreibt das Tagebuch selbst immerzu „verbrannte Häuser“ (rohe Mauervierecke, Höfe) voll Asche, worin sich zersprungene Pithoi, „eine Masse Menschenknochen“ und gegen tausend Aschenurnen fanden, und schildert insbesondere auch das Ilios S. 36 in 8—10 Tiefe erwähnte „Haus mit 8 oder 9 Zimmern“, wo „neben dem „Hause und in den größeren Zimmern desselben zahlreiche Menschenknochen, „aber nur zwei ganze Skelette“ (letztere nach Ilios S. 565 in ein und demselben „Zimmer“) und in gleicher Tiefe „ein Schädel, einige Knochen „und viel Leichenasche in einer 70 cm hohen und breiten Vase“ lagen, sowie in 13 m Tiefe (also ebenfalls in der „Burg von Troja“ genannten Schicht) ein „Haus mit fast aufrechtem weiblichen Skelett in 6—7 Fuß „gelber oder bräunlicher Holzasche“, und darunter noch mehr „Häuser mit „Spuren furchtbarer Hitze“ (vgl. auch Ilios S. 307, 310.) Offenbar genügten diese Skelette, daß Schliemann ohne sachmännische Hilfe die übrigen zahlreichen Menschenknochen als solche bestimmen konnte. Man muß bebauern, daß das (von mir nicht anerkannte*) „Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Bötticher in Hissarlik v. 1.—6 Dez. 1889“ die Ausrede enthält, es könnten Thierknochen gewesen sein, und die Sache so wendet, als handle es sich Ilios S. 36 nur um Knochen für zwei Skelette. Weiter führt das Tagebuch auf: „Aschenurnen“, „kein Gerippe, nur dann und wann ein Zahn“ und (ebenfalls in der „trojanischen“ Schicht) „Leichenurnen täglich, Knochen zu Asche verbrannt.“ Im Ilios sagt Schliemann S. 46, er habe in den Jahren 1871, 1872 und 1873 „eine bedeutende Anzahl großer Leichenurnen“ aus der 3. und 4. Stadt zu Tage gefördert, „die menschliche Aschenüberreste, aber keine Knochen, nur „einmal einen Zahn, ein anderesmal einen Schädel in der Asche enthielten.“ Ferner lesen wir von dem Schädel eines jungen Weibes und Asche in einem „großen Krug“ (der stereotype Parallel-Ausdruck für Pithos), sowie mehrfach von Embryoskeletten in „mit Menschenasche gefüllten Urnen.“**)

*) Vgl. hierüber mein „Hissarlik, wie es ist“, 1890, Berlin, im Selbstverlag, sowie meine Auseinandersetzung mit Schliemanns Zeugen in der „Post“ 1890 No. 257 und 261 oder „Kreuz-Zeitung“ 1890 No. 429 und 437. Die „Neue Freie Presse“ hatte nur für Schliemanns Zeugen Raum (No. 9360.) Ueber diese Zeugen siehe „Nord und Süd“ LV, 163.

**) Bezüglich dieser merkwürdigen von Prof. Artetaios (Athen) und Prof. Virchow untersuchten Funde erlaube ich mir auf Juvenal XV, 1396 aufmerksam zu machen. Artetaios Erklärung findet sich Ilios S. 259 und 365.

Das geht so durch den ganzen Hügel bis hinab zum Urboden und zeigt also in allen Schichten Feuerbestattung, während der nur eine Stunde entfernte Hügel Hanai Tepeh in den oberen Schichten Erdbestattung, in den unteren Feuerbestattung aufweist. Dieser birgt nämlich gleich große Leichenurnen, die in den unteren (verbrannten) Schichten in kleinen Kammern leer oder zerbrochen neben Aschenurnen und Mitgaben liegen, in der oberen aber Skelette enthalten. Frank Calvert hat eine große Menge ausgegraben (vgl. *Archaeological Journal* XVI p. 1—6 mit 2 Tafeln und mehreren Holzschnitten, darunter eine Abbildung eines solchen Pitheos mit Skelett darin). Die unteren Schichten des Hanai Tepeh haben babylonisch-assyrischen Charakter mit Anzeichen ägyptischer Beeinflussung, während die obere, wie die den Skeletten mitgegebenen Thongefäße und Idole darthun, der archaisch-griechischen Zeit und dem 4. Jahrhdt. v. Chr. angehört. Also wiederum genau wie im Hissarlik Tepeh. Dieselbe Bestattungsweise kennt Calvert in anderen Theilen der Troas, auf dem thrakischen Oherfones, in Griechenland, Rumelien, Anatolien, Mytilene, in der Krim und auf den Ionischen Inseln; sie ist auch in Syrien, Suez und Tunis nachgewiesen; das *Journal of the Anthropological Institute* 1882 berichtet über girl sacrifices, jar burial etc. in Indien, und Feuerbestattung in solchen riesigen Urnen kennt schon Dr. Trusen in Babylonien, wie sie kürzlich auch aus SD-Spanien und Korsika berichtet worden ist. Meine Behauptung, daß die Pitheoi von Hissarlik, deren Scherben meist in verglühtem Zustande nebst Todtengebein zwischen verglasten Lehmwänden (in „Häusern“ ohne Eingang!) gefunden wurden, zur Todtenverbrennung gebient haben, ist also durchaus nicht so thöricht. Die Phönizier verbrannten Menschen in glühenden Erzbüdern, und das muß auch in glühenden porösen Terrakotten möglich sein. Virchow's negative Versuche im Schmelztiegel beweisen nichts dagegen. Der Schmelztiegel hat, damit sein Inhalt schmilzt und nicht verbrennt, luftdichte Wände, während poröse Terrakotten und Metallgefäße luftdurchlässig sind. Koldewey berichtet sogar aus Babylonien, wo er die Hügel von Surghul und El Gibba erforscht hat (1887): „deutlich sieht man hier im Querschnitt, wie die Leiche mit feuchtem Thon eingehüllt wurde, wie die oben dünne Thondecke vom Feuer hart gebrannt, die Leiche bis zur Unkenntlichkeit vernichtet und selbst die unteren Thonschichten noch geröthet wurden.“ Das Ergebnis war meist die Verwandlung der Leiche in Asche. Ich hatte schon im J. 1883 vorausgesagt, daß der Befund von Hissarlik auch in babylonischen Schutthügeln angetroffen werden würde. Maßgebend für mich war das Studium älterer Forschungen daselbst. Koldewey's Ausgrabungen haben meine Voraussage glänzend bestätigt, und wie vollkommen sein Befund dem von Hissarlik entspricht, lehrt allein schon die Vergleichung seines Berichtes (*Zeitschrift für Assyriologie* 1887) mit Schliemann's Bericht in „Trojanische Alterthümer“ S. 117, 168, 169 u. namentlich 244—248. Koldewey nannte anfangs seine Fundstätten (in Benutzung des von mir aufgebrauchten Terminus)

babylonische „Feuernelkropolen.“ Diese Benennung ist später (sogar in dem offiziellen Führer durch die königlichen Museen in Berlin) in „Leichenverbrennungsstätten“ geändert worden, als ob diese Umtaufe (die beiläufig die Beisetzung und den Ahnenkult, also das Wesen einer Nekropole außer Acht läßt) die klare Uebereinstimmung jener Stätten mit meiner Feuernelkropole Hissarlik wieder aus der Welt schaffen könne. Im Einklang damit sind die Vertreter der durch den Sieg meiner Funddeutungen bedrohten herrschenden vorgeschichtlichen Theorien bestrebt, die vorangeführten Beweise einer den ganzen Schutthügel durchsetzenden Todtenbestattung zu leugnen oder unter Berufung auf angeblich unzuverlässige Beobachtung bei Seite zu schieben. Sie haben aber nicht an die Beweisraft eines während der Ausgrabungen geführten Tagebuches gedacht. Dem gegenüber verschlägt es auch nichts, daß Schliemann selbst seine ursprünglichen Angaben 15—16 Jahre später nicht aufrecht hielt. Tagebücher geben auch auf anderen Gebieten den Ausschlag. Ebenso wenig will es bedeuten, daß die durch meine Erfolge auf dem Pariser Congreß von 1889 veranlaßte Erneuerung der Ausgrabungen im Frühjahr 1890, die sich nur noch in unmaßgeblichen Resten des Hügels bewegen konnte, Pithoi mit Getreide, Bohnen und Linsen zu Tage gebracht hat. Die Herren müßten wissen, daß große Thongefäße voll Getreide und Hülsenfrüchten in ägyptischen Nekropolen sehr häufige Todtenmitgaben und Opfer sind. Dies unverkennbare „Sich verschließen gegen unabweisliche Thatfachen“ zeigt sich auch in der Ablehnung der Aschenurnenfunde. Virchow hatte 1884 mit der autoritativen Behauptung, „Reste von Brandleichen“ seien in Hissarlik gar nicht gefunden worden, meiner Hypothese den Boden unter den Füßen fortgezogen, und nun erinnerte Schliemann sich 1889 nur noch an drei Aschenurnen, überdies Funde außerhalb der streitigen Schichten (vgl. das von mir nicht anerkannte Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Boetticher in Hissarlik v. 1—6 Dez. 1889), während doch sein Tagebuch von 1871/74 immerzu von Aschen- und Leichenurnen („täglich“!) voll Leichenasche mit stark verkohlten Knochenstücken (ein von Stabsarzt Dr. Moß Nios 364 bezeugter Befund) spricht, wie auch das Buch Nios 1879 die Aschenurnen noch auf tausend ungefähr beziffert. Woraus hätte sonst Schliemann die Ansicht gewonnen: „Die Verbrennung „der Todten scheint in den fünf prähistorischen Städten allgemeiner Brauch „gewesen zu sein“? Erklärt doch sogar Dr. Schuchhardt in seinem auf der Basis engsten Verkehrs mit Schliemann geschriebenen Werke „Schliemanns Ausgrabungen“ (J. A. Brodhhaus, Leipzig, 1890 1. Aufl.), daß derselbe „eine Menge Urnen mit ganz feiner Asche“ gefunden habe. Wie konnte also Virchow sie 1884 ignoriren, wie konnte Virchow noch 1891 (bei der Gedächtnißfeier im Berliner Rathhaus, 1. März) behaupten, Schliemann habe anfänglich jedes Gefäß Aschenurne genannt, wogegen doch schon dessen Tagebuch von 1871/74 die Gefäße archäologisch genau unterscheidet, wie durfte Virchow behaupten: „wie sich später erwies, hatte der Inhalt nichts

mit menschlicher Asche zu thun“? Für die Urnen von 1871–79 konnte sich das nicht erweisen, weil ihr Inhalt „später“ nicht mehr vorhanden war, und irgend welche Funde von 1890 gelegentlich der von Virchow präsidirten März-Enquête sind doch dem gegenüber völlig nichtsagend. Für die Wichtigkeit der ursprünglichen Angaben Schliemanns habe ich zwei von Allen übersehene Beweise erbracht: einmal, daß sovieler Gefäße durch ihren symbolischen Schmuck, wie oben gezeigt, als Aschenurnen gekennzeichnet sind, und zum anderen, daß fast der gesammte Gold- und Silberschmuck in Urnen mit „viel bläulich weißem Pulver“ lag, und stets geschmolzener wie unversehrter zusammen in einer und derselben Urne. Wie das erklären? Konnte der eine den 900° C. (Schmelzpunkt des Goldes) trogen, die den ihn berührenden geschmolzen haben? Nach physikalischen Gesetzen nicht. Der unversehrte kann nur mit dem bereits geschmolzenen Gold, das öfter Holzkohle einschließt, in die Urne gelegt worden sein, und das erklärt sich nur aus der Todten-Verbrennung, denn es war (nach antiken Autoren) Sitte, zu den Resten der Verbrennung unversehrte Liebesgaben, Opfer zu legen. Beides, unversehrter Schmuck und ein Klumpen geschmolzenen Goldes mit Holzkohle darin wurde auch in einer „Gesichtsurne“ ähnlich der in Westermanns Monatsheften 1891 abgebildeten gefunden.

Doch genug und übergenuß der Beweise für den wahren Charakter der gleichmäßig in jeder Tiefe angetroffenen Funde! Es erübrigt noch eine Betrachtung der Fundstätte, doch kann von eingehender Untersuchung derselben mangels Raum hier nicht die Rede sein, und deshalb begnüge ich mich, der hartnäckigen Behauptung der am Ende doch weniger mit Blick für militärische Dinge begabten Gelehrten, daß die Fundstätte eine mehrfach zerstörte und immer wieder aufgebaute Burg sei, den Ausspruch einer Fach-Autorität entgegen zu setzen. Nach sorgfältigem Studium alles vorliegenden Materials, einschließlich der erneuten Untersuchungen, nach denen Schliemann's Zeugen, Prof. Niemann und Major Steffen, dann die Herren Babin (Civil-Ingenieur), Frank Calvert, Prof. Dr. F. von Duhn, Geh. San.-Rath Dr. W. Grempler, D. Hamidy, Dr. R. Humann, Prof. Dr. R. Virchow und Dr. Ch. Walbstein an Ort und Stelle ihr Urtheil abgaben, erklärt der Ingenieur-General G. Schröder, Lehrer der Geschichte der Kriegsbaufunst an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, in einer ausführlichen Kritik der Fundstätte: »Alles, was zu Gunsten der These „Schliemann's Troja eine urzeitliche Feuer-Nekropole“ beigebracht werden könnte, ist in den Wind geredet, wenn die Ruinen von Hissarlik die Ruinen einer Burg sind. Das haben nun aber die „zehn Archäologen und Gelehrten ersten Ranges“ und daneben noch Oberbau-Director Durm bezeugt! Aber bei Alledem doch kein geschichtsfundiger Kriegsbaumeister oder — um modern zu sprechen — Ingenieur-offizier (der unter den Zeugen befindliche Major ist Feld-Artillerist).« Darauf entwickelt General Schröder seine fachmännische Kritik unter Vergleichung der Stätte mit anderen und kommt zu dem Schluß: »Wenn die mehrerwähnten

»Zehn die Feuernetropole verwerfen, so hat der archäologisch-ungelehrte Ingenieur nichts einzuwenden; wenn sie aber der Ruine Hissarlik den fortifikatorischen Charakter zuerkennen, so sagt der Ingenieur: Sie haben nach Phantasie und Wunsch geurtheilt, nicht nach der nüchternen Thatsache.« In einer noch eingehenderen Analyse im „Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des Deutschen Reichsheeres“ Bd. 99, 2 (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1892), in der namentlich Dörpfelds „Thürme“ köstlich persifliert sind, kommt General Schröder zu demselben Ergebniss: »Wischen wir vom Verzeichniss das dritte der „ältesten Denkmäler der Festungsbaufunft aus dem Heroenzeit-alter“ und begnügen wir uns mit Tyrus und Mykenä.«

Somit wäre die Burgtheorie abgethan, nachdem auch jene Unterstadt, deren Dasein in Schliemanns, Sayces und Dörpfelds Schriften als Thatsache erscheint, unauffindbar geblieben ist, sodas ich sie mit Recht „ein Phantasiegebilde“ genannt habe. Die in den Ruinen fast überall hervorgetretenen Spuren erstaunlicher Gluth harmoniren vollkommen mit der Auffindung so zahlreicher Beweise der Todtenverbrennung. Denken wir uns eine künstlich hergestellte Terrasse mit steinerner bis 6 m hoher Futtermauer und Strebepfeilern (Dörpfelds Thürmen!) an dem flachen südlichen und westlichen Abhang eines mäßigen Bergzuges! Diese Terrasse ist nach Abtragung des über ihr gelagerten Schutthügels Hissarlik zum Vorschein gekommen, und 1890 thaten sich an ihrem Fuß anstatt einer „Unterstadt“ auffallend viele Gräber auf. Auf dem Ostrande der Terrasse ist, wahrscheinlich als Rest einer Ringmauer, eine 4 m dicke Lehmziegelmauer erhalten, die nach babylonisch-assyrischer Bauart ebenfalls mit Strebepfeilern ausgestattet ist. Für Dr. Dörpfeld sind das freilich „Thürme“! Diese fast durch und durch rothbraun gebrannte Lehmmauer, sozusagen der Mantel eines feurigen Ofens (darf man an Daniel 3 denken?) hat Quertlöcher, die (selbst von Durm) ohne Grund auf Holzconstruktionen gedeutet worden, aber Luftkanäle sind wie in babylonischen Lehmbauten z. B. in den Ruinen von Mugheir (abgebildet Rawlinson, Ancient Monarchies I, S. 97). Die ausströmenden glühenden Gase haben sie stark verglüht. Die 96 1/2 zu 107 1/2 m große Plattform der vielfach an Mugheir und Eridu erinnernden Terrasse, die nicht weniger als sechs Aufgänge*) hat, nämlich zwei eingeschnittene Poternen (geschützte Eingänge), drei steile Rampen (eigentlich Aschenabschübe) und dazu einen Corridoraufgang in der Futtermauer (Bestätigung des 1889 nicht mehr nachweisbaren Corridors? vgl. Protokoll), trägt niederes verglühtes und verglastes Gemäuer aus Lehm auf rohem Stein in Lehmverband. Dies Gemäuer schließt, wie für Leichenverbrennung an vielen Orten nachgewiesen, Brandstätten ein, deren verglaste (also geschmolzener) Lehmbofen der Herd häufiger Brände war. Die Ver-

* Dörpfelds neuer Plan (cf. „Schliemanns letzte Ausgrabungen“, F. A. Brockhaus, Leipzig 1891) zeigt sogar einen siebenten Zugang (FJ), von dem aber im Text nicht die Rede ist.

glasung bezeugt Weißgluth. Das sind Todten-Verbrennungshöfe (Crematorien, Ustrinen), und sie wechseln ab mit Urnenplätzen (Columbarien) oder sind dies zugleich selbst (Busta!), da die Beisetzung hier wie anderwärts oft gleich auf der Brandstätte erfolgt ist. Zuweilen mißglückte die Verbrennung, dann blieb das Skelett unberührt liegen (s. oben). Alles das hat sich, wie ich es vorausgesagt (General Schröder schreibt, ich schiene „die Gabe des zweiten Gesichts“ zu besitzen) auch in Surghul und El Gibba gefunden. Viele dieser „Todtenhäuser,“ auch die sehr praktisch unmittelbar vor den Aschenabstich-Rampen gelegenen, also Dörpfelds Festungsthore (!), nachahmen die Gestalt sehr alter Tempel (vgl. den von Rhamnos, „Troja“ S. 90) und dies deshalb, weil darin die Bräuche des Todten- und Ahnenkultes vollzogen wurden. (Auf ein Seitenstück, das Ustrinum der Antonine in Rom, habe ich längst aufmerksam gemacht). Außerdem fand Schliemann Magazine; daher die unversehrten Pithoi in der Berliner Sammlung. Wo es täglich Todte gab, da mußten solche Anlagen vervielfältigt werden, denn das heute gebrauchte Crematorium konnte, weil der Schutt noch heiß, morgen noch nicht wieder gebraucht werden, und da jede Verbrennung, die von Todtenopfer aller Art begleitet und gefolgt war, umfangreichen Brandschutt hinterließ, zumal sie (ähnlich wie beim Kohlenmeiler) unter einer Lehmbede stattfand, so mußte man die Crematorien von Zeit zu Zeit reguliren, den mit Knochen von Opferrhieren, mit Muschelschalen und Gefäßscherben vermengten Schutt abziehen oder die alten Schichten mittelst Lehmauftrag ausgleichen und eine im Schutt begrabene Mauerumfassung erhöhen oder erneuern, damit in höherem Horizont die Benutzung fortgesetzt werden konnte: daher zeigten bei der Ausgrabung viele Ruinen, wie noch heute der an Urnen mit Goldschmuck so reich gewesene Bau HS, unten große Steine, darauf Lehm und zu oberst kleine Steine, das will sagen, zweimalige Erhöhung des alten Baues, und darum sind auch die Hauptmauerzüge des Dörpfeld'schen Planes schon in dem Burnouff'schen wahrnehmbar! So schichteten sich die verglasten Lehmhöden übereinander, so wuchs im Laufe langer Zeit der von diesen Mauern kreuz und quer durchzogene Brandschutt, den Schliemann abgegraben hat, über der gelegentlich auch seitlich erweiterten Terrasse empor. Das ist die von mir mit dem geistigen Spaten entdeckte Feuernekropole Hissarlik, die erste uns bekannt gewordene. Da die Alterthumswissenschaft merkwürdigerweise nie die Frage aufgeworfen hatte, ob die Völker für die Todtenverbrennung ein für allemal dazu bestimmte Plätze benutzten, so habe ich ihr in der „Todtenstadt der Feuerbestatteten“ mit ihrem wohlorganisirten Verbrennungswesen*) ein neues Element gewonnen, einen neuen kulturgeschichtlichen Begriff aufgestellt.

*) Wäre vielleicht — mutatis mutandis — auch in unserer Zeit nachahmungswerth, wenigstens bei Epidemien, wie jetzt! So gewönne die „Feuernekropole“ noch eine hervorragende praktische Bedeutung.

Frägt man nun, wie es gegenüber der augenscheinlichen Uebereinstimmung des Charakters der Fundstätte mit dem der Funde möglich war, meine Deutung so hartnäckig, ja leidenschaftlich und vom Beginn an gehässig zu bekämpfen, so ist die Antwort darauf in der Tragweite des Sieges derselben gegeben. Nicht nur um die Frage „Troja oder Feuernekropole“ handelt es sich, sondern um die weitergreifende, auch andere Gebiete berührende, ob die herrschenden Theorien der vorgeschichtlichen Forschung begründet und haltbar oder ob sie hinfällige Hirnspinnweben sind. Ist Hissarlik eine Nekropole oder besser „eine Stätte des Todten- und Ahnenkultes“, so sind das auch tausend andere Fundstätten, mögen sie noch so gut Bauten für Lebende nachahmen, alle, die gleiche oder ähnliche Dinge von dem geschilderten Charakter finden lassen, und dann bleibt von den herrschenden darwinistischen Doctrinen, die sie als Wohnstätten roher Urmenschen deuten und in Fabrikationsstufen der Funde Kulturstufen sehen, nur sehr wenig übrig. Hinc illae irae! Darum ein unerhörter Terrorismus, der seit zehn Jahren gegen mich und meine geistige Thätigkeit geübt wird! Darum schalt der nicht sowohl für seinen Freund Schliemann als vielmehr für seine Autorität, die er als Berather des preussischen Kultusministeriums i. Z. für die Annahme der „trojanischen“ Alterthümer eingesetzt hat, und für seine Doctrinen eintretende Anthropologe Virchow meine Thesen vor aller Welt „vage Speculationen“ und „furchtbaren Unsinn“ und ließ sie auch kürzlich wieder durch Friedels Feder mit dem „Stempel wissenschaftlicher Unzulänglichkeit und der Unreife“ auszeichnen. Gegen diese Unterdrückung anstatt Untersuchung muß ich das Eintreten aller Gebildeten anrufen und protestire vor aller Welt dagegen, daß die Presse mit Virchow zu dem Zwecke, die öffentliche Meinung gegen mich einzunehmen und die Hauptsache bei Seite zu schieben, von „Böttichers frivolem (!) Angriff auf Schliemann“ spricht und die persönliche Seite der Sache, die Beschwerden der Herren Schliemann und Dörpfeld über meinen Mangel an Vertrauen in ihre wissenschaftliche Ehrlichkeit in den Vordergrund aller Erörterungen rückt. Wenn ferner ein Gelehrter wie Prof. Milchhöfer in seinen (alle hier erörterten Thatfachen verschweigenden) Aufsätzen in der „Deutschen Rundschau“ (1891) und in „Westermann's Monatsheften“ (1891) mich als thörichten „Dilettanten“ hinstellt, der oben-dreien die Schuld trage, daß Schliemann „wichtigere“ Ausgrabungen als die von 1890 nicht mehr ausführen konnte, oder wenn gar, wie es von Wien aus geschehen, meine geistige Zurechnungsfähigkeit verdächtigt wird, so zeigen diese und ähnliche Erscheinungen, wie man sich mit Händen und Füßen gegen die Konsequenzen meiner Thesen sträubt. Deshalb muß die Frage von Hissarlik dem Urtheil der weitesten Kreise vorgelegt werden, damit der Widerstand einer Koterie nicht länger einen wissenschaftlichen Fortschritt hindere. Nicht länger sollten unsere räumlich so beschränkten Museen zum Nachtheil wichtigerer und erfreulicherer Dinge mit solchen überfüllt werden, die den Besuchern als hauswirthschaftliches Geräth roher Völker im

Sinne eines auf Abwege gerathenen Darwinismus gezeigt werden und doch größten Theils nichts sind als werthloses und nichtsagendes Lobtengeräth, — nicht länger sollte die gelehrte Zunft sich sträuben, den neugeschaffenen kulturgeschichtlichen Begriff wissenschaftlich zu verwerthen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Was ich in dieser Beziehung auf dem 1889er Anthropologen-Congress zu Paris (siehe oben) gesagt habe, ist dieses: Die Civilisation von Hissarlik war eine wesentlich assyro-babylonische mit stark phönizischer und ägyptischer Beeinflussung und ausgedehnt über Kleinasien und Europa in noch zu ermittelnden Grenzen als Vorgängerin der klassischen. Hissarlik, Mykenä, Tiryns, Roban im Kaukasus, Hallstatt im Donaugebiet und die Lausitz sind Stationen, die uns jene verschwundene Kultur kennen lehren. Sie ist unter dem Gesichtspunkt zu beurtheilen, daß die von ihr zeugenden Funde in der Mehrzahl nur minderwerthe eigens für das Grab gefertigte Nachbildungen des Gebrauchsgeräthes sind, und war also höher, als sie nach dem Maasstab unserer Doctrinen erschiene. Jener Gesichtspunkt läßt überall höhere Kultur der Vorzeit, als der Darwinismus zugeben will, wahrnehmen und schließlich mit Hilfe bisher unverständlicher oder unbeachteter Ueberlieferung der Denkmäler und Autoren für „vorgeschichtliche“ Völker historischen Anschluß finden.





Guy de Maupassant.

Von

Ernst Koppel.

— Berlin. —

Eine abschließende Beurtheilung des Schriftstellers, dessen Name den Titel dieser Abhandlung bildet, ist schon jetzt möglich, obgleich er erst ein Alter von einundvierzig Jahren erreicht hat. Das geistige Dasein dieses merkwürdigen Mannes hat sich allmählich umnachtet, und es ist kaum Hoffnung vorhanden, daß er je wieder zu künstlerischem Schaffen gefunden werde.

Es bedeutet das zunächst für die moderne französische Literatur, dann aber bei der durchaus gerechtfertigten Beachtung, die sie auch bei anderen Culturvölkern findet, einen Verlust auch für diese.

Wäre Guy de Maupassant nur ein eigenartiger und bedeutender Schriftsteller, wie die erzählende Literatur Frankreichs deren seit lange und so auch in den letzten Jahrzehnten vornehmlich als Vertreter der realistischen Richtung hervorgebracht hat, so wäre das frühe und jähe Ende, das seinem Schaffen gesetzt worden, kaum von derselben tiefgehenden Bedeutung, die es tatsächlich ist.

Maupassant ist aber in seinem Vaterlande der größte Künstler der Gegenwart, der in Worten bildet, der lachende Erbe Flauberts und der beiden Goncourt, was den Stil anlangt, und hier erscheint er fast als Gegensatz zu dem sogenannten „Großmeister des Naturalismus“, Emile Zola, zu dessen Schülern er in anderer Hinsicht zu rechnen ist. Und wie Maupassant ein großer Künstler, so ist er auch der Einzige des lebenden Geschlechts, dessen Schriften Etwas von jenem „esprit gaulois“ athmen, der in Frank-

reich, seiner Heimat, ausgestorben zu sein scheint, und als dessen charakteristischer Vertreter Rabelais und Voltaire zu bezeichnen sein dürften.

Wenn Maupassant als Stilkünstler im Gegensatz zu Zola genannt wurde, so geschah es besonders deshalb, weil er vor ihm den Geschmack voraus hat, diese der romanischen Rasse gleichsam angeborene Eigenschaft, welche Zola in bedenklicher Weise mangelt und die bei Maupassant wunderbar entwickelt erscheint.

Dieser fein natürliche und durch Kunstübung vervollkommnete Geschmack erzeugt eine Klarheit und Durchsichtigkeit des Stils und der Darstellung, die selbst in Frankreich, wo man auf diese Elemente literarischen Schaffens großen Werth legt, etwas Außerordentliches bedeuten. Man mag immerhin betonen, daß die scharfe Prägung und Präcision der französischen Sprache dem Schriftsteller seine Aufgabe erleichtern, die stilistische Vollenbung Maupassants aber ist trotzdem ein künstlerisches Verdienst, ein Beweis strenger Selbstkritik und Gewissenhaftigkeit, wie sie namentlich im deutschen erzählenden Schriftthum der Gegenwart fast nirgends anzutreffen sind.

Maupassant versteht es, den jeweiligen Stoff so meisterhaft in seine Haupt- und Nebestandtheile zu gliedern und diese in ein so harmonisches Verhältniß zu einander zu bringen, daß alle Theile organisch verbunden und nirgends eine Lücke oder eine zu grobe Verbindung sichtbar wird. Er findet für das, was er ausdrücken will, stets die richtige Bezeichnung, und zwar erscheint Alles so mühelos, als ob es sich von selbst verstehe, während es einzig das Ergebniß der emsigsten Arbeit, der ehrlichsten Gewissenhaftigkeit einer großen Begabung ist.

In diesem Gefühl künstlerischer Sicherheit greift er oft zu Stoffen, die an und für sich nichtig oder gewagt, unter seinen Händen zu kleinen Meisterwerken werden, die schon durch ihre Form das Entzücken des Kenners oder literarischen Feinschmeckers bilden, durch den menschlichen Inhalt, den er in sie zu legen versteht, wie durch die Fülle seines Naturells aber auch dem großen Publikum mundgerecht werden. So manche seiner kleinen Erzählungen die galante Abenteuer in geistreichen Variationen behandeln, so seine Schilderungen aus Algier und Marocco: „Au Soleil“, so seine Jagdgeschichten: „Contes de la Bécasse“ und diejenigen, in denen er seine Leidenschaft für das Wasser, sei es nun das Meer oder den Fluß, besonders die Seine, verherrlicht, „Sur l'eau“ betitelt, wie manche andere.

Wenn er erst allmählich und im Verhältniß zu seiner großen Begabung und seinem unermüdblichen Vorwärtstreben langsam zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, so dürfte der Grund dafür in dem Umstand liegen, daß er durchaus als Künstler geschaffen, der aus der Beobachtung schöpft, der nicht redet, sondern bildet, und dem der Stoff als solcher nebensächlich, die Gestaltung desselben hingegen Alles ist. Die möglichst angemessene Bearbeitung des jeweiligen Stoffes, dieses Rohmaterials des Schriftstellers, die Vollenbung des Stils waren ihm Lebensaufgabe, Eigenschaften, die mit verständnißvoller

Hingabe erkannt und gewürdigt sein wollen und dem stofflichen Heißhunger der modernen Durchschnittsleser nicht eben entgegenkommen.

Mit dem ihm eigenen Freimuth gesteht er selbst, daß er während sieben langer Jahre Verse, Erzählungen, Novellen, sogar ein „abscheuliches Drama“ verfaßt habe, von denen nichts geblieben ist. Alle diese Arbeiten sind von seinem Meister Flaubert geprüft worden. Es scheint demnach, daß Maupassant dieselben vernichtet oder im geheimsten Fache seines Schreibtisches den Blicken der Welt verborgen hat. Fürwahr ein seltener Meister und ein noch seltenerer Schüler, wie sie Beide wohl nur unter Franzosen, dem literarischsten Volk Europas, vorkommen!

Wie Maupassant den Stoff als etwas erst in zweiter Reihe in Betracht kommendes ansieht, so ist auch das Gebiet, aus dem er sich das Material zu seinem Schaffen holt, im Verhältniß zu der unendlichen Fülle der Erscheinungen ein sehr enges. Auch hier bedeutet er einen Gegensatz zu Zola, der weite Bereiche des Lebens beherrscht, aber trotz oder wegen dieser Breite häufig an der Oberfläche von Menschen und Dingen haften bleibt, während Maupassant mehr in die Tiefe als in die Breite geht. Ihm genügt es nicht, zu beobachten, zu forschen und zu erkennen, sondern er weiß auch zu deuten, wie es der Dichter soll, wenn er diesen Ehrentitel verdienen will.

Schon deshalb ist er in der Stoffwahl beschränkt, weil er ein Aristokrat nicht nur der Geburt nach, sondern im Denken, Empfinden, in der ganzen Art zu sein. Er kannte eigentlich nur die Reichen und Vornehmen und außer ihnen etwa noch die Bauern der Normandie, seiner Heimat, unter denen er aufgewachsen ist. Wenn er aber einmal Menschen aus bescheidenen Lebenskreisen schildert, Pariser Studenten, junge Künstler, Grisetten und dergleichen, so sehen wir sie nie bei der Arbeit, sondern immer in Feiertagsstimmung oder in galante Abenteuer verstrickt, denn die Frau ist das bewegende, das Ur-Element alles Schaffens dieses echten Sohnes gallischen Blutes, die Sonne, um die sich die ganze Schöpfung als einen Centralpunkt dreht und die auch den Armen und Beschränkten Lust und Wärme oder aber Leid und Verderben bereitet.

Auch seine Nerven, seine Sinne, Alles in ihm ist aristokratisch, trotzdem er ein Mensch in der weitgehendsten Bedeutung des vielagenden Wortes ist.

Aber Nerven und Sinne, seine ganze Empfindung ist so fein organisiert, daß er von äußerster Empfindlichkeit den empfangenen Eindrücken gegenüber ist, mögen sie stammen, woher sie wollen. Daß ein solcher Mensch in erhöhtem Maße zu genießen wie zu leiden bestimmt ist, daß ihm tausend Quellen der Freuden und Schmerzen fließen, die Anderen ewig verborgen bleiben, versteht sich von selbst, und hier liegt wohl einer der Gründe für die frühe geistige Ermüdung und Erschlaffung, der er anheimgefallen.

Die Schärfe seiner Sinne, die Reizbarkeit seiner Nerven und die Tiefe seiner Empfindung veranlaßten ihn oft zu einer humoristisch oder ironisch gefärbten Erzählungsweise, die sich nirgends unmittelbar bemerkbar macht,

aber wie das Gewürzmancher Speise, vielen seiner kleinen erzählenden Meisterwerke beigemischt ist. Hier vor Allem zeigt er sich als über den Menschen und Dingen stehend, die er schildert, und von souveräner Höhe herab gestaltend und schaffend. Namentlich der Eigennutz und die Habsucht der Menschen, der mit ihrem ganzen Sein unlöslich verknüpfte Egoismus wie die Beziehungen der Geschlechter und die durch sie hervorgerufenen Verwicklungen sind es, denen er eine ironisirende Behandlung angedeihen läßt, wie in den Erzählungen: „En famille“, „Maison Tellier“, eine Schöpfung, die in der meisterhaften Schilderung und Darstellung des bedenklichsten Stoffes kaum ihres Gleichen haben dürfte, in „Une partie de campagne“ und vielen anderen, die ihrer Fülle wegen hier nicht sämmtlich anzuführen sind.

Maupassant offenbarte sich anfänglich als lachender Philosoph, dem die Kunst eines Boccaccio zur Verfügung stand. Auch darin gleicht er dem Italiener, daß er, ohne sich in weitschweifige psychologische Untersuchungen einzulassen, einen rein erzählenden Ton anschlägt. Freilich vermag er als moderner Mensch sich nicht stets der sonnigen Heiterkeit und Lebenslust, wie sie Jenem eigen, hinzugeben. Hin und wieder zeigt sich schon in diesen Arbeiten die Grübele, die reflectirende Verstandesthätigkeit, die, so blizartig sie auftauchen, dennoch meist von Erfahrung und Lebensweisheit, ebenso aber auch von bitterer Erkenntniß zeugen.

Das spöttisch angehauchte Sachse, eine echt gallische Eigenschaft, kommt bei ihm zu vollendetem Ausdruck, wie bei keinem seiner Zeitgenossen. Wie bereits erwähnt, ähnelt er hierin keinem Geringeren als Rabelais, der ihn freilich an gesunder Derbheit übertrifft. Diese ersetzt Maupassant durch einen Anflug von Skepsis und hin und wieder eine Dosis Cynismus. Aber die Mischung ist bei ihm stets so geschickt, daß sie nie ägend, sondern höchstens prickelnd und anregend wirkt.

Ueberaus ergreifend ist es, zu beobachten, wie dieses ursprünglich sonnige, von Lebenslust durchtränkte Naturell von den Wolken des Tief- und Trübfinns, welche die fortschreitende Erkenntniß von Welt und Menschen heraufbeschworen, überschattet wird, bis endlich die geistige Umnachtung hereinbricht. Manche seiner Erzählungen geben Kunde davon, und auch unter seinen Gedichten finden sich einzelne, die auf die endliche Katastrophe deuten. Man erkennt, wie der lebensfräftige Mann von Visionen und Alpdrücken geplagt wird, denen er ergreifenden Ausdruck zu geben weiß, so vor Allem in den in der merkwürdigen Sammlung: „La main gauche“ enthaltenen Phantasiestücken „Le Horla“ und „La morte“, wie in manchen anderen. Die letztgenannte, auf einen Friedhof verlegte Erzählung ist ein Nachtstück, in deren Phantastik die Bitterkeit und Skepsis des Autors zu vollendetem, in seiner Einfachheit großartigen und ergreifenden Ausdruck gelangen. Das Ganze wirkt wie eine Dante'sche Vision in modernem Gewande.

Auf Maupassant ist das Wort, das sich auf den Autor von „Madame Bovary“, Flaubert, bezieht, „foudroyé par la littérature“, voll und ganz

anzuwenden, ist es doch kaum zweifelhaft, daß die geistige Umnachtung, der er anheimgefallen, durch die stete Anspannung aller Organe der Beobachtung wie der Phantasie hervorgerufen ist, mag immerhin eine angeborene nervöse Reizbarkeit die Katastrophe beschleunigt haben.

Wie hoch er seinen Verus aufgefakt hat, ergibt sich aus der Vorrede zu dem Roman: „Pierre et Jean“. Diese Vorrede, ein Meisterstück eindringlicher Beredtsamkeit und Klarheit, kann jedem modernen Schriftsteller zur Beherzigung empfohlen werden, wie sie auch geeignet ist, dem Publikum eine hohe Werthschätzung des literarischen Schaffens, wie Maupassant es auffaßt, einzufloßen, was namentlich dem deutschen Publikum gegenüber wünschenswerth ist.

In dieser Vorrede wird angeführt, daß bei jedem Erscheinen eines neuen Romans, demnach auch bei seinen eigenen Arbeiten, die Kritik nach allgemein anerkennenden Bemerkungen den Einwand erhebe: „Der größte Fehler dieses Werkes ist, daß es nicht eigentlich ein Roman ist.“ Maupassant bemerkt darauf, daß man mit demselben Recht erwidern könne: „Der größte Fehler des Schriftstellers, der mir die Ehre erweist, mich zu beurtheilen, ist, daß er kein Kritiker ist.“

Er führt dann weiter eine Reihe von berühmten oder wenigstens allgemein bekannten Romanen an, um zu beweisen, daß es unmöglich sei, aus der tiefgreifenden Verschiedenartigkeit derselben allgemeine Gesetze und Regeln für den Roman abzuleiten, sondern daß dessen Gestaltung nach Form und Inhalt lediglich von der Individualität und der künstlerischen Anschauungsweise des betreffenden Autors abhängt.

Ferner wird im Verlauf dieser inhaltreichen Vorrede angeführt, daß dem Autor vom Publikum eine bestimmte Programmforderung gestellt werde, indem es verlangt, daß er es lachen, weinen, träumen, schaudern, denken machen, trösten oder einfach unterhalten solle. Nur wenige Auserlesene find es, welche sich bemühen, zu verlangen: „Schaffe uns etwas Schönes, in derjenigen Form, welche die deinem Temperament angemessenste ist.“

Es scheint, daß diese Forderung, die Maupassant eine bescheidene nennt, die höchste und zugleich einzig angemessene ist. Er verkündet damit die Gleichberechtigung aller Arten literarischen Schaffens und spricht auch dem Realismus und Naturalismus, dem Feldgeschrei der „Modernen“, die um jeden Preis etwas „Neues“ entdecken wollen, keinen größeren Werth zu, als irgend einer anderen Richtung. In Wirklichkeit besteht auch sein eigenes Schaffen aus einer Mischung von Elementen der Wirklichkeit, die im Feuer der Phantasie zu Kunstwerken geformt werden, ein Proceß, den jeder echte Künstler, bewußt oder unbewußt, vollzieht.

Zu dieser klaren Erkenntniß ist er freilich auch erst am Ende einer langen Entwicklung gelangt, da er als Vertreter des Naturalismus an der Seite Zolas aufgetreten ist. Aber die Fülle seiner Poetennatur bewahrte ihn vor einer beschränkten Weltanschauung, und er durchbrach die Schranken, welche die systematische Eintheilung der Literatur in einzelne, scharf abgegrenzte

Richtungen dem freien Schaffen setzt. Hierin kann er manchen seiner Zeitgenossen als Muster vorleuchten, die da glauben, es genüge, um ein Dichter zu sein, ein Programm aufzustellen und einseitig danach zu verfahren, etwa wie ein Arzt eine medicinische Mischung herstellt und diese auf dem großen Markt als Universalmittel anpreist.

Diese merkwürdige Vorrede, die geeignet ist, das bekannte Vorurtheil gegen derartige Einleitungen zu zerstreuen, ist auch darin für den Autor, wie er sich in den letzten Jahren entwickelt hat, charakteristisch, daß sie eine schwer-müthige Resignation athmet.

Maupassant erkennt, daß es schwierig, ja fast unmöglich sei, Etwas zu schreiben, was nicht bereits irgendwo vorhanden sei, und daß dem Schriftsteller Nichts übrig bleibe, als gegen die unabweisbare Entmuthigung durch stetig fortgesetzte Arbeit anzukämpfen. Und er fügt hinzu:

„Das Talent ist eine lange Geduld,“ ein Satz, der in wenigen Worten eine ganze Lebens- und Leidensgeschichte enthält und den er voll und ganz an sich erfahren hat.

Seine müthige Selbstkritik aber befähigt ihn auch, ein Portrait von sich zu entwerfen, das den Vorwurf der Schönfärberei nicht zu fürchten hat und das auf engem Raum seine ganze literarische Persönlichkeit darstellt. Es findet sich in „Notre coeur“, einem der wenigen Romane des Meisters der kurzen, gedrängten Erzählungsform. Die betreffende Schilderung lautet:

„Quant à Lamarthe, Gaston de Lamarthe, à qui sa particule avait inoculé quelques prétentions de gentilhomme et de mondain, c'était avant tout un homme de lettres, un impitoyable et terrible homme de lettres. Armé d'un oeil qui cueillait les images, les attitudes, les gestes avec une rapidité et une précision d'appareil photographique et doué d'une pénétration, d'un sens de romancier naturel comme un flair de chien de chasse, il emmagasinait du matin au soir des renseignements professionnels. Avec ces deux sens très simples, une vision nette des formes et une intuition instinctive des dessous, il donnait à ses livres, où n'apparaissait aucune des intentions ordinaires des écrivains psychologues, mais qui avaient l'air de morceaux d'existence humaine arrachés à la réalité, la couleur, le ton, l'aspect, le mouvement de la vie même.“

Maupassant ist recht eigentlich als Psycholog der Sinnlichkeit zu bezeichnen. Er ist mit so feinen und scharfen Organen für alle Eindrücke begabt, welche durch die Sinne empfangen werden, gleichviel ob es den Geschmack, Geruch, das Gefühl, Gehör oder Gesicht betrifft, daß er Vieles bemerkt, an dem Andere gleichgiltig vorübergehen. Diese Gabe befähigt ihn, tiefe Blicke in die Natur zu thun, die ihm überall als etwas Lebendiges, mit dem Menschen unlöslich Verbundenez entgegentritt, und sein Verhältniß zur Natur ist nicht etwa nur das aesthetische Wohlgefallen des Künstlers, sondern das Verständniß des Kenners, ein geistiges und sinnliches zugleich.

Namentlich Gesicht, Geruch und Gehör sind bei ihm derartig entwickelt, daß er darin mit einem Jagdhund wetteifert. So entdeckt er einen bestimmten Geruch an Pflanzen, am Wasser, Luft und Boden, die stumpfere Sinne nicht zu unterscheiden vermögen. Das heitere Weltkind mit dem

ironischen Zuge, wie der jugendliche Maupassant den Zeitgenossen erschien, ist zugleich ein Anhänger der Naturreligion, wie es eben nur ein Dichter zu sein vermag. Hier tritt auch das lyrische Element in ihm zu Tage, und er findet die innigsten Töne, um die Stimmungen auszudrücken, welche die Natur in ihren verschiedenartigsten Erscheinungen in ihm erweckt. Zahlreiche Belege sind dafür anzuführen, nirgends aber so deutlich ausgedrückt wie in den Worten:

„Il est des coins du monde délicieux qui ont pour les yeux un charme sensuel. On les aime d'un amour physique. Nous gardons, nous autres, qui séduit la terre, des souvenirs tendres pour certains bois, certains étangs, certaines collines, vus souvent et qui nous ont attendris à la façon d'événements heureux. Quelquefois même la pensée retourne vers un coin de forêt, ou un bout de berge ou un verger poudré de fleurs, aperçus une seule fois, par un jour gai et restés en notre coeur comme ces images de femmes rencontrées dans la rue un matin de printemps avec une toilette claire et transparente, et qui nous laissent dans l'âme et dans la chair un désir inapaisé, inoubliable, la sensation du bonheur coudeoyé.“

Der Ausdruck: „charme sensuel“ ist durchaus charakteristisch für seine Beziehungen zur Frau und zur Natur, was durchaus begreiflich erscheint, denn ihm, dem tiefen Kenner der modernen Frau, ist der geheimnißvolle Zusammenhang des Weibes und der Natur trotz des Firniß und der Entstellung durch Cultur und Civilisation nicht verborgen geblieben, und er weiß diesen Zusammenhang überall, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, gleichsam aus der Hülle herauszuschälen und zu veranschaulichen. Wo er aber auch die Frau mit allen ihren Reizen und Schwächen, selbst in ihrer Erniedrigung schildert, ist das Wort Schiller's voll und ganz anzuwenden:

„In der Liebe heiterer Kunst,
Da seid Meister ihr Franzosen,
Ihr veredelt rohe Brunst. —“

Die geistige Concentration dieses Schriftstellers ist bewundernswerth. Wenn er als ein Meister der knappen Erzählungsform erscheint, so ist es deshalb, weil er auf engem Raum gleichsam den Auszug eines bedeutenden geistigen Arbeits-Processes bietet. Alles Unnöthige, Nebensächliche, nicht zum Wesen der Sache Gehörige ist ausgeschieden; trotzdem erscheint er niemals karg, sondern überall ist die dichterische Fülle seiner Natur zu erkennen. Es ist eben weise Wahl, unablässige Arbeit, die seinen Stil so natürlich und durchsichtig erscheinen läßt, als sei Alles mühelos aus seinem Geist geboren. Ob diese Arbeit unmittelbar am Schreibtisch oder im Gehirn des schaffenden Künstlers vor sich geht, ist überflüssig zu erforschen, da das Ergebnis das Gleiche ist.

Seine Stirn mag während des Schaffens noch so fieberhaft arbeiten, seine Brust unter der Anstrengung keuchen, sobald er vor den Leser tritt, ist der Schweiß verschwunden, die Schladen beseitigt, und die Form steht fest und fertig, den Inhalt deckend, da.

Das Stoffgebiet, welches er beherrscht, ist, wie schon erwähnt, kein großes. Seine Menschen sind meistens Pariser und vor Allem Pariserinnen ver-

schiedener Gesellschaftsklassen und Bauern der Normandie, seiner heimatlichen Provinz, wo er auf Schloß Miromešnil am 5. August 1850 geboren wurde. In der Mehrzahl seiner Erzählungen sind es die geschlechtlichen Verhältnisse der Menschen, die er, vielverschlungen wie sie sind, in wunderbar mannigfacher Weise, halb übermüthig und ironisch, halb ernsthaft und tiefsinnig darzustellen weiß. Er ist, was dieses Thema anlangt, schier unerschöpflich, ein Seelenanatom, der beobachtend und zerlegend dennoch von innen nach außen zu bilden versteht.

So gewagt im landläufigen Sinn auch manche dieser Darstellungen, wenigstens dem Nichtromanen, besonders dem Germanen, erscheinen mögen, so stoßen sie doch nirgends ab, denn die Kunst adelt auch die stofflich fragwürdigsten, und man erkennt, daß der Schöpfer dieser Kinder der Laune, die nicht selten den Eingebungen eines Augenblickes entsprungen zu sein scheinen, über den Dingen, die er schildert, steht und mit behaglichem oder ironischem Lächeln auf sie und auf die Gebrechlichkeit der Menschen herabsieht und sich dennoch selbst ganz als Mensch fühlt.

Außerdem mag man bedenken, daß es kaum zweifelhaft ist, daß die Romanen, vor Allem die Franzosen, in geschlechtlichen Dingen andern, freieren Anschauungen huldigen, als die germanische Race, der die Frau in erster Reihe als Mutter, Gattin und Hausfrau verehrungswürdig ist. Dieser ethnographischen Verschiedenheit muß man, wie bei manchen Schöpfungen der französischen Literatur, so auch bei Maupassant Rechnung tragen, wenn man ihn würdigen will.

Es hat den Anschein, als habe er bei fortschreitender Entwicklung, die bei einem derartigen Geist sich nothwendig nach der Tiefe erstreckt, an seinen kleinen Erzählungen, die seinen Namen bekannt gemacht hatten, keine Befriedigung gefunden und sich so dem Roman zugewendet. Jene Arbeiten in knappen Rahmen waren die natürliche, die ursprüngliche Erscheinungsform seiner Begabung, zur Schöpfung des Romans hat er sich erst langsam erziehen müssen, und das weitere Gewand paßt sich ihm nicht so harmonisch und künstlerisch an, wie das gleichsam mit seiner Person verwachsene Knappe.

„Bel Ami“ ist derjenige seiner Romane, der auch im Ausland am meisten gewürdigt wird. Er ist in der That Blut von seinem Blut, aber das gewaltsam Gedehnte und unnöthig in die Breite Gezogene, das seinen Arbeiten auf diesem Gebiete anhaftet, ist auch an ihm bemerkbar. Trotzdem tritt der siegreiche Uebermuth, der Maupassant in seiner besten Zeit auszeichnete, in „Bel Ami“ voll zu Tage. Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der, nachdem er seine militärische Laufbahn in Algier ohne Erfolg beschloffen, mittel- und freudlos auf das Pariser Pflaster geschleudert wird und sich dort durch die Hilfe eines früheren Kameraden dem Journalismus widmet. Er heirathet die Frau dieses Freundes und wird auch sonst auf Schritt und Tritt von Frauengunst gefördert, bis er ein junges Mädchen, die Tochter seiner reichen und vornehmen Geliebten, heimführt und auf die Höhe gesellschaftlicher und finanzieller Erfolge gelangt.

Der Roman ist eine tiefgedachte Darstellung des Abenteuerthums in vornehmer und von der Gesellschaft geduldeten Form. Nur zeigt er den Fehler, daß er keinen Schluß hat, eine Eigenthümlichkeit, die auch bei manchen der kleinen Meisterwerke Maupassants auffällt.

„Bel Ami“ hat unzählige Auflagen erlebt und übertrifft die Romane „Une vie“, „Mont-Oriol“ und selbst die eigenartige Schöpfung: „Pierre et Jean“ an Eigenart und Kraft der Darstellung. Die letztgenannte Schöpfung ist nur eine Novelle, die, gewaltiam zur Romanform erweitert, zwar Meisterzüge aufweist, aber dennoch nicht fest gefügt erscheint und ebenfalls am Mangel eines Abchlusses leidet.

„Une vie“, die Lebens- und Leidensgeschichte einer modernen Frau, ist zweifellos aus der Anregung durch Flaubert's „Madame Bovary“ entstanden, ohne indeß die literarische Bedeutung dieser epochemachenden Schöpfung der erzählenden französischen Literatur zu erreichen.

Immerhin wirkt der Roman weniger als ein solcher, denn als eine Lebensgeschichte, ein Umstand, aus dem der hohe künstlerische Werth des Werkes erhellt. Der Frohsinn und die Lebenslust Maupassant's ist hier schon zu Wehmuth und Resignation gedämpft, und das Ganze erscheint als ein fremder Tropfen, der seinem Blut beigemischt worden. Das Dasein eines weiblichen Wesens aus den höheren Ständen wird von den frühen Mädchenjahren bis in's Greisenalter geschildert, der Eindruck, den es hinterläßt, ist aber kein befreiender, sondern er wirkt wie ein Abdrücken, das man vergebens zu verschleichen sucht.

Der letzte Roman, der ihm zu vollenden vergönnt war: „Fort comme la mort“ läßt dagegen auch auf diesem Gebiet eine vorschreitende Entwicklung erkennen, und er stellt sich damit an die Seite der ersten Romanschriftsteller des modernen Frankreich.

Es ist eine Schöpfung von psychologischem Tiefblick, ebenfalls aber von Schwermuth überschattet. Selbst der Klang der Sprache, die darin angeschlagen wird, ist melancholisch, und hier zeigt sich wieder die Kunst des Verfassers, die er als Novellist so wunderbar bethätigt, Inhalt und Form in eine Harmonie mit einander zu bringen, die stets auf's Neue zur Bewunderung zwingt.

In „Fort comme la mort“ wird die Geschichte eines alternden Mannes geschildert, der seine Liebe zu einer Frau auf deren Tochter, in welcher er die Geliebte verjüngt erblickt, überträgt und an der Nichterwiderung dieser Leidenschaft zu Grunde geht.

Das Altern und Welken der Empfindung für die langjährige Geliebte ist ergreifend geschildert, und hier erscheint auch der Philosoph Maupassant in voller Beleuchtung. Freilich war er, der Humorist mit der Denkerstirn, immer ein Philosoph, zuerst in kraftvoller Jugend ein lachender, dann mit zunehmender Erkenntniß ein ironisch und schmerzlich resignirter. Aber seine

Weltweisheit ist, wie Alles bei diesem echten Künstler, nicht aufbringlich, sie ist zwischen den Zeilen zu lesen, gleichsam mit dem Körper seiner Schöpfung verwachsen, und es ist völlig richtig, wenn Lemaitre von ihm anführt:

„Sein Geist ist ein fehlerloser Spiegel, der die Dinge reflectirt, ohne sie zu entstellen; er vereinfacht sie aber und erhellte sie auch; vielleicht darum, weil er mit Vorliebe die Bande der Nothwendigkeit aufweist, die überall herrschen. Keine Affectation, weder die romantische noch die realistische.“

Namentlich das Letztere ist in der Gegenwart, die hartnäckig mit bestimmten Programmforderungen an den Schriftsteller herantritt, nicht hoch genug anzuschlagen. Und wenn Lemaitre von dem Fehlen jeder romantischen wie realistischen Affectation redet, so könnte man hinzufügen, daß Maupassant sich auch von jeder philosophischen Affectation frei gehalten hat.

Die Romane „Bel-Ami“ und „Fort comme la mort“ lassen bebauern, daß es ihm nicht vergönnt war, sein begonnenes Werk: „Angélus“ zu beenden. Es ist wahrscheinlich, daß aus dem meisterhaften Novellisten ein ebenso meisterhafter Romancier geworden wäre; sagt er doch selbst: „Das Talent ist eine lange Geduld.“

Sein großer Kunstverstand hätte ihn bei längerer Uebung auch auf dem Gebiete des Romans sicher die richtigen Maße und Verhältnisse finden lassen, die seine kleinen Erzählungen zu ebenso vielen meisterhaft geschliffenen und gefassten Edelsteinen machen, mögen manche derselben auch reiner strahlen, als andere.

Die Titel derselben anzuführen, ist ihrer Fülle wegen kaum möglich und auch ziemlich belanglos. Sie sind in Sammlungen zusammengestellt, die den Titel der ersten, gewöhnlich dem Umfang nach bedeutendsten Erzählung tragen, für den Inhalt des betreffenden Bandes also illusorisch sind. Bei einer etwaigen Gesamtausgabe seiner Schriften wäre zu wünschen, daß hier eine angemessenere Eintheilung und Bezeichnung eingeführt werde.

Wie als Novellist und Romancier hat Maupassant sich auch als Dramatiker und als Versdichter betheätigt. Die erste seiner Bühnendichtungen, die in die Oeffentlichkeit gelangte: „Histoire du vieux temps“, ist in seiner im Jahre 1884 erschienenen Gedichtsammlung abgedruckt. Es ist eine Art Dramolet oder Proverbe nach dem Muster Musset's, im Grunde nichts als ein lyrisches Gedicht in dramatischer oder vielmehr dialogisirter Form, welches im Jahre 1879 in Paris aufgeführt wurde.

Das nach einer seiner Novellen bearbeitete Schauspiel „Mufotte“ dagegen ist ein in prosaischer Form geschriebenes Drama, das sich, in der Gegenwart spielend, mit der Wirklichkeit befaßt und in Paris wie neuerdings auch in Deutschland auf der Bühne bedeutenden Erfolg errungen hat.

Die Eigenschaften Maupassant's aber sind nicht derartig, um von der Bühne herab dauernd zu wirken. Er ist ein epischer Künstler, und als solcher wird er seine Stellung in der französischen Literatur behaupten, denn auch seine Poesien, so eigenartig und formvollendet sie sind, geben kaum einen neuen

Zug zu seiner Physiognomie. Sie sind der Mehrzahl nach kleine Erzählungen in Versen. Auch in ihnen offenbart sich der Epiker voll und ganz, und so erscheint sein gesamntes Schaffen in einen Brennpunkt gesammelt, als Ausfluß einer großen Begabung in Verbindung mit rastlos energischem Schaffenstrieb.

Maupassant gleicht dem Seidenwurm, der sich durch seinen durch unabhängige schöpferische Arbeit bethätigten Instinct in einen geistigen Puppenzustand eingesponnen, aus dem sich leider kaum noch ein leichtbeschwingter Schmetterling entwickeln wird. Einzig der Tod wird ihm die Flügel leihen können, um sich dem für einen derartigen Geist jammervollsten tieftragischen Zustand und damit aller Erden schwere zu entrafen.





Mondenschimmer.

Von

Guy de Maupassant.

Uebersetzen von Signar Mehring.

— Berlin. —

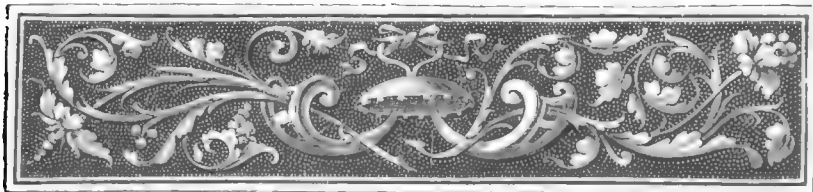
Weißt du, wer ich bin? Von dem Mond ein Schimmer.
Und woher ich komm'? Heb' den Blick empor!
Bin kein Kind der Nacht, ward aus Lichtgeflimmer.
Klett'rer im Gehölz, in der Fluth ein Schwimmer,
Dehne mich im Gras, schlängle mich durch's Rohr,
Kriech' am Mauerwerk, blich' durch's Laub hervor,
Wie Zigeunervolk auf dem Schleichweg immer.
Niemand, den ich traf, glühte je noch fro.

Ich bin so dünn, daß ich mich winde,
Wo sonst kein Andern hingelangt.
An's Fenster press' ich mich und finde,
Was mancher zu enthüllen bangt.
Ich wandle durch des Waldes Gründe,
Wofür mir Wild und Vogel dankt.
Auch ein verliebtes Pärchen schwankt
Dem Lichte nach, das ich entzünde,
Und wenn ich dann im Raum verschwinde,
Dann seufzt ein Herz, das mein verlangt.

Die Nachtigallen richten
 Von Ulmen her und fichten
 An mich die Melodei'n.
 Wohin Kaninchen flüchten,
 Dort bett' ich gern mich ein.
 Und seh'n sie's kaum sich lichten,
 flieh'n sie, — ich hinterdrein,
 Und beide Theile richten
 Ihr Wegziel querfeldein.
 Ich dring' in Schluchten ein,
 Den Hirsch mit meinem Schein,
 Die Hindin aufzurichten.
 Sie horcht: mag wohl im dichten
 Gehölz, sie zu vernichten,
 Ein Schütz verborgen sein?
 Ertönt des Hirsch's Schrei'n,
 Und stellt zu Liebespflichten
 Er sich verstoßen ein?

Wild durchwühlt die Wellen,
 Der mich schuf, der Mond.
 Wo empor sie schnellen,
 Zeig' ich all' den hellen
 Glanz, der in mir wohnt.
 Wenn sie dann zerschellen,
 Bin ich auch enttrohnt.
 Dann an Kreuzwegstellen
 Blich' ich ungewohnt.
 feige Spießgesellen
 Hab' ich nie geschont.
 Hab' auch lust'gen Bällen
 Manchmal beigewohnt
 Und in stillen Zellen
 Dulder oft belohnt.

Weißt du, wer ich bin? Von dem Mond ein Schimmer
 Ahnst du auch, warum er mich hergesandt?
 In der Waldnacht gäb's eine Leuchte nimmer,
 Und du sähest nie des Gewässers Strand,
 Irtest im Gehölz und wo sonst auch immer,
 Hätt'st schon manchen Baum unsanft angerannt.
 Auf den rechten Pfad weist der milde Schimmer,
 Darum aus den Höh'n bin ich hergesandt.



Zu Ostern in Spanien.

Reiseschilderungen

von

Theodor Puschmann.

— Wien. —

(Schluß.)

VI. Die südlichsten Küstenstädte Spaniens und ein Ausflug nach Tanger in Marokko.

Von Sevilla nach Cadix. — Schilderung von Cadix. — Medicinische Schule. — Seefahrt nach Tanger. — Reisegefährten. — Ankunft in Tanger. — Lage und Aussehen von Tanger. — Die dortigen Juden und Christen. — Bazar. — Volksleben. — Mohammedanischer Friedhof. — Die Kasbah. — Harem des Gouverneurs. — Marokkanisches Gefängniß. — Arabisches Kaffeehaus. — Seebäder. — Schwierige Einschiffung. — Fahrt nach Gibraltar. — Bucht von Algeciras und Lage von Gibraltar. — Stürmische Nacht während der Fahrt nach Malaga. — Beschreibung von Malaga. — Spanische Küstendampfer. — Eisenbahnfahrt von Malaga nach Bobadilla. — Ankunft in Cordova.



Wir waren froh, als wir dem Menschengewühle zu Sevilla entronnen waren. Am Bahnhofe fanden wir als willkommenene Reisegefährten einen gesprächigen Advokaten aus Bordeaux und seine schöne junge Frau, eine Kreolin, deren Bekanntschaft wir schon im Escorial gemacht und in Madrid erneuert hatten.

Die Bahn fährt über Utrera und an der wegen ihrer Weine berühmten und durch die Ausschreitungen der Anarchisten in neuester Zeit berühmten Stadt Xerez de la Frontera vorüber zum Meere und erreicht in fünf Stunden Cadix. Da es bereits Nacht war, als wir zur Bucht von Cadix kamen, so mußten wir leider den Anblick auf die auf einer weit in's Meer hineinreichenden Landzunge liegende Stadt, den man bei der Fahrt genießt, entbehren.

Cadix wird von drei Seiten vom Meere umgeben, hat schattige Plätze und sauber gehaltene Straßen mit weißen freundlichen Häusern, deren Dächer fast überall in Gärten umgewandelt werden, in denen man sich Abends von der Hitze und den Mühen des Tages erholt und die erquickende Meeresluft einathmet, und besitzt ein milde, gesundes Klima, welches in Verbindung mit dem höflichen Entgegenkommen seiner Bewohner und den gesellschaftlichen Unterhaltungen, die geboten werden, dem Fremden den dortigen Aufenthalt angenehm und genussreich macht. Eine entzückende Promenade am Meere entlang und der Spaziergang auf den Wällen gewähren hübsche Ausichten auf die Stadt und die Hafen-Anlagen, die Bucht und das sich dahinter ausbreitende Land, und vom Thurme de la Vigia hat man einen umfassenden Ueberblick über das Ganze.

An Sehenswürdigkeiten ist Cadix arm. Außer den Murillo-Bildern, unter denen sich auch dasjenige befindet, bei dessen Vollenbung der Maler durch einen unglücklichen Sturz von der Leiter seinen Tod gefunden haben soll, ist die Kathedrale bemerkenswerth, ein schwerfälliger Bau des vorigen Jahrhunderts, der im Innern etwas überladen aussieht.

Als wir die Straßen der Stadt durchwanderten, sahen wir noch die Reste der Aus schmückung, die sie bei den kirchlichen Prozessionen erhalten hatten. Die letzteren sollen in Cadix großartiger und prunkvoller sein, als in Sevilla, wie mir von Einheimischen versichert wurde, die sich darüber beklagten, daß die Fremden ihnen fernbleiben.

Die medicinische Schule zu Cadix, welche einen Theil der Universität zu Sevilla bildet und dieselbe zu einer mit allen Facultäten versehenen Hochschule vervollständigt, konnte ich leider nur von Außen besichtigen, da die Gebäude versperrt und der Portier, der sie vielleicht geöffnet hätte, nicht aufzufinden war.

Am andern Morgen verließen wir bei klarem Himmel und heiterem Sonnenschein Cadix und fuhren mit einem kleinen, aber recht gut gebauten Dampfer der spanischen Compañia transatlantica nach Tanger. Das Schiff umkreist in weitem Bogen die Stadt, indem es aus dem gegen Nordwesten gelegenen Hafen in's offene Meer fährt und schlägt dann die Richtung gegen Süden ein. Die Fahrt geht in den ersten Stunden immer neben der Küste einher, auf welcher die einzelnen Ortschaften mit den sie umgebenden bebauten Feldern, die durch felsige Abhänge und alte Wachtthürme unterbrochen werden, deutlich erkennbar sind.

Nachdem wir an dem öden Kap Trafalgar, wo die englische Flotte unter Nelson 1805 einen großen Sieg über die Franzosen errang, vorüber gekommen waren, wandten wir uns von der spanischen Küste vollständig ab und steuerten direct auf Afrika los. Die schaukelnden Bewegungen des Schiffes, die bei dem geringen Winde, welcher an diesem Tage herrschte, zuerst unbedeutend erschienen, wurden nun heftiger, und die Seekrankheit begann unter den Passagieren einzelne Opfer zu wählen.

Die Gesellschaft der ersten Klasse bestand außer uns und unseren französischen Reisegefährten aus einem feingebildeten jungen Engländer, der in Deutschland studirt hatte, und seiner Schwester, einem liebenswürdigen, artigen Beamten der Pariser Präfektur und seiner Gemahlin, einem verabschiedeten französischen Rittmeister, welcher nur für die Jagd Interesse zu haben schien, und einigen Spaniern, die sich von den Uebrigen fernhielten. Auf dem engen Raume des Schiffsverdecks zusammengebrängt, durch das gemeinsame Reiseziel und das Bewußtsein verbunden, daß man in der Stunde der Gefahr auf die gegenseitige Hilfe angewiesen ist, tritt man sich hier in wenigen Augenblicken näher, als es sonst im Zeitraume von Monaten und Jahren geschieht.

Jemehr wir uns der marokkanischen Küste näherten, desto klarer traten die Contouren derselben hervor. Eine fortlaufende Kette von scharf umschriebenen Bergen, die Anfangs mit einem matten blaugrauen Farbenton bedeckt sind, welcher sich allmählich in verschiedene Nüancen auflöst, breitet sich vor dem Auge aus. Walbige Abhänge und dunkle Schluchten grenzen sich von den grünen Flächen ab, in denen einzelne Landhäuser zerstreut sind.

Nach einer Wendung um einen steil abfallenden Felsenvorsprung öffnet sich die Bucht von Tanger, in deren Hintergrunde die Stadt liegt. Eine halbe Stunde von derselben entfernt, warf das Schiff Anker, und wir wurden von einer Bande wild durcheinander schreiender Hôtelagenten und Kofferträgern, welche sofort an Bord kamen, umringt, die in allen Sprachen Europas ihre Dienste anboten. Da uns das widerliche Treiben dieser Leute, welche unter entsetzlichem Lärm zwecklos durcheinander rennen, sich gegenseitig beschimpfen, stoßen und schlagen und dabei den Fremden, dem sie behülflich sein sollen, oft vollständig vergessen, schon aus den Hafenstädten von Tunis und Aegypten bekannt war, so bewahrten wir unsere Ruhe und warteten den natürlichen Verlauf der Ereignisse ab.

Große Barken nahmen uns auf und brachten uns zum Zollamt, welches in einem Thorwege in der Nähe des Hafens untergebracht ist. Dort stellte sich heraus, daß mein Koffer, obwohl ich ihn selbst den Kofferträgern übergeben hatte, auf dem Schiffe zurückgeblieben war; wahrscheinlich wollten die Bootsführer durch die nochmalige Fahrt dorthin die Berechtigung zu einer doppelten Lohnforderung gewinnen, welche ich auch, wenn gleich in beschränkterem Maaße anerkennen mußte.

Die marokkanischen Zollbeamten, zwei weißbärtige würdige Greise mit klugen, freundlich blickenden Augen, benahmen sich bei der Untersuchung des Gepäcks sehr wohlwollend und beendeten sie, bevor sie damit eigentlich begonnen hatten. Das englische Hôtel, in welchem wir Wohnung nahmen, wurde nach wenigen Minuten erreicht; es empfiehlt sich für einen kurzen Aufenthalt wegen der Nähe des Hafens. Will man längere Zeit in Tanger bleiben, so ist das Hôtel de France, welches eine halbe Stunde vom Meere entfernt, auf der Höhe inmitten von grünen Anlagen liegt und eine bewundernswerthe Aussicht auf die Bucht und die Küste gewährt, bei weitem vorzuziehen.

Die Stadt Tanger besteht aus wenigen zusammenhängenden Gassen und einer großen Zahl von Villen und Landhäusern, welche die benachbarten Höhen und Bergabhänge bedecken. Sie baut sich vom Meere aus wie in Terrassen nach oben hin auf. Die Gassen sind unregelmäßig und eng, die Wege nicht gepflastert, für Fuhrwerk unmöglich, vom Regen ausgewaschen und voll von Löchern, aus denen einzelne scharfe Steine hervortreten, und mit Schmutz und allen möglichen thierischen Abfällen bedeckt, wie in allen orientalischen Städten. Die Häuser tragen theils den südeuropäischen, theils den arabischen Charakter. Merkwürdige Gebäude mit maurischer Architektur sucht man vergebens. Selbst die beiden Moscheen mit ihren Minarets sehen sehr nüchtern und einfach aus. Das Innere derselben zu betreten, ist den Nicht-Mohammedanern verboten, da man sich hier noch streng an die kirchlichen Gebräuche des Islams hält.

Neben den Mohammedanern bilden die Juden den größten Bestandtheil der Bevölkerung von Tanger. Sie treten hier nicht bloß als religiöse, sondern auch als politische und sociale Genossenschaft auf und besitzen zum großen Theile die französische Staatsangehörigkeit. Von ihren mohammedanischen Mitbürgern unterscheiden sie sich nicht so sehr durch ihre körperliche Erscheinung und Gesichtsbildung, als durch die Kleidung, indem die Männer dunkle Jacken und Hosen und schwarzen Fez tragen, die Frauen unverhüllt einhergehen und ihre Abhängigkeit von den europäischen Moden an den Tag legen.

Die aus Europa eingewanderten Christen bilden ebenfalls eine Gemeinde mit Kirche und Schule, welche von spanischen Mönchen besorgt wird.

Wenn man auf der ziemlich steil ansteigenden, holprigen Hauptstraße nach dem oberen Theile der Stadt wandert, so kommt man zum Bazar mit seinen Waarenmagazinen, deren Ausstattung einen recht ärmlichen Eindruck macht. Sie enthalten fast mehr europäische Handelsartikel als einheimische, und zwar in einer Qualität, die man bei uns als Ausschuß oder Auswurf bezeichnet.

Unweit vom Bazar befindet sich das Stadthor und außerhalb desselben ein weiter und unbebauter Platz. Hier sahen wir das echt-orientalische Volksleben. Kameele, welche mit Karawanen aus dem Innern des Landes angekommen waren oder dorthin zurückkehren sollten, lagerten hier in großer Anzahl und wurden von ihren Treibern behütet; kleine fleißige Esel brachten schwere Lasten oder trugen sie fort; marokkanische Bäuerinnen, deren blau tätowirte Finger mit roh gearbeiteten silbernen Ringen geschmückt waren, hockten auf der Erde und boten Hühner und Eier, Früchte und Gemüse zum Verkauf an, während die Händler mit Süßigkeiten an der Jugend von Tanger eine zwar nicht kapitalskräftige, aber trotzdem sehr kauflustige Klientel fanden. Daneben führten Zauberer und Schlangenbändiger ihre Kunststücke aus und rissen den Kreis der Zuschauer, die sie um sich versammelt hatten, zur lauten Bewunderung hin; Geldwechsler klimperten mit dem schweren marokkanischen Gelde, Knaben balgten sich und warfen sich in den Schmutz,

und Reiter auf feurigen, arabiſchen Roſſen ſprengten durch die Menge. Weiter oben hatten Beduinen ihre Zelte aufgeſchlagen und geſtatteten dem Vorübergehenden einen Einblick in die intimen Vorgänge ihres Familienlebens.

Durchſchreitet man den Platz und ſteigt auf dem breiten Wege zur Höhe hinauf, ſo ſieht man links das Hôtel de France und zur Rechten ſchöne Landhäuſer mit wohlgepflegten Parkanlagen, wo mehrere Vertreter der fremden Mächte ihre Reſidenz aufgeſchlagen haben.

Oben liegt der mohammedaniſche Friedhof, ein unebenes, wüſtes Feld mit vermahlroſten Gräbern und zerſchlagenen Grabſteinen, welches von einigen Cypreſſen bewachſen iſt und des Schmuckes der Blumen gänzlich entbehrt. Man könnte darnach glauben, daß die Anhänger des Iſlams ihre Todten nicht ehren und bald vergeſſen. Aber man wird zu einer beſſeren Meinung bekehrt, wenn man die mohammedaniſchen Friedhöfe der Türkei, namentlich den herrlichen Cypreſſen-Wald zu Skutari in Kleinaſien beſucht, in welchem Täuſende von Leiſchen ruhen, deren Gräber mit Blumenſträußern und ſauberen, bemalten Grabſteinen, auf welchen liebende Herzen oft einen letzten Nachruf geſchrieben haben, geſchmückt ſind.

Den gegen den Weſten vorſpringenden Berggipfel nehmen die Mauern der Raſbah, der marokkaniſchen Feſtung, ein.

In einem unterhalb derſelben gelegenen Hauſe wohnt der Statthalter des Sultans von Marokko. Als wir dort vorüber kamen, ertheilte er gerade Audienzen, und ſein Secretär empfing die Bittſteller in einer weiten offenen Halle. Ein Burſche, welcher ſich uns als Führer angeſchloſſen hatte, erbot ſich, den Damen unſerer Geſellſchaft den Eintritt in den Harem des Gouverneurs zu vermitteln. Durch eine kleine Nebenthür, an welcher wir männlichen Mitglieder der Reiſegeſellſchaft mit dem Führer warten mußten, betraten ſie die Gemächer der Frauen; aber ſie waren ſehr enttäuscht von dem, was ſie dort ſahen, und erklärten bei ihrer Rückkehr, daß ihnen die mangelhafte Bekleidung, das ungenirte Benehmen und vor Allem die Thatſache, daß ſie von den weiblichen Weſen ſofort angebetelt wurden, die Vermuthung aufgebrängt habe, daß ſie nicht mit den Damen des Hauſes, ſondern nur mit deren Dienſtboten Bekanntschaft gemacht hätten.

Nicht weit von dort iſt das marokkaniſche Gefängniß, welches nach dem Lärm, der aus dem Gebäude kam, von ſehr vielen Sträflingen beſetzt war. Der Eintritt wurde uns nicht geſtattet; durch eine offene Lücke, welche nicht viel größer war, als der Schalter an einer deutſchen Eiſenbahnſtation, konnte man jedoch die Geſichter von einigen Inſaſſen erkennen, welche um Brot und Geld baten und ihre aus Korbgeflecht gearbeiteten kleinen Körbchen verfaulten. Die Verpflegung und Behandlung der Sträflinge ſcheint dort nicht ſo gut zu ſein, wie im Gefängniſſe zu Tunis, welches ich vor einer Reihe von Jahren in der Geſellſchaft des verſtorbenen Nachtigal beſichtigte, der damals als deutſcher Generalconſul in Tunis thätig war.

Abends besuchten wir ein arabisches Kaffeehaus, genossen mit vielem Vergnügen den vortrefflichen Mokka-Trank, der dort verabreicht wurde, und lauschten der vom näselnden Gesange der Einheimischen begleiteten Musik, welche mit ihrer wilden Hast und genialen Zerrissenheit, die sich bald in sprudelndem Uebermuth Luft macht, bald in schwermüthigen Klagen ausklingt, an die Zigeunermusik erinnert. Wie oft und wie gerne habe ich einst diese Töne gehört, wenn ich nach der ermüdenden Tagesarbeit der ärztlichen Praxis bei den gebräunten Söhnen Ismaels saß und einen Tschibuk rauchte! Welche Ruhe und Zufriedenheit erfüllt das Gemüth, wenn man dort, losgelöst von den Sorgen der Gegenwart, an die Zukunft denken oder mit seinen Gedanken in die Vergangenheit zurückkehren kann! — Wahrlich! Die Orientalen sind vielleicht bessere Lebenskünstler, als wir, die wir uns die Vertreter der Civilisation nennen. Sie kennen nicht das aufregende Leben des sogenannten Culturmenschen, der im Kampfe um's tägliche Brod oder von Ehrgeiz und Ruhmsucht erfüllt, bisweilen unter der Last der ihm aufgebürdeten Arbeiten erliegt. Bescheiden in ihren Wünschen und Erwartungen, zufrieden, wenn ihre einfachen Bedürfnisse erfüllt werden, erringen sie bald den inneren Frieden, welcher das einzige wahre Glück des Menschen ausmacht, und ohne Furcht vor dem Tode, ergeben in ihr Schicksal, legen sie sich dann eines Tages hin und sterben, wenn das Maaß ihrer Tage voll ist.

Am andern Morgen durchstreiften wir nochmals die Stadt und stiegen durch eine walbige Schlucht zum Meere hinab. Der Spaziergang an den Ufern desselben wird durch den lockeren Flugsand, der über den Füßen zusammenschlägt, erschwert. Mehrere Villen und ein kleines Gasthaus, welches geringeren Ansprüchen genügt, bieten während der Badezeit ein bequemes Unterkommen in der Nähe des Strandes, und ein Badefarren, welcher als provisorisches Wäschedepot benutzt wurde, lieferte den Beweis, daß die Einrichtungen der großen Seebäder hier nicht mehr gänzlich unbekannt sind.

In der Nacht war ein vollständiger Wechsel der Witterung eingetreten. Die See, welche am Tage vorher fast spiegelglatt erschien, zeigte jetzt zahlreiche Flocken von weißem Gisch, bewegte sich unruhig hin und her, tobte und schlug mit gewaltigem Donner an die Küsten. Dabei war der Himmel rein und kein Wölkchen sichtbar.

Bald nach 10 Uhr waren wir reisefertig und am Hafen, wo die bei den hochgehenden Wellen ungemein schwierige Einschiffung begann. Kräftige Männer mit hochgebundenen Beinkleidern trugen die Kasten, die Koffer und die Menschen durch das Wasser in die Barken. Die Damen wurden dabei auf Stühle gesetzt, welche zwei Träger mit großer Mühe und Sorgsamkeit über dem Wasserspiegel hielten; die männlichen Reisenden wurden auf den Rücken und Schultern durch die Bogen geschleppt.

Mir wurde zu diesem Zweck ein junger, starker, hochgewachsener Mann mit breiten Schultern und rothblonden Haaren zugewiesen, der das Aussehen eines Deutschen hatte, mir aber, als ich ihn nach seiner Nationalität fragte,

erklärte, daß er ein Jude ſei. Er hat die ihm geſtellte ſchwere Aufgabe zu meiner vollſten Zufriedenheit erfüllt und die ihm gebotene Gelegenheit nicht, wie andere ſeiner Collegen, benutzt, um durch die Androhung, den Reiter gänzlich oder theilweiſe in das Waſſer einzutauchen, eine erhebliche Erhöhung des vereinbarten Honorars zu erzielen. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich auf einem Juden geritten bin, und ich brauchte es nicht bereuen. —

Als unſere Barke vollſtändig beſetzt war, wurde ſie von 12 kräftigen Ruderern nach dem Dampfer geführt. Nach einer nahezu einſtündigen Fahrt, auf welcher wir beſtändig der Gefahr ausgeſetzt waren, daß das Boot umkippen und uns in das Meer werfen werde, erreichten wir endlich, von den Sturzwellen bis auf die Haut durchnäßt, das Dampfſchiff. Es gehörte der franzöſiſchen Compagnie transatlantique, war klein, hatte nur eine Tragkraft von 800 Tonnen, ging aber vorzüglich und brachte uns in kaum drei Stunden in den Hafen von Gibraltar.

Dieſe Ueberfahrt iſt ſelbſt bei ruhiger See gefährdet, da das Schiff die zwiſchen dem atlantiſchen und dem mittelländiſchen Meere beſtändig ſtattfindenden Strömungen durchſchneidet und dabei ſtarken Schwankungen ausgeſetzt iſt; aber bei ſtarkem Winde und aufgeregter See gehört ſie zu jener Art von Vergnügungen, welche bei längerer Dauer unangenehm werden. Allerdings wird der Reiſende durch den Rückblick auf die zerklüfteten Berge Marokkos und die Ausſicht auf die vor ihm liegende ſpaniſche Küſte, auf welcher die Ruinen der alten mauriſchen Feſtung Tarifa deutlich hervortreten, für die kleinen Unbequemlichkeiten der Fahrt entſchädigt.

Ein ſehr ſchönes Bild breitet ſich vor ihm aus, wenn das Schiff in die Bucht von Algeciras einfährt. Da erblickt er zur Linken die weißen Häuſer dieſer kleinen ſpaniſchen Hafenſtadt, tief drinnen im Grunde der Bucht San Roque, und zur Rechten den Felsen von Gibraltar, auf deſſen weſtlichen Abhängen die den Engländern gehörenden Feſtungswerke und die Stadt erbaut ſind.

Im Angeſicht von Gibraltar, etwa 20 Minuten vom Landungsplatz der Boote entfernt, warfen wir Anker. Da uns die Schwierigkeiten, mit welchen die Einſchiffung an dieſem Tage verbunden war, von Tanger her noch in lebhafter Erinnerung waren, und wir eine unerwünſchte Wiederholung der dort erlebten Scenen befürchteten, wenn wir an's Land gingen, ſo verzichteten wir darauf und blieben an Bord unſers Dampfers. Zudem beſitzt die Stadt Gibraltar keine Sehenswürdigkeiten, und die Beſichtigung der Feſtigungen, welche nur mit beſonderer Erlaubniß des Gouverneurs geſtattet iſt, übte auf uns keinen Reiz aus, da wir von militäriſchen Dingen nichts verſtehen.

Vom Verdeck aus genoſſen wir eine herrliche Rundſicht über die Bucht vom Carnero-Thurme an bis zur Spitze von Europa, wie das äußerſte Ende des Felsens von Gibraltar genannt wird, und nach Afrika, von wo die hellen

Mauern der spanischen Festung Ceuta herüberleuchteten. Als die Nacht hereinbrach, flammten überall Lichter auf, und die Leuchttürme warfen ihre farbigen Lichtstrahlen weit ins Meer hinaus. Spät nachdem die Abendglocken längst verklungen waren, ertönte von der Gegend, wo der Thurm von Santa Garcia steht, ein banges, klagendes Glockengeläute, welches, wie man mir erzählte, zum Andenken an ein Schiff geschieht, das zu dieser Stunde einst dort seinen Untergang gefunden hat.

Um 10 Uhr verließ unser Schiff den Hafen von Gibraltar und wandte sich um den Felsen, der nach Osten steil abfällt, in's mittelländische Meer. Die Nacht war dunkel, aber nicht so finster, daß wir den Weg, welchen der Dampfer beschrieb, nicht sehen konnten. Mächtige Bogen, die uns haushoch erschienen, thürmten sich neben dem Schiffe auf, und hoben es in schwindelnde Höhe, um gleich darauf wieder zu zerrinnen und es in die Tiefe herabsinken zu lassen. Niemals habe ich das Meer großartiger und gewaltiger gesehen als in jener Nacht. Wie erhaben sind doch die Mächte der Natur, und wie klein und unbedeutend ist dagegen der Mensch! — Wer die Majestät der Natur in einem solchen Augenblicke sieht, fühlt sich dem niedrigen Treiben der Menschen entrückt und wird von staunender Bewunderung und Ehrfurcht vor jenen geheimnißvollen Kräften erfüllt, welcher der Welt Werden und Sein enthüllen.

Wir konnten uns von dem wunderbaren Schauspiel nicht trennen und blieben fast die ganze Nacht hindurch auf dem Deck. Zuweilen glaubten wir, daß das Schiff im nächsten Augenblicke zerbersten und von den Wellen verschlungen werden müsse; dann erhob es sich wieder und durchmaß siegreich die Bogen. Dabei heulte der Sturm, und die Maschine ächzte und stöhnte, als ob sie die schwere Arbeit kaum noch bewältigen könnte. Die Kälte, welche sich beim beginnenden Morgengrauen bemerkbar machte, und die Müdigkeit veranlaßten uns endlich, die Kajüte aufzusuchen, wo uns ein tiefer gesunder Schlaf umfing, der erst sein Ende fand, als wir im Hafen von Malaga angekommen waren.

Malaga ist die größte spanische Handelsstadt des Südens. Sie liegt unmittelbar am Meere und breitet sich in der Ebene aus, welche von den Ausläufern der Sierra Alhama begrenzt wird. Im Osten erhebt sich der Hügel des Gibralfaro mit Befestigungswerken, die noch aus der maurischen Zeit stammen. Die Stadt hat breite, schattige Plätze und Promenaden, aber enge, gewundene schmutzige Straßen, hohe moderne Häuser und gute Gasthöfe. Die Kathedrale ist ein mächtiger Renaissancebau, wo man ebenso wie in mehreren andern Kirchen einige interessante alte Bilder findet.

Wir machten einen Ausflug im Wagen beim englischen Friedhofe vorüber, am Ufer des Meeres entlang und besuchten dann die Weinkellereien eines großen deutschen Handlungshauses. Leider herrschte ein heftiger Wind, und dicke Staubwolken erfüllten die Luft, sodaß wir auf weitere Spaziergänge verzichten mußten. Wir benutzten daher unsern Aufenthalt hauptsächlich dazu,

um dem Körper die nach den vorausgegangenen Strapazen nothwendige Ruhe zu vergönnen, Bäder zu nehmen und über die Vorzüge des Malaga-Weins, der mit Recht einen Weltruf genießt, persönliche Erfahrungen zu sammeln.

Es war unsere Absicht, von Malaga mit einem der zahlreichen kleinen Küstendampfer nach Carthagena oder Alicante zu fahren und von dort mit der Eisenbahn weiter zu reisen. Aber der Ausführung dieses Plans stellten sich verschiedene Hindernisse entgegen. Zunächst wird man von der Benutzung dieser Schiffe durch ihre schlechte Bauart, ihre niedrigen, kleinen Kajüten und ihre Unsauberkeit abgeschreckt. Noch mehr ist dies der Fall, wenn man erfährt, daß sie bei der Aufnahme von Waaren sehr unvorsichtig sind und gelegentlich sogar Petroleum als Ladung mitführen.

Doch hätten wir uns dadurch vielleicht nicht abhalten lassen, unserer Neigung für Seefahrten zu fröhnen, wenn uns nicht durch den anhaltenden Sturm die Möglichkeit dazu überhaupt genommen worden wäre. Kein einziger der kleinen Küstendampfer verließ während unsers Aufenthalts in Malaga den Hafen, und es war ungewiß, ob dies in den nächsten Tagen geschehen werde. Daher blieb uns nichts übrig, als den Rückweg wiederum zu Lande zu machen. Wir entschlossen uns dazu um so lieber, da uns wenigstens der erste Theil der Fahrt, nämlich die Strecke von Malaga bis Bobadilla, noch unbekannt war.

Sie gehört zu den schönsten und großartigsten nicht bloß in Spanien, sondern in ganz Europa. Die Eisenbahn fährt zuerst durch eine von Bewässerungsanlagen und breiten Landstraßen durchzogene fruchtbare Ebene, in welcher Wein und Zuckerrohr gebaut wird, und Bananen-, Feigen-, Mandel- und Orangenbäume wachsen, und durchschneidet dann, langsam ansteigend, die Felsenschluchten der Sierra Abbalajis. Durch zahlreiche Tunnel, welche oft eine beträchtliche Länge haben, über Brücken, unter denen das Wasser des Guadalquivir dahinbraust, und an Felsenwänden vorüber, welche nahe an einander gerückt sind und schmale tiefe Spalten bilden, gelangten wir zu einer Stelle, wo sich eine steil aufsteigende mächtige Felsenmasse quer über den Weg legt und ihn gleichsam abschließt. Hier bohrt sich der Zug in den Felsen und durchsetzt ihn in seiner ganzen Breite. Die wechselnden Bilder dieser Fahrt, deren wilde Scenerie immer wieder neue Ueberraschungen bietet, haben weder in der Schweiz noch in Norwegen ihres Gleichen.

Bei Bobadilla kamen wir in Gegenden, die uns bereits bekannt waren. Abends trafen wir in Cordova ein, wo wir wieder im Hôtel Suisse abstiegen, mit dem wir während unsers ersten Aufenthalts recht zufrieden gewesen waren. Am andern Morgen durchstreiften wir nochmals die Stadt, in der wir 14 Tage vorher zuerst andalusisches Leben gesehen hatten, und brachten dann noch eine Stunde in der wundervollen Moschee zu.

VII. Auf! Nach Valencia!

Eine Eisenbahnfahrt voll Gefahren und Unterbrechungen. — Die Mancha. — Huerta de Valencia. — Jativa. — Gasthöfe in Spanien. — Vermischung der verschiedenen Gesellschaftsklassen in Spanien. — Spanische Titulaturen. — Valencia. — Dörfer. — Kathedrale. — Kirchen. — Eine Komödie am Kirchenportal. — Sonstige Sehenswürdigkeiten. — Der Hafenort Grao. — Die Tartana. — Volksleben. — Spanische Stierkämpfe. — Klinisches Hospital.

Nachmittags kurz vor 3 Uhr verließen wir Cordova. Die zerstörte Eisenbahnbrücke bei Alcolea, welche wir bei der Hinfahrt nach Andalusien umgehen mußten, war in den verfloßenen beiden Wochen nothdürftig wieder hergestellt und zum Theil durch ein hölzernes Gerüst ersetzt worden. Da aber das letztere in dem schlammigen Grunde des stark angeschwollenen Stromes keine feste Stütze zu haben schien, so schwankte es recht bedenklich, als unser Zug darüber hinwegfuhr. Der Blick in die entsetzliche Tiefe brachte uns die Gefahr, in der wir schwebten, zum Bewußtsein, und ich hielt es für sehr wahrscheinlich, daß die Wiener Zeitungen am nächsten Tage die telegraphische Nachricht von einem großen Eisenbahn-Unglück in Spanien enthalten würden, bei welchem auch ein Wiener Universitäts-Professor und seine Gattin theilhaft seien.

Doch wir kamen glücklich über diese Brücke hinweg und fuhren muthig dem Ziele unserer Reise entgegen. Mehrere Stunden des heißen Nachmittags waren vorüber, als der Zug in der Station Marmolejo einen längeren Aufenthalt nahm, welcher sich immer mehr ausdehnte, ohne daß die Beamten über die Ursache desselben irgendwelche Auskunft gaben. Da das Dorf weit entfernt und eine Restauration am Bahnhofe nicht vorhanden war, so konnten nur diejenigen Reisenden auf ein Nachtmahl rechnen, welche die dazu erforderlichen Materialien selbst mitgebracht hatten. Mitleid und Speculation sorgten übrigens dafür, daß ein Ausgleich der socialen Härten stattfand, indem die Nothleidenden von Denen, welche mit Vorräthen reichlich versehen waren, theilhaft und Alle in Folge des Austausches der vorhandenen Lebensmittel in den Besitz einer Mahlzeit gesetzt wurden, welche nicht lediglich aus Fetten oder Früchten bestand. Jedenfalls konnte man aus dieser Erfahrung die Lehre ziehen, daß es auf spanischen Reisen nicht gut ist, es zu machen, wie die thörichten Jungfrauen in der Bibel, welche vergessen hatten, vorher Del auf die Lampe zu gießen.

Als wir die Hoffnung, daß sich unser Zug an diesem Tage nochmals in Bewegung setzen werde, längst aufgegeben und uns mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, die Nacht im Coupé auf dem Geleise zu verbringen, zog die Lokomotive zur allgemeinen Ueberraschung plötzlich an, und wir fuhren nach einem Aufenthalt von 6 Stunden ab. Wenige Minuten später erreichten wir eine schadhafte Stelle des Bahndammes, welche von Arbeitern kurz vorher wenigstens so weit hergerichtet worden war, daß unser Zug darüber fort kam, ohne mit dem Damm zugleich herabzustürzen. Ich weiß nicht, ob diese häufigen

Unterbrechungen der Eisenbahnfahrten durch eingestürzte Brücken und ins Rutschen gerathene Dämme in Spanien zu den alltäglichen Ereignissen gehören oder nur ausnahmsweise durch die Regengüsse und Ueberschwemmungen, welche vor unserer Reise dort stattfanden, veranlaßt wurden. Zum großen Theil mögen sie in der leichtsinnigen Art des Bahnbaues, dem schlechten Schienen-Material, dem System der Eingeleisigkeit und der mangelhaften Ueberwachung ihre Erklärung finden.

Nach einer schlaflosen Nacht kamen wir Morgens gegen 7 Uhr in Alcazar an, wo die Linie nach Valencia abzweigt. Da der Postzug, welchen wir benutzen wollten, bereits um Mitternacht abgegangen war, und derselbe täglich nur einmal verkehrt, so wurde den Reisenden, die mit durchgehenden Willeten nach jener Richtung versehen waren, von der Eisenbahn-Verwaltung ein Extrazug bewilligt.

Diese ungewohnte Freundlichkeit hatte vielleicht ihren Grund darin, daß sich unter unsern Reisegefährten zwei berühmte Stierkämpfer mit ihrem Gefolge befanden, welche in Valencia erwartet wurden. Diese Leute nehmen im gesellschaftlichen Leben Spaniens ungefähr die gleiche Stellung ein, wie bei uns gefeierte Sänger oder Schauspieler. Für das Ansehen, welches sie in Spanien genießen, ist es bezeichnend, daß, als vor einer Reihe von Jahren in Madrid ein beliebter Stierkämpfer und einer der hervorragendsten Gelehrten Spaniens gleichzeitig an demselben Tage begraben wurden, der König durch die Wünsche des Volkes veranlaßt wurde, dem Begräbniß des ersteren zu folgen.

Unser Zug hatte nur zwei Personen-Wagen, da die Zahl der Reisenden gering war. Er fuhr mit rasender Eile und hielt nur in wenigen Stationen, um Wasser für die Maschine aufzunehmen. Die dürre Hochebene der Mancha, welche wir durchstießen, bietet dem Auge außer den Windmühlen des Don Quixote nur selten einen Ruhepunkt. Hier und dort durchbrechen grüne Saaten von Roggen oder Hafer wie ersehnte Oasen die ermüdende Monotonie der Steppe, oder eine Viehherde, die von einem Hirten bewacht wird, bringt einiges Leben in diese von Menschen verlassenen Gegenden, die man am liebsten bei Nacht durchreisen möchte.

Erst bei Almansa wird das Bild freundlicher. In der nächsten Station, La Encina, von wo die Linie nach Alicante abzweigt, hörte unser Extrazug auf, und unsere beiden Personen-Wagen wurden einem gemischten Güterzuge angehängt, welcher bald darauf abging. War die Schnelligkeit des Extrazuges bisweilen beängstigend gewesen, so wurden wir jetzt dafür mit einer Langsamkeit befördert, welche in uns die Befürchtung erweckte, daß wir auch an diesem Tage Valencia noch nicht erreichen würden.

Aber auch der Charakter der Landschaft änderte sich vollständig, und wir waren daher erfreut, daß uns Zeit gelassen wurde, um die entzückenden Gegenden, durch welche wir jetzt kamen, mit Muße betrachten zu können. Nachdem man durch einen langen Tunnel das Küstengebirge überwunden hat, sieht

man die Huerta de Valencia, einen sich meilenweit bis zum Meere erstreckenden Garten, vor sich, welcher an Blüthen und Früchten Alles zu bieten schien, was die Phantasie ersinnen kann. Ueberall ist das Land wohl bebaut, und aus den Bauernhäusern spricht Wohlstand und Sauberkeit.

Einen malerischen Anblick gewährt die kleine Stadt Jativa, welche am Abhange eines Kalkfelsens liegend, an dem die ausgezackten Mauern einer alten Festung emporsteigen, von Orangen- und Granatbäumen umgeben, über welche einzelne Palmen hervorragen, und von zahlreichen Quellen und Bässern durchrauscht wird. Hier möchte man gern aussteigen und einige Zeit bleiben, um die Fülle von Schönheit und Liebreiz, mit welcher diese Gegend beglückt ist, genießen zu können.

Jativa ist eine alte Stadt, deren Ursprung bis zu den Römern zurückreicht. Schon im 12. Jahrhundert hatte sie den Ruf, daß dort das beste Papier erzeugt würde. Sie ist die Vaterstadt des berühmten Papstes Alexander Borgia und hat den berühmten Maler Ribera hervorgebracht. J. J. 1707 wurde ihr auf Befehl des Königs Philipp V., weil sie sich seiner Herrschaft widersetzt hatte, ihr alter maurischer Name genommen und dafür die frommkatholische Bezeichnung San Filipppe gegeben; aber das Volk hat sich an den letzteren nicht gewöhnt und gebraucht nur den früheren Namen.

Die Bahn fährt dann weiter durch die Ebene, welche ein kunstvolles, von den Arabern angelegtes System von Bewässerungsanlagen aus den Flüssen Turia und Jucar durchzieht, an Gargagente und Alcira vorüber, wo die Palmen schon häufiger auftreten und sich zu Alleen vereinigen, zu dem salzigen See von Albufera, der mit dem Meere durch einen Kanal in Verbindung steht, im Uebrigen aber von ihm durch sandige, von Kiefern bewachsene Dünen getrennt ist. Hier wird fleißig Reisbau getrieben; auch der Maulbeerbaum ist in der Umgegend von Valencia ziemlich verbreitet, da die Zucht des Seidenspinners und die Seiden-Industrie überhaupt einem Theile der Bevölkerung eine einträgliche Beschäftigung giebt.

Abends kurz vor 9 Uhr kamen wir endlich in Valencia an, statt um 11 Uhr Vormittags, wie uns der Fahrplan versprochen hatte. Im Hôtel de Paris erhielten wir eine vortreffliche Unterkunft und das beste Essen in ganz Spanien.

Die spanischen Gasthöfe — wenigstens diejenigen, welche wir kennen gelernt haben — sind überhaupt weit besser als ihr Ruf. Wir fanden fast überall hohe, lustige, reinliche Zimmer, saubere, breite, bequeme Betten, schmackhaft zubereitete Speisen, unter denen die Seefische und Früchte auch den vermögtesten Gaumen befriedigen mußten, und gute, nicht zu schwere Landweine. Dagegen gab die Bedienung zu manchen Klagen Anlaß; es schien, als ob das Reinigen der Kleider und Putzen der Schuhe gar nicht zu den regelmäßigen Obliegenheiten gehörte, denen sie sich berufsmäßig unterziehen sollte. Die spanischen Domestiken tragen ein anderes Benehmen zur Schau, als die Leute, welche sich bei uns in derartigen Stellungen befinden. Sie machen

nicht den Eindruck, als ob ſie das Gefühl hätten, daß ſie in geſellſchaftlicher Einſicht unter der Herrſchaft, der ſie dienen, ſtehen. Der Fremde iſt erſtaunt, wenn er ſieht, daß der Kellner im Gaſtzimmer raucht oder ſich an einem benachbarten Tiſch niederläßt und in Gegenwart der Gäſte ſeine Mahlzeit verzehrt.

Man kennt in Spanien die ſtrengſche Scheidung der Geſellſchaftsklaſſen, welche bei uns üblich iſt, überhaupt nicht. Bauern und Handwerker verkehren in denſelben Kaffeehäuſern wie vornehme Herren und feingepuzte Damen. In Granada war ich Zeuge, wie eine Bettlerfamilie, deren Mitglieder auf der Straße das Mitleid der Vorübergehenden anſuchten, ſich nachher im Kaffeehauſe zur gemeinſamen Täuſe bei Chokolade und Backwerk vereinigte.

Der Spanier nimmt für ſich ein großes Maß von Höflichkeit in Anſpruch; es genügt ihm nicht, wenn er bloß mit „Señor, Herr“, angeredet wird, ſondern er verlangt in den meiſten Fällen noch, daß er als Caballero bezeichnet und mit dem Adelsſtitel „Don“ beehrt wird. Es geht dort ähnlich zu, wie in Wien, wo auch jeder Straßengelehrer und jedes Greißlerweib als Herr oder Frau „von“ angeſprochen werden. Vielleicht iſt dieſe lächerliche Gewohnheit aus Spanien nach Deſterreich verpflanzt worden? —

Valencia, die Stadt des Cid, in welcher der ſpaniſche Nationalheld die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte und auch geſtorben iſt, beſitzt nur wenige hiſtoriſche Bauwerke und Erinnerungen an die Vergangenheit.

Das Schloß, welches der Cid und vor und nach ihm die mauriſchen Fürſten bewohnten, ſoll dort geſtanden haben, wo ſich jetzt die Börſe befindet. Das Gebäude der letzteren wurde am Schluß des 15. Jahrhunderts aufgeführt; es zeigt ein Gemisch von gothiſchem und mauriſchem Stil, hat eine auffallende Façade, welche oben durch eine Krone von Mauerzinnen ihren Abſchluß erhält, und im Innern einen ſchönen Hof und einen großen hohen Saal, der die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauſes bildet.

Vierundzwanzig hohe, ſchlanke Säulen, von denen acht frei in der Mitte ſtehen, die übrigen in die Mauern der Wände eingefügt ſind, tragen das Gewölbe, welches durch die Pfeiler in drei Schiffe getheilt wird. Jede Säule ſteht auf einer achteckigen Baſis und von jeder Ecke derſelben geht eine Rippe aus, welche die Säule umſchlingend in Form einer Spirale an ihr bis zum Kapitäl hinaufſteigt. Die Stelle des Frieſes erſetzt eine lateiniſche Inſchrift, in der die Beſucher der Börſe ermahnt werden, ihre Mitbürger nicht durch Betrug oder Wucher zu ſchädigen.

Der Bau der Kathedrale wurde ſchon im 13. Jahrhundert begonnen; doch iſt aus der Architektur und Ausſtattung leicht zu erkennen, daß die ſpäteren Zeiten den Hauptantheil daran haben. Das Portal iſt gothiſch, das Innere der Kirche durch mächtige viereckige Pfeiler mit korinthiſchen Kapitälern in drei Schiffe getheilt, die Capilla mayor und der Chor durch Marmorkulpturen und ein ſchönes Altarbild geſchmückt, und die Seiten-Kapellen enthalten werthvolle Gemälde und Grabdenkmäler. In der Sakriſtei werden Reliquien, koſtbare Meßbücher und Kleinodien aufbewahrt.

Neben der Kathedrale erhebt sich der Glockenthurm, von dessen Terrasse wir eine bezaubernde Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung bis zu den Bergen und weit in das Meer hinaus hatten. Ist die Luft klar und rein, wie an dem Tage, an dem wir oben waren, so sieht man am östlichen Horizont die Umrisse der Insel Iviza, welche von den Balearen dem Festlande am nächsten liegt, über der Fläche des Wassers hervortreten.

Valencia besitzt eine große Anzahl von Kirchen, deren Thürme und Kuppeln der Stadt, namentlich von der Ferne gesehen, ein imponantes Aussehen verleihen. Einige von ihnen zeichnen sich durch ihre Bauart aus oder besitzen sehenswerthe Gemälde und Skulpturen. In der Kirche des Collegio del Corpus Christi ist ein Altarbild von Ribalta, das Abendmahl darstellend, welches durch einen Mechanismus verschoben werden kann und dann einem Kreuze Platz macht. Dieser Vorgang, welcher dem Volke großes Vergnügen bereitet, findet an jedem Freitage statt, während die Geistlichen das Miserere nach Palestrina singen. Ich habe es jedoch nicht gesehen, sondern berichte nur nach den Erzählungen Anderer.

Dagegen hatten wir Gelegenheit, einem seltsamen Schauspiel beizuwohnen, welches sich am Tage nach unserer Ankunft vor dem Portale der Kirche des heiligen Vincenz Ferrer abspielte. Man hatte dort eine Bühne errichtet, auf welcher zu Ehren dieses Heiligen, welcher als Schutzpatron von Valencia gilt, am Abend von halb erwachsenen Jünglingen, vielleicht Zöglingen eines geistlichen Seminars, eine Komödie aufgeführt wurde. Nach dem ausgelassenen Benehmen der Darsteller und der Heiterkeit der Zuschauer, welche größtentheils den niederen Volksklassen angehörten, schien es eine derbe Burleske zu sein, wie deren im Mittelalter auch bei uns an geheiligten Orten gespielt wurden. Am meisten Beifall erntete der Komiker, welcher das Ordenskleid eines Mönches trug und sich bei seinen Späßen oft an die Statue des Heiligen wendete. Die Musik einer Militär-Kapelle leitete die Aufführung ein und erhöhte durch ihre lustigen Weisen die fröhliche Stimmung des Publikums.

Das Museum, welches in einem ehemaligen Kloster untergebracht ist, enthält interessante Bilder der Schule von Valencia, darunter auch einige von Juan de Juanes, den man den spanischen Rafael nennt. Mehrere merkwürdige Bauwerke, wie die von mächtigen Flankenthürmen eingefasste Puerta de Serranos, die Façaden und Höfe verschiedener Paläste, die Kreuzgänge in einigen Klöstern u. a. m., wird der Fremde bei einer Wanderung durch die Stadt betrachten.

Valencia hat schöne Promenaden und öffentliche Gärten. Leider liegt die Stadt nicht unmittelbar am Meere, sondern fast eine Stunde davon entfernt. Der Hafenort heißt Grao; er ist durch Tramway und Eisenbahn mit Valencia verbunden. Wir benutzten zu unserm Ausfluge dorthin aber weder das eine noch das andere Verkehrsmittel, sondern die Tartana, das ist eine

Art von Droschke, welche nur in Valencia und den benachbarten Städten bekannt ist.

Die Tartana ist eine zweirädriger, von einem schwarzen Lederdach überwölbter Karren, welcher an den Seiten keine Fenster und nur vorn und hinten offene Luftlöcher hat. Vor dem Dach im Freien sitzt oder hängt vielmehr der Kutscher, dessen Beine das Hintertheil des Pferdes berühren. Die Sitze im Wagen sind an den Seiten angebracht; aber die Wölbung des Daches nöthigt den dort Sitzenden zu einer etwas nach vorn gebeugten Haltung. Gegenüber der venetianischen Gondel, mit welcher man die Tartana verglichen hat, hat sie den großen Nachtheil, daß die Passagiere darin keineswegs, wie auf dem gleichmäßigen Spiegel des Wassers vor Stößen geschützt sind. Wir wurden auf der holprigen Straße nach Grao und auf dem Pflaster zu Valencia so geschüttelt und gestoßen, daß wir es noch lange in unseren Gliedern spürten. Wenn die Tartana vollständig besetzt ist, so werden die Insassen bei einer berartigen Fahrt, wie ich glaube, so durcheinander geworfen, daß sie zuletzt Mühe haben, sich selbst wieder zu finden.

Grao sieht schmuckig und der Hafen vernachlässigt aus, obwohl der Handel von Valencia, der hier eine wichtige Verkehrsstation hat, nicht unbedeutend ist.

Da wir an einem Sonntag in Valencia anwesend waren, so hatten wir Gelegenheit, das Volksleben, welches sich hier entwickelt, kennen zu lernen. Die schmalen Straßen waren mit Menschen dicht gefüllt, meistens Landleuten, von denen noch viele in der Landestracht einhergingen. Die Werkstätten der Handwerker und die kaufmännischen Magazine standen offen und erwarteten Käufer für die ausgelegten Waaren. Auf den öffentlichen Plätzen trugen herumziehende Rhapsoden romantische Ritter- und Räubergeschichten vor, zu denen grob gemalte bunte Bilder eine anschauliche Erläuterung lieferten.

Für den Nachmittag war der große Stierkampf angekündigt, bei welchem unsere Reisegefährten ihre Kunst zeigen sollten. Sie hatten kurz vorher bei den Festen in Sevilla neue Triumphe errungen und zählten zu den besten Stierkämpfern Spaniens.

Ich hatte dieses bestialische Schauspiel schon in Madrid einmal gesehen und die Arena mit Ekel und Widerwillen verlassen, bevor noch der dritte Stier geschlachtet wurde. Doch war dies eine Corrida de Novillos, ein Stiergefecht gewesen, bei welchem nur junge, ungeübte Stiere auftraten. Man sagte mir, daß ich mir darnach kein Urtheil über die eigentlichen Stierkämpfe bilden könnte, und deshalb entschloß ich mich, in Valencia nochmals die Arena zu besuchen.

Die dortige Plaza de toros ist die größte in Spanien und fast nahezu 20 000 Personen. Sie ist gebaut wie die Amphitheater des Alterthums, z. B. das Colosseum in Rom, hat unten steinerne, oben hölzerne Sitze, welche in concentrischen Kreisen den Kampfplatz umgeben und in der Höhe durch Bogen ihren Abschluß erhalten, und besitzt zahlreiche Eingänge, aber kein Dach, sodaß die Zuschauer dem Regen wie der Sonne ausgesetzt sind.

Der Anfang der Vorstellung war für 3¹/₂ Uhr Nachmittags festgesetzt; doch war der Circus schon lange Zeit vorher mit Zuschauern angefüllt. Ein halbes Hundert von bewaffneten Gensdarmen, lauter stattlichen Leuten in prächtigen Uniformen, besetzte einen Theil der Sitzplätze, um Ruhestörungen zu verhüten, wie mir gesagt wurde, und eine Militär-Kapelle begann, für die musikalische Unterhaltung des Publikums zu sorgen.

Nachdem sich die Präsidenten-Loge mit einigen Herren, welche theils im schwarzen Gesellschaftsanzuge, theils in militärischer Uniform erschienen, gefüllt hatte, öffneten sich auf ein gegebenes Zeichen die Pforten des Haupt-Einganges, und der Zug der Stierkämpfer betrat die Arena. Voran ritten zwei Reiter in altspanischer Tracht mit Federhüten und bunter Schärpe, ihnen folgten paarweise die Picadores in gelbbraunem Lederanzuge, ebenfalls zu Pferde und mit langen Lanzen ausgerüstet, und zu Fuß, in blendenden Costümen aus Sammet und Seide in blauer, violetter, grüner, rother und brauner Farbe, welche mit Goldschnüren reich besetzt waren, erschienen die Chulos mit rothen Tüchern, die Banterilleros mit Fahnen, die Espadas und Matadores mit langen Degen und Dolchen. Den Schluß bildete ein Viergespann von Maulthieren, welches die Aufgabe hat, die todten Stiere und Pferde aus der Arena zu schleifen.

Dieser Zug, dessen Anblick durch den Reichthum der Costüme und die edle Haltung der Menschen und Pferde das Auge fesselte, durchzog unter den Klängen der Musik und dem Jubelgeschrei der Zuschauer dreimal im Umkreise die Arena und stellte sich dann vor der Loge des Präsidenten auf, welcher den in ein Taschentuch gehüllten Schlüssel zum Stierzwinger herabwarf. Als Präsident fungirte ein junger, blondbärtiger Advokat aus Valencia, der an der Spitze der Gesellschaft steht, welche die Stierkämpfe unternimmt.

Nachdem die spanischen Reiter den Kampfplatz verlassen und die Picadores ihre Pferde gegen armselige Klepper umgetauscht hatten, erschien der erste Stier, ein kräftiges, hochgewachsenes Thier mit großen, schönen Augen und langen gewundenen Hörnern. Während er durch die geöffnete Thüre des Zwingers hindurchschritt, wurde ihm von einem der Leute ein Blumenstrauß mit langen bunten Schleifen, der unten am Stiele einen eisernen Widerhaken trug, von rückwärts in den Nacken getrieben. Der Schmerz, der dadurch verursacht wurde, und der ungewohnte Anblick der lärmenden Volksmenge machten den Stier, der bis dahin in einem dunklen Käfig gehalten worden war, stutzig und ließen ihn verwundert um sich schauen. Auch wurde er von den grellen Strahlen der Sonne, welche ihm nach dem plötzlichen Wechsel mit der Finsterniß sehr unangenehm sein mußten, direkt getroffen.

Sobald näherten sich ihm die Picadores und trieben ihm die Spitzen ihrer Lanzen in das Fleisch. Das Thier zuckte einen Augenblick, wandte sich dann gegen den Reiter und bohrte seinem Pferde die Hörner in den Leib. Das gleiche Schicksal hatten die übrigen Pferde, welche dem Stiere entgegengetrieben wurden. Mit geöffneter Bauchhöhle, aus welcher die Gedärme herausgingen,

während ein ſtarker Blutſtrom den Boden roth färbte, ſtanden die gequälten Thiere da, den weiteren Angriffen des erbosten Stieres ausgeſetzt, der in ihnen ſeine vermeintlichen Gegner erblickte. Wenn ſie der mitleidige Tod nicht erlöſte, ſo wurden ſie mit Stöcken und Prügeln dem Stiere immer wieder auf's Neue entgegengetrieben. Zum Glück ſind die Verletzungen derſelben in den meiſten Fällen ſo ſchwere, daß ihr Ende in kurzer Zeit eintritt. Wenn dies aber nicht geſchieht, und das Thier lebend den Kampfplatz verläßt, ſo werden ihm, wie mir erzählt wurde, die Wunden zugenäht, um es für den nächſten Stierkampf gebrauchen zu können.

Die Pferde, welche für dieſen Zweck verwendet werden, ſind abgetriebene Droſchkengäule, welche nach einem langen Leben voll Arbeit und Entbehrungen hier einen qualvollen Tod erleiden. Manche ſind durch Hunger und Krankheiten bereits ſo herabgekommen, daß ſie ſich kaum mehr aufrecht halten können. Die Unternehmer der Stierkämpfe kaufen ſie, weil ſie am billigſten ſind. Man verbindet ihnen die Augen, wenn ſie in die Arena geführt werden, und feſſelt ihre Vorderfüße ein wenig, damit ſie keinen Widerſtand leiſten, wenn ſie dem wüthenden Stiere entgegengetrieben werden. Sie dienen lediglich dazu, die Aufregung und Wuth des Stieres zu ſteigern.

Sobald die letztere einen hohen Grad erreicht hat, oder die Summe der geopfertten Pferde den Erwartungen des Publikums genügt, entfernen ſich die Picadores, und die zurückbleibenden Chulos und Banderilleros beginnen ihr Spiel, indem ſie dem Stiere rothe und braune Tücher vorhalten und ihm Pfeile, welche mit bunten Bändern oder Papierſtreifen umwickelt ſind und an den untern Enden Widerhaken haben, in dem Augenblick, da er auf ſie loſtſtürzt, mit ebenſoviel Muth als Geſchicklichkeit in die Schultern ſtoßen. Der Stier wird durch dieſe grausamen Neckereien immer zorniger und rennt in der Arena bald auf dieſen, bald auf jenen ſeiner Peiniger los, welche neben ihm oder über ihn hinwegſpringen oder über die Brüſtung flüchten. Die fruchtloſen Anſtrengungen, die er unternimmt, um ſeine Gegner zu erreichen oder ſich von den ihn ſchmerzenden Pfeilen zu befreien, ermatten ihn allmählich; gleichzeitig erſchöpft ihn der ſtarke Verluſt von Blut, welches in Strömen an ſeinem Körper herabfließt. Das kräftige Thier ſieht ſich wie Hilfe ſuchend im Kreiſe um, ob es nicht eine Thür entdecken kann, durch welche es entfliehen kann; es ſcharrt mit den Füßen im Boden, ringt nach Athem und läßt den Speichel aus dem Rachen rinnen.

Nun ziehen ſich die Banderilleros zurück, und der Espada betritt die Scene. Er führt einen langen Degen mit ſich, der in ein rothes Tuch gehüllt iſt. Er nähert ſich furchtlos dem Stiere und bohrt ihm denſelben in das Genick. Gelingt ihm dies nicht, ſo wird ein Anderer gerufen, der dem Thiere den Todesstoß giebt.

Hierauf kommen die Maulthiere und ſchaffen den Stier und die von ihm getödteten Pferde hinweg; der Kampfplatz wird vom Blut und Schmutze gereinigt, und die Muſik ſpielt einen Tanz.

Nach einer kurzen Unterbrechung wird der Thierzwinger abermals geöffnet, und es erscheint ein anderer Stier, dem wieder eine Anzahl Pferde geopfert werden, bis er schließlich selbst in den Tod gehest wird. Dieses Spiel wiederholt sich mit ermüdender Einförmigkeit mehrmals. Bei dem Schauspiel in Valencia wurden auf diese Weise acht Stiere und eine Anzahl von Pferden zur Freude des Volkes abgeschlachtet.

Der Verlauf der Vorstellung ist stets der gleiche; nur selten kommen kleine Abweichungen vor, je nachdem die Stiere bössartig und heftig oder träge und gutmüthig und die Kämpfer mehr oder weniger geübt sind. So gelang es einem der Stiere, über die Barrière zu springen und in den schmalen Gang, welcher den Kampfplatz vom Zuschauer-Raume trennt, zu entkommen; aber er wurde sofort wieder in die Arena zurückgetrieben, und die zunächst stehenden Herren glaubten eine große Heldthat zu verrichten, indem sie aus gedecktem Hinterhalt auf das geängstigte blutende Thier mit Stöcken losschlugen. Ein anderer Stier versang sich mit seinen Hörnern in dem Leibe eines todten Pferdes derartig, daß er sich kaum mehr davon losmachen konnte. Ein dritter Stier spießte ein Pferd auf und trug es mit dem Reiter durch den Circus. Der Picador fiel dabei herab und schien schwer verletzt zu sein; denn er konnte sich nicht ohne fremde Hilfe erheben und wurde von seinen Genossen hinausgetragen. Zuweilen kommt es vor, daß ein Stier keine Lust hat, den ihm aufgedrungenen Kampf aufzunehmen, und sich schon zurückzieht; dann werden ihm Pfeile mit Schwärmern in den Nacken gestoßen, deren Feuerwerk ihn rasend macht.

Das Publikum begrüßte diese aufregenden Ereignisse mit frenetischem Beifall; je mehr Blut floß, desto größer wurde die Freude, und man konnte auf den Gesichtern der Zuschauer den geheimen Wunsch lesen, daß zur vervollständigung des Vergnügens doch mindestens auch eine lebensgefährliche Verwundung eines Stierkämpfers vorgeführt werden möge.

Darunter befanden sich Leute der sogenannten besseren Stände, elegant gekleidete Damen und zarte Kinder. Neben mir saß ein Offizier mit seiner schönen Frau, zwei Töchtern und einem hübschen, dunkelgelockten Knaben von sechs Jahren, welche vor freudiger Aufregung ihre Umgebung vollständig zu vergessen schienen und den Stier und die Stierkämpfer durch leidenschaftliche Zurufe zu neuen Grausamkeiten anzufeuern suchten. Ich hatte dabei die Empfindung, daß der Stier und die armen Pferde eigentlich die einzigen anständigen Wesen in dieser Gesellschaft waren.

Die Spanier vertheidigen die Stierkämpfe, indem sie behaupten, daß es ritterliche Spiele seien, welche die körperliche Gewandtheit ausbilden, den Muth beleben und den Charakter adeln. Aber ist es ritterlich, ein entkräftetes wehrloses Pferd, dem man jedes Mittel der Vertheidigung genommen hat, dem wüthenden Stiere gegenüber zu stellen? — Das ist überhaupt kein Kampf, sondern ein raffinirtes Abschachten der Thiere.

Wenn man zur Entſchuldigung dieſes Vorgangs anführt, daß zu den Stierkämpfen nur Pferde verwendet werden, welche dem Schinder verfallen ſind und hier wenigſtens die Genugthuung erhalten, daß ſie mit Glanz ſterben, ſo kann man darauf erwidern, daß den Betheiligten ein raſcher Tod durch kunſtgeübte Hand jedenfalls lieber wäre, als das Herausreißen der Gedärme und das langſame Zerleiſchen ihres Leibes durch den Stier.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit der Stierkämpfer Bewunderung verdient, und daß der Kampf zwiſchen ihnen und dem Stier, in welchem die menſchliche Intelligenz und Geſchicklichkeit mit der rohen thieriſchen Kraft ringt, großes Intereſſe erregt. Aber es iſt kein Schauſpiel für Frauen und Kinder, deren Gemüth von Güte und Sanftmuth erfüllt ſein ſoll. Wüßten die ſchönen Frauen, welcher Zug von Gemeinheit ihr Antliß entſtellt, wenn ſie den Stierkämpfen zuzubeln, ſo würden ſie ihnen für immer fernbleiben. Und was kann man von Kindern erwarten, welche man lehrt, ſich an den Leiden der Thiere und Menſchen zu erfreuen? —

Anſtatt ihnen Mitleid mit den Schmerzen Anderer in die Seele zu träufeln und ſie zur Menſchlichkeit zu erziehen, wird ihnen Rohheit und Graufamkeit beigebracht. Wird ihnen denn niemals ſagt, daß die Thiere Nerven haben und Schmerzen empfinden wie die Menſchen? — Warum erfüllen die Prieſter der chriſtlichen Religion nicht ihre Pflicht, das Volk zu belehren, daß es ſich auch des armen Viehes erbarmt? — Warum erhebt der ehrwürdige Greis auf dem Throne des heiligen Petrus nicht ſeine weithin hallende Stimme zu Gunſten dieſer gemißhandelten, gequälten Geſchöpfe? —

Wer die Stierkämpfe in Spanien geſehen hat, begreift es, daß auf den Wänden der ſpaniſchen Maler jene Freude am Blutigen, Entſetzlichen, Grauenhaften hervortritt, welche dieſelben zum Befremden der Künſtler und Kunſtfreunde anderer Völker charakteriſirt. Er verſteht es, daß ſich die Spanier durch die Inquiſition, welche ſie in ihrem Lande einführten, ein trauriges Andenken in der Geſchichte erworben und durch die Gräueltthaten, die ſie in andern Welttheilen gegen die Indianer und Neger verübten, überall verhaßt gemacht haben. Er wird auch nicht erſtaunen, wenn die Mordbuben der Anarchie in Spanien Bewunderer und Anhänger finden.

Die engliſchen und amerikaniſchen Thierſchutzvereine haben verſucht, durch eifrige Agitation und erhebliche Geldopfer eine Beſeitigung oder Einſchränkung der Stierkämpfe herbeizuführen; aber ohne Erfolg. Jede Regierung, welche es wagen würde, ſie zu verbieten, würde ſich der Gefahr ausſetzen, die Popularität zu verlieren, wenn ſie dieſelbe beſitzt, und Unruhen und Aufſtände hervorzurufen. Eine Aufhebung der Stierkämpfe iſt nur möglich, wenn ſie durch eine humane Erziehung des Volkes, und namentlich der Jugend, während eines Zeitraumes von mehreren Jahrzehnten vorbereitet wird.

Einigermäßen gemildert wurde der widerwärtige Eindruck, den der Stierkampf in Valencia auf mich gemacht hatte, als ich erfuhr, daß die Erträgniſſe

besseren zum Theil dem dortigen Krankenhause gewidmet werden. So tragen die Schmerzen der Thiere wenigstens dazu bei, daß die Leiden der Menschen gemildert werden.

Das Hospital in Valencia, in welchem der klinische Unterricht erteilt wird, ist ein weitläufiges Gebäude mit mehreren Flügeln und lustigen hohen Sälen, welche in ihrer Eleganz und Pracht gewiß nur von wenigen derartigen Anstalten in Europa übertroffen werden. Die Kranken werden sauber gehalten und gut genährt und scheinen sich recht behaglich zu fühlen.

VIII. Ueber Barcelona nach Wien zurück.

Eisenbahnfahrt nach Tarragona. — Lage dieser Stadt. — Römische Bauten. — Kathedrale. — Kreuzgang. — Museum. — Spaziergänge. — Fahrt nach Barcelona. — Stadterweiterung von Barcelona. — Kathedrale. — Merkwürdige Bauwerke. — Universität. — Klinik. — Volksleben. — Rambla. — Theater. — Promenaden. — Columbus-Säule. — Fort Monjuich. — Spanische Friedhöfe. — Ausflug nach dem Montserrat. — Lage. — Kirche. — Kloster. — Felsengrotten. — Gebirgskloster. — Historisches. — Eisenbahnfahrt von Barcelona nach der französischen Grenze. — Diebstähle auf den spanischen Eisenbahnen. — Marseille. — Nach Wien zurück.

Die Fahrt von Valencia nach Barcelona gehört zu den angenehmsten, welche wir in Spanien gemacht haben. Zur Rechten liegt das Meer, von welchem eine kühle, erfrischende Luft herüberweht, und auf der linken Seite sieht man walbige bebante Hügel, die mit fruchtbaren Thälern abwechseln. Zuweilen entschwindet dem Auge die endlose Wasserfläche, welche durch zahlreiche Fischerboote belebt wird, wenn sich die Eisenbahn-Linie vom Meere entfernt und landeinwärts verläuft. Die Landschaft zeigt üppige Getreidesaaten, Gewinde von Hülsenfrüchten, Orangenwälder, Citronenpaläste, Feigenbäume, Carruben und Palmen, die mit den Delbäumen den südlichen Charakter der Vegetation vervollständigen. Dazwischen begegnet man Wachtthürmen und Befestigungen, deren Ruinen von Bergen und Hügeln herabschauen, alten Schlössern und modernen Villen, kleinen Fischerdörfern und wohlhabenden Landstädten mit Mauern und Kirchen, deren Kuppeln in der Sonne glänzen. An Saguntum, welches einst von Hannibal belagert wurde, zu den Zeiten der Römer eine hervorragende Bedeutung erlangte und jetzt nur noch wenige Ueberreste der einstigen Größe zeigt, und an der Festung Tortosa vorüber gelangten wir Abends nach Tarragona, wo wir die Nacht und den folgenden Vormittag zubrachten.

Die Stadt lehnt sich in ihren älteren Theilen terrassenförmig an die Abhänge der Felsen an, während die neueren Quartiere derselben mit dem Bahnhofe in der Ebene am Meere ausgebreitet sind. Sie wird von den Fremden nicht so sehr wegen ihrer pittoresken Lage, als wegen der merkwürdigen Bauwerke des Alterthums besucht, welche sich hier erhalten haben.

Tarragona war unter der römischen Herrschaft der Sitz der Regierung und der Ausgangspunkt für die militärischen Expeditionen, welche die Eroberung

des Landes zum Zweck hatten. Hier lebte Scipio Africanus, als er den Oberbefehl über das römische Heer niedergelegt hatte; hier empfing der Kaiſer Augustus die Geſandten der Scythen und der Indier, und auch Hadrian hielt ſich während eines Winters in Tarragona auf.

Aus dieſer Periode ſtammen die alten Stadtmauern und der ſogenannte Pilatus-Thurm, deren mächtige Steinmaſſen für die Ewigkeit berechnet zu ſein ſcheinen. Auch vom kaiſerlichen Palaſte, vom Amphitheater und einigen römischen Privathäuſern ſind noch einzelne Ueberreſte vorhanden. Am beſten hat ſich die von den Römern angelegte Waſſerleitung erhalten, deren kühner Bogenbau, ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden von der Stadt entfernt, in einsamer, waldiger Gegend verſteckt liegt. Die Bogen dienen dazu, eine zwiſchen zwei Hügelu liegende Schlucht zu überbrücken; ſie bilden zwei übereinandergeſtellte Reiſen, von denen die obere 24, die untere 11 Bogen hat.

Wer die Aquaeducte der römischen Campagna geſehen hat, wird davon freilich etwas enttäuscht ſein und vielleicht den weiten Weg bereuen, den er von der Stadt dorthin gemacht hat, beſonders wenn die Sonne heiße Gluthſtrahlen herabſandte, wie es uns erging. Die Straße war mit einem blendend weißen, trockenen Kalkſteinſtaub bedeckt, der durch die Räder unſers raſch dahinfahrenden Wagens zu dichten Wolken aufgewirbelt wurde, welche uns faſt den Athem nahmen.

Die Kathedrale iſt ein weithin ſichtbarer Bau, deſſen Anfänge in's 12. Jahrhundert zurückerreichen. Sie hat ein ſchönes gothiſches Portal, iſt aber im Innern ſehr einfach. Im Chor erblickt man alte Holzſchnitzereien, am Haupt-Altar eine in Mabaſter geſchnittene Darſtellung des Lebens und Leidens Chriſti und des Martyriums der heiligen Thereſe aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts und in den Kapellen einige kunſtreiche Grabmonumente und Skulpturen. Das aus einem Marmor von ſeltener Reinheit beſtehende Taufbecken ſoll dem Palaſte des Augustus entnommen und, wie die Sage behauptet, von der ägyptiſchen Königin Cleopatra als Badeſchüſſel gebraucht worden ſein.

Lieblich ſieht der Kreuzgang mit ſeinen offenen Säulengängen aus, welche einen herrlichen Garten umſchließen, aus dem das dunkle Grün des Lorbeers herüberwinkt. Eine buſenſtörmig überwölbte Niſche im mauriſchen Stile mit einer Inſchrift, aus welcher hervorgeht, daß ſie i. J. 960 errichtet worden iſt, regt zu der Vermuthung an, daß die Säulengallerie einſt zu einer arabiſchen Moſchee gehört hat. Bewunderung verdienen die Capitäle der Säulen wegen ihrer ſeinen Ausfühung und der Verſchiedenartigkeit der Figuren und Ornamente.

Das kleine Muſeum, welches im Stadthauſe ſeine Räume hat, enthält eine Menge von werthvollen Antiquitäten, namentlich von römischen Münzen und Gebrauchs-Gegenſtänden, darunter auch einige chirurgiſche Inſtrumente ſowie mehrere Gemälde und hiſtoriſche Erinnerungen aus ſpäteren Zeiten.

Breite schattige Plätze und Promenaden durchziehen die Stadt. Der Spaziergang um die Mauern derselben, den wir in der Frühe des Tages unternahmen, kann Jedem, der Tarragona besucht, empfohlen werden. Man genießt dabei eine entzückende Aussicht auf das Meer und die jenseit des Felsens sich ausbreitende Landschaft.

Am Nachmittage verließen wir Tarragona, da ein längerer Aufenthalt an diesem Orte nicht in unserm Reiseplane lag. Leider wurde uns derselbe durch die widerliche Art der Zubereitung der Speisen, welche in unserm Gasthofe üblich war, verleidet. Man verstand dort nämlich die Kunst, das Fleisch, die Gemüse und Fische durch die Zuthat von einem Schmalz, welches eine Mischung von schlechter Margarinebutter und altem Hammelfett zu sein schien, gänzlich ungenießbar zu machen. Auch bei uns giebt es unverständige Gastwirthe, welche die elementare Küchenregel nicht kennen, daß schlechtes Material durch gute Butter schmackhaft, gutes Material aber durch schlechte Butter verdorben wird.

Von Tarragona nach Barcelona fährt man nicht viel länger als drei Stunden. Den Verkehr zwischen diesen beiden Städten vermitteln zwei verschiedene Eisenbahnlinien, von denen die eine theilweise dem Meere entlang, die andere durch das Land führt. Wir wählten die letztere, weil uns die Zeit der Abfahrt bequemer war, als diejenige der andern Linie. Der Charakter der Gegend ist im Allgemeinen der nämliche, wie zwischen Tarragona und Valencia.

Man kommt zunächst an dem Scipionen-Thurme, einem quadratischen Gebäude auf einer gegen das Meer zu gelegenen Anhöhe, und an Pinienwäldern vorüber, fährt streckenweise durch Tunnels und tiefe Durchschnitte, welche die Aussicht hemmen, und wird dann wieder durch einen Blick auf Berge, deren Gipfel mit Ruinen gekrönt sind, auf malbige Schluchten und fruchtbare Thäler erfreut. Bei der Station Villafranca erscheint am nördlichen Horizont die durch ihre eigenthümliche Form auffallende, einer Reihe von riesigen Zähnen gleichende Bergkette des Montserrat; deutlicher tritt dieselbe hinter Martorell hervor. Zahlreiche industrielle Etablissements mit rauchenden Fabriksthöfen und die Ausnutzung des Bodens durch Gemüsebau, welche man in dieser Gegend beobachtet, liefern den Beweis, daß hier eine rührige, fleißige und intelligente Bevölkerung wohnt. Durch ausgedehnte Vororte, die bereits zu Barcelona zu gehören schienen, gelangten wir endlich in den Bahnhof dieser Stadt, wo wir Abends nach 7 Uhr eintrafen.

Barcelona, die größte spanische Handelsstadt, befindet sich, ähnlich wie Wien, gegenwärtig in einer Periode der Stadterweiterung. Es hat durch die Einverleibung mehrerer Vororte und des zwischen diesen und dem alten Stadtgebiete liegenden Terrains einen Flächenraum erhalten, welcher den bisherigen zehnmal übersteigt. Ein großer Theil der neu gewonnenen Baufläche ist bereits mit Straßen bedeckt, die durch ihre Geradlinigkeit und die einförmige Bauart der Häuser an die Städte der nordischen Länder erinnern.

Obwohl der Ursprung Barcelonas in das frühe Alterthum verlegt und sogar den Karthagern zugeschrieben wird, hat es doch ein ganz modernes Aussehen. Von Bauwerken aus früheren Zeiten hat sich fast nichts erhalten, und die wenigen noch vorhandenen Ueberreste verschwinden in dem lebensvollen Bilde der Gegenwart.

Die Kathedrale ist ein Werk des 14. Jahrhunderts und im Stile reiner Gothik gehalten. Sie hat schöne Portale und Thürme und ist im Innern dreischiffig und von spitzbogigen Gewölben überdeckt, die von Bündelpfeilern gestützt werden. Unter dem Hochaltar befindet sich die Kapelle der heiligen Eulalie, deren Reliquien in einem aus Marmor geschnittenen, von 8 Säulen getragenen Mausoleum aufbewahrt werden. Die übrigen Kapellen sind mit Gemälden und Grab-Skulpturen, die Bestühle des Chors mit Holzschnitzereien verziert. Der Kreuzgang mit seinen Drangen und Jasmin und dem sprudelnden Wasser einer frischen Quelle bildet einen angenehmen Gegensatz zu der düstern, feierlichen Stille der Kirche.

In der Nähe davon findet man das Stadthaus mit seinem berühmten Hofe und das Ständehaus, welche mit ihrer Umgebung entzückende Architektur-bilder liefern. Von den Kirchen verdient außer anderen besonders die der Santa Maria del mar mit ihren Glasmalereien und achteckigen Thürmen einen Besuch. Die Börse, ein luxuriöser Prachtbau mit Säulen und Statuen, hat unter Carl III. ihre heutige Gestalt erhalten; nur der große Saal mit den schlanken Pfeilern rührt noch von dem ehemaligen Palast her.

Das imposante Universitätsgebäude, welches erst in den letzten Jahren entstanden ist, enthält elegante, mit Gemälden decorirte Säle für die Doktor-Promotionen und den Rektor, während die Arbeitsräume hier wie anderwärts manchmal die nothwendige Ausstattung entbehren.

Die Kliniken befinden sich in dem Hospital de Santa Cruz, einem alten Durchgangs-Hause mit einem schmutzigen, verwahrlosten Hofe und niedrigen, dunklen Krankenzimmern, wo auch am Tage das Licht brennen muß, wenn man etwas sehen will. Der weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannte Chirurg Ginó nahm gerade die Prüfung eines Mediciners vor, als ich seinen Krankensaal aufsuchte, und gab mir dabei die Ueberzeugung, daß er nicht bloß ein ausgezeichnete Arzt und Operateur, sondern auch ein musterhafter Lehrer ist.

Mehr als durch die öffentlichen Gebäude und Monumente wird die Aufmerksamkeit des Fremden durch das Volksleben in Barcelona in Anspruch genommen. Kommt er aus Frankreich dorthin, so werden ihm die kleinen Verschiedenheiten zwischen hier und den französischen Städten auffallen; kehrt er aus Spanien zurück, so wird er bemerken, daß Barcelona kaum mehr einen spanischen Charakter hat und schon einer südfranzösischen Stadt gleicht. Zum Theil mag wohl auch der internationale Verkehr, wie ihn die Seestadt mit sich bringt, dazu beitragen, die nationalen Eigenthümlichkeiten des spanischen Volkes hier zu verwischen. Uebrigens bezeichnen sich die Ein-

wohner von Barcelona nicht als Spanier, sondern als Katalonier und möchten an der partikularistischen Sonberstellung festhalten, welche das Herkommen und gewisse Einrichtungen ihrer Heimat gewähren.

Die Altstadt von Barcelona wird in der Mitte durch die senkrecht auf das Meer verlaufende Rambla durchschnitten, welche der schönen Straße „Unter den Linden“ in Berlin ähnlich ist und zwei Reihen hochgewachsener Platanen trägt, die zwischen sich einen mit Sitzbänken ausgestatteten breiten, ungepflasterten Raum für Fußgänger und nach außen die Fahrstraße haben. Hier entwickelt sich schon in früher Morgenstunde ein bewegtes Leben und Treiben der Menschen, das bis tief in die Nacht fortbauert. Ausgelassene Matrosen von den fremden Schiffen, Landleute aus der Umgegend, Kostüm um sich schauende gepuhte Mädchen, Geistliche in der schwarzen Soutane oder im Ordenskleide, festsche Offiziere und Arbeiter im Werktagsanzuge: Alles wogt hier durcheinander, während herumziehende Händler ihre Waaren zum Verkauf anbieten und Zeitungsausrufer mit den neuesten Erzeugnissen der Tagesliteratur die Menge durchheilen. An einer Stelle der Rambla ist ein Blumenmarkt entstanden; an einer andern werden kostbare Singvögel, namentlich Nachtigallen, zu wirklichen Spottpreisen verkauft. Auch am Hafen und in dem daran anstoßenden, in's Meer vorgeschobenen Stadttheile Barcelonetta spielen sich oft dramatische Scenen ab, welche dem Zuschauer ebensoviel Belehrung als Unterhaltung verschaffen.

Barcelona besitzt mehrere Theater, von denen das Teatro Liceo das größte ist; denn es faßt über 4000 Menschen. Wir hörten dort die Oper: „Othello“, welche von einer italienischen Gesellschaft aufgeführt wurde, die kurz vorher in Madrid wohlverdiente Triumphe gefeiert hatte. Der Tenorist Tomagno, die Primadonna Tetrazzini und ein vorzüglicher Bariton entflammten das Publikum zu begeistertem Beifall. Es war dieselbe Truppe, bei welcher früher die ehemalige Wiener Opernsängerin Stahl und nach ihr Frau Kupfer-Berger thätig waren.

An einem andern Abend besuchten wir das Teatro principal, welches ebenso, wie das vorher genannte, an der Rambla gelegen ist. Wir sahen dort eine spanische Operette: „El Rey che rabbia (der tolle König),“ die uns wegen ihrer gefälligen einschmeichelnden Musik und wegen ihres drolligen Inhalts sehr gefiel. Sie behandelt die komischen Situationen, in welche ein junger, unerfahrener König von angenehmem Außern geräth, wenn er wie Harun al Raschid unerkant im Lande herumwandelt.

In einem spanischen Poffen-Theater, in welchem selbst die besten Plätze nicht mehr als eine Pejeta kosteten, konnten wir beobachten, wie sich das niedere Volk an solchen Orten benimmt.

Schöne Alleen von Palmen und Platanen, welche am Meere entlang und nach Gracia führen und die Altstadt zum Theil einschließen, und der Ausstellungspark bieten reiche Gelegenheit für Promenaden zu Fuß und zu Wagen. In den mit Springbrunnen und Statuen geschmückten Anlagen des

Parls befinden ſich der Induſtrie-Palaſt, mehrere Feſtſäle und andere Gebäude in verſchiedenartigen Bauſtilen, die von der Ausſtellung zurückgeblieben ſind.

Damals wurde auch die gußeiſerne Säule des Columbus errichtet, welche ſich dort, wo die Rambla zum Hafen kommt, erhebt. Sie trägt die Statue des Entdeckers der neuen Welt, iſt hohl und hat im Innern einen Fahrſtuhl, auf dem man in die Kuppel fährt, aus deren Fenſtern man einen ſehr lohnenden Ueberblick über die Stadt, den Hafen, das Meer und die Umgebung Barcelonas bis zu den Bergen im Norden und Weſten genießt. Doch iſt die Luſt in dem Hohlraume der Säule nicht angenehm, weil die Ventilation mangelhaft iſt; man athmet den nach dem Del der Maſchine riechenden heißen Dunſt des Eiſens der Umkleidung, welches von der Sonnen-
gluth erwärmt wird.

Wir verzichteten nach dieſem Vergnügen darauf, noch das Fort Monjuich zu beſteigen, da die Ausſicht von dort auch nicht viel umfangreicher iſt als diejenige von der Columbus-Säule, und der Eintritt in die militäriſchen Anſtalten mit manchen Schwierigkeiten verbunden iſt.

Der Fels des Monjuich fällt ſchroff in's Meer ab und läßt nur einen ſchmalen Raum übrig für die Eiſenbahn und die Straße, die an ihm vorüber nach dem Süden führt. An ſeinem weſtlichen Abhange breitet ſich der Friedhof aus.

Die Beſtattungsweiſe der Leichen in Spanien iſt von der unſrigen ſehr verſchieden und derjenigen der alten Römer ähnlich. Die Todten werden nicht in der Erde vergraben, ſondern in Steinkammern beigeſetzt und dort der Verweſung überlaſſen. Zu dieſem Zweck werden Mauern von beträchtlicher Tiefe aufgerichtet, welche im Innern Hohlräume enthalten, die in fortlaufenden geradlinigen Reihen und in mehreren Etagen übereinander angelegt werden. Jede dieſer Kammern iſt von den benachbarten durch eine dicke Steinmaſſe getrennt, bietet den erforderlichen Platz für einen Sarg, wenn derſelbe mit dem Kopſende nach vorn geſtellt wird, und wird durch eine Marmortafel verſchloſſen, auf welcher der Name, ſowie der Geburts- und Todesſtag des Todten eingezeichnet werden. Wohlhabende, angeſehene Familien laſſen für ihre abgeſtorbenen Mitglieder eine beſondere Mauer aufführen, die dann durch Bogengänge, Säulen und andere Ornamente geſchmückt wird. Doch ſtehen die ſpaniſchen Friedhöfe in Bezug auf die dekorative Ausſtattung den unſrigen nach.

Auf dem Kirchhofe zu Barcelona wandelt man zwiſchen einförmigen Todtenmauern, welche von Buchsbaumhecken eingefaßt und von Epheuranken bekleidet werden. Dazwiſchen ſtehen Cypreſſen, welche dem Ort jenen feierlichen Ernſt geben, den die Friedhöfe der ſüdlichen Länder zeigen.

Dieſe Beſtattungsart hat den Uebelſtand, daß die Verweſungsdünſte den poröſen Stein durchbringen und die Luſt der ganzen Gegend erfüllen, beſonders wenn die Schlußſteine der Grabkammern ſchlecht eingefügt werden, wie es

bisweilen vorkommt. Wenn dann die heiße Sonne darauf lagert, so entwickelt sich ein scheußlicher Geruch, der schon in weiter Entfernung bemerkbar ist. Wir machten diese unangenehme Erfahrung, als wir den Friedhof in Barcelona besuchten. Anfangs konnten wir uns die Ursache des eigenthümlichen widerlichen Geruches nicht erklären, bis wir sahen, daß die Leute, welche in Trauerkleidern von den Todtenkammern ihrer Angehörigen kamen, das Taschentuch vor den Mund und die Nase hielten. Es war nicht möglich, längere Zeit dort zu bleiben; aber die Erinnerung daran dauerte noch mehrere Stunden in unseren Geruchssinnen fort.

Hübsche Spazierfahrten in der Umgebung von Barcelona werden nach dem Villen-Vorort Gracia und nach dem auf einer Anhöhe gelegenen Balvidrera unternommen, von wo man nicht bloß das Meer und die Stadt, sondern auch die Gegend nach Osten mit dem Montserrat sieht.

Weiter ist der Ausflug nach dem Kloster am Montserrat. Man gelangt dorthin entweder vom Süden, indem man die Eisenbahn bis Martorell benutzt, hierauf mit dem Stellwagen nach Colbato fährt und von dort zu Fuß oder auf einem Maulesel das Gebirge überschreitet, oder von Nordosten über Monistrol. Die erste Tour bietet Gelegenheit zum Besuch der sich mehrere Stunden weit erstreckenden Stalaktiten-Höhlen bei Colbato und gewährt beim Aufstieg die Aussicht auf die Gegend nach Süden und Westen, erfordert aber zwei Tage.

Wir wählten den andern Weg, der nur einen Tag in Anspruch nimmt, weil das Wetter wenig günstig und unsere Zeit gemessen war. Wir benutzten den Morgenzug, welcher von Barcelona nach Saragossa fährt, bis Monistrol, welches man nach etwa zwei Stunden erreicht. Die Linie verläuft Anfangs neben derjenigen nach Gerona durch die Weingärten der Vororte. Vor der gewerbsreichen Fabrikstadt Sabadell, um welche die Bahn eine weite Curve beschreibt, erblickt man bereits das zackenreiche Felsgestein des Montserrat, der dann dem Auge durch Einschnitte und Dämme wieder entzogen wird, bis er später noch mehrmals sichtbar wird, immer in einer andern Gestalt, je nachdem sich die einzelnen Zacken nach dem veränderten Standpunkt des Reisenden zu verschiedenen Gruppen vereinigen.

Am Bahnhofe in Monistrol findet man Stellwagen, welche mit mehreren Maulthieren bespannt, die Strecke bis zum Kloster in drei Stunden zurücklegen. Wir hatten uns bereits in Barcelona durch eine kleine Mehrzahlung die Plätze im offenen Coupé hinter dem Kutscher gesichert und genossen dadurch den Vortheil der freien Aussicht und frischen Luft. Die breite, gutgehaltene Straße führt zunächst stark bergab in das Thal des Flusses Llobregat, der stark angeschwollen war, und dann über eine lange Brücke in das Dorf Monistrol, von wo sie in zahlreichen, manchmal scharf absehbenden Windungen, die einen großen Theil des nordöstlichen Bergabhanges einnehmen, zum Kloster hinaufsteigt.

Die Maulthiere waren rüstig und brachten uns rasch vorwärts. Nur der Kutscher verschuldete mehrmaligen Anseufzungen, da er in vielen Häusern Aufträge bestellen und dabei überall ein Glas Wein zu sich nehmen mußte. Sein Gehilfe, ein verwachsener Knabe von 16 Jahren, machte den größten Theil des Weges zu Fuß, indem er halb neben dem Wagen einherlief und die Maulthiere durch Zurufe anfeuerte, halb in die Felder und Gesträuche rannte und Blumen für meine Frau pflückte, die er ihr mit einer artigen Verbeugung übergab.

Gegenwärtig ist eine Zahnradbahn im Bau begriffen, welche den Verkehr zwischen dem Bahnhofe und dem Kloster noch mehr erleichtern wird. Das letztere sieht man erst, nachdem man an der letzten Biegung der Straße vorübergekommen ist.

In einer wilden, einsamen Schlucht, welche durch eine tiefe Spaltung des Felsens gebildet zu sein scheint, überragt von den himmelhoch ansteigenden, fahlen, grauglänzenden Dolomitkegeln des Montserrat, angelehnt an die steil abfallenden Abhänge dieses Berges, auf einem schmalen Vorsprunge des Felsens liegen die Kirche, das Kloster und mehrere andere Gebäude, welche zur Unterkunft der Fremden dienen.

Wir begaben uns zuerst in die Kirche, einem einschiffigen, mit wenigen Altarbildern geschmückten Bau des 16. Jahrhunderts. In einer rückwärts und über dem Hochaltare gelegenen Nische steht die als wunderthätig verehrte Holz-Statue der heiligen Maria, welche das Jesuskind in ihrem Schoße hält und von einem prachtvollen, mit Gold gestickten Mantel umhüllt und mit Diamanten und Perlen geschmückt ist. Nach einer frommen Legende soll dieselbe aus Jerusalem stammen und in einer der Höhlen des Montserrat verborgen worden sein, um sie vor den Mauren, als diese nach Spanien kamen, zu retten. J. J. 1599 wurde sie in Gegenwart des Königs Philipp III. und seines Hofes unter großen Festlichkeiten an den Platz gebracht, wo sie sich jetzt befindet.

Ueber 60 000 Pilger aus allen Ländern, namentlich aus Spanien und Frankreich, wallfahren jährlich hierher, weil sie hoffen, daß sie durch die Berührung dieser Statue Genesung von körperlichen und geistigen Leiden und Glück und Zufriedenheit in der Zukunft erlangen werden. Zahlreiche Weihgeschenke, Nachbildungen von geheilten Körpertheilen, welche im Kreuzgange aufgehängt sind, geben Zeugniß, daß ihnen dieser Glaube geholfen hat. Die wunderbaren Wirkungen der Suggestion haben sich an diesen Orten längst bewährt, bevor die medicinische Wissenschaft anfang, sich damit zu beschäftigen und sie anzuerkennen.

Das Kloster ist ein mehrstöckiges Haus mit vielen Fenstern und Balkonen und wird von Benedictinern bewohnt. Von dem früheren Klostergebäude haben sich nur ein Theil des Kreuzganges und ein byzantinisches Portal mit zwei Bogen und einzelne Trümmer-Reste von Säulen und Capitälern erhalten, welche darauf hindeuten, daß es einst reich ausgestattet war.

Der anstoßende Klostergarten wurde der Natur mühsam abgerungen. Die Mönche haben auf einer schmalen Felsenterrasse fruchtbare Erde aufgetragen und ein Becken gegraben, in dem sich das Regenwasser ansammelt, welches zur Bewässerung der Pflanzen und Gemüse verwendet wird. Das Panorama, welches sich hier vor unseren Augen ausbreitete, kann an Reichhaltigkeit und Großartigkeit kaum übertroffen werden. Man überschaut die mit welligen Hügeln bedeckte katalonische Ebene von den Pyrenäen im Norden bis zum mittelländischen Meere, das als tiefblauer Streifen im Süden und Osten erscheint. Unterhalb des Gartens, ebenfalls auf einem Felsenvorsprunge steht eine kleine Kapelle in der Mitte des Friedhofes, wo die Bewohner des Klosters ihre letzte Ruhe finden.

Dem Kloster gegenüber in einer Felsenwand ist die Grotte des Eremiten Juan Guari, welcher hier sein Leben in strengen Bußübungen verbrachte, nachdem er eine vornehme schöne Jungfrau verführt und dann getödtet hatte. Zwei andere Grotten, von denen die eine nach der Mutter Gottes, die andere nach dem Teufel genannt wird, und eine große Anzahl von Kapellen und zerfallenen Einsiedeleien liegen in den Abhängen und Schluchten der benachbarten Felsen zerstreut, meistens an Stellen, von denen man eine entzückende Aussicht hat.

Der Felsen des Montserrat imponirt vom Kloster, wo man nur einen Theil desselben sieht, nicht so sehr, als von der Ferne, wo man den ganzen Gebirgsstock überblicken kann. Er hebt sich dann in seiner isolirten Mächtigkeit recht deutlich von seiner Umgebung ab; seine schroffen Wände steigen mehr als 3000 Fuß über die Thalebene des Mobergat und weit über 4000 Fuß über den Spiegel des Meeres hinan.

Seine seltsame Gestalt, welche einer aus der Erde hervorgewachsenen, nach oben gerichteten Riesenhand mit unzähligen einzelnen Fingern gleicht, welche entweder vollständig von einander abstehen oder zu zweien oder dreien mit einander verwachsen sind, hat schon in früher Zeit die Aufmerksamkeit der Menschen erregt. Zu den Zeiten der Römer soll hier ein Tempel der Venus gewesen sein. Nach der Einführung des Christenthums entstand die Sage, daß der Felsen bei dem Erdbeben, welches den Tod Jesu begleitete,erspaltensei und seine jetzige Form angenommen habe. Büßer und Einsiedler ließen sich dort schon im frühen Mittelalter nieder, und der Orden des heiligen Benedikt, hat seit d. J. 975 oben ein Kloster, welches bald zu großem Ansehen gelangte. Hier sandte Columbus Dankgebete zum Himmel, als er aus dem neuentdeckten Erdtheile zurückgekehrt war. Der Kaiser Carl V., der Beherrscher des größten Reiches der Welt, fastete hier den Entschluß, der Macht zu entsagen und sich in die klösterliche Einsamkeit von St. Just zurückzuziehen. In Montserrat legte auch Ignaz von Loyola, der spätere Stifter des Jesuiten-Ordens, sein ritterliches Schwert ab, um fortan als Priester für die Ausbreitung der katholischen Kirche zu kämpfen.

Nachdem wir in dem Gasthause, welches neben dem Kloster für die Fremden erbaut worden ist, ein Mittagsmahl eingenommen hatten, das wegen

der Vortrefflichkeit der Speisen und Getränke und den mäßigen Preisen, die dafür gefordert wurden, das höchste Lob verdiente, kehrten wir über Monistrol wieder nach Barcelona zurück, wo wir Abends eintrafen.

Damit war das Programm unserer spanischen Reise beendet. Gleichzeitig war auch der letzte Tag des April gekommen, und wir verließen das Land, welches wir vier Wochen vorher mit großen Erwartungen betreten hatten.

In der Richtung von Barcelona nach der französischen Grenze verlaufen zunächst zwei Eisenbahnlinien, die eine an der Küste des Meeres, die andere davon entfernt im Innern des Landes, welche sich bei Empalme vereinigen. Mit uns reiste eine von einem Offizier befehligte Compagnie Gensdarmen. Ob sie zum Schutz des Eisenbahnzuges, welcher auf dieser Strecke in früheren Jahren mehrmals von Banditen angegriffen worden ist, bestimmt war oder nach einem anderen Garnisonsorte verlegt wurde, weiß ich nicht. In Spanien wird jeder Eisenbahnzug von zwei Gensdarmen begleitet; außerdem erscheinen in jeder Station Gensdarmen, sobald man die für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums getroffenen Vorkehrungen für ausreichend halten könnte.

Gleichwohl sind Diebstähle auf den spanischen Eisenbahnen nicht selten, wenn ich nach den Vorkommnissen, die ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts in diesem Lande beobachtet habe, ein Urtheil fällen darf. Auf dem Bahnhofe in Cordoba wurden unserm Reisegefährten, dem schon erwähnten Advocaten aus Bordeaux, die Fahrkarten, einem andern Reisenden seine Brieftasche mit dem sämmtlichen Reisegelde, das er darin verwahrte, gestohlen; ein dritter beklagte sich, daß ihm unterwegs der Koffer aufgerissen worden sei. Wer Werthgegenstände in seinem Gepäck hat, wird gut thun, wenn er es vor der Aufgabe nicht bloß fest verschließt, sondern außerdem noch mit einem Stricke umbinden und plombieren läßt.

Auch muß man, wenn man bei einem längeren Aufenthalt in einer Station das Coupé für einige Minuten verläßt, sein Handgepäck entweder mitnehmen oder der Obhut der Mitreisenden übergeben, da Professionsdiebe diese Gelegenheit häufig benutzen, um sich desselben zu bemächtigen; denn weder die Polizisten noch die Schaffner halten sich für verpflichtet, die von den Reisenden verlassenen Wagen zu beaufsichtigen.

Wir wählten des besseren Anschlusses wegen die Eisenbahnlinie durch das Land, obwohl sie der anderen an Schönheit nachstehen soll. Unser Weg führte uns an fruchtbaren Thälern und bewaldeten Anhöhen vorüber, wo Fichten und Pinien neben Eichen wachsen, durch Felsenwände und tiefe Einschnitte nach Granollers und Empalme.

Dann tauchen zur Linken die Ausläufer der Pyrenäen auf; man sieht die schön gelegene Stadt Gerona mit ihren Kirchen. Es war schon Nacht, als wir an der auf einem Felsen gelegenen Citadelle der Festung Figueras vorüberkamen, und man konnte nur erkennen, daß wir uns in einer kahlen, felsigen Gegend befanden. Port-Bou ist die letzte spanische, Gerbere die erste

französische Eisenbahnstation. Nachdem die lästige Gepäcksuntersuchung an der Grenze erledigt war, setzten wir die Reise fort.

Es war eine kalte und sehr stürmische Nacht, so daß man froh war, wenn die Thüren des Coupés nicht geöffnet wurden. So eilten wir an den Städten Perpignan, Narbonne, Cette und Montpellier vorüber, die uns zum Theil von früheren Reisen bekannt waren, nach Marseille, wo wir am ersten Mai gegen acht Uhr Vormittags eintrafen und im Hôtel de Noailles vorzügliche Unterkunft fanden.

Es war ein Sonntag; aber die Rue de Cannebidre, die sonst mit Menschen dicht gefüllt ist, war leer. Die Temperatur war sehr niedrig, und es pfiß ein scharfer Wind, so daß man sich im geheizten Zimmer am wohlsten befand. Erst am Nachmittag wurde es wärmer, und wir konnten einen Spaziergang am Hafen und zum zoologischen Garten machen. Am Abend herrschte in der Cannebidre ein Gedränge, daß man an manchen Stellen kaum weitergehen konnte: denn es wurden die Ergebnisse der Municipal-Wahlen, welche an diesem Tage stattgefunden hatten, durch transparente Anzeigen allgemein bekannt gemacht. Als das Schlussergebnis verkündet wurde, nach welchem die Socialisten die Mehrheit erlangt hatten, brachen die Anhänger dieser Partei in laute Jubelrufe aus und gaben ihrer Freude durch Schwenken mit den Hüten begeisterten Ausdruck.

Am folgenden Morgen fuhren wir über Lyon und Genf, wo wir einen Tag rasteten und bei Regenwetter eine Spazierfahrt auf dem See unternahmen, und weiter über Zürich und den Arlberg durch winterliche Landschaften nach Wien zurück.





Heirathen!

Don

Sigurd (Alfred Hedenstjerna).*)

— Wexjö (Småland). —

Es giebt cholerische Frauen und phlegmatische Frauen, sanguinische und melancholische Frauen, große und kleine, junge und alte, magere und fette, häßliche und hübsche, schlechte und gute, schwarze, weiße und farbige Frauen. Frauen, welche einen Braten machen, und solche, welche keinen Braten machen können; lebenswürdige, böse, Klavierspielende, zurückhaltende, tugendhafte, lasterhafte, kluge, dumme, langweilige und interessante Frauen; aber in einem Punkte sind sie alle gleich: alle wollen sich verheirathen.

Sie opfern Vater, Mutter, Geschwister, Freundinnen, Sonntagschulen, Leben und Gesundheit, um einen Mann zu bekommen, ja, man hat Beispiele, daß fünfzehnjährige selbst das Spielen mit Puppen aufgaben, als sich ein Freier fand.

Sie sehen ihre verheiratheten Freundinnen mager, krank, bleich, dünnhaarig und traurig werden; sie sehen, wie schreiende kleine Menschenfräulein mit deren feinen Halstüchern umwickelt werden, und wie deren falsche Zähne noch Morgens elf Uhr im Wasserglase liegen, während sie selbst in ihrem glücklichen, lebigen Stande noch mit 35 Jahren jung bleiben, frisch, stark, ruhig, unschuldig, stets wohl frisirt, lebhaft, schlank und interessant sind. Und trotzdem beneiden sie alle die, welche das Ehejoch auf ihrem Nacken tragen! Ich begreife die Mädchen nicht; nein, wirklich, das kann ich nicht verstehen.

Sie sind so scheu, daß sie nicht einen kleinen, süßen Krebs anzufassen und ihn in den Kessel zu werfen wagen; aber wenn sie fünf Walzer und drei Polka mit einem dreißigjährigen bärtigen Herrn getanzt haben, sind einige von ihnen im Stande, ihm um den Hals zu fallen, ihn zu küssen und zu lieblosen, sodaß man sich wirklich darüber wundern muß.

Ich kenne eine Dame, welche vor einer alten gutmüthigen Kuh, die nie in ihrem ganzen Leben Jemand Böses zugefügt hatte, fortließ, und dabei durchaus nicht bange vor einem Marineoffizier war, der im Dienste der englischen Krone sowohl Eubanesen wie Hinbus todtgeschlagen hatte.

Die Frauen bedenken sich dreimal, ehe sie sich ein Schürkleid auswählen, aber keinen Augenblick, wenn es sich darum handelt, einen Mann zu nehmen. Freilich liegen die jungen Herren ja auch nicht solange auf „Lager“, wie die Kleidungsartikel.

*) Autorisirte Uebersetzung von Margarethe Langfeldt.

Müssen die Damen sich ein neues Kleid anschaffen, so erkundigen sie sich vorher genau nach dem Material und dem Fabrikanten; aber nie hat man erlebt, daß sie vor ihrer Verlobung zu seiner Mutter gehen und sie fragen, wie der Durche ist.

Der schlimmste Fehler der Damen ist ihre Inkonsequenz. Eines Abends versuchte ich ein junges Mädchen zu bewegen, zehn Minuten mit mir im Garten zu spazieren. Sie wagte es nicht aus Furcht, sich zu erkälten. Am andern Morgen war sie mit einem Seekapitain nach England durchgebrannt, und dabei war das Wetter über Nacht durchaus nicht besser geworden.

Wenn sie sich nur verheirathen können, dann lassen sie sich auch durch nichts hindern. Ein Mädchen, das eine große Thierfreundin ist, nimmt selbst einen Schlächter, eine freigeistige junge Dame heirathet einen Prediger, und ein streng kirchlich erzogenes Mädchen einen Schauspieler. Ja, wenn ein Mädchen die Kassenverwalterin eines Vereines ist, welcher arme Heidentinder mit Taschenbibeln versorgt, so ist sie fähig, sich das nöthige Geld aus der Kasse zu nehmen und mit einem Lustspringer oder Panorama-besitzer das Weite zu suchen, sobald er ihr zwei Dinge bewiesen hat: erstens, daß er sie liebt, und zweitens, daß ihr Verein auf einer falschen Voraussetzung beruht, weil nach Paradiesesmode gekleidete Personen unmöglich Taschenbibeln brauchen können.

Alle politischen Parteien, besonders aber die Socialisten, thäten gut, wenn sie ihre Lehren durch Personen von vortheilhaftem Aeußeren verbreiten ließen. Denn wenn ein junges Mädchen ihre Mutter auch schon fünf und zwanzig Jahre und ihren Liebsten kaum fünf und zwanzig Tage kennt, so wird sie doch eher den Worten glauben, die er leise flüstert, als dem, was die Mama laut spricht.

Wenn ein frommer Mann um ein christlich gesinntes Mädchen anhält, so nimmt sie ihn aus Sympathie; wenn aber ein Freigeist um sie anhält, so nimmt sie ihn, um ein gottgefälliges Werk zu thun und ihn innerlich umzuwandeln.

Wenn ein alter Mann um ein junges Mädchen freit, so nimmt sie ihn, um sein Alter mit töchterlicher Fürsorge zu verschönern, und wenn eine alte Frau einen jungen Mann bekommen kann, so erhört sie ihn, um seiner Jugend als mütterliche Stütze zu dienen.

Eigentlich giebt es nur zwei Ursachen, die die Frau des neunzehnten Jahrhunderts vermögen, einen Korb auszutheilen; der eine ist, daß sie nicht richtig im Kopfe ist, und der zweite, daß sie etwas Besseres in Aussicht hat. Aber im letzten Falle geht es ganz gut, sich, während man auf das Bessere wartet, zum Versuch zu verloben, denn für einen klugen Mann unserer Zeit bedeutet ein Verlobungsring: „Vive la concurrence!“ und durchaus nicht: „Schon vergeben!“

Die Zeit der Werbung und Verlobung giebt der Frau alle Vortheile, welche die Ehe dem Manne zugestekt. Wären die Frauen klug, so würden sie sich nur anschwärmen lassen und sich allenfalls noch verloben, aber niemals heirathen. Wären die Männer verständig, so würden sie ohne vorausgehenden Brautstand heirathen.

Ein Mann, der weder Dummkopf, Mann der Wissenschaft, Philanthrop, Handlungsreisender oder Lokomotivführer ist, muß, um die Leere in seinem Herzen und seine vielen leeren Stunden auszufüllen, zwischen der Flasche, einer Geliebten und einer Frau wählen. Aber Getränke und eine Geliebte erregen, ohne zu nähren; sie machen ihn zum Sklaven, ohne die Gefühle einzufößen, welche ein Sklavenleben erträglich machen: Hoffnung und Haß. Eine Frau hingegen macht ihren Mann im besten Falle zu ihrem Abgott, den sie liebt und verehrt, im schlechtesten Falle zu einem Mastkalbe, das sie futtert und wartet.

Eine Frau, die nicht dem Theater, einem frommen Verein oder der Heilsarmee angehört, muß, um ihre Herzenswärme abzuleiten, zwischen einem Mops, einem Kanarienvogel und einem Chemann wählen.

Die Glückliche, wenn sie den Mops wählt!

Nimmt sie ihn als kleines Hündchen, so ist sie seine erste Liebe; pflegt sie ihn ordentlich und giebt ihm, was ihm zukommt, so bleibt sie auch seine letzte, was bei ihrem

Manne, wenn sie vor ihm stirbt, mindestens fraglich ist. Böse, schlecht erzogene Ehemänner pflegen oft ihre treue Pflegerin anzubellen und vor Fremden mit dem Schwanz zu webeln. Ich habe viele alte, böse, häßliche Möpse gesehen, aber keinen, der jemals so etwas gethan hätte.

Wenn der Mops auf vier Füßen geht, so folgt er seiner Natur, und Niemand kann etwas darüber sagen. Aber wenn ein Ehemann nach einer L'Hombrépartie auf allen Vieren die Treppe heraufkommt, so muß er schmerzstillendes Wasser auf den biden Kopf haben und ist noch im Stande, am anderen Morgen eine Vorlesung über den zu üppigen Haushalt zu halten. Im besten Falle hört sich das so an: „Liebes Kind, wir müssen wirklich unsere Ausgaben beschränken.“ Antwortet dann die arme Hausfrau auch im freundlichsten Tone: „Ach, was Dich betrifft, mein lieber Mann, so glaube ich wirklich, daß Du heute so beschränkt bist, wie man nur sein kann,“ ja, da ist der Bärm fertig. Der Mops liegt still und artig unter dem Stuhle, aber ein Ehemann liegt weder unter dem Stuhle, noch ist er still und artig.

Wenn der Mops alt wird, werden seine Zähne lose, und er sitzt artig in seinem Korbe und nagt an seinen Pfoten; wenn aber der Ehemann alt wird, so beißt er mehr um sich wie je zuvor und besonders hackt er auf seine arme Frau. Gewiß kommt es hin und wieder vor, daß der Mops den Teppich schmutzig macht, dafür raucht er aber keine Cigarren und verdirbt die Gardinen nicht.

Hier auf Erden ist nichts von Dauer, wir alle sind dem Gesetz der Veränderung unterworfen, Möpse und Ehemänner nicht ausgenommen. Aber wenn der Mops stirbt, kann sich seine Herrin leicht einen neuen kaufen, der sich nichts aus ihrem trummen Rücken macht oder gar die Runzeln auf ihrer Stirn zählt, sondern die siebzehnjährige Hand mit derselben Wärme leckt wie die siebzehnjährige und sich nicht um Toilettenkünste kümmert. Dagegen, wenn der Gatte von der Weltbühne abtritt, so hat er gewöhnlich durch sein derbes Auftreten seiner Hausfrau so viele graue Haare und andere Altersmerkmale verursacht, daß sie keinen Gurs mehr auf dem Heirathsmarkte hat.

Glücklich ist auch die Frau, die den Kanarienvogel wählt!

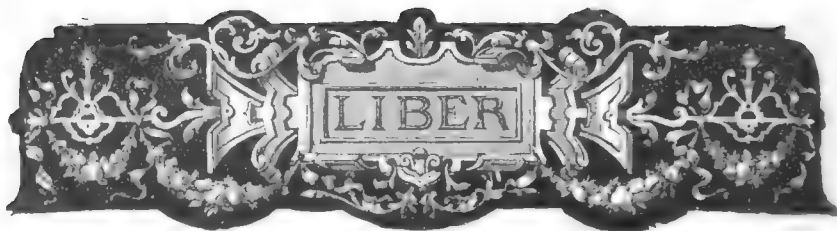
Ich will dahingestellt lassen, was angenehmer ist, ob man aus seinem rosigem Morgenschlummer durch das muntere Gezwitscher eines kleinen Piepmägens geweckt wird, oder durch eine tiefe, brummige Stimme, welche den Teufel anruft, weil die Stiefeln nicht da sind, und ironisch fragt: „Du bist wohl nicht im Stande, dem Dienstmädchen ein bißchen Ordnung beizubringen?“

Hat der Vogel sein Futter bekommen, so frißt er nach Herzenslust und dankt Dir mit einem freundlichen Blicke, aber wenn „er“ sein Beefsteak bekommt, macht er ein Duldergesicht und fragt: „In welchem Gummiladen hast Du das gekauft?“

Und hat der Vogel sein Wassernäpfchen erhalten, so plätschert er vergnügt und dankbar darin herum und preißt seinen Schöpfer und seine Pflegemutter in jubelnden Tönen, aber bringt man „ihm“ sein Nasirwasser, so macht er Augen wie ein Bessener und sagt entweder: „Glaubst Du, ich sei ein Ferkel, das abgebrüht werden soll?“ oder: „Wie kannst Du mir solches Eiswasser bringen?“ oder: „Nimm die Kinder mit hinaus, sonst schneide ich ihnen den Hals ab!“

Und stirbt Dein Vogel, so kannst Du ihn ausstopfen lassen und ihn als Zierrath vor den Spiegel stellen, aber stirbt Dein Gatte, so hast Du außer der Trauer noch die Sorge, ihn bestatten zu lassen, und mußt viel Geld ausgeben, um ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, schwer wie seine Alltagslaune und groß wie Deine Befreiung! — Aber heirathen wollen sie Alle!





Illustrierte Bibliographie.

Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889—1891. Von C. Morgen. Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von A. Hellgrewe, einem Portrait und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ueber unsere deutsch-ostafrikanischen Besitzungen haben wir aus der Feder Gerhard Rohlfs eine zuverlässige und fesselnd geschriebene Schilderung erhalten; über Kamerun, speciell sein weiteres Hinterland, fehlte es bisher an einer solchen. Deshalb darf dieses Werk — trotz der übermäßig angeschwollenen Afrika-Literatur — bei uns in Deutschland wohl auf eine freundliche Aufnahme rechnen — mag auch vielen die Freude und das Interesse an unseren Colonien durch die neueren Wendungen unserer Colonialpolitik etwas verleidet sein. —

Im Juli 1889 erhielt der Verfasser an Stelle des verstorbenen Lieutenant Tappenbeck vom Auswärtigen Amte das Commissariat nach dem Kamerungebiete; am 1. September schiffte er sich von Hamburg nach dorthin ein, und am 27. September landete er daselbst an. — Am 5. November brach Morgen mit einer 120 Mann starken Karawane — an Stelle des erkrankten Hauptmann Kund zum Leiter der Expedition ernannt — in das Innere auf, mit dem Auftrage, von der Yaundestation aus einen kürzeren Weg am Sannaga entlang nach Kamerun aufzufinden. Nach mühevoller Durchquerung eines 120 km breiten Urwaldes traf Morgen am 22. November bei den Yaunde ein, und fand hier, wie auch vorher in Mapoa bei den Ngumba, freundliche Aufnahme. Morgen macht hierbei die Bemerkung, daß im Kamerungebiet die Eingeborenen mit der zunehmenden Entfernung von der Küste immer schöner und sozusagen „menschenähnlicher“ werden. Am 30. November, nach 26 tägigen Marschen erreichte er die von Hauptmann Kund angelegte, mit 60 Mann besetzte Yaundestation, welche gegen das Vordringen der flavenraubenden Sudanneger einen sicheren Schutz nicht nur für die Yaunde, sondern auch für sämtliche angrenzenden heidnischen Volksstämme bildet. Am 9. December setzte Morgen, nachdem er den Widerstand der Elmina, der Träger, die sich weigerten, nach Norden, zu den Menschenfressern und Sklavenräubern zu gehen, gebrochen, den Marsch fort über den Sannaga in das Land der Wute. Auf diesem Wege mußte die Expedition einen Ueberfall der mit den Yaunde in Sitte und Sprache verwandten Toni abschlagen; unterhalb der Nachtigalfälle wurde der Sannaga überschritten; und nun befand Morgen



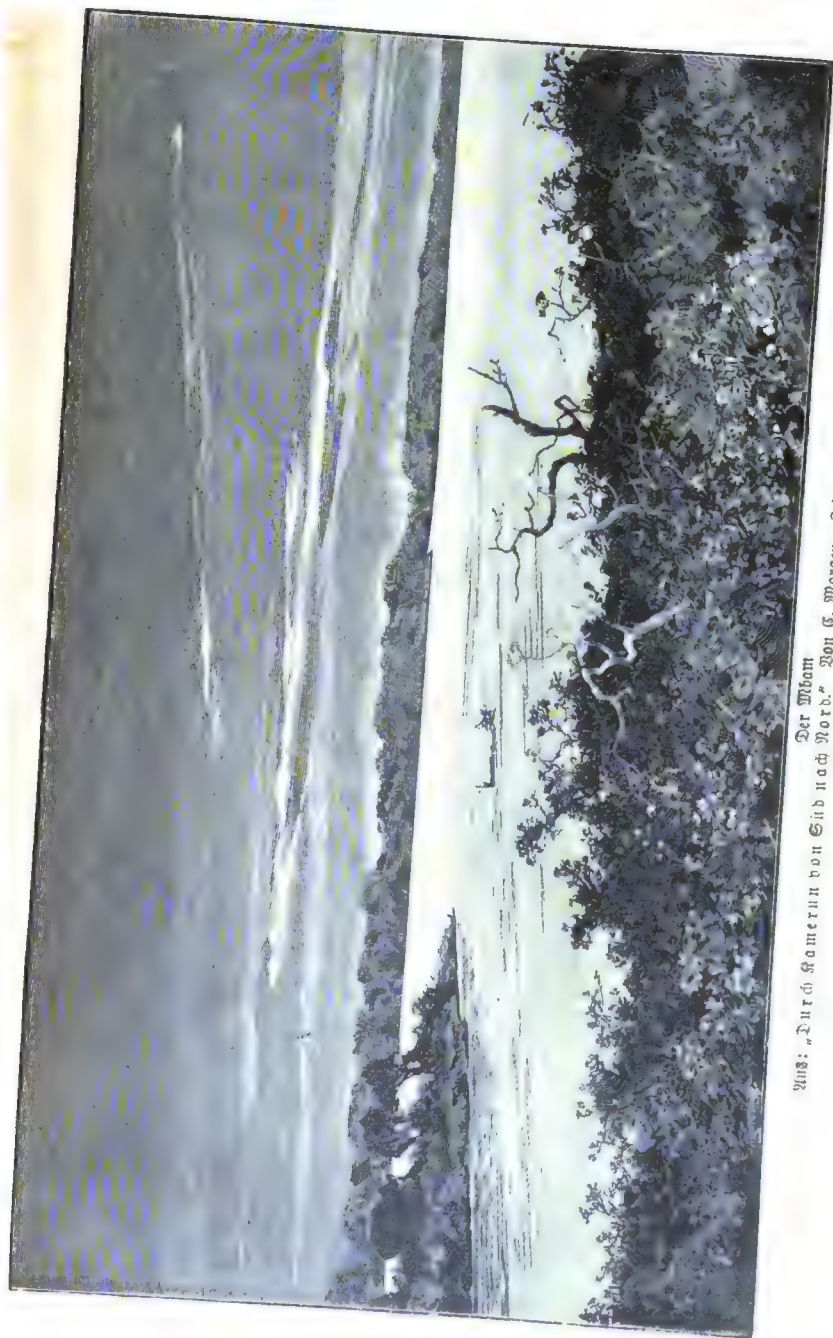
Ums: „Durch Kamerun von Eib nach Nord.“ Von G. Morgen. Leipzig, F. W. Brockhaus.

sich auf jenem interessanten Gebiet, das die Völkerscheide zwischen den mohammedanischen Samunnegern und den heidnischen Bantu bildet. — Der Häuptling der Bute, Ngilla, offenbarte sich als krasser Despot, der im eigenen Lande nicht weniger als von den Feinden gefürchtet wurde und jeden Widerspruch sofort mit dem Tode bestrafte; er gebot über eine starke Streitmacht von 2000 Mann, von denen 200 mit Feuersteinflinten bewaffnet waren.

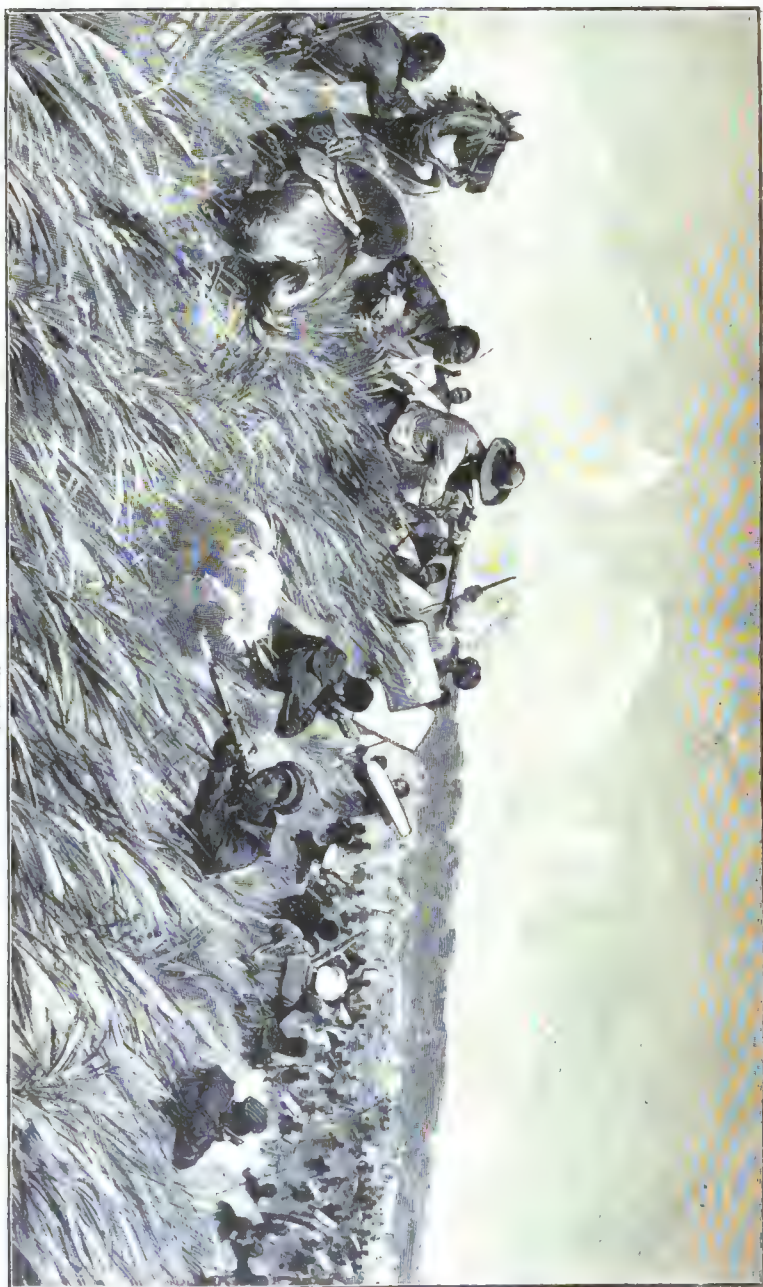
Am 23. December zog Morgen aus den bewaldeten Ngillabergen hinunter in die ebene Sawanne und hielt einen Ruhetag bei dem Häuptling Bataro, einem Bruder Ngillas; am ersten Weihnachtsfeiertage entdeckte er einen in südwestlicher Richtung fließenden Strom, den Wbam. Jenseits desselben liegt, eine Stunde entfernt, der Hauptort des zu den heidnischen Bantunegern gehörigen Tchingestammes, Balinga; von hier aus in nordwestlicher Richtung weitermarschirend, erreichte Morgen am 3. Weihnachtsfeiertage das reiche Batuland, dessen Bewohner ohne Beziehung zur Küste stehen, ohne jegliche Bekleidung und ohne alle Feuerwaffen sind. In dem hohen Grase wurde die Expedition von den Eingeborenen heimtückisch überfallen; doch wurden die Bantu blutig zurückgewiesen und zur Strafe ihre Dörfer in Brand gesteckt. —

In Folge der verhältnißmäßig großen Verluste, die er gehabt, und des eingetretenen Patronenmangels sah Morgen sich genöthigt, den Weitermarsch in diese Gebiete aufzugeben und nach Balinga zurückzukehren, um von hier aus die südliche Route am Samnaga entlang zur Küste einzuschlagen. Am 30. December marschirte man zum zweiten Male von Balinga, diesmal in südwestlicher Richtung, ab.

Am 6. Januar mußte man sich wieder gegen einen am nördlichen Ufer des Samnaga sitzenden feindlichen Volksstamm, die Dagodje, zur Wehre setzen; am 9. entdeckte Morgen die „Gerbertfälle“; am 12. erreichte er Ebea, den am den gleichnamigen Fällen des Samnaga gelegenen Handelsplatz, wo einst Hauptmann Rumb die deutsche Flagge aufgepflanzt; Malimba, die Boermann'sche Faktorei an der südlichen Flußmündung, fand Morgen verödet und verlassen, da die Weißen, von den Eingeborenen bedroht, nach Kamerun auf das Gouvernement geflüchtet waren. Es folgten nun Kämpfe mit den nicht produzierenden, sondern nur vom Zwischenhandel lebenden und auf dessen Aufrechterhaltung eifrigst bedachten Malimbeseu, wobei der am 17. Januar eingetroffene Dampfer „Zehdenick“ gute Dienste leistete; das Resultat war die Freimachung des ganzen schiffbaren unteren Theiles des Samnagaflusses bis an die Ebeafälle für den Handel. Am 2. Juni 1890 betrat Morgen zum zweiten Mal den Urwald östlich von Kribi mit 160 Mann, um nach Vereinbarungen, die er mit dem Vertretern der Firmen Boermann und Sangen & Thor-mählen getroffen, den Weg über Mapoa nach Yaunde einzuschlagen; er mußte aber, da ihm für den Marsch durch den Urwald genügende Nahrungsmittel fehlten, diesen Plan aufgeben; er bog deshalb in nördlicher Richtung aus und marschirte nach der Kasjua-Ansiedlung; unter ungünstigen Umständen, im dichten Walde wurde die Expedition durch Tunga, den Häuptling der Ngumba, überfallen und fortbauern belästigt, so daß man froh war, als man den Wald hinter sich und das erste Yaundeborft erreicht hatte; am 24. Juni traf Morgen in der Yaundestation ein. Die Tage der Erholung und friedlicher Arbeit hieselbst wurden durch einen Angriff der Bava, gegen deren barbarische Sitte der Menschenopfer Feind, der Vorsteher der Station, und Morgen eingeschritten waren, unterbrochen. — Wegen der nicht genügenden Mittel mußte Morgen von dem Plane, von der Yaundestation nach dem Osten, zum Congo zu marschiren, Abstand nehmen; er wandte sich daher nach Norden, wo bereits Errungenes zu sichern war. Am 21. Juli verließ er Yaunde und kam durch den Stamm der Mivelle zu Ngilla, dem grausamen Häuptling der kriegerischen Bute, mit dem Freundschaft zu halten Morgen trotz seiner Abneigung für gerathen hielt, und dem er seine Hilfe bei der Bekämpfung der Ngaundere ließ. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt bei Ngilla führte Morgen die Expedition durch die mancherlei Naturmerkwürdigkeiten, insbesondere seltsame und zum Theil bewohnte Felsstege enthaltende Landschaft Wdamana, sodann durch Tibati, wo er Gelegenheit hatte, die Leistungen der Cavallerie des Sultans zu bewundern, nach Makundi, der nächsten europäischen Niederlassung, wo er gastliche Aufnahme fand; und am 31. Januar fuhr Morgen von dort den Wnué-Niger hinab zur Küste; am 7. Februar 1891 traf er in Atassa ein. Nachdem er einen Fieberanfall glücklich überstanden, brachte ihn der englische Dampfer Moquette nach Lagos, der ältesten Colonie an der westafrikanischen Küste, in englischem Besitz, über 25 000 Einwohner zählend; und am 11. März traf der kühne Reisende in Kamerun ein, wo man ihn bereits für verschollen gehalten hatte.



Zus: „Durch Kamerun von Süd nach Nord.“ Von C. Morgen. Leipzig & K. Brockhaus.



Überfall im Zulu-Lande.
 Bus: „Durch Kamerun von Eib nach Nord.“ Von G. Morgen. Zeichn. F. W. Grodhaus.

Der Verfasser berichtet über seine Erlebnisse, seine Beobachtungen und Erfolge in sächlicher, schmuckloser Schreibweise; aber was er mittheilt, ist inhaltlich schon so fesselnd und lehrreich, daß ein rhetorischer Aufputz überflüssig ist. Besonders Interesse haben für den deutschen Leser das Einleitungskapitel, welches die Geschichte unserer westafrikanischen Colonien behandelt, und das Schlußkapitel, in welchem Morgen eine werthvolle geographisch-politische Uebersicht des Landes, soweit er es kennen gelernt, d. i. vom 10.—13.° östl. L. (von Greentwich) und vom 3. bis 8.° nördl. Br., giebt und sich über den Werth und die Zukunft unserer westafrikanischen Besitzungen ausspricht. Seine Ausführungen ergeben, daß wenige Colonien sich in Betreff des Reichthums an Produkten mit Kamerun, mit seiner für den Anbau günstigen Lage und seinen Bodenverhältnissen messen können; reiche Schätze animalischen, vegetabilischen und wohl auch mineralischen Ursprungs liegen ungehoben in unserer westafrikanischen Besitzung. Daß Kamerun sich zu Anpflanzungen (insbesondere von Tabak, Cacao, auch Kaffee und Baumwolle), zu Handelsunternehmungen und bedingungsweise selbst zu Ansiedlungen — vornehmlich auf dem fruchtbaren und fieberfreien Plateau — eignet, ist erwiesen. Das Klima Kameruns wird in Deutschland schlummer dargestellt, als es ist; nur die Küste ist theilweise ungesund; von Krankheiten sind nur Malaria und Dysenterie daselbst zu fürchten, deren Gefahr jedoch durch eine vernünftige Lebensweise bedeutend verringert wird. —

Der Handel hat in Kamerun entschieden eine Zukunft; die erst 8 Jahre bestehende Kolonie erhält sich heute schon selbst. Anfänglich hat Kamerun bei niedrigen Einfuhrzöllen eine Einnahme von 240 000 Mk. gehabt, 1891 aber bereits fast das Doppelte. Nach 8 Jahrzehnten, so meint Morgen, wird selbst dem eingefleischtesten Colonialfeinde klar werden, welchen Schatz wir an unserer Colonie besitzen.

Dem Bunde ist eine stattliche Zahl gut ausgeführter Separat- und Textbilder von H. Hellgrewe, das Portrait des Verfassers und eine Karte der Reisen Morgens (1889 bis 1891) im Hinterlande von Kamerun im Maßstab 1:200000 beigegeben.

Ein Anhang enthält: Meteorologische Beobachtungen; Ein- und Ausfuhr in Kamerun; einheitliche Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den Deutschen Schutzgebieten. —

Das Werk sei Allen, die sich ein richtiges, ungetrübtes Bild von der Beschaffenheit unserer westafrikanischen Colonie und von ihren Bewohnern verschaffen wollen, an gelegentlich empfohlen.

O. W.

Die Malerschule von Nürnberg im XIV. und XV. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Dürer.

Dargestellt von Henry Thode. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller.

Der kunstgelehrte Verfasser hat sich eine schöne, lohnende Aufgabe gestellt. Klarheit wollte er in ein von der kunstgeschichtlichen Forschung bisher fast ganz vernachlässigtes Gebiet bringen: in die Geschichte der Malerei in Nürnberg während der, dem Auftreten der großen Geistesgestalt Albrecht Dürers vorausgehenden beiden Jahrhunderte. Der Mangel aller positiven verlässlichen Nachrichten über die Künstler und die Kunstwerke dieser Epoche hatte auch die gründlichsten Forscher bisher von dem Unternehmen abgeschreckt und die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit verbreitet, dies Dunkel zu lichten, das notwendige Material zum Aufbau der Geschichte dieser Kunst herbeizuschaffen. Was sich von älteren Gemälden, welche das Gepräge ihres Nürnberger Ursprungs tragen, in Kirchen und Galerien vorfand, wurde ziemlich kritiklos einem einzigen vordürerischen Meister Michel Wolgemut zugeschrieben, den Dürer selbst als seinen Lehrer nennt. Wohl sind in den Documenten aus jenen Jahrhunderten Namen von noch anderen in Nürnberg thätig gewesenen Künstlern in großer Zahl aufgeführt, aber ohne Angabe ihrer Werke und ohne irgend welche Mittheilungen über ihre Person und ihr Leben. Ihnen steht eine gleiche Menge anonym vorhandener Gemälde aus derselben Zeit gegenüber. H. Thode unternahm es, durch Combination die Brücke zwischen diesen getrennten Gebieten zu schlagen. Den Werken selbst, da alle andern Zeugnisse schwankten, hat er versucht, das Geheimniß ihrer Entstehung, sowie Namen und Persönlichkeit ihrer Urheber abzufragen. In einzelnen Fällen haben sie ihn, nach seiner innigen Ueberzeugung, die richtig unbedingt zuverlässige Antwort

nicht vorenthalten. Wo seine Forschungen erfolglos waren, taufte er die namenlos gebliebenen nach einem für sie besonders bezeichnenden Werk, wie „der Meister des Löffelholzer Altars“, oder der „des Krellischen Altars.“ — Den Leser zu seinen eigenen Ueberzeugungen zu bekehren, gelingt dem Verfasser trotz seiner von schöner Begeisterung getragenen Verebhamkeit freilich nicht immer unbedingt.

Im 14. Jahrhundert beginnt mit der Erstarkung des Nürnberger Gemeinwezens und seines mannhaften Bürgerthums auch die künstlerische Thätigkeit in der Stadt, zunächst auf dem Gebiet der Architectur und Plastik. Bei dem hier herrschenden gothischen Stil fand die Wandmalerei kein genügendes Feld, um sich, wie auf den weiten Mauerflächen der römischen Kirchen in den Rheinlanden und in Italien, in voller Macht und Größe zu entfalten. Aber wenn auch in jener ältesten Zeit der beginnenden Blüthe Nürnbergs die Tafelmalerei — wahrscheinlich zuerst durch eingewanderte böhmische und kölnische Künstler ausgeübt, — im Vordergrund steht, so ist doch urkundlich auch hier die Wandmalerei bereits im dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu einem großen Werk berufen gewesen: das Innere des Rathhauses wurde mit bedeutamen, beziehungsreichen geschichtlichen Bildern ausgeschmückt. Diese im folgenden Jahrhundert durch einen „Meister Berthold“ erneuerten Gemälde sind zwar spurlos von ihren Wänden verschwunden. Doch in den, in zwei Räumen des Schlosses von Forchheim wieder aufgedeckten Wandmalereien aus derselben Zeit glaubt Thode Werke von Nürnberger Meistern zu erkennen und mit ihrer Schilderung die Erzählung der Geschichte der ältesten Nürnberger Malerschule beginnen zu können. Liebevoll eingehend untersucht er diese und ebenso die ältesten Nürnberger Altargemälde im Germanischen Museum, im Kloster Heilsbrunn und in der St. Lorenzkirche, ohne sich auf „Tausen“ mit Autornamen einzulassen. Diese Arbeit, die „Rettung“ eines von der bisherigen Kunstgeschichte vergessenen Meisters, die Wiedereinsetzung eines, von dem Verfasser zuerst wieder entdeckten, großen Altnürnbergischen Künstlers in die ihm gebührenden Rechte, diese Lösung der Hauptaufgabe des Thode'schen Werkes beginnt im zweiten Abschnitt mit der Betrachtung und Prüfung des berühmten „Imposiblen Altars“ in einer Seitenkapelle der St. Lorenzkirche zu Nürnberg, der in dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts gemalt worden sein muß. Die charakteristischen Stileigentümlichkeiten dieses „erhabenen“ Werkes sucht Thode in mehreren andern bekannten, bisher anonym gebliebenen Schöpfungen, wie den „Drecksler'schen Altartafeln“ im Berliner Museum und dem „Bamberger Altar“ im Nationalmuseum zu München nachzuweisen. Sie sind für ihn „fraglos“ die Hauptwerke eines und desselben großen Künstlers“. Dessen Handschrift erkennt er auch noch in einer langen Reihe erhaltener Gemälde in Nürnberg, München und Augsburg wieder, und als den Schöpfer aller dieser Werke bezeichnet er den, gelegentlich in alten Documenten erwähnten, Bildschnitzer und Maler Meister Berthold, dem urkundlich 1423 die Neu-Bemalung des Rathhauses anvertraut worden war, wie die erhaltenen Rechnungen und Quittungen beweisen. Seine Ausbildung läßt Thode ihn in der blühenden Malerschule zu Prag finden. Kurz, er construirt des Meisters Perion so rund und nett, als ob er sie nach den positioften Ueberlieferungen zeichnete. Nur in Bezug auf die Dauer seines Lebens bleiben ihm noch Zweifel, und er läßt es unentschieden, ob er ihn 37 Jahre alt werden lassen und in dem schon 1363 und dem 1430 als Maler erwähnten Berthold einen und denselben Meister oder in jenem den Vater und Lehrer, in diesem den gleichnamigen Sohn und Schüler erblicken soll. — Eine ähnliche Neuschöpfung oder Retablirung eines vergessenen oder „verkannten großen“ altnürnberger Meisters unternimmt Thode dem berühmten Tucher'schen Altar in der Frauenkirche gegenüber. In seiner begeisterungsvollen Schilderung der Bilder dieses Altarwerkes rühmt er ihm Eigenschaften nach, die uns bis zur Unmöglichkeit schwer wird, darin zu erkennen. Diesem Meister giebt er den Namen Pfennning. So nennt sich selbst der Maler der „Kreuzigung“ in der Wiener Belvederegalerie (der Name ist eingestrich in der Borte der Satteldede des Sogginus auf diesem Bilde), und denselben Künstler will der Verfasser auch in jenen Tucher'schen Altarbildern erkennen. Ich gestehe meine zögerliche Meinung, daß mir der Stil beider Werke eher in scharfem Gegensatz zu einander zu stehen scheint. Diesem Pfennning weist Thode als drittes Meisterwerk auch die „Maria als Himmelskönigin“ in der Klosterkirche zu Heilsbrunn und weiter noch fünf andere Gemälde in Nürnberg und Nachen und eine Handzeichnung des Todes der Maria in Erlangen zu. Er sieht in ihm, den die Nürnberger Urkunden unter allen um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort thätigen Malern gar nicht einmal erwähnen, den „kraftvoll originalen und genialischen“ Schüler Meister Bertholds, zu dessen ganzer Art und Richtung er sich indeß sehr bald in directen

Gegenſatz geſtellt habe. — Pfennings Schüler und Nachahmer erkennt Thode in verſchiedenen großen Altarwerken aus der Mitte des 15. Jahrhunderts: dem in der Neglerkirche zu Erfurt, dem berühmteren zu Zwifkau, dem im Muſeum der Schleſiſchen Altherbäumer zu Breslau befindlichen, wie im Bilde der Kreuzigung in der Münchener Frauenkirche. — Ein dritter Nürnberger Meiſter, welchen Thode in die verdienten Ehren wieder einzuſetzen ſich bemüht, iſt Plendenwurff, deſſen Name zuerſt 1451 auftaucht, neben dem in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ſich noch Valentin Wolgemut (der Vater Michels), Hans Trautt, Hans Beurlein und Sebald Baumhauer hervorhuh. Der Verfaſſer ſchreibt jenem ſeinem dritten Liebling eine ſtattliche Anzahl bisher namenlos gebliebener Bilder zu und findet in dem ſehr verſtetteten Monogramm J. P. auf der großen Kreuzigung in der Münchener Pinakothek nur eine Beſtätigung mehr für die aus dem Stil des Werkes gewonnene Ueberzeugung, daß auch deſſen Schöpfer kein anderer als Johannes Plendenwurff ſein könne. Dieſer ſei der Begründer der neuen Richtung in der Nürnberger Malerei geweſen, der auf vierzig Jahre hinaus deren Charakter feſtgeſtellt und ihre jüngeren Vertreter in ſeiner Schule gebildet habe. Wenn Thode aber ſomit drei bisher kaum genannt geweſenen, durch ihn erſt zu lebendigen Perſönlichkeiten gemachten Meiſtern eine Fülle von großen Werken zureiſt, von Tugenden „Gaben und Gnaden“ nachrühmt, ſo iſt er andererseits eben ſo eifrig bemüht, dem bisher bekanntesten und geſtiehenſten Nürnberger Vorgänger Dürers möglichſt viel von dem Glanz zu nehmen, mit dem man ihn unverdienter Weiſe ſeither umkleidet gehabt habe. Michael Wolgemut, Dürers Lehrer, ſchrumpft in Thode's Kritik und Schilderung zu einem recht unbedeutenden, nüchternen „Philifter-Künſtler“, einem phantaſie-loſen, jedes höheren Aufſchwunges unfähigen Mann zuſammen, der ſich „durch pedantiſche Kleinlichkeit und Neizbarkeit auszeichnet“. Bekanntlich erzählt Dürer, daß er in Wolgemuts Werkſtatt „von den Geſellen viel leiden mußte.“ Natürlich, ſagt Thode, denn „wie der Meiſter ſo die Geſellen.“ (!) Iſt das gerecht? Er reducirt Wolgemuts Verdienſt auf ein ſehr beſcheidenes Maß, ſeinen Antheil an den Zeichnungen zur „Weltchronik“ verringert er, zweifelt ſeine Thätigkeit als Bildſchneider an, beſtreitet ſein Anrecht auf die Autorkchaft der mit W bezeichneten Kupferſtiche, welche lange als Wolgemut'sche Originale mancher ſpäteren Stiche Dürers galten. Ja er will ihn nicht einmal als den rechten Lehrer Dürer's anerkennen, der unzweifelhaft wohl in Wolgemut's Hauſe, aber nicht unter deſſen Leitung die Malerei erlernt habe. Wilhelm Plendenwurff, dem würdigen Sohne Johanns, käme auch dieſer Ruhm ebenſo wie der der Autorkchaft des „Peringsdörffer Altars“ und der zu, „der erſte und bedeutendſte Vertreter der Nürnberger Malerei am Ausgange des an künſtleriſchen Thaten ſo reichen Jahrhunderts“ zu ſein. Dieſem W. Plendenwurff und den ihm zugeſchriebenen Werken, einzelnen anderen Meiſtern und Gemälden aus jener Uebergangszeit, und einer Unterſuchung der beiden berühmten Werke des Heilshronner Hochaltars und des Schnabacher Altars ſind die letzten Capitel gewidmet. Auch dieſe beiden werden M. Wolgemut, der ſo lange als ihr Urheber galt, abgeſprochen, ohne daß es Thode gelänge, mit ſich ſelbſt über einen anderen Meiſter als ihren Maler einig zu werden.

Das ganze Buch iſt die Frucht ehrlicher, eifriger, begeiſterter Studien, in denen ſich der Verfaſſer ſeine Ueberzeugungen errungen hat, die oft in ſo ſtarkem Widerſpruch zu den bisher über Altnürnberger Meiſter und Werke verbreitet geweſenen ſtehen. In der modernen kunſtgeſchichtlichen Forſchung wiederholt ſich immer der gleiche Prozeß: was der eine Forſcher als unantaſtbare Wahrheit erkundet zu haben meint und aufſtellt, wird vom Nächſtfolgenden angegriffen, vermeintlich widerlegt und durch das Reſultat ſeiner Arbeiten erſetzt. Eine mathematiſche Gewißheit, die durch ſogenannte „Stilkritik“ zu erzielen wäre, giebt es in Bezug auf dieſe Fragen auf dem Gebiet der bildenden Künſte nicht. Phantaſie und vorgefaßte Meinung ſpielen den ſtrengſten Kunſtforſchern oft die ſchlimmſten Streiche, das große Verdienſt Thodes ſoll darum nicht geringer geſchätzt werden, weil ſeine Phantaſie beſonders lebhaft iſt und ihn ſehen läßt, was er ſehen will. Zur rechten Würdigung und Kenntniß des Nürnberger Kunſtlebens während jener biſher noch ſo wenig erhellt geweſenen Entwicklungsperiode dieſes Gemeinweſens hat dieſes Werk die wichtigſten Beiträge geliefert. Eine große Zahl trefflicher photographiſcher Copien der im Text beſprochenen Kunſtwerke iſt dem in ſchönem Format ſtattlich gedruckten Werke beigegeben. Ein kunſtweiſſenſchaftlicher Anhang reichſten Inhalts und ein ſorgliches Register ergänzen den Haupttext.

I. P.

Bibliographische Notizen.

Die klassische Aesthetik der Deutschen.

Bürdigung der kunsthistorischen Arbeiten Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde. Von Otto Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Ueber den Standpunkt und die Richtung des Verfassers orientiren am besten die folgenden Sätze der Vorrede: „Die kritische Kunstbetrachtung unserer Tage ist allmählich bis zur Leugnung jeder gesetzgebenden Aesthetik vorgeschritten und wird auf den Rückzug bald bedacht sein müssen. Denn Machtsprüche noch so entschiedener Art können den Trieb des menschlichen Denkens, auch das Kunstgebiet seiner logischen Betrachtung zu unterwerfen, nicht ertödteten . . . Wenn jener Rückzug zu Goethe und Schiller und mittelbar zu Kant zurückführen wird, so wird er einen sehr wesentlichen Fortschritt bedeuten. Denn die Arbeit, welche sie auf ästhetischem Gebiet geleistet, ist bisher noch nicht genügend verwerthet worden.“

Nach einer Einleitung, die in großen Zügen die Annäherung Schillers an Goethe und beider Zusammenwirken mit W. v. Humboldt, Meyer und Körner zeichnet, stellt Harnack die ästhetischen Ansichten zusammenhängend dar, die in Schillers „Horen“ und in Goethes „Propyläen“ ihren klassischen Ausdruck fanden.

Eine schöne Zugabe bildet das Facsimile eines dem Gedankenkreise der „Künstler“ angehörenden, bisher unbekannten Denkspruches, den Schiller 1790 in das Stammbuch des wälschen Malers Karl Graf eingeschrieben hat.

dr.

Das Kasseler Gymnasium der siebenziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers der damaligen Zeit. Berlin, Walthers und Apolant.

Diese aus treuer und dankbarer Erinnerung eines früheren Schülers gegebenen Schilderungen legen ein deutliches Zeugniß dafür ab, daß auf dem genannten Gymnasium auch vor Einführung der neuen Reformen ein gesunder Geist herrschend war, der durch keine „Ueberbürdung“ beeinträchtigt wurde und der individuellen Charakterbildung reichlichen Raum ließ.

P.

Helgoland. Beschreibung der Insel und des Vadelebens von Adolf Lipsius. Mit 48 Abbildungen nach Naturaufnahmen und einer Karte. Leipzig, Adolf Tiz.

In anspruchsloser Weise sucht hier ein alter Verehrer des Inselbades, auf dem jetzt die deutsche Flagge weht, die Reize des Vadelebens in Helgoland und auf der Düne zu schildern und in knapper Fassung uns mit der Geschichte und der Natur des Eilands bekannt zu machen. Gute Abbildungen ergänzen den schlicht gehaltenen, aber von wohlthuernder Wärme erfüllten Text.

Das Büchlein wird denen, die Helgolands Schönheit kennen zu lernen Gelegenheit hatten, angenehme Erinnerungen wachrufen; ihnen sei es besonders empfohlen.

— 1 —

Theatergeschichtliche Forschungen.

Herausgegeben von Berthold Litzmann. Heft II—IV. Hamburg, L. Voß.

Die Monographien dieser Sammlung bieten eine wichtige Ergänzung der landläufigen Literaturgeschichte, die bisher fast ausschließlich auf die gedruckten und gelese-
lenen Dramen Bezug genommen hat. In den von Professor Litzmann herausgegebenen Arbeiten dagegen erhalten wir interessante Aufschlüsse über die Gestalt, in der hervorragende dramatische Werke auf die Bühne gekommen sind und auf das Publikum ihrer Zeit gewirkt haben. Solche Aufschlüsse werden in Heft II (von F. Winter und E. Kilian) in besonders dankenswerther Weise für Goethes Götz gegeben, namentlich mit Bezug auf die erste Aufführung in Hamburg (1774) und die erst seit 1830 nach einer Inszenirung des k. k. Hoftheatersekretärs Schreyvogel erfolgten Aufführungen des Wiener Burgtheaters. — In Heft III untersucht Prof. R. M. Werner die Geschichte des Volkschauspiels von Don Juan; in Heft IV giebt Prof. J. Zeidler Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Kloster-Dramas, das — zu großem Vergnügen des Nationalen Fritz Nicolai — bis weit in das 18. Jahrhundert hinein in deutschen und romanischen Ländern Pflege gefunden.

dr.

Berliner Neudrucke. Herausgegeben von Prof. Dr. R. Geiger und Dr. G. Ellinger. III. Serie, 1. Band. Berlin, Gebr. Paetel.

Das neue Heft dieser interessanten Sammlung enthält eine Reihe bisher nicht gesammelter Aufsätze und Gedichte von

Achim v. Arnim und von Clemens Brentano; dazwischen auch mehrere sehr originelle poetische Senbischreiben der Berliner Dichterin Luise Karich an den Erstgenannten. Prof. L. Geiger hat den Stücken eine vielseitig belehrende Einleitung vorausgeschickt. dr.

Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jeanny von Gusebt, herausgegeben von Ely von Kretschman. Braunschweig, George Westermann.

Ein Buch, von dem man sich nicht eher trennt, als bis man es zu Ende gelesen hat, und zu dem man noch oft zurückkehren wird. Es ist von einem vornehmen, feinen, echt weiblichen Geiste befeelt und doch dabei stark und voll Kraft in Lieben und Hassen, vor allem aber in der Bewunderung Goethes, des großen Dichters wie des großen Menschen. So mannigfach und verschieden auch die geschützten Persönlichkeiten und Verhältnisse sein mögen, alle sind gleichsam unbewußt von der Verfasserin zu Goethe in Beziehung gesetzt, sodas der Titel des Buches „Aus Goethes Freundeskreise“ trotz der mitunter scheinbar weitabgelegenen Themata, doch als richtig gewählt bezeichnet werden kann. Frau von Gusebt, die als junges Mädchen fast täglich im Goethe'schen Hause verkehrte, ist eine treffliche Beobachterin, die mit feinem weiblichen Instincte manches durchschaut hat, was Anderen entgangen sein mag. Von ganz besonderem Interesse erschienen uns ihre Mittheilungen über Goethes Sohn, Schwiegertochter und Enkel. Namentlich den letzteren, denen sie eine mütterliche Freundin gewesen ist, widmet sie herzliche, warme Worte der Erinnerung.

Wie es der Verfasserin in hohem Grade glückt, mit wenigen Strichen ein charakteristisches Porträt Anderer zu entwerfen, so steigt vor unsern geistigen Blicken bei der Lectüre des Buches lebensvoll und klar und rein das Bild der edlen Frau selbst empor, sodas wir mit aufrichtiger Theilnahme und herzlicher Sympathie uns zu ihr hingezogen fühlen.

Vortreffliche Porträts sind dem Buche beigelegt, das auch äußerlich dem vornehmen Inhalte entspricht. J.

Karl Stauffer-Bern. Sein Leben.

Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Briefe von Gustav Freytag. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlags-handlung.

Eins der ergreifendsten Bücher, das seit Jahren auf dem Büchermarkt erschienen ist, eine Tragödie, wie sie erschütternder kaum die Phantasie eines Künstlers gestalten kann. Wir sehen einen von der Natur mit den herrlichsten Gaben des Geistes und des Körpers ausgestatteten jungen Künstler, vom Ruhme bereits gekrönt und doch unermüdet, nie sich selbst genügend, an seiner künstlerischen Vervollkommenung arbeitend, in Leidenschaft und eigene wie fremde Schuld verstrickt, der Macht des Wahnsinns verfallen und frühzeitig zu Grunde gehen.

Stauffers Liebes-Affaire und seine Verhaftung in Rom hat seinerzeit in den öffentlichen Blättern zu allerhand Klatsch die Veranlassung gegeben, der nach dieser Darstellung seines Lebens, von der Hand eines unser besten Schriftsteller, hoffentlich für immer verstummen wird. Die Briefe Stauffers legen nicht nur Zeugnis ab von der Reinheit und Größe seines Strebens und Schaffens, von seiner eminenten Begabung, seinen originellen Gedanken über Kunst und Künstler vollendeten Ausdruck zu geben, sie beweisen auch zugleich, das als die Katastrophe über ihn hereinbrach, und er sich zu Schritten verleiten ließ, die Niemand zu rechtfertigen versuchen wird, er sich bereits geistig in völlig unzurechnungsfähigem Zustande befand.

Welch' starke lyrische Ader auch in dem Künstler strömte, zeigen die in lichten Zwischenräumen im Irrenhause niedergeschriebenen, hier zum ersten Male veröffentlichten Gedichte, es sind wahre Perlen echterster Gefühlslirik darunter.

Dem muthigen Vorgehen Otto Brahm's, dem es gelungen ist, trotz der Hindernisse, die ihm Behörden wie Privat-Personen verständnißlos in den Weg zu legen versuchten, das Bild des Künstlers klar und rein vor uns stehen zu lassen, gebührt uneingeschränktes Lob. Seine Darstellung ist warm und überzeugend, dabei frei von einseitiger Lobhudelei; er läßt zumeist die Thatiathen für sich reden.

Der ausführliche Brief Gustav Freytags über die Persönlichkeit des Künstlers ist eine werthvolle Beigabe zu dem in jeder Beziehung empfehlenswerthen Buche.

K. J.

Leo N. Tolstoj von Raphael Löwenfeld. I. Theil. Berlin, Richard Wilhelm.

Naphael Löwenfeld, der verdienstvolle Herausgeber der Gesamtausgabe von Tol-

tojs Werken, hat sich auch die Aufgabe gestellt, eine Biographie des Dichterheros, der zugleich ein Meister des Denkens ist, uns darzubieten. Dieses Lebensbild soll umfassen: die Entwicklung Tolstoj's als Mensch und als Dichter, die Charakteristik seiner Werke und eine Beleuchtung seiner Weltanschauung, um auf diese Weise eine fast erschöpfende Ergänzung seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die eben jene Gesamtwerte enthalten, zu gewähren. Man sieht, Raphael Löwenfeld hat sich eine große Aufgabe gestellt, die noch schwieriger ist, weil ihm keine Vorarbeiten zu Gebote stehen, noch in keiner Sprache etwas Ausführliches über das Werden und Wachsen dieser bedeutenden Persönlichkeit veröffentlicht worden ist. So muß sich der Verfasser sein Material von überall her zusammentragen; als reiche Fundgrube dient ihm allerdings, was die edle Gattin Tolstoj's selbst ihm anvertraut. Von entscheidendem Werthe für seine Arbeit aber ist, was er aus eigener, feinfühligster Kenntnisaufnahme hinzugefügt: die klare, in die Tiefe bringende Analyse der Werke Tolstoj's, die überzeugende Beweisführung, in weld' innigem Zusammenhang diese mit dem Leben Tolstoj's sich befinden, wie sie sammt und sonders eigentlich nur Merkzeichen seiner inneren Entwicklung sind und gerade deswegen so überzeugend wirken, weil sie als Ueberzeugungs-Resultate nach hartem Ringen und Kämpfen vor uns treten. — Löwenfeld hat seine große Aufgabe sich in zwei Abschnitte eingetheilt; der erste Theil, der Tolstoj bis auf die Höhe seines Lebens begleitet und bis zum Jahre 1863 reicht, liegt vor uns; wir zollen ihm rückhaltlose Anerkennung und Werthschätzung und sehen mit besonderer Freude dem Erscheinen des II. Bandes entgegen. A. W.

Des N. Tolstoj's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Bd. II: Novellen und kleine Romane. Berlin, Richard Wilhelm.

Der zweite Band der „Gesammelten Werke“ Tolstoj's bringt uns des Interessanten die Fülle. Wenn all diese Neuherausgaben dichterischer Genialität und einer schier unerschöpflichen Mannigfaltigkeit anregendster, originaler Anschauungen an unserem Geiste vorüberziehen, werden wir uns der hohen Bedeutung Tolstoj's, des hervorragendsten der zeitgenössischen russischen Dichter, immer von Neuem klar bewußt. Es gewährt uns dieser zweite Band seiner

Schriften gänzlich ungetrübten Genuß, weil wir nirgends jener bis zu Aeußerstem getriebenen Sonderlingsnatur des Dichters begegnen, die uns häufig zwingt, trotz aller Anerkennung, den Kopf über ihn zu schütteln. Als Kenner seines Landes, dessen Sitten und Bewohner, findet Tolstoj sicher Wenige seines Gleichen, und in Bezug auf episch schwungvolle Darstellung gehört er gewiß zu den Ersten der Weltliteratur. „Der Morgen des Gutsherrn“ giebt uns skizzenhafte Bilder aus dem russischen Bauernleben, die mit erschütternder Wirklichkeit zu uns sprechen, und ebenso gewähren die „Aufzeichnungen eines Marqueurs“ Einblicke in das russische High-life, weite Perspektiven in die gesellschaftliche Cultur jenes Meistenreiches eröffnend. Der weitere Inhalt des Bandes: „Luzern“, „Albert“, „Zwei Husaren“, „Drei Tode“ trägt zunächst mehr novellistischen Charakter, wobei aber immer zu bemerken ist, wie der Dichter jede Gelegenheit ergreift, das Verhältnis der Gebildeten zu dem Volke von seinem demokratischen Standpunkte aus in scharfer Kritik zu beleuchten und feinfühligste Menschenbeobachtung, vertiefte Betrachtung über die Welt und die Dinge so oft als möglich einzuflechten. Als die bedeutendste dieser Dichtungen erscheint uns „Drei Tode“; hier ist meisterhaft versucht, den großen Vorgang, „Tod“ genannt, künstlerisch darzustellen. Wie ein Wesen stirbt, ist für Tolstoj ein Maßstab für dessen innere Kraft: Je ursprünglicher der Mensch geblieben, desto leichter fällt ihm das Sterben, je mehr er fortgeschritten in culturellem Entwicklungsgange, desto schwerer löst er sich von den mannigfachen Beziehungen und Zielen, die das Leben birgt. — Den Schluß des Bandes bildet eine fantastische Erzählung „Die Kosaken“, die einst von Turgeniew „die beste aller russischen Novellen“ genannt worden ist. Auch hier handelt es sich im Wesentlichsten um den Gegensatz der civilisirten zu der ursprünglichen Natur, auch hier haben wir zunächst festzustellen, mit weld' hoch potenzirter dichterischer Kraft Tolstoj seine Menschen, die alle Merkmale ihrer besonderen Rationalität an sich tragen, zu Vollnaturen allgemein menschlicher Prägung auszugestalten weiß. So vernehmen wir aus dem Munde all dieser wohlgetroffenen Träger einer ganz besonderen Cultur und ganz besonderer Sitten dennoch Laute, die für die ganze Menschheit Zeugniß ablegen und ihr zur Lehre dienen können. — Wir wollen schließlich auch für diesen Band die vorzügliche Uebersetzung

des Herausgebers, Nathael Löwenfeld, feststellen und unseren Dank für das Unternehmen, dem das Interesse aller Gebildeten gehören sollte, wiederholen. A. W.

Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Bichler. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der greise Tiroler Schriftsteller berichtet über Erlebnisse, Studien und Dichtungen seiner Jugendzeit. Der Inhalt des Buches gehört durchweg der Zeit vor 1848 an und bildet in seiner ruhigen Beschaulichkeit einen vielfach wohlthuenden Gegensatz zu dem hastigen und nervösen Leben der modernen Gesellschaft innerhalb und außerhalb Oesterreichs. O.

Unter'm Strohdach. Roman von Konrad Telmann. Leipzig, C. Reißner.

„Unter'm Strohdach“ ist ein Bauernroman, dessen Schauplatz ein Dorf in Hinterpommern ist. Hart und spröde wie der Boden, dem in schwerer Arbeit der Ertrag abgerungen werden muß, ist der Charakter der Bauern, die es bewohnen; zäh am Althergebrachten hängend, kümmern sie sich nicht darum, was draußen in der Welt vorgeht, der Wandel der Zeiten geht spurlos an ihnen vorüber, es bleibt Alles, wie es zu uralten Zeiten gewesen; — sie sind nicht gläubig, sondern abergläubisch, und der Seelsorger muß oft mit Teufel und Höllenstrafen drohen, um diese ungefügen Seelen zu erschüttern; bringt einer von ihnen, der die Welt gesehen, einen Hauch freigeistiger Anschauung in das Heimatdorf zurück, dann richtet diese in unverstandener Auffassung unsäglich Schaden an.

In dieses Dorf wird ein Kind verschlagen, welches durch die im Elend verkommene Mutter daselbst heimatberechtigt ist; das Schicksal dieses Kindes bildet den Hauptinhalt des Romans; seine freudlose, traurige Jugend, die unmen schliche Behandlung, die es bei der alten Muhme erfährt, der grausame Spott der Dorfjugend, der das „Jungfernkind“ überall hin verfolgt, verhärten sein ursprünglich weiches Gemüth, und selbst diejenigen, die es gut mit ihm meinen, erziehen es in mißverständener Pädagogik instematisch zum Schlechten. Als der Pastor nach dem Tode der Alten das Mädchen zu sich nimmt, um sie zu bessern, lernt sie bei diesem mit frühzeitigem Verstand begreifen, daß sie nur durch scheinheilige Frömmigkeit sich ein erträgliches Leben verschaffen kann. — Der einzige Lichtblick in dieser freudlosen Kindheit ist das Verhältniß zu einem Spielgefährten, und in

der Schilderung desselben, welches beim Heranwachsen der Beiden, ihnen unbewußt, sich zu heißer Liebe entwickelt, bekundet der Verfasser so viel schlichte Natürlichkeit und zarte Innigkeit, daß der Leser mit besonderem Wohlgefallen bei diesem Theile der Erzählung verweilt. Das Leben reißt die beiden Jugendgefährten auseinander, um sie nach langer Trennung zu ihrem Unglück wieder zusammenzuführen; — als der junge Mann nach langer Wanderschaft heimkehrt, findet er die Jugendliebte als das Weib eines Anderen, zwar des reichsten Bauern im Dorfe, der aber im elenden Siechthum verkümmert und weber leben, noch sterben kann. Nun drängen die Ereignisse zur Katastrophe, all die ungezügelten Leidenschaften erwachen in dem Herzen des jungen Weibes, sie wird zu Ehebruch und Mord getrieben, dem eine fluchbeladene zweite Ehe folgt, bis der Tod, den sie bei dem Rettungsversuch einer Feuersbrunst findet, mit wohlthätiger Hand die Lösung übernimmt.

Mit derb zugreifendem Realismus schildert Telmann die zu traglichem Ausgang sich zubigenden Ereignisse; — sind die Farben auch manchmal etwas stark aufgetragen, so wird die Erzählung doch niemals romanhaft in üblem Sinne. Mit breiter Anschaulichkeit wird der Leser zu der Ueberzeugung geführt, wie dieses schutzbolle Weib ein Produkt der Verhältnisse ist, unter denen sie aufgewachsen; und an der Sündhaftigkeit, an der sie zu Grunde geht, trägt nicht sie selbst die Schuld, sondern diejenigen, die sie zu dem gemacht haben, was sie geworden ist.

Der Roman gehört zu den besten, die Telmann geschrieben, und verdient, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. mz.

Gedichte von Ilse Frapan, Marie Nowak, Adele Klein, Clara Forstenheim*).

Diese Zusammenstellung weiblicher Autoren entpringt nicht etwa einem Vorurtheil! Ist auch der liebesäufelnde Blaustrumpf noch nicht ganz aus der Literatur verschwunden, so birgt doch unsere Zeit zu

*) J. Frapan, Gedichte, Berlin, Gebrüder Baetel.

M. Nowak, Buntes Laub. Gedichte, Stuttgart, A. Bong & Co.

A. Klein, Gedichte, Dresden, C. Pierson.

C. Forstenheim, Gedichte, Dresden, C. Pierson.

viel der starkgeistigen und dichterisch berufenen Frauen, als daß man wie ehemals beim Anblick eines weiblichen Verfasser Namens alsbald einen gelinden Schauer empfinden müßte. — Und interessant genug ist diese moderne Frauenlurk! Sie läßt sich in zwei scharf erkennbare Gruppen sondern. Die Einen — wie z. B. Martha Hellmuth — streiten gewappnet mit im großen Kampfe der Zeit — sie singen von der Noth des Volkes und von der kommenden Erlösung; die Andern — im Schäferkleide — schreiten blumensuchend durch die stillen Haine und singen von Lenz und Liebe. — Ernster, erhabener mag uns die Mission jener modernen Valküren dünken — menschlicher und ergreifender wirkt die Poesie der Schäferin, die noch nicht zur Jeanne d'Arc des socialen Kampfes geworden. Zu dieser letzten Gruppe möchten wir Ilse Frapan zählen. — Ihre Poesie ist die eines echten, rein- und edel denkenden Weibes, das fern von dem lärmenden Streit des Tages nur der Natur, der Liebe und dem Dienste des Schönen lebt. — Was an Ilse Frapan vornehmlich besticht, das ist die Wahrheit ihres Gefühls; da ist nichts gekünstelt und geschraubt; echt und warm quellen ihr die Herzensstöne, leicht und anmuthvoll schmiegen sich die Empfindungen, die Gedanken in die stets reine und graziöse Form. Die Sprache ist prunklos und doch reich an treffenden und eigenartigen Bildern; — kurz: ihre Lieder athmen jene schlichte Natürlichkeit, die uns an den großen Lyriker so mächtig ergriß. Für die Ballade fehlt ihr vielleicht die männliche Kraft der packenden Schilderung; dort aber, wo sie in epischer Form vornehmlich rein seelische Vorzüge zu schildern sucht, wie in den beigegebenen Novellen in Versen, steht Ilse Frapan voll und ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe. —

Andere Töne schlägt Marie Nowack an, die sich uns mit einem stattlichen, in dem vornehmen Verlage von Adolf Bonz und Co. erschienenen Bande vorstellt. — Ihr Gebiet ist die Reflexion, die entsagungsvolle Betrachtung. Wohl fehlt es ihrer Lyrik nicht an Wärme des Gefühls, aber es ist nicht die Gluth eines blüthenreichen Liebesommers, nein, der herblich milde Sonnenstrahl, der auf welcke Blätter fällt. — Daher wirken denn auch ihre Lieder nicht mit elementarer Kraft, und dies um so weniger, als auch der Form oft die leichtflüssige Melodie, der Sprache die Frische der Eigenart fehlt. — Weit kräftiger beherrscht die Dichterin das epische Gebiet; die Gabe,

in knapper Form ein anschauliches, bewegtes Bild zu bieten, ist ihr in hohem Grade zu eigen. Geradezu kleine Meisterstücke sind jene Dichtungen, deren Fabel ihrer eigenen, stets sinnigen Erfindung entspringt, die Legenden und Parabeln. — Gedichte wie „Liebe und Thorheit“, „Die Verurtheilung Fortunas“, „Das Opfer“, „Lebensrathsel“, gehören zu dem Reizvollsten, was wir aus dieser Gattung gelesen. — Wir wissen der Verfasserin aufrichtigen Dank dafür, daß sie der erzählenden Dichtung den breiteren Raum in ihrem Buche gewährt hat.

Dat durch Ilse Frapan und Marie Nowack die moderne Poesie eine entschiedene Bereicherung erfahren, so wird man dies von Adele Klein kaum behaupten können.

Was sie in ihren Gedichten (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) bietet, macht zwar zumeist den Eindruck des wahr und innig Empfundenen, läßt aber bezüglich der künstlerischen Gestaltung noch gar viel zu wünschen übrig. Die Gedanken sind vielfach alltäglich, die Sprache schwunglos, die Form oft recht ungeschickt; deshalb soll keineswegs abgeleugnet werden, daß manches kleine Liedchen als recht geglückt bezeichnet werden kann. — Während uns Adele Klein gleichsam das Resümé eines bewegten Frauenlebens giebt, sind die in demselben Verlage erschienenen Gedichte von Clara Forstnerheim allem Anscheine nach die Erzeugnisse einer noch recht jugendlichen Dame. Vieles darin ist einseitig und alltäglich. Die Verfasserin verfügt weder über einen sonderlichen Reichthum an Gedanken, noch über einen Schatz an dichterischen Bildern und Wendungen, aber in ihrer schlichten, fast kindlichen Nebeweise spricht sie uns oft warm und rührend zu Herzen. Sehr hübsch sind die „Augenblicksbilder“; sie zeugen von dem redlichen Streben der Dichterin, sich aus dem engen Dammkreis subjectiver Empfindung zur Gestaltung moderner Gemälde emporzurängen. Bestätigt sich unsere Ansicht, daß diese Lieder die Morgengabe eines jungen Talentcs sind, so wird dies uns zweifellos bereinst schöne und reife Früchte zu bieten wissen.

C. B.

Goliath. Von F. W. Weber. Fünfte bis zwölfte Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Die neueste Dichtung des Sängers von „Dreizehnlinden“ beruht, einer Anmerkung des Dichters zufolge, im Wesentlichen auf einer wahren Begebenheit, deren Kenntniß

er einem Freunde verdankt. Der Schauplatz der in ihrem Charakter an Tennysons Enoch Arden erinnernden Dichtung ist das norwegische Hochgebirge, und der Held ist Olaf Einönd, der als Knabe seine Eltern, die ein schweres Verhängniß aus der Heimat vertrieben und die auf dem Hofe des reichen, geizigen Bauern von Rönnebal durch harte Arbeit einen kümmerlichen Lebensunterhalt erwerben, durch ein furchtbares Naturereigniß, einen Bergsturz, verliert. Die gutherzige Frau des Bauern nimmt sich des Knaben an; er wächst auf dem Hofe von Rönnebal mit der Tochter des Bauern zusammen auf und entwickelt sich zu einem kräftigen Burschen, dem man wegen seiner Stärke den Namen Goliath giebt und der dem Bauern für zwei Knechte Arbeit leistet. Sein geiziger Brotherr aber, dem er das Leben rettet, und dessen gebrechliches Söhnchen er aus den Händen rachgütiger Zigeuner befreit, weiß ihm wenig Dank; und als Olaf, der des Bauern Tochter Margit liebgewonnen und wärmste Gegenliebe findet, um die Hand des Mädchens wirbt, wird er in schnödeste Weise abgewiesen und muß den Hof verlassen. Auf seiner Wanderung kommt er in die Heimat seiner Eltern, wird dort von dem Bruder seines Vaters freudig aufgenommen und siedelt sich daselbst an. Seine Gedanken weilen zwar in Rönnebal bei der Geliebten, die er nicht vergessen kann, aber sein Stolz verwehrt es ihm, dorthin zurückzukehren. Margit aber, ihm gleichfalls die Treue haltend, weist alle Freier zurück, und nach dem Tode des Vaters bewirthschaftet sie allein den Hof. So sind Jahre vergangen, da dringt zu ihr in das stille, abgelegene Thal die Kunde, daß der Geliebte nicht zu entfernt von ihr lebe; sie sucht ihn auf, und Beide feiern ein still wehmüthiges Wiedersehen, um dann entlagend von einander zu scheiden, das Verbot des strengen Vaters auch nach dessen Tode ehrend. Alle Jahre erneuern die Treuen das Wiedersehen, zu frieden, einander in Gedanken angehören zu dürfen, wenn auch äußerlich getrennt lebend. — Ein Lied der Liebestreue und pflichtgetreuer Entsagung ist Webers Dichtung, schlicht ist der Inhalt und schlicht die Form: reimlose fünffüßige Jamben; aber diese einfachen Vorgänge, diese mit so unscheinbaren Mitteln doch so lebendig hingestellten natürlichen Menschen erwecken unsere innige Antheilnahme und bewegen unser Herz; und unsere Seele steht im Banne der trefflich geschilderten rauhen Erhabenheit und wilden Größe der nordischen Natur. Doch den

ruhigen Pulsschlag der idyllischen Dichtung fehlt nicht eine zeitweilige Belebung durch die aufwallende Leidenschaft; und der friedlich dahingleitende Strom der Diction schäumt mitunter in kraftvoll brausenden Wogen auf. — Das Ganze aber durchzieht ein Hauch stiller Wehmuth, der für viele Gemüther einen besonderen Reiz hat. Wir zweifeln nicht, daß Webers „Goliath“ zahlreiche Freunde finden wird. O. W.

Lieb und Leben. Dichtergriße an Deutschlands Frauen. Gewählt und herausgegeben von Adolf Böttger. 3. vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Maximilian Bern.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 30. völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 20 Bildern in Holzschnitt nach Original-Zeichnungen von Ferdinand Leese und J. G. Füllhaas. Halle, Herm. Geseuius.

Mit dem mehrfach bekundeten feinen Takt hat der Lyriker Maximilian Bern die Böttger'sche Anthologie gesichtet und bereichert und dadurch den Werth des hübschen Büchleins noch erhöht; er hat, soweit es der beschränkte Raum gestattete, neueren Dichtern wie J. J. David, Max Kalbeß, Theobald Nöthig, Alberta v. Puttkamer, Heinrich Heber und Schönaich-Carolath verbienstmäßigen Platz geschafft. Der Einteilung der Dichtungen sind die vier Jahreszeiten zu Grunde gelegt. Die Verlagshandlung hat für eine würdige Ausstattung Sorge getragen.

Anspruchsvoller, in großem Format, tritt die zweite Anthologie auf, welche zwanzig Holzschnitte von Ferd. Leese und J. G. Füllhaas als besonderen Schmuck erhalten hat. Von diesen möchten wir den prächtigen landschaftlichen Zeichnungen Füllhaas' den Vorzug geben. Die Gedichte sind nicht nach etnem inneren Grunde, sondern nach den Namen der Dichter alphabetisch geordnet. —

Beide Anthologien wenden sich, wie die Titel besagen, in erster Linie an die Frauenwelt; doch können auch Männer, die eine naturalistische Würze nicht als unbedingt erforderlich erachten, an diesen poetischen Sträußen sich erfreuen.

— 1 —

O du selige Wadsworthzeit! Bilder und Bignetten von Renö Reinicke. Mit begleitenden Dichtungen von Friba Schanz. Leipzig, Adolf Lize.

Ein reizendes Büchlein, das nicht nur den Backfischen und solchen, die es gewesen, bereude machen wird. Meno Reinicke, der bekannte Illustrator der „Fliegenden Blätter“, dessen künstlerische Eigenart in dieser Zeitschrift vor Kurzem aus herrlicher Feder gewürdigt worden ist, hat eine Reihe in vorzüglichem Lichtdruck wiedergegebener Bilder geliefert, welche in lebhafter Charakteristik und mit köstlichem Humor die verschiedenen wichtigen Vorkommnisse des Backfischlebens schildern; Frida Schanz hat in graziösen, idyllischen Versen diese Bilder dichterisch interpretirt. Das prächtige Buch ist ein Festgeschenk von künstlerischem Werth, das gewiß viele entzückte Freunde finden wird.

— 1 —

Neue Gedichte von Otto Ernst. Hamburg, Verlag von Conrad Bloß.

Otto Ernst hat eine Empfehlung als Poet kaum mehr nöthig. Seine bisher erschienenen Bücher: *Gedichte*, *Offenes Visier*, *Aus verborgenen Tiefen* wurden vom Publikum mit steigendem Beifall aufgenommen. Diesen bereits bekannten und anerkannten Vorgängern schließt sich sein jüngstes Buch würdig an. Die Eigen-

thümlichkeit des Verfassers als Dichter und Denker kommt darin meisterhaft zur Geltung. Ernst besitzt die Gabe, nach innen sehen zu können. Seine Augen sind solche, wie er sie in dem schönen Gedicht „Erscheinung“ mit den Worten schildert: Augen sah ich, die dem Hier entrinnen, Das mit Thränens Schatten sie umhüllt; Doch verfunken war ihr Blick nach innen, Und von dort mit sel'gem Glanz erfüllt.

Aus seinen neuen Gedichten seien als vollgiltige Beweise tiefer Empfindungen und Gedanken nur genannt: *Beglückender Einklang*, *Jubel*, *Krank*, *Süßer Wahn*, *Sorge*, *Stille*, *Nacht* und *Morgen*, *Blühendes Glück*, *Winternächten*, *Erscheinung*, *Hügelzug*, *Sibirien*. Köstliche Satiren sind: *Aus meinem Tagebuche* und *Epistel an meinen Freund den Schriftsteller*. Seine Epigramme und Verwandtes treffen sämmtlich in's Schwarze. Wie wahr sagt er u. a.: Wenn der Deutsche einen großen Dichter und einen Nachtwächter eingeladen hat, so bekommt dieser den Ehrenplatz. Erstens wegen der Uniform und zweitens wegen der Verdienste um die Nachtruhe, die der Dichter beide nicht aufzuweisen hat. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abegg, H.**, Was schulden wir unsern Kindern? Allgem. deutsches Erziehungs-Lexikon für das Haus. Heft 1. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.
- Adels- u. Salonblatt**, Wochenschrift. 1892. No. 1. Berlin, Goedecke & Gallinek.
- Augusti, B.**, Unter Palmen. Schilderungen aus dem Leben und der Missionsarbeit der Europäer in Ostindien. Mit vielen Abbildungen von Professor Woldemar Friedrich und C. H. Küchler. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
- Beaullien, G. v.**, Das weibliche Berlin. Berlin, S. Fischer.
- Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften u. Medizin**. Lieferung 10—12. Frankfurt a/M., H. Bechhold.
- Becker's Weltgeschichte**. Neu bearbeitet u. bis auf d. Gegenw. fortges. von W. Müller. Mit Illustr. u. Karten. Dritte Aufl. Bd. 7. 8. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Beguelin, H. u. A. v.**, Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau u. Hardenberg. Herausgegeben von A. Ernst. Mit dem Bildnis von Annale von Beguelin. Berlin, J. Springer.
- Berg, A.**, Lieder. Dresden. E. Pierson.
- Bergmann, J.**, Geschichte der Philosophie. Zweiter Band, erste Abtheilung: Von Kant bis einschliesslich Fichte. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.
- Beruna, A.**, Darf die Frau denken? Zweite Aufl. Minden, W. Köhler.
- Bilbasoff, B. v.**, Geschichte Katharina II. Dtsch. von P. v. R. Band II. Abtheilung 1. 2. Berlin, S. Cronbach.

- Blum H., Jovalla**, Sozialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel.
- Blüthen und Perlen deutscher Dichtung**. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 30. völlig neu bearbeitete Aufl. Mit 20 Bildern in Holzschnitt nach Original-Zeichnungen von F. Leake und J. G. Püllhaas Halle, H. Geseinus.
- Blüthen, V.**, Frau Gräfin Roman. 2 Bände. Dresden, Verlag des Universums.
- Bormann, E.**, 'S Buch von Kladderstorch. Mit Bildern geschmückt von Georg Schöbel. Leipzig, A. Fischer.
- Bourget, P.**, Der Schüler. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Boy-Fd, I.**, Ein Kind. Novelle. Leipzig, C. Reissner.
- Böttger, A.**, Lieb und Leben. Dritte Auflage besorgt von Maximilian Bern. Halle, H. Geseinus.
- Brahm, O.**, Heinrich von Kleist. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für deutsche Literatur. Dritte Aufl. Berlin, Fontane & Co.
- Brand, E.**, Bericht über die Thätigkeit des Bielefelder Gabelsberger Stenographenvereins im Vereinsjahre 1891/92. Selbstverlag.
- Brasch, M.**, Radolf von Gottschall. Ein literarisches Portrait. Mit dem Bilde Gottschalls. Leipzig, O. Gottwald.
- Brockhaus' Konversations-Lexikon**. Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Vierte Band. Caub - Deutsche Kunst. Mit 46 Tafeln, darunter 2 Chromotafeln. 1 Kupferstich, 11 Karten und Pläne und 205 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

- Chambray, le comte de**, Mes conclusions sociologiques. Paris, Calmann Lévy.
- Dietrich, A.**, Friedrich der Freidge. Ruhmesblätter und Sagenklänge aus Thüringen. Dresden, E. Pierson.
- Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege**. Herausg. von W. Harauer. No. 1. Frankfurt a. M. Verlag d. Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege.
- Eeden, Frederik van**, Der kleine Johannes. Autorisirte Uebers. aus dem Holländischen von Anna Fles. (Nr. 609/610 der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.) Halle a. d. Saale. Otto Hendel.
- Eisenhart, W.**, Deutschlands Zukunft. Politische und religiöse Betrachtungen. Halle, A. Kegel.
- Ernst, O.**, Neue Gedichte. Hamburg. C. Kloss.
- Flack, F. N.**, Weltreim — weltfreund. Leipzig, C. G. Naumann.
- Freihold, E.**, Gedanken und Empfindungen. Dresden, E. Pierson.
- Fritz, S.**, Zu Thal. Gedichte. (Dritte Sammlung.) Leipzig, C. Reissner.
- Froitzheim, J.**, Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen. Gotha, F. A. Perthes.
- Fuhr, K.**, Strafrechtspflege und Socialpolitik. Ein Beitrag zur R-form der Strafgesetzgebung auf Grund rechtsvergleichender u. statistischer Erhebungen über die Polizeianficht. Berlin, Otto Liebmann.
- Gall, J.**, Von der Fluth überholt. Sprach-Gemälde. Zweite Aufl. Münster, Verlag „Gegen den Strom“ (J. Gallenkamp.)
- Gerland, O.**, Zwei Menschenalter Kurhessischer Geschichte, nach den Erinnerungen des Generalmajors Gerland und anderer Quellen dargestellt. Kassel, M. Brunnemann.
- Goenius, F. W.**, A. Book of English Poetry. Second edition. Halle, H. Goenius.
- Gotteshelm, R.**, Freiherr v., Einsame Sterne. Epische und lyrische Dichtungen. Dresden, E. Pierson.
- Gottschall, R. v.**, Romeo und Julia am Pregel. Roman. Leipzig, C. Reissner.
- Gravellus, H.**, Plaudergänge im Weltall. Sammlung gemeinverständlicher naturwissenschaftlicher Vorträge. Berlin, P. Stankiewicz.
- Halevy, L.**, Der Feind im Land! Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach dem Tagebuche von Franzosen herausgegeben. Deutsche auctor. Uebers. von H. Altona. Braunschweig, O. Salle.
- Harnack, A.**, Das Apostolische Glaubensbekenntnis. Ein geschichtl. Bericht nebst einem Nachwort. Berlin. A. Haack.
- Hassert, K.**, Reise durch Montenegro nebst Bemerkungen über Land und Leute. Mit 30 Abbildungen. Wien, A. Hartleben.
- Hauschatz des Wissens**. Mit Illustrationen. Heft 1—4. Berlin, W. Pauli's Nachfolger H. Jerosch.
- Hecht, J.**, Die Wirklichkeit als Erzieherin. Grundlegende Vorarbeit für eine rationelle Lösung der socialen Frage. Leipzig, O. M. Oelsner.
- Hermann, O.**, Mein Schutzengel. Novelle. Dresden, E. Pierson.
- Heydenfeldt, H. K. v.**, Eine Frau. Studie nach dem Leben. Leipzig, C. Reissner.
- Hutschenreiter, E.**, Loki. Erzählung. Dresden, E. Pierson.
- Jakizakov, V.**, Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedirte Briefe. Mit den Zeichnungen u. d. Autogramm des Verurtheilten. Aus d. Ungarischen übers. Berlin, S. Cronbach.
- Jensen, W.**, Jenseits des Wassers. Roman. Leipzig, C. Reissner.
- Jakobowski, L.**, Werther, der Jude. Roman. Berlin, M. Hoffschalger.
- Justi, C.**, Murillo. Mit Abbildungen in Kupferstich, Holzschnitt und Autotypie. Leipzig, E. A. Seemann.
- Klapp, A.**, Unsere jungen Mädchen und ihre Aufgaben in der Gegenwart. Ein Buch für Eltern und Töchter. Berlin, L. Oehmigke's Verlag.
- Kohn, S.**, Der alte Grenadier. Die fidelen Alten. Erzählungen. Berlin, S. Cronbach.
- Kohut, A.**, Carl Helmerding. Ein Lebens- und Künstlerbild. Allen Freunden des Humors gewidmet. Berlin, C. Georgi.
- Königsbrun-Schaup**, Neue Märchen, Dresden. E. Pierson.
- Kreihlig, J. C.**, Seelenwanderungen. Psychologische Novellen und Legenden. Dresden, E. Pierson.
- Kretzer, M.**, Irrlichter und Gespenster. Volks-Roman. Heft 1—5. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.
- Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern vom 11. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts**. Lieferung 1. München, Jos. Albert.
- Langguth, A.**, Prinz Heinrich von Preussen. Ein seemannisches Lebensbild. Mit einem Facsimile. Halle, M. Niemeyer.
- Lessing's sämtliche Schriften**. Herausgegeben von K. Lachmann. 3. Aufl., besorgt durch F. Muncker. Achter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsb.
- Lindau, Rudolf**, Gesammelte Romane und Novellen. 1. Lieferung. Berlin. F. Fontane & Co.
- Löwe, F.**, Frau Jutta. Die Papstin. Eine deutsche Volksage. Offenbach, Sebold'sche Buchdr.
- Lubazynski, J.**, Zur Börsen-Enquête. Berlin, Klein & Co.
- Matthias, I.**, Anleitung zu indischen Intarsia-Arbeiten. Mit 43. Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig, E. A. Seemann.
- Mauthner, Fr.**, Glück im Spiel. Eine Selbstmordgeschichte. Zweites Tausend. Dresden, H. Minden.
- Mertz, J.**, Das ästhetische Formgesetz der Plastik. Mit 44 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann.
- Meyer's kleines Konversations-Lexikon**. Fünfte, gänzlich umgearb. u. vermehrte Aufl. II. Band. Heft A—y. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Morgen, C.**, Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891. Mit 19 Separatbildern u. 50 Textabb. von R. Hellgrewe, einem Portrait und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Natur u. Haus**. Illust. Zeitschrift für alle Liebhaberinnen im Reiche der Natur. I. Jahrgang Heft 1. Berlin, R. Oppenheim.
- Neumann-Strela, K.**, Deutschlands Heiden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte. Erst-r Band. Mit vielen Vollbildern u. Text-Abbildungen. Hannover, C. Meyer.
- Nissen, M.**, Narida. Dichtung nach einer nordischen Sage. Dresden. E. Pierson.
- Nordau, M.**, Entartung. Erster Band. Berlin, Carl Duncker.
- Novellen-Bibliothek**. Sammlung ausgewählter Erzählungen. Zwölfter Band. Leipzig, J. J. Weber.
- Petz, H.**, Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns. Zweites und Schluss-Bändchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Peters, Die Prophetie Obadjah's** untersucht und erklärt. Paderborn, F. Schöningh.
- Prüll, K.**, Zerbrochenes Spielzeug. Ein Skizzenbuch. Berlin, R. Wilhelm.
- Prüll, K.**, Das muntere Jahr. Ein Humoresken-Strauss. Berlin, R. Wilhelm.
- Raché, P.**, Plebejerblut. Moderner Roman. Dresden, E. Pierson.

- Reissmann, A.**, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. 3. sehr vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit M's. Bildniss u. Ansicht seines Denkmals in Leipzig. Leipzig, List & Franke.
- Reistab, L.**, „1813“ oder die Häscher d. Kaisers. Illustr. von W. Friedrich u. O. Herrfurth. Lief. 65–72. Weimar, Verlag d. Schriftenvertriebsanstalt.
- Rothwich, E.**, Der Urgeist. Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson.
- Reuling, C. G.**, Knecht Hagebuden. Eine Holzschnittserei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten u. sonderbaren Einrichtungen. Berlin, H. Lästouder.
- Reynolds, Sir J.**, Aesthetik und Technik der bildenden Künste. Akadem. Reden. Uebers. von E. Leischnig. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Rodziejew, M.**, Sie. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Rosenger, P. K.**, Allerlei Menschliches. (Ausgewählte Schriften Band 28.) Wien, A. Hartleben.
- Roth, L.**, Lose Blätter. Skizzen. Dresden, E. Pierson.
- Rogge, B.**, Vom Kurhut zur Kaiserkrone. Zwei Bände. Erster Band: Das Buch von den brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern. Hannover, C. Meyer.
- S. S., V. v.**, Bestimmung. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Scharfheittlin, A.**, Letzte Gedichte. Nebst Anhang „Moderne Verehrer.“ Berlin, Rosenbusch & Hart.
- Scheel, J. J.**, Allerlei Schülerbilder. Federzeichnungen für Schul- und Kinderfreunde. Hamburg, C. Klose.
- Scheerbart, P.**, „Ja . . . was . . . möchten wir nicht Alles!“ Ein Wunderfabelbuch. Erstes Heft. Berlin, Verlag deutscher Phantasten.
- Schmidt-Cabanis, R.**, Lachende Lieder. Neue Dichtungen. Mit dem Selbstportrait des Verfassers. Berlin, R. Boll's Verlag.
- Schmitz, A.**, Zwei dramatische Dichtungen als Vorschau in die Entwicklung der Menschheit. Leipzig, J. G. Fintel.
- Das Schneeschuhlaufen und seine Verwendung für Jagd, Sport u. Verkehr.** Mit 14 Illustrationen. Berlin, W. H. Kühl.
- Schreiber, C.**, Eva. Naturalistische Studien einer Idealistin. Dresden, E. Pierson.
- Schubert, A.**, Der deutschen Mütter Theil an deutscher Lande Heil. Sozialpädagogischer Beitrag zur Frauenfrage unserer Zeit. Berlin, L. Oehmigke's Verlag.
- Schuster, Herm.**, König Konrad. Trauerspiel. 2. Aufl. Leipzig, Deutscher Verlag.
- Sellner, P.**, Fransoesca von Rimini. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Silling, M.**, Lotte. Eine Erzählung für junge Mädchen Mit Illustrationen von A. Klamroth. Leipzig, G. Wigand.
- Sonnenburg, F.**, Jnnfried und Erwin oder wie dem Kaiser die Treuen dienten in den Harzbergen und am Rheinstrom. Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrt. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
- Spieker, G.**, Die Ursachen des Vorralls der Philosophie in alter und neuer Zeit. Leipzig, G. Wigand.
- Stave, L.**, Komische Geschichten. Leipzig, H. Licht.
- Steinbach, A.**, Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Stern, A.**, Katechismus der Allgemeinen Literaturgeschichte. Dritte, vermehrte u. verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber.
- Stern, B.**, Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisemomente. Mit 12 Vollbildern u. 33 Illustr. nebst einem Anhang: Kankasische Marschrouten. Berlin, S. Cronbach.
- Die Romanows. Intime Episoden aus dem russischen Hofleben. Berlin, S. Cronbach.
- Tovote, H.**, Mutter! Roman. 2. Aufl. Berlin, F. Fontane & Co.
- Vacano, E. M.**, Die Seufzerbrücke und andere Novellen. Dresden, Verlag des Universum.
- Das Herz der Gräfin und andere Novellen. Dresden, Verlag des Universum.
- Verdaig, G.**, Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. Studie über Eingang, Aufnahme u. Auführung der dramatischen Production an Provinzialbühnen und Centren. Berlin, R. Heinrich.
- Waracke, P.**, Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Week, G.**, Königin Louise. Vaterländische Romanzen. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh.
- Welsch, B.**, Volksaiten und religiöse Gebräuche. Eine kulturgeschichtliche Studie. Bremen, J. Kühnmann.
- Weizbofer, H.**, Geschichte des Orients u. Griechenlands im 6. Jahrhundert v. Chr. Berlin, O. Seeheagen.
- Westermann, A.**, Der Junker aus dem Laufen. Ein Lied vom Rheintal. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.
- Wichert, E.**, Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 2 Bände. 2. Aufl. Leipzig, C. Reissner.
- Windeck, H. v.**, Im Spiegel der Zeit. Ein heimathlicher Liederauss. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
- Winter, J. u. A. Wünsche**, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 8. Trier, S. Mayer.
- Weermann, K.**, Zu Zwei'n im Süden. Dichtungen. Dresden, L. Ehlermann.
- Wolf, Carl.**, Geschichten aus Tirol. Mit einem Vorwort von P. K. Rosenger. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.
- Wolff, Theodor**, Der Untergang. Roman. Berlin, Verlag von Freund & Jeckel.
- Wysard, A.**, Schuljugg oder Christ und Jesuit. Volkstück mit Gesang in 5 Akten. Vierte umgearbeitete Auflage. London, A. Siegle.
- Ulrich Zwingli. Dramatisches Gedicht in drei Theilen. Zweite umgearb. Auflage. London, A. Siegle.
- Denksteine am Lebensweg. London, A. Siegle.
- Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.** Herausg. von J. H. Fichte u. H. Ulrich, redig. von R. Falkenberg. N. F. Band 101. Heft 1. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Zola, E.**, Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman. 3 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Empfehlenswerte Bücher für die Hausbibliothek. =

Afrika.

Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landes-
Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16
in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfrauz ge-
12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mk.
an suchte bis jetzt vergeblich nach einem Werk,
dem gleichkäme.“ („Allgemeine Zeitung“, München.)

Asien.

Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landes-
Mit 160 Abbildungen im Text, 12 Karten und 21
in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfrauz ge-
15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk.
die literarische Erscheinung von ungewöhnlicher
ang.“ („Deutsche Zeitung“, Wien.)

Brehms Tierleben.

neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof.
Fechel-Loesche. Mit über 1800 Abbildungen
2, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln
emodruck. 10 Bände in Halbfrauz gebunden zu je
oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. (Im Erscheinen.)
dies Tierleben ist in der ganzen Welt so bekannt,
keiner weiteren Empfehlung bedarf.

Brehms Tierleben.

Volks- und Schulausgabe.

von R. Schmidlein neubearbeitete Auflage. Mit
Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.
in Halbfrauz geb. zu je 10 Mk. oder in 52 Lief-
zu je 50 Pfennig. (Im Erscheinen.)

se wohlfeile Ausgabe macht das berühmte Werk in
ter Form allen denen zugänglich, welchen die zehn-
Ausgabe nach Umfang und Preis zu groß an
ist.

Völkerkunde.

Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text,
in und 30 Chromotafeln. 3 Bände in Halbfrauz ge-
zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.
da Werk, das alles ausschlägt, was bisher auf diesem
geleistet wurde.“ („Die Natur.“)

Der Mensch.

Prof. Dr. Joh. Ranke. Mit 991 Abbildungen im Text,
in und 32 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfrauz ge-
zu je 16 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.
da Fundamentalwerk der Anthropologie.“
(Prof. Dr. A. Bastian, Berlin.)

Pflanzenleben.

Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Ab-
im Text und 40 Chromotafeln. 2 Bände in Halb-
geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 1 Mk.
 allem und allem ein Prachtwerk, wie, wir wissen
was wir mit diesen Worten sagen, kein zweites exi-
(Neue freie Presse.)

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text,
4 Karten und 27 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfrauz ge-
bunden zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Mit Freuden auf das Dringendste zu empfehlen.“
(Oberbergat Prof. Dr. Credner.)

Meyers

Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfrauz
geb. 10 Mk. oder in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig. (Im
Erscheinen.)

„Endlich einmal ein wirklicher Handatlas, der den An-
forderungen des praktischen Lebens entspricht.“
(„Litt. Mitteilungen.“)

Meyers

Konversations-Lexikon.

Vierle, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 3700 Abbildungen im Text, 567 Illustrationstafeln, Kar-
ten und Plänen. 16 Bände und 1 Ergänzungs- und Register-
band fein in Halbfrauz gebunden zu je 10 Mk.

Dem Hauptwerk sind zwei Jahres-Supplemente 1890/91
und 1891/92 angeschlossen, in Halbfrauz geb. zu je 10 Mk.

Im Umtausch gegen eine veraltete größere Encyklo-
pädie werden bei gleichzeitigem Bezug der vierten Auflage
50 Mark vergütet.

Anerkannt das bedeutendste und zur Zeit auch das
einzige vollständige neue Werk seiner Art.

Meyers

Kleines

Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Chromo-
tafeln. 3 Bände in Halbfrauz gebunden zu je 8 Mk. oder in
66 Lieferungen zu je 30 Pfennig. (Im Erscheinen.)

„Ein Nachschlagebuch ersten Ranges, ein Nonplusultra
von Vielseitigkeit, Prägnanz und Sicherheit.“
(„Deutsche Rundschau.“)

Meyers

Klassiker-Ausgaben

verdanken neben ihrer gediegenen innern und äußern
Ausstattung bei billigen Preisen den ihnen zugesprochenen
eigenen Wert vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch
die größte Sorgfalt kritischer Arbeit zu teil geworden ist.

Goethe, 12 Bände	30 Mk.	H. v. Kleist, 2 Bände	4 Mk.
Schiller, 6 Bände	15 -	Chamisso, 2 Bände	4 -
Lessing, 5 Bände	12 -	Hoffmann, 2 Bände	4 -
Herder, 4 Bände	10 -	Gellert, 1 Band	2 -
Wieland, 3 Bände	6 -	Bürger, 1 Band	2 -
Lenau, 2 Bände	4 -	Tieck, 3 Bände	6 -
Heine, 7 Bände	16 -	Arnim, 1 Band	2 -
Hauff, 3 Bände	6 -	Brentano, 1 Band	2 -
Eichendorff, 2 Bände	4 -	Novalis u. Fouqué, 1 Bd.	2 -

Die Preise gelten für eleganten Li-bhaber-Leinen-
band; für Liebhaber-Saffianband sind sie um die Hälfte höher.

Verzeichnisse der Ausgaben der ausländischen Klas-
siker = 70 Bände = stehen kostenfrei zu Diensten.

Jedste liefert jede Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. =

Aord und Süd.
Sine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.
Vreiundsechzigster Vand.
Mit den Porti»,!, oo«:
Werner »on Sieme»», Erich Schmidt, Vj«rnstjerne »jörnson.

Schlesische Vuchtiiuckeiei, Kunst, unl» 0«llag3»Anfil>lt
vormals 3 Zchottlaendei,

Inhalt des 63. Bandes.
 October. — Oobemüer. — Wecember
 ^892.
 -<z°
 Seile
 Lrnst Voetticher in Verlin.
 Die Wahrheit über die »trojanische«" Alterthümer und ihre Trag»
 weite 222
 Gustav Diercks in 5 teglitz—Berlin.
 Marokko und die Marotkofrage ^yü
 Hedwig Dohm in Verlin.
 wie Frauen werden. Novelle >. ^29
 Heinrich Hahn in Verlin.
 Aus dem Nachlaß von Henriette Herz 5«
 Julius R. Haarhaus in teipzig.
 Diana von Voitie«. Novelle ?7
 Adolph Uohut in Verlin.
 Werner von öiemens. Eine biographisch'kritische Studie 28
 «Lrnst Koppel in Verlin.
 Guy de Maupassant 252
 Oaul lindau in Dresden.
 Vater Adrian. «Line Iugenderinnerung 277
 F. luthmer in Frankfurt a. M.
 Deutsche Goldschmiedewerke des ^e. Jahrhunderts 5<f
 l INarholm in Verlin.
 Vjörnftjerne Vjörnson 2U7

Inhalt des K3, Landes.
 Sigmar 2Nehring in Verlin.
 Mondenschimmer von <3uy de Maupassant in deutschen Versen .. 2ü2
 I. T. poestion in Wien,
 Vjarni Chorarensen 2^5
 Theodor Buschmann in Wien.
 Zu Vftein in 2panien 22K. 3K5
 Erich Schmidt in Verlin.
 TannhHuser in Sage und Dichtung !?«
 Sigurd (Alfred Hedenstjerna) in wexiö (Zmllland).
 I^eirathen I 295
 Vernhard ötern in Wien.
 Vahn, die Nische der winde. «Lin kaukasisches Reisemoment gg
 Gebhard Zernin in Darmstadt.
 Marschall Vazaine in der Schlacht von Gravelotte —5t, privat.,. ?5
 Vibliographie ^2?. 2b8. 598
 Vibliographische Notizen <2s. 2?2, qne
 Musikalische Notizen I 55
 Mit den Vortraitz von:
 Werner von Siemens, radirt von Wilhelm Krausrovs in München;
 trich Schmidt, radirt von ludwig Kühn in Nürnberg: Vjörnftjerne
 Vjörnson, radirt von Johann lindner in München.

October 1892.

Inhalt.

S<|<»

Hedwig Dohm in Berlin.

wie Frauen welden. Novelle I,

Adolph Kohut in Berlin.

Werner von Siemens. «Line biographisch.kritische 2wdie 38

F. luthmer in Frankfurt a. M.

Deutsche Goldschmiedeweile des <«. Jahrhunderts 5^

Heinrich Hahn in Berlin.

Aus dem Nachlaß van Henriette Herz 58

Gebhard Jernin in Varmftadt.

Marschall Vazaine in der Lchlacht von Gravelotte — 2t, privat.. 75

Vernhard ötern in Wien.

Vaku, die Nische der winde. Ein kaukasisches Reisemoment 89

Julius R. Haarhalls in leipzig.

Diana von Poitlers. Novelle 9?

Vibliographie 52?

Vrehm» Ihierleben. <MI! Illustrationen) — Dil »ormals turheffisch» Annee.Diuiflon

im Sommer <8bb, — Martha.

Musikalische Notizen I. 35

Vibliographische Notizen !26

Hierzu ein Portrait: Werner von Liemens.

Radlrung von Wilhelm Urouslovf in München.

.n<|» und Sld' erschein» »m Anfang jede, Mona», in heften mit je einer «unstbellag».

— pre!» pl» Vnartal <3 Heft«) i Mail. .^—»

AU« Buchhandlungen und pastanftolten nehm«, jederzeit Vestellungen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mllrd und Süd" be>

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Vreslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Veilagen zu diesem Hefte

Paul 3t«ff in Stuü^art. <N2tzliche Veschenle und Prämien für Schulen und höhere lehranstalten.)

U «»«nnecktn'» V««l«« in Vonn. (tompioiiaiüel.l

wie Frauen werden.
Lovelie

Hedwig Vnhm.

— Verlin —

!! Marina Böhmer, die junge Gattin des vielbewunderten Malers Michael Böhmer, ging unstät in ihrem Zimmer auf und ab. Sie war in einfachster Promenadentoilette, ein braunes Kapot-hütchen auf dein Kopf. Sie wartete auf ihreu Mann. Er hatte versprochen, sie Punkt elf Uhr zur Ausstellung des Künstlervereins abzuholen, wo sein neuestes Bild „Die Geburt der Venus“, das sie noch nicht kannte, ausgestellt war. Sie wartete schon seit einer halben Stunde. Ob sie in sein Atelier, das einige Stockwerke höher lag, hinaufstieg? Sie wagte es nicht, Sie wußte, er wollte nicht, daß sie in sein Atelier kam, wohl der Modelle wegen. Seit Monaten war sie nicht oben gewesen. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte sie häufig mit ihm Ausstellungen besucht, nicht besonders gern- Er pflegte sie nicht auf die guten, sondern auf die schlechten Bilder aufmerksam zu machen, jeden Mangel derselben scharf hervorhebend, um so schärfer, wenn es Künstler betraf, die seine Richtung vertraten. Wenn er sie heute vergebens warten ließ, es wäre zu lieblos. Am Abend schon trat er eine, vermuthlich Monate umfassende Reise nach dein Rheinlands an, wo er ein Fürstenschloß auszumalen hatte. Mißmuthig und erregt trat sie ans Fenster. Die Wohnung lag am Schöneberger-Ufer. Sie blickte hinab auf den Canal. Es war Ende Oktober. Ein feiner Regen rieselte nieder. Die Blätter hingen fchlaff und schmutzig

1'

2 Hedwig Dohm in Veilin.

an den Väuinen. Die abgefallenen bildeten eine bräunliche muffige Masse am Boden. Die Straße war menschenleer. Zwei Kähne, der eine mit Kohlen, der andere mit Bausteinen beladen, wurden von Nuderknechten geschleppt. Langsam, keuchend, maschinenartig bewegten sie sich vorwärts in der fröstelnden Nässe. Eine solche Lebe:lsunlust war in Allem.

Käthe trat ins Zimmer zurück, warf sich in einen Lehnssessel und nahm eine Zeitung in die Hand. Sie konnte nicht lesen. Ihre Blicke folgten dem Zeiger der Uhr. Allmählich wirkte das Starren auf die Uhr hypnotisierend auf sie, und sie versank in halbwachem Sinnen und Grübeln, das so oft schon ihre leeren Stunden ausgefüllt hatte.

Und wieder, wie auch sonst, war es ihr vergangenes und ihr gegenwärtiges Leben und der trübe Ausblick in die Zukunft, die an der Seele der glücklosen jungen Frau vorüberzogen.

Katharina war die Tochter des reichen Fabrikbesitzers Brand in Thüringen. Ihre Mutter, eine tüchtige und correcte Hausfrau, ging in der Haushaltung, in der Fürsorge für die Kinder, so lange sie klein waren, und in der Pflichterfüllung ihrem Gatten gegenüber völlig auf. Den kleinen Kindern gehörte die Liebe und das Interesse der Eltern; die heranwachsenden und noch mehr die ganz Erwachsenen rückten ihnen ferner, ohne daß sie sich dessen nur einmal bewußt geworden waren. Katharina, die älteste von fünf Geschwistern, stand ihren Eltern, als sie erwachsen war, fast fremd gegenüber. Sie und ihre Geschwister hatten eine Erzieherin gehabt. Sie war gut und sorgfältig ernährt und gekleidet worden. Weder bedeutende Menschen noch interessante Bücher, die hätten wecken können, was etwa in ihr schlief, waren, als sie heranwuchs, in ihren Gesichtskreis getreten. Sie war zufrieden gewesen mit der conventionalen Regelmäßigkeit ihrer Existenz. Sie hatte sehr viel hübsche und feine Handarbeiten angefertigt und hatte, noch kaum erwachsen, Bewerber gehabt, junge Beamte des Städtchens, deren Werbung hauptsächlich dem Reichtum des Vaters galt. Katharina hatte den Ruf, stolz und zurückhaltend zu sein, das zog die jungen Leute des Oertchens, die es sich gern bequem machten, ebenso wenig an, als der eigenartige Reiz ihrer Erscheinung. Katharina war weder stolz noch zurückhaltend; sie gehörte nur zu den exclusiven Naturen, die still für sich sind, weil nichts in ihrer Umgebung sie anregt, nichts ihrem inneren Wesen und Träumen entspricht. Das Aufregendste in ihrer Existenz war gewesen, daß ihre einzige Freundin eines Tages durchgebrannt war, wie es hieß, um Schauspielerin zu werden, und daß diese Busenfreundin seitdem lieblos verstummt war. Den Mangel individueller Liebe von Seiten der Eltern hatte sie nie empfunden. Sie hatte ja den Onkel Earl, der von den fünf Geschwistern sie einzig und allein liebte. Onkel Carl hatte von jeher zu ihrem Leben gehört wie Vater, Mutter und Geschwister, ja noch mehr. Es hatte mit diesem Onkel, der eigentlich gar nicht ihr Onkel war, eine eigenthümliche Vewandtniß.

wie Frauen werden, 3

Als achtzehnjähriger Jüngling war Carl Nort als Volontair in die Fabrik seines Vaters eingetreten, der sich damals eben mit der Tochter des Schuldirectors verheirathet hatte. In seinem Hause lebte eine junge Schwester seiner Frau. Carl verliebte sich leidenschaftlich in das schöne Mädchen, das mit dem verliebten Knaben ein kokettes Spiel trieb und sich ein Jahr später mit einem Gutsbesitzer der Nachbarschaft verheirathete.

Die Eltern Katharinens hatten alle Mühe, den heißblütigen jungen Mann von einem Selbstmord zurückzuhalten. In Folge dieser complicirten Beziehungen entwickelte sich zwischen ihnen und Carl ein wahres und herzliches Freundschaftsverhältniß. Letzterer siedelte sich in ihrer Nähe an. Er blieb unverheirathet und wurde von Brands als ein Familienmitglied betrachtet, ein Verhältniß, das sich lockerte, als politische und sociale Meinungsverschiedenheiten immer schärfer hervortraten, die Denkart Carls immer radikaler, die Brands zu immer engerer Stabilität sich entwickelte.

Carl war Mitglied des Reichstages geworden und saß dort auf der äußersten Linken. Als Katharina an der Schwelle des Jungfrauenalters stand, war die völlige Lostrennung Carls von ihrer Familie nur noch eine Frage der Zeit. Oft war ihm die Versuchung nahe getreten, das geliebte Kind mit seinen Ideen vertraut zu machen. Er hatte ihre Gemüths- und Geistesart geprüft und ein herzig gutes, begabtes, aber willensschwaches Geschöpf gefunden, ihre Intelligenz ein unbeschriebenes Blatt. Sollte er darauf schreiben, was er für das Beste, das Wahrste hielt? Seine Gewissenhaftigkeit ließ es nicht zu, das Mädchen der Welt, in der es leben mußte, zu entfremden.

Indessen, mit der Zeit wurde die Versuchung für ihn in dem Maße stärker, als die Neigung für das reizvolle Kind sich vertiefte. Noch war er mit sich nicht einig, was er thun oder lassen sollte, als die Eröffnung des Reichstages ihn nach Berlin rief. Von den Eltern hatte er einen kühlen Abschied genommen. Er wußte, daß er in einer bestimmten Nachmittagsstunde sein Käthchen im Garten treffen würde. Dort suchte er sie auf und fand sie auf einer Bank unter einer Linde, mit einem Buch in der Hand, in dem sie nicht las. Sie hatte den Kopf gegen den Rücken der Bank gelehnt; traumverloren blickte sie ins Leere. Sie schrak zusammen, als er sie anredete, und auf seine Frage, wovon sie träume, hatte sie geantwortet: „Von einem Prinzen.“

Er sagte ihr, daß er Abschied nehmen wolle. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und sah recht von Herzen betrübt ans.

Eine große Freude kam über ihn, und seine Lippen öffneten sich, um zu reden, wovon sein Herz voll war. Aber sie kam ihn nicht zu und fragte, ob er nicht auf seiner Reise durch Weimar käme.

„Warum?“ fragte er befremdet.

„Da wohnt er ja.“

„Wer?“

H Hedwig Vohm in Verlin.

„Mein Prinz.“ Natürlich sei es ja gar kein Prinz, sondern ein Maler, und schon ein ziemlich berühmter, wie der Papa ihr gesagt. Sie hätten ihn im vorigen Sommer in Friedrichsroda getroffen.

Er holte tief Athem. Seine Lippen schlossen sich herb und fest. Er wandte sich ab. Nach einer Weile fragte er, ob sie den Maler liebe? Sie wisse es nicht. Und dabei lächelte sie mit einem süßen und ver-rätherischen Ausdruck.

Ob er ein guter Mensch sei?

Sie wisse es nicht.

Er lehnte sich an einen Baum, umschlang rückwärts mit seinen Armen den Stamm, als mühte er die Brust erweitern; und blickte empor mit einer seltsamen Starrheit des Blicks.

In dem instinctiven Gefühl, Onkel Carl verletzt zu haben, lehnte sie schmeichelnd ihr Köpfchen an seinen Arm.

Er hatte mit seinen Lippen ihre Stirn berührt. Dann war er gegangen.

Er war zu spät gekommen. Sein Käthchen, mit vulgären Liebesgedanken erfüllt, fand er schon auf der Bahn, die zu dem beschränkten Glück der Mutter führte.

Er hatte eine Minute geschwankt, ob er sprechen solle. Nein, es wäre unredlich gewesen, die erregte Phantasie eines verliebten Mädchens überraschen zu wollen. Im Frühjahr, wenn er zurückkäme und die wildjungen Triebe seines Käthchens abgedorrt wären, ja — dann — vielleicht

Drei Monate später theilte ihm Käthe in einem übergelücklichen Schreiben ihre Verlobung mit Michael Böhmer mit.

Der junge Mann war unter dem Vorwand, Malstudien zu machen, in Käthes Heimat und in das Haus ihrer Eltern gekommen, und nach kurzer Werbung hatte er um die Hand des jungen Mädchens angehalten.

Eine elegische, tieftraurige Stimmung kam über den reifen Mann, der ein stilles, heißes Hoffen begraben mußte, und als er kurz darauf im Reichstag einen grenzenlosen Schimpf erfuhr, fühlte er den heimischen Boden unter sich weichen.

Carl Nort war für die rechte Seite des Hauses einer der gefährlichsten Gegner wegen seines Wagemuths und seiner unverbrüchlichen Wahrheitsliebe. Man scheute kein Mittel, ihn unschädlich zu machen. Und da geschah das Unerhörte, daß man seinen moralischen Charakter antastete und ziemlich unverblümt auf sein Verhältniß zu den Brands hindeutete, wo er als Dritter im Bunde — das Standesamt umginge.

Ein rasender Zorn hatte ihn gepackt, ein Ekel an der Politik und an der kleinlichen, nichtswürdigen Bosheit der Menschen. Er stand unter dem Einfluß der Ideen Tolstois, und mit der Entschlossenheit eines Jünglings hatte der fertige Mann den Staub Europas von seinen Füßen geschüttelt und war nach Südamerika ausgewandert, um am Saume der Prärien und

wie Frauen weiden. 5

der Cultur frei zu werden von der Niedertracht der Menschen — Halbmenschen wie er sie nannte, — und zu versuchen, ein Ganzmensch zu werden.

Käthe hatte geweint, als sie seinen feierlich rührenden Abschiedsbrief las.

Daß sie Onkel Carl nicht noch schmerzlicher vermißte, kam auf Rechnung ihrer Brautschaft.

Ihre ganze Brautseligkeit, und später das erste Glück ihrer jungen Ehe hatte sie treulich dem alten Freunde berichtet. Aus seinen Briefen hatte sie erfahren, daß er sich in Paraguay angesiedelt und mit den mühseligsten und beladensten aller Menschen, den grausam ausgetriebenen russischen Juden, seine Colonie bevölkert hatte.

Um die Ansiedelung zu bewerkstelligen und den Nermsten die Ueberfahrt zu ermöglichen, hatte er einen großen Theil seines Vermögens geopfert. Seine Colonie nannte er „Tolstoi“.

Diese Thatsachen hatten Käthe in Verwunderung gesetzt, ohne ihr tieferes Interesse zu erregen.

Allmählich waren ihre Briefe seltener und seltener geworden und hatten endlich ganz aufgehört. Als sie ihm zwei bis drei Mal nicht geantwortet, verstummte auch er. Es widerstand ihr, ihn: zu schreiben, wie nach und nach ihr Glück entschwand, ganz, völlig entschwand.

Ja, sie war unglücklich. Sie liebte ihren Mann, und er hatte aufgehört, sie zu lieben. Sie war überflüssig für ihn geworden, wenn er auch anerkennen mußte, daß sie eine gute Hausfrau und Mutter, eine treue, vorsorgliche Gattin war. Hatte er sie überhaupt jemals geliebt?

In der Langeweile des kleinen Badeorts war sein unbeschäftigtes Gemüth durch einen Zufall auf Katharina Brand verfallen, eine oberflächliche Verliebtheit, die ohne Consequenzen geblieben wäre, wenn nicht die sehr bedeutende Mitgift des jungen Mädchens ihn schließlich zu der praktischen Werbung um ihre Hand veranlaßt hätte, nicht aus Geldgier, aus Sucht nach Wohlleben, sondern aus leidenschaftlicher Liebe zu seiner Kunst. Er war zu arm, um sich den Luxus erlauben zu dürfen, feinem Genius zu folgen, oder zu genußsüchtig, um ihm unter Entbehrungen treu zu bleiben. Das Bild einer häßlichen Parvenüfamilie, das zu malen die Armuth ihn gezwungen, und das ihn zur Verzweiflung trieb, gab den Ausschlag bei der Werbung um Katharina.

Nach der Verheirathung, der Existenznoth enthoben, entfaltete sich seine geniale Begabung mit überraschender Schnelligkeit und Kühnheit. Seine Bilder versetzten das Publikum in Entzücken und trugen ihm Geldsummen ein, neben denen Käthes Mitgift bald nicht mehr in Betracht kam. Er be-reute seine vorschnelle Ehe und trug Katharina nach, was sie nicht verschuldet hatte. Der Anfang seiner Verstimmung gegen sie war die Verständnißlosigkeit, die sie seinen Bildern gegenüber zeigte. Sie stand stumm, erröthend davor, er las in ihren Mienen, daß sie ihr mißfielen. Er war Impressionist, ein sinnlicher Mensch, der in Farben schwelgte. Ihre Temperamente stimmten

6 Hedwig wohnte in Veilin.

nicht zusammen. Er hielt es für seine künstlerische Pflicht, Alles von sich fern zu halten, was seinen fröhlichen Schaffensdrang beirren konnte, und die Ansprüche seiner einfachen correcten Gattin an sein Gemüthsleben, an seine Zeit beirrten ihn. Und die arme Katharina gab sich eine so schmerzliche Mühe, ihn nie und nirgend zu belästigen. Bald hatte sie herausgefühlt, daß er lieber ohne sie als mit ihr in Gesellschaft ging. Er betonte so oft und so eindringlich, daß er ihr das Opfer, in Gesellschaften zu gehen, in denen sie sich augenscheinlich langweile, nicht zumuthen wolle; er leider dürfe aus künstlerischen und finanziellen Rücksichten die Gesellschaft nicht perhorresciren. Sie habe ja auch das Kind. Er sagte nie „mein Kind“ oder „unser Kind“, immer nur „das Kind.“

Und Käthe blieb zu Hause mit Groll und Gram im Herzen. Er hatte ja Recht. Sie fühlte sich deplacirt, gedemüthigt in diesen Kreisen, wo Niemand sie beachtete und sie froh sein mußte, einige Frauen zu finden, mit denen sie in Gesprächen über Kinder und Wirtschaft ein paar Stunden hinfristete. Katharina liebte ihren Gatten, wie reine Frauen zu lieben pflegen, weil sie einmal angefangen hatte, ihn zu lieben, weil sie doch sein Weib geworden, und weil zu lieben für das zärtliche Geschöpf eine zwingende Nothwendigkeit war, und andere als legale Beziehungen für ihren keuschen Sinn nicht existirten. Trotzdem fühlte sie eine Erkältung bis ins Mark, wenn Michael, ohne ein freundliches oder herzliches Wort an sie zu richten, in's Zimmer trat und ihre sonst so weiche Stimme klang, wenn sie gleichgiltige Worte mit ihm wechselte, spitz und gereizt. Er bemerkte wohl, daß sie zürnte. Zuweilen, wenn sie einen allzu herben Accent nicht unterdrücken konnte, meinte er, halb scherzhaft, „in ihr käme der großväterliche Schuldirektor zum Durchbruch.“

Als das Kind da war, brachte sie es ihm in der ersten Zeit ab und zu. Er beehrte es dann mit dem Prädicat „nettes Würmchen,“ gab es ihr bald zurück und meinte, kleine Kinder seien nur für die Mütter da. Ihr Kind war erst ein Jahr alt. Sie hatte es nicht selbst nähren können. Die Amme war als Wärterin geblieben, und naturgemäß hing das Kind vorläufig mehr an der Amme als an der Mutter. Sie liebte das Kleine von Herzen. Sie tändelte und spielte mit ihm, aber sie begriff nicht, wie ein so kleines Geschöpf in seiner rein vegetativen Existenz ein Menschenherz ausfüllen könne. Und doch behauptete man, daß es so sein müsse. War sie vielleicht keine gute Mutter? Wenn diese Vorstellung sie peinigte, preßte sie das Kleine an sich und saugte sich an seinem Anblick fest, bis ihr Herz ganz von Zärtlichkeit überstoß, und sie sich nun gefeit glaubte gegen jede Unbill des Schicksals.

Eine Stunde später waren all' ihre Gedanken wieder bei Michael. Die schmerzende Liebe zu dem Gatten drängte die Mutterliebe in den Hintergrund. Es vergingen zuweilen Tage, ohne daß sich die Gatten sahen. Michael war oft zu Tisch ausgebeten und pflegte dann selten vor Mitternacht nach

Wie Frauen werden,?

Hause zu kommen, und er hätte seine Gattin vielleicht halb vergessen, wenn nicht das Bewußtsein, ein grollendes Wesen im Hause zu haben, ihn: ver«drießlich gewesen wäre, ein Wesen, vor dem er dies und das geheim halten mußte, ein Zwang, der seiner souveränen, offenen und rücksichtslosen Natur widerstand.

Während Käthe sich in trübes Träumen verlor, stand der, auf den sie wartete, ruhig vor seiner Staffelei, behaglich mit seinem College« und Freunde, Lorenz von Hellbach, plaudernd. Hellbachs Atelier lag auf demselben Corridor, unmittelbar neben dem Atelier Michaels.

Beide waren positive, wenig ideal veranlagte Naturen. Was etwa unsterblich in ihnen war, entzündete sich an dem Feuer ihrer Kunstbegeisterung. Sie waren echte, rechte Künstler und hielten das Künstlerthum für die Achse, um die die Welt sich dreht. Gleichartiges in ihren Lebensschicksalen und in ihren künstlerischen Bestrebungen hatte sie zu einander geführt. Beide hatten, um die Arbeit mühsamen Emvorklimmens zu sparen, reiche Frauen geheirathet. Beide stimmten darin überein, es müsse in der Malerei etwas Neues, noch nie Dagewesenes gemacht werden. Hellbach hatte es anfangs mit dem Ultra-Naturalismus versucht und mit Vorliebe alte Weiber und zerlumpete Bettler gemalt. Modelle dazu fanden in seinem Atelier nur Einlaß, wenn sie der Verpflichtung, sich acht Tage nicht zu waschen, nachgekommen waren. Er behauptete, es so weit in seinem Hypernaturalismus gebracht zu haben, daß man an einem Brotkrümchen im Bart seines Bettlers oder an einem Fleck auf seinem Nock unterscheiden könne, ob das Krümchen von Schwarz- oder Weißbrot, oder ob der Fleck von Obst oder Fett herrühre.

Er hatte einige Erfolge zu verzeichnen gehabt, aber — es fluschte nicht. Die Concurrenz auf diesem Gebiet war zu groß, und Größere als er errangen die Palme. „Ein mittelmäßiger Schuster ist erlaubt,“ äußerte er einmal, „ein mittelmäßiger Künstler aber ist lächerlich.“

Und er creirte ein neues Genre, er malte die Nacht, fast immer mit einer witzigen Pointe. „Nacht muß es sein, wo Hellbachs Sterne strahlen,“ sagten seine College« von ihm. Seine Berühmtheit verdankte er einem Bilde, auf dem ein in tiefen Dämmer gehülltes Zimmer zu sehen, oder vielmehr kaum zu sehen war. Ob es die Dämmerung unmittelbar vor der Nacht oder das erste kaum wahrnehmbare Morgengrauen war, blieb dahingestellt. An der Wand etwas weißlich Schimmerndes, das ein Bild sein konnte, darunter die ver«schwommenen Umrisse eines Sophas, und auf diesen Umrissen die schattenhaften Contouren eines Menschen, der etwas in der Hand hielt, das eine Cigarre zu sein schien. Und das war die Pointe des Bildes, der feurige Punkt der brennenden Cigarre, der, muten aus dieser virtuos-gemalten Finsterniß heraus' blitzend, das Dunkel erhellte.

8 Hedwig Vohm in Berlin.

Auf anderen seiner Bilder wurde die Nacht durch einsame Laternen, durch Irrlichter, Fisch- oder Katzenaugen, zarte Mondsicheln oder ähnliche lichtbringende Gegenstände gemildert.

Michael war Impressionist bis an oder über die Grenze der Möglichkeit.

Die ganze Wollust seiner sinnlichen, etwas brutalen Natur tobte er in Farbenfluthen aus. Die Farbe war für ihn die Ausgießung des heiligen Geistes, aber nicht eine Taube, eher ein Colibri oder ein Pfau vermittelte die Lichteruption.

Beide Maler klügelten und grübelten mit feiner Berechnung über ihre Compositionen. In der Ausführung aber überkam sie wirkliche Begeisterung, und so trugen ihre Bilder einen zugleich ergrübelten und genialen Charakter. In Temperament und Geistesart gingen die Freunde weit auseinander.

Hellbach war Skeptiker, ein Denker mit philosophischen Allüren, der zielbewußt handelte und sich seine Lebensfreuden mehr erschlich als erkämpfte. Michael fielen sie von selbst in den Schoß. Alle Weiber waren in den kraftvoll schönen Menschen vernarrt. Er hatte blondes, kurzgeschorenes Haar, das wie eine Sammetbürste an der Stirn emporstand, graublaue Augen und einen rüthlichen Bart. Die Nase war stark und kräftig, der Mund schön geschnitten, mit vollen Lippen, der Teint von blühender Zartheit wie der eines Mädchens. Michael malte, während er mit seinem Freunde plauderte. Plötzlich fiel ihm ein, daß Käthe auf ihn warte.

Dann müsse er gehen, sagte Hellbach.

„Ich muh? Und wenn ich keine Lust habe? Ueberdies ist's auch schon zu spät," setzte er mit einem Blick auf die Uhr hinzu.

„Wie ich sie kenne, wartet sie noch auf Dich."

„Mag sie."

Hellbach machte ihm über die Rücksichtslosigkeit seiner Frau gegenüber Vorwürfe.

Michael zuckte die Achseln. Daß man die Dummheit einer unüberlegten Heirath nicht zurücknehmen könne, sei ein Fehler in der Weltordnung. Er habe seiner Frau nichts vorzuwerfen, meinte Hellbach.

„Nein, nur daß sie eine trockene und langweilige Madame sei, in der Liebe kalt, und Kunstverständnis; habe sie nun schon gar nicht.

„Hättest Du ihr nicht das Verständnis; dafür erschließen können?"

„Hieße leeres Stroh dreschen. Eine Frau, die mit einer braunen Kutte und einem Umschlagetuch im Hause umhergeht und sich vor einem décolletirten Kleide fürchtet"

„Und eine temnw nwädl's ist," setzte Hellbach hinzu.

„Hilft ihr gar nichts. Kein Temperament. Fahler Teint, der allenfalls zu rothem Haar möglich wäre, und sie hat eine schwarze Mähne. Weiß und schwarz — recht preußisch zwar, aber — unmalerisch. Höchstens bringt sie es einmal, wenn sie in Gala ist, zu einem matten Hauch von dlsn mourants oder verhallendem Seegrün; keine Spur von gebrannter Terwcotta, ultra-

wie Frauen weiden, 9

marin, roth oder Kupfer. Das ist, was ich brauche. Wenn man da mit dem Pinsel hineinarbeiten könnte! Ihr Profil hat feine Linien. Das ist das einzige."

Hellbach führte ihm zu Gemüth, daß er seiner Frau Dankbarkeit schulde, ohne ihre Mitgift hätte er seine künstlerische Eigenart nicht entfalten können.

„Ach was! Ich hatte mich auch ohne ihr Geld durchgerungen. Uebrigens, Du hast gut reden. Deine Pauline, ja, die hat keine niobidenhafte Posen, keine Märtyrerblicke und stumme Gardinenpredigten, die sich Einem auf die Nerven legen. Und wie brav sie für Dich kocht."

„Und ich brauche sie auch wie das liebe Brot."

„Unter welchem lieben! Brot Du Schnepfen, Trüffeln und dergleichen verstehst."

Lorenz lachte. — „Du weißt ja, daß ich nicht wie Du die Wahl hatte zwischen einer reichen Frau und vorübergehender Armuth. Meine Alternative war: Pauline oder den Revolver."

Michael wußte es.

Lorenz Hellbach war Offizier gewesen. Einer Lappalie wegen hatte ihn ein Kamerad, der beste Schütze des Regiments, gefordert. Hellbach zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sein Gegner ihn tödten würde. Er calculirte, daß das Leben mit zweifelhafter Ehre einem unzweifelhaften Tode vorzuziehen sei und lehnte das Duell ab, worauf er selbstverständlich den Abschied nehmen mußte. Er leistete sich den Schwur, daß er eines Tages seine Ehre wieder einlösen würde und zwar — durch Künstlerruhm.

Schon als Offizier hatte er sich durch seine künstlerische Begabung ausgezeichnet. Eine geistreiche Caricatur, die er von jenem Kameraden angefertigt, war eben die Veranlassung zu der Herausforderung gewesen. Er war ganz mittellos. Es bedurfte einiger Jahre ernster, mühevoller Studien, wenn er sein Ziel erreichen wollte.

Er kannte damals schon Pauline, die Tochter eines durch Terrainverkäufe in der Umgegend Berlins reichgewordenen Halbbauern. Das Mädchen hatte sich bei Gelegenheit eines Manövers, das den schmucken Offizier in ihr elterliches Haus führte, in ihn verliebt und hatte ihn seitdem nicht aus den Augen verloren. Er schlug jetzt aus seiner Verabschiedung Capital, indem er dem Mädchen einredete, daß er um ihrerwillen den Abschied genommen.

Nachdem er Pauline, die nur über einfache Volksschulbildung verfügte, geheirathet, wußte er durch raffiniert schlaue Taktik die naive und leichtgläubige Frau in eine Lebensweise hinein zu schmeicheln und zu lügen, die schließlich zur Zufriedenheit aller Beteiligten ausschlug. Er ließ ihr völlige Freiheit im Verkehr mit den Ihrigen und nahm für sich dieselbe Freiheit in Anspruch.

„Warum," setzte er das Gespräch mit seinem Freunde fort, „entwaffnest Du Deine Frau nicht durch Liebenswürdigkeit, durch Herzlichkeit, wie ich es thue"

^t) Hebung Dohm in Verlin.

„Weil Du ein Strick bist und ich nicht. Uebrigens ist unsere Lage auch eine ganz verschiedene.“

„Gewiß. Ich brauche eine Frau, und Du brauchst die Deinige nicht mehr. Die verrückten Engländer bezahlen Dir ja Nabobspreise für Deine Bilder. Uebrigens schade, daß wir nicht mit unseren Frauen tauschen können!“

„Käthe gefällt Dir?“

«Ja.“

„Immerzu. Du bist ja mein Freund.“

„In Betreff Deiner Frau zähle nicht auf meine Loyalität. Auf diesem Gebiet nehme ich, was ich kriegen kann.“

Michael lachte etwas gezwungen. Es thäte nichts, da er seiner tugend-samen Ehehälfte nur zu sicher wäre.

„Eifersüchtig?“

„Auf meine Ehre höchstens.“

Hellbach schnitt eine Grimasse.

Als Michael jetzt den Pinsel fortlegte, forderte ihn Hellbach auf, mit hinüber zu kommen, um ein Urtheil über den Fortschritt an seiner neuesten „Nacht“ abzugeben.

Einige Minuten später stieg Käthe die Stufen zum Atelier hinauf. In einer zornigen Aufwallung hatte sie sich ihrer Unterwürfigkeit geschämt. Wie konnte er der Gattin verbieten, sein Atelier zu betreten, das jedem Fremden offen stand. Vielleicht hatte er bei allzu eifrigem Malen sein Versprechen nur vergessen. Es konnte ihn nicht verletzen, wenn sie ihn daran erinnerte.

Sie öffnete langsam und zögernd die Thür des Ateliers. Ein herber, bitterer Zug zeigte sich auf ihrem Gesicht, als sie es leer fand. Wie hatte sie nur annehmen können, daß er sie heut nicht vergessen würde! vergaß er sie nicht immer?

Eine eigenthümliche, schwüle parfümirte Atmosphäre herrschte in dem Atelier, die ihr den Athem beklemmte.

Ueber eine breite Ottomane, deren Lehne orientalische Kissen bildeten, war ein Pantherfell geworfen, dessen Krallen sich in den weichen Fußteppich verloren. Ein Sammetkissen am Kopfende der Ottomane war in der Mitte eingedrückt. Da hatte vermuthlich der Kopf eines Modells geruht. Sie wußte ja, er brauchte Modelle, dennoch wandte sie den Kopf mit Widerwillen von dem Ruhebett ab. Ihre Blicke irrten umher und hafteten schließlich an dem fertigen Bilde, das auf der Staffelei stand. Fast hätte sie gelacht.

Was sollte das nun wieder vorstellen! Sie verstand es absolut nicht.

Ein nacktes Weib mit feuerfarbenem Haar steht auf einem wiesenartigen Terrain in einer blühenden, glühenden blauen Farbentollheit, ein blaues schleierhaftes Gewand hinter dem Rücken haltend. Bäume, Himmel und Luft rieseln als bläuliche Farben nieder, und aus diesem Wolkenbruch von Farbe schimmern die verlmuttertschillernden Glieder des Weibes. Der Kopf

wie Frauen weiden. ^

ist flüchtig behandelt. Das Haar ist die Hauptsache, es lebt, leuchtet, wallt und löst sich wie ein Kometenschweif in das fluchende Blau auf. Der Ueberinuth dieser Farbenwollust wirkte wie schmetternde Fanfarenmusik. Die Farbe hatte sich bei Michael Böhmer vom Stoff emancipirt, sie war Selbstzweck geworden. Der eine hochgehaltene Arm des Weibes verdeckt einen Theil des Kopfes. Ein schmales Profil sieht aus dem Bilde heraus.

Und dieses Profil! Käthes Augen, die immer größer werden, starren darauf. Sie drückt die geballten kleinen Fäuste gegen die Schläfe, sie glaubt nicht recht gesehen zu haben. Mit aller Gewalt nimmt sie sich zusammen und prüft eingehend, sorgfältig. Kein Zweifel, es ist ihr Profil, Zug für Zug. Ihr Gesicht auf dein üppigen strahlenden Leib des Weibes da. Wie hilfeschend blickt sie im Zimmer umher, und dann — in nicht zu dämmendem Zorn ergreift sie einen Pinsel, im nächsten Augenblick hätte sie den Kopf ausgelöscht.

Aber Michael hat die Thür geöffnet und tritt ein. Sie hält den Pinsel noch hoch in der Hand. Erstaunt blickt er in ihr entstelltes Gesicht, auf den Pinsel in ihrer Hand.

„Was willst Du hier? und der Pinsel da“

„Ich wollte,“ — stammelt sie abgebrochen — „das Gesicht da,— mein Gesicht — es soll fort! fort! abscheulich! abscheulich!“

Er reißt ihr den Pinsel aus der Hand und schleudert ihn fort. Er hätte sie schlagen mögen. Mit aller Gewalt zwingt er einen aufsteigenden Jähzorn nieder.

„Ja, Dein Prosit, es paßte mir gerade in den Farbenglanz da. Das farblose, ausdruckslose Profil ist ja völlig gleichgiltig in dem Bilde, kein Mensch wird es beachten.“

Die Geringschätzung, die in seinen Motten lag, brachte sie außer sich. Sie brach in kramphafes Schluchzen aus. — „Ich ertrage es nicht, nein — nein, ich ertrage es nicht mehr!“

„Wer zwingt Dich, es zu ertragen!“ sagt er mit kalter Wuth, die an die Stelle des Jähzorns getreten ist. Daß sie aus alberner Prüderie fast sein Bild zerstört, verzeiht er ihr nie.

Sie hört auf zu schluchzen und sieht ihn verständnißlos an.

„Was — was meinst Du — damit?“

„Laß Dich scheiden.“

Ihr Athem stockt. — „Du willst — geschieden sein?“

„Ja. Ich kann nicht zusammenbleiben mit einer Frau, die das chronische Bedürfniß hat, sich unglücklich zu fühlen.“

„Und bin ich es nicht?“ hauchte sie kaum hörbar.

Er überhörte geflissentlich ihre Worte. — „Ich brauche Sonne, Licht, Farbe. Ich langweile Dich, Du mich! Trennen wir uns. Du bist ja reich. Du brauchst mich nicht.“

„Michael! Michael!“

^2 Hedwig Dohm in Veilin.

„Und Du hast ja das Kind!“

Er hatte angefangen, in einer Studienmappe zu wühlen. Jetzt schlug er die Mappe mit Geräusch zu und griff nach seinem Hut. Sie starrte ihn wie abwesend an.

„Du hast Zeit, nachzudenken. Meine Arbeit am Rhein wird einige Monate dauern. Du wirst einsehen, daß die Scheidung eine sittliche Nothwendigkeit für uns ist. In einer Zwangsehe wirst Du nicht bleiben wollen, ich auch nicht. Adieu!“

Damit ging er. Im Hinabgehen war ihm leicht und wohl zu Muthe, wie Einem, der eine lästige Bürde von sich geworfen. Er hatte ausgesprochen, was schon längst als ein geheimer Wunsch in ihm lebte, und was ohne diese günstige Gelegenheit nicht so bald zum Austrag gekommen wäre. Mit einem halben Lächeln auf den Lippen dachte er an die „sittliche Nothwendigkeit“, die er so geschickt lancirt hatte. Uebrigens lag nicht wirklich Charakter-Noblesse darin, daß er eine reiche Frau aufgab?

Auf der Straße zündete er sich eine Cigarette an und dachte an seine Herzallerliebste, und wie viel freier sich jetzt sein Verkehr mit ihr gestalten würde.

Vor seiner Abreise, die in der Abendstunde erfolgte, sah er Käthe nicht wieder.

Die arme junge Frau blieb, wie gelähmt an allen Gliedern, im Atelier zurück. Sie wollte fort und sank doch auf die Ottomane zurück. Wie gleichgiltig war ihr nun, wer vor ihr da geruht.

Scheidung! entsetzliches Wort! als wenn man ihr ein kaltes Messer in die Brust gestoßen hätte. Scheidung von dem Manne, den sie liebte!

Sie faßte es nicht.

An verhängnißvollen Wendepunkten des Lebens erinnern wir uns oft plötzlich an Thatsachen und Menschen, die dem Gedächtniß fast entschwunden waren. Vielleicht war es auch das drängende Sehnen nach einem Mitfühlenden, daß Käthe jetzt an Carl Nort denken mußte. Onkel Carl, ja, den hatte sie nie gelangweilt, der hatte sie lieb gehabt, innig lieb, und er war auch der Einzige auf der ganzen weiten Welt, der Einzige, der ihr rathen, ihr helfen, konnte. Sie erinnerte sich seines Abschiedbriefes. „Brauchst Du mich Käthchen,“ — so hieß es in dem Brief — „so rufe mich. Ich komme.“

Ja, sie brauchte ihn, er sollte kommen. Ohne sich die Zeit zu lassen, in ihr Zimmer zu gehen, trat sie an Michaels Schreibtisch. In fliegender Hast begann sie an Onkel Carl zu schreiben, heiße, beredte, schmerzgetränkte Worte — und ihre Thränen strömten über das Papier hin. So vertieft war sie in den Brief, daß sie das Oeffnen der Atelierthür überhörte. Erst als Lorenz von Hellbach sie begrüßte, schrak sie empor. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürzte sie auf das Bild zu und verhüllte es. Es fiel ihr nicht ein, daß er das Bild ja schon kennen mußte. Ihm ihr thränenüberströmtes Gesicht zu verbergen, daran hatte sie nicht gedacht.

Ivie Frauen werden. ^3

Lorenz hatte nebenan in seinem Atelier die erhobene Stimme Michaels, er hatte das Aufschluchzen Käthes und die sich entfernenden Schritte des College« gehört. Er wußte, daß er Käthe allein treffen würde.

„Frau Katharina!“ Seine Stimme klang weich und gedämpft. Er hatte sie bis dahin nie mit Vornamen genannt. Es fiel ihr nicht einmal auf.

„Wchael ist nicht da, was wollen Sie hier?“ stieß sie heftig hervor.

Er schwieg und sah sie an. Jetzt erst dachte sie an ihr verweintes Gesicht. Sich abwendend trocknete sie schnell und verstohlen die Augen und stotterte dann einige gleichgiltige Worte hervor, über die Ausstellung, in die sie eben gehen wollte, und ob er glaube, daß es heut draußen kälter sei als gestern.

Mitten im Satz brach sie ab und von Neuem flössen ihre Thränen.

Sie entschuldigte sich, ihr wäre nicht wohl.

„Weinen Sie doch, Katharina, weinen Sie, ich weiß ja längst, daß Sie unglücklich sind. Ich weiß auch, warum Sie es sind, und warum Sie es heute mehr als je sind.“

„Er hat es Ihnen gesagt! er selbst?“

Sie bebte an allen Gliedern.

Er schwieg. Sie nahm es für eine Bejahung. So war also die Scheidung ein wohlüberlegter Plan.

„Ja,“ sagte sie tonlos, »nit weitgeöffneten Augen vor sich hinstarrend, „er will sich scheiden lassen.“

Lorenz war fast gerührt, daß sie ihm so treuherzig verrieth, was er noch nicht wußte. Er brachte einige landläufige Tröstungen vor über Künstler-eristenzen, die sich mit gewöhnlichem Maßstab nicht messen lassen.

„So hat er mich nur meiner Mitgift wegen geheirathet!“

„Urtheilen Sie nicht zu hart. Sie verurtheilen mich zugleich mit Ihrem Gatten.“

Käthe wurde roth. Wie hatte sie daran nicht denken können.

„So meinen Sie auch,“ sagte sie ablenkend, „daß ein Künstler eine andere Moral haben darf als andere Menschen?“

Er schwieg einen Augenblick wie in Verlegenheit.

„Nein,“ sagte er dann, „verzeihen Sie, Katharina, daß ich mir Ihnen gegenüber eine Phrase zu schulden kommen ließ. Was heißt ein Künstler sein! Sie kennen ja Lessings Wort über Ravhael. Die wahren Künstler malen oft gar nicht, und Leute, die virtuos pinseln können, sind noch keine Künstler, mögen sie immerhin berühmt sein.“

Mthe war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um seinen Worten Aufmerksamkeit zu schenken.

„Was soll ich denn nun thun!“ Mit rührender Hilflosigkeit sah sie zu ihm auf.

Hellbach war feit Jahren der einzige Mensch, der ihr Theilnahme gezeigt, der sich in Gesellschaften ihrer angenommen, und dein sich, in besonders freund-

!>H Hedwig Dohm ill Verlin. ---

lichen Momenten ihr kindlich liebes, sinnendes Wesen erschlossen hatte. Dllrum faßte sie jetzt Vertrauen zu ihm.

„Sie sind so positiv, so praktisch, Michael sagt es — ^-“

„Sie meinen,“ unterbrach er sie, „daß ich selbstsuchtig und vulgär bin.

Nicht immer bin ich so praktisch, so positiv wie Sie denken. Jeder Mensch, Frau Katharina, birgt in seinem Innern neben der berüchtigten d^ts Immaine, umgekehrt auch einen Himmelsrest, ein Uebersinnliches, das er in einem Heiligenschrein hütet. Die Einen placiren in diesen Schrein die Kunst oder die Wissenschaft, die Änderen politische Schwärmerei oder die Religion. Auch ich habe eine Stelle, nicht „wo ich sterblich“, sondern „wo ich unsterblich bin.“ Was ich für Sie empfinde, Katharina, das ist's!“

„Erschrecken Sie nicht,“ fuhr er fort, als er ihre abwehrende Bewegung sah. „Sie sind die Madonna im Heiligeuschrein meines Herzens, das Über-sinnliche. Ich male jetzt an einem Bilde. Unter blassen Sternen, aus weißen Linien schwebt ein engelgleiches Wesen, den Leib von Mondstrahlen verhüllt. Das engelgleiche Wesen trägt Ihre Züge.“

Mit raffinirter Berechnung hatte Lorenz Hellbach den Moment gewählt, wo Katharina gedemüthigt, gebrochen, sich an seiner Bewunderung aufrichten mußte, lind in der That trank ihr in den Staub getretenes Herz mit Begierde seine Worte, die sie in jeden» anderen Augenblick ihres Lebens indigmt zurückgewiesen hätte. An Michael dachte sie, nur an Michael. So konnte sie also verehrt, bewundert werden, und nicht etwa von dein ersten Besten, nein, von Lorenz von Hellbach, den Vielbegehrten, Vielgepriesenen.

„Und er will sich doch von mir scheiden lassen.“ Wie den Klageschrei einer verwundeten Taube stieß sie die Worte hervor.

Hellbach, etwas ermüdet von der Ercursion auf die poetische Gefühls-wiese, lenkte gern wieder in den Ton des praktischen Freundes ein.

„Er wird sich nicht scheiden lassen, Katharina, er soll Sie sehen, wie ich Sie sehe. Ich helfe Ihnen. Ich! Von heut an mit Leib und Seele Ihr Freund!“

Er drückte ihr, sich verabschiedend, herzlich die Hand.

Katharina Böhmer, die unscheinbare, von Niemand beachtete, hatte Hellbach in der That von Anfang an angezogen. Das blasse Gesichtchen unter den, schwarzen, atlasglänzenden Haar, das sinnend Träumende ihres Blickes, die überschlanke zarte Gestalt, ihre Weltunerfahrenheit, mit einem Wort, daß sie anders war als alle Frauen, die er kannte, das reizte seine Neugierde und pochte zugleich an den Himmelsrest in ihm.

Er war der groben Sprache der Cocotten und der lüsternen Hohlheit der Mondaines überdrüssig. Von den Letzteren hatte er einmal gesagt, sie wären wie Aushängeschilder, auf denen die feinsten Delikatessen versprochen würden, die wirkliche Waare aber sei von geringer Qualität. Bis jetzt war kaum eine Hoffnung oder ein unlauterer Wunsch mit seinem Interesse für Käthe verknüpft gewesen. Nun aber, da die Situation sich so gänzlich zu seinem

wie Frauen weiden. ^5

Vorthell verändert hatte, war er fest entschlossen, das Abenteuer ihrer Eroberung zu bestehen.

Als Hellbach gegangen war, blieb Käthe mitten in Atelier stehen, erstaunt erschreckt über die plötzliche Intimität zwischen ihm und ihr. Aber Michael ist es ja, der ihn zum Vertrauten gemacht hat, da kam die Intimität ganz von selbst. Und er will ihr ja helfen. Ob er es kann?"

Ihre Gedanken kehren zu Carl Nort zurück, den: einzigen Freund, der so klug ist und die Güte selber. Sie beendet in Hast den angefangenen Brief und eilt fort, aus dem Atelier. Sie will den Brief selbst auf die Post bringen, als ob es auf einen Tag, auf eine Stunde ankäme. Was sie auch hinaustreibt aus dem Hause ist die vage Empfindung, als könne sie sich und ihre wirre Qual in dein Gewühl und Lärm der Straßen loswerden. Als sie den Brief in der Leipzigerstraße in die Hauptpost geworfen, biegt sie unwillkürlich in die Wilhelmstraße ein und bleibt vor dem Architektenhause stehen, wo das Bild ihres Mannes ausgestellt ist. Ja, sie will das Bild sehen, das bewunderte. Schon vom Eingang des Saales aus erkennt sie es. Betäubend, sinnverwirrend springt es ihr in die Augen. Eine elegante Dame steht vor dem Bilde. Käthe will warten, bis sich die Dame entfernt, hat. Die Dame entfernt sich aber nicht. Sie bleibt unbeweglich. Käthe stellt sich neben sie, die großen erstaunten Augen auf das Bild heftend. Das Meer! als eine einzige wallende Rosengluth fluthet es ihr entgegen, das Meer, wie ein dämonischer Choral beim Untergang der Götterwelt. Es stellt aber keinen Untergang dar, es ist die Morgenröthe des Wassers, die Geburt der Venus. Im Vordergrund klingt die Farbe in schmachternde zarte Süße aus, im Hintergrund verliert sich das Meer in purpurdämmerndes Biolet von geheimnißreicher Pracht. Die Gestalt der Venus, die aus dein flüssig rosenfarbenen Gold emvortaucht, von schattenhaften Tauben umflattert, ist nur Staffage. Nieder hat sie dasselbe feuerfarbene Haar wie die Sirene, das, in alle Winde wehend, im Widerschein des aufglühenden Meeres leuchtet.

Unwillkürlich schüttelt Käthe langsam den Kopf. Die Dame neben ihr bemerkt es.

„Wie? finden Sie das Bild nicht hinreißend," sagt sie, „ist das nicht"

Sie kommt nicht weiter. Sie starrt Käthe gerade ins Gesicht. Im nächsten Augenblick fühlt sich Käthe von ihren Armen umschlungen.

„Käthe! Käthe!"

Erst allmählich, mehr am Klang der Stimme, als an den Gesichtszügen erkennt Käthe sie, doch kommt der Name noch unsicher, zögernd von ihren Lippen.

„Dörthe?"

„Ja Dörthe! natürlich, wer denn sonst!"

3l»rb und Cüb. 1,5111^ 187, 2

16 Hedwig Dohm in Verlin.

Beider Augen waren feucht geworden in der Freude des Wiedersehens. Rasch und lebhaft wurden Fragen und Antworten zwischen den Jugendfreundinnen ausgetauscht.

Ob sie denn nicht Schauspielerin geworden? fragte Käthe.

Ja natürlich, da sie doch „aus Liebe zur Kunst“ durchgebrannt sei. Diese Liebe wäre aber nur die Sommerfliege einer Wintersaison gewesen. Ein Bammier, Mammons knecht natürlich, habe sie bald den Brettern entführt. „Ich habe Dich auf den ersten Blick erkannt, Käthe, Du aber hast mich nicht erkannt.“

Dörthe sagte es vorwurfsvoll. Käthe entschuldigte sich damit, daß die Freundin so viel schöner geworden sei, eine ganz andere. Und sie blickte verlegen in das rosige Gesicht, auf das volle goldröthliche Haar Dörthes.

Dörthe lachte auf. „Ach fo. Du vermißt mein femmelblondes Zöpfchen und mein bräunliches Fell. Abgeschafft! abgeschafft! Und überhaupt, daß ich nicht mehr das kleine murklige Ding bin. Na, sehe ich passabel aus? Was?“

Käthe musterte sie mit einem Erstaunen, das an Erschrecken grenzte.

In der That, Dörthe war eine auffallend hübsche Erscheinung mit dem vollen, röthlichen Haar, das sich über eine weiße Stirn kräuselte, mit den brennend rothen, schwellenden Lippen und den etwas tiefliegenden Veilchenaugen, denen eine leichte dunkle Umsäumung ein listig funkelndes Licht verlieh. Ihre reiche und elegante Kleidung hatte einen kleinen Stich ins Phantastische, und vielleicht war sie ein wenig zu stark parfümirt.

Käthe fragte, ob sie ebenso glücklich wie schön geworden sei.

Na, sie könnte ja so weit ganz zufrieden sein, wenn ihre Seittimalität ihr nicht zuweilen einen Strich durch die Rechnung — oder eigentlich durch die Rechnungen machte, die immer enorm hoch wären, und doch — fügte sie mit einem Seufzer stärksten Kalibers hinzu, — habe sie Augenblicke, wo sie sich nach dem kleinen Laden ihrer Eltern zurücksehne, nach dem dicken, schwarzgrauen Kachelofen, der fo oft rauchte, und nach dem Eierkuchen mit Speck, von dem sie leider nie genug kriegte, und vor allem nach dem lieben alten Namen Dörthe. Wie lange habe sie das traute „Dörthe“ nicht gehört! Sie hieße ja jetzt, je nach dem Geschmack derer, die das Recht hätten, sich ihres Vornamens zu bedienen. Dorn oder Dorette, bei feierlichen Veranlassungen, wie z. B. bei häuslichem Zauk oder Condolenzbesuchen, Dorothea! und Leute, die zu Verwechselungen geneigt seien, verstiegen sich sogar manchmal zu einer pathetischen „Theodora.“

„Und Dein Mann?“ fragte Käthe.

„Ach der — ein guter Dicker — Schwamm drüber.“

Die derbe Ausdrucksweise Dörthes verletzte Käthe; sie war zwar schon als Schulmädchen forsch und lustig gewesen, ihr burschikoses Wesen hatte sich aber bedenklich gesteigert.

wie Frauen werden. ^?

„Du hast also Deinen Mann geheirathet, ohne ihn zu lieben?“

Dörthe blickte Käthe mit einem schäkernden Ausdruck von unten herauf an und sagte:

„Na, denke einmal, ich hätte den kleinen Krämer, der mich damals zur Herrin seines Herzens und seiner Boutike machen wollte, geheirathet. O Gott! ich wäre jetzt vierzig Jahre alt, anstatt sechsundzwanzig, hätte Falten um die Augen, ein halbes Dutzend blühender, wenn auch etwas malprovrer Kinder, und einen Mann in einem carrirten Schlafrock, der mich schlecht behandelte, wobei ihm eine Schwiegermutter helfend zur Seite stünde; und eines Tages wäre mir sachte die Puste ausgegangen, und ich hätte es kaum bemerkt, denn in einem solchen sogenannten Dasein ist der Unterschied zwischen „Sein“ und „Nichtsein“ unerheblich. Uebrigens, könnte ich nicht auch mein Herz auf dem Altar der Kindesliebe geopfert haben!“

Sie räusperte sich. Sie that das jedes Mal, wenn sie sich eine Vildungsvhrase aus der Zeit, wo sie noch eine höhere Schultochter war, be-
zähmte. Und plötzlich wurde sie weich. „Mutterchen hat mir geschrieben, wie Du Dich ihrer angenommen hast in der Zeit ihrer Noth und ihres Kammers um mich. Das vergesse ich Dir nie!“ Und sie umarmte Käthe mit aufrichtiger Herzlichkeit. „Und nun fage mir. Du allerfeinster Tugend-
spiegel, bist Du so glücklich geworden, wie Du es verdient hast?“
Käthes Blick trübte sich.

„Was! das Schicksal hat Dich doch nicht etwa in Gestalt einer Glatze oder eines schlechten Charakters ereilt?“

Käthes Augen füllten sich mit Thränen.

„Ach so!“ Dörthe schnalzte mitleidig mit der Zunge.

In dem Saal, der bisher leer gewesen war, wurde plötzlich auffallend laut gesprochen.

Käthe sah sich erschreckt um.

„Es sind nur Aristokraten,“ sagte Dörthe. „Zwei Aristokraten machen mehr Spektakel als zwanzig Bürgerliche.“

Sie schlug Käthe vor, mit ihr in den Thiergarten zu fahren, wo sie ungestört wären. Käthe war einverstanden. Im Thiergarten setzten sie sich auf eine einsame Bank unter die Statue der Flora.

„So, nun wird Herzblättchen seine Herzensgeschichte in meinen treuen und verschwiegenen Busen ausschütten,“ sagte Dörthe, indem sie Käthe zärtlich wie ein Kind umfaßte. „Sprich! ist er ein Pascha? ein Othello? einviveur oder ein Gigerl?“

Käthes Thränen flössen jetzt unaufhaltsam, und in abgebrochenen Sätzen, unter Schluchzen erfuhr Dörthe Alles, was man ihr angethan, und auch das letzte, die beabsichtigte Scheidung. Und daran würde sie sterben.“

„So sehr liebst Du ihn.“

„Ja, so sehr.“

2*

^8 — Hedwig Dohm in Veilin.

Plötzlich fiel Dörthe ein, daß sie ja noch nicht einmal wisse, wer und was dieser Banause, der Käthes Liebe verschmähe, sei.

„Michael Böhmer," antwortetet« Käthe auf ihre Frage, „der Maler des Bildes, vor dem wir uns trafen."

Dörthe bekam einen starken Hustenanfall und wandte sich ab.

„Laß nur," sagte sie beschwichtigend zu Käthe, die sich um sie bemühte, „es wird vorübergehen."

Sie barg eine Weile den Kopf in ihren Arm, der auf der Lehne der Bank ruhte. Als sie sich wieder umwandte, war etwas Unsicheres, Flackerndes in ihren Augen.

„Ich kenne Michael Böhmer." Ein leichtes Zittern war in ihrer Stimme.

„Woher?"

„Ich erzähle es Dir ein ander Mal. Wer kennt übrigens den berühmten Maler nicht! Und Du liebst ihn sehr? wirklich sehr? fragte sie noch einmal und mit einer gewissen Heftigkeit.

Käthe sah mit einem hilflosen Blick zu ihr auf: „Verachte mich deshalb nicht."

„Ich Dich verachten!"

Dörthe stand auf. Sie müsse jetzt nach Hause. Käthe wollte sie begleiten, sie lehnte es ab. Ihre Wohnung sei in der Mauserung, Alles drunter und drüber, Umbau — Kalk — Schutt. Sie wolle lieber zu Käthe kommen. Der berühmte Maler sei ja verreist.

Woher sie das wisse?

Käthe habe es ihr ja selber gesagt. Käthe erinnerte sich dessen nicht, zweifelte aber nicht an der Thatsache.

„Ein solches Glück, daß ich Dich gefunden habe," sagte Käthe, „ich habe ein Vorgefühl, es wird nun Alles besser werden. Du warst immer so gut! so gut!"

„Ich gut? war ich das? wirklich?"

Ein bitterer Zug spielte einen Augenblick um Dörthes volle Lippen.

Dann nahm ihr rundes Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck an, ihre Gestalt schien zu wachsen.

„Ja, Käthe, ich helfe Dir, fo wahr Du meiner Mutter geholfen hast. Er, Dein Michael soll Dich lieben, wie Du geliebt sein willst."

„Wie kannst Du das?"

Sie lächelte mit einem etwas geringschätzig trüben Lächeln.

„()ui vivr«. vorra."

Sie küßten sich noch einmal. Bei dem nächsten Droschkenstand trennten sie sich, nachdem sie für den folgenden Tag ein Rendezvous verabredet hatten.

Käthe ging zu Fuß nach Haus.

wie Frauen werden. ^9

Am Nachmittag des nächsten Tages, als Dörthe bei Käthe erschien, wurde sie von der Jugendfreundin mit liebevollster Herzlichkeit empfangen. Eine gemüthvolle Plauderei, voll Erinnerungen an ihre Kinderjahre, brach Dörthe mit dem Bemerkten ab, daß sie nicht gekommen sei, um verflossene Gefühle aufzuwärmen, sondern um ihr zu helfen.

Käthe fragte etwas ängstlich, ob sie etwa daran denke, wenn Michael wieder da sei, ihm Vorstellungen zu machen?

Nein, daran dachte Dörthe durchaus nicht. Käthe selbst solle ihres Glückes Schmied sein, sie brauche nur zu sagen, auf welchen Grad und auf welches Genre von Liebe sie bei Michael reflectire. Käthe sah sie verständnißlos und fragend an.

Dörthe ließ ihre Blicke über das Zimmer und über Käthes Erscheinung schweifen und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Höre, Käthe, wer den Zweck will, muß die Mittel nicht scheuen. Hier muß Alles anders, wie wir Berliner sagen, vernünftiger werden, von dem Salon angefangen, bis zu den Tiefen Deiner Seele herunter.“

Käthe lehnte sich verwirrt in die Sophakissen zurück und lächelte matt.

„Sprich nur!“

„Grundprincip: Alles muß werden, wie Dein Mann es will, ich könnte mich gleich sagen, wie die Männer es wollen. Sie wollen alle so ziemlich dasselbe. Fasse zunächst einmal diesen Salon, der seinen Beruf verfehlt hat, ins Auge, ins künstlerische Auge. Wo ist das sibirische Bärenfell? wo der persische Teppich? wo das Feuer im Kamin? keine Farbe, keine Form, dagegen ein Clavier, ein veritables, weitläufiges Clavier! Und Dein Schreibtisch, ein wahres Bureaukraten-Ungeheuer mit Leder! brr! Die Polster — brauner Rips! warum nicht gar schwarzes Roßhaar! Fehlt nur noch ein Piepmätzchen und ein Epheugitter. Und die eingerahmten Photographien da aus dem Kaulbachalbum.“

„Aber es sind Kupferstiche, ganz theure,“ vertheidigte sich Käthe.

„So verkaufe sie und schaffe Dir dafür etwas Nubensches an.“

Der Salon ist ja ein ganz nettes Stübchen für einen ältlichen Geheimsecretär, um darin mit seinem Ehegespons Familienkaffee zu schlürfen; einen genialen Künstler aber wie Böhmer, den graulst Du ja mit einem solchen Zimmer in — schönere Locale.“

„Aber Dörthe! aber Dörthe!“ Das war das Einzige, was Käthe ab und zu einzuwerfen vermochte.

Dörthe ließ sich in ihrem Redefluß nicht unterbrechen.

„Und Du selbst,“ fuhr sie fort, „Dein Exterieur! das reine Pendant zu Deiner „Stube“. Die Haarpuffen da oben auf Deinem Kopf, und der weggezogene Scheitel zu Deinem schmalen blassen Gesicht! Du verdienst gar nicht Dein rares, rabenschwarzes, atlasglänzendes Haar. — Wie eine Lehrergattin aus der Wasserthorstraße siehst Du aus. Diese Gattinnen haben meist schlechtsitzende Kleider oder keine Taille, oder beides. Bei so einem Farben-

20 Hedwig Dohm in Veilin.

sex, wie Dein Mann ist, mußt Du auf die Sinne wirken, seien wir milde und sagen wir, auf die Schönheitssinne.

„Weine nur nicht, Lämmchen,“ tröstete sie Käthe, der die Thronen wieder über die Wange liefen. „Wir spielen Zaubermärchen. Aschenputtel wird Prinzessin und kriegt Kleider wie Sonne, Mond und Sterne. Du hast doch Geld?“

Es zeigte sich, daß Käthe mehr Geld hatte, als das von Dörthe geplante Zaubernlärchen erforderte. Ihrer Meinung nach bedurfte es gar keiner ge-
diegenen Pracht, weder für die Wohnung, noch für die Toilette, nur ein
bischen Flunkerei, so obenauf.

Käthe warf schüchtern ein, daß Toilette sie nicht schöner machen würde, als sie von Natur sei.

„Meinst Du? Ich sage Dir, um für schön zu gelten, braucht man nicht im mindesten schön zu sein.“

Käthe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Treten wir sofort den Beweis der Wahrheit an.“ Damit zertrte Dörthe die Freundin vor einen Spiegel. Wer ist hübscher. Du oder ich? Vor Gott bist Du tausendmal schöner als ich. Vor den Menschen — worunter man doch eigentlich nur die Männer versteht — bin ich tausendmal schöner als Du. Warum? weil ich den Ztummel kenne und gerissen bin, und weil Du den Nummel nicht kennst und nicht gerissen bist. Von Natur bin ich, — Du weißt das ganz gut — weder hübsch noch häßlich und sehe nach gar nichts aus. Fasse mich scharf ins Auge, ich nehme es nicht übel. Statt meines natürlichen belanglosen, fahlen Nattenschwänzchens, sieh — diese goldene Mähne! Wo einst mein brouillirter Teint mir Kummer machte — Lilien und Nosen.

Ich bin noch nicht fertig,“ sagte sie, als Käthe sie unterbrechen wollte. — „Iotte doch, ich bin 8an8 p!ii-28s mager; wäre ich berühmt wie Sara Bern-
hard, die Witze, die man aus meinen Ellenbogen und Schulterknochen drechseln würde! Ich thue aber üppig. Sieh nur dieses Gepuffe und Gepumpte an meiner Robe! Mein Mann weih ganz gut, daß ich kein üppiges Weib bin, weil mich aber alle Andern dafür halten, fühlt er sich feiner Sache nicht sicher. Hätte ich bleiben wollen, wie die Stiefmutter Natur mich gewollt, kein Zahn — worunter ich wieder die Männer verstehe — hätte nach mir gekräht.“

Käthe fühlte sich durch Dörthes frivole Reden auf's peinlichste berührt, Dörthe sah es und suchte ihren Standpunkt zu vertheidigen.

„Du hältst wohl gefärbtes Haar für unmoralisch? Und was sagst Du zu einem gefärbten Geist? zu gefärbten Gedanken, die doch alle Welt hat und haben muß? Unsere Reichstagsmitglieder z. V. Glaubst Du, daß da ein Einziger sagt, was er denkt — die Phönire natürlich ausgenommen? — alle Tartüfss, kleinere und größere. Ich finde die Lilien und Nosen auf meinen Wangen moralischer als die Stilblüthen dieser Herren, die, wie Du es ja gedruckt in allen möglichen Journalen lesen kannst, das Volksleben vergiften. Ich schade doch mit meinem bischen Tünche Niemandem, nutze im Gegentheil

wie Frauen weiden. 2^

nicht nur mir, sondern auch jedem ästhetisch fühlenden Menschenbruder, nicht zu verwechseln mit Menschenschwester."

„Und wenn Dein Mann dahinter kommt, daß Du Dich färbst?"

Dörthe lachte hell auf.

„O, Du kleiner Schatz, er weiß es und läßt sich nichtsdestoweniger von meinem Farbenreiz blenden. Merke Dir, die Männer sehen fast nie mit eigenen Augen, sondern nur mit den Augen der Andern. Gefalle allen Andern, so gefällst Du den: Einen auch. Und dann, sie haben gar kein Abstraktionsvermögen; sie können sich gar nicht vorstellen, wie wir aussehen würden ohne unsere künstlichen Drumrums. Die Thatsache unseres Schönaussehens genügt ihnen.

Käthes Mißbehagen verstärkte sich. Sie wollte nichts mehr hören.

„Aber Lämmchen, nimm doch Vernunft an. Wenn Du Deinen Mann haben willst, mußt Du doch sein, wie er Dich will. So ein correctes, braves, decent angezogenes kleines Weibchen ist ja für viele Männer sehr erfreulich, ein Michael Böhmer verlangt mehr."

Dörthe fühlte, daß sie vorläufig nicht weiter gehen dürfe. Sie sprang lustig auf.

„Genug für heut. Ich bin des trockenen Tons nun satt. Das nächste Mal spazieren wir von Deinem Erterieur zu Deinem Interieur herunter. Jetzt wollen wir vergnügt sein. Hast Du Wein?"

Der Wein wurde gebracht. Dörthe trank wie ein Alter, rauchte eine Cigarette dazu und wurde immer aufgeräumter. Sie ahmte verschiedenen Leuten ihrer Bekanntschaft nach, sprach sächsisch, sang Couplets, und das Alles that sie mit einer unnachahmlichen Drollerie, so daß Käthe, trotz ihrer tiefen Verstimmung, einige Male laut lachen mußte.

Dörthe nutzte gern ihr schauspielerisches Talent, für das sie im Großen keine Verwendung hatte, zu kleinen pantomimischen Scherzen und Soloscenen aus. Allerliebste verstand sie es, die verschiedensten Affekte durch ihr Mienenspiel auszudrücken, gab aber dabei den pathetischen Masken den Vorzug. Sie drapirte sich mit dem ersten besten Lappen und genirte sich nicht, in Nothfällen Vorhänge von Fenstern, und Decken von Tischen zu reißen. Daß sie die Ohren und die Kopfhaut wie eine echte Nothhaut bewegen konnte, kam ihr bei ihren mimischen Tollheiten sehr zu statten.

Als sie sich endlich zum Gehen anschickte, forderte sie Käthe auf, mit ihr zu fahren, um die nöthigen Toiletteneinkäufe zu besorgen; gleich darauf aber besann sie sich anders und meinte, sie führe doch lieber allein, sie habe Beziehungen zu verschiedenen Vazars und könne ohne Käthe Alles billiger einkaufen. Sie bat sich als Probekleid einen Anzug von der Freundin aus und nahm ihn gleich in der Droschke mit sich. Schon in der Thür, rief sie Käthe noch zu:

„Und vergiß nicht, nimm täglich ein parfümirtes Bad."

22 Hedwig Vohm in Verlin.

Dörthe war direct in den betreffenden Bazar gefahren und wählte mit peinlicher Sorgfalt und rafftnirtem Verständniß einige reizende Costume für Käthe aus. Eine elegante Matinöe für sich felbst legte sie dazu, um sie mit verrechnen zu lassen, schließlich aber warf sie die Matinee mit einem ethischen Druckser wieder zurück. Ihre liebe Käthe bemogeln, das fehlte noch. Als sie schon vor der Ladenthür war, kehrte sie aber doch noch einmal um, und ließ eine unbedeutende, aber preiswürdige kleine Spitzenpelerine zu dem Costüm legen. Diese Kleinigkeit konnte sie schon als Provision auf ihr Gewissen nehmen.

Käthe befand sich, nachdem Dörthe sie verlassen, in einer eigenthümlichen Geistesverfassung, wie Jemand, der in seinen: gewohnten Zimmer eingeschlafen, in einem andern fremden Raum erwacht, in dem er sich nicht zurechtfinden kann. Die Klugheitsregeln Dörthes, ihre vorgebliche Menschenkenntnis; stießen sie ab, sie demüthigten, deprimirten, erschreckten sie. Ihr feinbesaitetes Gemüt!) gerieth in peinliche Schwingungen. Trotz ihrer nicht gewöhnlichen Intelligenz hatte sie von jeher an weicher Nachgiebigkeit und Unselbständigkeit gekrankt, was sie fremden Einflüssen leicht zugänglich machte.

Nein, Dörthe konnte nicht Recht haben — unmöglich! Und wenn doch! Selbst dann würde sie sich nie so perverser Mittel bedienen. Lieber Michael verlieren! Aber verlieren durch Scheidung!

Und wieder kam die zitternde, herzbeklemmende Angst über sie vor dieser Trennung, die unwiderruflich sein würde. Und nach der Scheidung? Wohin sollte sie? Zu wem gehörte sie? Zu ihren Eltern? Nie! Sie würden die Geschiedene widerwillig, mit geringschätzigein Mitleid aufnehmen. Unerträglich! Am anderen Tage zählte sie die Minuten bis zur Ankunft Dörthes, und als diese endlich kam, stürzte sie ihr in die Anne, und vergessen war alles Abstoßende, das sie aus ihrem Munde gehört.

Dörthe theilte ihr gleich mit, daß eins der Eostüme, die sie ausgewählt, und an dem nur kleine Aenderungen vorzunehmen seien, am Abend in ihren Händen sein würde. Zur Anprobe und Herstellung der dazu passenden Haarfrisnr würde sie ihre Jungfer schicken.

Käthe lehnte das Anerbieten ab; doch war der Ton, in dem sie es that, schüchtern und schwankend.

„So — na, wenn Tu durchaus in Deiner Philisterkledage bleiben willst — immerzu. Des Menschen Wille ist zwar nicht sein Himmelreich, aber doch zuweilen seine — Scheidung.“

Käthe gab nach.

„Und Deine zwar schöne, aber romantisch angegangene Seele,“ fuhr Dörthe fort, „muß auch umgekrempelt weiden.“

„Das ist ein trauriger Spaß, Dörthe. Seelenwanderungen giebt's nicht.“

„Giebt's! Sei, wie Du willst, meinerwegen nervös, canriciös, pretencids, malitiös, nur nicht langweilig. Langweilig ist langweilig, und wenn es noch so ethisch, pathetisch, ästhetisch dabei zugeht, und amüsant ist amüsant, wenn

wie Frauen werden. 23

auch Frivoles, Hohles, Gekohltes — habe ich Talent zum Reimen? — dabei mit unterläuft."

„Ich kann doch gar nicht amüsant sein."

„Du kannst es. Das „Wie" hängt von dein Naturell und den Ansprüchen des Gegners, ich wollte sagen des Liebhabers, ich wollte sagen des Gatten, ab. Es giebt simple Herren, die sich schon amüsiren, wenn eine Frau mit weißen Zähnen — eigenen natürlich — und rothen Lippen — können geschminkt sein — lacht. Andere freilich sind anspruchsvoller; da muß Du Pralinüs, Knallbonbons reden. Du hast es wohl schon gemerkt, ich habe eine Specialität. Ich bin furchtbar drollig. Das hat mein Glück gemacht."

Dörthe schlug vor, in Michaels Atelier hinaufzusteigen, sie müsse sein blaues Vild sehen, das ja in den nächsten Tagen für die Ausstellung abgeholt würde. Woher Dörthe das wisse. Käthe habe es ihr ja selbst gesagt. Käthe erinnerte sich dessen nicht, die Thatsache war aber richtig. Sie gab widerwillig nach. Als sie oben waren, flog Dörthe wie ein Wiesel umher, beschnupperte Alles, ihre Hände glitten streichelnd über die Teppiche und Costüme, etwas wie Nührung, wie ein Abschiednehmen von lieben altbekannten Dingen war in ihren Blicken.

„Ach ja," seufzte sie, „hier ist gut weilen!" Und nach einer Pause:

„Weißt Du was? laß ihn laufen. Deinen Michael!"

Ein solches Entsetzen spiegelte sich in Käthes Zügen, daß Dörthe sofort auf den schwarzen Kachelofen und den Speckeierkuchen, von dem sie nie genug kriegte, retirirte und behauptete, sie habe nur bildlich gesprochen. Und als, Käthe sich noch immer nicht versöhnt zeigte, trippelte sie durch das Atelier, geduckt den Kopf zwischen die Schulden: ziehend, und mit den Ohren wackelnd wie ein junger Hund, der Schläge fürchtet. Schließlich schnappte sie nach Käthes Hand. — Wenn Käthe sie nicht auf der Stelle wieder lieb hätte, so biß sie ihr den Finger ab. Natürlich mußte Käthe wieder lachen, und natürlich war sie ihr wieder gut.

Einmal blieb sie vor der Staffelei stehen.

„Du —" wandte sie sich zu Käthe um, „das ist die Hauptfäche. Welche Stellung nimmst Du den Bildern Deines Mannes gegenüber ein?"

Käthe stotterte etwas verlegen, daß ihr die Bilder nicht recht gefielen, sie verstehe sie wohl nicht.

„Und Du sagst es ihm?"

„Ja."

„Du bist wohl verrückt? Und diese Frau wundert sich, daß ihr Mann sich von ihr will scheiden lassen. Hast Du denn nie darüber nachgedacht, warum Dich Dein Michael nicht liebt?"

Käthe schüttelte trübselig den Kopf.

„Du bist hübsch, sehr hübsch, klug, sehr klug, in der Schule hast Du mir ja immer in meine Aufsätze die Stilblüthen hineingebracht, und brav

2H Hedwig Dohm in Verlin,
bist Du, der reine Tugendbold; ja — aber — wie gesagt. Du amüsirst keinen Menschen.

„Ich weiß es," sagte Käthe tonlos.

„Nun sage einmal. Schätzchen, warum soll Dein Mann Dich eigentlich lieben?"

Käthe brauste auf.

„Warum? weil er mein Gatte ist, weil er mir Treue und Liebe geschworen hat, weil ich ihn liebe"

„Keine Gründe —" unterbrach Dörthe sie — „und was das Geschworne betrifft, ich bin eine geschworne Feindin alles Geschwornen, und noch ganz andere Leute als Jupiter lachen über dergleichen Schwüre.

„So wie Du bist, paßt Du für Michael wie die Faust aufs Auge.

Ein Landpastor wäre Dein Fall gewesen, aber Michael mit den Sonnenaugen!"

Käthe mar ganz geknickt. Sie tappte suchend mit ihren Gedanken wie in einem fröstlichen Nebel umher und fand keinen festen Boden.

„Nicht böse sein, Liebbling!" Dörthe streichelte ihre Wange. „Aber Du siehst ein, wir müssen erst Klarheit in die Situation bringen, ehe wir sie ändern können. Uebrigens, Lämmchen, ist denn Deine Liebe so überaus ethisch? um mich auch einmal eines vornehmen Wortes zu bedienen. Hand auf's Herz, Schätzchen, was liebst Du denn an oder in Michael? Seine Seele? aber die hältst Du ja für wnmstichig, und seine Bilder, die Spiegel seiner Seele, magst Du nicht. Was bleibt denn? seine männliche, etwas verbubelte Schönheit, das sinnliche Fluidum, das ihn machtvoll umwittert. Von ihm verlangst Du Idealität und plantschst ja selber in der allerschönsten Sinnlichkeit umher."

„O nein, es ist nicht das, Dörthe, nicht das!" brachte Käthe aufs tiefste verletzt, hervor. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, aber in meine Liebe zu Michael da hinein ist Alles verwebt, was ich je Reines und Gutes empfunden, meine ganze Jugend, meine Träume von Glück, mein bestes Wollen — Alles — Alles — ach. Du verstehst mich nicht."

Nein, Dörthe verstand sie nicht, und nach ihrer Meinung wären auch diese psychologischen Finessen nichts für Michaels Gaumen. Sie wollte wissen, ob sie ihrem Gatten außer seiner Nichtliebe etwas vorzuwerfen habe. Ob er Tyrann sei? — Nein ob er sie als Sklavin behandle? — Nein

— Othello? — Nein. — Ob er eine Geliebte habe? — Sie glaube es.

„Na, die wird den Kohl auch nicht fett machen. Also brauen wir den Zaubertrank, der Tristans Kälte in Gluth verwandeln soll. Erste Ingredienz'."

— sie zählte an den Fingern ab — „Schmeichelei. Quäle, ärgere Deinen Mann als Mensch, wenn es Dir Spaß macht, an seinen Künstlerstolz aber rühre nicht. Schmeichele ihn getrost in den Größenwahn hinein: auf irgend eine Art hat oder kriegt er ihn doch."

„Ich kann doch nicht lügen."

wie Frauen weiden. 25

„Dann bist Du überhaupt verloren. Die Sache ist aber gar nicht so schwer, wie Du sie Dir vorstellst. Deinen Geist brauchst Du dabei nicht in Unkosten zu stürzen.“

Sie griff nach einem breitrandigen Künstlerhut, stülpte ihn sich keck und schief auf das Köpfchen, zog einen braunen Sammtrock, den sie dem Schrank entnahm, über -ihr Kleid, zündete sich eine Cigarrette an, stellte sich breit vor das Staffeleibild und kniff ein Auge zu.

„So — jetzt bin ich der College so und so, gekommen, um zu loben.

„Donnerwetter, Freund, Du bist ja ein wahrer Columbus der Farbe!

Oder: Prometheus, Du hast gestohlen — das Feuer vom Himmel! Man kann nämlich nie dick genug auftragen,“ wandte sie sich wieder Käthe zu.

„Nur eins beachte: nie einen Künstler in Gegenwart eines andern Künstlers loben, immer nur unter vier Augen, denn natürlich findet jeder die Bilder, die ein Anderer gemalt hat, miserabel.

„Zweite Ingredienz zu dem Zaubertrank: Koketterie, aber eine aus dem F. F. Dazu gehören Toilette, amüsantes und pikantes Wesen und natürlich ein — noch besser mehrere Courmacher. Ob Käthe im Besitz eines solchen sei?“

„Nein.“

„Ah — wirklich nicht? merkwürdig! Wir brauchen aber einen Courmacher wie das liebe Brot. An den Charm einer Fran, der Niemand die Cour macht, glaubt kein Mann.“

Käthe widersprach.

Dürthe gab die Phönire, die solider dächten, zu; leider aber wären die schon immer anderweitig vergeben, wenn man gerade heirathete. Ob Käthe wirklich nicht den kleinsten Courmacher an ihrem Horizont entdecken könne?

Käthe blieb bei dem „Nein.“ Der einzige Mann, der ihr etwas näher stehe, Lorenz Hellbach, sei kein Courmacher.

„Was denn?“

„Ein Freund.“

„Thut's auch. Uebrigens ist er ja zugleich Freund und College Deines Mannes.“

Woher Dörthe das wisse?

Als ob man in Berlin nicht Alles wüßte. Wer kenne übrigens nicht den Nachtmaler. Nach einer kleinen Pause fragte sie scheinbar ganz naiv:

„Und hat er Dir schon seine Liebe erklärt?“

„Wer?“

„Lorenz Hellbach.“

„Aber Dörthe — im Gegentheil, er will Alles thun, damit Michael sich nicht scheiden läßt.“

„Das ist doch nicht das Gegentheil. Was hätte er von einer Scheidung, da er Dich nicht heirathen kann.“

26 Hedwig Dohm in Berlin.

Käthe erklärte bestimmt, daß sie sich niemals würde den Hof machen lassen. Dörthe wiegte ihren Goldkopf und sah Käthe mit dem ihr eigenthümlichen Blick von unten herauf an.

„Ach, habe Du nur einmal Blut geleckt, das heißt, zappelt nur der erste Anbeter in Deinem Netz — wie heißt doch das französische Sprichwort — ja richtig: *l'apMit visut so. l'AlIUFsant*. — Käthe, hast Du mich noch lieb?“ unterbrach sie sich plötzlich, in der Besorgniß, wieder zu weit gegangen zu sein.

Ja, Käthe hatte sie noch lieb.

„Und Du denkst nicht schlecht von mir?“

„Nein, Dörthe, aber ich glaube Dir nicht, daß so das Herz eines Mannes gewonnen wird.“

„Du brauchst es nicht gerade das Herz zu nennen. Aber klaben wir nicht Wort. Auf den Namen kommt's nicht an. Probiren geht über studiren. Probire!“

„Und hättest Du Recht, was für eine dauerlose Liebe wäre das! Wir werden doch älter, alt sogar — und wie dann?“

Erstlich — meinte Dörthe, indem sie die Anne nach hinten bog und die Brust herausstreckte wie im Vollgefühl gesunder Kraft — so alt, daß Liebe und Amusements aufhörten, würde man selten. Wie nach dem bekannten französischen Wort jeder Soldat in seinem Tornister den Feldherrnstab trüge, so hätte auch jede kluge Frau die Anwartschaft auf eine Ninon de l'Enclos, was die ewige Jugend betreffe. Erhielte sie aber Gott wider Erwarten länger am Leben, als ihre ewige Jugend vorhielte, nun, so bliebe ihr ja sie besann sich einen Augenblick.

„Die Religion,“ ergänzte Käthe.

Nein, so weit gehe sie nicht, höchstens Spiritismus. Sie habe schon vorgebeugt und sich auf das spiritistische Journal „Sphinx“ abonniert. Dabei gäbe es auch Unsterblichkeit, was ja bei jeder Religion die Hauptsache und das praktisch Verwendbare wäre.

Als sie Käthes bestürzte Miene wahrnahm, setzte sie schnell begütigend hinzu, sie spreche ja natürlich nur bildlich.

Und nun erging sie sich, wie am Tage vorher, wieder in drolligen Einfällen und Erzählungen. Ob Käthe wissen wolle, wie sie einmal ihrem Manne nach einer greulichen Scene, die er ihr, natürlich aus Eifersucht, gemacht, mitgespielt habe. Käthe wollte es wissen.

Die hergebrachten pädagogischen Kniffe, wie das Maulen z. B. hasse sie, schon weil es viel zu lange dauere.

„Also — als mein Othello am Abend des Zankduetts in mein Zimmer tritt, findet er mich, alle Viere von mir gestreckt habend, auf dem Fußboden, natürlich auf einem Teppich; bequem wie ich bin, hatte ich mir auch noch ein Kissen unter den Kopf gelegt. Meine goldene Mähne fegt die Dielen, ganz büßende Magdalene. Weißes Negligöe, hochanständig, bis auf eine

wie Frauen weiden. 2?

belanglose kleine Blöße, wie eine büßende Magdalene sie mit sich bringt. Ich reiche ihm mit Grabesblick eine Tasse Thee; als er sie zur Hälfte geleert hat, entreiße ich sie ihm, schlürfe gierig den Rest und mache ihm die erfreuliche Mittheilung, daß wir vergiftet sind. Unter Todesschauern wechseln wir den — oder die Abschiedsküsse, und hinterher lache ich mich halbtodt, und schließlich lacht er mit und findet mich charmant, aber sehr charmant und schenkt mir — einen Schmuck. Drollig — nicht? Du hast mich doch lieb, Käthe?"

Käthe nickte gefügig.

„Zur Belohnung will ich Dir morgen einmal kommen, wie die Stiefmutter Natur mich gewollt hat, ein immenses Opfer, das ich meiner Freundschaft und Deiner Erziehung bringe. Erschrick nur nicht vor mir, Lümmchen!" Damit ging sie.

Das bestellte Costüm kam gegen Abend. Es war einfach und poetisch. Graugrünllicher Halbsammet mit breiter Goldspitze besetzt, im Nacken tief ausgeschnitten. Noch stand Käthe unschlüssig davor, ob sie es behalten sollte, als Dörthes Jungfer sich melden ließ. Dieselbe fortzuschicken, hielt sie für eine Unart der Freundin gegenüber. So duldete sie, daß die Jungfer sie frisirte und ankleidete. So lange dieselbe da war, that sie gleichgiltig und blickte nicht einmal in den Spiegel. Kaum aber war die Jungfer gegangen, so trat sie vor dem großen Toilettenspiegel. Ihr Herz sang an zu klopfen, sie wurde roth, als ob ihr Jemand eine grobe Schmeichelei gesagt hätte. Es war der Spiegel. Du bist schön, sagte er ihr. Die Jungfer hatte ihr Haar nach griechischer Art in einen« leichtgeschlungenen Haarknoten, aus dem Locken cmollen, am Hinterhaupt ausgesteckt. Sehr pikant siel eine einzelne Locke über ihre weiße Stirn. Die herrliche Linie ihres Nackens trat frei aus der Goldspitze hervor.

Eine eigenthümliche Erregtheit bemächtigte sich Käthes, die sich allmählich fieberhaft steigerte. Zum ersten Mal ward sie sich ihrer Schönheit bewußt. Eine Frisur, ein Kleid hatten ihre unscheinbare Erscheinung in eine auffallend reizvolle verwandelt. Erst von diesem Moment an wurde sie den Einflüsterungen der i, Freundin zugänglich. So hatte also Dörthe nicht ins Blaue geredet! Und wenn sie in dieser einen Sache Necht gehabt, war dann vielleicht Alles wahr, was sie gesagt? Käthes Sinn war zu rein, als daß sie sich widerstandslos hätte hinabziehen lassen.

Hastig entledigte sie sich ihres Kleides und zerrte die Frisur auseinander, als könne sie damit den Tropfen Gift, der in ihr Blut gedrungen, wieder loswerden.

Was aber das Blut in sich aufgenommen, gährt fort, zersetzt, wenn nicht ein Gegengift da ist. Und es war keins da.

Im Gegentheil, Lorenz Hellbach war da, der dem, was Dörthe praktisch lehrte, eine theoretische Unterlage gab. Er verfolgte eine ganz bestimmte Methode. Das Flexible, Unselbständige in Käthes Geistesart war ihm nicht

28 Hedwig Vohm in Verlin.

entgangen. Begabte, aber unsichere, unfertige Naturen ohne Selbstvertrauen sind eher auf Abwege zu führen als beschränkte, selbstbewußte, fertige Charaktere. Das wußte er.

Er wollte sie frei machen von Vorurtheilen. Unter Vorurtheilen verstand er unter anderem und hauptsächlich die eheliche Treue.

Käthe hatte sich einige Male vor ihm verleugnen lassen, ohne eigentlichen Grund, in einem instinctiven Gefühl der Abwehr. Als er ihr aber bald darauf im Thiergarten auf einem Spaziergang begegnete, nahm sie gern seine Begleitung an, vermied aber anfangs die Intimität ihrer letzten Unterhaltung. Er fand etwas Neues und Fremdes an ihr, ohne zu wissen, worin es eigentlich bestand. Es waren kleine, unbedeutende Abweichungen von ihrer früheren Art, die das Gesamtbild änderten: Eine kleine schüchterne Locke auf der Stirn, ein Veilchentouffe auf dein Capothut, über dein dunkeln Paletot ein spanischer Spitzenshawl, ein ängstlich Lauerndes in ihrem Blick. Sie merkte, daß er auf ihre Füße blickte, die auf's zierlichste bekleidet waren, anders als früher, und unwillkürlich ging sie schneller, als könne sie ihm damit den Anblick derselben entziehen. Aus Verlegenheit wurde sie lebhaft, und lebhaft erzählte sie ihm von der schönen und lieben Jugendfreundin, die sie wiedergefunden, und wie seltsame Nachschlage diese ihr in Betreff Michaels gegeben. Sie hielt inne, gleich bereuend, was sie gesagt; hatte sie nun doch damit dem Gespräch die intime Wendung gegeben, die sie vermeiden wollte. Er fragte nach den Nachschlügen der Freundin, sie wollte erst die seinigen wissen.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Suchen Sie seine Bilder zu verstehen.“ Und nach einer Pause: „Machen Sie ihn eifersüchtig.“

Käthe sah ihn groß und ängstlich an. War das nicht eigentlich dasselbe, was Dörthe ihr gesagt? Seine Bilder verstehen, hieß das nicht sie loben! Und ihn eifersüchtig machen, hieß das nicht sich den Hof machen lassen? Als läse er ihre Gedanken, fügte er gleich hinzu, indem er einen Zweig, der sich in den Sauin ihres Kleides verwickelt hatte, losnestelte: „Das Kürzeste wäre, Sie gäben mir die Erlaubniß, Ihnen officiell den Hof zu machen, Katharina. Es würde für den Zweck, Michael eifersüchtig zu machen, ausreichen, und Sie liefen keine Gefahr dabei.“

Er hatte das so einfach, halb lächelnd, gesagt, daß kein Mißtrauen in ihr aufkeimte. Doch antwortete sie nicht. Schweigend gingen sie eine Welle nebeneinander. Das Schweigen bedrückte sie schließlich. Sie blieb vor einem Baume stehen, an dem ein Eichhörnchen emvorsprang, und that, als amüsire sie sich über seine possirlichen Sprünge. Das Eichhörnchen erinnerte sie an Dörthe. Lorenz versuchte das Eichhörnchen zu fangen. Nach einiger Mühe gelang es ihm. Er brachte es Käthe und parirte geschickt die Bisse des kleinen Thieres. Ueber seine drollige Wildheit mußte Käthe laut lachen. „Ich lache ja,“ sagte sie, plötzlich traurig werdend. „Wie kann ich nur lachen!“

wie Frauen werden. 2H

Er ließ das Eichhörnchen entschlüpfen.

„Weil Sie keinen Grund haben, traurig zu sein, Katharina. Ich habe Ihre Sache zu der meinen gemacht. Was ich will, das kann ich.“

Ein paar Regentropfen sielen. Er spannte sorglich den Schirm über sie aus und nahm, als wäre es selbstverständlich, ihren Arm«. Mit kindlichem Vertrauen blickte sie zu ihm auf. Sie bemerkte vielleicht zum ersten Mal, daß er einen intelligenten, interessanten Kopf hatte. Das kurzgeschnittene, dunkle Haar bildete eine Schneppe in der Stirn. Er hatte langgeschnittene Augen von dunklem Graublau, mit flimmernden langen Wimpern. Der Blick war milde und languissant und doch sicher und forschend, die Augen eines Kenners der Welt, des Lebens, der Frauen. Ein eleganter, kurz und schmal gehaltener Vollbart ließ das längliche Gesicht noch schlanker erscheinen. Er war mittelgroß, von schwächtiger Gestalt.

Ihr war wohl an seinem Arm. Die Abhängigkeit von einem starken Willen war ihr Bedürfnis).

Auf Dörthes Nath hatte Käthe kurz und kühl an Michael geschrieben, daß sie in die Scheidung willige, und ebenso kurz und kühl hatte er ihr für ihre Bereitwilligkeit gedankt.

Als Dörthe das nächste Mal bei Käthe erschien, erkannte diese sie im ersten Augenblick nicht. Sie kam in der That ohne jede Verzierung. Sie trug das einfache Kleid, das Käthe ihr als Modell zur Besorgung des Costüms gegeben hatte; es paßte ihr nicht recht und entstellte ihre Figur. Sie war ganz sie selbst. Alles war da: das dünne, semmelblonde Nattenschwänzchen, der brouillierte Teint, die weißlichen Augenbrauen, die schwachgefärbten Lippen. Sie setzte sich mit drolliger Gravität auf die Kante eines Stuhls und sagte: „Nun siehste, wie ich bin — auswendig; und was das Inwendige betrifft, die Haare sollen Dir gleich zu Berge stehen über die Moral, die ich verzapfen werde.“

Es wurde an die Thür geklopft. Käthe öffnete. Hellbach stand auf der Schwelle. Käthe hätte ihn gern abgewiesen, sie wußte aber nicht, unter welchem Vorwand. So ließ sie ihn eintreten und stellte ihm Dörthe als ihre Jugendfreundin vor.

Dörthe hatte in einem Instinkt weiblicher Eitelkeit schnell den Vorhang des Fensters, in dessen Nähe sie saß, zugezogen, so daß ihre Züge nicht deutlich zu erkennen waren. Sie verneigte sich steif, und nachdem man die ersten conventionellen Höflichkeitsphrasen ausgetauscht, wußte sie bald das Gespräch auf Kindererziehung zu bringen. Sie dichtete sich im Umfehen nicht nur einen Sohn, sondern sogar einen Sertmer von Sohn an und sprach nun mit einem unverbrüchlich würdevollen Ernst über den Unterricht in den alten Sprachen. Sie sei für Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes, und sie begründete ihre Ansicht in ebenso sachkundiger wie durchdachter Weise. , Hellbach hörte kaum hin, und nur die Höflichkeit hinderte ihn, sofort den Nückzug anzutreten.

20 Hedwig Vohm in Verlin.

Käthe, die die Ungeduld in seinen Mienen las, suchte das Gespräch in andere Bahnen zu lenken und fragte Dörthe, was sie zur Erziehung durch die Kunst meine, «, 1a Nembrandt? Von da war nur ein Schritt bis zu der Frage, ob sie die Bilder Herrn von Zeltdachs kenne.

Ja, sie kannte sie. In ihren« Ton lag eine spitze Geringschätzung, die die herbste Kritik einschloß. Und gleich griff sie wieder auf den lateinischen Aufsatz zurück.

Hellbach athmete sichtlich auf, als sie sich nach einer Viertelstunde empfahl.

Vor der Thür flüsterte Dörthe schelmisch Käthe zu: „Frage doch den Herrn, ob er nicht entzückt von mir ist?“

„Du hast aber wirklich wie ein Buch gesprochen, ich war ganz starr vor Staunen.“

„Natürlich wie ein Buch,“ lachte Dörthe, „ich habe ja Wort für Wort den berühmtesten Aufsatz citirt, der über diesen Gegenstand geschrieben worden ist; für Dich hatte ich ihn memorirt, um Dich anzunlken. Nun habe ich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.“

Als Käthe wieder zu Hellbach trat, äußerte sich sein Entzücken über Dörthe nicht sehr lebhaft. Er danke Gott, daß diese docirende Langemeile das Feld geräumt habe. Er wundere sich nur, wie dieser ältliche, unschöne Blaustrumpf eine Jugendfreundin Käthes fein könne. Eine Frau, ohne eine Spur von Kunstgefühl, eine Frau, die sich vom Hintergrund lateinischer Aufsätze abhebe mit einem solchen Teint und einem solchen Capothut. Aufrichtig gesagt, er habe bei Käthe angeklopft, weil er gemeint, die reizende Freundin, von der sie ihn: erzählt, zu treffen.

„Dann kommen Sie morgen,“ sagte Käthe, einem plötzlichen Einfall nachgebend. „Das war nicht die Freundin, von der ich Ihnen erzählt habe. Wir waren unsrer Drei.“

„Morgen um dieselbe Zeit?“

„Ja. Adieu, Herr von Hellbach, auf morgen.“

„Bitte, noch zehn Minuten lassen Sie mich bleiben, ich muß mich doch erholen von der ausgestandenen Unbill.“

Käthe warf ihm mit einiger Erregtheit fein hartes Urtheil über ihre Freundin vor, das doch nur auf Aeüßerlichkeiten beruhe. Nein, er wäre sicher kein guter Mensch, das hätte er immer bewiese»

Sie hielt inne, mit Recht vermuthend, er könne ihre letzten Worte auf seine Heirath beziehen.

„Sie denken an meine Geldheirat!), Katharina, Sie halten mich für einen —“

„Mammonsknecht,“ schaltete sie unwillkürlich ein, sich an Dörthes Wort erinnernd.

„Knecht? nein. Im Gegentheil, das Geld meiner Frau hat mich frei gemacht, frei das Beste in nur, meinen Genius, wenn Sie nur das geschwollene Wort gestatten wollen. Ohne dieses Geld, ohne meine Frau wäre ich der

Wie Frauen weiden. 3^

Sklave des Kunsthändlers, des Publikums geworden, und ich, das heißt mein künstlerisches „Ich“ wäre längst todt, begraben."

„Und Ihre arme Frau"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach er sie, „schlagen Sie es nicht gering an, daß Pauline mich liebt. Man wird auch an fremdem Feuer warm, besonders wenn es ein behagliches Herdfeuer ist. Freilich," fuhr er in verändertem Ton, wie in sich hineinsprechend fort, „das Feuer in der eigenen Brust, das verzehrt, verbrennt, wenn die liebe Hand, die es angefacht, es nicht hütet."

Er sah sie nicht an, während er sprach. Er preßte seine Hand auf die Brust wie auf eine Wunde, die schmerzt.

Die Plötzlichkeit, mit der Hellbach zuweilen aus dem Ton des lachenden Philosophen, des frivol esvrituollen Causeurs in schwärmerisch heiße Accente überging, war außerordentlich effectvoll. Wie sehr eitle Frauen wohl beim Tode eines geliebten Menschen, dessen Verlust sie tief empfinden, dennoch die Kleidsamkeit der Trauertracht in Betracht ziehen, so waren bei ihm wirkliche Empfindung und berechnetes Spiel gemischt. Seine letzten Worte und seine Haltung hatten Käthe beklemmt, beunruhigt.

„Auf morgen also," sagte sie und verließ schnell das Atelier.

Dörthe kam nun täglich eine Stunde zu Käthe, und allmählich überlieferte sie ihr den ganzen Schatz! ihrer Erfahrung, das Heißt, nicht den ganzen. Gemisse Ercentricitäten behielt sie für sich. Käthe lernte alle die kleinen koketten Knisse und Mätzchen — wie Dörthe sich ausdrückte — kennen, mit denen sie die Männer an ihren Triumphwagen spannte, welcher Wagen leider die einzige Equipage sei, über die sie zur Zeit verfüge. Die Nendez-vous fanden auf Dörthes Wunsch jetzt immer im Atelier statt, obwohl der Salon die Kritik, daß er seinen Beruf verfehlt habe, nicht mehr verdiente. Ohne viel Schmierig« keit war in wenigen Tagen seine Metamorphose bewerkstelligt worden, Flunkerei zum großen Theil, wie Dörthe es vorausgesagt, wenig Gediegenes.

Ueber der Chaiselongue ein weißlich sibirisches Bärenfell — Imitation — auf welches Fell sich Käthe, nach Dörthes Anweisung, nur in duftigen Spitzen oder dunklen» Sammt, — beide Imitation — hingießen dürfe. Das ordinäre Tageslicht war durch Glasmalerei an den Fenstern poetisch gedämpft worden. Statt der geplanten Oelbilder, die sich zu theuer erwiesen, plastische Werke ersten Ranges, die man billig in Gips haben konnte, welcher Gips sich bei Tag unter phantastischem Grün in dämmernden Winkeln, Abends unter rothverhängten Hängelampen wie Marmor ausnahm. An Stelle des Ofens ein Kamin. Ein paar orientalische Teppiche, ein alter Lehnssessel mit verblichenem pfirsichfarbenem Sammt, von dem sich das rabenschwarze Köpfchen Käthes entzückend abzuheben, bestimmt war. Ein paar Antiquitäten: ein Ritter Georg mit dem Drachen in grünlich schillernder Bronze, ein alter Helligenschrein, ein mystisch dunkelblinkendes Kupfergefäß mit Sonnenblumen

N»>5 und eni. i^cm,. 187. 3

32 Hedwig Dohm in Neilin.

gefüllt, Tonkübel — Imitation nach alten Mustern — mit vollen Sträußen von zottig wilden Crysantemen.

Die abgeschlagenen Ecken, fehlenden Gliedmaßen, Scharfen und Sprünge an den Antiquitäten, die auf Rechnung ihrer Billigkeit kamen, waren durch geschickte Aufstellung kritischen Blicken entzogen worden. Dörthe hatte von sich selber gesagt, daß sie ein gebornes Trödelgenie sei, und so hatte sie in der That den ganzen Krempel — ihr Ausdruck — in entlegenen Magazinen für kaum tausend Mark aufgetrieben, und für sich selbst dabei so gut wie nichts proftirt.

Auf Käthes Schreibtisch aber, so decretirte sie, müsse, eoüw yni ooüt«, täglich ein frisches Veilchensträußchen prangen.

Trotz der neuen Pracht des Salons fühlte sich Dörthe im Atelier, in einem Chaos von Palmen, Staub, Unordnung, Skizzen, Oelgeruch, Gyps-Ilbgüssen u. s. w. am wohlsten.

Ani Tage, nachdem sie Hellbachs Bekanntschaft gemacht, betrat sie das Atelier in besonders animirter Stimmung. Sie wirthschaftete in dem Costümschrank umher und drapirte sich bald mit diesem, bald mit jenem Costüm. Schließlich war sie entzückt von einem orientalischen Gewand. Sie schlüpfte in dasselbe und behing sich mit allerhand glänzenden Münzen und Flittern. Mit ihrem Kleid, Hut und Shawl aber drapirte sie die Gliederpuppe und gab dem Kopfe einen kleinen Puff, fo daß er sich in sittsam überbescheidener Haltung vornüber neigte.

Dann sehte sie sich mit gekreuzten Beinen auf die Ottomane und nahm einen orientalischen Tschibuk zur Hand.

„So — o Du Haifisch meines Herzens, paß auf! Jetzt bin ich die Nose von Schiras, rauche Haschisch und werde gleich den sublimsten morgenländischen Unsinn reden, und meine unsterbliche Seele wird taumeln, und ich taumle mit ihr und trinke rothen Wein und lache — Nachmittags um vier Uhr. Ich mache nämlich immer falsche Citate,“ unterbrach sie sich, „weil das urdrollig ist.“

Und sie trank wirklich fehr viel rothen Wein und taumelte und lachte.

Und da trat Lorenz Hellbach ein.

„Wir halten Probe zu einem Costümfest,“ rief Käthe ihm ängstlich entgegen. Sie hatte vergessen, daß sie ihn eingeladen. „Meine Freundin —“ „Frau von Loris“ — stellte Dörthe sich selber vor, „die als Nose von Schiras von Hasis besungen werden will. Sind Sie vielleicht, großer Künstler, ein Verwandter des Hasis? Erschrick nicht. Lämmchen,“ wandte sie sich zu Käthe, die erschrocken genug aussah. Herr Hellbach würde sicher nichts dagegen haben, wenn sie ihre Nollenübung fortsetzte. Berge mit Ozon und Ateliers mit Oelfarbengeruch, das seien die einzigen Locale, wo noch die Freiheit wohne. Besonders in Ateliers „lösten sich alle Bande frommer Scheu“, und die einzige dressirte Dame in diesem Paradiese sei — sie zeigte auf die Gliederpuppe — diese da. Und mit gekreuzten Armen und schelmischem Blick knixte

wie Frauen weiden. 35

sie vor der Puppe: „Pardon, Frau von Loris, daß Zuleita sich in ihrer Gegenwart Freiheiten herausnimmt.“

„Wenn hier das Paradies ist, woran ich nicht zweifle,“ bemerkte Hellbach mit lächelnder Galanterie, „brauche ich noch zu bemerken, daß ich Adam sein möchte.“

„Ich aber nicht Eva,“ lachte Dörthe.

„Und warum nicht?“

„Aus verschiedenen Gründen.“

Erstens, aus Aepfeln mache sie sich nichts, und von Engeln mit flammenden Schwertern ausgetrieben zu werden, halte sie auch für kein Plaisir, und Kain als Sohn! Da wäre sie schon lieber die Schlange.

„Um arglose Menschenkinder zu verlocken?“

Es käme doch darauf an, wozu? sie würde die erwähnten Menschenkinder nicht aus dem Paradies hinaus, sondern in das Paradies hineinlocken.

Und sie trank rothen Wein und lachte, und Hellbach trank auch rothen Wein und lachte.

Käthe zupfte sie beängstigt am Gewand.

„Aber, Lämmchen, ich bin ja Zuleika. Frau von Loris —“ sie zeigt auf die Gliederpuppe — „wie immer eommo il laut, die reine Tepperschürze.“

Sie forderte Hellbach auf, das orientalische Costüm zu bewundern.

Da wäre nichts von der ruckweisen, barbarischen Decolletirtheit der Europäerinnen, wo hier ein nackter Arm, da eine Schulter aus festen Draperieen hervorragte wie ein Wegweiser zu — — sie unterbrach sich mit einem blinzelnden Blick auf Hellbach und fuhr fort:

„Wir Orientalinnen dagegen sind mit unfern reizvollen, dünnen Gewändern gleichmäßig“

„Decolletirt,“ ergänzte Hellbach.

„Halten Sie sich die Ohren zu, Frau von Loris, die Ohren zu!“ rief sie neckisch der Gliederpuppe zu, „der Maler da ist ein kleiner nocsur.“

Und sie warf sich in den vergoldeten Lehnstuhl, steckte die kleinen Füße in den Löwenrachen, tändelte mit jedem Dolch und fing an von Hellbachs Nachtbildern zu schwärmen, und sie würde sich, sobald sie bei Kasse wäre, auch eine solche Nacht bei ihm bestellen.

Er würde ihr mit Freuden die schönste seiner Nächte zur Verfügung stellen.

Aber von Steinen müsse sie funkeln!

Nein, er würde nur einen Stern hineinmalen, den Abendstern, die Venus.

Und die Beiden wechselten so listige Blicke, und so seltsame Worte, deren Sinn Käthe nicht erfaßte, und sie tranken so viel rothen Wein und lachten so lustig, und schließlich heuchelte Dörthe, indem sie tänzelnd taumelte, mit

3*

2H Hedwig Dohm in Veilin.

verschwärmten Augen und einen: schlangenhaft weichen Wiegen in den Hüften einen ganz kleinen allerliebsten Spitz.

Und plötzlich mitten in ihrer Tollheit stieß sie den Dolch in die Scheide und warf ihn Hellbach zu: „Tödten Sie sich, Znleika ist hin! Frau von Loris lebt!“

Und langsam und gemessen nahm sie der Gliederpuppe ihre Kleider ab, und das Köpfchen seitwärts neigend, mit halbgeschlossenen Augen und kaum bemerkbarem, kühl vornehmem Grüßen an Hellbach vorübergehend, entschlüpfte sie in das Cabinet.

Käthe hatte während der ganzen Scene wie auf Nadeln gesessen und war nun ängstlich gespannt auf Hellbachs erstes Wort. Dörthe hatte ja in der Thal auf's Unglaublichste über die Stränge geschlagen, und er kannte ja nicht, wie sie, ihre Schelmenlaunen, und nun würde er den Stab über ihre Dörthe brechen.

Aber zu ihrem Erstaunen sagte er nur: „Ihre kleine Orientalin ist ja ein entzückendes Persönchen, da ist Race, Temperament, Natur!“

„Ja — wirklich?“ stotterte sie vermint und war nun wieder enttäuscht, daß er nichts an Dörthe auszusetzen fand. „O, sie wird auch als Berlinerin die Eroberung an Ihnen fortsetzen,“ sagte sie kühl.

Er fühlte, daß er nicht das Nichtige getroffen. Er betonte jetzt, daß er gar kein persönliches Interesse an der Dame nähme. Sie habe ihm gefallen, wie Einem ein pikantes Bild oder eine gelungene Scene aus einem Schwank gefalle; eine Stunde später dächte man nicht mehr daran.

Er wäre gern geblieben, empfahl sich aber doch, weil er es für klüger hielt.

Käthe hatte ab und zu bei Dörthes Besuchen das Gespräch auf die Bekanntschaft ihrer Freundin mit Michael gelenkt. Dörthe war ihren neugierigen Fragen jedes Mal ausgewichen. Eines Tages besann sie sich eines Andern.

Nein, sie wollte kein Geheimniß mehr vor ihrer Käthe haben. Auf Gnade oder Ungnade wollte sie vor ihr die Mördergrube ihres Herzens entschleiern. Sie rechne auf Käthes echte Freundschaft. Echte Freundschaft müsse wie Benzin sein, das jeden Flecken mit dem Mantel der Liebe bedecke.

Käthe mußte über die absichtlich tollen Bilder Dörthes lachen, womit dem Ernst der Confession von vornherein die Spitze abgebrochen wurde.

„Du kannst Dir ja denken,“ nahm sie wieder das Wort, indem sie Käthe kosend umsing, „daß mein Mann — na, dicke Mammonsknechte liebt man nicht. Daß ich einen Anderen liebte, war sehr unrecht, aber nicht unnatürlich. Der Andere war ein Freund Deines Mannes, auch Maler.

Er malte mich — selbstverständlich. Dabei geschah nämlich das Malheur, daß ich mich in ihn verliebte und auf heftige Gegenliebe stieß. Es siel aber nichts vor, wahrhaftig nicht. Wir hatten die letzte Sitzung. Ich machte ihm die Mittheilung, daß wir uns nie wiedersehen würden, nie. Zum Abschied reichte ich ihm dil, Hand. Das war doch nichts Böses? Er aber, in der Zerstreutheit des Schmerzes riß mich plötzlich an sich und hätte — wie ich

wie Frauen weiden. 35

es mir nicht verhehlen kann, Käthe — er hätte mich geküßt, wenn sich nicht die leider unverschlossene Thüre geöffnet hätte.

„Michael Böhmer stand auf der Schwelle. Mein Maler suchte ihm die Situation klar zu machen. Au Böhmers Lächeln sahen wir, daß er ihm nicht glaubte. So sind die Menschen. Und siehst Du, Lämmchen, es wäre nun ja möglich, daß Dein Mann Dir, auf so einen bloßen Verdacht hin, den Umgang mit mir verböte, den Grund würde er Dir natürlich nicht sagen, da er seinem Freunde Verschwiegenheit gelobt hat.

„So, nun weiht Du Alles. Hast Du mich noch lieb, Käthe?“

Sie fragte das jedes Mal, wenn Käthe allen Grund gehabt hätte, sie nicht mehr lieb zu haben. Wäre Käthe etwas welterfahrener gewesen, sie hätte längst gemußt, woran sie mit ihrer Dörthe war. Sie war aber nicht welterfahren. Trotzdem hatte Dörthes Beichte sie indignirt, mehr noch der frivole Ton derselben, als das Geschehniß selber. Da es Dörthe nicht gleich gelang, sie zum Lachen zu bringen, nahm sie zu einer Soloscene ihre Zuflucht.

„Gretchen im Kerker!“ sagte sie dumpf. Und da lag sie schon auf den Knieen, und da hatte sie schon inbrünstig die Hände gefaltet und intonirte das: „Neige Dich, Schmerzensreiche“ mit so wimmernden Accenten, daß Käthe nun doch lachen und verzeihen mußte.

Dörthe war sehr unzufrieden mit sich. Sie hatte ihre liebe Käthe belogen. Seitdem sie das neue, ihr bis dahin unbekannte Glück genoß. Jemandem ein wirkliches Opfer gebracht zu haben, und von diesem Jemand für gut gehalten zu werden, seitdem war ihr, wenn auch nur ganz oben auf, ein Gewissen gewachsen.

Käthe hatte, eher als sie es dachte, Gelegenheit, Dörthes Nachschlage zu erproben. Vierzehn Tage nach der Abreise Michaels gab die Frau Geheime Commerzienrätin Möller sich die Ehre, Herrn und Frau Böhmer zu einer Solide einzuladen. Frau Böhmer wurde eigentlich nur der Form wegen miteingeladen, man wußte, daß sie in den letzten Jahren Gesellschaften mied, und verzichtete gern auf sie. Am allerwenigsten versah man sich der That-sache, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes eine Einladung acceptiren könne. Und doch geschah es nun. Es war fast eine Verlegenheit für die Wirthin.

Wer sollte diese unscheinbare, langweilige, kleine Frau zu Tische führen?

Es waren nicht die besten, aber die flottesten Kreise, in denen Michael verkehrte, eine Verschmelzung der liauw-Finanz-, Künstler« und Schriftstellerwelt und derjenigen Aristokratie, die sich aus der Welt, in der man sich langweilt, hinübergerettet hatte in die espritvollen Kreise, in denen man sich nicht langweilt, und die am leichtesten geneigt war, über die Stränge zu schlagen, natürlich in cavaliermäßigen Formen. Junge Mädchen waren nur in verschwindender Minderheit vorhanden. Den jungen Frauen bis zum fünf- und vierzigsten Jahre gehörte das Feld, Frauen, die rauchten, die den gewagtesten dov. iuot.8 volles Verständniß entgegenbrachten, die für ir^nd einen Schau-spieler, Sänger oder Athleten schwärmten und mäßig décolletirte Kleider für

Hedwig Dohm in Veilin.

unerlaubt anständig hielten. Einige unter ihnen trieben ein gefährliches Spiel mit Morphinum oder Haschisch. Aeltere und alte Herren dieser Kreise waren wüthend, wenn sie eine ältliche Dame zu Tisch führen nutzten. Das Ausland, inclusive Japan und China, stellte ein starkes Contingent zu den Gesellschaften, in denen der internationale Attache die piöcs äs röLiswuos war. Als Käthe in den Salon der Geheimräthin trat — sehr spat auf Dörthes Anordnung — klopfte ihr Herz zum Zerspringen. Die möglichst unscheinbare Toilette, die sie hatte anlegen wollen, war von Dörthe verworfen worden. Ihr erstes Debüt als Mondaine müsse präventiös sein, es sei entscheidend.. Mit einer allmählichen Metamorphose sei nichts gethan. Die Zeit dränge, in sechs bis acht Wochen werde Michael zurück sein, er müsse ein Küt »ocompli vorfinden. Die Festung — das heißt die Gesellschaft — müsse im Sturm genommen werden, mit flatternden Fahnen — Trompetenstoß! Also: ein purpurnes Crepe de chine-Kleid, purpurne Rosen im Haar, purpurrothe Lippen, purpurrot!) alles vom Scheitel bis zur Sohle, inclusive der Strümpfe und des schleierartigen Shawls, der leicht um Nacken und Anne geschlungen, im rechten Augenblick, wenn er seine Schuldigkeit gethan, fallen könne. Die Scheitel ihres Nabenhaares von purpurnen Bandeaus getheilt, ließ ihr Dörthe etwas tief in die Stirn kämmen. Im Nacken ein voller Haarknoten, aus dem eine glatte Strähne des atlasglänzenden Haares über den Hals siel. Nichts Gelocktes.

Dörthe wußte, daß die Gesellschaft feine Fühlhörner hat und gleich aus der Toilette einer Frau Schlüsse zieht auf das, was sie will und erwartet, und was man von ihr wollen und erwarten kann.

Wie Dörthe es vorausgesehen, erregte Käthe sofort bei ihren, Eintritt Aufsehen. Diejenigen Gäste, die sie nicht kannten, erkundigten sich sogleich nach der reizenden, pikanten jungen Frau.

Hätte sich in der ersten Viertelstunde Niemand uni sie gekümmert, oder hätte ihre Erscheinung Anstoß erregt, sie würde in Scham und Neue umgekehrt sein und jeden weiteren Schritt auf diesem Wege verweigert haben. Der Erfolg aber hat etwas Dämonisches, etwas von einem magnetischen Fluidum, das uns wie in einen glänzenden Nebel einspinnt und nicht wieder frei läßt.

Während sie früher mit einigen älteren Damen auf einem schwer zugänglichen Sopha zuzuschauen pflegte, wie die Andern sich amüsirten, sah sie sich an diesen: Abend von jungen und älteren Herren umringt.

Anfangs war sie von einer springenden, fieberhaften Lebhaftigkeit. In Laufe des Abends wurde sie ruhiger, und allmählich fand sie es viel leichter, eine fließende Unterhaltung zu führen, als sie es sich vorgestellt hatte. Mit der Zeit begriff sie, warum sie früher so schell und schwerfällig un Verkehr mit Menschen gewesen, und kaum ein nichtssagendes, geschweige denn, ein munteres oder geistreiches Wort auf die Ansprachen, die man an sie richtete, gefunden. Es waren eben nur Höflichkeitsphrasen gewesen, die man ihr huldvoll zukommen ließ, ohne Wunsch oder Interesse an einer Fortsetzung

wie Frauen werden.

2?

des Gesprächs. Ein Feinfühler kann nicht reden, wenn er merkt, daß man keine Lust hat ihm zuzuhören. Die Anerkennung aber, die Bewunderung, die man empfindet, ist eine Flamme, an der sich sein Geist entzündet, und die Alles in Fluß bringt, was erstarrt oder verborgen in ihm ruhte.

Je mehr Käthe gefiel, je lebhafter und bewegter wurde sie, und dabei hatte sie immer das Gefühl, als wäre Michael anwesend, und er hörte zu, und sie spräche für ihn.

Wie hatte sie sich früher abgeängstigt, ehe sie in eine Gesellschaft ging, und war sie da, so fühlte sie sich deplaciert, einsam, und sehnte sich nach Hause zurück. >cschiuß f°l»t.>

Werner von Siemens.
Line biographisch-kritische Studie.
von
Adolph Stieler.
— Berlin, —

Das zur Neige gehende elektrische Jahrhundert ist ohne den
finalen und hochverdienten Elektriker Werner von Siemens
nicht denkbar. Er hat dem Zeitalter sein Gepräge aufgedrückt,
denn ohne seine bahnbrechenden Forschungen und Entdeckungen wäre die
Wissenschaft der Elektrizität und das riesige Ergebnis derselben auf dem
technischen Gebiete nicht von so ungeheurer Tragweite gewesen, wie dies seit
den letzten Jahrzehnten der Fall ist. Nennt man die größten Zierden der
Wissenschaft und des Gewerbslebens, die genialsten Techniker, die hochver-
dientesten Erfinder, so wird auch der Name von Werner von Siemens
genannt werden. Ein Ruhm des deutschen Volkes und ein Wohlthäter der
Menschheit, wird der Begründer des Zeitalters der Elektrizität, welches das-
jenige des Dampfes abgelöst hat, noch von den spätesten Geschlechtern mit
Ehrfurcht und Bewunderung gepriesen werden. 76 Jahre alt, hat dieser
kühne Denker noch keine Spuren von Altersschwäche gezeigt — „Vorwärts“
ist sein Lebensmotto, und noch immer sitzt er sinnend am saukenden Webstuhl
der Zeit, um durch neue Schöpfungen und Verbesserungen die Lebensbe-
dingungen zu erleichtern und die Kultur zu fördern. Seine thaten- und er-
folgreiche Laufbahn ist zwar glücklicherweise noch nicht abgeschlossen, aber die
Fülle seiner Leistungen als Entdecker, Geschäftsmann, Techniker und Schrift-
steller ist eine so gewaltige, seine Wirksamkeit von solch' geschichtlicher Größe,
daß wohl eine Studie des Menschen und Forschers in Form eines ab-
schließenden Charakterbildes bereits gegeben werden kann.
Ernst Werner Siemens ist der älteste von den um die Technik und
Wissenschaft so hochverdienten Brüdern Siemens. Mit seinem gleich großen.

Werner von Siemens. 22

leider schon verstorbenen Bruder Karl Wilhelm muß er eigentlich immer zusammen genannt werden, wie z. V. die Gebrüder Humboldt. Beide haben Jahrzehnte lang zusammen gearbeitet. Beide waren gleich von dem brennenden Wunsch erfüllt, die Technik zu fördern, und Beide leisteten in ihren Fächern Epochenmachendes; während jedoch Werner von Siemens der Klassiker der Elektrizität ist, hat sein jüngerer Bruder namentlich zur Verbreitung der Kenntniß der Wärme beigetragen und durch bedeutsame Erfindungen auf dem Heizungsgebiete seinen Namen verewigt.

Geboren am 13. December 1816 zu Lenthe bei Hannover, wo sein Vater als Amtmann, d. i. Domänenpächter, thätig war, erhielt Werner Siemens seine erste Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Lübeck, da diese Stadt dem späteren Wohnsitze seiner Eltern, der Domäne Mengendorf, im ehemaligen Fürstenthum Ratzeburg, am nächsten lag. Er studirte zusammen mit seinem genannten Bruder Karl Wilhelm. Schon frühzeitig beschäftigten den Knaben und Jüngling naturwissenschaftliche Dinge und technische Fragen, welche für ihn mehr Interesse als grammatikalische Hebungen und philologische Studien überhaupt hatten. Nachdem er die genannte Lehranstalt verlassen, trat er mit 18 Jahren in die preußische Artillerie als Freiwilliger zu Magdeburg. 1835 bezog er die Artillerie- und Ingenieurschule zu Magdeburg und erhielt drei Jahre darauf das Patent als Artillerieoffizier. Der praktische Militärdienst hatte für ihn einen hohen Werth; denn er lernte nicht allein die Artillerie und sonstigen militärischen Angelegenheiten gründlich kennen, sondern erweiterte auch seine Kenntnisse in Mathematik, Physik, Chemie und Technologie.

Bald zeigte sich seine außergewöhnliche Begabung, welche 1844 seine Vorgesetzten veranlaßte, den 28 jährigen Offizier zur Artilleriewerkstätte in Berlin zu versetzen, wo er sich besonders dem Studium der elektrischen Telegraphie widmete. Schon früher hatte er übrigens bereits durch einige bedeutsame Erfindungen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und technischen Welt auf sich gelenkt. Er erfand u. A. ein neues Verfahren zur Herstellung von Vergoldungen und Versilberungen auf galvanischem Wege und ließ sich diese seine Erfindung patentiren. Ebenso beschäftigte ihn der Gedanke, die von Stirling 1816 erfundene Heißluftmaschine umzugestalten und für das Gewerbsleben nützlich zu machen. Seine Vorschläge für die Einrichtung einer derartigen Maschine veröffentlichte er nebst einer Zeichnung in Dingers Journal, und schon hier zeigte sich der ausgezeichnete junge Naturforscher und Ingenieur auch als klarer und lichtvoller Schriftsteller. In dem 1845 geschriebenen Artikel*) wird bereits der Kreis-Prozeß, welcher später von den beiden Siemens und ihrem nicht minder genialen dritten Bruder Friedrich zu solch' hervorragender Bedeutung gebracht worden ist, seinem

*) Wieder abgedruckt in „Gesammelte Abhandlungen und Vorträge“, Berlin 1887, V. 1. S.

HO Adolph Rohut in Veilin.

Grundgedanken nach angedeutet. Bezeichnend für den Eifer, mit welchem der Jüngling seine Studien betrieb, und zugleich für die felsenfeste Ueberzeugung von dem Sieg des Fortschrittes in den Wissenschaften, sind die Schlußworte seiner Abhandlung, also lautend: „Daß sich bei der Ausführung einer solchen Maschine noch Schwierigkeiten aller Art finden werden, ist, wie bei jeder neuen Sache, auch hier vorausszusehen. Auch an Widersachern aller Art wird es nicht fehlen! Mögen aber die zu besiegenden Schwierigkeiten auch anfangs noch so groß erscheinen, die mit so reichen Hilfsmitteln begabte Technik unserer Tage hat deren schon größere zu überwinden gewußt! Die theoretische Grundlage der Maschine liegt zu klar vor Augen, als daß sich begründete Zweifel gegen ihre Nichtigkeit erheben könnten, und durch die Erfahrung ist bereits glänzend erwiesen, daß kein versteckter Fehler in der Rechnung vorhanden sein kann, der den aus ihr gefolgerten Effect vernichten könnte. Wenn man aber bedenkt, welcher ungeheuren Aufschwung Industrie und Verkehr durch eine so bedeutende Verminderung des Preises der Arbeitskräfte, wie sie hier in Aussicht steht, nehmen müßten, und welcher Gewinn der gesammten Menschheit aus einer jedenfalls sehr beträchtlichen Verminderung des Verbrauchs an Material erwachsen würde, so wird man nicht umhin können, diese Erfindung für eine der bedeutsamsten unserer Zeit zu erklären.“

Zusammen mit seinem Bruder Karl Wilhelm veröffentlichte er in demselben Jahre eine Abhandlung über Regulatoren mit Differentialwirkung für Wärme-Maschinen*). Noch heute wird diese sinnreiche Erfindung da angewendet, wo es sich um Ausgleich kleiner Geschwindigkeitsunterschiede handelt. Gleichfalls 1845 veröffentlichte er den bedeutsamen, tief eindringenden Aufsatz über die Anwendung des elektrischen Funkens zur Geschwindigkeitsmessung.***) Diese Methode bedeutete bezüglich der Geschwindigkeitsmessung der Geschosse im Rohr und außerhalb derselben einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der alten Meßmethode mit Hilfe des ballistischen Pendels. Schon 1842 machte Siemens der Artillerie-Prüfungs-Commission zu Berlin den Vorschlag, zur Regulierung und Arretierung des Beobachtungszeigers anstatt des Elektromagnetismus den elektrischen Funken zu benutzen. Als Frucht seiner auf den sorgfältigsten und scharfsinnigsten Beobachtungen beruhenden Untersuchungen ergab sich die Erfindung eines von den vorhergehenden Apparaten in allen wesentlichen Punkten abweichenden Zeigertelegraphen mit Selbstunterbrechung. Er nahm auf diese Erfindung, bei deren mechanischer Ausführung ihn der hervorragende Mechaniker Halste mit seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit wesentlich unterstützt hatte, 1847 ein Patent. Dieser Apparat fand rasch große Verbreitung auf den deutschen Eisenbahnen.

*) Tüglers Polittechnisches Journal, B. N8, S. 81 ff.

**) „Mhcmblmigm“, S. 9 ff. und S. 22 ff.

weiner von Zieme»5. Hl.

Der erfindungsreiche Artillerieoffizier wurde 1846 in Anerkennung seiner Verdienste in die Commission der Einführung der elektrischen Telegraphirungsmethode gewählt, und hier lenkte er durch einen bahnbrechenden Vorschlag die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich; mit sicherem Blick erkannte er die Bedeutung des eben entdeckten Guttapercha als Isolirungsmaterial für unterseeische und unterirdische Leitungen, und er setzte es durch, daß dieser Stoff zur Isolirung der zu legenden unterirdischen Kabel Berlin — Frankfurt a. M. und Verlin—Aachen zur Verwendung gelangte. Ein Jahr darauf, 1848, legte er unter Anwendung isolirter Leitungen gemeinsam mit seinem Schwager, dem Professor Hülsmann in Göttingen, die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung, heute Torpedo genannt, in: Hafen von Kiel. Während seines Aufenthaltes in Schleswig-Holstein entwarf und leitete er auch den Bau jener berühmten Strandbatterie zum Schutz des Hafens von Eckernförde, die bekanntlich später der dänischen Flotte so verhängnißvoll weiden sollte.

Nachdem er schon im Jahre 1842 zur Verwerthung seiner galvanoplastischen und anderen Erfindungen seinen Bruder Karl Wilhelm nach England gesandt — dieser gründete dort eine Filiale des Welthauses — und ebenso in Birmingham eine Versuchsanstalt zur Ausbeutung des Negenerativofens und der Verbesserungen in der Darstellung des Eisens — sowie später zu Glasgow eine großartige Eisenhütte — gegründet hatte, glaubte Werner Siemens, daß es nunmehr an der Zeit sei, sich auf eigene Füße zu stellen; er nahm deshalb 1847 seinen Abschied und stiftete mit dem schon genannten Mechaniker Halske das Welthaus Siemens und Halske, jene in allen Theilen der Welt rühmlichst bekannte Telegraphenbauanstalt, deren Kabel und Drähte heute den Erdball umspannen und welche die Geburtsstätte des elektrischen Lichts, der elektrischen Kraftübertragung, der Elektrometallurgie, der elektrischen Meßkunst und überhaupt unserer heutigen praktischen und wissenschaftlichen Elektrotechnik in ihren wesentlichsten Theilen geworden ist.

Im Herbst 1848 bis zum Frühjahr 1849 baute Siemens im Auftrage der preußischen Regierung die erste längere Telegraphenlinie auf dem europäischen Festlande. Diese Linie war von Berlin bis Eisenach eine unterirdische, und zwar verwandte er Drähte, die durch seine Guttapercha-Umhüllung isolirt waren. Von Eisenach bis Frankfurt lief die Leitung oberirdisch auf Stangen mit den von ihm erfundenen Glockenisolatoren. Ader noch zahlreiche andere große deutsche Telegraphenlinien baute er um jene Zeit und trug hierdurch den Ruhm des deutschen Erfindungs- und Gewerbefleißes in alle Lande. Die wissenschaftlichen Erfahrungen, welche der große Elektriker bei dem Bau der Telegraphenlinien sammelte, legte er 1850 in einem Aufsatz „über telegraphische Leitungen und Apparate“*) nieder. In dem-*) Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie, V. 71), S. 481. und „Abhandlungen“, 3. N ff.

H2 Adolph Uohut in Verlin.

selben behandelte er die Ursachen der Störungen des Telegraphenbetriebs und die Hilfsmittel zu deren Beseitigung und gab die erste Anweisung zur Aufspindung von Fehlern in den Leitungen. Im April desselben Jahres legte er der Pariser Akademie der Wissenschaften ein Memoire über denselben Gegenstand vor, worin besonders die Beschreibung der neuesten Form seines Zeigertelegraphen von besonderem Interesse war. Das große Publikum wurde erst 1851 mit den glänzenden Ergebnissen seiner Forschungen bekannt, als er in einer kleinen, bei Julius Springer in Verlin (1851) erschienenen, Schrift eine „kurze Darstellung der an den preußischen Telegraphenlinien mit unterirdischen Leitungen gemachten Erfahrungen“ veröffentlichte. Siemens tritt hier kräftig für unterirdische Leitungen ein und empfiehlt zuerst an dieser Stelle, die Guttapercha gegen schädliche Einflüsse durch eine Bleiumhüllung zu schützen; schon von diesem Jahre her ist also die Erfindung der Bleikabel zu datieren.

Immer größeren Umfang nahm das Geschäft von Siemens und Halste an, und auch im Auslande wirkte es so segensreich und bahnbrechend, daß Zweigniederlassungen gegründet werden muhten. Siemens schuf 1859 die Firma gleichen Namens in Petersburg unter Leitung seines Bruders Karl (geb. 4. März 1828), der in den folgenden Jahren ganz Rußland mit Telegraphenlinien überzog. Im selben Jahre rief er die Firma Siemens Brothers in London ins Leben, an deren Spitze sein Bruder Karl Wilhelm — oder wie er in England genannt wurde: Sir William — trat; mit den genannten beiden Brüdern legte er die Kabelfabrik in Woolwich an, welche allein 6 Kabel zwischen Amerika und Europa gelegt hat. Werner leitete, nachdem er schon früher das erste unterseeische Kabel zwischen Petersburg und Kronstadt gelegt hatte, persönlich die Legung des ersten Tiefseekabels zwischen Algier und Sardinien und construirte die zum Betriebe derselben erforderlichen Apparate. Ebenso legte er das erste große Kabel durch das Nothe Meer nach Indien, und bei dieser Gelegenheit erfand und benutzte er die Anwendung der Condensatoren zur Bekämpfung der Stromverzögerungen in den Kabeln. Ebenso bauten später die drei Firmen gemeinsam die Telegraphenlinie durch Rußland nach Indien (Indo-European-Linie). Ferner wurden Filialen der Firma Siemens und Halste noch in Wien, Paris und Tiflis errichtet. Die letztere stand unter der Leitung seines jüngeren Bruders Walter, und sie wurde Veranlassung, die noch jetzt im Betrieb befindlichen Kupferberg- und Hüttenwerke im Kaukasus zu erwerben.

Wie kein Zweiter hat Werner Siemens Jahrzehnte lang durch stets neue Vorschläge und Erfindungen dazu beigetragen, das Telegraphenwesen auf jene glänzende Höhe zu erheben, wo es sich jetzt befindet und wodurch das Verkehrswesen in so grundlegender Weise zum Heile der Menschheit und des Fortschritts umgewandelt wurde. Er versuchte u. A. z. B. die Lösung der Aufgabe» der mehrfachen Telegmuhie. Bereits 1849 beschäftigte er sich in Gemeinschaft mit Halste mit der Frage, wie man durch telegraphische

Werner von Siemens. H3

Leiter eine die Zahl der Drähte übersteigende Zahl gleichzeitiger Depeschen befördern könnte; aber erst 1854 zeitigten die Versuche durchaus befriedigende praktische Ergebnisse. Zusammen mit C. Frischen bildete er ein eigenthümliches Verfahren zum Gegensprechen aus, welches auf der Differentialwirkung verzweigter Ströme beruht. Nachdem er seine Methode in Poggendorfs Annalm*) veröffentlicht hatte, trat ein Herr Edlund in derselben Zeitschrift**) mit der Behauptung auf, daß die von Siemens beschriebene Methode des Gegensprechens mittelst verzweigter Ströme "vollkommen mit derjenigen übereinstimme, welche er 1848 zur Messung der Faraday'schen Erstraströme benutzt habe, und suchte den Beweis zu führen, daß die damals von ihm benutzte Stromleitung mit geringen Abänderungen zum Gegensprechen hätte benutzt werden können. Siemens fertigte ihn in***) seiner Abhandlung: „Beantwortung über Bemerkungen von Edlund" in höchst gelungener Weise ab, indem er nachwies, daß sein — Siemens' — Gegenschprech-Verfahren schon sechs Monate vorher, wie der Aufsatz Edlunds, publicirt worden sei. 1857 erfand Werner Siemens den! sogenannten „Siemens-Anker" und construirte mit demselben elektrische Maschinen von der größten Leistungsfähigkeit. Zur Anwendung für Telegraphenzwecke verfertigte er mit Halsteden nach ihnen benannten Inductions-Schreibtelegraphen für Betrieb durch Wechselströme nebst Zubehör.

Sehr bedeutsam sind die Untersuchungen, welche er 1849 und dann 1857 über die elektrostatische Induction und die Verzögerung des Stroms in Flaschendrahten mittheilte. Er wies dort u. A. nach, daß die Erscheinung, wonach ein kräftiger Strom von geringer Dauer auftritt, wenn man einen unterirdischen, gut isolirten Telegraphendraht mit dem freien Pole einer zur Erde abgeleiteten galvanischen Kette in leitende Verbindung setzt, der verteilenden Wirkung der Volta-Elektricität im Drahte auf die als äußere Belegung der Drahttasche auftretende Feuchtigkeit des Erdbodens zuzuschreiben sei und auch dann auftreten müsse, wenn ein Ende des Drahtes leitend mit der Erde verbunden sei.

Stets bestrebt, die Ergebnisse seiner Forschungen immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen, publicirte er 1860 in der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins 1') einen sachlich und volksthümlich geschriebenen Aufsatz, betitelt: „Abriß der Principien und des praktischen Verfahrens bei der Prüfung submariner Telegraphenleitungen auf ihren Leitungszustand." Er gab hier das Verfahren an, welches man bei der Prüfung unterseeischer Kabel anwenden müsse.

Als Siemens am 14. April 1859 mit den ihn zur Anlage der

Telegraphenlinien durch das Rothe Meer begleitenden Ingenieuren' die

*) Poggendorfs Annale», Bd. 88, S. 183 und 185. Abhandlungen S. 113 ff.

**) Veilll. Aunalcn, S. 310.

***) Vergl. Abhandlungen, S. 131 ff.

5) Band 7.

HH Adolph ««Hut in Veilin.

Cheops-Pyramide erstieg, hatte er Gelegenheit, eine ungewöhnlich starke elektrische Erscheinung auf dem Gipfel derselben zu beobachten. Es war das während des Wehens des „Chamsin“, des ägyptischen Sturmwindes, und der stets sorgsam beobachtende Naturforscher hat seine Beobachtungen auf der Pyramide in einen« sehr launigen Aufsatz beschrieben*).

Aus dem Jahre 1860 stammt der Vorschlag, die Quecksilbereinheit als Widerstandsmasse zu benutzen. Hierdurch ist überhaupt die Grundlage zu genauen Messungen in der praktischen Elektrizitätslehre geschaffen worden. Er hat auch durch genaue Untersuchungen die Abhängigkeit des Leitungswiderstandes des Quecksilbers und vieler anderer Metalle von der Temperatur durch genaue Versuche festgestellt.

Keine bedeutsame Erscheinung im physikalischen Leben entging dem Scharfblick des ausgezeichneten Forschers. Die Einrichtung der Rohrpost in Berlin veranlaßte ihn z. B., Versuche über die Newegungsgesetze der Gase in Röhren anzustellen. Seine Beobachtungen veröffentlichte er 1866 unter dem Titel: „Ueber die pneumatische Depeschenbeförderung in Berlin“**). Die Schwierigkeiten, welche die Legung des transatlantischen Kabels bot, wurde für ihn Veranlassung, eine vollständige Theorie der Legung und Untersuchung unterseeischer Telegraphenleitungen zu entwickeln***).

In der Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom Juni 1866 referierte Ehrenberg über eine Methode Werner Siemens' und seines Bruders Karl Wilhelm betreffs der fortlaufenden Beobachtungen der Meerestemperatur bei Tiefseemessungen. Dieselbe beruht auf der Thatsache, daß der Widerstand der Metalle von ihrer Temperatur abhängig ist; durch Messung des Widerstandes einer isolirten Drahtrolle, deren Widerstand bei einer bestimmten Temperatur bekannt ist, kann man mithin auf die Temperatur des die Rolle umgebenden Meerwassers schließen.

Die wichtigste, wahrhaft epochemachende Entdeckung machte er im gleichen Jahre, nämlich „die Aufindung des Dynamoprincips.“ Durch diese Erfindung wurde es möglich, elektrische Maschinen von großer Leistungsfähigkeit herzustellen. Mit derselben beginnt erst das neue Zeitalter der Elektrotechnik mit ihren wissenschaftlichen Wundern. Die erste dynamoelektrische Maschine erbaute er 1866 und beschrieb dieselbe in der Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 17. Januar 1867 unter dem Titel: „Ueber die Umwandlung der Arbeitskraft im elektrischen Strom ohne permanente Magnete.“ Er fühlte selbst die ungeheure Bedeutung seiner Erfindung, denn er schloß seinen sensationellen Vortrag mit

*) Abhandlungen, S. 125 ff.

**) Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphen, Bd. 13, und „Abhandlungen“, S. 383 ff,

***) Monatsbericht der Verh. Akad. der Wissenschaften vom 17. Dec. 1874.

weiner von SiemenZ. H5

den Worten: „Der Technik sind gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist. Diese Thatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden.“ Die späteren, nach dem dynamo-elektrischen Princip gebauten Maschinen sind mehr oder weniger als Nachahmungen der Siemens'schen Maschine zu betrachten. Sehr richtig wurde schon von anderer Seite bemerkt, daß die SiemenZ'sche Erfindung die Grundlage der Elektrotechnik in derselben Weise sei, wie die Dampfmaschine der Industrie der Neuzeit zum Ausgangspunkte diene, und deshalb dürfte unser Forscher neben Watt und Stephenson in der Ruhmeshalle der Erfinder seinen Platz beanspruchen. Diese Maschine sei heutzutage ebenso unentbehrlich wie der Dampfmotor. Ihr verdanken wir vor Allem die elektrische Beleuchtung; sie treibt bereits an mehreren Orten Eisenbahnwagen und Fördereinrichtungen für Bergwerke; sie findet als Kraftvermittlerin auf den elektrischen Booten Verwendung, ersetzt bei galvanoplastischen Arbeiten die alten Elemente und ist sogar auf größeren Telegraphenstationen in gleicher Weise in Gebrauch, so in New-York und Berlin. Ihre Dimensionen variiren ebenso wie die Dampfmaschinen. Neben den winzigen Dynamomaschinen, welche eine Nähmaschine, eine Drehbank oder auch die Wägelchen der Siemens'schen Rohrpost treiben, finden wir Riesendynamos von 2 bis 3 m. Höhe, die hunderte von Lampen speisen und deren Funken den Blitz an Kraft nicht nachsteht.

Die außerordentliche Tragweite der elektrischen Kraftübertragung und speciell der elektrischen Eisenbahnen bedarf keiner näheren Erörterung. Im Jahre 1879, auf der Berliner Gewerbeausstellung, ist der erste Versuch der Anwendung der Elektrizität auf Lastenbeförderung gemacht worden, und in der Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes vom 9. Juni des genannten Jahres hat Siemens zum ersten Male über seine epochale Entdeckung dem großen Publikum Mittheilung gemacht. Er sagte damals u. A.: „Es ist diese Eisenbahn nichts als ein Beispiel der Kraftübertragung, wie sie auch an einer anderen Stelle der Ausstellung dargestellt ist, wo eine elektrodynamische Maschine eine andere treibt, die ihrerseits einen Webstuhl in Bewegung setzt, dessen große Schützen sehr gut arbeiten. Hierbei ist ein Regulator angebracht, der sehr präzise wirkt. Dasselbe Princip der Kraftübertragung durch dynamoelektrische Maschinen ist nur bei der Eisenbahn auf die Bewegung der Wagen angewendet worden.“ Die erste Veranlassung zu der Einrichtung war sehr eigenthümlicher Natur, und auch hier bewahrheitet sich das Wort von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen. Ein Baumeister Westfal aus Cottbus richtete an Siemens die Anfrage über die Möglichkeit, die Kraft dort verbrannter Kohlen nach — Berlin zu transportiren. Der Betreffende hatte nämlich eine Bemerkung von Karl Wilhelm Siemens in London über die Möglichkeit des Transports des Niagara-falles gelesen und wollte dies in Berlin in die Praxis übertragen. In Folge dessen trat Werner Siemens

H6 Adolph ««Hut in Veilin.

der Sache näher, um zu sehen, wie weit sich die elektrische Krafttransmission zum Transportieren auf Schienenbahnen benutzen lasse. Der Versuch siel glänzend aus. Bekanntlich haben wir u. A. in Lichtenfelde eine elektrische Bahn, wo nur zwei Schienen vorhanden sind; es arbeitet ferner eine elektrische Bahn zwischen Charlottenburg und dem Spandauer Bock, ebenso eine elektrische Bahn von 800 in für das königlich sächsische Bergwerk Zeuckerode, welche die bisherige Förderung der Steinkohlen mittels Pferden entbehrlich gemacht hat, die städtische elektrische Bahn in Budapest:c. Einige Jahre später hat der Erfinder in einem am 27. Januar 1880 im elektrotechnischen Verein gehaltenen Vortrag über die Vorzüge der elektrischen Lastenbeförderung in lichtvoller und überzeugender Weise geäußert: „auf den großen Verkehrsadern, auf die unser ganzes Leben jetzt zugeschnitten ist, wird die Elektrizität der Locomotive keine Concurrenz machen, ebenso wenig, wie das elektrische Licht meiner Ansicht nach je das Gas vollständig verdrängen wird. Die Elektrizität ist ganz bescheiden, sowohl bei der Beleuchtung wie bei der Kraftübertragung; sie will nicht verdrängen und absetzen, sondern sie will nur diejenigen Gebiete an sich nehmen, die von den anderen vorhandenen Einrichtungen schlecht bedient werden ... die elektrische Kraftübertragung soll auch nur in solchen Fällen eintreten, wo mechanische Übertragung nicht gut verwendbar und wo die Dampflocomotive nicht an: Platze ist, oder das Verlangte nicht leisten kann. So ist es z. B. für den Eisenbahnbau von großer Wichtigkeit, mit den Zügen größere Steigungen überwinden zu können wie bisher. Es könnten dann sehr kostspielige lange Tunnels ganz vermieden oder abgekürzt werden. Mit der Verstärkung der Locomotiven scheint die äußerste Grenze erreicht zu sein, da die Adhäsion der Räder begrenzt ist und auch das Gewicht der Locomotive eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, weil sonst die Hebung der eigenen Last den größten Theil ihrer Leistung bildet. Auch die Vergrößerung der Anzahl der Locomotiven kann aus diesem Grunde nicht helfen. Hier würde nur die Elektrizität wirksame Dienste leisten können, da es mit ihrer Hilfe thunlich ist, die Zugkraft auf beliebig viele Achsen des Zuges selber zu vertheilen. Doch nicht allein bei der Ersteigung, sondern auch für die Bremsung beim Niedergang des Zuges würde die Elektrizität kräftig mitwirken können, da die Dynamomaschine gleich gute Dienste sowohl zur Arbeitsleistung als zur Arbeitsuerrichtung leistet.“ Leider ist es bisher dem großen Elektriker nicht gelungen, in Berlin ein elektrisches Hochbahnnetz zu verwirklichen, wie er es projektirte. Die Vertretung der Stadt wollte von einem solchen Plane vorläufig nichts wissen — vielleicht bringt die Zukunft die Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche.

Werner Siemens hat übrigens nicht nur die eine Form der elektrischen Kraftübertragung, die elektrische Bahn, in's Auge gefaßt, sondern auch die Brief- und Paketbeförderung, die Erleichterung des Bergwerksbetriebs und das Erklimmen der Stockwerke eines Hauses durch die Elektrizität projectirt. Doch sind das nur Zukunftspläne — aber wer kann den Schleier der Isis lüften?

Werner von Siemens«. H?

Wenn uns nicht alles trügt, wird im 20. Jahrhundert so Manches zur Wirklichkeit, was uns heutzutage noch als elektrischer Traum erscheint! Welche Bedeutung unser Forscher der Elektrizität im Dienst des Lebens anweist, beweist eine Arbeit, die er 1879 in der physikalischen Section der Naturforscherversammlung zu Baden-Baden zum Vortrag brachte. Nachdem er die Geschichte der Elektrotechnik kurz recapitulirt und auf die große Bedeutung der dynamo-elektrischen Maschinen für die Entwicklung der elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung hingewiesen, berührte er die Anwendung derselben zu chemischen und metallurgischen Zwecken. Visher beschränkte sich diese Anwendung auf die galvanische Reinigung des Kupfers und Scheidung desselben von Gold und Silber. Durch Aufwendung von Arbeit und mit Hilfe des elektrischen Stromes könnten aber die festesten chemischen Verbindungen zerlegt und die Körper Elemente in andere Zustände und Verbindungen übergeführt werden, in denen die verbrauchte Arbeit gleichsam aufgespeichert sei. Es sei durchaus wahrscheinlich, daß die Wissenschaft der Zukunft lehren werde, auch den Wasserstoff mit Hilfe des elektrischen Stromes herzustellen. Auch der weitere Schritt von der Darstellung von Brenn- zu der von Nährstoffen sei durchaus nicht undenkbar. Es gehöre sogar kein allzu kühner Flug der Phantasie dazu, um sich eine Zukunft auszumalen, in der die Menschheit die lebendige Kraft, welche die Sonnenstrahlen der Erde in ungemessenem Betrag zuführen und die sie uns zum Theil im Wind und in den Wasserfällen zur Verfügung stellen, mit Hilfe des elektrischen Stromes zur Herstellung alles nöthigen Brennstoffs verwende und die für ihre Kindheit von der Natur vorsichtig aufgestapelten Kohlenlager ohne Nachtheil zu entbehren lerne . . . Ueber die Erzeugung des elektrischen Lichts, welches bekanntlich in Werner Siemens ihren Großmeister gefunden, sprach der Redner gleichfalls sehr geistvolle Worte. Welche Fortschritte habe dieselbe in neuester Zeit gemacht! Es werde z. B. kaum noch ein wichtiger Leuchtturm erbaut, der nicht elektrisches Licht erhalte. Mit elektrischem Licht suchen schon seit langen Jahren schiffe Nachts und bei Nebel die gefahrdrohenden Klippen und begegnende Fahrzeuge zu erkennen, mit Hilfe desselben vermögen die Schleppdampfer auch bei Nacht den Weg in Flüssen und Canälen zu finden. Elektrisches Licht beleuchte zahlreiche Arbeitsplätze, Hallen und Straßen. Es spiele eine wichtige Rolle im Angriffs- wie im Vertheidigungskrieg und habe sich überall da einen weiten Anwendungskreis geschaffen, wo große Helligkeit, die Schönheit des blendend weißen Lichts und dessen verhältnißmäßig geringe Heizkraft, sowie die Abwesenheit schädlicher Verbrennungsprodukte in Betracht kommen. Unsere Leser kennen gewiß die Siemensschen elektrischen Lampen, welche auf Bahnhöfen und zur Beleuchtung größerer Plätze und Hallen eine große Verbreitung erlangt haben. Die Siemenssche Bogenlampe läßt, wie dies die Jahre lange Probezeit in der Leipziger Straße in Berlin schon allein beweist, an Schönheit und Gediegenheit nichts zu wünschen übrig.

Noid und Lud. IHIII ^ 157. 4

H8 Adolph Uohut in Verlin,

Welche Rolle die Elektrizität hinsichtlich der Feuersgeflhr spielt, darüber hat sich Werner Siemens am 27. December 1881 in einem in der Sitzung des Elektrotechnischen Vereins gehaltenen Vortrage, anlässlich der entsetzlichen Vrandkatastrovhe des Wiener Ringtheaters, eingehend ausgesprochen. In jener berühmt gewordenen Rede empfahl er nachdrücklich die elektrische Beleuchtung der Theater, welche allem im Stande sei, die Feuersgefahr der Bühne zu vermeiden. Es sei nur eine Frage der Zeit, daß ein Theater ohne elektrisches Licht kaum noch zu denken sein werde, und um diese Zeit möglichst abzukürzen, wünschte der Redner, daß die elektrotechnischen Kenntnisse bald eine größere Ausdehnung erhielten. Es sollten auf allen technischen Schulen, mindestens auf der technischen Hochschule, Lehrstühle der Elektrotechnik gegründet werden, um wenigstens unsere technische Jugend mehr vertraut mit der Elektrizitätslehre und ihrer technischen Anwendung zu machen! Neben den elektrotechnischen Fragen hat der Leiter der Firma Siemens und Halske noch zahlreiche andere hervorragende naturwissenschaftliche Probleme in entscheidender Weise gelöst, welche bis dahin noch nicht vollständig erledigt waren. Hierher gehören: die directe Messung des Widerstandes galvanischer Ketten; die Widerstandsmessungen an submarinen Kabeln durch das von ihm construirte Capillar-Galvanoscov; die Messungen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität und die Untersuchungen über die Abhängigkeit der elektrischen Leitungsfähigkeit des Selens vom Lichte und die Abhängigkeit der Leitungsfähigkeit der Kohle von der Temperatur, fowie eine Reihe von Untersuchungen über die Vorgänge beim Magnetisiren des Eisens durch den elektrischen Stroni. Hier weist unser Forscher zum ersten Male auf die Vorzüge ringförmig geschlossener Elektronmgnete für die Herstellung von Inductions-Apparaten hin, welche unter dem Namen Transformatoren für die elektrische Beleuchtung ausgedehnter Distrikte hohen Werth erlangt haben. Es konnte nicht ausbleiben, daß der berühmte Forscher und Gelehrte mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Bei Gelegenheit des Jubiläums der Berliner Universität wurde er zum Dr. pdil. und 1874 zum ordentlichen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. In seiner Antrittsrede am 12. Juli 1874 zeigte sich der ganze bescheidene Sinn dieses wahrhaft seltenen Mannes im schönsten Lichte. Ihm sei, so sagte er, eine Ehre erwiesen worden, die er wohl nicht erwartet habe und die er auch nicht zu erwarten berechtigt gewesen sei. Zu Akademikern seien bisher nur solche Mitglieder berufen worden, denen die Wissenschaft Lebensberuf gewesen. Seine Kräfte seien der Elektrotechnik gewidmet gewesen, und diese habe ihm nur wenig Muße zu wissenschaftlichen Forschungen, obschon er sich immer zu ihnen hingezogen gesuhlt habe, gegönnt. Allerdings habe er einige technische Leistungen zu Wege gebracht, die nicht ohne wissenschaftlichen Werth seien, z. V. den Differential-Regulator, die Herstelluug isolirter Leitungen durch Umpressung mit Guttapercha, die telegraphischen Gegen-,

Werner von Siemens. HH

Doppelt-Inductions- und automatischen Sprechapparate, den Ozon-Apparat und Meßinstrumente verschiedener Art — aber all' das wolle nicht viel bedeuten; denn ihm sei nicht die Muße geblieben, neue Erscheinungen, die ihm begegneten, über die Grenzen des technischen Bedürfnisses hinaus mit wissenschaftlicher Consequenz zu verfolgen; doch habe die Akademie durch seine Wahl zum Mitglied die Neigung zur Pflicht gemacht — eine Mahnung, die im Staate Friedrichs des Großen besonders kräftig zu wirken pflege und auch auf ihn nicht ohne Einfluß bleiben werde. — Im Namen der Akademie antwortete Professor Du Bois Neumond, und ich kann es mir nicht versagen, hier den Schlußpassus der glänzenden Begrüßungsrede wiederzugeben, weil er das Wesen von Siemens in trefflicher Weise veranschaulicht:

„Dein ist das Talent des mechanischen Erfindens, dessen Ausbildung die Ueberlegenheit der nioderen Cultur ausmacht. Ohne in der praktischen Mechanik selbst Hand anzulegen, hast Du als schaffender und organisirender Kopf das Höchste in der Kunst erreicht. Hellen Blickes und kühnen Sinnes ergriffst Du früh die großen praktischen Aufgaben der Elektrotelegraphie und schenkest Deutschland darin einen Vorsprung, den nicht Gauß, nicht Wilhelm Weber und nicht Steinheil ihm hätten verschaffen können. Lange ehe der wiederermachte deutsche Genius auf dem Schlachtfelde und im Parlament das höhnische Vorurtheil zerstreut, wir seien ein Volk der Träumer, zwangen Deine und unseres Halskes Apparate auf jeder der großen Weltausstellungen das mißgünstige Ausland zur bewundernden Anerkennung dessen, was deutsches Wissen, deutscher Kunstfleiß zu leisten im Stande sind. Deine Werkstätten wurden für Elektrizität, was einst die Frauenhofer'sche für Licht, und Du selber der James Watt des Elektromagnetismus. Nun gebietest Du einer Welt, die Du schufest. Deine Telegraphendrähte umstricken den Erdball, Deine Kabeldampfer befahren den Ocean. Unter den Zelte, Bogen und Pfeil führenden Nomaden, deren Weidegründe Deine Votschaften überfliegen, wird Dein Name mit abergläubischer Scheu genannt.

„Aber, weniger diese Art von Erfolgen, die Dir solche Lebensstellung und weithin solchen Nuhm gewinnen, öffnete Dir die Thore der Akademie; sondern, daß Du auf solcher Höhe, ein Fürst der Technik, die Fäden zahlreicher Combinationen in der Hand haltend, hundert Pläne im Kopfe wälzend, im Innersten der deutsche Gelehrte in, edelsten Sinne bliebst, als der Du geboren bist, zu dem Du nicht einmal erzogen wurdest; daß in jedem Augenblick, wo die Last der Geschäfte es Dir erlaubte. Du mit Liebe zum Plstinomen, mit Treue zum Experiment, mit Unbefangenheit zur Theorie, genug, mit echter Begeisterung zur reinen Wissenschaft zurückkehrtest: das stempelte Dich, von Deinem Scharfsinn, Deiner Erfindsamkeit, Deiner Beobachtungsgabe zu schweigen, in unseren Augen zum Akademiker. Gerade weil Du nicht den gewöhnlichen Bildungsgang des deutschen Fachgelehrten durchmachtest, zählt die Akademie besonders auf Dich. Nicht blos in dem Sinne, daß der un-

50 Adolph «ohnt in Verlin.

gewöhnliche Weg, auf welchem Du Dich emporschwangest, ein Wahrzeichen ungewöhnlicher Begabung ist, sondern weil dadurch, wie wir dies von vielen englischen Physikern rühmen. Dein Blick frischer, Deine Auffassung unbeirrter. Dein Urtheil freier blieb, als wenn Du gleich Anderen an den Lehrmeinungen der Schule gegängelt worden wärest." —

Es lag auf der Hand, daß Siemens die überraschenden Leistungen der elektrischen Telephone von Bell und Edison auf's Höchste interessiren mußten. In seiner Rede über Telephon« in der Akademie der Wissenschaften vom 21. Januar 1878 erkannte er bereits mit richtigem Blick, daß die durch sie angebahnte Lösung des Problems der Uebertragung der Töne und Sprachlaute nach entfernten Orten der Menschheit ein neues Verkehrs- und Culturmittel zu geben verspreche, welches ihre so vielen Verhältnisse wesentlich beeinflussen und auch der Wissenschaft wesentliche Dienste leisten werde. Er bezeichnete die Fehler des Telephons, machte Vorschläge zu deren Verbesserung und sprach dabei das prophetische Wort: „Das Telephon wird für den Verkehr, in Städten und zwischen benachbarten Ortschaften große Dienste leisten, die weit über das hinausgehen, was der Telegraph für kurze Entfernungen zu leisten vermag. Das Telephon ist ein elektrisches Sprachrohr, welches, wie dieses, von Jedermann gehandhabt werden und die persönliche Besprechung vollständig ersetzen kann."

Auf einer Reise nach Italien hatte Siemens Gelegenheit, im Mai 1878 die TIMgkeit des Vesuvs zu beobachten, die hier gemachten Erfahrungen veranlaßten ihn, eine neue Theorie vulkanischer Erscheinungen aufzustellen. Auf Grund der Ursachen, welche er gemeinsam mit seinem Bruder Friedrich Siemens in Dresden über die Volumenänderung der Gläser und verwandter Silikate angestellt hatte, glaubte er der Thomsohn'schen Hypothese, daß die Erde in der Hauptmasse von innen heraus erstarrt sei, widersprechen zu müssen. Er hielt an der Ansicht fest, daß das Erdinnere noch flüssig oder wenigstens noch im plastischen Zustande von einer festen Rinde von mäßiger Dicke umgeben sei; könne man daher die Annahme eines flüssigen Erdinneren nicht aufgeben, so müsse man annehmen, daß das notwendige hydrostatische Gleichgewicht durch die Verschiedenheit des specisichen Gewichts der Gesteine, welche die Continente und den Meeresboden bilden, hergestellt sei, daß also der Meeresboden aus schwererem Gestein bestehe als die Continente, oder auch daß die unter der festen Hülle befindlichen halbflüssigen» Massen eine solche Dicke und ein so verschiedenes specisiches Gewicht haben, daß die Druckdifferenz dadurch ausgeglichen werde.

Dieser weitblickende Geist beschäftigte sich auch mit den übrigen schmierigen Problemen der kosmischen Physik. Durch die Annahme eines elektrischen Sonnenpotentials und die Darlegung, in welcher Weise dadurch die Hypothese von der Erkaltung der Sonnenenergie seines Bruders William geschützt werden könnte, sind unsre Vorstellungen über die kosmische Bedeutung der

Werner von SiemensZ. 5j

elektrischen und magnetischen Erdoberfläche wesentlich geklärt worden*). Durch die Annahme des elektrischen Sonnenpotentials habe man auch eine Handhabe für die Erklärung der Luftpotelectricität und Gemittererscheinungen. „Das plötzliche Auftreten von gewaltiger Massen Electricität," sagt Siemens, „wie sie namentlich bei tropischen Gemittern zur Erscheinung kommen, weist die Annahme zurück, daß dieselbe ihren Sitz in der schwachen elektrischen Ladung der verhältnißmäßig geringen Luftmengen, die den Träger der Gewitterwolken bilden, gehabt habe. Es müssen ergiebigere Quellen sein, denen sie entstammt. Eine solche Quelle von unerschöpflicher Mächtigkeit findet sich in der elektrischen Ladung durch Sonneninfluenz." Den Sitz der Stürme findet Siemens nicht in der Erdoberfläche, sondern wesentlich in den höchsten Luftregionen. Bestände die Atmosphäre nur aus Wasserdampf, so würden die Erscheinungen ganz ähnliche sein. Der Wasserdampf unterliege dem diabetischen Ausdehnungsgesetze, ebenso wie die Luft, nur vermindern sich bei ihm Dichtigkeit und Temperatur mit wachsender Höhe weit weniger als bei den permanenten Gasen der Atmosphäre.

In der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften vom 12. Juni 1890 sprach er in höchst anregender Weise über das „allgemeine Windsystem der Erde." Während er in der Abhandlung über die „Erhaltung der Kraft im Luftmeer der Erde"**) versuchte, die Kräfte festzustellen, welche die Luftbewegung hervorrufen, erhalten und hemmen und die durch ihr Zusammenwirken verursachte allgemeine Luftbewegung nach Richtung und Größe durch Rechnung zu bestimmen, gab er hier eine Theorie des allgemeinen Windsystemes von überraschender Klarheit und Anschaulichkeit. Als wesentlichste Aufgabe der Meteorologie stellte der Verfasser die Erforschung der Ursachen von Störungen des indifferenten Gleichgewichts der Atmosphäre und als wichtigste Aufgabe der Wetterprognose die Erforschung der geographischen Herkunft der Luftströme hin, die auf ihren Wegen nach den Polen über uns fortziehen.

Höchst interessant sind auch seine Untersuchungen über „das Leuchten der Flamme"***), durch welche er den Nachweis liefert, daß hochoverhitzte Gase nur äußerst wenig Licht auszustrahlen im Stande sind, und daß das Leuchten der Flamme mit den chemischen Molecularvorgängen zusammenhängt, die sich beim Verbrennungsproceß vollziehen. Er nennt das Flammenlicht mit demselben Rechte „elektrisches Licht", wie das Licht der Ozon-Röhre oder der Geißler'schen-Nöhre, welche sich von ersterer principiell nur dadurch unterscheidet, daß sie ein Dielectricum von äußerst geringem Polarisationsminimum enthält. Für diese Uebereinstimmung der Ursache des Leuchtens der Flamme

*) Vgl. Annalen der Physik und Chemie, Neue Folge, V. 20, 1883.

**) 4. März 1886.

***) Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften, i). Nov. 1882.

52 Adolph Rohut in Veilin.

und der elektrischen Ströme durchflößen««. Gase spricht auch die Gleichartigkeit der Flammenerscheinung in Stärke und Lichtfarbe.'

Wie sehr dieser Forscher von dem Triebe nach Ergründung der Wahrheit beseelt ist und welche bahnbrechende Bedeutung er der Naturwissenschaft und unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter beimißt — hat er in einem in der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am 18. Sept. 1885 gehaltenen Vortrage bekundet. Derselbe schließt mit den herrlichen Mahnworten an die Gegenwart:

„Je tiefer wir in das harmonische — durch ewige, unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Verständnis; doch so tief verschleierte — Walte» der Naturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns zu demüthiger Bescheidenheit angeregt, desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem unerschöpflichen Born des Wissens und Könnens zu schöpfen, und desto höher steigt unsere Bewunderung der unendlichen ordnenden Weisheit, welche die ganze Schöpfung durchdringt. Und die Bedeutung dieser unendlichen Weisheit ruft wieder jenen Forschungsdrang hervor, jene hingebende, reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich den deutschen Gelehrten stets zur hohen Zierde gereichte und die hoffentlich auch den künftigen Geschlechtern erhalten bleibt. Und so wollen wir uns nicht irre machen lassen in unserem Glauben, daß unsere Forschungs- und Erfindungsthatigkeit die Menschheit höheren Culturftufen zuführt, sie veredelt und idealen Bestrebungen zugänglich macht, daß das hereinbrechende naturwissenschaftliche Zeitalter ihre Lebensnoth, ihr Siechthum enden, ihren Lebensgenuß erhöhen, sie besser — glücklicher und mit ihrem Geschick zufriedener machen wird. Und wenn wir auch nicht immer den Weg klar erkennen können, der zu diesen besseren Zuständen führt, so wollen wir doch an unserer Ueberzeugung festhalten, daß das Licht der Wahrheit — die wir erforschen — nicht auf Irrwege führen, und daß die Machtfülle, die es der Menschheit zuführt, sie nicht erniedrigen kann, sondern sie auf eine höhere Stufe des Dafeins erheben muß!"

Natürlich ist Siemens, gleich seinem Bnider Karl Wilhelm, auch als Schriftsteller aufgetreten, doch hat er keine dickleibigen Bücher, fondeni nur kurze Schriften, meistens Vorträge, erscheinen lassen; dieselben zeichnen sich durch außerordentlichen Gedankenreichthum, Fülle des beigebrachten Materials, ungewöhnlichen Scharfsinn, logische Strenge und stets auf das Gemeinnützige gerichteten Ton aus. Auch als Redner weiß er Jedermann durch die Fülle seiner Gesichtspunkte und seinen angenehmen Vortrag zu fesseln. Gemeinsam mit dem Staatssekretär Dr. von Stephan gründete er 1878 den Elektrotechnischen Verein, welchen er in den ersten Jahren seines Bestehens mit unermüdlichem Eifer leitete. Seine dort gehaltenen Vorträge waren

Werner von Siemens»5.

53

stets ein Ereigniß für die elektrotechnische Wissenschaft; ebenso hat er sich als einen der rnhmreichsten Mcicene der Wissenschaft gezeigt, als er 1886 dem deutschen Reich eine halbe Million Mark zur Gründung der physikalisch-technischen Reichsanstalt schenkte; dieselbe soll, den Intentionen des hochherzigen Spenders entsprechend, eine Stätte sein, an welcher rein wissenschaftliche, exakte Forschungen um ihrer selbst willen angestellt und ausschließlich ideale Interessen verfolgt werden sollen.

Nachdem er im Jahre 1885 unter die dreißig Ritter des Ordens poui-16 m^rits aufgenommen und zum Geh. Regierungsrath ernannt worden war, erhielt er bei der Thronbesteigung des hochseligen Kaisers Friedrich III. den erblichen Adel.

Möchte es dem 76 jährigen großen Forscher vergönnt sein, noch viele Jahre hindurch im Dienste des deutschen Volkes, und dadurch auch der ganzen Menschheit, segenbringend thätig zu sein!

Deutsche Goldschmiedewerke des j 6. Jahrhunderts.

von

L. Luthmer.

— Frankfurt a. M. —

ein anderer Zweig alter Kunstarbeit pflegt so erbarmungslos der Zerstörung anheimzufallen, wie die aus Gold, Silber und edlem Gestein gebildeten Kleinode. Nicht nur die ungeordneten Zeiten der Kriege, der Geldnoth erweisen sich ihnen feindlich; auch die aus gesicherten Verhältnissen heruorwachsende Prachtliebe räumt mit dem Alten auf, indem sie ihm den Stempel der neuen Zeit aufprägt: der Stoff ist zu kostbar, um ihn nicht zu benutzen und durch Umformen dem gerade herrschenden Geschmack neu einzuordnen.

So würde denn unsere Kenntniß von den kostbareren Edelmetallarbeiten, den Kleinoden und Geschmeiden der Vergangenheit eine verhältnißmäßig sehr lückenhafte sein, wenn mir auf die noch vorhandenen Originalien allein beschränkt wären. Zum Glück aber bietet sich uns zur Ausfüllung dieser Lücken ein ziemlich reiches Bildermaterial dar. Längst hat man angefangen, die Vildersäle unserer Museen, die Ahnengallerien der Fürstenschlösser nach diesen Dingen zu durchforschen, die sich von der gewissenhaften Hand der alten Meister fast immer mit pietätvoller Genauigkeit dargestellt finden: mag es nun eine Monstranz sein, welche ein Engel dem sterbenden Heiland darreicht oder eines jener phantastischen Gefäße voll Myrrhen und Ambra, welche die Weisen aus dem Morgenland dem Jesuskinde bringen — oder endlich jene unendliche Fülle von Geschmeide, mit welchem unsere Vorfahren, wenn sie dem Künstler sitzen sollten, ihr Festgewand zu bereichern liebten. Eine ganz besonders durch Vollständigkeit und Genauigkeit ausgezeichnete Quelle aber sind die Inventarien,

Deutsche Goldschmiedewerle des >>L. Jahrhunderts. 55

sowohl von weltlichem wie von geistlichem Besitz. Im Gegensatz zur heutigen Zeit pflegte man diese Verzeichnisse nicht nur genau nach Beschreibung, Maßen und Gewicht anzufertigen: man fügte auch noch Abbildungen hinzu, die, wenn sie von Künstlerhand geschaffen waren (was nicht zu den Seltenheiten gehörte), uns die längst entschwundenen Kostbarkeiten in der ganzen Pracht vorführen, wie sie einst aus der Hand des Goldschmiedes hervorgingen.

Eins der merkwürdigsten Dokumente dieser Art ist das Inventar, welches der bairische Herzog Albrecht V. von dem Schmuck seiner Gemahlin Anna ausführen ließ. Wir kennen diesen Fürsten als einen der kunstsinnigsten, die je einen deutschen Thron geschmückt haben. „Herzog Albrecht," sagt Stockbauer von ihm, „versammelte an seinem Hofe Gelehrte und Künstler, und die frische Luft der neuen Kunstweise der „Welschen" wehte zaubermächtig durch die Straßen Münchens und in den Räumen der „alten" (gothischen) Beste der Residenz Albrechts. Von allen Seiten wurden Kunstwerke gesammelt und verhandelt, von Italien kamen Antiken, Münzen und kostbarer Marmor; Goldschmiede und Edelsteinschneider gingen ab und zu, die Bestellungen des Herzogs auszuführen, und eine ansehnliche Schaar Künstler stand in seinen Diensten." Unter diesen nahm nun der Maler, welchen wir als Meister des oben genannten Inventars kennen, Hans Mielich, eine führende Stellung als Hofmaler Albrechts ein. In München 1515 geboren aus einer Familie, die mehrere Generationen Maler aufzuweisen hatte, war er nicht bloß in dieser Kunst von Jugend auf unterrichtet worden, sondern hatte auch im Uebrigen eine sorgfältige, ja wie aus lateinischen Inschriften seiner Arbeiten hervorgeht, eine gelehrte Bildung genossen. Doch scheint seine künstlerische Bedeutung nicht so sehr auf dem Gebiet der sogenannten großen Malerei, als auf demjenigen des Kunstgewerbes gelegen zu haben. Es ist, wenn auch noch nicht bis ins Einzelne nachgewiesen, so doch in höchstem Grade wahrscheinlich, daß ein großer Theil des herrlichen Geschmeides, welches Albrecht für die Herzogin Anna durch seine geschickten Münchener Kunsthandwerker ausführen ließ, von Mielich entworfen worden war. Eine starke Stütze findet diese Vermuthung in den Entwürfen zu Prachtrüstungen ausländischer Fürsten, die in einem vergessenen Conuolut der Münchener Bibliothek gefunden wurden, und welche Herr von Hefner-Alteneck unwiderleglich als Arbeiten unseres Meisters nachgewiesen hat. Diese Entwürfe, welche die höchste Blüthe des Renaissance-Ornaments bezeichnen, haben ein glänzendes Licht auf die Bedeutung der deutschen, speciell der bairischen Kunsthandwerker des 16. Jahrhunderts geworfen. An ihrer Hand ist es gelungen nachzuweisen, daß viele jener Prachtrüstungen mit reich getriebenem, tauschirtem und vergoldetem Iierwerk in dem Arsenal und der Ambraser Sammlung zu Wien, in den Rüstkammern der französischen Könige Franz' I. und Heinrichs II., in der Anneria zu Madrid, in Malland und anderwärts, nicht, wie man bisher meinte, von italienischen Meistern, sondern von den zu ihrer Zeit hochberühmten „Plattnern" von Augsburg und München angefertigt sind, und daß nicht Cellini und seine

56 F. luthmer in Frankfurt a. M.

Kunstgenossen, sondern Hans Mielich dazu die Entwürfe lieferte, unterstützt von den etwas jüngeren Künstlern des bairischen Herzogshofes Hans Bol, Hans Bocksberger und Christoph Schwarz.

Der oben erwähnte, langjährige und hochverdiente Leiter des bairischen Nationalmuseums, Herr von Hefner - Alteneck, hat durch die Herausgabe dieser Nüstungsentwürfe (kürzlich in zweiter Auflage erschienen) und durch die sie begleitenden geschichtlichen Untersuchungen den Maler Hans Mielich ein glänzendes Denkmal gesetzt. Aber damit nicht zufrieden — und hiermit kommen wir auf unseren Ausgangspunkt, das Inventar Albrechts V. zurück, hat er die Muhe seines dienstfreien Alters dazu verwendet, um durch eine ausgezeichnete, bei H. Keller in Frankfurt a. M. erschienene Publikation*) den größten Theil dieses Inventars bekannt zu machen — ein fast unerschöpfliches Vorlagenwerk für diejenige Richtung unserer modernen Goldschmiedekunst, welche sich die Meisterwerke des 16. Jahrhunderts zum Muster nimmt. Fast scheint es, als ob den verdienstvollen Gelehrten mit dem Künstler des 16. Jahrhunderts ein geheimnißvolles Seelenband verknüpfte. Nicht nur die oben genannten Entwürfe stöberte er durch Zufall zwischen vergessenen und mißachteten Papieren hervor: auch von dem Inventar war nur ein Theil in der Staatsbibliothek in München enthalten, ein anderer war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts abhanden gekommen, wahrscheinlich durch Schenkung an den sächsischen Hof. Dieser letztere Theil wurde durch einen seltsamen Zufall — liadont 8ua tat» libelli! — im Jahre 1846 Herrn von Hefner durch einen Bamberger Antiquar zum Kauf angeboten, nachdem letzterer auf ein Anerbieten an die erleuchtete Vibliothetverwaltung in München den Bescheid erhalten hatte: „Die Sache hat keinen wissenschaftlichen Werth, und folche Malereien befinden sich genug bei uns.“ — Hefner hat die zum Theil in traurigem Zustande befindlichen Blätter hergestellt und aus denselben, ergänzt durch den in der Staatsbibliothek befindlichen Theil, ein Prachtwerk geschaffen, auf welches die deutsche kunsttechnische Literatur stolz zu sein alle Ursache hat. Auf dreißig in meisterhaftem Farbendruck (von A. Osterrieth, Frankfurt) ausgeführten Tafeln giebt dasselbe Schmuckstücke in all' den mannigfachen Formen, welche die Renaissance kannte, die uns zum Theil verloren gegangen sind: Broschen, Nadeln, Anhänger oder „Batzelu“, Ketten und Gürtel der verschiedensten Art, Schwert- und Dolchgriffe, alles reich mit Steinen und Emailwerk verziert. Außerdem aber umfaßt das Inventar auch Ziergefäße der verschiedensten Art: Henkelkrüge, Leuchter, Schalen, Becher, Uhren, Handspiegel, und jene in Gold gefaßten zierlichen Marderpelzchen, welche durch ihren Namen „Flohpelzchen“ ihre, bei vornehmen Damen etwas befremdliche Bestimmung verrathen.

In der virtuosen, überaus reichen Darstellung dieser Gegenstände, die den Original-Zeichnungen getreu nachgebildet sind, verrät!) sich uns Mielich

*) Tcntsche Goldschmiedeweick des sechzehnten Jahrhunderts von Dr. I. H. von Hcfncr-Altencck, Frankfurt a. VI. H. Keller.

Deutsche Goldschmiedeuierke des 16. Jahrhunderts. 5?

als der ausgezeichnete Miniaturist, als den ihn die Kunstgeschichte auch sonst kennt. Denn seine Hauptwerke sind die Ausstattungen der berühmten Buß-
wälder des Orlando di Lasso und der Motetten des Civriano di Nore,
welche zu den Hauptschätzen der Münchener Staatsbibliothek gehören. Diese
ebenfalls im Auftrage Albrechts V. angefertigten Prachtbücher, für welche
der Meister den für damalige Zeiten hohen Sold von 4899 fl. erhielt, ge-
hören auch in ihrem, durch einen aus Ungarn gebürtigen Goldschmied Georg
Sökhin (Szegeoin?) gearbeiteten Einband zu den edelsten Prachstücken dieser,
an Meisterwerken des Kunstgewerbes so reichen Zeit. An der Miniaturaus-
stattung derselben arbeitete Meister Mielich bis in sein hohes Alter, bis ein
Jahr vor seinem 1572 eingetretenen Ende.

Aus dem Nachlaß von Henriette Herz.

von

Heinrich Hahn.

— Veilin. —

Im dem traulich stillen Friedhofe der Jerusalems und Neuen Kirche am Blüchervlatz zu Verlin liegt, nicht weit von der vorbeifahrenden Zosfenerstraße entfernt, zu ewiger Ruhe gebettet — Henriette Herz (geboren 5. September 1764, gestorben 22. October 1847.) Wie sie es im Leben liebte, in ihren Wohnungen, Neue Friedrichsstraße, Markgrafenstraße 59 und Thiergartenstraße 18, mitten unter den Ihrigen zu weilen, denen ihr Herz in erster Reihe gehörte, und im Kreise berühmter Gelehrten, darunter Theologen und Aerzten, so war es ihr auch nach dem Tode vergönnt, umgeben von Leuchten der Wissenschaft, wie dem bekannten Augenarzt von Gräfe, dem mannesmuthigen Prediger Lisco, dem hervorragenden Chirurgen Wilms und von den Söhnen ihrer in Prenzlau verheiratheten Lieblingsschwester zu ruhen, deren Mann gleichfalls den Namen ihres eigenen Gatten führte, ohne mit diesem verwandt gewesen zu sein. Der eine, ihr Lieblingsneffe, starb als Major, der andere in hohem Greifenalter als Pensionär der niederländischen Regierung, der er einst als Beamter in Java gedient hatte; der dritte endlich August Herz, wie Henriettens Mann Hofrath, erlag den Folgen einer Wunde, die er als Jüngling bei Großbeeren erhalten hatte, und die am 50 jährigen Gedenktage der Schlacht wieder aufgebrochen war. Aus dem Nachlasse von dessen Gemahlin, Therese Herz, die an seiner Seite bestattet ist, und die ihrer Tante an hohem Lebensalter, in der Lust, Anderen Freude zu machen, in der Uermüdlichkeit, Armen und Leidenden zu helfen und in der Kunst, auch ohne bedeutende Mittel einen geselligen

Aus dem Nachlaß von Henriette Heiz. 5Z

Kreis um sich zu schaffen und ihn an sich zu fesseln, sehr nahe kam, stammen die nachfolgenden Briefe von und an Henriette zum großen Theil. Sie waren, wie leider auch ihre übrigen Briefschaften, die bei ihrer großen Anzahl helle Lichter auf die geistige Welt ihrer Zeit hätten werfen können, von Henriette zur Verbrennung bestimmt, dann aber nach der Aufschrift eines Umschlages ihrer treuen Freundin, Pflegerin und Gesellschafterin Luise Wolf, der Tochter jenes Zossener Predigers, der sie in den christlichen Glauben einführte, geschenkt und von dieser wieder jener Hoftäthin Therese und von dieser dem Herausgeber überlassen worden.

Die Schriftstücke sind nicht alle von gleicher Bedeutung; aber sie haben den Vorzug, die Verstorbene von der Jugendzeit fast bis zum Grabe zu begleiten, und enthalten Mittheilungen nicht bloß von ihr selbst, sondern von den Lieben, die ihr im Leben am nächsten gestanden haben, von ihrem Manne, von Schleiermacher und von Alexander von Humboldt. Auch berühren sie wichtigste Ereignisse ihres Lebens, ihre Vermählung, ihren Uebertritt zum christlichen Glauben, ihre Romreise und ihre Rettung aus großer Bedrängnis; durch die Hochherzigkeit Friedrich Wilhelms IV. und durch die treue Ergebenheit ihres Freundes Humboldt. Nur drei Schreiben rühren nicht MB bezeichnetem Nachlaß, sondern aus der herrlichen. Hunderte von Abbildern und Briefen von berühmten Staatsmännern, Generälen, Künstlern und Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts umfassenden Autographensammlung des Dr. Adolf Arnst ein. Sie ist jetzt im Besitz des Geheimen Kommerzienraths A. Hahn, der die Güte hatte, sie zur Veröffentlichung herzuliehen. Es sind dies die Briefe von ihrem Manne an den Maler Grass (Nr. 2.), von Henriette an Professor Dieffenbach (Nr. 7.) und von Humboldt aus dem Jahre 1806 (Nr. 11.) — Ob diese letzteren nicht irgendwo bereits veröffentlicht worden sind, konnte der Herausgeber vorläufig nicht ergründen. Jedenfalls vermag er sie mit manchen neuen Erläuterungen zu versehen. Die übrigen sind keinesfalls gedruckt, und nur der letztere seinem Inhalte nach von I. Fürst berührt. (I. F. H. Herz. Ihr Leben und Erinnerungen. 2. Aufl. Berl. 1858. — Anführungen nach der 1. Aufl. — Vgl. auch über H. H. F. Gust. Kühne: Deutsche Männer und Frauen. Leipzig, 1851 S. 214 ff. und L. Geiger in Allgem. Deutsch. Biogr. XII. 258 ff.)

Schon das 1. Stück ist bedeutsam. Es ist ein Lied zu ihrer Hochzeit (1. December 1779) mit untergelegter Melodie von einem Freunde, dessen Name nur angedeutet ist (G z) und feiert das Brautpaar in schwungvollen Lobeserhebungen, die die wesentlichen Charakterzüge beider Personen trefflich wiedergeben. Es schildert sie in ihrem vollen Jugendreiz, der gepaart ist mit jugendlicher Munterkeit, Hellem Verstand und einen weichen mitleidvollen Herzen, Naturgaben, die ihre unwiderstehliche Anziehungskraft während ihrer übrigen Lebenszeit auf Unzählige übten, und ihn, den philosophisch gebildeten Arzt, der zu Kants Füßen gesessen und noch kurz vorher eine Theorie des Geschmacks veröffentlicht hatte, worin er die Ursachen von

6(1 Heiniich Hahn in Verlin.

der Verschiedenheit desselben auf der Grundlage von Lessmgs und Herders Untersuchungen bespricht. Die Seelenkunde machte er zu seiner Hauptaufgabe, beschäftigte sich mit Physik und Astronomie und hielt späterhin vielbesuchte Vorlesungen darüber, denen auch die jungen Humboldts beiwohnten. Seine umfassende Thätigkeit trug ihm daher die Titel: Waldeck'scher Hoftath, Leib-arzt und Professor ein. Von ihn, konnte sein Verehrer mit Recht sagen:

„Der Körper heilt und Seelen bessert.“

Das Lied geht übrigens von einen: reizvollen Bilde des schönen, damals im 16. Lebensjahre stehenden Mädchens aus. Die Malerin Therbusch hatte die aufblühende Mädchenknospe als Hebe mit der Nektarschale in der Hand und mit durchsichtigem Flügelkleide dargestellt. Das Antlitz ist jugendlich rosig und von feurigen: Auge belebt, aber mehr von orientalischer, als von jener klassischen Schönheit, die spätere Bilder wiedergeben.

Es sei hier gestattet, bei dieser, wie anderen Abbildungen von ihr einige Augenblicke 'zu verweilen, umsomehr da gerade mehrere der nachfolgenden Schriftstücke den Vorzug haben, Bilder derselben aus verschiedener Zeit zu berühren. Das erwähnte Hebebild, lange im Besitz von Therese Herz, ist von dieser 1889 der Berliner Nationalgallerie, ein anderes aber, das ihren Vater, den Arzt Benjamin de Lemos, einen freundlichen, schönen Mann in stattlicher vornehmer Tracht darstellt, wie ihn seine Tochter in ihren Lebenserinnerungen schildert (Fürst S. 12), dem jüdischen Krankenhaus in Berlin vermacht worden. Schöner noch als dieses Jugendbild, das klassische Profil, wie das geistige Feuer des Auges gleichmäßig wiedergebend, ist das Bild von der Hand des berühmten Dresdener Malers Anton Graff, das einst in der akademischen Jubiläumsausstellung unter seinen zahlreichen Portraits von Zeitgenossen prangte, und dessen Kupferstich dem Fürst'schen Buche beigefügt ist. Mit Recht nennt es ihr Mann in dem ersten der abgedruckten Briefe ein „Meisterstück“, das „die Bewunderung aller echten Kunstkenner“ erregt. Völlig ähnlich scheint es aber nach seinen fein tadelnden Bemerkungen nicht gewesen zu sein. Ob nun in dem vorhandenen Gemälde die von ihm gewünschten Verbesserungen bereits angebracht sind oder nicht, ist fraglich. Jedenfalls hat ihr der Maler nicht allzusehr geschmeichelt; denn auch ein anderer Künstler, ihr Freund und Hausgenosse, der Bildhauer Schadow, hat ihrer Büste, die sich jetzt im Besitze der Frau Stadtrath Löwe befindet, dieselben vornehmen edlen Züge verliehen, die jenes Bild aufweist. Zu dieser klassischen Schönheit des Gesichts gesellte sich nun auch eine ebenmäßige Fülle der Formen und ein majestätischer Wuchs, der freilich beim Sitzen in komischer Weise zusammenschrumpfte, weil ihr Oberkörper etwas kurz war. Alle diese äußeren Vollkommenheiten verschafften ihr den Beinamen der „tragischen Muse“. Eine Zeichnung, von einer Dilettantin Elise Fränkel 1820 angefertigt und Marianne Mendelsohn gehörig, in welcher sie nach einer Mode der Zeit mit einem Kopftuch in Form eines Turbans dargestellt wird, fand Friedrich Wilhelm IV., dem sie Humboldt vorlegte (S. unten Nr. 13) zwar

Aus dem Nachlaß von Henriette Heiz. 6^

ähnlich, aber ihrer wahren Schönheit nicht entsprechend. In der Zeichnung, die Wilhelm Hensel kurz vorher in Rom ausgeführt hatte, soll ein italienischer Künstler und Kunstkenner noch bei der 53 jährigen die Formen reiner Schönheit erblickt haben (Fürst 76). — Ein fünftes Portrait endlich, das aus dem Nachlaß von Therefe Herz in den Besitz des Berichterstatters gelangt ist, stellt die greise Matrone dar. Von der früheren Schönheit ist hiernach keine andere Spur zurückgeblieben, als der edele Ausdruck des Gesichts, gehoben durch einfache Sauberkeit des Anzugs.

Wenden wir uns nun zu den Briefen ihres Gatten, des Dr. M. Herz zurück. Sie sind inhaltlich außer jenem ersten von 1792 zwar nicht bedeutend, geben aber doch einen Veitrag zu feiner Charakteristik. Der erste Brief, dessen Stil mit seiner attischen Feinheit den Einfluß des von ihm hochverehrten Lessing verräth, spiegelt uns den gebildeten, die anderen den in seinen Anordnungen festen und bestimmten, den auch im Leiden noch humorvollen und witzigen und gegen Freunde und Verwandte gemüthvollen Mann ab. Mit feiner Schwiegermutter, einer geborenen Charleville, an die die letzteren gerichtet sind, scheint er, noch fern dem heutigen Schwiegermütterverketzerungsport, auf gutem Fuße gestanden zu haben. Neben der geistigen Speise hat er aber auch die Genüsse des Gaumens und das Spiel geliebt. — Jene Schreiben sind zu gleicher Zeit kulturhistorisch interessant; denn sie geben uns Andeutungen über die damalige unbequeme Art des Reifens, über das für jene Zeit nicht billige Speisen in öffentlichen Speisewirtschaften, über die Handhabung der Gastfreundschaft und die Kunstpreise des vorigen Jahrhunderts. No. 3 und 4 sind, da beide auf eine kranke Sarah, vielleicht feine Schwägerin, Bezug nehmen, der Zeit nach nicht weit auseinander, und da in ihnen von der Aufführung Wallensteins in Berlin gesprochen wird, jedenfalls um oder nach 1800 geschrieben. Das Datum von 3 scheint <X> zu enthalten, und 4 an seine Frau aus der Stadt in die Sommerwohnung vor dem Thore gesendet zu sein.

Weniger Beiträge zu ihrer äußeren Lebensgeschichte, als zur Darlegung ihrer Gemüthszustände in verschiedenen Lebenszeiten und Lebenslagen geben die drei eigenen Aufzeichnungen von Henriette H. No. 5 bringt Tagebuchblätter vom 13., 15. und 18. Februar 1820. Die Freuden der italienischen Reise sind verraucht. Tiefe Schwermut!) hat sich ihrer bemächtigt, so daß sie vor der, Möglichkeit, den Verstand zu verlieren, schaudert. Zunehmende Kränklichkeit, Verketzerung und Verfolgung ihrer Freunde in der Zeit der beginnenden Demagogenriecherei, die Erkenntniß, daß die Vernunft, die sie früher so hochschätzte, nicht ausreiche, um alle Nöthsel des Lebens zu lösen, und das Gefühl endlich, daß sie mit all ihrem Lernen und Wissen zu geistigem Schaffen unfähig sei, verbittern ihr das Leben. Im neu angenommenen Glauben und im Gebet sucht sie Trost und Hilfe. Nr. 6 (26. Januar 1841) an eine unbekannte Freundin, zeigt ihren dankbaren und edlen Sinn auch im Empfangen und in der Zeit der Entbehrung. — No. 7

62 Heinrich Hahn in Berlin.

endlich ist nach der Rückenaufschrift an Professor Dieffenbach, den berühmten Operateur gerichtet, der 1832 außerordentlicher Professor geworden war. Einer ihrer Neffen, Referendar Natorff, der Sohn einer geliebten, bereits verstorbenen Schwester, soll von einem Grafen Kanitz 1834 in einem Duell in Stralow tödtlich verwundet worden sein. Ein junger Arzt, später Professor und Geheimer Medicinalrath in Gießen (gestorben 1880), namens Phöbus, der selbst einige Zeit vorher die Tödtung eines Gegners im Duell mit einigen Jahren Festungshaft hatte büßen müssen und dann sein ganzes Vermögen geopfert hatte, um die Angehörigen des Gefallenen zu entschädigen und zu unterstützen, leistete dem Verwundeten die erste Hilfe. Henriette aber wandte sich in ihrer Angst und verwandtschaftlichen Theilnahme an ihren Freund D. Aber auch dessen Kunst vermochte den jungen Mann nicht wehr zu retten.

Den Mittelpunkt des gesammten Nachlasses bildet ein Brief Schleiermachers (Nr. 8). Seinem Drange, sich mitzutheilen, und dem innigen Verhältnis) zu seiner Freundin, das sich bis zur Duzbrüderschaft gesteigert hatte, entspricht der reiche Inhalt des in enger, bis zur Unleserlichkeit feiner Schrift geschriebenen Briefes. Er ist Ende Juli oder Anfang August 1817 abgefaßt; denn kurz vorher war Henriette Herz am 16. Juni in aller Stille zum christlichen Glauben übergetreten, von Pastor Wolf in Zossen, den Vater ihrer Freundin, dazu vorbereitet. Trotz aller Vorsorge hatte sich das Gerücht davon in Berliner Kreisen rasch verbreitet. Schleiermacher lehnte es ab, die Veranlassung dazu gegeben zu haben. Daß eine Wolke wegen des gegen den Wunsch Schleiermachers heimlich geschehenen Uebertrittes das trauliche Verhältnis; zwischen ihm und ihr getrübt habe (Fürst S. 69), bestätigt dieser herzliche Brief wenigstens nicht. Im Gegentheil, er zeigt, welch innigen Antheil an dein Familienleben ihres Freundes S. bei seiner Freundin voraussetzt, daß er ihr von der Entwicklung aller seiner Kinder berichtet und sie gern beim Jüngsten zu Gevatter geladen hätte. Gleich nach der Taufe hatte sie sich zudringlicher Neugier durch eine Reise nach Rom von Zossen aus am 16. Juli entzogen. S. schickt ihr nun 2 Briefe, entweder von Alexander von Humboldt, oder, was wahrscheinlicher ist, von dem Staatsmanne, Grafen Alexander von Dohna, der ihn 1794 bei ihr eingeführt hatte, und in dessen Familie er einst Hauslehrer gewesen war. Ueberbringerin des einen derselben war Juliane, die Frau von Fritz Dohna, die Lieblingstochter Scharnhorsts. Der mit seinem Regiment in Berlin erwartete Gemahl war der Bruder Alexanders, eine vornehme, imposante Erscheinung, der 1859 als Generalfeldmarschall in Berlin starb. Die Mittheilbarkeit Schleiermachers läßt so den gemeinsamen Bekanntenkreis des Freundespaars vor uns aufleben. Er giebt zunächst der Freundin den Auftrag, „Väterchen Iakobi“, den greisen Gefühlsphilosophen in München, mit dem er mancherlei Berührungspunkte hatte, aufzusuchen. Da Iakobi am 10. März 1819 starb, konnte S. den geplanten Besuch bei ihm, wohl nicht mehr ausführen. ^

Aus dem Nachlaß von Henriette Heiz. 63

Auch einer gewissen unbehaglichen Stimmung giebt der Briefschreiber Ausdruck; denn schon zeigten sich am politischen, wie am kirchlichen Himmel bedrohliche Wolken. Er selbst hatte soeben in freisinniger Richtung eine Schrift über Synodalverfassung herausgegeben und darin einen Entwurf zu einer Synodalordnung 1817 scharf getadelt, der den Synoden nur geringe Rechte und engen Spielraum zur Wirksamkeit zuwies, und, wie es scheint, gerade diesen hatte der unter den Ministern Dohna und Humboldt als Leiter der Cultusangelegenheiten sonst hochverdiente Nicolovius in seinem amtlichen Gutachten über Synodalordnungen gutgeheißen. S. verübelte ihm das sehr. Er hoffte übrigens, mit seiner Schrift bei verständigen Geistlichen Anklang zu finden, nicht aber bei den Strebern, „die gern etwas Papst sein wollen“. Zu diesen rechnete er wohl den jüngeren der beiden Sack, die beide bereits zur Intoleranz und zur Orthodoxie neigten. Der jüngere, 1817 an der Berliner Universität habilitirt, 1875 als Konsistorialrath gestorben, hatte sich besonders über die Widmung an Dewette, einen Gesinnungsgenossen Schleiermachers, der als Berliner Professor für die Durchdringung von Glauben und Wissen und die Hebung des sittlichen Lebens arbeitete und 1819 durch eine private Aeußerung über Kotzebues Mörder Sand fein Amt verwirkt hatte, ungünstig ausgesprochen. Dagegen hatte zu Schleiermachers Befriedigung der ältere Sack, der Anreger der protestantischen Union (gestorben 2. October 1817), der ihm einst seine Hauslehrerstelle im Dohnafchen Haufe verschafft hatte, seine Schrift gebilligt.

Die sechs Briefe Humboldts rühren aus feiner Jugend-, Mannes- und Greifenzeit her. Die beiden ersten (No. 9 und 10), in zierlicher, kleiner, deutscher Schrift auf Octavblättchen geschrieben, zeigen weder die Unleserlichkeit, über die er Henriette Herz klagen läßt, und die seinen späteren schief und lateinisch geschriebenen im höchsten Grade eigen war, noch auch in ihrer sprudelnden Redseligkeit die Schreibfaulheit, die er sich zum Vorwurf macht. Sie stammen aus den Jahren 1788 und 1796, d. h. aus feinem 19. und 27. Lebensjahre, der erste aus Ningenmalde, einem Stammgut der Humboldts im Kreise Barnim in der Mark. Er ist in launiger Weise in die Form eines Gespräches gekleidet, das er die beiden jungen Frauen, die 24 jährige Henriette und ihre ein Jahr ältere Freundin Dorothea Veit, die Tochter Moses Mendelssohns und spätere Gemahlin Schlegels, in munterer Weise führen läßt, und in das er feinen Freund Bär, einen Pensionär des Herzschen Hauses, der später als wissenschaftlich gebildeter Arzt in Glogau lebte, hineinverwickelt. In feinem Uebermuth entwirft er ein nicht eben schmeichelhaftes Selbstgemilde von sich, macht sich über sich selbst lustig, über seine Windbeutelei, Unvürklichkeit, Unzuverlässigkeit, Schreibfaulheit, über seine Lust zu „medisiren“, und über seine Eitelkeit oder Eigenliebe, und läßt nur seine Freude am Scherz und seine Gutmüthigkeit etwas gelten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß er den Unterhaltungston jenes Kreises und die Meinungen seiner Freundinnen, die Nord und Süd

6H Heinrich Hahn in Veilin.

den liebenswürdigen und geistvollen Jüngling trotz alledem gern haben, ja, vielleicht auch ihre Redensarten, wie „Ich habe den lebendigen Tod“, „Lebts“, „Cvvrtsche Grammatik“ wiedergegeben hat. Humboldt, von seinem Studienaufenthalte in Frankfurt a. O. zurückgekehrt, betrieb nun 1788 eine weitere Ausbildung in Berlin, besonders bei dem Polyhistor Propst Zöllner, scheint aber bereits den Gedanken zu seiner Studienreise nach Göttingen (1789) zu fassen.

Der zweite Brief (Nr. 10) enthält die lang ausgesponnene Erzählung eines räthselhaften Traumes, der sich wohl auf irgend einen intimen Vorgang des Freundeskreises bezieht, und für den er in einer Nachschrift den Schlüssel in seinem Herzen aufzubewahren behauptet. Mit der großen wie Minerva majestätisch schönen Dame, die den Sieg in dem Wettkampfe der Wohlthätigkeit erringt, scheint er auf Henriette zu deuten. Der dritte Brief, vom 1. 1806 (Nr. 11), fällt in die Zeit, wo Humboldt, von seiner amerikanischen Reise bereits zurückgekehrt, im Garten des Mendelssohnschen Hauses, dem heutigen Herrenhause in der Leipzigerstraße zu Berlin, mit stündlichen Beobachtungen der magnetischen Declination beschäftigt und deswegen trotz seiner Verehrung für Schleiermacher nicht in der Lage war, mit diesem bei Henriette Herz zusammenzukommen. — Nr. 12, aus nicht bestimmter Zeit, legt Zeugniß ab für seine tolerante Gesinnung, aber auch für das Bewußtsein von seinem geringen Einflusse in religiösen Fragen. Leuchsenring, auf den er Bezug nimmt, gehörte einst gleichfalls zu Henriettes geselligem Kreise und ist vielleicht der, den Goethe als hessischen Ruth in Wahrheit und Dichtung erwähnt und im Pater Brey verspottet hat. — Die beiden letzten Briefe (Nr. 13 und 14) zeigen, daß das Gefühl für seine Jugendfreundin auch bei dem greisen Humboldt noch nicht erkaltet war und sich in gewohnter Weise bei ihm in werththätiger Liebe kund gab. Es machte ihm Freude, bei dem König Friedrich Wilhelm IV., der als junger Kronprinz in das Herzsche Haus gekommen war (Fürst S. 82), Jugenderinnerungen aufzufrischen. Ja, auf seine Verwendung bewilligte der König der darbenenden Greisin in zarter Form eine jährliche Pension zu ihr Lebensende. Ebenso zart, wie edel erscheint auch das Benehmen Humboldts, der von einer dankenden Antwort der Freundin nichts wissen will. Die beiden Briefe scheinen unmittelbar auf einander gefolgt zu sein. Nach dem einen derselben ist sie eben einer jener schweren Krankheiten entronnen, aus denen sie die Sorgfalt ihres Hausarztes Dr. I. Heufchel mehrmals rettete (Fürst S. 80), worüber Humboldt seine Freude ausdrückte. Je nachdem die Betrübniß der Frau von Billow dem Schlaganfall oder dem Tod ihres Gemahls, des preußischen Staatsministers gegolten hat, stammt der Brief aus der Zeit nach 1843 oder nach dem 6. Februar 1846.

Wenn auch kein schöpferisches, so hat Henriette Herz doch selbst nach diesen Briefen ein anregendes Leben geführt und mit den edelsten Männern ihrer Zeit verkehrt, und so kann von ihr das Goethesche Wort gelten:

Aus dem Nachlaß von Neniïette Heiz.

63

Wer den Besten seiner Zeit genug gethau.

Der hat gelebt für alle Zeiten.

Außer den: nachfolgenden Schreiben besitzt der Verfasser dieser Zeilen noch ein Blättchen mit Tagebuchnotizen, die 1820 auf der Rückreise von Italien und bei ihrer Ankunft in Berlin geschrieben sind, aber wie Nr. 5 nur roeltschmerzliche und fromme Gefühlsergüsse enthalten und zum Abdruck sich daher weniger eigneten, und ein Bruchstück von Lebenserinnerungen, die von ihr 1822 begonnen und am 27. August 1829 außer einem kleinen Nachtrage abgeschlossen worden sind. Eine erweiterte Form derselben scheint I. Fürst in seinem Lebensabriß benutzt zu haben; denn in dem Bruchstück fehlt der ganze 2. Theil jenes Buches, die Betrachtungen über hervorragende Zeitgenossen, während umgekehrt bei Fürst manches wörtlich mit dem vorhandenen Bruchstück übereinstimmt, manches in abweichender Form erzählt, vor Allem die Betrachtungen über sich selbst und gewisse Sittenverhältnisse der Zeit weggelassen sind. Die gesammten Urschriften aus dem Nachlasse mit Ausnahme derer aus der Arnsteinschen Sammlung werden in Kurzem der Kgl. Bibliothek übergeben werden, so daß dann die künftigen Forscher Gelegenheit haben werden, noch einzelne dunkle Punkte darin aufzuhellen.

No. 1.

Dem Herrn

Doktor Markus Herz

und

Mademoiselle Jette Lemo-

Ihrem Verniählingstag

gewidmet

U°,l

G z

Berlin, den I. Teeemocr 1779.

Tics ist die holde, muntre hebe!*)

Wer sah der Götter Abbild je.

So ganz im feinsten Neizgewebe

Und schöner noch als Pasithc?

Welch edler Zauber in den Zügen!

Wie Himmel in dem Auge blickt!

Den Gott der Donner zu besiegen,

Hatt's Ihr, der Juno gleich, geglückt!

Wie blühend Ihrer Wangen Rosen!

Wie schlank der Wuchs! welch edler Gang!

Wie unschuld-liebevoll Ihr Kosen!

Die Stimme, welcher Silberklang!

Ihr angenehmes frohes Scherzen,

Ihr aufgeklärtester Verstand?

Das Minniglich' in Ihrem Herzen;

In Ihr — der Schöpfung Meisterhand!

Und wie bei trübsalsvollen Scenen

Empfindsam Ihr die Zähre rollt!

Wie mitleidsvoll, ohn' es zu wännen,

Sie Nothbedürft'gcn freudig zollt!

So ist sie, meines Freundes Iettchen,

Und so vollkommen muszt Sie fenn!

Ein llnmuthreichcs, sanftes Mädchen,

Das Lohn für Kummer kann vcrleihn!

*) Mblle. Lcmos ist von der Thcrbuschin als Hebe gemalt.

5*

66 Heinrich Hahn in Veilin.
Dies Mädchen lohnet den Verehrer
Erhabener Philosophie,
Ihn dm Gefühlesquellenlehrer
In der Empfindungsthorie!
Der Denken noch durch Thun vergrößert.

So weisheitsvoll wie Sokratcs.
Der Körper heilt, und Seelen bessert,
Ter Liebling des Hippocrates. —
Wer Welten mißt mit einem Blicke;
Der Eidengüter Innres keimt,
Der rechnet sich's zum ächten Glücke,
Wenn heiße Lieb' im Herzen brennt!

So bringe denn die Nektarschale,
Tu frohe Götterpflegerin!

Dem sehnsuchtsvollen Ehgemale
Als Wonne höchster Wonne hin.

No. 2 (Dr. M. Herz. 1.)

Wohlgeborner,

Insonders hochzuchrender Herr.

Ihr schönes Meisterstück ist wohlbehalten angelangt, von Herrn Derbes aufgespannt und hängt nun bereits seit acht Tagen in meiner Stube zur Bewunderung aller ächten Kunstkenner. Tie Aehnlichciitskiititcr denken sich bald hier, bald da vollkommenere tiefende« Züge. Ich selbst kann wegen der zu genauen Bekanntschaft mit dem Urgegenstanb über diesen Punkt nicht befugter Richter scun. Indessen, was auch an dieser Kleinigkeit senn mag, so ist es doch nur eine Kleinigkeit, bei welcher der wahre Geschmack sich kaum verweilt, und der allenfalls bey Ihrer einstmaligen Gegenwart in Berlin mit einem Pinsclzuge abzuheffen ist.

Nebst meinem ergebensten Dank folgt hier eine Anweisung von 10 Stück Louisdor und 3 Stück Dukaten auf den Herrn Gregor« die Sie cinzucassiiien belieben werben. Haben Sie die Güte mich in Ihrem freundschaftlichen Andenken zu behalten und besuchen uns bald wieder.

Berlin, den 5. May 1792

Ihr ergebenster Diener und Freund

Marcus Heiz.

Meine liebe Frau im Original macht Ihnen für die Mühe, die Sie sich mit Ihrem Gesichte gegeben, einen so freundschaftlichen Knix, der einem andern, als meinem lieben Graf gemacht mich leicht zur Eifersucht reizen könnte.

Nr. 3 (Di-. M. Herz. 2). Um oder nach 1800.

An

die Frau Doctorin de Lcmos

Wohlgeb.

Frevenwald, d. 1. Iuly 00.

Weil Sie es so wünschen, liebe Mutter, so schreibe ich Ihnen, so viel weniger als nichts ich Ihnen auch zu schreiben habe. Alles was ich Ihnen zu sagen habe läuft darauf hinaus: Ich bin ganz nach meinem vorgesetzten Plan gefahren, in der Landsberger Straße schlug es Zehn, und um halb ? Uhr war ich vor meiner Thüre hier, ich habe gefroren wie ein Hund, getraust wie eine Kcize und nur Toback geraucht wie ein Mensch. Dies; kann Gottlob kein Thier, und dies; allein, sogar immer, macht den Stolz und den Adel der Menschheit aus. Uutcr den Frauen können frevlich nach diesem Ausspruch nur Frau Prof. Lohnstein in Groß-Glogan und die Wunder-Doktorin Erhard auf die Menschheit stolz sein; die übrigen müssen nun sehen wie sie fertig werden, sie können sich allenfalls an das Tobacksschnupfm halten, nnb mehr kann ich wahrhaftig nicht thun, ich bi» froh, einen Weg ausfündig gemacht zu haben, auf welchem ich meine liebe Mutter gerettet habe.

Es sind nun schon zwcv Stunden, das; ich gebadet habe, nnd noch kann ich die GottcZwunder von dem Bade nicht rühmen, ich bin noch ebenso wie vorgestern, ich mus; nun schon die noch übrigen zwanzig Bader mit Geduld abwarten.

Aus dem Nachlaß von Henriette Herz. 6?

Leben Sie wohl, grüßen Sie die Brecherin Sarah, und fahren hübsch fleißig mit ihr spazieren Geben Sie nur Lemos gute Worte, damit er Ihnen Christian überlaßt.

Ihr Sohn

Markus Herz.

Nr. 4. (Dr. M. Herz 3) mit 3 Wohl in einer Zeit, also nach 1800.

So eben war mein lieber Salinger bcv mir, die Menschen bleiben nur bis Freitag hier, und sind morgen und übermorgen Abend in der Comödie um die von ihnen bestellten Wallenstein und Pieolomini zu sehn. Ich esse nebst Lemos heute Mittag bey ihnen und bedarf Deines Essens nicht. Meine Anordnungen sind nun folgende:

Morgen Mittag essen die Leute bei uns draußen su Familie, ich kann Dir nicht helfen. Du mußt es schon machen, es bedarf keiner Tiaktirung, wenig und gut und weich. Des Abends verlassen sie uns und ich wünschte dann wohl eine Partie zu haben. Bestelle bei Loewen was Du nicht selbst haben kannst.

Donnerstag Mittag aber diniren wir bell Loewen. Bestelle, denke ich für 15 Personen zum Thaler und 4 Gr. Lade die Ephraims dazu ein, auch die Salomon und Mendelssohn. Die übrigen besorge ich, ich werde auch eine Partie zum Abend behalten, wo wir kalt bei Loewen oder bei uns speisen werden.

Ich habe die Idee heute nicht zu Dir zu kommen, das Wetter ist zu elend, ich will mancherlei zu Hause thun und bann vielleicht bei Halles sein.

Es soll seit gestern mit Sarah auf eine neue Medicin etwas besser gehen.

Guten Tag

Herz.

Nr. 5. (tz. Herz 1.) d. 13. Febr. 20.

Wenn ich einen Menschen wie ich selbst bin immer hören müßte, ich hielte es vor Lanyerweile nicht aus — Ist wol eine Selbstkenntniß zu wünschen die einem zugleich den Mangel an Kraft zeigt den Fehlern abzuweichen? Mein Wille ist gut aber schwach. Dem Glauben an die Vernunft habe ich verloren, sie kann nicht, das weiß ich alles begreifen und alles was ich nach oder durch den Verlust dieses Glaubens gewonnen habe ist, daß ich nicht wegwerfe was ich mit jener Vernunft nicht begreife — Wie nah sind die Rationalisten nicht am Atheismus! Kann die Vernunft Gott begreifen? Und verwirft sie nicht meist immer was sie nicht begreift?

Ich freue mich wenn tluge Männer sprechen, daß ich verstehe wie sie'Z meinen: So hoch habe ich es höchstens auch gebracht mit all meinem Leben und lernen, selbst sagen und machen kann ich gar nichts.

d. 15. Tiefe Melancolie befällt mich oft, auch ist meine Stimmung im ganzen so trübe daß ich es mir nicht zu erklären weiß — nichts macht mir rechte Freude, gar nichts — Gestern hörte ich die Nlccstc. Diese himmlische Music von der Englstimme der Milder gesungen, entzückte mich nicht wie sie es sonst schon hat — Bewahre mich o mein Gott, daß ich meinen Verstand nicht verliere — ich denke mir zuweilen die Möglichkeit und schaudere.

Erleuchte mich, o Du Vater der Milde und Liebe und gieb mir Deinen Frieden, Deine Gnade.

d. 18. Woher kömt es nur daß mir oft so ganz die Ruhe und der Friede der Seele fehlt? Wenn ich viel bete und bitte dann erhört mich Gott wol und giebt mir einen leichteren Tag, es dauert aber nicht und wenn ich mich körperlich unwohl fühle, was, in einem geringen Grade zwar — aber fast immer der Fall diesen Winter ist, dann bin ick, noch viel trüber. Beten und weinen sagt Albertini bewegt Gott uns zu segnen — so will ich denn auch nicht Maßen mit Beten. —

Nr. «. (H. Herz 2.)

Fürchtend, Du liebes, treues Herz, daß ich Dich keinen Augenblick allein sprechen konnte wähle ich diesen Weg um Dir von ganzer Seele zu danken wenn ich auch für den

68 Heinrich Hahn in Verlin.

Augenblick nicht annehmen was Du so liebevoll mir darreichst — Der Strich unter jenein Worte sagt Dir baß wol die Zeit kommen dürfte daß ich Deine Güte in Anspruch nehmen dürfte und Dir wie mir gebe ich das Versprechen es alsdann zu thun. Dem wie Deiner Liebe es wohlthuc zu reichen, so wird es auch meiner anzunehmen: für den Augenblick bin ich versorgt u. wenn Gott Krankheit verhütet wol bis gegen Iohannis — auch wol länger — offen und frei aber werde ich sprechen zu Dir, so wie ich weiß daß Du es willst.

D. 26. Januar 41. Deine Freund.

I.

Nr. 7. (H. Herz 3. 1834).

Herrn Professor Dieffenbach.

Wohlgeboren.

Lieber Professor.

Mein unglücklicher Schwager Hr. Natorff ist schon in seiner Noth wegen seines im Duell verwundeten Sohnes bei Ihnen gewesen u. (hat) mir gesagt, woran ich auch nicht zweifelte, daß Sie sich des Kranken annehmen wollen, er müsse aber hier sein — u. die Anstalten daß es geschehe sind bereits getroffen. — Der H. Doktor Hildebrand ist um 10 Uhr diesen Morgen nach Stillau gefahren, Phöbus will meinen Neffen in eine Gondel bis zur Burgstillfz bringen und dann in einem Korbe nach Hause, Heiligegeiststr. Nr. 23 — 3 Treppen hoch. — Ehe er aber zu Hause sein kann, dürften viele Stunden darüber hingehn und es kann wol 4—5 Uhr Nachmittag herankommen — che Sie ihn finden werden. — Meine Angst ist groß, aber auch mem Vertrauen zu Ihrer Güte u. Teilnahme. Noch bitte ich Sie zu befehlen, daß nur immer einer seiner Freunde bei ihm sei, er wirb sonst zu sehr aufgereg.

Dienstag Ihre H. Herz.

Nr. 8. (Schleiermacher. 1817, Ende Juli ob. Auf. Aug.)

Unserer Freundin. (Rückseite: Aufschrift).

Liebe Freundin der spatere von diesen Briefen kam Dienstag Abend mit der Post der frühere mit Friz Tohna Mittwoch Mittag an. Ich gab mir Dienstag Abend noch vergeblich Mühe einen Voten nach Zossen zu bekommen und ehrlich gesagt den Einfall eine Stafette zu schicken bekam ich zu spät. Nun ich die Vriefc nach München schicken muß und die dortigen schrecklichen Postgeseze kenne weiß ich lein anderes Mittel als den andern Vricf der ein klein wenig angcsiegelt war auch aufzumachen um diesen hinein-zulegen.

Den Väterchen Ialobi grüße doch sehr verchrungsvoll von mir und sage ihm, ich glaube, wir würden uns verständigen, wenn wir mis sprechen konnten, durch Schreiben möchte ich es gar nicht darauf anlegen weil ich in dieser Kunst zu tief unter ihm stände. Unter verständigen aber meine ich nicht grade völlig eins werden, denn daran zweifele ich freilich, sondern nur zu einer übereinstimmenden Vorstellung von unserer Differenz gelangen, die mir Ialobi ganz anders anzunehmen scheint als ich sie sehe. Uebrigens hindern sie in mir gar nicht meine herzliche Verehrung. Aber wie soll ich auf dieses Sprechen hoffen eher als wenn in zwei Jahren aus der Schweizrrcisc etwas wird und es mir möglich ist dann über München zu gehen.

Jette fährt fort sich ganz Uortreflich zu befinden, und die Kleine auch welche zwischen Hildegard und Mathilde schwankt. Wolltest Du nun nicht noch das Gheimniß bewahren so bäte ich Dich zu Gevatter um darin Deine Erstlinge zu haben. Indeß Deiner guten Wünsche und daß Dir das Kind doch ans Herz gelegt ist bin ich auch ohne das gewiß. Uebrigens ist die ganze Stadt voll davon, daß Tu Dich in Zossen habest taufen lassen: woher das weiß ich nicht. So geht es aber gewöhnlich mit solchen Dingen. Woher es kommt dem habe ich nicht nachspüren können; — von uns geht es nicht ans, es müßte denn sein daß die alte (?) sich in aller Unschuld verschnappt hätte, doch kmm ich das auch

Ans dem Nachlaß von Henriette Heiz. 6Z

nicht recht glauben. Ich habe es noch niemandem zugestanden, Arndt hat mich gut eingeübt auf das Lügen.

Eine unerwartete Freude harret Deiner in Rom — die vortreflichste Gelegenheit viel englisch zu sprechen. Bunsen nämlich hat eine reiche Engländerin geheiratet und lebt mit ihr als ein großer Herr in Frascati. Ist das nicht eine sonderbare Geschichte? Nach Rom schreibe ich Dir zunächst durch Niebuhl oder Brandis, bis ich Anweisung von Dir bekomme. — Aus Alex. Brief an mich ist nur nachzuholen die Bestätigung von Helvetius Leiden an Herzerweiterung oder Pulsadergeschwulst, doch schreibt A. er sei anscheinend gesund. Im Sept. kommt er vielleicht her und bleibt den Winter. Da will ich ihm noch einmal zureden den Magnetismus zu versuchen. Die Scharnhorst-Tohna ist jetzt hier, ich habe sie aber noch nicht gesehen, sie wohnt leider bei Schmelzer. Friz kommt künftigen Monat mit seinem Regiment durch. — Die beiden Sack sind zurückgekommen, sonst unverändert, aber sie sind in eine etwas widerwärtige Intoleranz und buchstäbliche Orthodoxie hineingekommen aus der sie sich allmählig herausarbeiten müssen. Der jüngste hat bedeutenden Anstoß genommen an meiner Zueignung an Dewette. Meine Schrift über eine Sinnenverfassung wird mir hoffentlich die Herzen aller verständigen Geistlichen gewinnen mit Ausnahme derjenigen, welche gern etwas Papst sein wollen. Die hiesigen dieser Art sollen auch sehr aufgeregt sein und davon sprechen daß ich in der Synode eine Rolle spielen wollte wie Maßeubach in der Würtembergischen Ständerversammlung! Neulich war ich mit Nicolovius zusammen bei Eichhorn. Er sprach aber wiewol von der Sache die die Rede war kein Wort von meiner Schrift. Ich hätte ihm sonst ins Gesicht gesagt was ich sonst laut genug sage, daß er in meiner Achtung ungeheuer verloren hat dadurch daß er den von mir getadelten Entwurf sanctionirt hat. Der alte Sack hat sich sehr zufriedener über meine Schrift erklärt und das ist mir sehr lieb.

Tu siehst liebste Jette wie ich alles durcheinander schreibe in den unruhigsten Augenblicken allein ich bin ziemlich durch einander getrieben, und wie auf dem kleinen Tisch alles durch einander fällt so will sich auch in der Zeit nichts schicken. Unsere gute Lotte ist noch ab und zu sehr leidend indeß scheint sie doch im Ganzen in der Besserung zu sein. Alles grüßt und unsere Herzen sind mit Dir. Ein andermal schreibe ich Dir auch mehr aus dem Herzen, als ich jetzt kann. Für diesmal hast Du auch billig an Alexanders Briefe genug. Gott geleite Dich und laß es Dir recht wohl gehn.

Dein
alter Ernst.

No. 9 (Alex, von Humboldt. 1. 4. Sept. 1788).

Wer den Echelze Feind ist, tete nicht in in sein Heiligthum.

Willst du, kleine Schriften.

Fr. Hofrätin Herz. Hab' ich nicht immer gesagt, daß der Humboldt ein rechter Windbeutel sei? — Mad. Veit. Er verspricht so viel und hält so wenig, daß ich fast glaube, meine Verheißungen werden erfüllt. — H. H. O! mit den Pleureusenmenschen hat er schon so manches gemein! Schade nur um sein bißchen Gutmüthigkeit, um . . .

— M. V. Ach, um das alles fürchte ich, wird sich noch eine dicke Pleureuse schließen, wie die Schuppen im Luzian. — H. H. Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß diese abfielen. Aber die Pleureusen hängen so fest! Der Mensch, der Freund verschwindet dann ganz und was bleibt . . . M. V. Und was bleibt ist eine bunte Lippengruppe.

Noch so arg wird es ja wohl . . .

H. H. Da kommt Bär! Sieht er nicht recht böse aus. — M. V. Sie haben meinen Bruder Joseph auch recht lange nicht besucht! — H. O. Sie sind gewiß wieder böse, Bär! — Bär. Ach, ich habe gar keine Zeit dazu, Den Augenblick muß ich zu Lenner, von Lenner zu . . . H. H. Eine passende Antwort auf meine Frage.

M. V. Vi! Die Antwort galt mir! N. Ich verstehe Sie alle beide nicht. Freilich habe ich viel zu thun. Denken Sie nur. Erst die Chemie, dann die Pathologie und

?Q Heinrich Hahn in Verlin.

dann . . . Man glaubt gar nicht, wie wenig Zeit mir übrig bleibt. — H. H. (leise)
Sagt' ich nicht, daß ei böse wäre, (laut) Nicht wahr, Bar, Sie haben es übel genommen.
— V. Was denn? Sie fragen mich auch so lange, ob ich böse bin, das, ich es bald
darüber werben könnte. Doch nun habe ich auch keinen Augenblick Zeit mehr (geht heraus).
M. V. Ein drolliges Intermezzo! Dem guten Bar möchte ich wohl ein paar
Quentchen besserer Laune kaufen. — GZ ist ein so braver Mensch. — H. H. Die könnte
ihm Humboldt abgeben, der versteht die Kunst zu lachen. Sind die Menschen unterhaltend,
so lacht er mit ihnen. Sind sie langweilig, so lacht er über sie. Die Moral ist nicht
so übel. — M. V. Wenn sie unschädlich ist. Bequem ist sie wenigstens immer. —
H. H. Medisircn thut der Humboldt noch am erträglichsten. Wenn er keinen anderen
Stoff dazu hätte, ich glaube, er medisirte über sich selbst. — M. V. O, dazu hat er
zu viel Eigenliebe. Die Mäuner . . . — H. H. Eigenliebe? Daß Du Dich doch nie an
meine Unterschiede gewöhnst. Lieben, Liebe haben, verliebt sein . . . Das sind ja himmel-
weit verschiedene Dinge! M. V. Thust Du nicht, als hätte ich geehrt und gut, schön
und angenehm, -gelehrt und klug, klug und weise . . . ja ich weiß nicht was zu Syno-
nimm (3io!) gemacht. Nun, so ist Humboldt in sich selbst verliebt. Sagt so die Eyprische
Grammatik? — H. H. Ach! Liebe, das klingt wieder gar zu hart. Es giebt der
Thorheiten so viele auf diesem Erdenrund. Ich glaube fast der kritische Fall wird nimmer
eintreten. — M. V. Das heißt den Zweifel von sich schieben, ohne ihn zu lösen. Dabei
fallen mir jene alten Philosophen ein. Ter eine sagt: Wie wenn Dich jemand früge. ..
O ruft der andere: Es wird mich ja wohl niemand fragen! Doch wer klopft da? —
H. H. Ich fürchte einen langweiligen Besuch. Die großen Helden mit den weitlanftigen
Reden, langweilige Sterbliche! — M. V. Etwa Amor . . .
H. H. Ich habe den lebendigen Tod! — M. V. Gut, daß es der lebendige
war. Für diesmal!»! nur Amor mit dem oiaugenen Mantel! Ein Brief! — H. H.
Gieb ihn, Liebe! (besieht den Brief). Wenn ich Humboldts Faulheit nicht kennte, ich
schwöre, es wäre seine Hand (bricht auf). Lebts! Bon ihm! — M. V. Ei! laß doch
hörei^ — H. H. Wenn er doch nicht so klein und unleserlich geschrieben wäre! (liest
laut): „Ihnen, verchrungswerthe Freundin, Ihnen sei diese Stunde ganz geweiht. —
M. V. Das fängt ja hochtrabend an. Ich fürchte das Ende. — H. H. „Schon sind
„8 volle Wochen verflossen, daß ich nichts von Ihnen gehört, keinen der Ihrige,: gesehen
„habe. Meine Vernunft sagt mir, es wird bald eine längere Zeit vergehen . . . Wie?
„Kann eine trübe Zukunft die Gegenwart erheitern? Elender Trost!“ — M. V. Und
eine Arznei, die doch so oft gebraucht wird. — H. H. „Ich bin Ihnen Rechenschaft
„schuldig für die späte Erfüllung meines Versprechens, die kann ich Ihnen leicht ablegen.
„Ein fast 8 tägiger, Aufenthalt auf der Hinreise.“ (legt den Brief nieder). Ein Schreib»
fehler! Soll nur 4 Tage heißen, wie mir Zöllner gesagt. — M. B. Ja, er rechnet
die Herreise mit. Ms Entschuldigung laßt man das gelten. — H. H. „Zöllners An-
wesenheit“ — M. B. Ter schon seit Montag wieder hier ist. — H. H. „Antritt-
„bcsnche und mancherlei andere kleine Hindernisse mögen mich entschuldigen. Mit dem
„Können und Wollen, wissen Sie, ist es ein wunderbares Ding. Wenn ich einmal eine
„Welt einzurichten habe“ . . . M. V. Die mögen der H. U. Humboldt auch allein be-
wohnen. Ich bleibe hier. — H. H. „werd ich die Ordnung einmal umkehren und das
„Können vom Wollen abhängig machen. Nicht wahr, meine Beste? — H. H. Ter
Brief ist wie ein Gespräch. „Meine Lage ist wie ich sie Ihnen vorher schilderte. Es
„giebt hier der Menschen mit den guten Herzen so viele, daß eineni ganz bange wird.
„Tie Mädchen sind affcctirt und die Weiber einfach wie die Natur iu ihren Gesezcn.
„Wie sehr sehne ich mich nach Berlin zurück. Unsere Abreise ist auf übermorgen an-
gesetzt. Ich fürchte la trinitis «« i>»3«o ew. ... Da ich erst in ein anderes Klima
„komme, so weiß ich nicht, wenn ich Sie alle einmal wiedersehe. Vielleicht, daß wir
„schon den Tienstag Tegel verlassen. Empfehlen Sie mich Ihrem vortrefflichen Manne
„und Ihrer Freundin“ — (M. Veit macht eine Verbeugung nach ihrer Art) „und sagen

Aus dem Nachlaß von Henriette Herz. 7^

„Sie beioen so viel liebes und gutes, als Ihnen Ihre Beredsamkeit einflößt. Den „lieben Freund Bär umarme ich in Gcdmcken. Und nun leben Sie wohl, uerehrungs- „werthe Freundin, und vergessen Sie einen jungen Menschen nicht, der Ihrer Güte und „Freundschaft immer werther zu werden sucht. Rmgenwalbe, den 4. September 1788. „A. v. Humboldt“, (legt den Brief wieder zusammen). Ter gute Humboldt! Wenn er unser voriges Gespräch gehört hatte. — M. V. Ich habe nichts übles von ihm gesagt. — H. H. Und ich noch weniger. — M. V. Und hätt' er es auch gehört! Unter allen seinen Eigenschaften ist das mit die beste, daß er Scherz mit Scherz erwiedert. Noch ein kleines Nachspiel!

Bar. Ein Bncf von Humboldt ist da? O zeigen Sie ihn mir doch. — tz. Her,. Ei! Sie haben ja keine Zeit dazu. Erst die Chemie und dann . . . B. Wie ich hätte auch der Freundschaft keine Zeit aufzuopfern? Das denken Sie von mir. — H. H. Das wohl nicht. Aber es steht mancherlei von Ihnen darin. Sie möchten es übel nehmen. — B. Ei! von einen. Freunde muß mau nichts übel nehmen. — H. H. Wenigstens war die Absicht geWitz uns ein paar fröhliche Augenblikle zu machen und wenn der Brief auch nicht wizig ist, so ist er doch von ganz eigener Art. Da lesen Sie ihn selbst.

Ende des noch nie gesehenen Familienstücks.

Die Antwort muß ich leider verbitten. Tenn Ihr Brief wird mich nicht mehr hier finden.

Nr. 1«. (A. v. H. 2.)

Berlin, den 4. April 1796.

Wenn alle Träume so süß als mein gestriger wären, so möchte ich mein ganzes Leben in einen Traum umschasfen. Noch nie ketteten sich meine Ideen auf eine so wahre und doch so sonderbare, auf eine so sonderbare und doch so angenehme, auf eine so angenehme und doch so lehrreiche Art an einander; noch nie. Doch wozu diese Ein« leitung. Wer wird jezt wohl noch ein Buch mit einer Vorrede schreiben, oder wenn der Verfasser immodisch gmug ist, es zu thun, wer wirb beim Lesen die Vorrede nicht über- schlagen? Hörm Sie gleich den Traum und urtheilen Sie Selbst, meine Freundin!

Daß unsere Träume sich nach den, leider! noch so wenig entdeckten Regeln unserer Ideenassocilltion lichten, darüber sind wir einig. Ich crzchle Ihnen daher, was meinem Traume vorherging. Ich las in einem alten griechischen Wcltweisen — eischrelken Sie nicht über meine Gelehrsamkeit, es war diesmal!)! nur eine französische Uebersezung — ich las also die Worte des Alcibiades: „Verstand und Tugend sind in einem Manne Verehrung?-, in einem Weibe Anbethungswürdig.“ Ich machte mein Buch zu, dachte, so gut ich konnte, darüber nach — und meine äußeren Sinne fingen allmählig an, sich zn verschließen.

Da stand auf einmal ein ehrwürdiger Greis neben mir, der im jugendlichen Alter an Bildung dem schönen Sohne des Klimas nicht unähnlich gewesen sein konnte. Er drückte mir freundschaftlich die Hand und sagte: Folge mir, Jüngling, ich will Dir Menschen zeigen. Ich folgte dem Greise und er führte mich in eine prächtige Stadt mitten unter das Getümmel von Leuten, die alle große Mäntel trugen und das Gesicht verhüllten, so daß man kein Geschlecht von dem andern unterscheiden konnte. Als wir über eine Brülle gingen, sah ich zur Rechten ein Her purpumer Mäntel und Köpfe, welche mit Kronen geschmückt waren. Einige sangen Lieder in fremden Zungen, andere «lachten Epigramme auf die Tugend ihrer Mitmenschen ?c. Hüte Dich vor ihnen, sagte mein Führer, denn es find Königinnen. Kaum erblickte mich eine, so rief sie mir zu: ^n! Nr. <lu . . .

Aber es blieb bei dem bedeutenden von, mein Führer riß mich hinweg und Ucrsezte mich auf einmal in einen angenehmen Spaziergang. Hier snhe ich 3 Wesen, welche so wenig ich sie kannte, ein sonderbares, sehnsuchtsvolles Gefühl in mir vcranlaßtcn. Ter Greis

72 Heinrich Hahn in Berlin.

befahl mir mich ihnen zu nahem und versprach auf einer nahen Rasenbank auf meine Rückkunft zu warten. Unsichtbar schlich ich mich nun hinter der räthselhaften Dreiheit her. Alles was ich hörte, war so verständig, so männlich schön, daß ich zu glauben anfang, es wären 3 edle Jünglinge, welche die Weisheit ihres Lehrers wiederholten. Man beschloß endlich auf die Arbeit des Tages eine kleine Ergötzlichkeit folgen zu lassen. Jedes der Drei schlug eine eigene Art davon vor, jedes nahm völlig den Vorschlag der anderen an. Man sprach schon von der Ausführung, und noch hatte man sich nicht entschlossen. Dem jede der guten Seelen wollte was die andere wollte. Ein Zufall entschied, man sah Pomeranzen, man wollte Pomeranzen taufen. Schon war alles gelagert, schon fing man an Zubereitungen zu machen und — was glauben Sie meine Freundin? — zwei Mäntel erhoben sich wieder, lachten über den Vorschlag der anderen und alle eilten unverrichteter Sache davon. Da lachte ich über mich selbst und über meinen vorigen Irrthum. Ich merkte wohl daß ich in Gesellschaft von Damen war und die drei verständigen Damen wurden mir jetzt zehnfach interessanter, als es mir vorher die drei verständigen Jünglinge waren. Ich nahm sie näher in Augenschein und fand, daß die mittlere groß und majestätisch schön wie Minerva war. Sie hatte einen weißen Mantel über die Schulter geschlagen und ihr Kopfzeug war, wie soll ich ihn würdiger loben? als hätte ihn die Natur mit eigener Hand geordnet. Zur Rechten hatte sie die Dame, welche das Pomeranzenprojekt zuerst vereitelt hatte in einem lieblichen, veilchenblauen Mantel, Was zur Linken ging machte mir Mühe zu entdecken. Die Dame ging mit geneigtem Haupte und war schwarz gekleidet. Ich wagte es ein Stückchen ihres Kleides umzuschlagen» und da fand ich daß die innere Seite rosenfarbig war. Eine schöne Seele in einer etwas finsternen Hülle dacht' ich. Wohl ihr, daß sie, wie manche andere ihres Geschlechts den Mantel nicht umkehrt und die innere Seite nicht zur äußeren macht. — Ich folgte noch immer diesen liebenswürdigen Geschöpfen, ich hörte aufmerksam an ihre Gespräche. Da zog wieder ein Purpurmantel mit einem Diademe vorüber. Aber in der Gesellschaft solcher Frauen, hielt ich mich auch ohne meinen Führer stark genug, den Diademe nicht zu folgen. Einige Schritte von uns lag ein unglückliches Mädchen am Wege, welches Räuber gemißhandelt hatten. Sie war halb nackt und mit Wunden bedekt. Der Purpurnmantel naht sich ihr, stößt ein Paar italien. Seufzer hervor, mizer! »nein!« aus und wirft dem Mädchen aus Mitleid — ein Paar unnütze Goldstücke in den Schooß, Indem nahen sich meine drei Mäntel. Der weiße seufzt, der veilchenblaue lacht und der schwarze sieht bekümmert in sich hinein. Sonderbare Ausdrücke des Schreckens, daMe ich bei mir selbst. Die 8 Damen werfen plötzlich ihre Mäntel ab und jede streitet um den Vorzug dem Mädchen den ihrigen zu geben. Es war mir, als sähe ich drei Tugenden in der Seele eines großen Mannes streiten. Die größte unter den Damen siegte, sie stand nun enthüllt vor mir, ich wollte sie anschauen, aber eine unsichtbare Macht entzog mir den Anblick und ich saß auf einmal neben meinem alten Führer auf der Nasenbank. „Ich habe Menschen gefunden“ rief ich in dem Taumel des Entzüttens. Taut, tausendfacher Dank sei Dir, ehrwürdiger Greis,“ und hier folgte die Erzählung alles dessen was ich gesehen. Dann schwiegen wir beide, mein Führer sah mich traurig an und sagte: Auch ich war einst ihr Vertrauter, aber ein widriges Schicksal trennte mich von ihnen: Willst Du die Frau von Angesicht kennen, die ihren Mantel dahin gab, so betrachte dies Bild.

Die Natur wollte einen Mann schaffen, aber sie Uebergriff sich im Thone und bildete ein Weib.

Ich betrachtete das Bild und erkannte wen? nein das erfahren Sie nicht meine Beste! Ick) blickte wieder auf und siehe! Der ehrwürdige Greis war in einen schönen Jüngling verwandelt. Eine Orkelt schwebte über seinem Haupte, ich wollte ihn umarmen — aber das Traumgesicht entschwand.

Berlin im Mai 1796. Alexander.

Aus dem Nachlaß von Henriette Heiz. ?3

Wer nicht mit uns denkt, empfindet und spricht, wird schwer diesen rätselhaften Traum errathen. Aber für den war er auch nicht geschrieben! Wie ich ihn Ihnen und den Ihrigen vorlas, steht er hier. Ich habe kein Wort verändert. Es ist eine unreife Frucht, deren Sinn vielleicht nicht ganz Heben Sie dies Blatt auf, so kann es uns nach einer langen Reche von Jahren vielleicht einmal wieder einen lustigen Augenblick verschaffen. Neu Schlüssel verleihe ich nicht, der ist an einem Orte, aus dem man leider auch das nicht verliert, was man los sein will.

Nr. 11. (A. v. H. 3. 1806).

Ich bin ganz betrübt, meine theure, daß ich Sie gegen meinen Willen belogen habe. Ich vergaß, als ich Ihnen zu kommen versprach, daß des uortrefflichen Schleiermachers Ankunft in die Aeqmnoktialwoche fällt, der (— ?) wo ich nächtlicher magnet. Beobachtungen wegen nicht Herr meiner Zeit bin. Ich fühle mich durch 6—8 nächtliche Wachen dann etwas geschwächt und wage es nicht (— ?) zu unternehmen, da ich mich so lange nicht von meinem Magneten trennen kann. Das ist Wirkung der Vernunft, Streit dieser mit dem Gefühl. Nenn für letzteres wären Sie u. Ihr edler Freund, der bei feiner letzten Anwesenheit den wohlthätigsten Eindruck in mir zurückgelassen hat, ein starker Magnet. Schelten und zürnen Sie nicht
Berlin, d. 23. Sept. 180«. Ihrem
Humboldt.

Nr. 12. (A. v. tz. 4.)

Sie haben, meine edle Freundin, mir eine große Freude durch Ihre liebevolle Zuschrift gemacht, so wie Sie meiner Ihnen so ergebenen Familie viel Freude durch Ihren Besuch in Tegel bereitet hatten. Ich bin für alle Arten der gemischten Ehen nach allen Haut- und Glaubens-Filiben, wenngleich das Aesthetische der Hautfarben bei dem Prozesse mehr als der Glaube gefährdet wird. Eine Empfehlung oder Fürsprache von meiner Seite konnte in einem die christlichen Vorurtheile berührenden Gegenstände nur schädlich wirken. Man wird mich nie über einen solchen Gegenstand befragen, ja auch nicht ohne zu Lächeln, mich anhören. Eheliche Verbindung zwischen Christen und Juden ist in dem besseren, früheren, toleranteren Jahrhunderten überall erlaubt gewesen. Daß jetzt dergleichen erlangt werden könne, scheint mir keinesweges glaublich!! Sie wissen, theure Freundin, baß Leuchsenring, mit dessen unglücklichen, zahlreichen in den Pyrenäen lebenden Enkeln ich noch in diesen Wochen beschäftigt war, diese Art der gemischten Ehen wünschte und vorschlug als Mittel des Unterganges des Judenthums.

Mit aller Verehrung Ihr dankbarer

Montags. Al. Humboldt,

Nr. 13.

(A. v. H. 5.); wie Nr. 12. nach 1843 oder nach Febr. 1846 oder wie Nr. 14: 1845.

Ich muß Ihnen sagen, theure Freundin, wie lebhaft die Freude des Königs war als ich ihm, schön cingeramt, Ihr liebliches Bild von Elise Fränkcl (1820) gezeichnet, gebracht habe. Ich verdankte es dem Wohlwollen von Marianne Mendelssohn, die von mir erfuhr, wie sehr der König ein Bild von Ihnen wünschte „wie Sie ihm in der jugendlichen Einbildungskraft vorschwebten.“ Er fand das Bild nicht schön genug, doch ober theilweise sehr ähnlich. „Das ist dazu der einfache Turban, das Kopftuch, wie ich es noch vor mir sehe.“ Ich werde suchen das Bild der Königin zu verbergen. Wir sollten beide, in unserem Alter, den Hof mehr zu meiden wissen.

Ich höre freudige Nachricht von Ihrer Genesung und lverde kommen, Ihnen diese Freude auszudrücken. Frau u. Bülow ist jetzt trüber als sie es in den ersten Tagen war.

Mit alter Verehrung Ihr unleserlichster

A. Humboldt.

Dienstag.

Antworten Sie nicht an einem waräi Fin«.

?H Heinrich Hahn in Verlin,
Nr. 14. (A. v. Humb. 6. 1845).

Wenn ich so glücklich war, meine thcure Freundin, Sie heute durch das gemüthliche Andenken des Königs zu erfreuen, des Königs, der, wie er sich ausdrückt „von früher Jugend an Ihren Namen mit inniger Hochachtung hat aussprechen hören“, so habe ich jetzt schon Veranlassung auch die kleine Ungewißheit zu heben, die in meiner Erzählung zu liegen schien. Ich war, indem ich Sie verließ, bei dem Geh. Eabinetts-Rath Müller, der mir alles bestätigte, was ich gestern Äbeud aus dem Munde des Königs empfang. Der König hat nemlich gestern Abend schon ein Hanbbillet an G. C. R. Müller geschrieben, diesem meine Eingabe geschickt und auf das bestimmteste ausgedrückt es sollen Ihnen jetzt durch mich für das laufende Jahr fünfzig Stück Fr.d'or gebracht werden und vom 1. Jan. 1846 an sollen Sie lebenslänglich eine jährliche Pension von fünfhundert Thalern ziehen.

Es ist alles schon ausgefertigt, aber der König hatte cs> zarter gefunden, da Sie um nichts gebeten und die ganze Sache ohne Ihr Wissen geschehen ist, leine Kabinetts-Ordre an Sie zu richten. Ich werbe eine schriftliche Antwort vom König darüber erhalten in der Ihrer auf das ehrenvollste erwähnt ist. Tann geht der Befehl unmittelbar an die Casse, welche die Pension zahlt.

Mit alter Verehrung

Ihr

den 20. Nov. 1845. Alexander Humboldt.
Ich beschwöre Sie mir nicht zu antworten.

Marschall Bazaine
in der Schlacht von Gravelotte — 5t. privat.
von
Geuhard Bernin.
— Daimstadt. —

!as Verhalten des Oberbefehlshabers der französischen Rhein-Armee
in der Entscheidungsschlacht vom 18. August 1870 ist heute noch
wenig aufgeklärt. Marschall Bazaine, welcher bekanntlich am
12. August mit dem Commando dieses Heeres betraut worden war, trat mit
demselben am 14. den Marsch über Verdun nach CHÄons zwar an, doch
wurde er schon am Nachmittage dieses 14. August von der deutschen I. Armee
angegriffen und zum Halten gezwungen. Freilich hatte er den das 3. fran-
zösische Corps befehligen den General Decaen fchon nach den eisten Kanonen-
schüssen angewiesen, „die Angriffe des Feindes abzuweisen, aber sich nicht
selbst zum Angriff hinreißen zu lassen, um den Abmarsch der Armee (nach
Westen) nicht zu stören.“ Allein dieser Vefehl wurde nicht genau befolgt und
der Marsch thatsächlich durch den Kampf aufgehalten. Noch mehr gerieth der
Mzug der Franzosen ins Stocken, als es der II. deutschen Armee am
16. August gelang, ihrem Gegner, wenn auch zunächst nur mit schwachen
Kräften, in die linke Flanke zu fallen und ihn trotz feiner gewaltigen Ueber-
macht festzuhalten und zum Stehenbleiben zu zwingen.

„Für die Deutschen“ — sagt vollkommen richtig Feldmarschall Graf
Moltke in seiner „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71“*)

*) S. 46

76 Gebhard Jernin in Varmstadt.

„reiften die Früchte des Sieges erst in seinen Folgen: die vom 12 stündigen Kampf erschöpften Truppen lagerten auf dem erstrittenen, blutgetränkten Boden dicht gegenüber der Stellung der Franzosen.“ Und später sagt derselbe hohe Gewährsmann: „Nur durch die Kämpfe am 14. und 16. August war der Erfolg am 18. ermöglicht worden.“*)

Man hat nun sowohl auf deutscher wie auch auf französischer Seite zahlreiche Versuche gemacht, die Einzelheiten der Entscheidungsschlacht vom 18. August aufzuklären und in dieser Richtung auch außerordentlich Vieles klargestellt. Allein das Verhalten des Marschalls Bazaine, der, nachdem es dem Kaiser Napoleon III. noch am 14. August geglückt war, nach Westen, bzw. Verdun, später Clémont zu gelangen, den Oberbefehl über die französische Rhein-Armee ganz unbeschränkt führte, erscheint noch immer in ein eigenthümliches Dunkel gehüllt, das von ihm selbst, trotzdem er bekanntlich drei Schriften über seine Thätigkeit während des Krieges von 1870/71 im Buchhandel herausgegeben hat**), nicht aufgeheilt worden ist.

Der Oberbefehlsbehaber hat es nämlich für gut oder in seinem Interesse liegend befunden, über die Beweggründe seines Handelns vom 12. August bis zum 27. Oktober — an welchem Tage bekanntlich die Uebergabe von Metz erfolgte — möglichst wenig in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Und wenngleich später zahlreiche Militärschriftsteller in Deutschland und Frankreich sich geradezu erstaunliche Mühe gegeben haben, um hierüber Licht zu verbreiten, und wenn namentlich auch der Prozeß Bazaine, dessen Verhandlungen im Jahre 1873 zu Trianon mit der Verurteilung des Marschalls endeten, gar manche neue Aufklärung über die Führung der französischen Rhein-Armee herbeiführte, die theilweise sogar als unanfechtbar gelten darf, so fehlte doch vornehmlich über gar Manches in dem Verhalten des Marschalls die Gewißheit, zumal über seine Schlachtleitung in den Nachmittagsstunden des 18. August. So konnte es denn kommen, daß einerseits übertrieben günstige und andererseits unverdient ungünstige Urtheile über den Marschall Bazaine und seine militärischen Fähigkeiten verbreitet worden sind, die sogar heute — 22 Jahre nach den Ereignissen selbst — immer noch unvermittelt neben einander sich zu behaupten suchen.

Da ist es denn zur Lösung mancher bisher bestandener Zweifel als eine besonders erfreuliche Thatsache zu bezeichnen, daß sich soeben eine neue Quelle zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit erschlossen hat, welche zwar spät kommt, aber mit überraschender Klarheit und Vollständigkeit Aufschlüsse über die Metzger Ereignisse giebt. Wenn sie auch nicht alle Vorfälle mit

*) A. a. O. S. 63.

**) 1. Linpolt 80mm»ie 8ui leg opölation8 6e l'aimee du liliin
äu 13 »out llu 20 netodie 1870, pal Lawine. Hvse uns e»ite. Lektin
1870, — 2, Inline« <lu Lbin äepuig l« 12 »ollt ^ugqu'au 21 ootobi«
1870. ?»li3 1872. 3, Dpisoäe» lle la Fuene cle 187Ü et le dleong <i«
Net?, p.Tl l'ex-mnie^linl N»lain«, Naäriä 1883. ,

Maischall Vazaine in der Schlacht von Gravelotte — 2t. Privat.??

apodiktischer Gewißheit darstellt, so bringt sie doch die Anschauungen und Erfahrungen eines Mannes, welcher in einflußreicher Stellung neben dem Marschall Bazaine während des Krieges von 1870 thätig war und durchaus zuständig erscheint, ein treues Bild der Ereignisse auf französischer Seite zu entwerfen, — eines Mannes, der zugleich von dem lebhaften Wunsche durchdrungen ist. Alles, was er gesehen und gehört, auch ungeschminkt und wahr vorzuführen. Wir sprechen von dem General Larraz, der als „cdet ä'^t>t-ii!^'ar ßsuHral äs l'armöo 6n Lliiii“, also als erster Gehilfe des Marschalls Bazaine im Feldzug 1870 diente, und dessen von seiner Frau für den Druck vorbereitete „Erinnerungen“ soeben im Buchhandel erschienen sind.*)

Dieser vor wenigen Jahren verstorbene General hat den guten Gedanken gehabt, während seiner Kriegsgefangenschaft in Deutschland (1870—71) seine Erinnerungen an den deutsch-französischen Krieg aufzuzeichnen; er hat fofdlInn in einem Schreiben vom August 1874 seiner Gemahlin zur Pflicht gemacht, fein Buch zu gelegener Zeit zu veröffentlichen. Ueber die Gründe zur Niederschrift desselben hat er sich zugleich^ sehr klar ausgesprochen, ebenso über den Inhalt seiner Erinnerungen und den Zweck seines Werkes. Wir entnehmen den» von ihm Gesagten das folgende Nähere, um sodann später den Ereignissen selbst uns zuzuwenden.

„Von der ersten Woche meiner Gefangenschaft in Deutschland an sah ich ein, daß bei dem verwirrenden Zustande, in welchen unser Unglück die Geister versetzt hatte, die unzuverlässigsten Berichte unter dem besonderen Vorwande der Aufklärung des Publikums veröffentlicht werden würden, daß sie jedoch in Wirklichkeit nur einigen mit krankhaftem Ehrgeiz behafteten Personen zum Vorthail gereichen oder den in Folge der großen vollzogenen Ereignisse hervorgetretenen Leidenschaften schmeicheln sollten. Derartige, von den Massen mit Begierde aufgenommene Berichte können der Geschichte nicht als Grundlagen dienen, ihre Dauer wird gekennzeichnet durch die Dauer der Leidenschaften, die sie entstehen ließen, und die Zeit muß kommen, in der das Publicum nur solche gewissenhafte Darstellungen als wahr sich gefallen lassen wird, welche von jenen Personen ausgehen, die am besten in der Lage waren, Ereignisse und Menschen in der Nahe zu sehen und richtig zu beurtheilen. Mir erschien es daher nützlich, die mir bekannten Thatsachen in ihrem wahren Lichte zu zeigen; ich faßte den Entschluß, mit Aufrichtigkeit, der jede Leidenschaft fern liegt, das zu sagen, was ich gesehen, gehört und aus sicherer Quelle erfahren habe. Ich hatte die Absicht, sogleich bei meiner Rückkehr nach Frankreich diese Arbeit herauszugeben, aber ich mußte sie aufgeben wegen der Unmöglichkeit, vom Kriegsminister die unerläßliche Ge-

*) 8o!ivenii3 ün ßönöl»! .lall»,3, eb«k (l'stHt'M^oi'-LsllSllll äs l'arwö«
<!n üilin (1870), pudlisz z>2r Ulläam« .larlks. ?2ri3 1872, l.idrairie ?1on
(ü. ?lc>n, l^nurrit K Oio,, imvrimsurg säitsur«). 8. IX, 399 v.

78 Gebhard Leinin in Daimstadt.

nehmung zu erlangen. Derselbe hat mir ja kaum bei zwei verschiedenen Anlässen gestattet, in öffentlichen Blättern unrichtige Beschuldigungen zu widerlegen, die ich nicht unerwidert lassen durfte. Es wäre mir also nur möglich gewesen, eine verstümmelte Arbeit zu liefern, und da ich nicht Alles sagen konnte, so zog ich vor, gar nichts zu sagen und den Augenblick abzuwarten, in dem ich meinen Bericht in seiner völligen Offenheit bringen mochte. Allerdings hätte ich mich einer solchen Beschränkung entziehen und bei Annahme der mir gemachten Anerbietungen meine Arbeit ohne irgend welche Unterschrift veröffentlichen können, jedoch meine Abneigung gegen alle Heimlichthuerie hielt mich davon ab, auf solche Vorschläge einzugehen.

Am 27. März 1876 werde ich zur Reserve übertreten und von diesem Zeitpunkt ab in gewisser Hinsicht frei sein. Gleichwohl kann ich mich dann nicht über die ministerielle Vorschrift hinwegsetzen. Uebrigens bemerke ich schon hier, daß die Gegenstände, die mein Werk behandelt, dem Publicum beinahe schon fremd geworden sind, aber wenn sie wieder auf die Tagesordnung gelangen sollten, so würde ich eifrig die Gelegenheit ergreifen, um meinerseits einen Beitrag zur Aufklärung zu liefern. Weiter verhehle ich nur nicht, daß ich, um die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, ich in meiner Arbeit Thatfachen und Urtheile aufnehmen müssen, welche gewisse, allgemein als wahr angenommene Ansichten wesentlich umzustößen geeignet sind. Diese Thatfachen und Urtheile beziehen sich auf Persönlichkeiten, von denen einzelne heute eine hohe Stellung einnehmen, und obgleich ich nicht die allgemeine Ansicht über dieselben theile, so halte ich doch dafür, daß es, da die Vorgesetzten heute in Frankreich nicht übermäßig geachtet sind, im allgemeinen Interesse liegt, wenn man alles das vermeidet, was ihre Stellung noch mehr erschüttern könnte. Ich glaube hierin der Mäßigung und den Rücksichten auf die Interessen meines Vaterlandes Rechnung tragen zu sollen.

Meiner Ansicht nach werden Sie am besten nach dem gleichen Grundsatz handeln, wenn Sie den Zeitpunkt für die Veröffentlichung bestimmen. Ich finde nichts dabei zu erinnern, wenn Sie hierüber die Persönlichkeiten um Rath fragen, welche Ihr Vertrauen besitzen und auf deren Freundschaft und Einsicht Sie zählen dürfen. Gleichwohl scheint mir, nachdem die gegen mich gerichteten Angriffe vor der Macht der Thatfachen nicht bestehen konnten, die Veröffentlichung dieses Werkes weniger dringend, sie kann erst dann erfolgen wenn es nur noch ein geschichtliches Interesse haben wird. Ich halte es übrigens ganz für überflüssig zu bemerken, daß ich nicht den Anspruch erhebe, ein literarisches Werk zu liefern: wohl aber wünsche ich, daß keine Thatfache, die ich berichte, in einem andern Sinn wiedergegeben und daß meine Ansichten unverändert und genau so wie ich sie hingestellt habe, aufrecht erhalten werden."

Nach dieser Wiedergabe des Hauptinhalts des Briefes von General Larraz an seine Gemahlin wollen wir auch eine kurze Charakteristik des Generals selbst geben, bevor wir uns zu seinem Buche wenden. Hugues

Marschall Bazaine in der Schlacht von Gravelotte — 2t, privat. 79

Louis Iarras war ein durch die Schule von St. Cyr gegangener, ebenso theoretisch gebildeter wie praktisch erfahrener Offizier. Er kam frühzeitig in den Generalstab, machte den Krimkrieg mit, wurde Ritter der Ehrenlegion und war bereits im Feldzug 1859 in Italien als Oberst und Chef der Operations-Canzlei im großen Hauptquartier des Kaisers Napoleon III. tätig; er arbeitete damals unter den Augen des Divisions-Generals und Chefs des Generalstabs der Armee, Generals de Martimprey. 1862 war er Brigade-General und Chef des Generalstabs des 2. Armeecorps in Lille, das von Marschall Mac Mahon befehligt wurde. Er war ein tüchtiger Generalstabs-Offizier, der, wie er nicht ohne Selbstbewußtsein im Bazaine-Prozeß als Zeuge aussagte, als Generalstabs-Chef bei den Corpsführern Pölessier, Mac Mahon, Vaillant und Canrobert seine volle Schuldigkeit gethan hatte. Als der Krieg 1870 ausbrach, hatte Iarras bereits den Grad eines Divisions-Generals erreicht und wurde, wie er selbst sagte, ohne es beantragt oder auch nur gewünscht zu haben, dazu berufen, die Stelle eines zweiten General-Adjutanten im kaiserlichen Hauptquartier einzunehmen. (Die erste bekleidete General Lebrun, der ein Chef des Generalstabs der Armee befand sich bekanntlich in den Händen des Marschalls Leboeuf.) Als Kaiser Napoleon den Marschall Bazaine am 12. August zum Oberbefehlshaber der Rhein-Armee ernannte, übertrug er gleichzeitig das Amt eines Generalstabs-Chefs dieser Armee dem General Iarras. In solcher Eigenschaft hat dieser seinem Vaterlande die letzten Dienste leisten können und wurde ferner in die Zwangslage versetzt, am 27. October zu Frascati die Kapitulation von Metz mit dem General von Stiehl abzuschließen. Später in den Ruhestand versetzt, ist General Iarras vor einigen Jahren gestorben.

Prüfen wir zunächst die Lage, wie sie sich nach der blutigen Schlacht von Vionville-Mars la Tour für den Marschall Bazaine herausgestellt hatte und wie wir sie sehr klar von einem ebenso kenntnißreichen wie geistvollen deutschen Militärschriftsteller, dem General-Lieutenant z. D. von Hanneken in einer schon im Jahr 1872 erschienenen Schrift dargelegt finden. Dort lesen wir auf S. 23 u. f. das Nachstehende:

„... Die Schlacht am 16., so blutig sie auch gewesen, hatte nach keiner Seite eine Entscheidung gebracht. Für den Marschall war nur zweierlei zur Gewißheit geworden: die Deutschen waren im Marschiren seiner Armee weit überlegen, für den Kampf aber vollgültige Gegner, nach dieser Erkenntnis; richtete er seine ferneren Schritte ein. Es war ihm unzweifelhaft klar: er mochte einen Weg einschlagen, welchen er wollte, immer würden ihn die Deutschen einholen und ihn zur Schlacht zwingen, und erst nach gewonnener Schlacht durfte er hoffen, wenigstens so «lange Herr seiner Unternehmungen zu sein, bis eine zweite deutsche Armee — ein Fall, welcher bei der Ueber-

3lorl> nnd Süd. I^{XIII} 187, 6

80 Gebhai« Sernin in Daimstadt.

legenheit an Zahl der Deutschen mit in Rechnung gezogen werden mußte — ihm von Neuem den Kampf bietend, heranmarschirt wäre.

Für die letzte Entscheidung einer Schlacht brauchte der Marschall dagegen die Erfahrungen des 16. August nicht als maßgebend anzusehen. Seine Armee war unvermuthet auf einem ihr keineswegs günstigen Terrain zum Schlagen gezwungen, so daß namentlich die Wirkungen der weithin treffenden Infanterie-Gewehre und der zur Bestreichung beschränkter Zugänge geeigneten Mitrailleuse lange nicht so ausgiebig wie möglich zur Geltung gekommen waren. Konnte der Marschall seine Armee eine Stellung einnehmen lassen, in welcher diese beiden Factoren vollständig auszunutzen waren, so durfte er mit gutem Recht auf einen günstigen Erfolg, ja vielleicht auf einen entscheidenden Sieg rechnen, wenn die Deutschen ihn in dieser Stellung anzugreifen gezwungen waren. Eine solche Stellung, die allen Anforderungen der Waffenwirkung entsprach, in welcher die Armee, wollten die Deutschen überhaupt die bisher erkämpften Resultate durch weiteres Vorgehen verfolgen, angegriffen werden mußte, und die nach gewonnener Schlacht oder nach wenigstens entschieden abgeschlagenem Angriffe ihm die freie Bewegung ermöglichte, zugleich aber bei unglücklichem Ausgang seinen Truppen einen kurzen und sicheren Rückzug gewährte, fand der Marschall in dem kurzen Terrainabschnitt, der zwischen dem Schlachtfelde des 16. und Metz liegt, und in diese Stellung führte er am 17., von den Deutschen unbelästigt, seine Armee.

Man ist in der blinden Anklage gegen den Marschall Bazaine soweit gegangen, zu behaupten, die Truppen hätten diese Stellung, die sich auf ihrem Wege gefunden, gleichsam zufällig eingenommen. Diese Behauptung bedarf keiner Widerlegung. Thatsächlich ward sie vom Marschall sorgfältig untersucht, seinen Befehlen entsprechend, am 17. Abends und 18. Morgens bezogen und sofort an ihrer Verstärkung durch Aufwerfen von Schützengräben und gedeckten Geschützständen, sowie durch Verbarricadirung der vielen gut gelegenen und massiven Dörfer und Gehöfte gearbeitet."*)

Die hier wiedergegebenen Mittheilungen entsprechen genau den thatsächlichen Verhältnissen. Sie stimmen auch vollkommen mit der Darstellung des Generals Iarras überein, welcher nur noch den Gesichtspunkt betont, daß Marschall Bazaine bei dem Einnehmen seiner neuen Schlachtstellung geglaubt habe, sie ohne Schwierigkeiten verlassen zu können, um sodann seinen Marsch wieder fortzusetzen, dessen Richtung er nicht zu verrathen brauche. Nun wollen wir möglichst wortgetreu die Erzählung des Generals Iarras über den Lauf der Begebenheiten am 17. und 18. August hier wiedergeben:

„Der Tag des 17. war ruhig. Am Abend wußte man aus den auswärts eingelaufenen Meldungen in Verbindung mit den Beobachtungen, welche

*) Man vergleiche die Schrift: Marschall Bazaine und die Kapitulation von Metz von H. u. Hauucken, k. prcuftz. Geiieral-Lieut. z. D. Besonderer Abdruck aus der „Nllg. Milir. Zeitz,,", Dannstadt-Leipzia 1872, S. 23 u, folg.

Maischall Vazaine in der Schlacht von Gravelotte — 5t. Privat. 8 ^
von der Spitze der Metz-Kathedrale und der Höhe des Forts St. Quentin
gemacht worden waren, daß feindliche Truppenbewegungen fast ohne Unter-
brechung den ganzen Tag hindurch über die Moselbrücken stromaufwärts von
Metz und auch über andere schnell hergestellte Brücken nach der Hochfläche
von Gravelotte geleitet worden waren.

Am 18. Morgens gegen 9 Uhr wurde der Marschall durch seine Corps-
Commandeure davon in Kenntniß gesetzt, daß der Feind sich um unsere Linien
bewege*). Der Angriff entspann sich jedoch erst gegen Mittag und verbreitete
sich bald vom 2. bis zum 6. Corps. Auf beiden Seiten entwickelte sich ein
hartnäckiger Kampf, der erst mit Ende des Tages seinen Abschluß fand, nachdem
unser äußerster rechter Flügel umgangen worden war. Da die Zugänge von St.
Privat la Montagne aus Mangel an Werkzeugen nicht hatten befestigt werden
können, so wurde Marschall Canrobert, durch die numerische Überlegenheit
der Kämpfer und Geschütze, die er gegen sich hatte, bestimmt, zum Rückgang
genöthigt. Dieser Bewegung folgte die ähnliche des 4. und des 3. Corps,
die zwar nicht aus ihren Stellungen gedrängt worden waren, die jedoch nicht
ohne eigene Gefahr sich der Regel entziehen konnten, ihre Schlachtlinie der
des 6. Corps anzupassen. Befehle, die in der Nacht auf den 19. erlassen
wurden, bezeichneten allen Armeecorps die neuen Stellungen, welche sie be-
setzen sollten, und einige Stunden später war die Armee in folgender Art
aufgestellt (hier folgen Einzelheiten, die wir übergehen); das Hauptquartier
kam von Plappeville nach Ban-St. Martin.

Die Schlacht vom 18. August ist Gegenstand von mehr oder weniger
richtigen Besprechungen geworden. Ich habe sicher nicht die Absicht, alles
dasjenige, was hierüber gesagt worden ist, zu prüfen, allein ich glaube, daß
es für die Geschichte nicht ohne Interesse ist, wenn ich alles das aufzeichne,
was ich an diesem Tage gesehen und gehört habe.

Der Marschall, der durch die am 17. und am Morgen des 18. erhaltenen
Meldungen etwas besorgt geworden war, ließ zum Zweck der eigenen Vereit-
haltung für jeden Fall 2 oder 3 Artillerie-Ordonnanzen nach St. Quentin
schicken, mit dem Befehl, ihn von den Kanonenschüssen zu unterrichten, welche
vom Feinde abgefeuert worden wären, und von der Richtung, aus welcher
sie ertönten. Gleichzeitig erhielt das 2. Corps den Befehl, den Ausgang von
Moulins mit 2 Compagnien zu besetzen, damit seine Neuvroiantirung ge-
sichert würde. Außerdem wurde der General-Intendant angewiesen, die
Backöfen in den hinter unseren Linien gelegenen Dörfern zum Brodbacken
zu benutzen, die Armeecorps-Commandeure sollten sich in diesem Punkt durch
ihre Intendanten mit dem General-Intendanten in Verbindung setzen.

Andererseits sollte, da das 6. Corps gar keine Cavallerie besaß (die
demselben beigegebene Cavallerie-Division war im Lager von Châlons geblieben),
Marschall Leboeuf an den Marschall Canrobert die Brigade Bruchart

*) Das Hauptquartier des Marschalls befand sich am 18. Morgens in Plappeville,

82 Gebhaid Zeinin in Daimstadt.

von der Cavallerie-Division des 3. Corps, welche aus 3 Brigaden bestand, abgeben. Endlich erhielt das 4. Corps den Befehl, durch seine Cavallerie-Division die Eisenbahn nach Diedenhofen zu überwachen und zu decken, und die Division Forton sollte mit der Cavallerie-Division des 2. Corps, welche hinter Rozerieulles lagerte, Recognoscirungen über Moulins hinaus und auf dem linken Mosel-Ufer unternehmen.

Ich arbeitete gerade bei dem Marschall Bazaine, als man ihm gegen 9^{1/2} Uhr Vormittags eine Depesche des Marschalls Leboeuf überbrachte, welche die feindlichen Bewegungen betraf. Daß es nicht die erste war, habe ich Grund anzunehmen. Der Marschall antwortete mündlich, durch Vermittelung des die Depesche überreichenden Offiziers, daß das 3. Corps eine sehr starke Stellung einnehme und sein Widerstand ihm im Falle eines Angriffs leicht sei, und daß der Marschall Leboeuf außerdem so gut wie möglich die Befestigungs-Arbeiten vervollständigen möge, die er am Abend vorher begonnen habe.

Bei dieser Gelegenheit sprach der Marschall abermals die Absicht aus, daß die von seiner Armee eingenommene Vertheidigungs-Stellung ihn vollständig gegen einen feindlichen Angriff sichere; er wiederholte, daß er nicht glaube, daß dieser Angriff in ernstlicher Absicht unternommen werde, und namentlich daß er nicht gelingen könne. Diese Annahme hätte begründet sein können, wenn unsere Linie von links nach rechts eine ebenso große Widerstandskraft gehabt hätte wie die des 2. und 3 Corps. Allein das 6. bei St. Privat stehende Corps befand sich durchaus nicht in denselben Verhältnissen wie die anderen, aus den vorhin schon entwickelten Gründen und ferner wegen der nicht ebenso günstigen Terrainbeschaffenheit. Nichtsdestoweniger konnte das Vertrauen des Marschalls nicht erschüttert werden, und in diesem Sinne gab er auch anderen Ordonnanzen, welche von den Corps-Commandeuren abgesandt waren, seinen Bescheid in solchen Worten, die hierüber keinen Zweifel übrig ließen. Sein Vertrauen war selbst so groß, daß er es lange Zeit für unnöthig hielt, sich auf das Schlachtfeld zu begeben.

Als wir das Geschühfeuer hörten, gab ich Befehl, zu fassen und den Ausritt vorzubereiten; ich begab mich nun zum Marschall in der Ueberzeugung, daß ich ihn zum Aufbruch bereit finden werde. Er schickte mich fort und forderte mich auf, ruhig zu bleiben, indem er mir empfahl, so schnell wie möglich eine Beförderungsliste auszuarbeiten, welche in der ganzen Armee mit Ungeduld erwartet werde und die durch die Ereignisse der letzten Tage hatte zurückgestellt werden müssen. Auch wiederholte er jeden Augenblick, daß der Kampf kein ernstlicher sein könne. Mit diesen Gedanken stieg er gegen 2 Uhr zu Pferde und ließ mir, als ich ihm die Meldung schickte, daß ich es für meine Schuldigkeit hielte, ihn zu begleiten, sagen, daß er weder mich, noch irgend einen Offizier des Generalstabs nöthig habe; ich möchte bleiben und die Arbeit fortsetzen, die er mir am Morgen empfohlen habe; es genüge, wenn ich ihm einige Offiziere schicke; wenn der Kampf ernst würde, wolle er mich rufen lassen.

Marschall Vazaine in der Schlacht von Gravelotte— 5t. privat. 83

Der Oberbefehlshaber begab sich nun zum Fort St. Quentin, wo er während des größten Theils des Tags blieb; er verließ diesen Punkt nur, um einige Augenblicke bei dem nicht weit davon befindlichen Fort Plaverville zu verweilen. Dort empfing er zu verschiedenen Malen Offiziere, welche von den Corps-Commandeuren an ihn geschickt worden waren. General Ladmirault bat um Infanterie-Unterstützung; Marschall Canrobert ließ melden, daß der Angriff stets lebhafter werde, und drang darauf, daß man ihm nicht bloß Infanterie, sondern auch Geschütz sende. Thatsächlich verfügte er nur über seine Divisions-Batterien, da seine Artillerie-Reserve ihn bekanntlich nicht hatte erreichen können und im Lager von ClMons geblieben war. General Bourbaki bat um Befehle, er wartete mit Ungeduld darauf, die kaiserliche Garde in dem Kampf treten zu sehen. Auf alle Gesuche gab der Marschall unbestimmte Antworten, die jedoch zur Genüge ausdrückten, daß er die kaiserliche Garde in seiner Hand behalten wollte.

Jedoch erhielt eine Garde-Voltigeur-Brigade gegen Abend den Befehl, an das 4. Corps heranzurücken, ohne aber bestimmt unter den Befehl des Generals Ladmirault gestellt zu werden. Später wurden 2 reitende Batterien der Garde dem Marschall Canrobert gesandt. Die allgemeine Artillerie-Reserve stand jedoch bei Ban-St. Martin, wo sie den ganzen Tag blieb und vergeblich auf Befehle wartete. Die Cavallerie-Division Forton und die ganze Garde-Cavallerie blieben ebenso den ganzen Tag im Bivouak; sie waren marschbereit, ohne irgend einen Befehl zum Aufbruch zu erhalten. Unsere Linie konnte auf keinem Punkt bezwungen werden, und thatsächlich wurde auch der Feind von dem linken bis zum rechten Flügel fortwährend im Zaum gehalten. Es war nur zu befürchten, daß unsere rechte Flanke umgangen und im Rücken gefaßt werde. Dieser Fall trat ein. Der Feind hatte mit Verwendung seiner bedeutenden numerischen Ueberlegenheit St. Privat umgangen, ohne seinen Angriff in der Front aufzuhalten, und nun kam der Augenblick, in welchem der Marschall Canrobert, als er sein Armeecorps von einer weit stärkeren Positions-Artillerie als die seinige erschüttert sah und im Begriff war, umgangen zu werden, kein anderes Mittel fand, um sich einer völligen Niederlage zu entziehen, als näher nach der Festung zu rücken. Die Nacht begünstigte diese Bewegung.

Es erscheint unzweifelhaft, daß der Tag einen ganz anderen Ausgang genommen hätte, wenn der Oberbefehlshaber die kaiserliche Garde und die allgemeine Artillerie-Reserve, die keinen Antheil am Kampfe nahmen, verworther haben würde. Drei oder vier zwölfpfündige Batterien und die Garde-Grenadier-Division, die bei guter Zeit dem Marschall Canrobert zur Verfügung gestellt worden wären, hätten unserem äußersten rechten Flügel eine Stütze gegeben, welche es wahrscheinlich gestattet haben würde, den letzten und entscheidenden, auf dieser Seite vom deutschen Heere unternommenen Vorstoß siegreich zurückzuweisen.

8H Gebhard Zeinin in Daimstadt.

Marschall Bazaine hatte jedoch das Fort St. Quentin verlassen und war gegen 7 Uhr in sein Hauptquartier zurückgekehrt. In diesem Augenblick traf ich ihn, und er antwortete mir auf die Fragen, welche ich an ihn mit der respecstvollen Zurückhaltung richtete, die mir durch meine Stellung unter ihm und noch mehr durch den mir bis dahin gezeigten geringen Grad seines Zutrauens auferlegt war, daß er mit dem Tage zufrieden sei. Nach seiner Ansicht hatte der Angriff des Feindes keinen Erfolg gehabt, und unsere Truppen hatten sich hinter der uneinnehmbaren Stellung, die er ihnen angewiesen, gehalten.

In diesem Augenblick glaubte der Marschall nichts Anderes, als die Wahrheit zn sagen. Von dem entlegenen Beobachtungsvlatze, auf welchem er den größten Theil des Tages zugebracht hatte, war es ihm nicht möglich gewesen, sich von den Ereignissen Rechenschaft abzulegen. Sein Vertrauen auf die Festigkeit der von seiner Armee besetzten Stellung war durch die Berichte seiner Offiziere nicht erschüttert worden, — selbst nicht durch die von dringenden Bitten um Verstärkungen begleiteten des Marschalls Canrobert; er hatte es sogar nicht einmal für zweckmäßig gehalten, einen seiner Offiziere, die er bei der Hand hatte, abzusenden, um sich an Ort und Stelle von den Vorgängen zu unterrichten, auch hatte er nicht einen einzigen von den Offizieren des Generalstabs, die ich mit seiner Begleitung betraut hatte, verwendet. Ich hatte meinerseits keinen Grund, uni dem, was mir der Marschall sagte, nicht völligen Glauben entgegenzubringen.

Dieser Auffassung stand nichts von den Nachrichten entgegen, die ich mehrmals im Verlaufe des Tages hatte einziehen lassen. In Plappeville, wo ich mich befand, vernahm man nur in Zwischenräumen und ganz schwach das Geschützfeuer der Schlacht; hiernach schien das Gefecht keine große Lebhaftigkeit angenommen zn haben. Mir lag jedoch daran, genau zu wissen, was vorging, und da ich wußte, daß der Marschall in St. Ouintin, also sehr nahe bei Plappeville sich befand, so hatte ich mehrmals zu ihm geschickt, um genau unterrichtet zu werden und um ihn schnell mit jenen Offizieren des allgemeinen Generalstabs in Verbindung zu bringen, welche im Hauptquartier bleiben sollten, wenn der Gang der Ereignisse ihn veranlcißte, die Leitung der Truppen unmittelbar dadurch zu übernehmen, daß er sich ihnen näherte. Die Unthätigkeit des Marschalls hatte mir also ein irriges Vertrauen eingeflößt, und ich wurde leicht dahin gebracht, die Genugthuung zu theilen, welche er bei der Rückkehr nach Plappeville empfand. Dazu kam, daß die Offiziere des Generalstabes, welche den Marschall begleitet hatten und bei ihrem Zurückkommen nur ihre Wahrnehmungen berichteten, kein Wort sagten, das mir die Auffassung des Oberbefehlshabers verdächtig machen konnte.

Gegen 9 Uhr Abends brachte mir ein Militär-Unterintendant die Meldung, daß ein Wagenzug mit Lebensmitteln, der auf der großen Straße von Woivpy nach Et. Priuat zum 6. Corps abgerichtet worden war, auf

Marschall Vazaine in der Schlacht von Gravelotte — 2t. privat. 85
einem Marsch angehalten und in Unordnung gebracht worden sei. Er war auf Wagen und verwirrte Reiter gestoßen, welche vom Schlachtfelde flohen und Angstrufe ausstießen, deren bedenkliche Wirkung durch die Dunkelheit der Nacht noch vermehrt worden war. Es war offenbar eine Panik, wie sie sich bisweilen bei den Wagenzügen einstellt, bei denen man die Mitgabe einer großen Zahl von Fahrern, Dienern und Marketendern nicht umgehen kann, welche dann in ernsten Augenblicken die Macht der Disciplin nur schwer zu erreichen und zusammenzuhalten vermag.

Da ich nach Allem, was mir mitgetheilt worden, überzeugt war, daß der Kampf des Tages einen glücklichen Ausgang für unsere Waffen genommen habe, so bezweifelte ich nicht, daß das 6. Corps noch in St. Privat sei, und forderte den Unter-Intendanten auf, seinen Wagenzug so bald wie möglich wieder einzuholen, ihn, wenn es nothig sei, zu ergänzen, aber sich Mühe zu geben, dem 6. Corps Lebensmittel zuzuführen, welches, wie ich wußte, solche mit Ungeduld verlangte. In diesem Augenblick sah ich den Escadron-Chef Lonclas vom Generalstab, Adjutant des Marschalls Canrobert, zugleich mit dem Capitain des Generalstabs De la Tour du Pin, Adjutant des Generals Ladmirault, ankommen. Diese beiden von ihren Vorgesetzten abgesandten Offiziere hatten sich zunächst in das Hauptquartier des Oberbefehlshabers begeben, bei welchem sie keinen Zutritt hatten finden können, und kamen nun, um Befehle einzuholen. Ich führte sie sofort zum Marschall, der seine Thüre hatte schließen lassen, um ohne unnöthige Störungen arbeiten zu können, und dem sie über die Vorgänge bei ihren beiden Corps Meldung abstatteten. Das 6. Corps hatte die Stellung, die es während des ganzen Tages vertheidigt hatte, räumen müssen, und der rechte Flügel des 4. Corps war genöthigt gewesen, dieser Bewegung zu folgen. Nun war es allein Sache des Oberbefehlshabers, ihnen andere Stellungen anzuweisen und Befehle zu ertheilen.

Haltung und Sprache beider Offiziere ließen zur Genüge erkennen, daß mir trotz der Tapferkeit und Standhaftigkeit der Truppen eine Niederlage erlitten hatten, deren Bedeutung in diesem Augenblick nicht bemessen werden konnte. Sie machten übrigens aus ihrer Unruhe kein Geheimniß, denn in dem Augenblick, als sie abgeschickt worden waren, hatte der Kampf noch nicht gänzlich aufgehört, und sie konnten nicht einmal sagen, wo ihre Truppen Halt gemacht hatten. Der Marschall hörte ihre Meldungen an, ohne Bewegung oder Ueberraschung zu verrathen, und beinahe ohne sich Zeit zum Nachdenken zu nehmen, bezeichnete er im Allgemeinen die neuen Stellungen, welche die Corps besetzen sollten. Als er die Niedergeschlagenheit der beiden Adjutanten bemerkte, forderte er sie auf, sich nicht zu beunruhigen, und setzte hinzu: „Diese Bewegung sollte morgen früh vorgenommen werden, Sie werden sie jetzt einige Stunden früher ausführen.“

Wir geben hierfür die Erklärung in folgenden Worten. In der Frühe dieses selben 18. August hatte der Marschall mir befohlen, daß Oberst Lewal

86 Gebhaid Ieinin in Vaimstadt.

vom Generalstab zu ihm kommen sollte, da er ihm einen Auftrag zu erteilen habe. Bald darauf erhielten die Corps-Commandeure den Befehl, ihre Unter-Chefs des Generalstabs um 10 Uhr Morgens an demselben Tage nach ClKtel-St. Germain zu schicken, um den Oberst Lewal bei einer Necognoscirung zu begleiten, welche die Punkte zu bestimmen hatte, die von den Corps, sobald der Befehl hierzu erlassen würde, besetzt werden sollten.

Diese Necognoscirung hatte kaum ihren Anfang genommen, als die Unter-Chefs des Generalstabs von dem Oberst Lewal ermächtigt wurden, zu ihren Corps zu eilen, um an der sich entspinrenden Schlacht theilzunehmen; der Letztere hatte jedoch nichts desto weniger allein die Necognoscirung, mit der er betraut worden war, fortgesetzt und Abends gegen 5 Uhr dem Marschall das Ergebniß seines Auftrags mitgetheilt. Die Anträge des Oberst Lewal waren angenommen und in einen Marschbefehl umgewandelt worden, der am Morgen des 19. August ausgeführt werden sollte. Die Ausfertigungen dieses Befehls sollten gerade fortgeschickt werden, als der Commandant Lonclas und der Capitain de la Tour du Pin von dem Marschall empfangen wurden, der also, nachdem er ihre Meldungen angehört, nur zu prüfen hatte, ob er Anlaß habe, die einige Augenblicke vorher von ihm unterzeichneten Befehle abzuändern oder nicht. Seine Entscheidung war schnell getroffen, wie wir gesehen haben, und in der Frühe des 19. August besetzten die Truppen die vorhin bezeichneten Stellungen. Der Commandant Lonclas und der Capitain de la Tour du Pin nahmen selbst die Befehle, welche das 6. und das 4. Corps angingen, mit; da jedoch die Nacht sehr dunkel war und sie mir erklärten, daß sie ihren Weg nicht allein finden würden, so gab ich ihnen Führer mit, welche sie in kurzer Zeit nach ihrer Bestimmung geleiteten.

Man fragt sich jetzt sehr natürlich, zu welchem Zweck Marschall Bazaine — der am Morgen des 18. August, erfüllt von Vertrauen auf die Stellung, die er seine Armee hatte einnehmen lassen, gar nicht befürchtete, an diesem Tage angegriffen zu werden, und der bestimmt versicherte, daß ein solcher Angriff, wenn er stattfände, siegreich von unseren Truppen abgewiesen werden würde — glaubte eine andere Stellung aussuchen lassen zu müssen, die hinter der von seiner Armee eingenommenen lag und durch die Forts von Plappeville und St. Quentin gedeckt war, aus der es jedoch für ihn schwieriger wurde, hervorzubrechen, um sich alsdann nach dem Innern Frankreichs zu wenden. Ich glaube nicht, daß der Marschall in irgend welcher Art jemals die Absicht ausgesprochen hat, sich mit seiner Armee in das verschanzte Lager von Metz einzuschließen; diese Absicht, wenn sie bestanden hat, erscheint sicher unvereinbar mit dem unbegrenzten Vertrauen, welches er in Betreff der Festigkeit der Stellung Nozerieulles — Amanvillers — St. Privat stets kundgegeben hat.

Hier sieht man sich einer Unconsequenz gegenüber, aus welcher man einen neuen Grund zu dem gegen den Marschall Bazaine erhobenen Vor-

Marschall Bazaine in der Schlacht von Gravelotte — 3t. privat. 8?

rourf hergeleitet hat, nämlich daß er schon bei seiner Commando-Uebernahme sich vom Kaiser habe dadurch unabhängig machen wollen, daß er eine Vereinigung mit demselben zur Unmöglichkeit gestaltete. Es steht mir nicht zu, hierüber eine Erörterung anzustellen, die ich für abgeschlossen erachte, allein es bietet sich mir dabei eine Gelegenheit, einen Charakterzug des Marschalls zu betonen, der mir noch nicht genug hervorgehoben worden zu sein scheint. Ich spreche von dem Mangel an Uebereinstimmung zwischen Wort und Handlung, nämlich von dem Mangel an Logik, die ich in den Thaten und den Worten des Oberbefehlshabers der Rhein-Armee wahrgenommen habe. War dies auf seiner Seite ein Gedächtniß-, Berechnungsfehler oder Gleichgiltigkeit? Ich weiß es nicht, und es liegt mir auch nicht viel daran, es zu wissen. Aber wie oft kam ich in die Lage, Verschiedenheiten zwischen seiner Sprache und seiner Handlungsweise festzustellen! Es waren bei ihm gewissermaßen natürliche Unconsequenzen, daß er am Morgen billigte oder verwarf, was er am Abend vorher verworfen oder gebilligt hatte, und daß er die Befolgung eines Grundsatzes außer Acht ließ, der kurz vorher von ihm als beherzigenswerth gerühmt worden war, und wobei er sich nichts Arges dachte.

Ich glaube nicht, daß ich Jemand zu nahe trete, wenn ich heute das niederschreibe, was Jedermann weiß. Marschall Bazaine war weder durch die Summe seines Wissens, noch durch sein militärisches Genie, noch durch die Höhe seines Charakters in der Lage, die Rhein-Armee aus der ungünstigen Lage zu bringen, in welcher sie sich befand, als er mit ihrem Oberbefehl betraut wurde. Es giebt übrigens in schmierigen Verhältnissen eine unerläßliche Eigenschaft, welche ihm gänzlich fehlte: er besaß in keiner Weise die Thatkraft des Befehls, er konnte nicht sagen: ich will und sich dann gehorchen lassen. Es mar ihm unmöglich, einen bestimmten und genauen Befehl zu ertheilen. Ich glaube auch ganz fest, daß, was er auch thun mochte, er in seinem Gemissen im Innern fand, daß die Lage und die Ereignisse über seine Kräfte gingen. Er erlag dem Gewicht dieser niederdrückenden Wahrheit. Da er keinen Führungsplan aufstellen konnte, so hatte er auch keinen genauen und klaren Zweck; so tastete er umher und wollte nichts in Gefahr bringen, indem er darauf wartete, daß die Ereignisse ihm einen neuen Horizont eröffneten, von dem er hoffte, daß er durch mehr oder weniger zweideutige Auskunftsmittel dahin gelangen könnte, wenn nicht feine Armee, so doch seine Person und seine Interessen in Sicherheit zu bringen. Hatte ihn bis dahin nicht das Glück über Erwarten begünstigt? Aus Mangel an Anderem hatte er sich dem blinden Zufall ergeben — und das ist die letzte Hilfsquelle für diejenigen, welche nicht mehr sich selbst vertrauen." Wir brechen hier ab, da wir die uns selbst gestellte Aufgabe als gelöst betrachten. Unser Zweck war, wie im Eingange angegeben, hauptsächlich der.

88 Gebhaid Zeinin in Daimstadt.

die Haltung des Marschalls Vazaine ini Laufe des entscheidenden Metzter Schlachttages, des 18, August, im Einzelnen klarzustellen. Die genauen Darlegungen des Chefs des Generalstabes der Rhein-Armee, des Generals Iarras, haben uns hierzu eine gute Handhabe dargeboten; sie haben aber zugleich dazu beigetragen, daß man jetzt ein weit sicherer begründetes Urtheil über die Befähigung des Oberbefehlshabers der Nhein-Armee fällen kann, als dies bisher nach den meistens nur einseitig verbreiteten Anschauungen und Mittheilungen möglich war.

Im Ganzen genommen, stimmen wir den Aussprüchen des Generals Iarras bei. Hiernach erscheint Marschall Vazaine keineswegs als ein begabter Truppenführer oder gar bedeutender Feldherr, denn sein Auftreten in der Schlacht vom 18. August war in vielen Stücken fehlerhaft. Er handelte unüberlegt und unentschlossen, seine Maßregeln waren unzweckmäßig und unverständlich, unvollständig und ungenügend, sein Mißerfolg war demnach nur das natürliche Ergebnih seines Auftretens. Wohl war er ein wackerer Haudegen, oder wie die Franzosen sagen, un don ^di-mir, ein tapferer Kämpfer, vielleicht auch ein tüchtiger Unterführer, allein der Aufgabe eines Oberbefehlshabers der Rhein-Armee war er nicht gewachsen. Dies geht aus der ganzen Darstellung des Verhaltens des Marschalls im Verlaufe der Schlacht, wie sie General Iarras uns gegeben hat, klar und deutlich hervor, und damit dürfte das Urtheil über seine militärische Befähigung, welches bisher noch mehrfach schwankte, endgiltig gesprochen sein.

Vaku, die Nische der Winde.
Ein kaukasisches Reisemoment,
von
Bernhard Stern.
— Wien. -

^er vor einem halben Jahrhundert das altberühmte Baku, „die Nische der Winde“, besuchte, fand dort eine scheinbar den, Untergang geweihte Stadt.

In der Mitte einer kleinen Bucht standen eingezwängt in enge Festungsmauern 800 morsche graue Häuser, deren Dächer mit Erdharz roh überzogen waren. Bloß einige Minarets und Schießtürme brachten Abwechslung in die abscheuliche graue Monotonie. In den 800 elenden Hütten und Häusern lebten kaum 4000 elende Perser, Tataren und Armenier.

Auf dem Meere sah man nur die häßlichen zweimastigen Fischtransportboote aus Astrachan und die schwarzen persischen Einmaster. Die letzteren brachten aus Ghilan und Masenderan Früchte, Reis, Seide, Baumwolle und fühlten Naphtha, Salz, Safran oder Waaren aus Porzellan und Glas zurück. Diese Waaren kamen alljährlich einige Male mit den Astrachanschen Schouten oder Fischtransportbooten, während Salz, Naphtha und Safran Erzeugnisse Bakus waren. Im Ganzen besaß Baku eine Flotte von 8 größeren Fahrzeugen mit einer Lastengröße von 24200 Pud und 36 kleineren mit einer Lastengröße von 52700 Pud.

Dem Uebrigen entsprechend war auch der Vazar — eine Doppelreihe offener Baracken aus faulem Holz — von großer Bescheidenheit. Reis, Früchte, gläserne, gußeiserne und Porzellanwaaren, Thee und Kaffee und hin und wieder Seide oder Baumwolle bildeten die hauptsächlichsten Umsatz-

ZO Reinhard Ztern in Wien.

artikel. In einigen Hütten hatten Schneider, Schmiede, Schuhmacher und Scherenschleifer recht primitive Werkstätten aufgeschlagen.

So war es vor einem halben Jahrhundert, so blieb es bis vor einem Jahrzehnt.

1879 aber, als die Stadt infolge des Aufschwunges der Petroleum-industrie sich schnell zu heben begann, finden wir in Baku bereits 15604 Einwohner, 23 Moscheen, 3 russische Kirchen, 18 Karawanserais, 39 Badeanstalten, 20 Lehrhäuser.

Und nun gar heute!

Beinahe 100000 Einwohner leben und streben, handeln und schaffen, lehren und lernen in Baku.

Der stolze Hafen ist übervoll von Dampfern und Dampferchen, von großen und kleinen Segelschiffen und Barken. Am Quai tummeln sich in ihren häusig höchst malerischen Trachten Vertreter aller Völker Europas und Asiens.

Der Vazar ist zu einem wahren Weltkaufhaus geworden, wo neben gewöhnlichen Handelsartikeln und Lebensmitteln die feinsten und kostbarsten Waaren der ganzen Welt aufliegen. Da finden wir Zucker aus den süd-russischen Plantagen, Thee aus China, Reis und Früchte aus Persien, einheimische Produkte: Weizen, eine großkörnige Gerstenart, Safran, welchen man mit Sesamöl zu platten Kuchen knetet, Naphtha, Wein, Baumwolle, Feigen, schmackhafte süße Melonen und Arbusen oder Wassermelonen, eine besondere Art langer rother, nur hier heimischer Zwiebeln und Opium. Zwischen diesen Gegenständen liegen wunderbare Seidenstoffe aus Nucha, Teppiche aus Kambagh, Polster und Decken aus Turkmenien und Bucharä, Diademe, Schleier und Gürtel aus Tiflis, Moskau und Isfahan; besonders in die Augen fallen jedoch die einheimischen Gold- und Silberarbeiten, die Becher, Teller und Krüge, welche geradezu entzückend sind. Und doch werden sie bloß mit den einfachsten Werkzeugen, mit Hammer, Meißel und Stichel gemacht.

Wie der Vazar im alten Stadttheil, so zeugen auch die prachtvollen Magazine und Paläste und die comfortablen Wohnungen in den neuen Straßen von dem Reichthum des heutigen Baku. Denn reich ist und immer reicher wird diese Stadt, in deren Naphthaindustrie allein, bei dem heutigen Stande schon, ein Kapital von 50 Millionen Rubeln steckt.

Baku hat aber auch eine außerordentlich günstige Lage. Die Bucht auf der Südseite der Halbinsel Apscheron, wo Baku 16 Meter unter dem Niveau des Schwarzen und 9,1 Meter über dem des Kasvischen Meeres liegt, bildet einen kreisförmigen geräumigen Hafen mit zwei Einfahrten. Hier finden die Schiffe bei den heftigsten Stürmen sichern Ankerplatz. In der geschütztesten Ecke liegt eine großartige mechanische Werkstatt für Trockendocks, welche der russischen Dampfschiffögesellschaft „Kaukasus und Merkur" gehört.

Vaku, die Nische der Winde. 9!

Das Klima ist im Verhältniß zu dem der anderen Küstenplätze am Kaspischen ziemlich günstig, aber an und für sich für Europäer manchmal unerträglich. Der Regenfall beträgt nur 23,4 nun im Jahre. Das Thermometer sinkt nie unter den Gefrierpunkt. Die Differenz zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur ist 20 bis 22° C., die mittlere Jahrestemperatur 14,3° C.

In und um Baku fehlt jeder Waldbestand, selbst von niedrigem Strauchholz ist nichts zu sehen. Aus diesem Mangel sind die große Trockenheit und die ununterbrochenen Winde von Nord und Süd zu erklären. Ein windstiller Tag gehört zu den größten Seltenheiten. Dieser Eigenthümlichkeit soll Baku seinen Namen verdanken — vom persischen Bād-Kubāh oder Badkubeh, Ort der wechselnden Winde, Nische der Winde.

Besonders in den Monaten Juli und August herrscht hier eine barbarische Hitze, welche Alles niederdrückt und erschläft. Es ist heute schwer zu begreifen, wie die Araber diese Gegend als ein „Rosenparadies“ bezeichnen konnten.

Dagegen ist die herrliche Aussicht, welche man um Baku hat, uneingeschränkt zu loben. Nach dem Meere und den nahegelegenen Inseln zu ist sie besonders reizvoll. Südlich und westlich erblickt man die Berge, Ausläufer des Kaukasus, welche dem Panorama Abwechslung verleihen und zugleich zur Kühlung der Luft manchmal etwas beitragen, indem sie von ihren Höhen kühle Winde ins Thal senden, um die trockenen, tropisch-heißen Süd- und Ostwinde, wenn auch nur für kurze Stunden, zu vertreiben.

Wie fast alle berühmten Städte im Kaukasus von Alexander dem Großen herrühren sollen, so schreibt man auch die Erbauung von Baku dem macedonischen Welteroberer zu. Doch ist dies durch nichts erwiesen.

Arabische Schriftsteller erwähnen die Stadt im zehnten Jahrhundert; sie soll damals 400 Jahre alt gewesen sein und den Namen Schabbah geführt haben. Eine Ueberschwemmung — nach Anderen ein Erdbeben — vernichtete sie, und nur einige geborstene Bauten mit runden Thürmen und kleinen viereckigen Fenstern, welche im Meere, 4 Meter unter der Oberfläche liegen und noch deutlich sichtbar sind, geben Zeugniß von ihrem einstigen Bestand.

Die Ueberschwemmung soll übrigens der Sage nach keineswegs durch ein Naturereigniß eingetreten sein. Zwei Aerzte leiteten einen Fluß aus sanitären Gründen nach Baku oder Schabbah. Die Kollegen aber entzweiten sich, und aus Haß durchbrach der Eine die Dämme.

Bald nach der Katastrophe bauten die Einwohner in höher gelegener Gegend eine neue Stadt, welche wegen ihrer Naphthaquellen den steten Zankapfel aller umwohnenden Völker bildete.

So gehörte sie bald den Chalifen, bald den persischen Schachs, bald den armenischen Königen. Auch die Türkei hatte mehrere Male die Oberhoheit über Baku.

92 Vernhaid Ltern in Wien.

Die Russen drangen zum ersten Mal 1723 in die Stadt, mußten sie jedoch 1735 wieder den Persem überlassen.

Der vom Schach eingesetzte Statthalter machte sich unabhängig. Einer seiner Nachfolger, Melik Mohammed Chan, unterlag indessen dem eroberungs-süchtigen Feth Ali Chan von Derbend, vermählte sich mit der Schwester des Siegers und überließ aus Blödsinn oder aus Furcht die Zügel der Negierung seiner Frau, welche dieselbe auch mit Klugheit und Würde zu führen wußte. Er selbst machte eine Wallfahrt nach Mekka, kam glücklich zurück, galt und lebte als ein halber Helliger und kümmerte sich nicht um sein Land und seine Familie.

Als Melik Mohammed Chan starb, hinterblieben seine zwei unmündigen Söhne, daher nach asiatischer Sitte der Bruder des Verstorbenen, Chan Tschan Bej, hätte folgen sollen. Dieser Herr schätzte aber seine Augen und seine Gesundheit höher als das wankende Thronlein von Baku, verzichtete auf die Regierung des Landes und erbat sich bloß einige Dörfer zur Be-
streitung seines Unterhaltes.

In Baku jedoch führte die Wittib des seligen Melik Mohammed Chan in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Feth Ali Chan von Derbend das Regiment...

Um jene Zeit kam der Reisende Neineggs dorthin. Er schildert das damalige Baku als eine in Form eines stumpfen Dreiecks gebaute schöne Stadt. Sie war mit einem Graben und dicken festen Mauern umgeben, auf denen einige Kanonen, „sogar auch Mörser“ lagen. Niemand verstand aber von diesen Mordinstrumenten Gebrauch zu machen. Die Häuser und besonders die Kaufhäuser lagen so nahe am Meeresufer, daß man die Schiffe vor ihren Thoren aus- und einladen konnte. Die Herrschaft des Chans von Baku erstreckte sich über 32 Dörfer, welche — im Gegensatz zu der von Bächen und Flüssen und jeder Vegetation entblößten Ebene um Baku selbst — ungemein fruchtbares Land besaßen. „Allein die Einwohner,“ fährt Neineggs fort, „genießen dieses großen Geschenks der Natur nicht, wie sie sollten, sie mißbrauchen es nach asiatischer Art, und in der Jahre Blüthe schon zeigt das gelbliche alternde Gesicht des Mannes die Schwäche und Entkräftung, die er sich aus Unmäßigkeit zuzog. Dennoch ist ihre fülle Geselligkeit bei diesem allgemeinen Uebel sehr rühmlich; nur daß sie zum Handel faul, mit dem Erworbenen geizig, und Einzelne bei dein geringsten Unternehmen furchtsam werden; deswegen pflegen sie auch ihren Handel und ihre Feldarbeit gemeinschaftlich zu besorgen. Selbst beim Umgraben ihrer Safranfelder?würde keiner eher Hand anlegen, wenn nicht alle Besitzer zugleich dasselbe thiiten; denn da die Pflanze nur fünf, höchstens sieben Jahre Nutzen bringt, so ertragen sie insgesmmt des letzten Jahres schwache Ernte, lesen zu gleicher Zeit die Zwiebeln aus den ausgepflügten Feldern und pflanzen mit vereinten Kräften neue Gärten an, aus welchen sie im ersten Jahre schon reichen Nutzen ziehen“

Vaku, die Nische der winde. 93

Der Wittwe des MM Mohammed Chan folgte Hussein Kuli, welcher der letzte Chan von Baku war. Denn als er verräterischer Weise den General Zizianoff ermorden ließ, wurde Baku 1806 von den Russen belagert und genommen. Hussein Kuli entwichte zwar der Strafe; sein Sohn aber fiel mit der Stadt in die Hände des Siegers, trat darauf in die Dienste des Zaren und brachte es bis zum General. Nebenbei war er ein sehr gelehrter Mann, welcher ein vortreffliches russisches Buch über die tatarischen Sprachen geschrieben und viel wichtiges Material zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker gesammelt hat. Er lebte noch 1850. Die Russen erkannten anfangs gar nicht die Wichtigkeit des neu gewonnenen Hafens. Durch einen Zufall wurde derselbe gleichsam erst entdeckt. Schemacha, die bisherige Hauptstadt der Provinz, wurde 1859 durch ein Erdbeben zerstört. In Folge dessen flüchteten die Einwohner und Behörden von dort nach Baku. Dieser Ort wurde nun an Stelle Schemachas Hauptstadt der Provinz und schwang sich von Jahr zu Jahr mehr empor. Seine gegenwärtige Blüthe aber begann mit der Ausbeutung seiner großartigen Naphthaquellen.

Das heutige Baku besteht aus drei Theilen: aus der alten asiatischen, der neuen russischen und der „schwarzen“ Stadt.

Die Straßen der alten Stadt oder Starngorods sind eng und schmutzig, durch die meisten kann nicht einmal ein Wagen passiren. Wagen, wie wir sie kennen, sind übrigens in Baku erst seit wenigen Jahren eingeführt. Früher bediente man sich dort nur der Pferde oder zweirädriger unbequemer Gestelle, Arba genannt.

Die Bezeichnung der Straßen ist in ganz Baku russisch und persisch; ein in Rußland seltener Fall, daß neben dem heiligen Russisch noch eine andere Sprache officiell geduldet wird.

Die Häuser der Eingeborenen kann man eher als Hütten bezeichnen. Sie sind niedrig und haben nach der Straße zu niemals Fenster. Die ganze innere Seite ist ein undurchsichtiges Gitterwerk. In demselben befinden sich jedoch einzelne Stücke, welche ausgehängt oder fortgeschoben werden können und so Thüren oder Fenster bilden. Glasfenster giebt es keine, ebenso fehlen Schränke, Betten, Tische und Oefen. Statt der letzteren findet man zuweilen Kamine, statt der Betten und Tische Divane, Teppiche und Kissen, statt der Schränke Nischen.

Besondere Merkwürdigkeiten der alten Stadt sind der Kis-Kalassi oder Lungfernthurm und der Bala Hissar, der vom großen Schach Abbas 1650 in arabischem Stil in: höchsten Theil der Stadt erbaute, jetzt unbewohnte und verfallene Palast der einstigen Chane von Baku.

Ehemals muh dieser Palast von stolzer Pracht gewesen sein. Seine Bauart ist wirklich merkwürdig. Die Muschelkalksteine sind so fest ineinandergefügt, daß man die Fugen kaum erkennen kann. Die Thüren und Fenster sind kunstvoll ausgehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert. Allerdings

Trust institutions.

- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)

- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1892:2.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 19:15 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 87](#)
- [Section 3 - 92](#)
- [Section 4 - 106](#)
- [Section 5 - 142](#)
- [Section 6 - 203](#)
- [Section 7 - 216](#)
- [Section 8 - 276](#)
- [Section 9 - 404](#)
- [Section 10 - 412](#)
- [Section 11 - 422](#)

Search in this volume

Search in this text

Vaku, die Nische der winde. 93

Der Wittwe des MM Mohammed Chan folgte Hussein Kuli, welcher der letzte Chan von Baku war. Denn als er verräterischer Weise den General Zizianoff ermorden ließ, wurde Baku 1806 von den Russen belagert und genommen. Hussein Kuli entwichte zwar der Strafe; sein Sohn aber siel mit der Stadt in die Hände des Siegers, trat darauf in die Dienste des Zaren und brachte es bis zum General. Nebenbei war er ein sehr gelehrter Mann, welcher ein vortreffliches russisches Buch über die tatarischen Sprachen geschrieben und viel wichtiges Material zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker gesammelt hat. Er lebte noch 1850. Die Russen erkannten anfangs gar nicht die Wichtigkeit des neu gewonnenen Hafens. Durch einen Zufall wurde derselbe gleichsam erst entdeckt. Schemacha, die bisherige Hauptstadt der Provinz, wurde 1859 durch ein Erdbeben zerstört. In Folge dessen flüchteten die Einwohner und Behörden von dort nach Baku. Dieser Ort wurde nun an Stelle Schemachas Hauptstadt der Provinz und schwang sich von Jahr zu Jahr mehr empor. Seine

gegenwärtige Blüthe aber begann mit der Ausbeutung seiner großartigen Naphthaquellen.

Das heutige Baku besteht aus drei Theilen: aus der alten asiatischen, der neuen russischen und der „schwarzen“ Stadt.

Die Straßen der alten Stadt oder Starngorods sind eng und schmutzig, durch die meisten kann nicht einmal ein Wagen passiren. Wagen, wie wir sie kennen, sind übrigens in Baku erst seit wenigen Jahren eingeführt. Früher bediente man sich dort nur der Pferde oder zweirädriger unbequemer Gestelle, Arba genannt.

Die Bezeichnung der Straßen ist in ganz Baku russisch und persisch; ein in Rußland seltener Fall, daß neben dem heiligen Russisch noch eine andere Sprache officiell geduldet wird.

Die Häuser der Eingeborenen kann man eher als Hütten bezeichnen.

Sie sind niedrig und haben nach der Straße zu niemals Fenster. Die ganze innere Seite ist ein undurchsichtiges Gitterwerk. In demselben befinden sich jedoch einzelne Stücke, welche ausgehängt oder fortgeschoben werden können und so Thüren oder Fenster bilden. Glasfenster giebt es keine, ebenso fehlen Schränke, Betten, Tische und Oefen. Statt der letzteren findet man zuweilen Kamine, statt der Betten und Tische Divane, Teppiche und Kissen, statt der Schränke Nischen.

Besondere Merkwürdigkeiten der alten Stadt sind der Kis-Kalassi oder Lungfernthurm und der Bala Hissar, der vom großen Schach Abbas 1650 in arabischem Stil in: höchsten Theil der Stadt erbaute, jetzt unbewohnte und verfallene Palast der einstigen Chane von Baku.

Ehemals muh dieser Palast von stolzer Pracht gewesen sein. Seine Bauart ist wirklich merkwürdig. Die Muschelkalksteine sind so fest ineinandergefügt, daß man die Fugen kaum erkennen kann. Die Thüren und Fenster sind kunstvoll ausgehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert. Allerdings

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

9H Vernhaid Ltern in Wien.

ist heute das Meiste verfallen und zerstört, der hohe viereckige Thurm zerbröckelt, und die ganze Außenseite zeigt fast keine Spur früherer Herrlichkeit. Dafür aber merkt man in den Resten der inneren Gemacher, welch ein Meisterwerk persischer Baukunst hier in Trümmern liegt. Besonders die große, mit herrlichen Arabesken reichgeschmückte Pforte ist bemundernswerth. Diese Arabesken sind so zart und fein und sinnig, daß sie wie durch Zauber versteinerte Spitzengewebe erscheinen.

Durch die Pforte gelangt man in einen schönen, geräumigen Vorhof und von hier in einen runden Saal, wo der Chan mit seinen Ministern Rath pflog, wo aber auch Gericht gehalten ward. In der Mitte dieses Saales befindet sich eine 18 Zoll breite Oefsnung, eine Art Verließ, welche vormals mit einer wegschiebbaren Säule bedeckt gewesen sein soll. Wenn die Hinrichtung eines zu Tode Verurtheilten geheim bleiben mußte, so nahm man die Säule weg, ließ den Verurtheilten an der Oefsnung niederknien und schlug ihm mit einem Säbel den Kopf ab, welcher in das Verließ fiel, ohne daß ein Blutstropfen den Boden netzte. Dann wurde auch der Rumpf hinuntertransportirt und man setzte die Säule wieder auf den schauerlichen Schlund. . .

Neben dem Palast befand sich noch vor wenigen Jahrzehnten der Schachbrunnen, aus welchem man ein vorzügliches Wasser schöpfte. Er war 96 Meter tief in den Felsen gehauen, und eine ziemlich steile Treppe mit mehreren hundert Stufen führte hinunter. Ob dieser Brunnen noch in Benutzung ist, weiß ich nicht. Das Wasser, welches ich in Baku trank, war elend, sandig, schmutzig und hatte unangenehmen Naphthageschmack. Da zog ich den prächtigen Landwein vor, der hinter dem von Bodenstedt so feurig besungenen Kachetiner nicht zurücksteht.

Unweit des Vala Hissar erhebt sich der Kis-Kalassi oder Lungfernthurm. Er hat 17 Meter im Durchmesser und 42 Meter Höhe. Ueber seine Entstehung berichtet eine Sage:

In dem altberühmten Baku lebte einmal ein grotzmächtiger Chan. Der großmächtige Chan hatte eine wunderschöne Tochter. In die wunderschöne Tochter des großmächtigen Chans verliebten sich viele großmächtige Herren, Fürsten ungeheurer Reiche, gewaltige, siegreiche Helden. Aber die Schöne von Baku schenkte keinem dieser Fürsten und Helden Gehör. Die Schöne von Baku hing ihr Herz an einen schlichten Jüngling von niederer Herkunft. Darob ergrimmte wohl der stolze Chan. Aber er liebte seine Tochter zu sehr, um sie zu strafen, und forderte sie deshalb in Güte auf, ihre Wahl unter den mächtigen Bewerbern schnell zu treffen. Besonders gern hätte er einen, allerdings alten, dicken und gebrechlichen, aber überaus mächtigen Fürsten zum Schwiegersohne gehabt. Die Prinzessin aber schwor: „Nur dann will ich mich diesem alten, dicken Fürsten vermählen, wenn am Ufer des Meeres ein Thurm ersteht, hundertmal so dick als der verschmähte Alte, zwanzigmal so hoch als der Speer des geliebten Jünglings. Erst auf

Vakn, die Nische der Winde. 95

der Spitze des Thurmes sei das Brautgemach." Und der Chan, dem die Partie mit dem reichen, alten Herrn sehr am Herzen lag, berief sogleich alle Arbeiter seines Reiches und ließ das Werk in Angriff nehmen. Er schonte weder Menschen noch Steine, bis der Thurm die gewünschte Höhe und Dicke hatte. Dann wurde auf der Spitze ein prächtiges Brautgemach hergerichtet und mit den wundervollsten Teppichen und Polstern geschmückt. Und nun stieg die Prinzessin hinauf. Von oben aber sprang sie in die Fluthen des Meeres. . .

Eine andere Version giebt noch an, daß der Chan selbst von sündiger Begier zu seiner schönen Tochter erfaßt war.

Die Bakuschen Tataren erzählen übrigens, daß dieser Thurm von den alten Bewohnern zum Schutz gegen die Truchmenen oder Turkmenen der kaspischen Ostküste erbaut wurde. Sie sind nämlich der Ansicht, daß die Westküste des Kaspi mit der Ostküste früher durch einen schmalen Landstreifen verbunden gewesen. Der Russe Kolotkiu hat in Astrachan einmal eine alte persische Karte gesehen, auf welcher dieser Zusammenhang tatsächlich klar bezeichnet war.

Der Thurm ist ganz rund, aus Muschelkalksteinen fest gemauert und nach der Meeresseite mit einer breiten vorspringenden Leiste versehen. Von dieser wird wahrscheinlich die schöne Chanstochter ihren halsbrecherischen Sturz gethan haben. An der inneren Wand des Thurmes führt eine steinerne Wendeltreppe zur flachen Spitze, wo jetzt eine Leuchthurmlaterne angebracht ist. Wer von den Schiffen, die heute diese Laterne als Zeichen sicherer Rast nach stürmischer Fahrt erblicken, denkt an die Geschichte von der schönen Prinzessin und ihren dicken alten Bewerber? . . .

Die neue Stadt, Nownjgoiod, hat breite Straßen, große freie Plätze, stattliche moderne Gebäude. Nahe dem Meere, an der südlichen Spitze der Bucht, erheben sich das Admiralgelände und das Hauptzollamt, Kasernen und Werkstätten. Im Innern der neuen Stadt befinden sich mehrere Kirchen, zwei oder drei schlechte Hotels, ein Gymnasium und ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen „zur heiligen Nina".

Die schwarze Stadt, Tschornygorod, ist die Stadt der Ravhthafabriken. Ueberall schwarze Mauern, schwarze Dächer, schwarze Schornsteine, aus denen Tag und Nacht Rauch und Funken aufsteigen. Und auch die ungepflasterten, unbeleuchteten Straßen starren von schwarzem Schmutz. Man merkt dem Ort sein schnelles Entstehen an. Vor wenigen Jahren war hier noch Wüste. Jetzt befindet sich da eine ganz mächtige Fabrikstadt. Aber die Bequemlichkeiten einer Stadt sind so gut wie gar nicht vorhanden. Selbst Krämerläden oder Eßwaarengeschäfte trifft man selten. Ich erinnere mich, daß ich mit meinem Bruder eines Brodlaibes wegen eine halbe Stunde durch entsetzlichen Koth wandern mußte. Und mein Bruder lebt dort schon seit Jahren und kennt Wege und Stege. Wie muß es erst einem Fremden ergehen. Die Verbindungen der schwarzen Stadt nüt dem eigentlichen Baku N»,d Und Süd. I.XIII., 1»?, 7

96 Velnlizard stein in Il)ien,

sind selbst heute noch recht dürftige. Jeder Fabrikdirector hält deshalb Pferd und Wagen. Lohndroschken bekommt man nur, wenn man sie extra herausbestellt hat, und eine Fahrt zur Stadt kostet drei bis fünf Rubel. Aerzte und Apotheken giebt es in Tschornygorod nicht, und das Herbeiholen derselben ist äußerst kostspielig. Längs der Meeresküste verkehren wohl einige kleine Dampfer von den Fabriken nach Baku, dieser Verkehr ist aber völlig ungenügend.

Interessant wie die Stadt selbst mit ihren Vauten und historischen Erinnerungen ist die Umgebung von Baku. Einige Werst von der Stadt befindet sich das „Wolfsthor“, eine Oeffnung in einem Felsen, durch welche man nach kurzer Wanderung zu einem ungeheuer düstern Thale gelangt. Nackte Felsen steigen empor, trübe Sümpfe ziehen sich endlos hin, grauenvolle Schluchten und Gräfte sperren ihre drohenden Schlünde auf . . . Und ringsumher kein lebendes Wesen, kein Vogel, keine Pflanze, nicht einmal ein geknickter Strauch, nicht einmal ein Wurm. Das Geringste thäte so wohl in dieser fürchterlich starren Oede . . .

Näher zur Stadt, hundert Schritt vom Meeresufer entfernt, ist eine kleine Moschee mit einem halbverfallenen zierlichen Minaret. Das ist die Moschee der Fatimeh, der Enkelin des Propheten, welche der arabischen Dynastie der Fatimiden den Namen gegeben und in der Verbannung hier gestorben. Ueber ihrem Grabe wurde diese Moschee erbaut, welche seit jeher bis in die Gegenwart ein Wallfahrtsort für unfruchtbare Frauen blieb. Jede, die zu Fuß hierher pilgert, sieht in kaum Jahresfrist ihre Hoffnung erfüllt . . .

Verühmt war einst der Feuertempel bei Vaku; an seiner Stelle stehen heute die Naphthafabriken — wo einst die schwärmerischen Feueranbeter an-dächtig gekniet, wirthschaftet heute der materielle Handelsgeist der Europäer...

Diana von Ooitiers.
Novelle

VON

— leipzig, —

Wer unter euch ohne Sünde ist,
der werfe den ersten Stein auf sie.

Der König hatte soeben die Tafel aufgehoben, und die kleine, aber glänzende Hofgesellschaft, welche an diesem Septembernachmittage zu Fontainebleau versammelt war, begab sich in den Festsaal des Schlosses, um das große Gemälde in Augenschein zu nehmen, mit welchem der Bologneser Primaticcio auf Heinrichs Geheiß die so lange freigebliebene und mit einer flandrischen Gobelintapete behangene Wandfläche geschmückt hatte.

Pagen stellten eine Reihe Sessel im Halbkreise vor den noch verhüllten Kunstwerke auf. Der König ließ sich auf dem mittelsten derselben nieder, zu seiner Linken die Königin; der Sessel zu seiner Rechten blieb indeß noch eine Zeitlang unbesetzt. Auch die Herren des Hofes, mit Ausnahme des königlichen Leibarztes Wilhelm Cov, eines Deutschen, der sich durch eine unglaubliche Unbefangenheit in Sachen der Etiquette auszeichnete und der dem Oberhofceremonienmeister manche bange Stunde verursacht hatte, standen in kleinen Gruppen umher und nahmen erst Platz, als eine Dame von stattlichem Aeußeren und fein geschnittenem Antlitz sich zur Rechten des Königs niedergelassen hatte. In lebhafter Unterhaltung mit einem Herrn der Gesellschaft war sie eingetreten, oft mit silberhellem Lachen das fremdländisch betonte Französisch ihres Begleiters unterbrechend. Jetzt berührte sie, noch immer lachend, mit ihrem zierlichen Fächer die Schulter des Königs.

?*

98 Julius R. Haarhaus in Leipzig.

„Denken Sie sich, Sire," sagte sie, „Don Enrique; erzählt nur soeben, daß am Hofe von Navarra das Amt des Oberstallmeisters, des Obermundschenken und des Siegelbewahrers in einer Person vereinigt ist!" —

Die Dame, der diese kleinen Verhältnisse im Gegensatze zu dem außerordentlich großartig organisirten Hofe, an dem sie selbst den größten Theil ihres Lebens zugebracht hatte, so merkwürdig vorkamen, war Diana von Poitiers, die Geliebte des Königs. Als junge Wittwe des Marquis de Brézé, Grobseneschalls der Normandie, hatte sie schon durch ihre wunderbare Schönheit und vielleicht noch mehr durch ihren Geist die Aufmerksamkeit Franz' des Ersten auf sich gelenkt, war an den Hof gezogen worden und hatte daselbst einen Einfluß erlangt, mit dem die Ministerien von Madrid und London, der Sultan, der Papst und die Signorie von Venedig rechnen mußten. Jetzt stand sie nicht mehr in der Blüthe der Jugend, aber ihre Augen, vor deren Feuer die Herzen zweier Könige von Frankreich capitulirt hatten, strahlten mit ungetrübtem Glanze, und die schlanke hohe Gestalt, die den Meißel eines Jan Goujon, den man den „französischen Phidias" nannte, zu jenem unvergleichlichen Marmor-Bilde der Diana mit dem Hirsche begeistert, hatte ihr Ebenmaß und die Geschmeidigkeit der Bewegungen bewahrt.

Jetzt schweig sie und ließ den Blick über die Versammlung nach der Seite des Saales hinschweifen, wo ihr Begleiter von vorhin — es war Don Pedro Enriquez de Herrera n de los Rios, Graf von Muruiedro, Gesandter Karls des Fünften beim allerchristlichsten Könige — mit der schönen Herzogin von Manenne ein Gespräch begonnen hatte.

Der Spanier lehnte mit dem rechten Arme am Simse des Kamins, die Linke ruhte im silbernen Korbe des langen Degens, und seine Gestalt, an der nur die schüsselförmige Halskrause und die Kette des goldenen Vließes das gleichmäßige Schwarz der Kleidung unterbrachen, hob sich scharf von der blendend weißen Täfelung ab.

Primaticcio, der Maler — man nannte ihn bei Hofe nach seiner Vaterstadt einfach „Bologna" — traf mit zweien seiner Gehilfen Anstalten, den Vorhang, der das Bild verbarg, zu beseitigen. Er hatte Leitern herbeibringen lassen und ordnete die Schnüre, an denen die Leinwand emporgezogen werden sollte. Es entstand eine kleine Stockung in der Unterhaltung, über die der König jedoch geschickt hinwegzuhelfen verstand, indem er Pierre de Ronsard, den Hofdichter, hervorrief.

„Mein Freund," sagte er, „es fällt mir auf, daß Ihr uns gar lange keine Proben Eurer Kunst gegeben habet. Sehet, meine Maler, meine Baumeister wetteifern darin, mir zu Diensten zu sein, Bologna und Niccolo del Abbate haben diesen Saal mit Bildem ausgeschmückt, und Jean Cousin hat die Farben seiner Palette nicht geschont, unsere Gemächer mit Schildereien zu zieren. Aber Ihr thut nichts zu unserer Erheiterung, Ihr spendet uns nicht das kleinste Madrigal, nicht das kürzeste Epigramm; es scheint, daß Euch die Thaten der Könige von Frankreich nicht bedeutend genug, daß Euch

Diana von Poitiers. 9^

der Flor der Damen, die unseren Hof schmücken, nicht schön genug erscheint, um durch Eure Verse gefeiert zu werden."

Der Angeredete, ein Jüngling mit etwas leidendem Gesichtsausdrucke, dessen Wesen und Auftreten trotz seiner Jugend eine gewisse scheue Unterwürfigkeit verrieth, die wundersam mit Selbstgefälligkeit gepaart war, ließ sich vor dem Könige aufs Knie nieder und entgegnete:

„Wie soll ich Eurer Majestät danken, daß Sie mich eines Blickes würdigen? Was würde ich darum geben, wenn meine bescheidene Kunst auch nur für einen Augenblick ein Lächeln auf das Antlitz meines Königs zaubern könnte! Aber wohlan! Ich will versuchen. Eurer Majestät zu Diensten zu sein, Sire, wenn Sie befehlen, müssen auch die Musen, die sich wir, ach, so oft widerspenstig zeigen, gehorchen!"

Er erhob sich, trat einige Schritte zurück, wies mit der Linken auf die Cartouche der Wand, welche das Monogramm Dianens vereint mit dem des Königs und darunter ihr Wappen — die Mondsichel — zeigte, legte die Rechte auf die Brust und begann:

„Clement Marot hat einst in si'chcn Weisen
Ten Ruhm der keuschen Göttin uns verkündet.
Die scgeiispndend unscrn Kieis beglückt.
Von der ein Lächeln schon das Herz entzückt,
Weil Schönheit sich m ihr mit Geist verbündet!
O Fontllincblcau, wie hoch darfst du dich preisen!
Dir scheintet Sonn' und Mond zur gleichen Stunde,
Und so beschämst du selbst des Himmels Saal,
Denn hier bcälänzt der Königssonne Strahl
Mit Lunas Licht vereint die Tafelrunde!"

Der Dichter trat wieder vor und verneigte sich gegen den König und Dianen, die ihn indes kaum eines Wortes würdigten und nur mit dem Gesichtsausdrucke von Leuten lächelten, welche daran gewöhnt sind, täglich eine bestimmte Anzahl Schmeicheleien anhören zu müssen.

Inzwischen hatte der Maler mit seinen Gehilfen die Hülle des Bildes beseitigt und war zur Seite getreten, um die Wirkung zu studiren, die sein Werk auf den König und dessen Geliebte ausüben würde. Die Damen und Herren des Hofes schwiegen, sei es, weil der Eindruck des Bildes ein zu gewaltiger war, sei es, daß man erst abwarten wollte, wie das Gemälde Seiner Majestät zusagen würde, um dann mit desto größerer Sicherheit ein Urtheil abgeben zu können. Die Wandfläche war geschickt ausgenutzt, im Vordergrunde stand die Göttin der Jagd in aufgeschürztem Gewände, an der Seite den Köcher, den Bogen in der Hand, und von Hunden umgeben. Ihr Antlitz trug unverkennbar die Züge der königlichen Freundin.

Weiter nach der Mitte zu, wo ein Waldquell sich zu einem kleinen Weiher erweitert zu haben schien, gewahrte man eine Gruppe badender Nymphen, und im Hintergrunde kämpfte der Lauscher Aktiion, auf dessen

^00 Julius R. Haarhaus in Leipzig.

Stirn Diana zur Strafe für seinen Frevel ein Hirschgeweih sprießen ließ, mit den eigenen Hunden.

Der König erhob sich und trat an das Bild heran, zog sich aber sogleich wieder zurück, da er bemerkte, daß die Wirkung des Gemäldes auf eine größere Entfernung berechnet sei. Er schritt auf den Maler zu und ergriff seine Hand.

„Bologna," sprach er, „unsere Erwartungen sind übertroffen, Ihr habt zu unserer vollen Zufriedenheit gearbeitet!"

Die Herren des Hofes hatten den König nicht aus den Augen gelassen, und jetzt, als sie bemerkten, wie dieser mit dem Künstler in die Nische des Fensters trat und den Vicomte d'Orbec, den Schatzmeister des Hofes, herbeirief, dem er einen Befehl zu ertheilen schien, glaubten sie mit ihrem Lobe nicht länger zurückhalten zu dürfen. Jeder fand neue Vorzüge und lobte die Theile der Darstellung, die seinem Interesse am nächsten lagen.

Vicomte de la Fayette, der Oberjägermeister, rühmte die tresslich gemalten Hunde, während der Herzog von Montmorency, der alte Kriegermann und Waffenfreund, Bogen und Köcher der Göttin, die ihn an einige sarazenische Beutestücke seiner Sammlung erinnerten, mit Kennerauge musterte. Der Kardinal von Lothringen widmete seine Aufmerksamkeit den Nymphen, die er äußerst naturgetreu fand, obgleich er beim Leibbarzte auf Widerstand stieß, der dem Maler in wenig zarter Weise eine überaus mangelhafte Kenntniß der Anatomie vorwarf.

Diana von Poitiers fand das Gemälde leidlich, am wenigsten gefiel ihr das eigene Ebenbild, bei der sie Haltung und Mienen als zu wenig göttlich bezeichnete. Vielleicht wollte sie hierdurch die Schmeicheleien von sich abwenden, mit denen die Herren sie zu überschütten begonnen hatten. Am schweigsamsten blieb die Königin. Da trat Coligny, der junge Obergeneral der Armee, auf sie zu und begann:

„Eure Majestät schenken dem Bild keine Beachtung, und gerade Sie sind es, der es in diesem Kreise am ehesten zukäme, ein Urtheil abzugeben. Der Name Ihrer Familie ist mit Mein, was die Kunst betrifft, eng verknüpft; die Medici dürfen stolz darauf sein, die Protectoren alles Schönen und Edlen genannt zu werden!"

Katharina blickte auf und maß den Sprecher mit einem leidenschaftlichen Blick.

„Coligny!" sagte sie, „wenn die Medici stolz sein dürfen, so sind sie es darauf, daß sie der rechtgläubigen Kirche zwei Päpste geschenkt haben und daß sie jederzeit denjenigen verabscheuten, der in thörichtem Frevelmuth an den bewährten Dognien unseres Glaubens zu rütteln wagte!"

Sie erhob sich und zog sich in die Bibliothek zurück, in der sie den größten Theil des Tages zu verbringen pflegte. Auch der König verließ den Saal, um sich, wie er fast täglich that, mit den jüngeren Herren seiner Umgebung beim Ballspiele zu vergnügen. Die Zurückgebliebenen schauten

Viana von sioitieis, ^Oj

sich um Diana, die noch keine Miene machte, den Saal zu verlassen, und man beehrte Jacques Amyot, den gelehrten Erzieher des jungen Dauphin, mit dem Auftrage, der kleinen Gesellschaft eine genaue Erklärung des Mythos zu geben.

„Wir wissen,“ begann der berühmte Uebersetzer des Plutarch, „daß den Alten Diana als die keuscheste der Göttinnen galt; leidenschaftslos steht sie im Kreise der olympischen Götter, ihr Sinn ist kalt wie das Licht des Mondes, der ihr Attribut ist.“

Die Wittve des Großseneschalls hatte den Spanier scharf beobachtet. Sogar jetzt noch, da alle anderen schweigend den Worten des Gelehrten lauschten, führte er mit der Herzogin eine leise, aber lebhaft Unterhaltung. Sein bleiches Antlitz blieb unverändert, nur um den schmalen Mund zuckte von Zeit zu Zeit ein spöttisches Lächeln. Jedesmal, wenn das junge, schöne Weib zu ihm emporschaute und dem Blicke seiner schwarzen Augen begegnete, überfluthete ihre Wangen ein dunkles Roth. Kein Zweifel, daß hier ein erregtes Herz das warme Blut unter der weißen Haut zu schnelleren Wogen antrieb! Diana wußte genug. Sie sah, daß der Spanier der Herzogin nicht gleichgiltig war, sie las auf ihren Zügen den Ausdruck reinsten Glückes. Da siel ihr ein, wie sie selbst ihr ganzes Leben hindurch nach diesem Glücke gedürstet und wie das eigene kühle Herz sie jedesmal von der Pforte des Paradieses zurückgescheucht hatte. Und diese Mayenne, dieses geistlose Geschöpf, das nichts besaß, als eine schöne Larve und einen leicht erregten Sinn, sollte es ihr zuvorthun, sollte glücklicher sein als sie? Ein grenzenloses Verlangen, die Seligkeit der Arglosen zu vernichten, stieg in Dianens Innern empor. Jetzt ward ihr klar, daß sie ja vollkommen dazu berechtigt sei. War die Herzogin nicht seit dem letzten Hoffeste im Louvre zwischen sie und den König getreten? Sie wunderte sich, daß ihr jetzt erst dieser Gedanke kam. Ein Weilchen sann sie nach. Da tönten die Worte Nmyots an ihr Ohr: „Nach keinem Manne trug die Göttin je Verlangen, und unerbittlich strafte sie den, der ihr zu nahe trat, der mit begehrlchem Auge ihren jungfräulichen Leib streifte.“ —

Diana horchte auf. „Nach keinem Manne trug sie je Verlangen!“ Die Worte paßten auch auf sie. Ihr mar das stärkere Geschlecht, das sich so leicht durch Weiberlächeln und Weiberthränen regieren läßt, stets unendlich verächtlich gewesen. In früheren Jahren hatte sie die Freundschaft bedeutender Männer gesucht, aber nur zu bald hatte sie sich davon überzeugen müssen, daß diese ihr selbst nicht ebenbürtig waren trotz des Doctorhutes und des gelehrten Plunders, den sie statt »eines gesunden Hirnes darunter trugen. Andere wiederum waren ihr begegnet, die in ihr nur das schöne Weib sahen, deren Herz unter ihren Blicken wie Zunder brannte. Zwei, drei Tage hatte sie Gefallen daran gefunden, aber dann waren ihrem kühlen, klaren Verstande die Schmeicheleien, die ihrem Körper galten, wie Beleidigungen vorgekommen, und ein einziger zürnender Blick ihres lebhaften Auges hatte die Frechen ver-

^02 — Julius R, Haarhaus in Leipzig.

scheucht. Und dennoch gelüstete sie danach, Don Enriquez der Herzogin abspenstig zu machen! Nicht als ob ihr an diesem bleichen Spanier, dessen Herz ebenso kühl zu sein schien wie das ihre, etwas gelegen hätte, o nein, denn was hätte er, der nichts sein eigen nannte, als ein halb verfallenes Schloßchen auf der staubigen Hochfläche von Castilien, dem Weibe bieten tonnen, zu dessen Füßen Könige gelegen hatten? Von seinen geistigen Vorzügen hatte er auch noch keine Beweise geliefert, und das weiße Gesicht mit dem sorgfältig nach aufwärts gebürsteten Värtchen und dem kurz geschorenen Haar kam ihr unendlich langweilig vor.

Aber die Mayenne sollte unglücklich werden! Warum hatte die Thörin auch ihren, der Allmächtigen, Haß heraufbeschworen? Wieder klang mitten durch des Gelehrten Rede das helle Lachen der Nebenbuhlerin. Da beschlich Dianens Herz ein leises Gefühl des Mitleids mit ihrem Opfer, sie fagte sich selbst, daß in diesem Kampfe die Waffen ungleich seien, denn was vermochten die Reize der Herzogin gegen ihre Schönheit, die „mit Geist verbündet“ war, wie vorher Pierre Ronsard in seinen Versen behauptet hatte? Allein ihr Entschluß war gefaßt, sie erhob sich und trat auf die Plaudernden zu. Da hörte sie, wie der Leibarzt des Magisters Rede unterbrach.

„Ihr scheint vergessen zn haben,“ sagte er, „daß jedes Weib in seinem Leben einmal geliebt haben muß, und daß auch Euere Göttin von dieser Schwäche nicht frei war. Vergaßet Ihr nicht die Geschichte von Endpmion?“

A»n)Ot lächelte verlegen; allein er faßte sich rasch. „Jede Ausnahme,“ erwiderte er, „bestätigt, wie die Grammatiker sagen, die Regel.“

„Ihr könnt Euch darauf verlassen,“ fuhr der Deutsche fort, „daß ich die Weiber kenne. Lieben müssen sie alle einmal, bei der einen kommt's früh, bei der anderen spät, aber ganz ohne Liebe kann keine leben!“

„Ihr irrt, Meister Cop,“ wandte sich jetzt Diana an den Deutschen, „sehet mich au, auf mich paßt Euere Regel nicht! Als dreizehnjähriges Mädchen, das von Liebe noch nichts wußte, ward ich dem Seneschall vermählt, und ohne Liebe bin ich seitdem geblieben!“

„Und was war es, das Ihr für den todten König empfanDET, und was ist's, das Ihr für den lebenden empfindet?“ fuhr der Leibarzt fort.

„Versteht Ihr so wenig Freundschaft von Liebe zu unterscheiden?“ entgegnete Diana, „denkt Ihr etwa, daß ein anderes Gefühl als Freundschaft sich vom Vater auf deu Sohn übertragen ließe? Soll ich Ench offen sagen, was mich veranlaßte, mein stilles Anet mit dem Lärm des Hofes zu vertauschen? Wahrlich nicht die Liebe! Nein, es war die Eitelkeit. Ich wollte der Welt zeigen, wie stark ein Weib sein kann, ein Weib, das Ihr als schwach zu verspotten liebt. Und ich glaube, ich habe den Menschen gezeigt, was ein Weib vermag!“

„Also Ihr habt nie geliebt?“ fragte der Leibarzt, ohne sich durch Dianens wachsenden Uninuth einschüchtern zu lassen.

„Ich wiederhole es Euch, ich liebte nie!“

Diana von poitiers. ^03

„Dann werdet Ihr noch lieben!“

Die Gesellschaft lachte, soweit die Furcht, die man am Hofe von Fontainebleau vor der königlichen Freundin hegte, eine derartige Aeußerung des inneren Behagens zuließ.

Der spanische Gesandte hatte sich von der Herzogin 'abgewandt und mit steigendem Interesse die Wittve des Seneschalls beobachtet. Jetzt sprach er mit ihr. Die Herzogin, auf der in diesem Augenblicke Dianen» Auge ruhte, schien mit jenen: wunderbar feines Gefühl, das nur den Frauen eigen ist, die Gefahr zu empfinden, die ihrer jungen Liebe drohte. Aber wie wäre es möglich gewesen, das schöne, kluge Weib in den Augen des Spaniers herabzusetzen? Ja, sie war schön, das ließ sich nicht bestreiten, sie war klug, sehr klug! davon wußten die auswärtigen Eabinette zu berichten, doch halt! sie war nicht mehr jung! nein, sie war nicht mehr jung! Es galt, den Schleier zu zerreißen, den die Künste der Toilette und die Energie des Willens, die selbst den eigenen Körper unterjocht, über Dianens Lebensjahre gesponnen hatten. Sah denn der Spanier nicht, daß sich um ihre Mundwinkel schon feine Fältchen legten — besonders jetzt, da sie lachte? War er so blind, daß er nicht bemerkte, wie sich durch das volle wellige Haar hier und da schon graue Herbstfäden zogen? Nein, er sah es nicht, er sah nur die leuchtenden Augen und die Lippen, schmal und roth wie die Knospen der Granatbäume seiner Heimat, er hörte nur ihre helle wohltonende Stimme und staunte über die Aeußerungen eines ungewöhnlichen Geistes. Aber er mußte sehend gemacht werden!

„Denkt Euch,“ sagte die Herzogin von Mayenne zu ihrer Rivalin, „der Gr«f hat in feinem Gefolge einen jungen Navarro, einen Sohn jenes Navarro, der vor Jahren im italienischen Kriege umkam, er starb im Gefängnisse eines gewaltsamen Todes — Ihr werdet Euch des Ereignisses wohl noch entsinnen, obwohl es schon lange her ist!“

Diana hatte die Absicht der Herzogin, auf ihr Alter anzuspielen, sofort erkannt.

„In der That, meine Liebe,“ erwiderte sie lächelnd, „mein Gedächtniß läßt mich nicht im Stiche, es geschah im selben Jahre, in welchem ein Mayenne mit vier Fähnlein Florentiner Hilfsvolkes zu den Kaiserlichen überging und zwei Monate später auf dem Castell von Mailand gehenkt wurde!“

Diese unerwartete Wendung des Gesprächs hatte die von Diana gewünschte Wirkung. Die Herzogin ward vollständig verwirrt, sie blickte zur Erde nieder und spielte mit zitternder Hand an der breiten Silberschnalle ihres Gürtels. Die Gegnerin weidete sich einen Augenblick an ihrem Anblick, dann wandte sie sich lächelnd dem Spanier zu und bat ihn, sie zur Gesellschaft zurückzuführen.

Man stritt darüber, ob eine Freundschaft zwischen Mann und Weib möglich sei. Der Deutsche schien sich besonders lebhaft bei dieser Unterhaltung zu betheiligen. „Und ich bleibe dabei,“ sagte er, daß solch' eine Freundschaft

>UH Julius R. Kjaaihaus in Leipzig.

undenkbar, unmöglich ist! Die Freundschaft wird sich immer, wenigstens auf einer Seite, in Liebe verwandeln und aufhören Freundschaft zu sein!"

„Was versteht Ihr überhaupt unter Freundschaft?" warf ein Anderer dazwischen.

„Ich nenne Freundschaft das Ineinanderaufgehen zweier Seelen, den Zug des Herzens, der uns keine Opfer scheuen läßt, wenn es gilt, den Anderen zu fördern, zu retten, zu erhalten," behauptete der Kardinal.

„Das wäre gleichbedeutend mit Liebe," entgegnete Coligny, „wenigstens, glaube ich, wird eine Freundschaft von folcher Opferfreudigkeit auf Erden nicht zu finden sein. Nein, ich nenne Freundschaft jenes Gefühl geistigen Einverständnisses, das Interesse an den Gedanken und dem Streben eines Anderen und die stille Freude an seinen Erfolgen — mai« cela n'oblißk 5 risn!" So blieb die kleine Gesellschaft beisammen, bis die hereinbrechende Dunkelheit sie aus dem großen Saale in die Privatgemächer verscheuchte.

Genau ein halbes Jahr nach jenem Tage lockte der warme Märzhauch Dianen ins Freie. Sie schritt durch die breiten Wege des Gartens dahin und wollte die neue Nereide beschauen, mit welcher der vielseitige Jean Cousin die Quelle des Parkes geschmückt hatte. Da begegnete ihr der Spanier. Er schritt mit förmlichem Gruße vorüber und verneigte sich, als begegne er seinem Herrn und Gebieter auf einem der endlosen Corridore des Madrider Schlosses. Sie blieb stehen und sah ihm nach. Vielleicht dachte sie an das letzte Banket, wo er sie wieder vernachlässigt und fast nur mit der Herzogin in seiner lebhaften Weise geplaudert hatte.

„Don Enriquez," redete sie ihn jetzt an, „ich wünsche, daß Ihr mir ein wenig Gesellschaft leistet. Kommt zurück und lasset uns zusammen durch dm Park gehen!"

Der Spanier gehorchte. Aber dein scharfen Blick Dianens war es nicht entgangen, daß er es mit einem gewissen Widerstreben that. Ihre Bemühungen, den kühlen Mann zu fesseln, waren also noch immer vergeblich geblieben. Hätte er sonst nicht jubelnd an ihre Seite fliegen müssen? Diese Kälte empörte sie. Sonst hatte ein Wink von ihrer weißen Hand genügt, um die Männer zu ihren Füßen liegend zu machen, aber mit diesem Spanier schien sie kein leichtes Spiel haben zu sollen. Das mußte er, büßen! Sie hatte schon viele ihrer Künste an ihn verschwendet — umsonst! Sie hatte ihn: jenen Blick zugeworfen, der den Marquis von Saint-Aulaire wahnsinnig gemacht und den jungen Herzog von Ossuna in die Seine getrieben, allein er hatte keine andere Antwort darauf gehabt, als jenes überlegene Lächeln, das sie schon am ersten Tage seiner Bekanntschaft bei ihm wahrgenommen. O, sie hätte ihn für dieses Lächeln züchtigen können! Und doch — im Geheimen mußte sie sich gestehen, daß sie sich über diesen Mann nicht lustig machen könne.

Diana v«n sioitiers. ^05

wie über die anderen seines Geschlechts, es lag etwas in seinem Wesen, das ihr eine Art von Achtung einflößte. War es sein Aeußeres? Nein! Sein Antlitz war kaum interessant zu nennen, und den wohlgeformten, geschmeidigen Körper hatte er mit allen seinen Landsleuten gemein. War es sein Geist? Freilich gebot er über ein umfangreiches Wissen, er hatte in den dämmrigen Hörsälen Salamankas zu Antonio de Lebrijas Füßen gesessen und Dank seiner diplomatischen Laufbahn sieben Sprachen sprechen gelernt. Aber was wollten Katheder-Weisheit und Grammatik gegen den beweglichen Geist eines Weibes bedeuten, das die Kunst verstand, die Menschen zu durchschauen, und das die Wandelungen des Lebens kannte wie kein zweites? Wenn Diana länger darüber nachdachte, was den Gesandten in ihren Augen vor allen anderen Männern auszeichnete, so mußte sie sich sagen, daß es die kühle Gemessenheit seines ganzen Wesens, daß es die starre Kälte des Herzens war, die sie bisher als Privileg für sich in Anspruch genommen hatte. Allerdings, in einem Punkte war er ihr sogar überlegen, in der Kunst, die Gefühle zu verbergen, die sein Inneres bewegten. Hätte sie dort lesen können, wie sie im Herzen der Höflinge zu lesen pflegte, so würde sie wahrgenommen haben, daß in der Brust des Spaniers, des verwöhnten Lieblings der Damen von Madrid, ein grenzenloser Ehrgeiz jedes andere Gefühl überwuchert und erstickt hatte.

Die Gunst seines Kaisers, die Auszeichnung vor den Sprossen der anderen castilischen und aragonischen Geschlechter, die unter Karl dem Fünften zu neuem Ansehen gelangt waren, das war das Ziel seines Strebens, und mit seltener Ergebenheit und Beharrlichkeit verstand er diesem hohen Ziele alle anderen Wünsche unterzuordnen.

Die Neiden schritten eine kleine Welle schweigend nebeneinander dahin. „Jetzt wird's schön in Fontainebleau," begann Diana, „sehet, drüben die Buchen fangen schon an grün zu weiden, und dort die Kastanien haben über Nacht ihre jungen Blätter ausgebreitet."

„Um so schlimmer für mich," entgegnete ihr Begleiter und beobachtete sie scharf, „um so schlimmer für mich, der ich dies entzückende Fleckchen Erde bald wieder mit dem langweiligen Madrid vertauschen muß!"

„Ihr wollt uns verlassen?" fragte Diana schnell, und es gelang ihr nicht, die Ueberraschung zu verbergen, die seine Worte in ihr hervorgerufen hatten. Aber sie fühlte selbst, daß sie sich schlecht bemeistert, und um ihm den Gedanken zu nehmen, als sei ihr selbst an seiner Anwesenheit gelegen, fügte sie lächelnd hinzu: „Wie wird die arme kleine Herzogin solches über» leben? Doch warum wollt Ihr so plötzlich fort?"

Bei dem Namen der Herzogin hatte der Spanier unbewußt die Liuke an die Tasche seines Gürtels gelegt, eine Bewegung, die seiner Begleiterin nicht entgangen war.

„Man hat beim Kaiser eingesehen, Madame," sagte er zögernd, „daß meine Gegenwart in Fontainebleau überflüssig ist. Es scheint, daß der König

^06 ---- Julius R, Haarhaus in Leipzig.

dein Kaiser nicht mit der Ehrlichkeit begegnet, die unser Entgegenkommen verdient hätte. Wir haben unsere Truppen bis auf einige kleine Castell-Ne-satzungen aus Italien zurückgezogen, wir haben den Engländern unsere Ga-leeren nicht gesandt, wir haben, wenn auch mit Widerstreben, die Unabhängigkeit des Königreiches Navarra anerkannt. Das Alles hätte den Hof zu Fontaine-bleau von den friedlichen Absichten meines kaiserlichen Herrn überzeugen müssen. Aber man traut uns nicht. Statt die Heere aus Piemont und Savoyen fortzunehmen, werden immer neue Milizen in diesen Ländern zusammenge-bracht, erst kürzlich ist der Herzog von Montmorency zum Heere abgereist und hat den Oberbefehl bereits wieder übernommen. Es scheint also, daß man die Feindseligkeiten noch nicht für beendet ansieht. Und unter diesen Ver-hältnissen kann ich natürlich nicht hier bleiben; diplomatische Verhandlungen führen angesichts der Waffen zu keinem Ziele. Ich habe ausdrückliche Weisung, nach Madrid zurückzukehren, falls die Herzogthümer am Osterfeste nicht von allen Truppen gesäubert sind."

Er nestelte in seiner Gürteltasche und brachte zur Bekräftigung seiner Worte ein Schreiben hervor, auf dem Dianens scharfes Auge den verschnörkelten Namenszug Philipps, der in Spanien die Regentschaft führte, zu lesen ver-mochte. Gleichzeitig hatte er ein kleineres Papier mit hervorgezogen, das er indeß erst sah, als es zu Boden fiel. Auch dieses hatte Diana bemerkt, und obwohl sie bei der Schnelligkeit, mit welcher der Gesandte das Blättchen aufhob und wieder in den Gürtel steckte, kein Wort zu lesen vermochte, so hatte sie doch die Handschrift der Herzogin erkannt.

„Ei, Herr Graf, wie glücklich Ihr sein müht! Neben dem Beweise kaiserlichen Vertrauens ein süßes Zeugniß der Liebe!"

Sie bemühte sich unbefangen auszusehen. Allein Don Enriquez las aus ihren» Lächeln, aus der kaum merklich zitternden Stimme die Gefühle, die ihr Inneres in diesem Augenblicke bewegten. Eine Secunde genügte ihm, die Lage der Dinge zu durchschauen. Am Hofe zu Madrid hatte er gelernt, mit der Gelegenheit zu rechnen und auf die schmale Basis des Augenblicks das Bauwerk einer Zukunft emporzuthürmen. Liebt Diana ihn wirklich, wie sie sich seit Monaten den Anschein gab, so hatte er die Mittel in der Hand, den Gang der politischen Ereignisse nach Wunsch zu lenken.

„Ihr habt recht vermuthet, Marquise," erwiderte er, „es ist ein zarter Gruß aus schöner Hand, ja, es ist sogar mehr, es ist das Geständnis; eines übervollen Herzens."

Er reichte ihr das Vriefchen hin.

Diana nahm es mit gut gespielmtem Zaudern. „Darf ich lesen?" fragte sie leise.

„Darf in Fontaineblau irgend Jemand vor Eurem allwissenden Geiste ein Geheimnis; haben?" gab er zurück.

Diana las. Es waren nur wenige Worte. Aber es waren Worte glühender Liebe.

Diana von Poitiers. 1,0?

„Geliebter! Verachtet mich nicht, weil ich Euch schreibe, weil ich anders bin und anders handeln muß, als Sitte und Etikette Eures Hofes es verlangen. Aber ich kann nicht schweigen, ich muß Euch sagen, daß ich Euch grenzenlos liebe! — daß ich vor Liebe zu Euch vergehe! Lasset mich einmal glücklich sein, ein einzig Mal nur! Wenn Ihr mir nicht zürnt, so tommt heute Abend, zur Stunde, da die Königin in der Bibliothek ist, zum Tarusgllng. Ich will Euch erwarten! Isota. —“

„Und Ihr liebt die kleine Mayenne wirklich?“ fragte Diana.

Der Graf lächelte, aber er lächelte jetzt anders als sonst. „Glaubt Ihr,“ sprach er, „daß neben Luna die Sterne noch hell erscheinen?“

„O Ihr schmeichelt, Graf!“ entgegnete sie schnell, „doch ich will Euch auf die Probe stellen! Wollt Ihr mir den Brief der Herzogin ausliefern?“

Der Spanier zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Was konnte sie mit dem Zettel vorhaben? Allein er sah ein, daß es, wie die Dinge jetzt standen, thöricht sein würde, den Zorn des schönen Weibes heraufzubeschwören.

Freilich — wenn die Herzogin erführe, daß er ihr Vertrauen getäuscht, — ach! er konnte den Brief beim Ballspiel verloren haben — wozu also noch Bedenken! Aber einen Vortheil wollte er doch davontragen, er wollte aus Dianens Eifersucht Nutzen ziehen!

„Wenn Euch an dein Briefchen gelegen ist, so sollt Ihr's haben!“ Noch hielt seine Hand das minzige Papier umspannt. „Versprecht Ihr, mir dafür auch eine kleine Gefälligkeit zu erweisen?“

Diana, der daran lag, den Grafen von ihrer Gunst zu überzeugen, gab dieses Versprechen schneller, als sich mit der bei Diplomaten üblichen Vorsicht vertrug.

„Gut,“ sagte er, „hier habt Ihr den Brief! Nun erweist mir persönlich einen Dienst! Verhindert, daß die siebzehn Galeeren, die im Marseiller Hafen liegen, sich mit der Flotte des Sultans vereinigen. Nur so ist es möglich, den Krieg gegen die Korsaren in die Länge zu ziehen. Der Sultan bleibt beschäftigt, und der Kaiser erhält in Ungarn freies Spiel.“

Diana überlegte einen Augenblick. In der That, für Frankreich konnte eine Verzögerung der Mittelmeerangelegenheiten nicht von Folgen sein. Sie sagte zu.

Man war bei dem Pavillon angelangt, an dessen Seite sich der Zwinger befand, in welchem der König ein Paar bengalischer Tiger, ein Geschenk Suleimans des Großen, untergebracht hatte. Die Thiere waren heute zum ersten Male wieder im Freien und freuten sich der warmen Mittagssonne. Das Weibchen wandelte mit lautlosem Schritt in dem Gelasse auf und nieder, das Männchen hatte sich auf dem Boden hingestreckt und lehnte das gewaltige Haupt gegen die Eisenstangen des Gitters. Es schien die Nähertretenden nicht bemerken zu wollen, und spähte mit einin Blick, in dein grenzenlose Verachtung lag, an den Beschauern vorüber, wobei es zuweilen blinzelte und seine lange Weile durch gelegentliches Gähnen kundgab.

^U8 Julius R. HaarhanZ in teipzig.

Diana und der Spanier waren an die Schranke getreten, die den Besucher in angemessener Entfernung von den Bestien zurückhielt.

Schweigend betrachteten sie die Gefangenen. Jetzt stand das Weib dicht an Don Enriquez' Seite. War es jenes Gefühl der Beklommenheit, das den Menschen angesichts eines gefesselten Raubthiers befällt, war es das Bedürfnis, sich von der Anwesenheit eines Mitmenschen zu überzeugen? Jetzt legte sie ihre Hand leise in den Arm des Gesandten.

„O Gott, wenn das Gitter jetzt nachgäbe, wenn die Ungeheuer ihre Freiheit erlangten!“ flüsterte sie.

Der Graf lachte und schlug mit der Linken auf seinen Degen. „Glaubt Ihr,“ entgegnete er, „daß ein Tiger gefährlicher sein kann, als ein Mensch? Und Menschen pflegt man nicht einmal hinter Gittern zu verwahren.“

„Ihr habt Recht,“ sagte sie, „der Tiger dort ist nicht so schrecklich wie die Menschen. Er versteht wenigstens nicht zu schmeicheln. Er bleibt ruhig liegen, wenn ich an seinen Zwinger trete.“

Der Spanier hatte sich mit Blitzesschnelle über die Schranke geschwungen und stand in dem schmalen Raum zwischen dieser und dem Käsig.

„Thörichtes Thier der Wildniß!“ rief er, „Du wagst es, liegen zu bleiben, wenn die Göttin der Jagd erscheint?!“

Mit raschem Griff hatte er durch die Eisenstangen hindurch die kurze Mähne des Tigers ergriffen, den Kopf gegen das Gitter gerissen und dann das verblüffte Ungeheuer in den Zwinger zurückgestoßen, daß es sich überschlug. Fauchend vor Wuth zog es sich in einen Winkel zurück, aber kaum hatte der Angreifer das Auge angewandt, als es mit fürchterlichem Gebrüll auf das Gitter lossprang, daß der Käsig zitterte.

Um keines Haares Breite war er zurückgewichen. Jetzt sah er sich nach seiner Begleiterin um. Ihr Antlitz war kreideweiß vor Schrecken, und ihre Stimme vibrirte, als sie ihn bat, das gefährliche Spiel aufzugeben. D» Tiger hatte den Moment seiner Unachtsamkeit benutzt, ein gutgezielter Tatzenhieb zerriß ihm den kurzen Mantel und zerschlitzte den Puffenärmel seines schwarzen Atlaswamses. Der Tollkühne lächelte wieder und schien auf die Gelegenheit zu spiiheu, sich durch einen Hieb seinerseits an der Bestie zu rächen. Da fühlte er sich plötzlich von Dianens Armen umschlungen, ihr Haupt ruhte an seiner Schulter, und ehe er sich dessen versah, brach sie in einen Weinkrampf aus. Das starke unbeugsame Weib weinte! Sie hatte für sein Leben gefürchtet, um seine Person gebangt, sie, der sonst ein Menschenleben weniger galt als eine Nuß! Jetzt wußte er, daß sie ihn liebte. „Armes, armes Weib,“ sprach er in seinem Innern, während er mit der Rechten leise über ihr Haar strich, „armes Weib, jetzt bist Du in meiner Hand! Heil Dir Carolus Imperator, Piemont und Savoyen sind Dein!“

Diana faßte sich schnell. Aber in ihr Gemüth war eine weiche Stimmung eingezogen, die sich auf jedem Zuge ihres schönen Antlitzes widerspiegelte. Es war, als ob jetzt erst das Weib in ihr erwacht sei. Eine kurze Zeit-

Diana von Poitiers. ^09

lang versuchte sie, die Anwandlung niederzukämpfen und ihre alte Rolle wetterzuspielen, aber dem Weibe, das bis zu dieser Stunde vor keiner Lüge und Verstellung zurückgeschreckt war, kam Heuchelei in diesem Augenblicke unendlich verächtlich vor. Und hatte sie nicht ihren Zweck erreicht? Gehörte der Spanier nicht jetzt ihr? O sie erkannte es wohl! Er liebte sie! Die sanfte Art, wie er sie jetzt aufrichtete, wie er seinen Arm um ihren Leib legte und sie vom Zwinger fortführte, verrieth deutlicher, als Worte es vermocht hätten, wie sehr er sie liebte! Was lag also daran, daß sie ihre Rache an der Herzogin mit der Freiheit des eigenen Herzens erkaufte hatte? Aber jetzt trübte ein anderer Gedanke ihr junges Glück. Würde es ihr auch gelingen, sich den kühlen Mann zu erhalten? Würde er nicht morgen denselben Arm, der sie in diesem Augenblicke stützte, um eine Andere legen? O Gott! der Gedanke war zum Rasendwerden! Sie ließ in ihrem Geiste die Gestalten vorüberziehen, von denen Gefahr drohen konnte. Da war zuerst die Herzogin von Manenne. Sie mußte beseitigt werden. Einen Augenblick lang dachte Diana an Gift. Dieses Mittel gehörte am Hofe des Königs von Frankreich ja nicht zu den ungewöhnlichen. Allein wäre es nicht besser, wenn jedes Aufsehen vermieden würde? Hatte sie nicht den Brief in ihrer Hand? Arme Manenne! Du hast Dir Dein eigenes Todesurtheil geschrieben! Von den anderen Hofdamen der Königin kam keine in Betracht. Aber jetzt fiel ihr ein, daß der Spanier vor einigen Tagen die hübsche Marquise von Miron gerühmt hatte. Wie hatte er doch gesagt? „Ein frisches, liebes Gesichtchen, aus dem ein lebhafter, fröhlicher Geist spricht.“ Sie wunderte sich, daß sie den Wortlaut dieses Lobes so gut behalten hatte. Der Anblick des lieben Gesichtchens mußte dem Spanier also auch entzogen werden! Dianens Hirn arbeitete rastlos. Allein einem Geiste, der die Politik Europas zu lenken gewohnt war, konnte das Anstiften einer Hofintrigue nicht allzu schwer werden.

Langsam schritt sie mit ihrem Begleiter dem Schlosse zu. Sie redeten wenig. Beide waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Da kam der Leibarzt des Königs vorüber und grüßte kurz und unhöflich, wie es seine Art war. Diana wagte es nicht, ihn anzusehen, ihr war, als müsse sie seinen Spott vernehmen, als höre sie die Worte: „Sagt' ich's nicht? Diana hat ihren Endymion gefunden!“

Beim großen Pavillon am Schloßflügel begegneten sie mehreren von der Hofgesellschaft. Da fand es Diana gerathen, den Grafen zu verabschieden. Ihre Blicke begegneten sich — es waren Blicke des Einverständnisses. Die gewohnte Umgebung verscheuchte bei dem schönen Weibe die letzten Spuren der Aufregung. Sie sah wieder so stolz und so kühl aus wie immer. Am Eingange auf der Treppe stand der Cardinal von Lothringen. Er kam ihr gelegen. „Habt Ihr bemerkt, Eminenz,“ redete sie ihn an, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe war, „daß der Marquis von Miron jetzt merkwürdig oft mit Coligny Unterredungen hat?“

^0 Julius R, ^aaihaus in Leipzig.

Der Cardinal, der um jeden Preis den Verdacht zu vermeiden suchte, als habe er seinen bewährten Spürsinn und seine übergroße Aufmerksamkeit auf Alles, was die verdächtigen Bestrebungen des Obergenerals betraf, eingebüßt, stimmte Dianen bei.

„Höret nun, was ich entdeckt habe, Cardinal!“ fuhr diese fort. „Vtiron nimmt an den geheimen Versammlungen der Hugenotten Theil. Ich bin wohl unterrichtet! Man hat in seinen Gemächern calvinistische Bücher gefunden. Morgen reist er nach St. Cloud, wo man in der Nacht eine Zusammenkunft zu halten gedenkt. Ich habe Ort und Zeit derselben genau erkundet.“

Der Cardinal blieb stehen und sah Dianen geheimnißvoll an: „Die Sorbonne ist bereits benachrichtigt,“ sagte er, „wir haben drei Kundschafter geworben, die den Bunde beitreten und uns die Namen der Theilnehmer notiren sollen. Diesmal, denk' ich, werden wir einen guten Fang thun.“ Vielleicht wird Coligny mitgefaßt.“

Er lächelte vergnügt und blinzelte listig mit den kleinen Augen.

Diana ergriff seine Hand. „Ich danke Eurer Eminenz für den Eifer, mit dem Ihr der rechtgläubigen Kirche dient, ich fehe, die Sache ruht in guten Händen!“ Sie verneigte sich leicht und schritt an ihm vorüber. Der Zufall wollte, daß der, von dem man soeben geredet, aus dem Schlosse trat.

Miron war indeß nicht allein, Marmagna, der Schatzmeister von Langued«, und Duperron, der Historiker, waren bei ihm. Alle drei grüßten mit gewohnter Ehrerbietung. Diana dankte und winkte Duperron zu sich.

„Bis zu welchen Ereignissen seid Ihr mit Eurer Geschichte des vorigen Königs gelangt?“ fragte sie theilnehmend. Der Gelehrte antwortete, indem er sich mehrmals tief verneigte, daß er soeben die Beschreibung der Schlacht von Pavia beendet habe. „Ich bin begierig, diesen Abschnitt zu lesen,“ entgegnete Diana, „gerade bei der Darstellung unglücklicher Ereignisse zeigt es sich, wie viel Glauben man dem Werke eines Geschichtsschreibers zollen darf.“

Sie entließ ihn mit einer unnachahmlichen Handbewegung. Dann rief sie Miron an ihre Seite.

„Mein lieber Marquis,“ sagte sie leise, „ich habe einen Auftrag, der viel Vorsicht und Geschick erfordert. Und eben deshalb wählte ich Euch dazu. Von der Ausführung dieses Auftrages hängt es ab, ob Ihr die Kammerherrnschlüssel, nach denen Ihr ja schon lange trachtet, erhalten werdet.“

Jetzt sprach sie noch leiser. „Ihr sollt morgen in aller Frühe nach St. Cloud reisen und Euch den Tag über verborgen halten. In der folgenden Nacht findet im Hause des Kaufmanns Lubarin eine Versammlung der Hugenotten statt. Zu dieser sollt Ihr Euch Zutritt verschaffen und uns später berichten, wer von den Herren des Hofes daran teilgenommen.

Namentlich liegt uns daran, zu erfahren, ob Poltrot de Merey zugegen war.“

Miron versprach, sein Möglichstes zu thun, und kehrte zu den Herren zurück. Sein Antlitz strahlte bei dem Gedanken, daß er sich nun bald in Besitz der Kammerherrnschlüssel sehen werde.

Villn <: von j)oitiers. H^

Diana suchte ihre Gemächer auf. Dort setzte sie sich an ihren Schreibtisch und las noch einmal den Brief der Herzogin. Dann klingelte sie und hieß die eintretende Kammerfrau den jungen La Rivitzre, ihren Lieblingspagen, rufen. Der Knabe kam und begrüßte die Herrin in seiner gewohnten stürmischen Weise.

„L6on," sagte Diana und legte die Hand auf das blondgelockte Haupt des jungen Edelmannes, „erinnerst Du Dich noch, wie ich vor etlichen Wochen im Garten meinen Ring verloren hatte und Du ihn wiederfandest? Als ich Dir erlaubte, Dir Deine Belohnung selbst zu wählen, wurdest Du unverschämt, entsinnst Du Dich dessen auch noch?" Der Page erröthete und schlug die Augen zu Boden. Aber im selben Augenblick richtete er sich auf und entgegnete mit dem ganzen Stolze eines sechzehnjährigen Franzosen: „Madame, Ihr vergeht, daß Ihr einen La Riviöre vor Euch habt, den Niemand ungestraft beleidigt! Die La Riviöres sind schon mit Roland nach Spanien gezogen, zwei haben unter Gottfried von Bouillon im heiligen Lande gefochlen, — kurz ich muß Euch bitten, fernerhin schicklichere Worte zu gebrauchen!"

Diana lachte. „Nun," fuhr sie fort, „mein junger Freund, ich will Dir heute gewähren, um was Du mich damals batest, aber Du mußt mir einen Gefallen erweisen, willst Du?"

„Schöne Herrin, ich bete Euch an; befehlt, ich gehorche! Wenn Ihr's verlangt, werde ich in die Hölle hinabsteigen. Ihr wißt, daß Ihr über mein Leben und meinen Degen gebieten dürft! Was wäre mir die Welt ohne Euch? Eure Blicke sind meine Nahrung, der Verlust Eurer Gunst würde mein Tod sein!"

„Nun denn, L6on, hier, nimm diesen Brief und lege ihn auf den Schreibtisch des Königs, aber so, daß Niemand Dich das Cabinet betreten sieht! Geh' hinein, wenn der König bei Tafel sitzt!"

Sie reichte ihm das sorgfältig zusammengelegte Zettelchen der Herzogin. Der Muth des Edelknaben schien plötzlich verflogen.

„Ah — Madame," sagte er kleinlaut, „das dürfte nicht ungefährlich sein! Wenn der König mich dabei erwischt, ist's um meine Stelle gesch'e'n."

„Und die Belohnung reizt Dich nicht?" fragte die schöne Fran.

Löon besann sich einen Augenblick. „Gut!" rief er, „ich wag'Z! Aber zuerst die Belohnung!" Er schlang seine Arme um Dianens Hals, zog sie cm sich und küßte sie herzhaft auf den Mund — Alles mit einer Gewandtheit, die darauf schließen ließ, daß er trotz seiner sechzehn Jahre die Kunst des Küssens bereits gründlich erlernt hatte. Dann ergriff er hastig den Brief und stürmte davon.

Diana sah ihm nach und lächelte. Sie erhob sich und trat an den Spiegel, vor dessen blanker Silberscheibe sie das Haar, das unter des Pagen feuriger Liebkosung etwas in Unordnung gerathen war, wieder glatt strich.

N«I>> und Siid. I^III., 187, 8

^1,2 Julius R. Haahr in Leipzig.

Lange betrachtete sie ihr eigenes Bild. „Wahrhaftig," sagte sie, „wenn Dianens Küsse einem Knaben noch begehrenswerth erscheinen, dann sind die Männer zu entschuldigen."

In der Abenddämmerung desselben Tages erschien in Dianens Gemächern ein Diener des Königs, der anfragte, ob Madame ein Besuch seines Herrn genehm sei.

„Sagt Seiner Majestät," entgegnete sie, „in einer Stunde sei ich bereit, ihn zu empfangen." Sie rief ihre Kammerfrau Arabella, die junge Wittwe eines Lieutenants der Musketiere, mit der sie in freundschaftlicher Weise verkehrte und der sie alle Angelegenheiten, die nicht gerade Verschwiegenheit erforderten, anvertraute. Mit deren Hilfe kleidete sie sich an. Sie hatte ihr Morgengewand aus ungebleichter Seide gewählt, das die vollen Arme freiliess und die blendend weiße Haut in günstigstem Lichte zeigte. Sie kannte Heinrichs Geschmack. Dann sprengte sie ein Wasser von köstlichem Geruch, das Guldllgna, ein ferraresischer Chemiker, allwöchentlich frisch für sie bereitete, und dessen Duft der König besonders liebte, in dem Gemache umher, hieß Arabella hinter die Tapete treten und erwartete den angekündigten Besuch. Da der Abend kühl war, hatte sie im Kamine Feuer anlegen lassen. Die rothe Gluth überstrahlte das gelbe Licht des Armleuchters und zauberte einen rosigen Schein auf die bleichen Wangen der schönen Frau. Sie schob einen Stoß Papiere zur Seite, mit denen ihr Schreibtisch bedeckt war, und lauschte. Endlich vernahm sie den schweren Tritt des Königs, deutlich tönte das Klirren der Sporen über den langen Flur. Sie richtete sich auf und ging dem Eintretenden entgegen. Er beugte sich auf ihre Hand herab und küßte sie. Dann legte er die Handschuhe auf den Tisch, schnallte den Degen ab und setzte sich auf den Schemel, der Dianens Sessel gegenüberstand. Seine Freundin betrachtete ihn schweigend. Wie er seinem Vater glich! Dieselbe schöne Gestalt, derselbe blonde Vollbart, dieselben Augen! Aber leider nicht derselbe Geist! Wohl übertraf den König in allen ritterlichen Künsten bei Hofe keiner; er war der kühnste Reiter, der beste Fechter in Fontainebleau, aber Franz der Erste verstand neben dem Stoßdegen auch die Feder zu führen, und derselbe Arm, der bei dem ritterlichen Vergnügen des Ringelrennens den andalusischen Hengst bändigte, mußte das Steuer des Staatsschiffes zu lenken. Aber was kümmerten solche Sorgen Heinrich den Zweiten! Er war noch jung und wollte das Leben genießen, das ihn seit den frühesten Tagen seiner Jugend so süß verlockend umrauschte. Gedieh auf seinem Boden nicht Wein ein, wie ihn kein anderes Land der Erde hervorbrachte, und waren Frankreichs Frauen nicht die schönsten und geistreichsten der ganzen Welt? O ja, es war seine Pflicht, die Gaben des Landes huldvoll anzunehmen, und dieser Pflicht nach Kräften zu genügen, das nur

Diana von Poitiers. ^3

die Aufgabe seines Lebens. Und er konnte sorglos sein, er war ja jung und glücklich, und das Scepter lag in guten Händen. Es lag in den Händen einer Frau, die von ihrer diplomatischen Begabung unzählige Beweise gegeben hatte, und diese Frau war unbestechlich, denn sie war seine Geliebte. Er wußte es, auf Dianen durfte er vertrauen; so lange sie über Frankreichs Wohl wachte, durfte er sorglos und glücklich sein! Und das Weib verdiente die Bewunderung, die man ihm zollte. Sie hatte es verstanden, von Tag zu Tag das Netz enger zusammenzuziehen, das den frohgemuthen König umgarnte, sie hatte immer neue Vergnügen für ihn ersonnen und ihn mit schmeichelnder Hand langsam, aber stetig vom Pfade der Selbständigkeit entfernt. Und in demselben Maße, wie ihre eigene Macht wuchs, schwand die des Königs. Ihn befiel bei jedem Unternehmen von einiger Bedeutung eine grenzenlose Zaghaftigkeit, er vermochte keinen Entschluß mehr zu fassen, ohne erst seine Freundin um Rath gefragt zu haben, und er befolgte diesen Rath mit einer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, die Zeugniß davon ablegten, wie wenig er sich selbst zutraute.

Auch heute Abend war er wieder genüthigt, Dianens Klugheit in Anspruch zu nehmen.

„Madame,“ begann er zögernd, „Ihr wißt, wie große Stücke ich auf Euch halte. Nun seht einmal, was ich heute auf meinem Schreibtische fand, und rathet mir, was ich in dieser Sache thun soll!“

Er zog ein zusammengelegtes Blättchen aus dem puffigen Aerinel seines violetten Atlasmamses und legte es in Dianens Hand. Das Weib entfaltete das Papier und las. Ihr Auge schien die Worte zu verschlingen, aber keine Muskel des marmorkühlen Antlitzes verrieth, daß diese Worte der Lesenden längst bekannt waren. Sie ließ die Hand mit dem Briefe sinken und blickte den König schweigend an. Dann warf sie noch einen Blick auf die Zeilen und gab das Schriftstück dem Freunde zurück.

„Kennen Eure Majestät die Handschrift?“ fragte sie.

„Die Handschrift nicht, jedoch den Namen. Soviel ich weih, giebt es in Fontainebleau nur eine Isota — die Herzogin von Manenne.“

„Und was gedenken Eure Majestät mit dem Brief zu thun?“

„Eben deswegen kam ich zu Euch, Madame, Ihr müßt mir rathen. Soll ich etwa zur Taruslaube gehen?“

„Wenn Ihnen an der Herzogin liegt, warum nicht? Sie ist schön, sehr schön sogar, aber ich dünke, ihr Geist sei dem Eurer Majestät nicht ebenbürtig. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen rathen darf, Sire. Sie lieben selbstständig zu handeln und können den Rath einer Frau, die sich durch nichts auszeichnet, als durch ihre Ergebenheit gegen Eure Majestät, leicht entbehren. Allein ich dünke, Sire, Sie könnten einen kleinen Vortheil aus der Sache ziehen, der ganz Frankreich zu Gute käme. Geben Eure Majestät den Brief Ihrer Gemahlin, der Königin, Sie liefern ihr damit einen Beweis Ihrer Treue, der nicht verfehlen wird, das Einvernehmen zwischen Ihnen und

I,1.H Julius R. Lzaaihaus in Leipzig.

Katharina zu bessern. Sie missen, daß die Königin seit dem Tode Cleniens des Siebenten mit dem apostolischen Stuhle lebhaft verkehrt; die Freundschaft, welche der Mediceer seiner geistvollen Nichte entgegenbrachte, scheint auch auf den Farnesen übergegangen zu sein. Benutzen Sie die Gelegenheit, mit Hilfe des Einflusses der Königin den oft geplanten Bund zu schließen, ich bin überzeugt, der Papst wird Ihnen die Hand mit Freuden reichen. Dann haben Sie auch Florenz auf Ihrer Seite, und wieviel Sorgen dem Kaiser Tosuma macht, ist Ihnen bekannt. So wird der Brief eines verliebten Weibes noch Segen stiften!"

Der König hatte voller Bewunderung Dianens Worten gelauscht. Seine großen Augen waren starr auf ihre geschmeidige Gestalt gerichtet. Jetzt ergriff er ihre Hand und führte sie zu seinen Lippen. Allein Diana entzog sie ihm und lehnte sich in ihren Sessel zurück.

„Ich bitte Eure Majestät, die Komödie zu unterlassen," sagte sie. „Wir kennen uns schon zu lange, um in solcher Weise zu verkehren. Heucheln Sie nicht, Sire!"

„Heucheln?" Der König sah sie fragend an. „Ich sollte heucheln, Madame, der ich Euren Geist und Eure Klugheit eben so sehr anbede wie Eure Schönheit?"

Jetzt lachte Diana hell auf. „Schönheit? O Majestät, spotten Sie nicht! Wer kann dafür, daß er alt wird? Aber es ist nicht edel von Ihnen, daß Sie mich fühlen lassen, wie meine Reize verwelken!"

Heinrich war ihr näher gerückt.

„Madame," sagte er, „Eure Augen strafen Eure Lippen Lügen! Wo ist ein Weib so schön wie Ihr? Glaubt Ihr wirklich, daß die Jahre Macht über Euch haben können, über Euch, der Alles unterthan ist? Wie der Wein mit jedem Jahre klarer und edler wird, so werdet auch Ihr mit jedem Frühling herrlicher und anbetungswürdiger!"

Er hatte sich auf die Knie niedergelassen und schaute zu ihr empor.

„Verzeihen Sie meine harten Worte, Sire," begann sie mit weicher Stimme. „Zuweilen, wenn ich sehe, wie Eurer Majestät Blick auf den Damen des Hofes ruht, die um so vieles jünger und schöner sind als ich, dann überkommt mich ein wehmüthiges Gefühl. Eine Stimme in meinem Innern spricht: „Diana, was haben Dir die Jahre genützt, die Du in Treue gegen den Dauphin und König verlebtest, was haben Dir die Tage und Nächte eingebracht, da Du die Last der Sorgen trügest, die Heinrichs Schultern bestimmt war? Du wirst alt, mit Deinen Reizen schwindet auch die Liebe des Königs, und mit der Liebe das Vertrauen. Bald wirst Du einsam in der Welt dastehen, eine Andere wird Dich zu ersetzen, wissen, und die Menschen werden auf Dich zeigen und flüstern: „Seht, das ist die Poitiers, deren Liebe so schlecht belohnt ward!"

Schluchzen erstickte des Weibes Stimme. Der König bemühte sich, die Aufgeregte zu beruhigen.

Diana von j)oitiei3, 1^5

„Diana," sprach er, „um des Himmelswillen keine Thränen! Seht, Madame, ich wollte Euch längst ein Zeichen meiner unwandelbaren Gunst verleihen, heute will ich Euch dasselbe nicht vorenthalten. Ich habe Euch zur Herzogin erhoben —> zur Herzogin von Valentinois! Chatelein ist bereits beauftragt, die Urkunde auszustellen. In wenigen Tagen soll dem Hofe Mittheilung davon gemacht werden. Nun — seid Ihr zufrieden?"

„Es hätte dieses Beweises von Eurer Majestät Gunst nicht bedurft," sagte sie, „Ihre Versicherung, daß Sie mich doch noch lieben, hätte mir genügt — allein da ein solche Auszeichnung von Ihrer Hand mich vor den Augen des Hofes rechtfertigt, so nehme ich dieselbe dankend an. Und doppelt freue ich mich. Eure Majestät grade heute von meiner Ergebenheit und Treue überzeugen zu können.

„Ich habe Nachrichten aus England — geheime Nachrichten von hoher Wichtigkeit."

Sie suchte lange in den Papieren und schien die Ungeduld des Königs, der auf seinen Platz zurückgekehrt war, aufs höchste fpannen zu wollen. Endlich hatte sie das Gesuchte gefunden und reichte dem Freunde ein Papier, das mit langen Zisserreihen bedeckt war. Heinrich starrte einen Augenblick auf die räthselhafte Schrift und sah dann Dianen mit unverkennbarem Erstaunen an.

„Die Engländer", begann sie mit gedämpfter Stimme, „planen zu Beginn des Sommers eine Landung an der flandrischen Küste. Man arbeitet bereits rastlos an der Neubefestigung von Calais. Die Straße nach Dünkirchen wird durch Verschanzungen gesichert.

„Während die Truppen sich auf zwei verchiedenen Wegen ins Luxemburgisch: bewegen, soll ein zweites größeres Heer bei Gmvelingen landen und ohne Verzug in die Picardie einfallen."

Sie faltete das Schreiben zusammen und legte es in ein Geheimgfach ihres Tisches.

„Sie sehen, Sire, daß die Sachen ernst liegen, und daß es eines schnellen Entschlusses bedarf, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Lassen Sie vor Allem die siebzehn Galeeren, die feit Wochen im Marseille! Hafen ankern, unverzüglich in den Canal einlaufen!"

Sie hielt einen Augenblick inne, um sich zu versichern, wie der König diesen Vorschlag aufnehmen würde. In seinen Blicken las sie unbedingte Zustimmung, und mit gesteigerter Aufregung fuhr sie fort: „Ferner ist es durchaus nothwendig, daß die gesammten Streitkräfte Frankreichs in den Norden gezogen werden.

„Ich dünkte, wir könnten davon überzeugt sein, daß der Kaiser zur Zeit nicht auf eine Erneuerung der Feindseligkeiten sinnt. Zudem ist er in Ungarn hinreichend mit den Türken beschäftigt. Wozu alfo noch die Besatzungen in Piemont und Savonen?

„Die Herzogthümer sind aufs Aeüßerste erschöpft, und die Bewohner fangen an, der Kriegslasten überdrüssig zu werden. Befreien Sie das arme

<^6 Julius R. Haarhans in leipzig.

Volk endlich von dieser nutzlosen Plage und sichern Sie lieber die bedrohte Picardie. Ich habe durch meinen Geheimschreiber bereits einen Befehl an den Herzog Montmorency ausfertigen lassen, der nur noch Ihrer Genehmigung und Ihrer Unterschrift bedarf." Sie brachte ein anderes Schriftstück zum Vorschein. Der König trat vor den Kerzenleuchter und las.

„Wie soll ich Euch danken, Madame," sagte er, „Eure Wachsamkeit und Sorge ersetzt mir drei Minister!" Er sah von dem Schreiben auf und schien nachzusinnen.

Diana hatte die Feder bereits eingetaucht und bereit gehalten. Er zögerte noch. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und faltete die Hände, damit der König nicht sehen sollte, wie sie vor Aufregung zitterte. Jetzt nahm er den Kiel und hielt die Spitze gegen die Flamme einer Kerze, wie um die Tauglichkeit des Schreibwerkzeuges zu prüfen. Dann legte er dasselbe langsam wieder auf den Tisch. O Gott, wenn er nicht unterschriebe! Diana bebte.

Er mußte unterschreiben! Drunten im Stalle stand schon das gesattelte Pferd des Postreiters. Noch in dieser Nacht sollte er aufbrechen. Heinrich zögerte immer noch. Da erhob sich das schöne Weib und legte den Arm auf seine Schulter.

„Wenn ich zu voreilig war, so möge mir Eure Majestät verzeihen," sagte sie mit vibrierender Stimme, „ich gedachte das Beste zu thun. Doch es war thöricht von mir! — ein Weib soll sich um Politik und Kriegskunst nicht kümmern. Geben Sie her, Sire, ich will es verbrennen."

Sie hatte die Hand nach dem Papiere ausgestreckt. Da streifte ihr leicht gekräuselter Haar seine Wange, und ein Hauch berauschenden Wohlgeruchs strömte ihm entgegen.

Nein, nein! Wenn er jetzt zweifelte, so würde er das schöne göttliche Weib kränken, und womit hätte sie das verdient? War sie ihm nicht immer treu und ergeben gewesen?

Er schämte sich seines Bedenkens. Natürlich, sie war treu, treu wie Gold! Aber konnte sie nicht irren? War ein Fehler in der Berechnung der Dinge nicht doch möglich? Ein Fehler? Jetzt muhte er über sich selbst lächeln. Hatte sie jemals geirrt? Waren nicht bisher alle ihre Unternehmungen von glücklichem Ausgange gekrönt gewesen? Nein, sie konnte nicht irren, er durfte an sie das Maß nicht legen, mit dem man andere Sterbliche mißt.

Er breitete das Schriftstück auf die Platte des Tisches, beugte sich darüber und unterschrieb mit schnellem Federzuge. Sie ergriff zum Danke seine Hand und drückte sie. Aber noch war sie nicht sicher. Sie kannte den Wankelmuth!) des Königs, er konnte seine Pläne ändern und das Schriftstück wieder vernichten.

„Die Sache hat Eile!" sagte sie, „und der Bote harret unseres Befehles."

Sie streifte den Siegelring von Heinrichs Finger und faltete das Papier, das auf der Rückseite schon die Aufschrift trug, zusammen. Dann hielt sie das bunte Wachs an die knisternde Flamme der Kerze und träufelte die duftigen Tropfen auf den Brief, worauf sie in die erstarrende Masse den

Diana von Poitiers. <I?

kunstvoll geschnittenen Stein drückte. Dann rief sie einen ihrer Pagen herbei und befahl ihm, das Schreiben unverzüglich dem Voten zu überbringen. Nun wandte sie sich wieder zum Könige, der an den Kamin getreten war und in die Glut starrte. Sie redete mit ihm, aber dazwischen lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Jetzt wurde drunten ein Pferd in den Hof geführt. Ein Mann mit einer Laterne ging vorüber; der unstäte Schein des Lichtes zeichnete sich an der Decke des Gemaches ab. Jetzt vernahm man den schweren Schritt von Reiterstiefeln und die Wechselrede zwischen dem Postreiter und einem flandrischen Nohknecht.

„Habt Ihr die Pistolen in den Satteltaschen?“ rief der Knecht dem Davonreitenden nach. Die Antwort konnte sie nicht mehr verstehen, der Note war schon jenseits der Brücke. Diana athmete auf. Jetzt war der Brief unterwegs! Sie hatte Sorge getragen, daß der Reiter einen anderen Weg einschlage, als die gewöhnliche Straße nach dem Süden. Er konnte dann nicht wieder eingeholt werden, falls den König doch noch die schnelle Entschließung reuen sollte. Jetzt war der Spanier für sie gerettet! Sie hätte aufjauchzen mögen. Der Uebermuth, der die Menschen mit der Vorahnung des glücklichen Ausganges eines Unternehmens überkommt, erwachte in ihr. Jetzt wollte sie den König noch einmal reizen, ihr war, als müsse sie ihre Macht über die Männerherzen auf die Probe stellen. Sie machte ihm aufs Neue Vorwürfe und zieh ihn der Gleichgiltigkeit gegen ihre Person. Sie hatte sogar Thränen in Vereitschaft, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Der König bemühte sich, sie zu beschwichtigen.

„Ich wiederhole Euch,“ sagte er, „daß ich Euch liebe, wie kein zweites Weib auf der Erde. Ich liebe Alles an Euch, Euren Geist, Eure Seele und Euren Leib!“

Er hatte zu ihren Füßen gekniet und ihre Hände mit glühenden Küssen bedeckt. Plötzlich erhob er sich, als sei er unwillig über sich selbst, daß er wieder einmal schwach gegen Weiberthränen gewesen, griff nach Handschuhen und Degen und verließ das Zimmer der Freundin. Diana blieb in ihrem Sessel schweigend sitzen, bis sie seine Schritte am Ende des Corridors verhallen hörte, dann schlug sie in die Hände und lachte laut auf. An der Wand gegenüber bewegten sich die gewirkten Löwen der Genter Tapete. Arabella schlüpfte aus dem engen Gelaß und trat zu ihrer Herrin an den Kamin. „Der König liebt Euch wirklich, Madame,“ sagte sie mit einem leisen Anfluge von Neid. „Wie er zu Euren Füßen lag und sich Euer Weinen zu Herzen nahm! Und wie schön er gestand, daß er nur Euch liebe!“ Jetzt lachte Diana noch lauter, als vorher.

„Närrchen!“ sagte sie, „Du nimmst das Alles für Ernst? Lehr' mich die Valois kennen! Sieh, Kind, hier auf dieser Stelle lag vor zwanzig Jahren sein Vater zu meinen Füßen und sagte mir mit ähnlichen Worten genau dasselbe! Und zwei Tage darauf schenkte er der Herzogin von Estampes das Schloßchen zu Paris. Lehr' mich die Valois kennen!“

^1.8 Julius R. Haarhaus in Leipzig.

Sie erhob sich und hieß Arabellen den Leuchter nehmen und ihr ins Schlafgemach vorangehen. Heut hatte sie viel gethan und eine süße Nachtruhe verdient.

„Zünde die Kerzen über dein Betschemel an," befahl sie, „ich muß zur Madonna beten, daß sie den Postreiter beschützt und sorgt, daß er rechtzeitig zum Herzoge von Montmorency gelangt. Frankreichs Glück steht auf dem Spiele!"

Und sie betete und belog auch die Madonna!

Die Schloßkapelle zu Fontainebleau war zum Osterfeste geschmückt.

Der Cardinal von Lothringen wollte in eigener Person die Messe celebriren, und der ganze Hof hatte sein Erscheinen zum Gottesdienste zugesagt. Auf dem Altare brannte ein Wald von Kerzen, und die steinernen Fliesen waren mit köstlichen Teppichen belegt. Am Eingange zur königlichen Loge stand Coligny, der vom Ceremonienmeister damit betraut worden war, die Herrschaften zu empfangen.

Jetzt erschien der König, begleitet vom Vicomte de la Fayette, sowie zwei Kammerherren und gefolgt von der Königin mit den Damen ihres Hofstaates. Gleichzeitig erschien in ihrer eigenen Loge Diana.

Der Marschall gab mit seinem Stabe ein Zeichen, und die Galerie unter der Orgel füllte sich mit Knaben und Männern. Es war ein Theil des Kirchenchors von Notre-Dame zu Paris. Die Männer waren italienische Goldschmiede und Bildschnitzer, die am Sonntage mit ihrer Stimme fast mehr verdienten, als die ganze Woche über mit der Arbeit ihrer Hände.

Jetzt vernahm man das Rauschen der schnell umgeblätterten Notenhefte und das Flüstern des Meisters, der seinen Musikern die letzten Anweisungen ertheilte.

Die Königin konnte sich nicht enthalten, den Obergeneral anzureden.

„Ich wundere mich. Euch hier zu sehen, Coligny," sagte sie, „Ihr pflegt Euch sonst selten an Orten zu zeigen, wo man mit Gott verkehrt!"

„Gott ist allgegenwärtig," gab jener zurück, „und wenn ich mit ihm zu reden habe, so kann's im Kämmerlein ebenso gut geschehn. Oder glauben Eure Majestät, daß er dort eher zu finden sei, wo bunte Fenster das Tageslicht dämpfen?"

Katharina maß den Freimüthigen mit strengen Blicken. „Coligny!" sprach sie, „hütet Euch vor Ketzerei! Die Sorbonne ist unerbittlich. Denkt an Poltrot de Merey und Miron!"

„Ein Schurke, wer für seine Ueberzeugung nicht eintritt!" entgegnete Coligny schroff. „Die gelehrten Herren zu Paris können Poltrot in ihrer christlichen Nächstenliebe wohl zu Tode hungern lassen, aber seinen Sinn werden sie nicht umstimmen. Und was Miron betrifft, so ist er sammt den

Diana von f>«itie15. ^9

Seinen in Sicherheit. Unbekannte haben ihn bei Nacht und Nebel nach Genf gebracht, ehe die Sorbonne Zeit fand, ihm den Prozeß zu machen. Man spricht davon, daß sich eine Person des Hofes seiner angenommen habe. Offenbar hat die Lehre Calvins auch in Fontainebleau schon Anhänger."

Jetzt brausten die Töne der Orgel durch den gewölbten Raum. Diana saß in ihrer Loge allein. Sie trug ein Gewand aus himmelblauer Seide mit einem hohen Kragen aus gesteifter Spitze. Im Haar glitzerte ein Halbmond aus Perlen und Diamanten, eine kunstvolle Arbeit Cellinis.

Mit scharfem Auge durchspähte sie das Schiff der Kapelle. Drunten an der Säule standen die Gesandten der fremden Höfe, sie erkannte den grauhaarigen Navarresen und neben ihm den Venezianer in seiner purpurrothen Festtracht. Sogar der türkische Bevollmächtigte feierte die Auferstehung des Herrn mit, und sonderbar genug nahm sich sein Turban und das Pardelfell, das er über die Schulter gehängt trug, inmitten der entblößten Häupter und der dunklen spanischen Mäntel aus.

Allein der, den sie suchte, auf dessen Erscheinen sie bis zum letzten Augenblicke gehofft hatte, war nicht zu sehen, Don Enriquez fehlte! Bei jedem schwarzen Atlaskleide, das sich drunten zeigte, durchzuckte es sie. Aber jedesmal war es eine Täuschung. Der Spanier war nicht zugegen. Und gerade heute hatte sie ihn mit Bestimmtheit erwartet, heute, wo sie sich zum ersten Male als Herzogin von Valentinois zeigen wollte. War sein Nichterscheinen wieder eine jener Rücksichtslosigkeiten, wegen deren sie ihm schon so oft gezürnt? Sie nahm sich vor, ihn dafür zu strafen, und gab sich Mühe, das eigene Herz gegen den Grafen aufzustacheln. Aber immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie nach einer Entschuldigung des Geliebten suchte. Ja, einen Augenblick lang war sie sogar um ihn besorgt. Konnte er nicht krank sein? Oder war er vielleicht mit Geschäften überhäuft? Möglich, daß er sie am Ausgange der Kirche erwarten würde. Wenn doch erst die Messe zu Ende wäre!

Noch einmal klang das kunstreiche Tongefüge der Antistrophe durch den Raum. Dann verstummte die Musik, und von den Meßnern umgeben, trat der Cardinal aus der Sacristei. Er sah trotz des silbergestickten Chormendes wenig geistlich aus. Aus Mienen und Bewegungen sprach der Hofmann. Er kniete nieder und verrichtete das Gebet. Dann trat er an den Altar. Im selben Augenblicke ertönte das silberhelle Glöckchen des Meßners, süße Weihrauchwolken stiegen zum Gewölbe empor, und in den hoherhobenen Händen des Priesters schimmerte das Sanctissimum. Die Menge unten im Schiff hatte sich auf die Kniee geworfen, nur der Türke stand anstehend an die Säule gelehnt und beobachtete mit unverhohlenem Interesse die heilige Handlung. Diana spähte nach der königlichen Loge hinüber. Sie sah, wie der König und seine Umgebung ebenfalls knieten. Da machte sie aus ihren Träumereien auf, sie winkte dem Pagen, das Atlaskissen, welches er ihr

^20 Julius R, Haarhaus in Leipzig.

nachgetragen hatte, auf das Bänklein des Betschemels auszubreiten, bekreuzte sich und preßte die heiße Stirn gegen die weiße Marmorplatte des Pultes. Als der Gottesdienst vorüber war und die Kapelle sich leerte, begab sich Diana in die Hofloge hinüber. Sie wollte die Erste sein, die dem Könige, wie es der Brauch verlangte, zum Feste Glück wünschte. Sie fand Heinrich in lebhafter Unterhaltung mit dem Oberjägermeister und wandte sich daher zuerst an die Königin. Sie reichten sich die Hände und wechselten herzliche Worte. Die beiden Frauen, die sich gegenseitig grenzenlos haßten, — wünschten sich Glück! Die Umgebung mochte hierin kaum etwas Außerordentliches finden, man war ja an den Verkehr der beiden Rivalinnen gewöhnt. Katharina hatte die dunkle Empfindung, daß ihre Nebenbuhlerin das einzige Weib in Fontainebleau sei, das mit ihr geistig auf einer Stufe stehe, und so war ihr das Zusammensein mit Dianen zum Bedürfnis geworden. Aus dem schwarzen Boden eines tödtlichen Hasses war die zarte Blume freundschaftlicher Zuneigung emporgeblüht.

Katharina hatte sich erhoben und reichte einer Dame ihres Gefolges Fächer und Niechbüchlein. Da fiel ihr Blick auf die Herzogin von Mayenne. „Herzogin,“ sagte sie, „ich habe Euch eine Mittheilung zu machen.“ Die Hofdame trat näher und verneigte sich. Sie erröthete, als sie dem strafenden Blick der Gebielerin auf sich ruhen fühlte. Dianens Nähe erhöhte ihre Unbehaglichkeit.

„Im Kloster der grauen Urfülnerinnen zu Paris,“ fuhr Katharina fort, „ist die Stelle der Oberin frei geworden, und das Kapitel hat mich erfucht, der in Gott ruhenden Mutter Cäcilia eine Nachfolgerin zu bestimmen. Ich habe meine Wahl getroffen. Ich muß gestehen, daß ich ullter den Damen des Hofes keine dieser Ehre für würdiger halte als Euch. Ihr seid zwar noch sehr jung, aber desto leichter werdet Ihr lernen, den Freuden dieser Welt zu entsagen. Was etwa noch an irdischen Lüsten in Eurem Herzen schlummern sollte, reißet es heraus und werft es von Euch, wie ich jetzt dieses Papier vernichte und von mir werfe!“

Sie hatte aus ihrem Gebetbuche ein Blatt Papier genommen, in dem Diana sofort, den Brief Isotas an den Spanier erkannte. Während sie sprach, zerriß sie dasselbe und warf die Schnitzel über die Brüstung der Loge hinab. Dann schritt sie schnell vorüber und verließ die Kapelle. Die Herzogin, welche die unerbittliche Strenge der Königin kannte und wußte, daß keine Macht der Welt Katharinens Entschluß zu ändern vermocht hätte, erbleichte. Sie wollte reden, um Gnade stehen, allein die Stimme versagte, und vor ihren Augen begann es zu dunkeln. Sie streckte die Hand nach der hohen Lehne eines Sessels aus, aber sie griff in die Luft. Ein Zittern befiel ihren Körper, sie schwankte und brach zusammen. Diana fing sie in ihren Armen auf und ließ sie auf den Boden niedergleiten. Der König, welcher mit dem Vicomte gerade die Loge verlassen wollte, rief nach dem Leibarzte und versuchte selbst, Dianen bei ihren Hilfeleistungen

Diana von poitieiZ. ^2^

zu unterstützen. Allein diese bat ihn, sie bei der Ohnmächtigen allein zu lassen. Der König ging und versprach eine Sänfte zu schicken, mit welcher Isota in ihre Gemächer gebracht werden sollte.

Nun war Diana allein mit ihrem Opfer. Sie hatte die Herzogin auf den Teppich hingebettet und ihr das Atlaskissen unter das Haupt gelegt. Da lag es nun, das berückend schöne Weib, das jetzt für alle Zeiten unschädlich gemacht worden war. Diana betrachtete sie mit triumphirendem Blicken. Jetzt hatte sie erreicht, was sie erstrebte, jetzt war kein Weib mehr in Fontainebleau, das ihr gefährlich werden konnte, jetzt gehörte der Spanier ihr ganz allein! Die Fülle des Glückes schien ihr Herz edleren Regungen zugänglich zu machen. Sie empfand Mitleid mit der armen Manenne. Sie kniete neben der marmorbleichen nieder und lauschte auf ihre schweren Athemzüge. Diese herrlichen Glieder sollten für die Welt verloren sein, den Busen, der sich unter den» knappen Sammtkleide so kräftig hob und senkte, sollte fortan das graue Wollkleid des Ordens verhüllen! Sie erfaßte die Hand der Erwachenden. Isota schlug die Augen auf und starrte umher. Nein, es war kein Traum gewesen, sie lag wirklich in der Kapelle!

„Herzogin,“ begann Diana leise, „tröstet Euch! Ihr machet einen guten Tausch. Ihr empfanget für die kurze Lust der Welt die Freuden der Ewigkeit! Aber versprechet mir eins! Schließet mich in Euer tägliches Gebet ein — es thut Noth, daß Jemand für mich bete!“

Sie wollte noch mehr reden, aber die eigenen Worte brachten sie zum Nachdenken. „Daß Jemand für mich bete? Habe ich denn gesündigt? Nein, nein! Ich habe ihr zu einem gottseligen Leben geholfen, und ich hätte sie doch vergiften können! Ich habe ihrer geschont — o nein — ich habe keine Sünde begangen! Isota, betet nicht für mich, Gott wird mir auch ohne Eure Fürbitte verzeihen!“

Die Träger der Sänfte waren eingetreten und halfen der Herzogin empor. Diana stützte sie, die sich noch immer schwach fühlte. Isota dankte ihr und lehnte sich in die Sänfte zurück. Langsam verließen die Männer mit ihrer unglücklichen Last die Kapelle.

Diana folgte. Auf der breiten Treppe vor dem Schlosse blieb sie stehen, wie um sich zu sammeln. Sie blickte noch einmal in den Garten zurück, dessen Gesträuche mit einem leichten grünen Schimmer übergössen waren. Droben auf dem Gipfel einer Silberpappel faß eine Amsel und schmetterte ihre weichen melodischen Weisen in die milde Frühlingsluft. „Glückliches Thierchen,“ dachte Diana, „wer sich wie du des Lebens und des Lenzes freuen dürfte!“ Da fuhr aus blauer Höhe mit lautlosem Flügelschlag ein Sperber herab, faßte den schwarzrockigen Sänger und verschwand mit ihm hinter den Dächern des Schlosses. Diana betrachtete die zarten Federn, die der Wind jetzt langsam zu ihr hemiedertrug und seufzte. „Es giebt keinen Unterschied,“ sagte sie leise, „über Schuldigen und Schuldlosen lauert dasselbe tückische Schicksal!“

^22 Julius R, Saarhaus in leipzig.

Sie trat durch das Portal und begab sich in den Festsaal, aus dem ihr schon von weitem das Gewirr der Stimmen entgegendrang.

Die Hellebardiere präsentirten mit ausgestrecktem Arm das Sponton, der Marschall näherte sich und verneigte sich vor ihr.

„Die Frau Herzogin von Valentinois!“ rief er ins Innere des

Saales. Die Unterhaltung stockte allerorts, und die Hofgesellschaft gruppirte sich so um die Neueingetretene, daß die Höchstgestellten ihr ckn nächsten standen. Sie ließ einen schnellen Blick über die Versammlung schweifen.

Der Spanier war auch hier nicht! Diana nahm die Glückwünsche mit halbem Ohre hin, ihre Lippen sprachen mechanisch einige Aeüßerungen des Dankes. Sie hatte sich auf dein Sessel zur Seite des Königs niedergelassen.

Die Aufregung hatte ihre Wangen geröthet und ließ sie noch schöner erscheinen, als sie war. Zudem lächelte sie, denn sie wollte wenigstens glücklich scheinen. Sie fühlte, wie Aller Blicke auf ihr ruhten, die der Frauen

neidisch, die der Männer mit unverhohlener Bewunderung. Der Leibarzt kam vorüber, aber er blieb nicht vor ihr stehen und redete, als sei sie nicht vorhanden, mit einem der Kammerherren. Wie sie diesen plumpen Deutschen haßte! Er achtete sie nicht, ja, er fürchtete sie nicht einmal, und es war

ihr nicht unbekannt, daß er mehrmals über das Unglückselige Weiberregiment' bei Hofe gespottet hatte. Jetzt wurden die gedeckten Tafeln hereingeschoben, auf einer derselben erhob sich ein kunstreicher Bau von Confect, auf dessen höchsten: Thurme eine kleine vergoldete Statuette der Jagdgöttin schwankte.

Pagen liefen mit silbernen Schalen und Pokalen hin und her, und der Mundschenk füllte schlanke venetianische Flügelgläser mit bernsteinfarbigem spanischem Wein. Auf der Galerie des Saales hatten sich die Hofmusikanten aufgestellt, die mit ihrer Kunst die Freuden der Tafel veredeln sollten. Sie verhielten sich still und warteten auf das Zeichen zum Anfang; nur Carlo Barbll, der Meister auf der Kniegeige, schien mit dem Stimmen seines Instrumentes nicht fertig werden zu können.

Die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Da wurden noch einmal die Flügelthüren aufgerissen.

„Der Graf von Murviedro!“ meldete der Marschall. Diana hatte sich bei diesen: Namen unbewußt erhoben und sich der Thür zugewandt. Dem König mar die freudige Unruhe, die sich auf ihrem Antlitze widerspiegelte, nicht entgangen. Sie sah unendlich glücklich aus.

Don Enriquez trat mit schnellen Schritten ein und ging geraden Wegs auf den König zu, ohne sich um die Herren und Damen des Hofes, die ihn mit verwunderten Blicken maßen, zu kümmern. Sogar Dianen würdigte er kaum eines Grußes. Vor Heinrichs Sessel machte er Halt. Er kreuzte die Arme über die Brust und verneigte sich. Die Herzogin von Valentinois war erstaunt zurückgewichen, sie hatte auf den Lippen des Eintretenden wieder jenes fürchterliche Lächeln bemerkt.

Diana von f>«itiei5. ^22

„Verzeihe» Eure Majestät," sprach der Gesandte, „mein Erscheinen zu dieser Stunde! Allein dringliche Geschäfte zwingen mich, Sie jetzt und in dieser auserlesenen Gesellschaft zu belästigen!" Er sah merkwürdig ernst aus. Der König hatte sich umgewandt und lächelte.

„Ei, lieber Freund," sagte er, „wisset Ihr nicht, daß wir heute das heilige Osterfest feiern, wo Alle froh und heiter fein sollen? Da trinket, Graf, ehe Ihr redet, Ihr werdet dann um so leichter sprechen können!" Er nahm von der vergoldeten Platte ein volles Stengelglas und reichte es dem Gesandten hin. Don Enriquez ergriff es behutsam, hob es empor und sagte: „Nun wohl, Sire, ich thue, wie Sie befehlen. Ich trinke den Wein meiner Heimat auf das Wohl der Damen von Fontainebleau! Er setzte das Glas an die Lippen und ließ den Blick langsam über die Damen der Tafelrunde hingleiten, wobei er Dianen nicht länger ansah als alle Anderen. Sie war empört über diese Unverschämtheit und warf ihm einen Blick der Verachtung zu. Er hatte ihn wohl bemerkt, und jenes fpöttische Lächeln war seine Antwort.

Dann setzte er das halbgeleeerte Glas wieder hin und fuhr fort:

„Es schmerzt mich unendlich. Eurer Majestät eine Mittheilung »lachen zu müssen, die für Sie durchaus nicht erfreulich fein wird."

Im Saale wurde es bei tiefen Worten tobtentstill. Aller Augen hingen mit dem Ausdrucke höchster Spannung an den Lippen des Gefandten.

„Ich habe Eurer Majestät die Nachricht zu überbringen, daß die Herzogtümer Piemont und Savonen seit dein heutigen Tage wieder in der Hand des Kaisers, meines Herrn sind. Es scheint," setzte er achselzuckend hinzu, „daß zman am Hofe zu Madrid seine politischen Grundsätze geändert hat. In der vergangenen Nacht haben die kaiserlichen Truppen die Alpenpässe und die befestigten Plätze des Landes besetzt. Unter diesen Umständen sehe ich mich genöthigt, meine Mission als beendet zu betrachten und mich von Eurer Majestät zu verabschieden."

Der König sank in den Sessel zurück und barg das Antlitz in den Händen. Diana erbleichte und trat an den Spanier heran. Er schien ihren Blicken ausweichen zu wollen. Zwei — dreimal versuchte sie zu sprechen, aber es gelang ihr nicht, ein Wort über die Lippen zu bringen. Die Herren der Gesellschaft hatten sich erhoben, namentlich an den Enden der Tafel, wo man die Rede des Spaniers nur theilweise vernommen hatte, wurden erregte Gespräche geführt. Ein Sessel wurde umgestoßen, und hier und da vernahm man das Klirren fallender Gläser. Einige von den I'ienären, unter ihnen, Coligny, stürzten auf den Grafen zu und wollten ihn zur Rede stellen; der Vicomte d'Orbec schien nicht übel Lust zu haben, den Gesandten entgelten zu lassen, was der Kaiser verschuldet; er hatte die Hand am Dolche und brüllte wie ein Rasender. Aber Don Enriquez blieb ruhig und kühl. Er wich keinen Schritt zurück und betrachtete die Wüthenden mit höhnischen Blicken.

^2H Julius R. k^aaltzau? in teipzig.

„Ich hoffe," sagte er langsam, „der König von Frankreich wird stark genug sein, um den Vertreter des Kaisers vor Beleidigung zu schützen!"

Er hatte das Glas wieder ergriffen und hielt es hoch empor.

„Ich trinke auf das Wohl meines Kaisers, des Herrn von Savonen und Piemont!" rief er, „lang lebe Karl der Fünfte!"

Jetzt erreichte die Wuth der Versammelten ihren höchsten Grad. Eine solche Kühnheit hatte man in Fontainebleau noch nicht erlebt. Colignn, der noch am besonnensten war, hatte Mühe, den tobenden Vicomte zurückzuhalten. Da näherte sich dem Grafen der alte Oberst Leverier. Er hatte schon unter Franz dem Ersten die italienischen Feldzüge mitgemacht und den Dauphin auf seinen Armen getragen. Bei Pavia war er in Gefangenschaft gerathen und von den Kaiserlichen nicht allzu gut behandelt worden. Seit jenen Tagen deuchte ihm kein Mittel zu schlecht, um sich zu rächen. Die Worte Don Enriquez' hatten ihm die Besinnung geraubt — er hielt es für seine Pflicht, den Frechen zu bestrafen.

Blitzschnell riß er den Degen aus der Scheide und holte aus, um den Grafen hinterrücks zu durchbohren. Aber Diana hatte ihn beobachtet und in seinen Augen die fürchterliche Absicht gelesen. Mit einem« gellenden Aufschrei flog sie auf den Grafen zu, umschlang ihn mit ihren Armen und deckte ihn mit dem eigenen Leibe. Der alte Oberst wurde entwaffnet und fortgeführt; er weinte wie ein Kind.

Der Spanier war überrascht — vielleicht in seinem Leben zum ersten Male. Das Weib, das er betrogen und tödtlich beleidigt, dessen glühende Liebe er so schnöde und verrätherisch zu seinen niederen Zwecken mißbraucht hatte, muhte ihm jetzt das Leben retten! Das war mehr als Eoelmuth!

In diesem Augenblicke überkam ihn das Bewußtsein der eigenen Schlechtigkeit. Er empfand Neue — vielleicht ebenfalls zum ersten Male. Er richtete das schöne Weib auf und wollte ihre Hand ergreifen, da blickte sie ihm in die Auge», schauderte und stieß ihn von sich.

Der König stand auf und ging auf Dianen zu. Er hatte die Sachlage durchschaut, die Aufregung schien seinen Geist geschärft zu haben.

„Madame," begann er, „wenn sich Jemand die Schuld an diesen unglücklichen Ereignissen beimessen darf, so bin ich es selbst. Ich beging den Leichtsinn, Dinge von unberechenbarer Wichtigkeit in die Hand eines verliebten Weibes zu legen! In der Thal, Madame, ich gestehe, daß ich Eure diplomatischen Qualitäten, wie Eure Ergebenheit gegen mich um ein Bedeutendes überschätzt habe. Ihr habt Frankreich einen schlechten Dienst erwiesen und werdet gut daran thun, in Zukunft mit Euren Nachschlagen weniger freigebig zu sein!"

Diana antwortete nicht. Es wäre unter ihrer Würde gewesen, sich zu rechtfertigen. Die Art, wie der König vor dem versammelten Hofe seinen Zorn an ihr ausgelassen, war mehr als beleidigend. Sie wandte sich langsam und verließ den Saal. Der Spanier folgte ihr und versuchte sie anzureden.

viana von poitiers. ^25

Auf dem Corridore traf er mit ihr zusammen. Sie machte eine abwehrende Handbewegung. Er wollte stehen bleiben, aber eine geheime Macht trieb ihn vorwärts. Er mußte sie sprechen, er mußte sie um Vergebung anstehen und ihr sagen, daß er ein unglücklicher Mensch, ein gequälter Sklave seines Ehrgeizes sei! — Nein! so wollte er nicht sagen — das würde wie eine Entschuldigung klingen! Er wollte ihr sagen, daß er ein Schurke sei, daß er sich grenzenlos elend fühle.

Er erstaunte über sich selbst; ein neues, wunderbares Gefühl hatte sich seines Innern bemächtigt, ein Gefühl, das er bis heute nie gekannt hatte. Er dachte an Dianen — aber er dachte nur an sie selbst, ohne Nebengedanken. Er warf sich ihr zu Füßen. Sie aber würdigte ihn keines Blickes und trat in ihr Gemach. Er mußte umkehren. Er eilte in den Park hinaus, warf sich auf die Rasenbank und preßte die Stini gegen das kühle, feuchte Erdreich.

Diana schritt in ihrem Zimmer auf und nieder. Sie hoffte weinen zu können, allein ihre Augen blieben trocken. Arabella, die das veränderte Wesen der Herrin bemerkt hatte, wagte es nicht, sie anzureden. Da trat der Leibarzt ein — unangemeldet, wie es seine Art war.

„Madame,“ sagte er, „ich habe mit Euch zu reden. Ich weiß, Ihr haßt mich, weil ich Euch nicht zu schmeicheln vermochte wie die andern Leute, die sich hier in Fontainebleau zusammengefunden haben, wie die Wespen auf einer überreifen Weintraube. Und ich gesteh' es selbst, so lange Ihr im Glück saßet, war ich Euer Freund nicht. Mich wurmte es, daß Ihr mit frecher Stirn einen Platz eingenommen hattet, der einer Änderen gebührte!“

Diana blieb stehen und warf dem Redenden einen zornigen Blick zu.

„Unterbrecht mich nicht, Madame,“ fuhr der Deutsche ruhig fort, „ich sag's Euch ins Gesicht, wie ich über Euch denke. Die Anderen, die bis heute vor Euch den Staub küßten, mögen hinter Eurem Nucken spotten und sich Eures Sturzes und Eures Unglücks freuen — seht, das kann ich ebenso wenig, wie ich einst um Eure Gunst buhlen konnte! Lange Jahre seid Ihr glücklich gewesen — zu glücklich — aber heute habt Ihr auch die rauhe Hand des Schicksals kennen gelernt. Und der Unglückliche soll uns heilig sein! Deshalb seid meines Antheils versichert! Wenn ich Euch einen Dienst erweisen kann, so soll's geschehen. Das Geschmeiß, das Euch an sonnigen Tagen umschwärmte, wird Euch verlassen — auf mich dürft Ihr rechnen. Ich bin ein Arzt. Meine Kunst vermag die Krankheiten des Körpers zu bannen, — den Leiden der Seele stehe ich machtlos gegenüber. Da müßt Ihr Euch an Bessere wenden.“

Er suchte in seiner Gürteltasche und brachte ein kleines Buch hervor.

„Ich habe Euch einen Arzt der Seele mitgebracht, nehmt ihn an, seine Kunst haben viele erprobt!“

Er reichte ihr den kleinen Pergamentband, verneigte sich und verließ das Gemach. Diana ließ sich am Fenster nieder und schlug das Büchlein

^26 Julius R. kzaarhaus in leipzig.

auf. „,^lan«i8c?i ?eti2lod»s reuieäi» uwiuF^ue tortunaL" las sie.

Heilmittel gegen Glück und Unglück! Sie lächelte wehmüthig, aber sie empfand eine leise Beschämung, daß sie, die alle Menschen zu durchschauen wähnte, sich auch in diesen« ehrlichen Ärzte getäuscht hatte.

Sie erhob sich und stieß den Flügel des Fensters auf. „Arabella,"

sprach sie, „ob die Eichen schon wieder grün sind daheim im Park von

Anet? Schreibe meinem Schloßhauptmann, daß er Alles bereit halte.

Endymion ist auf ewig verloren, Diana zieht sich in die Wälder zurück!"

Der Spanier machte noch einmal den Versuch, Einlaß in Dianen»

Gemächer zu erlangen. Vergebens! Er wurde abgewiesen. Er schrieb noch

am selben Abend einen Brief — er schrieb den Anfang französisch — fuhr

jedoch nach wenigen Sätzen in spanischer Sprache fort, weil es ihm nicht

gelingen wollte, in den fremden Lauten den rechten Ton zu treffen. Eben-

falls umsonst! Der Brief wurde nicht angenommen.

In der Frühe des anderen Morgens brach er mit feinem Gefolge auf,

ohne Dianen wiedergesehen zu haben. Er reiste nach Madrid, wo ihn Be-

lohnungen und Auszeichnungen erwarteten, wie sie einem spanischen Gesandten

bisher noch nie zn Theil geworden. Allein er sollte die Heimat nicht

wiedersehen! Eine den Begleiten! unerklärliche Schwermuth hatte sich seiner

bemächtigt, er ritt meist abseits von der Gesellschaft und beobachtete beharrlich

tiefes Schweigen. Der Neiz der Landschaften, durch die man reiste, ver-

mochte ihn nicht aufzuheitern, umsonst schüttelten die Mandelbäume im Thale

der Garonne ihre Vluthen auf ihn hernieder. Eines Mittags, als man die

Paßhöhe der Pyrenäen überschritten hatte, blieb er auffällig weit hinter

seinen Gefährten zurück, fodaß diese beschlossen, früher als sonst ein Unter-

kommen für die Nacht zu suchen und ihn zu erwarten. Beim Eintritt der

Dunkelheit fand sich das Maulthier, das er geritten, herrenlos bei der

Herberge ein, der Trohknecht, welcher dasselbe einftng, fand am Sattelknopfe

befestigt den Degen des Grafen und darum geschlungen die Kette des goldenen

Vlieses. Man stellte noch am selben Abend Nachforschungen an, die inoeh

erfolglos blieben. Erst am dritten Tage fanden baskische Hirten unter einer

Felswand inl Brombeergestrüpp den zerschellten Leichnam.

^Illustrirte Bibliographie.

Vrehms Thierleben. Wohlfeile Volks- und Schulausgabe in drei Bänden, herausgegeben von Rich. Sckmidtlein. Mit mehr als 1200 Abbildungen, 1 Karte und 3 Chromotafel nach der Natnr von W. & Samphausen, E. F. Teiler, A. Kretschmer, L. Kiöner. W. Kuhnert, H. Morin, G. Mützel, E. Schmidt, Fr. Specht u. ll. m.

Verlan des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Tos lobenswerthe Bestreben, die Errungenschaften der Wissenschaft über den Kreis der Fachgelehrten hinaus der großen Masse des Volles zukomme« zu lassen, hat sich auf keinem Gebiete mit so rührigem Eifer und solcher Konsequenz und mit so erfreulichem Erfolge bethätigt, wie auf dem der Naturwissenschaften, deren gewaltiger Aufschwung unserm Jahrhundert seine Signatur gegeben hat. Die praktische Verwerthung der Resultate der Naturwissenschaft, ihre mannigfachen engen Beziehungen zum gewerblichen und technischen Leben mußten den Popillarisinmgsbestrebungen gerade bei ihr in besonderem Maße Vorschub leisten. An die Stelle gleichgiltiger Oberflächlichkeit oder bloßer Neugier, mit welcher man früher vielfach den Erscheinungen der Natur gegenüberstand, ist längst ein ernster Trang nach Belehrung und Erkenntniß getreten. Unter den Werken, die diesem Triebe sowohl Genüge thaten, als auch ihm neue Nahrung zuführten, steht Brehms Thierleben obenan. Tiefes classische Werk, das jetzt in mehr als 1000 Exemplaren und in nicht weniger als neun Uebersetzungen verbreitet ist, heute noch zu empfehlen, wäre mehr als überflüssig. Wenn bis in die tieferen Schichten des deutschen Volkes hinein das Interesse, das Verständniß, die liebevolle Theilnahme für das Leben und Treiben der Thiere, für das Wesen der Thierseele so lebhaft geworden ist, so ist das zum großen Theile auf »Brehms Thierleben« zurückzuführen, das, indem es belehrend und aufklärend wirkte, zugleich in ethischer Beziehung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß übte, da es uns jener Schopenhauerschen Ansicht, die im Thiere Mitwesen sieht, denen der Mensch nicht Mitleid, sondern Gerechtigkeit schuldig ist, näher führt. Einen weiteren Schritt auf diesem Wege bedeutete es, als die Verlagshandlung der großen zehnbändigen Ausgabe, deren Erwerbung in Folge des hohen Preises manchem leidenschaftlichen, aber wenig bemittelten Freunde der Thierwelt unmöglich war, eine billige Volks- und Schulausgabe in drei Bänden folgen ließ.

Und unb «üb. i>xni., i»? 9

!

Lchimvoölc Mllful», Dresden,
Nu«: Niehm« Ihicilebcn, »»»«»uHgalie, »ibl>°«nipl,!sl!!«» Inftitu». Leipzig,

Illustrierte Bibliographie.

^29

Diese woölfle, vom Publikum gleichfalls üuherst günstig aufgenommene Ausgabe ist seit einiger Zeit vergriffen gewesen; jetzt, nachdem die dritte Auflage des Hauptwerkes erschienen, ist unter Zugrundelegung derselben eine neue, gänzlich umgearbeitete Auflage

L»r »der weW«>diglr Gibbon <!lv>u!«t« l»n,

«luL: Nrehm» TI,ieilebl,i, Vol!«<m««<ibt, ?ib!'o,,7av!,il>l,c» l inliü», Lcioz^i.

der Volks- und Schulausgabe vorbereitet worden, deren erster Pand im November 0. I, erscheinen wird.

Aus den Angaben des Prosvcctes, welche durch die uns zur Verfügung gestellten ersten drei Bogen des Wertes bestätigt werden, ersehen wir, welche Gesichtsmintte für die 9'

^30

Nord und Süd.

Neubearbeitung der Voltsausgabe maßgebend gewesen sind, und in welcher Beziehung die letztere zu der Hnuptausgabe steht. Die speciellen Einzelbeobachtungen sind fortgefallen oder nur im Auszuge wiedergegeben und bei der (Charakteristik der Thiere im Wesentlichen nur die Hauptzüge des Lebensbildes berücksichtigt worden. Thierformen, die weniger bekannt sind und nur für Fachmänner Interesse bieten, sind übergangen, und ebenso sind alle für den Schulgebrauch oder die Lectüre in der Familie ungeeigneten oder entbehrlichen Einzelheiten und Schilderungen fortgelassen oder gekürzt worden.

>^»

Aus: Völkern Thierleben. Nach dem <> von M. Be. »il, Uo« Illphische« Institut, Leipzig.

Die von unseren besten Thierzeichnern wie Teiler, Kietschnier, Kröner, Mütztl, E. Schmidt, F. Specht u. N. herrührenden Illustrationen vereinen die größte Natutreue mit künstlerischer Ausführung. Die Volksausgabe enthält deren mehr als 1200: außerdem eine Karte und 3 Chromotafeln; sie ist zu beziehen in 52 wöchentlichen Lieferungen zu je 50 Pf. oder in 3 Halbfranzbänden gebunden zu je 10 M. Der erste Band behandelt die „Säugethiere“ - der zweite die „Vögel“; der dritte die „Kriechthiere. Fische, Insecten und Niederen Thiere“.

Wir behalten uns vor, den einzelnen Bänden nach Erscheinen eingehende Besprechungen zu widmen. —>—

Vibliographie, ^31.

Die vormalig kurhessische Armee-Division im Sommer 1866.

Cassel, Max Brunnemann.

Generallieutenant von Schmidt, im Jahre 1866 Hauptmann im kurhessischen Generalstabe und in gleicher Charge im Jahre 1867 in die preussische Armee übernommen, hat sich die Aufgabe gestellt, der vormalig kurhessischen Armee-Division, deren Antheil an den Ereignissen jenes denkwürdigen Jahres er durch seine damalige Stellung genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, einen Rückblick in Bezug auf ihr Geschick im Jahre 1866 und das Ende ihres Bestehens zu widmen, und diese Aufgabe mit der Schrift: „Die vormalig kurhessische Armee-Division im Sommer 1866“ in angemessenster Weise gelöst. Ein Sohn des Hessentums und einer althessischen Familie entstammend, empfand der Autor das Bedürfnis, den inneren Zusammenhang der damaligen Geschichte der kurhessischen Division mit dem sich gleichzeitig abspielenden großen Acte der Weltgeschichte darzustellen und nachzuweisen, „das; nicht die Truppe die Schuld trug, wem ein anerkannt braves Contingent mit einer alten und ruhmreichen Geschichte in der damaligen Zeit so klanglos enden konnte.“

Zu der verdienstvollen Arbeit wurde das im Jahre 1866 dienstlich geführte Tagebuch der kurhessischen Armeedivision benutzt und wichtige Vorgänge durch die in demselben enthaltenen documentären Aktenstücke belegt.

Der Autor betrachtet zunächst die Ereignisse am 16. Juni in Cassel und den Marsch der Casseler Garnison unter Generalmajor von Scheut zu Schwartzberg von Cassel nach Hanau. Sowohl die österreichischen, wie die preussischen, dem Kurfürsten gemachten Vorschläge werden von ihm entsprechend gewürdigt, und mit Recht hebt er hervor, das; das vom Kurfürsten beschlossene Innehalten des Bundesstandpunktes gegenüber der herannahenden schweren Krisis eine Unmöglichkeit war: da man dies nicht erkannte, verabsäumte man das einzige Mittel, durch eine rechtzeitige volle Entwicklung der militärischen Kraft wenigstens ein gewisses politisches Gewicht und Widerstandsfähigkeit zu erlangen. Kurhessen betheiligte sich an den Münchener Verhandlungen nicht, dem Kurfürsten gefiel die dort aufgestellte militärische Triasidee, d. h. die Zusammenfassung der süd- und mitteldeutschen Streitkräfte unter Baierns Führung so wenig, das; er, wie General von Loßberg dem Autor mittheilte, aufzerre, „da wollte er doch lieber unter preussischem, als unter bayerischem Oberbefehl stehen.“ Allein er entschied sich schließlich, obgleich Kurhessen beim Herannahen der Krisis allein ohne nähere Fühlung mit irgend einem Staate, selbst mit dem benachbarten Hannover, stand und sein Contingent völlig kriegsunfähig und ohne die geringste Vorbereitung für die Mobilmachung war, gegen Preußen, welches völlig schlagfertig an den Grenzen des Kurstaates zum Einrücken bereit war.

Es erfolgte nun eine ziemlich ungeordnete partielle Mobilmachung der kurhessischen Armeedivision und der Abmarsch derselben per Bahn und Fußmarsch nach Fulda. Von besonderem Interesse ist hier die in echt militärischem Geiste gehaltene Bemerkung des Autors, daß nur ein heroischer Entschluß von oben fehlte, um die unter den obwaltenden Verhältnissen latente Kampfeslust der Truppen in ihrer ganzen Kraft und Gewalt hervortreten zu lassen. —

„Lieber,“ bemerkt derselbe, „nach tapferer Gegenwehr eine ehrenvolle Niederlage, als ein so klangloses Ende!“

Allein die hessischen Truppen muhten sich nach Fulda in Marsch setzen, ohne einmal eine Ausnahmestellung für die hannoversche Armee, welche dieselbe erbeten, zu nehmen, da die Annäherung eines bayerischen Corps auf Fulda gemeldet war. Der Abmarsch wurde nach Fulda und darüber hinaus mit dem Ziel der völligen Vereinigung der kurfürstlich hessischen Streitkräfte in Hanau durchgeführt und die Aufforderung des Prinzen Carl von Bayern, möglichst lange bei Fulda zur Aufnahme der hannoverschen Truppen stehen zu bleiben, abgelehnt.

Am 22. Juni war die Vereinigung der hessischen Truppen bei Hanau vollzogen, und Generalmajor von Loßberg übernahm als der angeblich älteste im Dienst, in Wirklichkeit jedoch als besonderer Vertrauensmann des Kurfürsten, ihr Commando. Er übernahm die Truppen in keineswegs schlagfertigem Zustande, es fehlte an Waffen (Zündnadelgewehren) und Munition, an der Organisation der Proviant- und Sanitätscolonnen etc. Die Verbindung mit dem Kurfürsten wurde durch dessen am 20. Juni erfolgte Einschließung in Wilhelmshöhe unterbrochen. Mit Recht weist der Autor darauf

I.22 Nord und Süd.

hin, daß es kurz vor diesem Ereigniß noch für den Kurfürsten angezeigt war, sich in die Mitte seiner Truppen zu begeben und dort, angesichts der vollständigen Unmöglichkeit seiner politischen Parteigenossen, ihm zu helfen, „noch einen letzten, aus so traurigen Verhältnissen erlösenden Entschluß“ zu fassen.

Der Bundestag übertrug nun unter Einseitigkeit der Vergewaltigung des Kurfürsten das Kommando über die hessischen Truppen dem Prinzen Alexander von Hessen als Oberbefehlshaber des VIII. Bundesarmeecorps, damit das hessische Contingent „mit diesem Armeecorps zur Befreiung seines Kriegsherren und Landes mitwirke.“ Falsche Nachrichten über die Stärke der Oesterreicher, angeblich 800(100 Mann, und den Vormarsch von 30 000 Württembergern auf Cassel, sowie der Vormarsch der Baiern aus Fulda veranlaßten den Kurfürsten, den erneuten Bündnißantrag Preußens am 22. Juni abzulehnen. Der Kurfürst wurde bald darauf nach Stettin gebracht, und der hessische Kurstaat war zunächst nur noch in der hessischen Zirkeldivision verkörpert. „Die Erhaltung einer möglichst starken und ungetheilten Armee-division,“ bemerkt der Autor, „mußte deshalb das Ziel sein, dem General von Loßberg fortan seine Kräfte zu widmen hatte.“

General von Loßberg vermochte in Folge des völlig kriegsunfertigen Zustandes seiner Truppen der in einer Ansprache des Prinzen Alexander ausgedrückten Absicht, dieselben an die Spitze der Streitkräfte, welche Hessen befreien sollten, zu stellen, nicht zu entsprechen, und beschäftigte sich zunächst im Wesentlichen mit der Vollendung der Mobilisierung und der Umformung der ihm unterstellten Theilabtheilungen. Zwei seiner Husaren-Escadrons und einige Offiziere wurden dem VIII. Armeecorps zugetheilt, im Uebrigen erhielt General von Loßberg die Weisung, mit der Division nach Mainz abzurücken, dort ihre Ausrüstung zu bewirken und während dieser Zeit zur Verfügung des Gouverneurs der Bundesfestung Mainz zu stehen. General Schenk von Schweinsberg übernahm die kurhessische Kriegsverwaltung in Folge eines Erlasses des von der Bundesversammlung zum Bundescommissar für Kurhessen ernannten kurfürstlich-hessischen Gesandten am Wiener Hofe, Herrn von Baumbach. General Schenk blieb bis zum 12. Juli in Hanau und begab sich darauf über Darmstadt nach Bonn, und der österreichische Präsidial-Gesandte, Herr von Kübeck, vermittelte einen Credit von 10 Millionen Gulden für die kurhessische Kriegsverwaltung beim Hause Rothschild.

Der Autor weist an dieser Stelle nochmals auf die verhängnisvolle Haltung des Kurfürsten hin, welcher, während er seine Truppen den Abmarsch zu den Gegnern Preußens antreten ließ, sich in Wilhelmshöhe unantastbar wähnte und derart mit seinem Lande ein Opfer seiner Verblendung wurde.

Am 30. Juni begann die kurhessische Division den Bahutransport nach Mainz, welches nebst Rastatt durch Bundesbeschluß für neutral erklärt war; ein Theil derselben blieb zunächst noch bei Hanau zurück. Die Sicherungs- und Armierungsarbeiten für die Festung Mainz erheischten bald eine völlige Sistierung der Mobilmachung der hessischen Division und im Gegensatz zu dem Inhalte des Befehls des Prinzen Alexander die völlige Unterstellung der hessischen Truppen zur Verfügung des Gouverneurs von Mainz, des bayerischen Generals Grafen Neuchâsse-Nobbenlöwen.

Die Erlebnisse der hessischen Division in und vor Mainz bieten, wenn auch reich an Mitleid, Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten, im Wesentlichen nur ein rein militärisches Interesse. Als charakteristisch für dieselben läßt sich das Wort Generals v. Schmidt anführen: „Die kurhessische Division blieb das von Allen mißhandelte Aschenbrödel, um dafür später nicht nur keinen Dank zu ernten, sondern vollständig verlassen zu werden.“

Der Abschluß des Waffenstillstandes zu Anfang August zwischen Preußen und Oesterreich, sowie zwischen Preußen und Baiern, sowie der Abmarsch des Meininger Contingents und der badischen Festungsartillerie von Mainz veranlaßten den General von Loßberg zu Schritten, um dem Kurfürsten die Lage der Division vorzustellen, wenn die Besatzung von Mainz nur aus kurhessischen Truppen bestände: General von Loßberg hielt für diesen Fall die Abberufung der Division für die dringendste Nothwendigkeit, da dieselbe, aller technischen Truppen entbehrend, die Vertheidigung der Festung nicht durchzuführen vermochte.

Inzwischen war die Entscheidung auf dem böhmischen Kriegsschauplatz gefallen und erfolgten die politisch-Verhandlungen mit Oesterreich und Frankreich. Dem Kurfürsten wurde nochmals von König Wilhelm ein Bündniß mit Preußen angetragen, allein er konnte sich nicht in den Entschluß finden, zum Besten des deutschen Vaterlandes und im

Interesse eines fernerer gesicherten Bestehens seines eigenen Staates auf einen Theil seiner bisherigen Machtvollkommenheit zu verzichten, und lehnte dasselbe in einem Schreiben vom 12. Juni aus Stettin ab. Damit war das Schicksal Kurhessens und seiner Armeedivision besiegelt.

Ohne Instructionen und Befehle vom Kurfürsten und angesichts des Inhalts der sich vollziehenden Friedensverhandlungen und des dem preußischen Landtage vorgelegten Actes der Ginverleibung Hannovers, Nassaus und Kurhessens in Preußen, sowie des faktischen Endes des Bundestages und der Bundesgewalt, wandte sich General von Loßberg nunmehr an König Wilhelm behufs Erlangung einer ehrenvollen Regelung der Verhältnisse der hessischen Armeedivision und betrachtete sich als dem preußischen Oberbefehl unterstellt.

Der König ging auf das Ansuchen General von Lohbergs ein, und die hessische Division verließ am 26. und 27. August Miliuz, wo sie durch preußische Truppen abgelöst wurde, und kehrte in ihre früheren Garnisonen mit allen Ehren zurück. Bald darauf, am 17. September, entband der Kurfürst in einer, die treuen Dienste seiner Truppen warm anerkennenden Proclamation dieselben ihres Fahneneides. Die kurfürstlich hessische Armeedivision hatte aufgehört zu existiren, und eine neue Ordnung der Dinge begann auch für die hessischen Truppen. R. v. ö.

Martha.

Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Beilage der I. G. Eotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Das Lied von der „unglücklichen Liebe“ haben uns zahllose Dichter in düsteren Molltonen gesungen; auch Rudolf Lindau behandelt in seinem neuesten Roman dieses alte Thema; aber bei ihm erklingt das Lied aus einer andern Tonart. Wenn der unglücklich liebende Lyriker von einem ewig blutenden Herzen, von einem Schmerze, der über das Grab hinaus währt, in mehr oder minder wohlklingenden Versen Kunde giebt, so weist der aufrichtigere und welterfahrenere Romancier auf das kurze Leben der sogenannten unglücklichen Liebe hin. »Glückliche Liebe, die Glück gewährt und stets neues Glück verheißt« — so läßt Rudolf Lindau in seinem Roman eine der Personen sagen — „die kann bestehen; aber unglückliche, so innig und leidenschaftlich sie auch sein mag — die vergeht schnell Ich war oftmals wirklich verliebt, oder ich bildete mir wenigstens ein, daß ich es wäre. Jetzt erkenne ich in der That, daß es geradezu unglaublich ist, wie oft man sich in dieser Beziehung betrügen kann.“

Dieser Anschauung getreu, führt uns nun Rudolf Lindau eine Anzahl solcher unglücklichen Liebhaber vor, die in der That leicht genug über den Schmerz einer vereschmähten durch das Glück einer erwiderten Liebe hinwegkommen. Selbst der tiefstangelegte, treueste Liebende, der ehrliche Nielßen, der zuletzt zu seiner alten Liebe zurückkehrt, findet wenigstens zeitweise in dem Verkehr mit der schönen, koketten Dolores und der holden, kindlich-schüchternen Sophie willkommene Ablenkung und Trost. Erst als ihm sein Gewissen und die Ehre gebietet, sich von der Enten, der Frau eines Anderen, die aus dem Spiel gefährlichen Ernst machen will, ganz zurückzuziehen, und ihm jede Hoffnung auf das Herz und die Hand Sophiens benommen ist, wendet er sich ganz seiner Martha wieder zu.

Schneller als Nielßen trösten sich die andern; da ist zunächst Oswald Melchior, der gutmüthige, „correcte“, nicht sonderlich tief angelegte, aber ebensowenig blasierte Sportsman, der eine tiefe Neigung für Martha von Holm hegt, jedoch, nachdem er sich einen Korb geholt, recht bald in der Liebe Sophiens vollen Ersatz findet; da ist der ein wenig beschränkte, eitle Rnsse Sonin, der, anfangs von Sophie angezogen, sich, sobald er auf kein entgegenkommendes Verständniß stößt, schleunigst der häßlichen, aber seiner Eitelkeit klug schmeichelnden Katharina zuwendet, endlich Decker, der dilettirende Schriftsteller, der seine zahlreichen „unglücklichen Lieben“ in einer schriftstellerischen Arbeit schildern will, und dem der Verfasser die oben citirten Programmworte in den Mund legt.

Es spricht aus denselben eine unbefangene nüchterne, realistische Auffassung von Welt und Menschen, eine unbeirrte Wahrheitsliebe, die sich durch keinen schönen Schein blenden und durch keine Erregungen der Seele den klaren Blick trüben läßt.

^2H Nord und 3iid.

Rudolf Lindau schildert das Leben in seinen Licht- und Schattenseiten, wie es ist, Verzicht leistend auf jede Fälschung zu Gunsten der poetischen Wirkung: er rückt Weber die Tinge noch die Personen in eine effectiv, verschönernde Beleuchtung, noch liefert er, gleich jenen Wahrheitsfanatikern, die in der einseitigen Uebertreibung des Ehaierle-ntistischen und in der Schilderung des Abnormen in noch höherem Grade gegen die Wahrheit fehlen, Zerrbilder des wirtlichen Lebens. In diesem Streben nach möglichster Treue, in dieser Vermeidung jedes falschen Pathos, alles Gemachten, erinnert uns Rudolf Linda» an Thackeran, ohne daß er dessen sich hie und da geltend machende satirische Schärfe und pessimistische Skepsis besitzt. Rudolf Lindau ist trotz — oder sollen wir sagen wegen? — seiner tiefen Welt- und Menschenkenntnis; weit davon entfernt, ein Pessimist zu sein: aber eine gewisse Resignation liegt unverkennbar in seinem Wesen: er läßt sich durch keine Illusionen blenden, und die glänzende Hülle kann ihm den wurmstichigen Kern nicht verbergen. Er glaubt nicht daran, das; wie echte oder komödiantenhafte Weltschmerzler meinen oder zu meinen vorgeben, in der Regel das Böse siegt: aber er weiß; auch wohl, das; nicht immer das Gute triumphirt und daß der berechnende Intrigant ebenso gut sein Ziel erreichen kann, wie der ehrlich strebende Mensch. Nicht nur die edle, treuliebende Martha Holm und die gute, kindlich hingebende Sophie gewinnen die von ihnen begehrten Männer: auch die schlaue berechnende, weder! durch Reize des Körpers, noch des Charakters bestechende Katharina Wovcisti weiß; das begehrte Glück zu gewinnen und den gntmüthig-beschränkten, etwas eiteln, reichen Russen Sanin für immer an sich zu fesseln.

Lindau weiß; auch, das; die Menschen weder Engel noch Teufel, sondern eine Mischung aus beiden sind, nur das; sie bald mehr nach der einen, bald nach der andern Seite giavitiren. So hütet er sich geflissentlich, bei der Schilderung der sympathischen Personen und in den Szenen, wo die Leidenschaften aufeinander platzen, vor jeder Ueberschwänglichkeit: er scheut sich sogar nicht, den augenscheinlichen Lieblingen seiner Muse gewisse Schwächen beizulegen: der ehrliche kluge Nielsen ist nicht ohne einen leichten Anflug von Pedanterie, der ihn aber keineswegs lächerlich erscheinen läßt; eher noch den rührend sympathischen Eindruck dieses Charakters verstärkt; die hübsche, holde Sophie ist von einer gewissen Beschränktheit nicht ganz freizusprechen; und doch wird der liebe Zaubers diese Mäbchengestalt nicht im Mindesten dadurch beeinträchtigt. Dergleichen kann nur ein reifer, seines Könnens bewusster Künstler »vagen und mit so überraschendem Gelingen durchführen.

umgekehrt mildert Rudolf Lindau gerne den Eindruck, den die wenig anziehenden Gestalten machen. Der überlegen-cynische, rücksichtslos-spöttische Banquier Wichers besitzt doch eine Stelle, wo er sterblich ist: die tiefe, wahre Liebe zu seiner unglücklichen kranken Schwester, und die mannhafte Entschlossenheit, mit der er nach seinem finanziellen Ruin in den Tod geht, nöthigt uns Achtung ab; die gefallsüchtige Frau Tolores Holm, die durch ihr kokettes Spiel mit andern Verehrern ihren Mann tief unglücklich macht, erscheint nach ihrem, durch übermäßigen Morphiumgenuß herbeigeführten Tode mehr deklagens-, als verdammenswerth, da der Arzt ein geheim gehaltenes unheilbares Herzleiden als Ursache ihres Verhaltens und ihrer lasterhaften Angewohnheit angiebt.

Es liegt diesen Zügen eine versöhnende Tendenz zu Grunde, etwas von jener Liebe, die Alles verzeiht, weil sie Alles begreift, es ist, als ob der Autor selbst da, wo der Leser zu anklagendem Urtheil sich berechtigt glauben könnte, diesem das Richtschwert aus der Hand winden will. —

Wohl kein Romanschriftsteller unserer Tage wirbt Rudolf Lindau in Weisem, künstlerischem Maßhalten und zugleich sorgfältiger, gewissenhafter Durcharbeitung aller Theile übertreffen: ja er treibt dies Maßhalten mitunter so weit, das; es an Entsagung grenzt. Nichts liegt Rudolf Lindau ferner, als die Sitte mancher Autoren, auf gewisse Situationen hin die ganze Arbeit anzulegen, ihre volle Kraft auf die wirksame Herausbringung der Höhepunkte zu concentriren, für welche das Uebrige nur als Vorbereitung und als Bindeglieder dienen muß. Alles ist mit derselben musterhaften, liebevollen Gründlichkeit behandelt; jede Effekthascherei, jede Ueberrumpelung des Lesers vermeidet R. Lindau mit ängstlicher Peinlichkeit — er will nicht blenden, nicht augenblickliche, verblüffende, sondern tiefe, nachhaltige Wirkungen erzielen. Er bricht oft da ab, wo ein Anderer Ken in einer Scene liegenden Effect voll erschöpfen würde, und überläßt es der angeregten Phantasie des Lesers, weiter zu arbeiten. Wir erinnern hier nur an die Consequenzen zwischen Nielsen und Wichers, zwischen Martha und Tolores, an die Tiscretion, mit der die

Musikalische Notizen.

135

Krankheit der Letzteren geschildert ist. — Erstaunlich ist dabei, welche Wirkungen Lindau mit dem einfachsten Mitteln zu erzielen weis;: mit wie unscheinbaren Fügen er seine Personen doch so plastisch, lebenswahr hinzustellen und unserem Gemüthe so nahe zu bringen weiß; und zwar gilt dies nicht nur von den Hauptträgern der Handlung, sondern selbst von unbedeutenden Nebenpersonen. Die Lebensanschauung Rudolf Lindaus, seine künstlerische» Absichten, seine künstlerische Technik — Alles trägt den Stempel eines vornehmen Geistes: in dem Künstler verrath sich hier zugleich der Mensch. Der Roman „Martha" darf de» gehaltvollsten, reifsten Erzeugnissen der erzählenden Literatur unserer Zeit an die Seite gestellt werden. O. >V.

Musikalische Notizen.

Inr Vlusal. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.

Die vorliegende Sammlung enthält diejenigen musikalischen Arbeiten Spittas, die sich nicht ausschließlich an die Fachgelehrten, sondern weit mehr an den Theil des Publicum- wenden, der sich nicht damit begnügt, Musik zu hören, sondern bestrebt ist, über das Wesen der Kunst ein oder das andere von berufener Seite zu erfahren und sich dadurch zum Nachdenken über musikalische Vorkommnisse und Probleme anregen zu lassen. Spitta versteht es, wissenschaftlich und vornehm und dabei doch anziehend und leicht verständlich zu schreiben/ Seine Betrachtungen über „Kunstwissenschaft und Kunst", über das „Mittleramt der Poesie" werden für jeden Gebildeten eine Quelle geistigen Genusses sein: wer mehr nach der praktischen oder historischen Seite der Kunst gravitirt, wird in den Studien über Bach, Spohr, Weber, Gade, Brahms u. A. Befriedigung und reiche Belehrung finden. Von hervorragender Bedeutung ist die Studie über die älteste Faust-Oper und über Goethes Stellung zur Musik, sowie ein Essay „Spontini in Berlin," das sich die Aufgabe stellt, dem seiner menschlichen und künstlerischen Schwäche wegen bisher hart mitgenommenen und mißcreditirten ehemaligen preußischen General-Musikdirectori in milderem Lichte zu zeigen. — Der letzte Artikel des Buches, der sich mit dem baltischen Politiker Oskar von Riesemann beschäftigt, steht zu der Musik in nur lockerer Beziehung.

Die Musikgeschichte der Stadt «Nabe» nebst einem Anhang: Geschichte der Musik im Fürstenthum Lübeck von Earl Stiehl. Lübeck, Verlag von Lübeck u. Hartman«.

Ein kleiner, aber nicht unwichtiger Beitrag zur allgemeinen! Geschichte der Musik. Obgleich die Quellen recht spärlich fließen, ist es dem Verfasser doch gelungen, in lesbarer Form ein anschauliches und übersichtliches Bild von der Entwicklung der

musikalischen Kunst im Lübckschm zu geben. Am ausführlichsten ist das 18. u. 19. Jahrhundert behandelt. Die früheren Jahrhunderte sind weniger reichlich bedacht. Der Musikhistoriker wird jedoch auch hier manches Neue und Interessante finden. Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn-Natholdt, und Julius Schuberl, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Chronik der Musik. Herausgegeben von Prof. Dr. Julius Schuberl, Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. Schuberl, ein Jugendfreund Mendelssohns ist bei der Herstellung der Texte zu den Mendelssohn'schen Oratorien in so hervorragender Weise betheiligt gewesen, daß die Herausgabe der zu diesem Zwecke gepflogenen Correspondenzen als eine wirkliche Bereicherung der musikalischen Literatur zu betrachten ist. Es ist für den, welcher den Elias und Paulus als abgeschlossene Kunstwerke kennt, ein eigenartiger Genuß, zu sehen, mit welcher minutiösen Pünktlichkeit und Gründlichkeit die ersten Vorarbeiten dazu in Angriff genommen worden sind. VI« menschliche Stimme. Nach Charles Linné's „L'Art de bien chanter“. Unter Anleitung des Verfassers bearbeitet und ins Deutsche übertragen von Ludwig I. Trüg. Düsseldorf, Verlag von L. Schwann, Für denkende Sänger und Gesanglehrer wird das Werkchen eine willkommene Gabe sein. Es ergeht sich nicht, wie viele Gesangsthemen der Neuzeit, in unfruchtbarem Siftintisiren und gewagten Hypothesen, son-

Nord und Süd.

den» giebt, auf der Methode der alt-italienischen Schule fußend, dem Leser dantenswerthe und praktische Nachschlage betreffs der künstlerischen Ausbildung des Stimmorgans, eb.

Friedrich von Klotow's Leben. Von seiner Wittwe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Der Komponist der „Martha“, des „Stradella“ ist zwar keine epochemachende musikalische Persönlichkeit, aber immerhin werth, daß man über sein Leben und Wirken etwas Ausführliches und Authentisches erfährt. Wenn die Wittve eines Tonsetzers sich der Mühewaltung unterzieht, über ihren Gatten literarischen Bericht zu erstatten, so darf man gewiß sein, daß nur Gutes und Liebes ans Tageslicht kommt; das ist in obigem Bücke denn auch der Fall.

Bibliographische Notizen.

Wie die Griechen ihre «unst «r» warben. Von Ludwig von Subcl.

Akademische Kaisergeburtstagsrede. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Tiefes Thema im Rahmen einer Prunkrede abzuhandeln, die gedruckt knappe 20 Seiten umfaßt, wobei noch ein Drittel auf die in mehreren Jahrhunderten spazieren» gehende Einleitung und den festlichen Schluß entfallen — das ist gewiß ein kühnes Wagniß. Die kräftigen Pinselstriche, mit denen da skizzirt werden muß, werden nicht allzu leicht dem Laien in ihrem inneren Zusammenhang unverständlich bleiben, dem unterrichteten Fachmanne aber den Mangel fester und sicherer Umrisse nicht verschleiern können. Immerhin bewährt sich auch hier die Gabe des Verfassers, die großen Probleme der Kunstgeschichte unter welthistorischen Gesichtspunkten zu erfassen und in packender Form darzustellen. Hl. t>.

«»lebte« und Erstrebte». Von H.

Settegast. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Memoirenwerke und Autobiographien sind gewöhnlich reich an Anekdoten und kleinen Geschichten, deren Helden der Autor oder die bedeutenden Personen sind, mit denen er zusammengetroffen: manche von ihnen bestehen überhaupt fast ganz aus solchen illeimaleichen. Tiefer Zug, der je nach dem Erzählungstalent des Verfassers und seiner Fähigkeit, Maß zu halten, derartigen Werken etwas besonders Unterhaltendes oder etwas Ermüdendes verleiht, fehlt dem Buch von Settegast vollkommen.

Gediegen, einfach und schlicht, wie der Manu, wie sein Leben ist, so ist auch sein Buch. Er ist keiu blendender Geist, sein Entwicklungsgang kein spannender und außergewöhnlicher, sein Tafcm arm an aufregenden Ereignissen, die für Außenstehende Interesse haben könnten; es ist ausgefüllt von dem Stilleben in der Familie, über das nicht viele Worte zu machen find, und von unendlich fleißigem Schaffen und Wirken, ernstem und erfolgreichen! Streben in dem frei gewählten und mit glühender Begeisterung erfaßten Beruf eines Lehrers der Land» wirthschaft. In diesem Beruf hat er eine für denselben besonders bedeutsame Entwicklungsveriodc mit durchgemacht und selbst mitgestaltet: die Verbindung zwischen der praktischen Landwirthschaft und den Wissenschaften, zumal den Naturwissenschaften. Für dieses sein Ideal kämpfte er in Wort und Schrift vom eisten bis zum letzten der zweiundvierzig dem Staatsdienst gewidmeten Jahre; freilich zuletzt mit veränderter Front. Als er seine erste Stelle in demselben, die des Gutsadministrators und ersten Lehrers an der neugcgründetcn höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Proskau, antrat, handelte es sich darum, nach dem Vorgänge von Noppe, Thaer u. A., die noch vielfach in den Banden rohester Empirie liegende Landwirthschaft mit den Errungenschaften der Wissenschaft, wie sie besonders durch Licbig für sie gewonnen worden, bekannt und vertraut zu machen; am Schlüsse feiner Thätigkeit trat er lebhaft dafür ein, den Ort des theoretischen landwirthsckafilicken Unterrichts in mganifchei Verbindung mit einem Landgut zu erhalten, welches durck, die Gewährung fortlaufender praktischer Temonstrationcn und Experimente Lehr« wie Schüler vor der Gefahr doktrinärer Einseitigkeit und Erstarrung zu sichern berufen wäre. Tamals suchte er Theorie und Praxis zu einander zu führen — und verwirklichte seine Absicht auf das Glänzendste in den von ihm geleiteten Akademien von Proskau und Waldau; jetzt versuchte n ihn

Vibliographische Notizen.

<3?

Trennung zu verhindern — und erlitt eine Niederlage. Als Lehrer an der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin beschloß er im Jahre 1881) seine von dem Staat und seinen zahlreichen Schülern, ja von der gesammten Landwirthschaft dankbar anerkannte Berufsthätigkeit, um sich nunmehr nach Ueberschreitung des 70. Lebensjahres wohlverdienter Muhe im Kreise seiner Familie und einzelner Lieblingsstrebungen, insbesondere auf schriftstellerischem Gebiet, hinzugeben. Als eine Frucht derselben erscheint dies ebenso anspruchslos wie lebenswürdige und gehaltvolle Buch, das insbesondere seinen Berufsgenossen als willkommene Erinnerungsgabe eines hochverehrten Führers gelten wird. 6c-n.

Tarrisre. Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Verein der Bücherfreunde. Freudig haben wir bisher jede Veröffentlichung von Olga Wohlbrück begrüßt. Ueberall begegneten wir einer seltenen Feinfühligkeit der Empfindung, graziöser Schilderung und jener warmblütigen Gestaltung, die tiefes und nachhaltiges Interesse erregt. Wir halten Olga Wohlbrück für eine hochtalentirte Schriftstellerin und sind überzeugt, daß wir ihr noch Gutes und Bestes zu verdanken haben werden. Vorläufig aber scheint ihre Schaffenskraft zu größeren epischen Dichtungen noch nicht gereift genug zu sein. Ihr erster größerer Roman, der uns vorliegt, ist in der Erfindung nicht durchweg gelungen. Neben einem Guttheil Lebenswahren, erscheint Manches uns gesucht und nicht folgerichtig. Die Handlung selbst weist nicht jenen temperamentvollen Pnlscklag auf, den wir in den Novellen Olga Wohlbrücks so wirkungsvoll empfunden, hier tritt häufig die Hinführung uns entgegen, das fast ermüdet, und das hervorgehoben wird durch das Bestreben der Dichterin, gar zu sorgfältig psychologisch zu motiviren. In der Darstellung dagegen finden wir ungeschmälert den bekannten Zauber: echt weiblicher Zartsinn, stark entwickeltes Empfindungsvermögen schaffen auch hier wieder tief ergreifende und fesselnde Situationen, 4eb« ,4!>!>»»HIN!,««n H»m> ?iol. DI. K. I., «i-5««!!«!! , l/»ipli», 0, L, Ü, ?s«ls«l. von X, VN«i, H, Xnwoti, I., ü, I, »l»i»v!!«, so daß schließlich ein besonderes Wohlgefallen auch Olga Wohlbrücks neuestem Werte zu Theil werden wird. ^ . ^V. Die Echatsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848 von Nilhelm Jensen. Leipzig, Carl Reißner.^ . Es ist mir recht wunderbar gegangen

bei der Lectüre dieses Jensenschen Buches;
 immer wieder habe ich mich auf dem Titel-
 blatte überzeugen müssen, daß ich wirklich
 eine Jensensche und nicht eine Erzählung
 von Rabe lese. Freilich, im weiteren Ver-
 lauf wurde die Unterschiedlichkeit der beiden
 Dichter immer merklicher, trotzdem scheint
 mir festzustehen, daß sich Wilhelm Jensen
 in seinem neuesten Werke der dichterischen
 Eigenart Rabes auffällig genähert hat.
 Einen poetischen Fortschritt Jensens vermag
 ich aber hierin nicht zu erkennen; so ge-
 rechtfertigt mir sein großes dichterisches
 Ansehen erscheint, so oft er mich durch poe-
 tische Kraft zur Bewunderung hingerissen
 und durch epischen Schwung mir die Pulse
 schneller klopfen gemacht — sein neuestes
 Buch ist eine schwache Schöpfung! Zwar
 zucken auch hier helle Geistesblitze; Sinnig-
 keit und poetisch Schönes bereiten uns reiche
 Freuden; Sarkasmus und Schalkhaftigkeit
 lassen uns heiter lächeln, aber die Handlung
 selbst wird schier erstickt durch das wuchernde
 psychologische Rautenwort, sie ist unwahr-
 scheinlich bis zur Unmöglichkeit von Anfang
 bis zu Ende, und — die Hauptsache, —
 sie ist uninteressant! Gesucht, wie schon der
 Titel, erscheint die Darstellung an vielen
 Stellen. Warum die „Begebenheit“ sich
 grade 1848 zugetragen haben muß, ist mir
 in einem ganz äußerlichen Zusammenhange
 mit dieser bewegten Zeit dargethan; nichts
 von den eigentlichen zeitbestimmenden Ideen
 spiegelt sich in der Handlung wieder, und
 es macht gar häufig den Eindruck, als ob
 der Dichter seine Fäden nur recht mühsam
 weiter spinne, weil der Stoff gar zu karg
 ist. Und das bei Jensen, von dem wir ge-
 wöhnt sind, daß er mit echt künstlerischer
 Kraft aus dem Vollen gestaltet und schafft! —
 !!»!>>!i»v, 8,, Uueu >I, Üo5«n, Osdielit«, NI»«H«i>,
 N«IM, H,, kl>I>NI!U!>» !!»I L«!lil!«I ^V<,<!t»!l!!'

^38

Nord und Süd.

Ln»mKell»!», N, 3,, llo» Dl»»» üiclioK! XVatzner«,
v»ll Öupii^i bleiben! V on «m?m »ltou ?oliti^«i.
lINinern. Diu Lsitioz lur c?»«uicllt» »e«
l^ipliss, L, 15, U, ?l«!lei.
Lllu^O», ll., H^l »nutbe^ezlei! <i««z«ll, Xn?»«oll
'kl»««»», ll»! l!i»il. lll Nott äez »lt»n Üll^tol«,
Vi»t!>e, N,, XVelt », 8«o!o, DieKlunzei!, llreeHen,
Aeli«^, ^, N. ?,,, l>»r Ci,i, Leüüdieli!« s» Dun
K»l»el, ?, C ^, l>«ll» ll»l>,!eu in ilor Veit-
lioNel, H«i «el>«l?e. .^n« 6. Rn^l, v, D, Leoüer.
lünilnlnohs ^»^, linin»i,Kidi, VIII, ^nni^,
Hussein, liomonliib!, VIII, ^»d^, N»nH l<).
Ftull^oN, ,1, D,,z»ll»lu,
zl»n!«B>ll», ?, Di« Ullnz» ll neigten, 3. Huü,
8tlt!««lt, Noul«obe V«ri,»!l,.,!«t»ll.
lle^ei^» iile!,!«« X»n^e«»tl»n»-l,«.'ll!«n. Nett ll
di» «n, l»pl!^, Lib!io«r, ln«t.
«dnel W>nH. ^»nlez-^nplileme^l l»9>—l»92,
leneblet, Liedlen, D, Hzser,
rledies, ^,. Nu m«>,wr Lei!, 8ei>»tt«n!>ilä»r
?»!»»!, V, v,, Di» Un'obniz u»i »näeie?»>!«l.
lle!»t»d, 1^, „>8!l" niioi 6i« U»«ed»l ä, lvsawl»,
l.i»s, 3?—,'»,. XVeim»i, Verlos <l, 8cuillt»ll>
llotb, l,,. l>uz» i3l«tt»l. Llliioll, vl»s<!«n,
s,!«»l iollei N»r««<^l!ll!^! Ltultss^ll, H, 2imm<?i »
8ei»i!le, N,, Vls»»«!tü unH ^«n«nit«. Oonfsz«!«»^
!c«« Ue<!«nli«ll iibe! 6i» »»!>«« l!e»till>mll>^
lle« !l«n»ei>«ll, Heilin, ü, Neiniien.
8eli^e!U«l-»«nenselÄ, X, ?,,, Oi« iiznl!»»»
l^u«l»illil>»»»b!l, lü!»6»iitllrt- l?r»i>2«!«se>!««>
i^»u«l volxmiten, (Untervez« VI,< Vi»»,
8ell!»Är»!>e!m, 0^ L»itl»<le l« «wni V»llc.,
illlll»t, ^»iilz ll, Hell l, U»mKm<, 0. Nli«««
l^ielsi'unß 1—4, l^eipli?, Nibliaßl. lnztitn»,
Üttoi'«!, ^., ülitl«<:>!» Llies» llder Hl» Wi«n«l
Hier», U ll, ?,,, XeK»n»unn»i> Xeu« <i»ii«nt«,
lluütr. vnu D. Zenlemn u. V, Oertel, l)i«z>i«ü,
8tler!le>', H,, Der 5!»n^ vnn llünckssll». Dpi««l>»
vi« ^»lßelti»» u»H sie Meuttluz. Nuwcnieii
^»z«de,, von ü»?! Rmil ?llU!i<». Kil Lei-
Lerliu, l?lot, ll," l)illei > Wi»n, rms.
Di, ^ll«>i,t ?»ro!XillloK, l>l«l, Dl. l>l.
>'ll»!l» - L»!!N, ?l»s, Dr. l>, Nni»il>».
ltüiinMu, ViiKl, Neu, ll»»! l>n>s, Dr. H, ?.
lieimtloil^-Leriill, l'r»e, vr l>uä»il Nin-
Lln,l»n, l>iof, Nr. ?i. ^oüv-Ueilln. l'ms,
l>r, Ulw Unnlül-Vien. l>^l, Nr, UielulKl v
Ki«<lt-l5>>ill«.VI»ll, ?lol, vi^, l'. ll«ll<l!»!
Uollw. Hilmt» l'INI, vr, ldeoä» zl«^i>«i^ ! ,
H,»5»tl?rut, llr, N«ll»«lln ll»tbu«8»l» V«n »,
Uc,s5^,u l'l, s, Dr. XV. l^e^er-ljerlill. Lslliu,
?. ?Nilt»u« ^ Co,
üxtwel, L, v,, Rr» FiebnllK. llo»»»». Ui«8<j«i>.
f^, ?i«l«on,
V»» «lel X»tnll»tl>^«nÄ!z!eit s«l l>i«el«nl«^o
nie««!»!!«« il»»<ie>n». Diu« H»t»>«««l>inz
V»»e«l«n!!«», l,, v,, ^Vn s»°> V»!ill«' ?»H«i>,
Ä«r ^ nliilliline b«l!«ßel>!" U»nnlt»äl,

VIn!.!«!', XV,. I>Sllt«n«« I>I>i«I!>«lnl l. 8c!xi«ib»-
V»»s, k'r., U«<Uoll»«. U>« tliul LU<i«rn n»rk
Voer!'» IleiGcion^niienel: ?lki«l änwu H»«
1^. XVonll.
Xeeli'» llezziionsdüeliel: v»« Ili«»ei>!!»diii?e
ü„<i »eil!« Vuij,'ul>liz«, Mt K»i1»u, XVili,»
bnl8, li XVoerl,
Veer!'» ü«!«el>»i!>»m>'!<'l: I>^8 I>I,e>uU>2l ,«n
iloi»? , Ki« Xoill uuÄ »ein» !>«it!'utb»!»l.
ziit 8i««i»l'l»il»ll u. Nllnell. 4. ^n!!»^».
Willibniz. I., Wc«ll.
xv»«ll'!! lle!»el>»n>ni>«li»i: NK«i>>»v»lll uns H«
ul,»ik»vij«o!>» UediiL». Uit lilu»tl.. H«t»u
». ?>!w«i>, 3. Hüll, V.'nulmi'z, 1^, XVoeil.
V»n<l», XV., Voll««»»««!! ubei Hi« i!«ll«:ll»N' n.
ü>, R!i> I>l in »oci»ii5ti»ed. Htnpien. 8oQ»ü»7,>»l
in liluf H^len, U««^«!! , D, li»«ou.
bchlesische »uchdiuckeiei, Kunst, und veiug5>Ansta!l »»rma!» 3. Sch»ttl»e»d«, Vi»!»»».
Unbeiechtigtn Nach!>iuif «U5 d»m Inhalt dl«s«l Zeitlchiift un!»lll«>. Ueb,rl««,n,«»cht i>«b»l,allen.

1892°i. I^riZcKs 5Ü1WNF. 1892^ . ^.

-K^^H^
> ', !^ !I ^
i^ lasliollvr Ver82llü
MM
51
5'
51
51
51
51
51

klilttcil,
8psu<<«! 8»ll
pulvesförmig
UNll
«znI.884l)en
8psUllei 8eif«.
!!^NI.8L^N^N
8i»'U!!elp2ztillen.
^
I^m^^
llllllüüüllllllülllllll !!!!!!!!!!!!!!!< M! lüüü» lüüMIMMM,

sowie äuicli
alle ziillüllllMzzel-Miillllln^i,, ^otlieliën Ulll! vl^iiizten.
Uol,«s8s«!8el,o l1onüt8 in ll«n «l-Ü88t«n 8täcltsn 2ll«l- «ylttnoile.
t^cc^ ^ ^ ^ ^ ^ r ^ ^ ^ ^ j ^ ^ ^ ^ j : 2 ^ ^ ^ - ^ ^ j : ^ ^ ^ ^ ^
^

Die Mnrlichen l^Ã¼llun^en 2m ^vollinariZ-Lrunnen
(^KrtK^I, ^ein-?i-eu33en) betrugen 2N I^I^ÃœcKen und
15,622,000 in 1g89,
17,670,000 â€ž 1690.
1^ IM8, 20. ^//^/^Ã¶[e^ 1890.
1Â«^ Ml_!_!M!8 LMI^^V, !_^,i^

EMPTY

November 1892.

Inhalt.

—!

S»>!»

Hedwig Dohm in Berlin.

wie Frauen weiden. Novelle, (-chluß.) ^3)

Erich Schömidt in Berlin.

Tannhäuser in Sage und Dichtung < ?6

Gustav Diercks in Steglitz—Berlin.

Marokko und die Marokkos««« ^96

). C. f>oeftion in Wien.

Vjarni Chorarensen 2^5

Cizeodor Buschmann in Wien.

Zu Gtern in Lpanien. Reiseschilderungen 226

Vibliographie 268

Schiller« weil«. Mi! Illustrationen,) — vi« Vaulunst der Renaissance in Portugal.

Vibliognlvhische NotIM 272

hierzu ein Portrait: «Lrich Schm<dt.

Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

,n»ll>»nl>s«l>' «schein» am Anfang jede» Mona»» in heften mit i» »in« «unftbeiioge
preis pro <v»al»«l (3 Heft«) « Mail. —

All» Vochbanolxngen »n« postanfalten nehmen jederzeit Vestellnngen »».

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mard und .Süd« be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von »Oord und Süd" Breslau.

siebenhufenerstr. 2/3.

Veilagen zu diesem tzeft

non

I. Vn«elh»»n In Stuttgart. (Allgemeine »omon.Siblllothell.

Frleltich Pfeil,«!««« in Vellin. (verein der Vllcherfreunde).

^ck1Â«l?:Iu? V?l-jH^'. in,-,'?!! >^n, ?,I,,^U!Â»>'nÃœ?! in I>se3l,^,u,

Rord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

ran

Faul Lindau.

I.XIII. Vand. â€” November ^M. â€” Heft M.

V r e z, I a u

Zchlesische Vuchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

vormals 3. Schottlaender,

EMPTY

wie Frauen werden.
Novelle

Gedwiy Wohin.

— Verlin. —

(Cchluh.)

!>ui tauschte in dieser Soiree seine Meinung über die merkwürdige Umwandlung, die mit der jungen Frau vorgegangen war, aus.

Ein Liebhaber meinten die Einen, die natürliche Entwicklung jeder hübschen Frau, die Andern. Ein Dritter schrieb sie dem allmählichen Einfluß des genialen Gatten zu. Die Damen fanden ihr Wesen affektirt, ihre Toilette gesucht und herausfordernd.

In der That lag noch ein Zwang und etwas Mühsames in ihrer Art, sich zu geben, ihr Lächeln war forcirt, ihr Blick ängstlich und scheu. Dieser erste Abend war eine große Anstrengung für sie gewesen, die sie erst fühlte, als sie erschöpft, unbefriedigt, degoutirt wieder zu Hause war. Sie fand keinen Schlaf und schwor sich zu, die Komödie nicht weiter zu spielen. Ein Unwillen gegen Michael stieg in ihr auf, daß sie um seinetwillen sich so erniedrigte — zwecklos, ja zwecklos. Daß Dörthe Recht haben sollte, war ja unglaublich. Und doch hatte Dörthe nicht Lorenz gleich bezaubert? und alle diese Menschen heut, unter denen tüchtige und ernste Männer gewesen? Gleichviel — gleichviel, sie wollte nicht! nein, sie wollte nicht! Es siel ihr ein, daß ein Herr, der ihre nackten Arme bewundert, auf ihre Shawl zeigend, gesagt hatte: er fände es nicht decent, daß sie ihre schönen Schultern verhülle. Sie vergrub ihren Kopf in die Kissen. Pfui! pfui! nein! nein!

10*

IHN Hedwig Dohm in Verlin.

Am anderen Morgen sah sie die Dinge heiterer an, und der Gedanke der Scheidung trat wieder in-den Vordergrund ihres Denkens. Wem schadete sie denn mit dieser Komödie? Sie hatte sich ja sogar stellenweis amüsirt, und stand es nicht in ihrem Belieben die Maske jeden Augenblick abzuwerfen? (5s mar auch etwas von einer brennenden Neugierde in ihr, was nun werden würde.

Es regnete jetzt Einladungen für Käthe. Die Eifersucht der Frauen auf Käthe's Erfolge wurden von dein Ehrgeiz der Wirthinnen, die einen amüsanten Salon haben wollten, überboten.

Käthes Entwicklung zu einer reizenden und koketten Mondaine ging überraschend schnell von Statten. Was diesen Werdeprozeß beschleunigte, war die andauernd starke innere Erregung, in der sich die junge Frau befand. Sie war wie Jemand, der lange geschlafen hat und nun frisch, kräftig das Tagewerk in Angriff nimmt. Sie fühlte einen fortwährenden Sporn, der sie reizte, vorwärts trieb, hin zu dem Ziel — daß er sich nicht sollte scheiden lassen.

Vielleicht entsprach auch die Rolle, die sie spielte, einigen Bedingungen ihrer Natur, ihrer lebhaften Phantasie, ihrer Lebensfreudigkeit.

In der praktischen Anwendung der ihr von Dörthe überlieferten Lehren ließ sie bald nichts zu wünschen. Sie lernte mit lebenswürdiger Sicherheit die artigsten Complimente über die unartigsten Dinge sagen, z. B. über Gesangsvorträge ohne Stimme, über mißrathene Toiletten und Reden. Sie lernte den wannen Herzenston zu treffen bei Condolationen oder Gratulationen, deren Ursachen ihr vollkommen gleichgiltig waren, sie lernte über Witze zu lachen, die keine waren, ein Fest, wo alle Welt sich gelangmeilt hatte, überaus charmant zu finden und ihren Blicken, auch wenn sie nichts zu sagen hatten, eine beredte Sprache zu leihen.

Was aber ihren Erfolg so schnell entschied, davon wußte, ahnte die Arglose nichts. Michaels blaues Mild — „das blaue Wunder“, hieß es im Volksmund — war jetzt ausgestellt. Dörthe hatte durch einige Freunde dahin gewirkt, daß man auf dem Bilde das Profil Käthes erkannte, und — von dem Profil zog man weitere Schlüsse.

Als einmal ihr Ruf als eine der reizendsten Salondamen feststand, konnte sie thun und lassen, was sie wollte, ohne diesen Ruf zu gefährden. Sie durfte leeres Zeug reden und reüssirte; sie erschien in der extravagantesten Toilette z. V. schwarze Wolle, tief ausgeschnitten, mit einem goldenen Gürtel, und reüssirte. Sie war launenhaft, capriciös und reüssirte um so mehr.

Die Gesellschaft ist wirklich nicht anspruchsvoll. Es kommt kaum darauf an, wirklich geistreich, kokett oder witzig zu sein, wenn man nur die Allüren dieser Qualitäten hat. Man nimmt meist den guten Willen für die That und merkt selten, wo der Esprit aufhört und die tändelnde Leerheit anfängt, wenn nur den Sinnen und der Eitelkeit Rechnung getragen wird.

Was Käthe aber nie lernte, das war witzige Bosheiten zu sagen und drollig zu sein. Sie entschädigte für diesen Mangel durch eine berückende.

wie Frauen weiden. <H^

anmuthsvolle Naiuetät. Daß ein Hauch von Poesie auf ihrer Erscheinung lag, der nicht auszulöschen war, nahm man mit in den Kauf.

In ihre Denkweise kam allmählich etwas Geringschätziges und Bitteres.

So also waren die Menschen! so dachten, so urtheilten sie! Und Dörthe hatte recht, Lorenz hatte recht, und sie in ihrer tugendsamen Prüderie hatte unrecht gehabt.

Eines Abends hatte sie einen besonderen Triumph gefeiert. Bei einem Diner war ihr von der Wirthin ein Tischnachbar zugewiesen worden, der sie bis jetzt ignoriert hatte, weil er in den Banden einer anderen Dame lag.

Ein Zufall wollte es, daß diese, seine Coeur-Dame zu seiner Linken saß. was die Vernachlässigung seiner Dame zur Rechten zur Folge hatte. Käthes verletzte Eitelkeit revoltirte, und sie führte das ganze Arsenal ihrer gelernten Künste gegen den pflichtvergessenen Cavalier in's Gefecht: Blicke wie langgezogene Flötentöne, bezauberndes Lächeln, girrendes Lachen, Neckereien seine Don Juan-Qualitäten betreffend, und I»8t not least Enthusiasmus für seine hypnotische Heilmethode, (er war Arzt), welche Methode sie sich eingehend von ihm erklären ließ, während sie mit gespanntester Aufmerksamkeit an seinen Lippen zu hängen schien.

Nach einer Stunde sank die arme Ariadne zur Linken, geknickt auf ihrem Stuhl zusammen, und Käthe hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Freilich bezahlte sie diesen Sieg am anderen Tage mit einer herben Unzufriedenheit, die an Ekel grenzte.

In solchen Stunden der Einkehr und der Neue über ihre armseligen Triumphe, pflegte sie stundenlang einsam im Thiergarten umherzumandeln. Es war im November. Trübe blickte sie auf das Durcheinander von fahlen, verblichenen, zartverhauchenden, schmutzigtristen und feurigen Farben um sie her. Eine Unruhe war in dieser Herbstnatnr, etwas Vielfarbiges und Wirbelndes, etwas Zerzaustes und Zerfahrenes, Flittriges und Flattriges. Und zwischen all dem Trüben und Welken, hier und da eine Prachtgruppe rothgoldener Bäume. In Käthe war etwas, dieser Herbstlandschaft Verwandtes, lose hin- und herflatterndes und allmählich sich entblätterndes, und zwischendurch ein reiner, voller Gefühlsklang.

Während sie dahin wandelte, dachte sie, die Menschen sind in ihrem Herbst auch wie die meisten Bäume hier trübe und flau und farblos, nur einzelne zeigen erst im Herbst ihres Lebens die ganze Pracht ihrer starken und schönen Natur, wie jene rothe Baumgruppe; zu denen würde sie nie gehören. Sie würde früh eingehen und welken.

Sie wurde irre an Allem. Sie wußte nicht mehr, was recht und was unrecht war. Das heißt, im tiefsten Innern wußte sie es doch. Sie wußte ganz bestimmt, was sie hätte thun müssen, und wußte auch, daß sie es nicht thun würde.

„Aber ich will doch! ich will!“ sagte sie, im schnellen Vorwärtsschreiten laut zu sich selber.

<H2 Hedwig Vohm in Verlin.

Du thust es jll doch nicht!

Ich thu' es!

Wir werden ja sehen.

Ermattet von dem kämpfenden Grübeln dachte sie gar nichts mehr. Und als sie sich Abends zur Gesellschaft ankleidet, fällt ihr ein: ich wollte doch nicht mehr in diese Art von Gesellschaften gehen, warum thu' ich's denn? Ach, weil ich ein elender, schwacher Charakter bin. Aber vielleicht hilft ein starker Charakter auch nichts. Man weiß ja doch nie, wie es kommt. Und sie muß doch auch dahinter kommen, ja, sie muß, ob Michael so ist wie die Andern, ob Dörthe recht hat. Und wenn Dörthe recht hätte, ob sie Michael noch so lieben könnte wie früher? Sie weiß es nicht.

Oft noch hatte sie in der ersten Zeit solche Stunden der Auflehnung, gegen die Rolle, die sie spielte. Wirklich eine Rolle? Wo das Spiel aufhörte und ihr eigentliches Wesen anfang, sie mußte es nicht mehr.

In dem Uebermuth, in der blühenden Lust der Feste, fühlte sie zuweilen eine Spannung aller Lebenskräfte, einen Zug und einen Schwung, den sie früher nicht gekannt hatte. In diesen Stimmungen machte sie den Eindruck eines vollbesegelten Schiffes, das mit geblähten Segeln frisch und kühn durch alle Winde fährt. Aber dann plötzlich, mitten in dieser Lust ein Umschlag: das zu tief decolletirte Kleid einer Dame, auf das ihr Blick fiel, das lüstern frivole Wort eines Cavaliers, sein weingeröthetes Gesicht oder sein Blick auf ihre nackten Schultern trieben ihr das Blut in's Gesicht.

Allmählich wurden die erweckenden Stimmen in ihr schwächer. Ihr Feingefühl stumpfte sich ab, die Gewöhnung trat in ihr Recht. Bald wandelte sie nicht mehr auf einsamen, verschneiten Wegen, nm die Lösung ethischer Probleme zu suchen; sie hatte auch gar keine Zeit dazu. Da sie nicht reich genug war, um mit der modernen Pracht der meisten Damen zu rivalisiren, mußte sie dieses Deficit durch poetische Arrangements und originelle Einfälle, die Zeit und Nachdenken kosteten, ersetzen. Und nun geschah es, daß sie zuweilen, während eines ganzen Abends, nicht ein einziges Mal an Michael gedacht, sondern sich ohne Hintergedanken, aus heiler Haut, ausnehmend, amüsirt hatte.

Oft wenn sie Nachts nach Hause kam und das wachgewordene Kind hörte, beugte sie sich über sein Vettchen und wartete, daß es, vermöge eines geheimnißvollen Instinkts, sie vorwurfsvoll anblicken oder aufweinen sollte.

Das Kind aber fuhr mit seinen Händchen, unter girrendem Lachen, in die Locken und Blumen der Mutter und hatte offenbar seine helle Freude an der kokett geputzten Frau. In der That, das Kleine litt nicht unter ihrer Weltlichkeit. Es schlief ja immer schon, wenn sie ausging. Es gedieh prächtig; ob sie anwesend war oder abwesend, machte keinen Unterschied. Und was sie that, geschah es nicht auch des Kindes wegen? Sie wollte ihm ja den Vater zurückerobern. Später, wenn sie erst wieder festen Boden

wie Frauen weiden. IH3

unter dem Fuß fühlen, und die Scheidung sie nicht mehr ängstigen würde, dann wollte sie sich ausschließlich dem Kinde widmen.

Lorenz' Art, der jungen Frau den Hof zu machen, wurde eindringlicher, wenn er auch keinen Augenblick die berechnende Vorsicht des Menschenkenners außer Acht ließ. Auf Käthes Charakterschwäche, auf ihre geistige Unselbstständigkeit, die sie immer geneigt machte. Anderen mehr als sich selbst zu vertrauen, gründete er seine Taktik. Er suchte zuerst ihre Intelligenz zu kaptivieren, ihren Geist zu corrompiren, und erst ganz allmählich führte er die Leidenschaft in's Gefecht.

Er übersah eins: So gefügig und schmiegsam ihr Intellekt war, ihre keusche Natur sträubte sich dagegen, leichtfertige Anschauungen, denen ihr Geist zugänglich war, in Handlungen umzusetzen.

Lorenz wußte, wieviel auf das Milieu und auf die Stimmung ankommt, wenn man die Liebe eines Weibes gewinnen, oder vielmehr ihr Herz und ihre Sinne überraschen will. Er vermied, ihr bei naßkaltem oder unfreundlichem Wetter auf ihren Spaziergängen zu begegnen. Niemals besuchte er sie an Hellem Vormittag. In der Dämmerung aber, ehe man die Lampen brachte, wenn er sicher war, sie am Kaminfeuer zu finden, da kam er oft zu einem Plauderstündchen herunter. In Gesellschaften, wenn das verwirrende Durcheinander von Musik, Blumenduft, Schönheit und fluthender Lust an ihre Sinne pochte, dann suchte er sie in irgend einem lauschigen Winkel in einem intimen Gespräch festzuhalten. Oder er redete an einem solchen Abend kein Wort mit ihr, nur seine Blicke folgten ihr, wohin sie sich bewegte. Sie sollte fühlen, daß er da war, da für sie allein, und daß er sie liebte — natürlich als das Madonnenbild in Heiligenschrein seines Herzens. Nie riskierte er im Gespräch mit ihr ein Wort der Liebe. Er wollte sie sicher machen und um jeden Preis eine Zurückweisung vermeiden.

Sie gewöhnte sich an seine stille Bewunderung und an den Veilchenstrauß, den er ihr jeden Morgen schickte. Wäre das Eine oder das Andere ausgeblieben, sie hätte es vermißt.

Hellbach hatte außerdem einen Vormund gefunden, um täglich einige Zeit mit ihr zusammen zu sein. Er beinalte die Wände ihres Salons.

Die Flächen theilte er in Felder und da hinein malte er poetisch phantastische Einfälle: In Blumen- und Vlüttergerank ein Mädchen, das die Flöte bläst, und die Vögel kommen alle herbei. Ein schönes Kind ruht träumend auf einer Riesenblume, und Blüthen rieseln auf sie nieder. Unter einem Baum sitzt sinnend ein Jungfräulein, über ihr auf einem Zweig hockt ein Nabe. Auf eins der größten Felder aber hatte er eine Landschaft gemalt, eine märchenhafte Einsamkeit. Auf einer in weißem grellen Sonnenlicht glitzernden Brücke stand eine schwarzverhüllte Frauengestalt, die sich über das Geländer neigte, so daß man ihr Gesicht nicht sah. Ueber ihr thürmten sich Felsen auf Felsen. Er hatte Käthe gebeten, ihm ein paar Mal zu der Gestalt, die er „die Melancholie“ nannte, zu sitzen. Gelegentlich einer dieser Sitzungen, die sie

!HH Hedwig Dohm in Veilin.

ihm gewährte, betonte er wieder auf's nachdrücklichste, wie er es schon oft gethan, die Unzuträglichkeit einer Scheidung. Die Position einer Geschiedenen sei für eine junge, hübsche Frau eine unmögliche, nur rathsam und denkbar als Uebergang zu einer zweiten Ehe. Und wer bürgte einer Frau dafür, daß die zweite Ehe glücklicher ausfallen werde, als die erste? Selbst wenn sie Michael nicht liebte, würde er die Scheidung widerrathen.

Wie? auch wenn sie ihn nicht liebte? Was für eine öde, traurige Ehe das sein müsse! Treue ohne Liebe!

Er lächelte sarkastisch. Treue! was für ein Mißbrauch mit dem Wort getrieben würde! Treue könne unter Umständen schamlos sein. Was hieße treu sein? Etwas immer lieben, weil wir es einmal geliebt haben? etwas immer denken, weil wir es einmal gedacht haben? Er hätte einmal für einen Bazar Glühlichter gedichtet, eines derselben hätte ihm selbst so gefallen, daß er es im Gedächtniß behalten: „Willst steigen Du von Stuf zu Stufe, — widerrufe.“ Untreu seien wir alle, untreu unfern Meinungen, untreu unsern Freunden, denn diese Freunde selbst seien dem Wechsel unterworfen. Unsere Intelligenz dieses Jahres wachse über die des vorigen Jahres hinaus. Jeder Fortschritt sei Untreue. Treue hieße Untreue gegen uns selbst, kurz und gut, sie sei ein geistiger Schimmel.

Käthe war ganz verwirrt.

„Aber Untreue in der Ehe,“ entgegnete sie, „das sei doch ganz etwas anderes, das sei

„Ehebruch,“ unterbrach er sie. „Immer noch besser, als Heizensbruch.“

Und in beredten Worten setzte er ihr auseinander, daß es eine Moral gäbe, die lebe, und eine andere, die nur ein todtes Wort sei. Das todte Wort „Ehebruch“ sei eine Art Vogelscheuche, die die Ehemänner aufstellten für ihre eigenen Frauen, bei Leibe nicht für die Frauen ihrer Mitbrüder. In Zeiten, wo man die Ehebrechenden köpfte, spießte, an den Pranger stellte, oder sie sonstigen Martern unterzog, da wäre der Begriff des Ehebruchs lebendig gewesen, lebendig bis zu den blutigsten Consequenzen in Indien, wo die lebendige Gattin zu dem todten Gatten in's Grab stieg.

Käthe wußte nicht wie sie sich solchen Aeuerungen gegenüber verhalten sollte. Nahm sie dieselben für Ernst, so mußte sie dem Freunde ihr Haus verbieten. Sie zog vor, was er sagte, als geistreichelnde, frivole Paradoxen gelten zu lassen. Sie hielt sich die Ohren zu und betheuerte, daß sie ihm nicht ein Wort glaube, sie glaube nicht an die Liebhaber verheiratheter Frauen, sie glaube aber an seine satanische Natur, die auf einen Faust lauere, um ihn zu verderben. Gott sei Dank sei sie kein Faust.

Er vertheidigte sich damit, daß er ja keineswegs seine eigenen Ansichten ausspräche, er zöge nur die Consequenzen aus den Handlungen der Majorität der erclusiueu Gesellschaftsklassen. Und wenn er ihr, der naiv Unerfahrenen, die Welt zeige, wie sie sei, so geschähe es, um sie vor den Gefahren, die Weltunerfahrenheit für eine junge Frau mit sich bringe, zu bewahren.

wie Frauen werden. ^5

Daß aber die hergebrachte Form der Ehe nicht die ganz richtige sein könne, das sei allerdings seine Ueberzeugung. Ob Käthe einmal eine Sitten- oder Culturgeschichte gelesen habe, eine übersichtliche, in gedrängter Form? Käthe erinnerte sich nicht.

So möge sie eine solche lesen, und sie werde sehen, daß vom Anfang aller Cultur bis zur Gegenwart, auf und ab, in den Beziehungen der Geschlechter immer dasselbe Spiel gewesen, dieselbe Unmoral mit geringen Abweichungen nach der besseren oder schlechteren Seite. Auf der einen Seite, im Uebertretungsfalle: harter Gesetzeszwang, öffentliche Vrandmarkung, Gift und Revolver von Seiten des beleidigten Gatten, und auf der andern Seite — einzig und allein Aphrodite mit ihren Hilfsgeistern, die der Gesetze spottete und spielend über sie triumphirte. Die Natur, explosiv wie Dynamit, sprengte die granitensten Gesetzestafeln.

Und was er daraus folgere?

Daß wir noch nicht das Richtige gefunden für den Verkehr der Geschlechter, daß wir noch auf den Solon für die Regelung dieser Gesetze warten, und daß wir bis dahin — auf Compromisse angewiesen seien.

„Ihre Reden sind ja förmliche Leichenreden für die Moral,“ rief Käthe nun doch erregt und außer Stande, bei der scherzhaften Auffassung zu verharren. „Oder Bergpredigten für die Allliebe der Natur.“

Sie sprang auf.

Nur ein paar Minuten möchte sie noch still halten. Da er sie als Melancholie male, könne er nur Melancholisches denken. Es käme ja auch wirklich bei solchen Reflexionen nichts heraus. Wozu überhaupt all das Grübeln und Moralisiren, wenn wir doch sterben müßten, wo es dann bekanntlich keine Rosen und keine Liebe mehr gäbe, und es dann ganz gleichgiltig sein würde, ob wir uns hienieden moralisch geschunden hätten.

Sie wollte wieder auffahren.

„Bitte, den Kopf senken.“

Sie sprachen nicht mehr, aber ihre Gedanken waren bei einander.

Was Hellbach im Anfang für Käthe empfunden, war nichts gewesen als eine neugierige Sympathie. An ihrer Weltlichkeit hatte sich die Sympathie zu einem starken Verlangen entwickelt.

Er verschaffte Käthe Einladungen zu Kreisen, eleganten selbstverständlich, die seinen Zwecken dienten, Kreise, in denen die Bourgeois-Tugend ein überwundener Standpunkt war. So hatte er sie bei Frau von Sallet eingeführt, die ein licenziöses Leben führte und von deren Liebhabern man so ungenirt sprach, wie von den Männern anderer Frauen.

An der Persönlichkeit der Witthin mochte es liegen, daß dieser Kreis, obwohl jeder der Anwesenden in der besten Gesellschaft durchaus rhy war, ein wenig den Eindruck von monas ä, ootü machte. Sehr viel Aristokratie und Offiziere. Sehr viel, theils durch den Tod, theils durch andere weniger natürliche Umstände auseinandergerissene Ehepaare. Die

^H6 Hedwig vohm in Veilin.

Damen alle unendlich décolletirt. Sie rauchten sämmtlich sehr viel Cigaretten, knabberten sehr viel Süßigkeiten und waren unbändig fidel. Die meisten von ihnen hatten eine Vergangenheit oder waren ini Begriff, sich eine zu beschaffen. Die Frau vom Hause mar von rührender, unverfrorener Taktlosigkeit und extravagirender, etwas gesuchter Originalität; dabei voll Aonhomie und herzlicher Gastfreundschaft. Sie afsichirte ihre Liebhaber, theils aus Schlauheit, theils weil es ihr bequem war. Ihr unbedeutender Mann sonnte sich in ihrer Schönheit und war einigermaßen stolz auf ihre Anbeter, an deren ernsten Charakter er nicht glaubte.

Käthe fühlte sich an ihrem ersten Gesellschaftsabend in diesem Kreise nicht wohl. Ein junger französischer Attache, an den die Frau vom Hause Rechte hatte, machte ihr auffallend den Hof und benutzte seine mangelhaften Sprachkenntnisse, um unglaublich gewagte Worte zu lanciren.

Als er sich entfernte und Hellbach seine Stelle einnahm, trat die Wirthin zu Käthe heran und drohte ihr scherzhaft: „Sie kleine Teufelin, wenn sie sich von dem da <sie zeigte auf den Attache) die Cour machen lassen, kratze ich Ihnen die Augen aus.“

„Frau Böhmer,“ antwortete Hellbach für Käthe, „läßt sich leider überhaupt nicht die Cour machen.“

„Warum denn nicht?“ fragte Frau von Sallet mit naivem Erstaunen.

„Einmal schützt sie Talentlosigkeit auf diesem Gebiet vor, und dann — Frau Böhmer ist in ihren makellosen Ruf verliebt.“

„Ruf! Ruf!“ lachte Frau von Sallet, „aber Ruf ist, was man sich felbst zuzieht — durch Ungeschicklichkeit.“

Käthe sah Hellbach mit einer ängstlichen Frage in den Augen an. Er nahm eine Rose aus einer Schale.

„Diese duftende Rose voll Dornen und Stacheln, nicht wahr? Der Geschickte entfernt die Dornen.“

Er that es und reichte Käthe die Rose. Sie fchüttelte den Kopf; sie wollte die Rose nicht.

Frau von Sallet, die einen neu angekommenen Gast begrüßt hatte, wandte sich wieder zu ihnen.

„Ja — also, nur nicht Mei- peecavi sagen, wenn man hinter die Schule gegangen ist, keine Armensündermiene! Den Kopf hoch! nieine Coeur-buben sind meine internste Angelegenheit, und Niemand“

Eine auffallend schöne, etwas passirte Dame in einem weißen Tuckkleid mit Purpursaum ging vorüber.

„Aber, Fmu von Herzen,“ rief ihr die Nirthin zu, „Sie sind ja heut schöner als ich, alle Welt findet es. Wenn Sie es nicht wären, ich würde vor Neid platzen.“

Die geschmeichelte Dame antwortete mit einem Comvliment.

Hellbach wollte Näheres von der schönen Frau wissen, die augenscheinlich zu den Gefeiertsten unter den Anwesenden gehörte.

wie Frauen weiden. <H?

„Was, Sie kennen Frau von Herzen nicht? Eine Frau mit einer so schönen Vergangenheit. Ihr Mann hat sich von ihr scheiden lassen, weil sie in wenigen Jahren mit ihrem Liebhaber eine und eine halbe Million verputzt hat, und der Liebhaber verdiente es natürlich nicht.“

„Und man nimmt keinen Anstoß daran?“ fragte Hellbach mit einem Blick auf Käthe.

„I wo! Ich erzählte es vorhin dem Professor da (sie zeigte auf einen würdig aussehenden berühmten jüngeren Gelehrten), und wissen Sie, was der darauf bemerkte? An dem Abenteuer dieser Frau sähe man, daß es noch Nomantik in der Welt gäbe. Allerdings, hat Frau von Herzen aus ihren Schiffbruch noch mehrere Millionen gerettet.“

„Und sehr schöne, augenblicklich äußerst sichtbare Schultern,“ fügte Hellbach hinzu.

Sie wurden durch einen Gesangsvortrag unterbrochen. Eine Dame sang eines jener Lieder, die die Nerven in wollüstig sehnsüchtige Schwingungen versetzen.

Den Kopf leicht hintenüber gelehnt, ein halbes Lächeln auf den Lippen, mit geschlossenen Augen, versenkte sich Käthe ganz in die Stimmung der Musik. Sie fuhr zusammen, als sie Hellbachs Stimme hinter sich hörte.

„Warum, Katharina, verstopfen Sie Ihre Ohren nicht vor dieser zaubersüßen Musik?“

„Eben deshalb nicht, weil sie zaubersüß ist.“

„Ich habe Sie auch im Verdacht, daß Sie vor der herrlichsten Landschaft Ihre Augen nicht verschließen.“

„Warum sollte ich es?“

„Und warum verschließen Sie Ihr Herz vor Empfindungen, die be- rauschender sind als ein Sonnenuntergang, meltentrückend seliger als Musik?“

Er warf ihr die Nase, die er noch in der Hand hielt, in den Schoß.

Sie nahm sie mechanisch und drückte ihr Gesicht hinein.

Der Duft der Blumen stieg ihr zu Kopfe. Es war schwül in dem Räume. Die weiche Gluth seiner Stimme, der Champagner, der in den Gläsern perlte, die Diamanten auf den schwellenden Formen der Frauen, das Leuchten ihrer Augen — — der Flügelschlag der Lust rauschte durch den Saal.

Ihre Aufmerksamkeit wurde auf eine Gruppe gelenkt, in der man sich ausnehmend zu amüsiren schien, und deren Mittelpunkt ein hervorragender Bildhauer bildete. Dieser Künstler, Inhaber eines krankhaft empfindlichen Schönheitssinnes, hatte soeben die langen Ärmel in dem weißen purpur- gesäumten Kleid der Frau von Herzen als langweilig und entstellend zum Tode verurtheilt, und mit einer Scheere, die er sich verschafft, überfiel er hinterrücks die Dame und schnitt ihr, unter dem Jubel der übrigen Gäste, die Ärmel kurz an der Schulter ab. Natürlich hielt Frau von Herzen

<H8 Hedwig vohm in Veilin.

.still, uni nicht durch die Scheere verletzt zu werden, wie sie sagte. Einige liebeiche Damen eilten herbei, um eine zu klaffende Lücke an der Schulter, mit Spitzen, und was sonst zur Stelle war, zu verstopfen. Neues Entzücken. Käthe, einem Impulse reuevollen Unmuths folgend, verließ plötzlich, ohne sich von Jemand zu verabschieden, die Gesellschaft. Vor der Thür fand sie keinen Wagen. Ein Schneesturm tobte. Mühsam kam sie nur Schritt vor Schritt vorwärts. Sie hörte, daß Jemand in der einsamen Straße hinter ihr herkam, und obgleich es kaum zehu Uhr war, empfand sie Furcht.

„Katharina!“

Es war Hellbach.

Sie hätte aufjubeln mögen. Fest hing sie sich in seinen Arm und ließ es geschehen, daß er, sie schützend, den Arm um ihre Schulter legte. Sie konnten bei dem Unwetter nicht miteinander sprechen. Endlich fanden sie einen Wagen. Er setzt sie sorgsam hinein. Ein anderer Wagen war nicht da, er wollte den Weg zu Fuß fortsetzen. Sie zögerte einen Augenblick, dann forderte sie ihn auf, miteinzusteigen. Er küßte die Hand der Samariterin. Im Wagen sprachen sie kein Wort. Sie fühlte aber seine intensiven Blicke durch die geschlossenen Lider. Sie fröstelte. Er zog den Pelz fester um sie zusammen; seine Hände zitterten. Sie drückte sich in die äußerste Ecke des Wagens und wagte kaum zu athmen. Sie hatte die Empfindung, daß sie sich wehren müsse gegen ein unsichtbares Etwas, das sich schwer und schwül auf ihre Brust legte, dagegen, daß etwas gesprochen würde, etwas Unwider-rufliches, Schicksalschweres, was nie gesprochen werden durfte. Wie langsam der Wagen fuhr! Sie fühlte, daß seine Hand, suchend, leise an ihrem Pelz hinabglitt, wie ein intimes, irritirendes Streicheln. Sie ließ ihm ihre Hand, nur um keine Bewegung zu machen, kein Wort reden zu müssen.

Sie kamen in die Siegesallee, der Schneesturm hatte aufgehört. Die Wolken rissen auseinander. Der Vollmond ergoß sich über den weißen Schnee, und eine Geisterlandschaft, in zarten Dunst getaucht, von traumhaftem Reiz, that sich vor Käthe auf. Es ging wie ein Orgelklang durch ihre Seele. Sie zog ihre Hand aus der feinen und athmete befreit auf.

Ruhig wandte sie sich Hellbach zu und sagte mit Heller, lauter Stimme:

„Finden Sie nicht lieber Hellbach, daß Michael lange ausbleibt?“

Er antwortete nicht. Vor ihrem Hause hob er sie aus den, Wagen und verneigte sich zun, Gruß, ohne ein Wort des Abschieds. Er war erkältet bis in's Mark. Als sie im Hausflur verschwunden war, ballte er unwill-kürlich die Faust gegen den Mond. Der war Schuld, daß nicht geschehen war, was er gewollt. Gleich darauf aber lächelte er in sich hinein über sein romantisches Gebühren.

Früher oder später, dachte er, was thut's! und zündete sich eine Cigarre an.

wie Frauen werden. ^9

An einem Februartag war Michael vom Rhein zurückgekehrt. Er mar in sein Atelier hinaufgestiegen, ohne seine Gattin begrüßt zu haben. Er wollte zuerst von seinem Freunde Hellbach erfahren, ob während seiner Abwesenheit sich etwas Bemerkenswerthes zugetragen. Hellbach theilte ihm allerlei aus dem Kunst- und Künstlerleben der letzten Monate mit und erwähnte auch nebenher, daß Frau Katharina jetzt viel in Gesellschaft gehe, die sie vennuthlich als Lethetrank benutze, zu vergessen, was hinter ihr oder vielmehr vor ihr läge — die Scheidung.

Michael fragte, ob sie sehr deprimirt wäre?

Sie würde es vielleicht mehr sein, meinte Lorenz, wenn sie nicht eine Jugendfreundin wiedergefunden hätte, mit der sie täglich zusammenhocke, übrigens, setzte er hinzu, ein reizendes Geschöpf, diese Wiedergefundene, wenn er ihre Bekanntschaft machen wolle, sie sei gerade unten im Salon.

Michael beschloß, sogleich hinunter zu gehen, weniger der reizenden Freundin wegen, als weil es ihm angenehm war, seine Frau, die er doch einmal begrüßen mußte, in Gegenwart eines Dritten wiederzusehen.

Er öffnete die Thür des Salons. Sein erster Blick traf Dörthe.

Fassungslos blieb er auf der Schwelle stehen. Käthes ganzes Herz flog ihm entgegen. Zitternd, stockend brachte sie ein Wort des Willkommens über die Lippen, das er nicht beachtete. Er starrte nur immer auf Dörthe.

Auch sie hatte bei seinem Eintritt die Farbe gewechselt, aber schnell ihre Geistesgegenwart wiedergewonnen.

„Daß Du mich Deinen: Mann nicht vorzustellen brauchst —" wandte sie sich an die junge Frau, „weißt Du, liebe Käthe. Wir sind alte Bekannte. Und doch, Meister Böhmer," fuhr sie mit verbindlichein Lächeln fort, „habe ich Sie kürzlich von einer ganz neuen Seite kennen gelernt. Ihre Geburt der Venus! Hut ab! oder sagen wir lieber gleich: auf die Kniee vor dem Messias der Farbe!"

Und sie sang an, das Bild in allen Tonarten zu loben. Sie wollte ihm durch ihr Rede Zeit geben, sich zu fassen, lund zugleich wollte sie Oel in die Wogen seines Zorns gießen. Sie erreichte ihren Zweck. Er stotterte einige Worte des Erstaunens, sie bei seiner Frau zu finden.

„Wir wollen nur gleich Licht in die Irrungen und Wirrungen bringen," sagte Dörthe entschlossen. „Ihre Frau weiß Alles."

Michael starrte von Dörthe zu Käthe. Seine Lippen zuckten. Der Blick, der Dörthe traf, mar so wild, daß Käthe erschrack.

„Es scheint. Du urtheilst strenger als ich," sagte sie schüchtern.

„Wie — Du — Du — könntest, aber das ist ja"

Käthe suchte ihn zu beschwichtigen.

„Sie wird den Maler, in dessen Atelier Du sie überraschtest, niemals wiedersehen."

Dörthe, die fürchtete, daß Michael die Herrschaft über sich verlieren könnte, fügte schnell hinzu:

^50 Hedwig Dohm in Berlin.

„Vor meiner lieben Käthe habe ich kein Geheimniß, sie weiß von jenem Maler, Ihrem College« — Namen habe ich nicht genannt — wo Sie so plötzlich, ohne anzuklopfen — der reine Hausfriedensbruch. Sie weiß aber auch, daß meine Passion für jenen Impressario — Impressionisten" verbesserte sie sich schnell — „nicht nur erloschen, sondern überhaupt von jeher nur die Ausgeburd einer schwachen Stunde war, wie Schiller schon sagt: Die Leidenschaft flieht, die Freundschaft lebe! Und denke Dir, Käthe, ich habe erfahren, daß er eine ganz reizende Frau hat, viel zu gut für ihn, und die hatte er mir als ein belangloses, dürres Trauerfähnchen geschildert." Und sie drückte, wie um sich einen moralischen Halt zu geben, Käthes Kopf an ihre Brust, und je weiter sie sprach, absichtlich Pathos und Drollerie vermischend, je tiefer wurde ihr Stimmklang, und je mehr näherte sie sich in ihren Gesten dem, von ihr mit Vorliebe beschrifteten Kothurn.

Michael wußte nicht aus noch ein. Er fühlte sich in einer lächerlichen Position und wandte sich der Thüre zu.

„Noch ein Wort bitte, Meister Böhmer, damit Ihnen kein Zweifel an meiner Bußfertigkeit bleibt. Ich habe mit jenem Herrn, den ich liebte ^ Imperfektum — gebrochen."

„Das glaube ich nicht. Ich kenne ihn, ich kenne Sie."

Sie erhob die Hand wie zum Schwur.

„Und wenn jener — lebhaft Courmacher zum Stamm jener Asra gehörte, welche sterben, wenn sie nicht mehr geliebt werden, zwischen ihm und mir zerschneide ich das Tischtuch — auf Nimmerwiedersehen. Und ich schwöre — schwöre da ich kein Schwert habe, auf das ich schwören könnte, so schwöre ich auf meiner liebsten Käthe schwarzes Haupt, daß ich und er — Sie kennen das Heine'sche Gedicht — Palme und Fichte! Nord und Süd"

Michael öffnete die Lippen, um etwas zu sage».

„Ich weiß, Sie wollen „Mumpitz" sagen", fiel sie ihm in das ungesprochene Wort. „Aber es ist nicht an dem. Leben Sie wohl und grüßen Sie — ihn. Im Diesseits sehen wir uns nicht wieder, im Jenseits - ^ peut-tztrs."

Und mit einer Heroinenhaften Geberde, an der die Ohren wider ihren Willen participirten, verschwand sie von der Bildfläche. Ein Porzellanpüppchen, das auf dem Kothurn — trippelt.

Käthe begleitete sie hinaus.

Michael wußte nicht, sollte er lachen oder wüthend sein. Dies drollige Dorettchen — moralprotzend! Dorette Käthes Jugendfreundin! Dorette bei seiner Frau!

Käthe trat wieder ein. Er fuhr sie hart an.

„Ich will nicht, daß Du diese Dame empfängst, sie ist eine abgefeimte Kokette — sie ist"

„Meine Freundin. Ich werde sie empfangen."

wie Frauen werden. ^5^

Er ist so betroffen von ihrem Ton, daß er weniger heftig und sicher entgegnet:

„Ich darf von meiner Gattin verlangen, daß sie ihren Ruf und meinen Namen respektirt.“

„Ich bin nur noch so kurze Zeit Deine Gattin.“

„Gleichviel so lange Du meinen Namen trägt. Ich verbiete Dir, Dorette zu empfangen.“

„Dorette?“

Eine dunkle Röthe ergoß sich über Michaels Gesicht. Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer.

Käthes ganzes Wesen hatte sich beim ersten Anblick Michaels gegen den frivolen Plan, den Dörthe ihr suggerirt, empört, jetzt aber drängte sein brüskes und despotisches Auftreten, seine Harte gegen die Freundin ihre feinere Einsicht zurück. Ja, sie will thun, voll und ganz, was Dörthe ihr gerathen.

Auf's höchste verstimmt stieg Michael in sein Atelier hinauf. Er nahm den Pinsel zur Hand und wollte gleich frischweg malen, um seine Stimmung zu klären. Was bedeutete denn das? Dorette, die ihn rasend liebte, und die ihm den Abschied gab. Und Käthe, als er abreiste, in Heller Verzweiflung und jetzt so gleichmüthig. Ach was! er würde Beide entbehren können.

Nach einer Weile warf er den Pinsel fort. Nein, er würde Dorette nicht entbehren können.

Er saß eine Weile in sich versunken, und Dorette in ihrem ganzen Charm, mit all ihren entzückenden Drollerien und ihrer schmeichelnd katzenwildten Zärtlichkeit, beschäftigte seine Phantasie.

Unmöglich, daß sie ihm den Stuhl vor die Thür setzte, und warum?

Um Käthes willen? Dorette, die in Ethik macht! Er lacht gezwungen auf.

Nein, Eifersucht ist der Grund, Eifersucht auf Käthe, die sie anders gefunden, als er sie ihr geschildert. Und plötzlich kommt ihm zuni Bewußtsein, daß Käthe in der ThlIt anders ausgesehen als sonst, und auch das Zimmer. Was es für eine Veränderung war, weiß er nicht, weil seine ganze Aufmerksamkeit sich auf Dorette concentrirt hatte. Diese Frechheit, in sein Haus zu kommen! Er beschwichtigt sich damit, daß es aus unsinniger Liebe zu ihm geschehen sei. Diese Vorstellung erheitert ihn sogar schließlich.

Wie hatte er nur einen Augenblick an Dorettes Ernst glauben können?

Der Schelm hatte mit ihm eine ihrer beliebten Komödien aufgeführt. Ein Wort, eine Liebkosung von ihm — und in den Annen lägen sich Beide.

Er warf sich in eine Droschke und fuhr zu ihr. Sie war ausgezogen, erst vor einigen Tagen, man wußte nicht wohin. Er gerieth in heftige Erregung.

In seiner Unruhe besuchte er die Ateliers einiger College«. Wo er hinkam, schwärmte man von seiner Frau, zog ihn auf als einen Othello, der feine arme Desdemona versteckt gehalten u. s. w.

Verstimmter, als er fortgegangen, kehrte er nach Hause zurück. Und dieser unangenehme Vorfall ließ nicht einmal das Glücksgefühl über feine

^52 Hedwig wohnte in Berlin.

bevorstehende Freiheit in ihm aufkommen. Dörthe war ja ein Hauptfaktor gewesen in seinen Zukunftsplänen.

Am nächsten Tage ließ Käthe anfragen, ob er nicht zu Hause speisen wolle, die Eltern hätten ein Reh geschickt. Er kam dieser Aufforderung gern nach. Das Reden über seine Gattin, der vage Eindruck von etwas Fremdem, Unbekanntem, den er am Tage vorher empfangen, reizten seine Neugierde. Käthe kam ihm im Speisezimmer mit anmuthiger Heiterkeit entgegen. Der Tisch war wie zu einem kleinen Fest arrangirt; eine Schale mit Blumen in der Mitte, ein zierliches Service, das er nicht kannte, die Speisen ausgezeichnet zubereitet. Sie sprach gleich ganz unbefangen mit ihm von ihrer Scheidung und meinte, es sei doch nicht nöthig, daß einer Scheidung immer eine Verbitterung vorangehe. Wenn er dächte wie sie, so gingen sie freundlich auseinander. Von ihrer Seite wäre auch etwas Eitelkeit dabei. Sie möchte nicht, daß er später gehässig ihrer gedächte.

Er antwortete irgend etwas Zustimmendes und betrachtete dabei Käthe ganz verwundert. Die schwere schwarze Flechte, die sie im Nacken aufgesteckt hatte, war mit einem Pfeil zusammengehalten. Hinter dem Ohr stahlen sich ein paar verirrte Löschchen über den feinen Hals. Sie trug das graugrüne Sammtkleid mit der Goldspitze. Ein zarter rosiger Schimmer war auf ihren Wangen.

Ja, sie war eine völlig Andere geworden, in der Erscheinung und im Wesen. Er sagte es ihr. Sie antwortete lächelnd, daß ihr nichts Anderes übrig geblieben wäre, als sich zu verändern; bis jetzt wäre sie nur seine Gattin gewesen, nichts weiter, und sie hätte auch nichts weiter sein wollen. In wenigen Monaten nun würde sie auf sich selbst angewiesen sein, da brauche sie die Andern. Schon um ihres Kindes willen dürfe sie sich nicht dem Trübsinn hingeben.

Er meinte, sie habe dabei eine bewunderungswürdige Eile an den Tag gelegt.

Die Eile wäre nöthig gewesen, sie hätte sich eine Stellung erobern müssen, bevor man von ihrer Scheidung Kenntniß erhalten. Er kenne ja die Welt. Später hätte sie Zurückweisungen riskirt.

Michael begriff noch immer nicht, wie ein Mensch so aus seiner Haut fahren könne.

Ob er nie gehört, daß zuweilen irgend etwas, ein Auch, ein Mensch, ein Unglück wie ein coup cks londrs auf uns wirke, vielleicht habe sie sich selbst entdeckt oder

Ein Anderer, ergänzte er ihren Satz.

Sie fragte ihn zwischendurch, ob er das Reh nicht zart fände, lind forderte ihn auf, von dem ausgezeichneten Orangengel^e zu nehmen. Sie bediente ihn auf's aufmerksamste und führte die Conversation mit ruhiger Liebenswürdigkeit.

wie Frauen werden, 153

Michaels Erstaunen wuchs, als er in den Salon trat, wo Käthe den Kaffee fervirte. Am Tage vorher war er zu aufgereggt gewesen, um dem Räume irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken.

Hellbachs Bilder, die gemalten Fenster, all diese gedämpften und doch intensiv wirkenden Farbentöne schmeichelten seiner Farbenlüsternheit.

„Dein Werk?“

„Mein. Werk.“

Er stand eine Weile vor der Wandmalerei, die ihm ausnehmend gefiel, besonders das einfame Weib auf der Brücke. „Man hat immer den Wunsch, daß sie sich umwenden möge,“ sagte er, um an ihrem Ausdruck zu sehen, ob sie sich in's Wasser stürzen wird, oder ob sie bloß so vor sich hinträumt. Daß sie eine Unglückliche vorstellen soll, sieht man an der Haltung.“

„Ich habe ihm dazu gegessen.“

Der traurige Ton, in dem sie es sagte, war ihm peinlich. Sie hatte sich, nachdem sie ihm den Kaffee gereicht, in den psirsichfarbenen Fauteuil geschmiegt. Der flackernde Schein vom Kamin her streifte ihr Haar und tauchte es in kupferfarbene zarte Gluth. Sie hatte gelernt, fein zu fragen, und ließ ihn seine künstlerischen und persönlichen Eindrücke und Erlebnisse vom Rhein her erzählen, und wie Jeder sich behaglich fühlt, wenn er von dem, was ihn bewegt und interessirt, vor einem aufmerksamen Hörer reden darf, so kam auch Michael in die beste Laune und war ärgerlich, als sie durch einen Besuch unterbrochen wurden.

Oben in seinem Atelier dachte er wieder an Hellbachs Bild, und unwillkürlich identifizierte er das Weib auf dem Bilde mit Käthe, und Käthes trauriger Blick verfolgte ihn. Mitleid regte sich in ihm. Ob Lorenz das Bild gemalt hatte als eine Mahnung für ihn?

Als ihn aber der Gedanke streifte, daß die Scheidung noch nicht eingeleitet, also nicht unwiderruflich sei, wies er ihn zurück. Thöricht, unmännlich wäre es, einer Regung des Mitleids nachzugeben. Das, was er beschlossen, sollte geschehen. Um fest zu bleiben, ließ er sich einige Tage im Salon nicht fehen, litt aber unter der Einsamkeit.

Als er endlich Dorettes neue Wohnung auskundschaftet, traf er sie auch dort nicht mehr an. Sie war endgiltig für ihn verloren. Er brachte in Erfahrung, daß sie mit einem russischen Nabob das Weite gesucht. Die Verworfenheit dieses Mädchens, an deren Liebe er geglaubt, empörte ihn.

Er thilt der guten Dörthe Unrecht. Sie hatte mit dieser Excursion nach Nußland ihrer Käthe abermals ein Opfer gebracht. Sie liebte Michael, so sehr sie zu lieben fähig war, und wußte, ihn wiedersehen hieße ihm wieder gehören, und darum war sie sehr eoutrs eusur die Ehe 5 znneli« mit dem Nabob eingegangen. An Käthe hatte sie einen drollig wehmüthigen Abschiedsbrief geschrieben mit lauter falschen Citaten.

«llib unb Gilb, l^cin^ 1»8. 11

^5H Hedwig Vohm in Verlin.

Ja, Michael fühlte sich vereinsamt. Seine feurige Natur verlangte nach dem Weibe. Seit Dorette ihn so schmäählich im Stich gelassen, grollte er der Kategorie von Frauen, zu der sie gehörte.

Von den Damen der Gesellschaft waren diejenigen, die ihm gefielen, auf legale oder illegale Weise versorgt. Auch scheute er das Anknüpfen einer neuen Liaison mit all dem umständlichen, zeitraubenden und nervenabspannenden Apparat von Heimlichkeiten, Rendez-vous u. s. w., denn nichts fehlte ihm jetzt mehr, nach der langen Abwesenheit, als Zeit. Darum wollte er auch künftig zu Hause speisen. Er ließ es Käthe wissen. Sie bedauerte, ihm in den nächsten Tagen nicht Gesellschaft leisten zu können, da sie aus-gebeten sei, und als er auf ihre Pflicht als Gattin und Hausfrau hindeutete, antwortete sie nicht ohne Schelmerei, sie hinge ja kaum noch mit einem Faden an der Ehe, sie würde aber dafür sorgen, daß er die Hausfrau nicht ver-misse. Uebrigens müsse er es ihr hoch anrechnen, daß sie sich ihm jetzt schon so viel als möglich aus dem Wege räume.

Das thue er auch. Und er werde, wie sie es zu wünschen scheine, die Scheidungsangelegenheit beschleunigen. Er machte sich auch wirklich auf den Weg zum Rechtsanwalt, stieg aber unterwegs in das Atelier eines Freundes hinauf und vergaß — so glaubte er selbst wenigstens — den Rechtsanwalt.

Herr und Frau Böhmer wurden jetzt gemeinschaftlich eingeladen, und er sah seine Gattin mehr in Gesellschaft als zu Hause.

Begab er sich zuweilen gegen Abend unter irgend einem Vormund in ihren Salon, so traf er dort meist schon Hellbach installirt. Bei dem Ge-plauder am Kamin fühlte er sich im Nachtheil. Alles Abstrakte war ihm antipathisch, und aus einer Art Groll und Opposition warf er unverständige Paradoxen in's Gespräch. Er ärgerte sich über Hellbachs Gewandtheit und hatte die vage Empfindung, daß Hellbach spräche, um Käthe zu erobern und ihn in den Schatten zu stellen.

„Ein schöner Freund bist Du!“ sagte Michael einmal nach einer solchen Plauderstunde zu Lorenz.

„Ein ausgezeichnete!“ antwortete Hellbach. „Mir verdankst Du die Gefügigkeit Deiner Gattin in Betreff der Scheidung. Ich habe das Spieß-bürgerliche aus ihr herausgebracht. Ich bin ja ganz uninteressirt dabei. Für mich fällt nichts ab. Wohlhabend wie Katharina ist, wird sie sich im Um-sehen wieder verheirathen.“

„Oho, so weit sind wir noch nicht,“ fuhr Michael auf.

Mit der Zeit überredete sich Michael selbst, daß die Idee der Scheidung nichts als ein Ausbruch seines Zorns gewesen sei. Wie kindisch, trotzig von Käthe, daß sie ihn gleich beim Wort nahm. Gott ja! er wollte ja die Sache zurücknehmen, nur mußte sie ihm doch etwas entgegenkommen! Sie etwa um Verzeihung bitten! Das fehlte! O, diefe Weiber! alle Sphvnre mit

wie Frauen weiden, ^55

ihren langweiligen Näthseln. Als ob ein Mann wie er Zeit und Lust hätte, Räthsel zu räthen. Auf das einfachste kam sie nicht: ihm um den Hals zu fallen. Damit wäre die ganze lästige Scheidungsfrage erledigt gewesen. Oft, wenn man an seine Ateliertür klopfte, rief er mit halb erstickter Stimme: „Herein“, in der Erwartung, daß sie es sein würde.

Allmählich trat Käthe in seinen Gedanken an Dorettes Stelle. Wie merkwürdig sie sich entwickelt hatte. Selbst ein respektables Kunstverständnis; war ihr aufgegangen. Hatte sie doch neulich von seiner Sirene gesagt: sie sei ein Bild, wie eine Illustration zu dem Schopferruf: Es werde Licht. Zweifellos, Käthe war eine der hübschesten und pikantesten Frauen, und sie war seine Frau, und sie sollte es bleiben.

Er suchte sie nicht mehr zu vermeiden. Im Gegentheil, in Gesellschaften hielt er sich mit Vorliebe in dem Namne auf, in dem sie sich befand. Er wußte es so einzurichten, daß er bei Tische einen Platz ihr gegenüber erhielt, und wenn er dann in der Unterhaltung lebhaft und warm wurde, hatte es den Anschein, als spräche er nur für sie. Er zeigte sich unruhig, launenhaft. Begegnete sie seinen Blicken, so las sie darin entweder Bewunderung und Wunsch, oder einen verhaltenen Zorn, der ihrer Koketterie galt. Einmal brach er plötzlich zu einer frühen Stunde in einer Gesellschaft auf, so daß sie im besten Amüsement gezwungen war, ihm zu folgen.

Zuweilen, wenn er Abends in ihren Salon trat, um sie zu einer Gesellschaft abzuholen, machte er diese oder jene kleine Ausstellung an ihrer Toilette. Er galt für ein Schneidergenie, und die elegantesten Damen holten sich in Toilettenangelegenheiten bei ihm Nach. Er bat Käthe dann um Erlaubnis, kleine Mängel an ihrem Costüm corrigiren zu dürfen; er steckte etwa einen Aermel, der zu lang war, in die Höhe, gab einer Faltengruppe einen graziöseren Wurf, einer Spitze eine künstlerisch freiere Bewegung. Berührte er dabei ihren Arm, ihre Schulter, so überwand er mühsam das Verlangen, sie in seine Arme zu schließen, und war selbst erstaunt und gereizt darüber, daß er es nicht that. Einmal, in einer Wallung sinnlich zorniger Ungeduld hatte er sie halb absichtlich mit einer Stecknadel, die er in der Hand hielt, in die Schulter gestochen und eine Art grausamer Befriedigung empfunden, als ein kleiner Tropfen Blut herausquoll. Sie zuckte nicht und gab sich den Anschein, den Stich nicht zu bemerken.

„Ich begreife nicht,“ fuhr er sie an, „wie Frauen so décolletirt in Gesellschaften gehen können.“

„Und früher begriffst Du nicht, daß ich nicht décolletirt in Gesellschaft ging.“

„Damals! Das war etwas anderes!“

Warum es etwas anderes war, die Erklärung blieb er ihr schuldig.

Käthe beobachtete Michael gespannt. Wie alle einfachen Naturen, die aus einem Stück sind, war er leicht zu durchschauen. Dörthes dringende Warnung, sich jedes kleinsten Zeichens von Zärtlichkeit oder Kummer Michael

^56 Hedwig Vohm in Verlin.

gegenüber zu enthalten, beherzigte sie, und war nun selbst überrascht von den» Erfolg dieser Taktik. Es war fast, als ginge etwas von der Kühle, mit der sie ihn behandelte, in ihre Empfindung über. Er meinte, sie sei kalt und zurückhaltend aus Stolz und ahne nicht, was in ihm vorgehe. Sie ahnte es aber nicht nur, sie wußte es ganz genau.

Eines Abends hatte Michael, als wäre das etwas ganz Einfaches und Natürliches, drei Billets zu Tristan und Isolde besorgt. Das eine derselben war für Hellbach bestimmt. Er schien nicht zu bemerken, daß Käthe darüber verwundert war. In dem instinktiven Bedürfnis, sich einen Bundesgenossen zu verschaffen, war er auf Wagner'sche Musit verfallen.

In der That, schon im ersten Akt vibrierte Käthes Neruenseele. Sie gab sich ganz der Empfindung eines süßen Verlierens im Weltenraum hin, jenem vagen Entzücken einer vagabondirenden Psyche, die, losgelöst von der Intelligenz, schrankenlos in seligem Aether schwebt.

In der langen Zwischenpause der Oper begaben sich die Drei in den eleganten Restaurationsraum, um eine Erfrischung einzunehmen. Anfangs ließ die tiefe seelische Erregung kein Gespräch aufkommen, und schweigend nippten sie von dem Rheinwein, bis Hellbach schließlich den Zauberbann abzuschütteln versuchte. Er hob das gefüllte Glas gegen das Licht, daß das flüssige Gold des Weines darin auffunkelte, und behauptete,, daß nicht nur im Rausch des Weines Wahrheit sei, auch im Rausch der Seele, den man sich an Musik, vor Allem an Wagner'scher Musik trinke. In dithyrambischen Seelenstimmungen reiße uns die Wahrhaftigkeit, die elementare Kraft unserer Natur unaufhaltsam über alle Schranken hinweg

Er hielt inne. Käthe sah ihn gespannt an.

„Wohin?“ fragte Michael.

„Je nachdem. In der politischen Welt an den Galgen oder auf den Präsidentenstuhl, in der Kunst — zum Olymp, und in der Liebe — Frau Mette zu Peter Nielsen, unaufhaltsam, zaubergewaltsam, wie es in den Heine'schen Versen so schon zu lesen ist. Nicht blos durch Wagner'sche Musik, durch die ganze Weltharmonie oder Disharmonie hindurch tönt ein Leitmotiv, eine Melodie von raphaelischer Süße — der Zaubertmut Isoldes.“

„Ikarus,“ rief ihm Michael spöttisch zu, „verbrenne Dir nur an Deinem eigenen Feuer nicht die Flügel.“

Michaels Spott verdroß Käthe.

Bekannte traten zu ihnen heran, und das Gespräch war unterbrochen.

Michael fuhr mit Käthe in einer offenen Droschke, in der milden Februar-nacht, nach Hause. Ihre Blicke hingen am gestirnten Himmel, die seinen an ihrem Antlitz. In Beiden klang die Stimmung von Tristan und Isolde nach.

„Käthe!“

Sie sah nicht zu ihm auf. Seine Stimme bebte, als er fortfuhr:

„Käthe, ich war damals hart — ungerecht — bei meiner Zilbreise.

Es widersteht mir. Jemand unglücklich zn wissen. Ich wußte ja auch nicht.

wie Frauen werden. ^5?

was in Dir steckt, so viel Esprit, Temperament. Ich nahm Dich, wie Du Dich gabst. Warum verstecktest Du Dich!"

Er wartete auf eine Antwort, einen Blick, — nichts.

„Käthe," hob er noch einmal an, fast heftig, mit aufsteigendem Zorn darüber, daß sie nicht zu fühlen schien, welche Ueberwindung ihm sein Entgegenkommen kostete, „ich hatte Unrecht, Käthe."

„Nein," antwortete sie endlich, noch immer den Blick nach oben gerichtet, mit einer Müdigkeit im Ton wie Jemand, der sich ungern in ein Gespräch einläßt. „Du hattest Recht. Wir gehören nicht zusammen, der geniale Künstler und die farbenblinde Bourgeoise, der kerngesunde Mann und die hysterische Frau. Du hattest ganz Recht. Und daß ich Dir meine philiströse Liebe aufdrängen wollte! degoutant war's! Ich bin zu Verstände gekommen."

Der ruhige Gleichmuth, mit dem sie sprach, reizte ihn.

„Wenn Du zu Verstände gekommen bist," sagte er hart, „so solltest Du diesen Verstand benutzen, um Dein auffälliges Benehmen in der Gesellschaft zu corrigiren. Du compromittirst mich."

„Das thut ja nichts. Wenn wir geschieden sind, kann ich, wenn Du es wünschst. Deinen Namen ablegen. Käthe Brand klingt nicht nicht schlechter, als Käthe Böhmer."

„Oder Käthe so und so, — irgend ein anderer Name, den Du wahrscheinlich schon in petto hast."

Daß sie bei jeder Veranlassung auf die Scheidung zurückkam, machte ihn rasend.

„Uebrigens," fügte sie mit Malice hinzu — die Scheidung ist ja eine sittliche Nothwendigkeit für Dich; und ich habe ja auch das Kind."

Er lieb die Droschke halten und sprang hinaus. Nun erschrak Käthe doch. Warum hatte sie nicht genug sein lassen des grausamen Spiels, ja — warum nicht?

Well er den falschen Moment gewählt, weil er sie aus so schönen Träumen gerüttelt. Wovon hatte sie nur geträumt? von Tristan und Isolde? oder — von etwas Ähnlichem.

Am anderen Morgen packte Michael seinen Koffer, um zu verreisen.

Er verschob die Abreise von einem Zuge zum andern, und einige Tage später packte er den Koffer wieder aus.

An Onkel Carl, dem Käthe vor einem halben Jahre geschrieben, dachte sie kaum noch. Sie hielt es für das Wahrscheinlichste, daß der Brief gar nicht in seine Hände gelangt sei. Ihr schien es jetzt ein ercentrischer, unerhört selbstüchtiger Einfall, zu verlangen, daß ein Mensch, um ihr zu helfen, ihr einen Ruth zu geben, die Reise um die halbe Welt machen sollte. Daß sie ihm geschrieben, er solle sie zu sich holen, diesen Schmerzensruf einer momentanen Verzweiflung hatte sie faktisch vergessen. Käthes Brief aber war in Carl Norts Hände gelangt, und an einem Märztage erhielt sie eine

^58 Hedwig Dohm in Verlin.

Depesche von Southampton, die ihr seine Ankunft für den zweitnächsten Tag anzeigte. Für diesen Tag gerade hatte Käthe eine Gesellschaft eingeladen. Das war fatal! Eine große nervöse Aufregung bemächtigte sich ihrer. Sie wartete den ganzen Tag auf ihn. Am Abend, als sie eben ihre Gesellschafts-toilette beendet hatte, meldete man ihn. Mit einem Gemisch von Schreck, Freude und Verwirrung stürzte sie ihm zwischen Lachen und Weinen in die Arme.

„Mein Käthchen! Ja, leg' Dein liebes Haupt an meine Brust.“ Er strich ihr das Haar aus der Stirn und blickte ihr unverwandt, mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in die Augen.

Als dann auch Käthe ihm prüfend in's Gesicht sah, fand sie, daß er jünger geworden war, auch größer und stärker schien er ihr als früher. Sein sonst farbloses Gesicht war gebräunt, was einen eigenthümlichen Contrast zu den hellen Augen bildete, die wie ein Licht auf dunklem Hintergrund wirkten. Sein starkes, lockiges Haar, das er ziemlich lang trug, war leicht ergraut. Eigenthümlich war, daß in der Bildung und im Ausdruck seines Gesichts das entschieden Männliche fehlte. Der Kopf hätte fast auch ein weiblicher sein können. Zum Theil mochte es an seiner Bartlosigkeit liegen, zum andern Theil aber daran, daß vor dem Gepräge des reinen, schönen Menschenthums in diesen« Kopfe das Geschlecht als Nebensächliches zurücktrat. Käthe fuhr spielend mit den Fingern durch sein Haar, und an ihn geschmiegt, bat sie, er solle nicht böse sein, daß sie ein so immensens Opfer von ihm verlangt.

„Einmal noch hätte ich ja doch mein Käthchen wiedersehen müssen, ehe ich in die Grube fahre,“ sagte er lächelnd. „Und nun, mein Kind“ er hielt inne, jetzt erst bemerkend, wie schön sie geschmückt war. Sie trug ein lichtrosa Tuckkleid, am Saum und am Ausschnitt mit einer breiten Silberborte garnirt. Ihr Haar, hinten leicht aufgesteckt, fiel in freiem Gelock über die Schulter. Wie reizend sie war. Ob seinetwegen? Es war, als erröthe er, so warm war der Schein, der über sein Gesicht flog. Unwillkürlich wich Käthe seinen Blicken aus. Er wundere sich gewiß, — er hätte natürlich gedacht, sie ganz anders zu finden. — Später solle er Alles erfahren. Zu dumm, daß sie gerade heute Gesellschaft erwarte. — Ein Schatten löschte das Licht aus seinen Zügen. Sie würde aber so unliebenswürdig sein, daß all' die lästigen Menschen bald wieder fortgingen, und dann hätte sie ihn, den einzigen lieben Onkel Carl ganz für sich allein. Er bliebe doch gleich da, den ganzen Abend über?

Nein, er könne nicht bleiben, er müsse erst noch, seines Gepäcks wegen, in's Hotel zurück, später käme er wieder, vielleicht wären dann die Gäste schon fort.

Käthe fühlte, daß sie ihm gleich etwas Aufklärendes sagen müsse, und immer noch zögerte sie, und erst, als die Klingel ertönte, die den ersten Gast ankündigte, theilte sie ihm in hastiger, überstürzter Weise mit, was zwischen

wie Frauen werden. <5Y

ihr und ihrem Gatten vorgefallen, und wie ganz und gar verzweifelt sie gewesen, als sie den Brief an ihn geschrieben. Und während sie von ihrer Verzweiflung sprach, stand sie vor dem Spiegel und ordnete ihre verschobene Frisur.

Michael trat ein, um sie in das Gesellschaftszimmer zu rufen.

„Also heut Abend noch. Du liebster Wiederauferstandener. Das ist nämlich mein lieber Onkel, Carl Nort aus Paraguay," sagte sie, zu Michael gewendet, „und hier — der berühmte Michael Böhmer."

Sie ging, die Gäste zu empfangen. Die Männer drückten sich die Hände.

Michael bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um einen günstigen Eindruck auf den Mann zu machen, von den» er hoffte, daß er Käthe zu seinen Gunsten beeinflussen würde, und er bat ihn so aufrichtig herzlich, gleich dazubleiben, daß Carl nach einigem Zögern nachgab.

Gäste traten jetzt in den kleinen Salon, Michael begrüßte sie, und Carl zog sich in einen Erker zurück, der halb von einem Vorhang verdeckt war, und als bald darauf auch Käthe in dem Salon erschien, hefteten sich seine Blicke an sie und folgten ihr überall hin. Was bedeutete das? Diese glänzende, kokettirende Weltdame — sein Käthchen? Das die unglückliche, verzweifelte Gattin! Er sann darüber nach und glaubte bald die Lösung des Räthsels gefunden zu haben. Sie hatte sich mit ihrem Gatten ausgesöhnt. So würde es sein. Er nickte resignirt mit dem Kopfe. Und doch — warum dieses fremde, kokette Wesen?

Käthe saß jetzt in dem psirsichfarbenen Fauteuil, das Köpfchen seitwärts in den Sammt geschmiegt, das Gesicht halb von einem Fächer versteckt, die zierlichen Füße in rosaseidenen Strümpfen etwas von sich gestreckt, und sie lachte und scherzte.

Um Michael schien sich Käthe nicht zu kümmern, er aber bekümmerte sich augenscheinlich um sie. Ab und zu trat er zu ihr heran, machte sie auf dieses und jenes aufmerksam, und das geschah jedes Mal in einem Moment, wo sie einer übermüthigen Laune die Zügel schießen ließ.

Einmal bemerkte Carl an seinen Gesten, daß er sie auf eine ältliche Dame hinwies, die verlassen in einer Sophaecke saß. Sie nickte freundlich, winkte einen Herrn heran — es war Hellbach — und flüsterte ihm etwas zu. Der Herr begab sich zu der verlassenen Dame und unterhielt sich längere Zeit mit ihr. Dann kehrte er zu Käthe zurück, die ihn mit einem Dankesblick empfing. Er setzte sich auf ein Tabouret neben sie und sprach lebhaft in sie hinein. Carl bemerkte, daß sie jetzt, während sie vorher selbst die Unterhaltung geführt hatte, schwieg und zu lauschen schien. Sie sah ihn nicht an, sie spielte nur langsam und geräuschlos mit dem Fächer.

Sie hörte ihm zu, wie Jemand, der eine Musik ganz in sich aufnehmen will und die Augen schließt, um seine Aufmerksamkeit zu concentriren.

^6l) Hedwig Vohm in Verlin,

Carl empfand ein Unbehagen. Ein eleganter junger Mann näherte sich Käthe; Hellbach trat zurück, und Käthe verfiel gleich wieder in den heiter witzelnden Ton der routinirten Weltdame.

Sie rief dem Herrn entgegen, er habe ihr ja versprochen, heut ohne Bart zu kommen.

Er bat um Verzeihung. Er habe an seinem Kinn ein Grübchen entdeckt, für eine Frau reizend! für einen Mann — drollig.

Aber Käthe bestand darauf. Sie wollte unter allen Umständen die Bartlosigkeit, die unter Friedrich dem Großen selbstverständlich war, als neueste Mode wieder einführen. Ihr Prestige in der Gesellschaft wäre hin, wenn sie nicht reüssirte. Sie sei außerdem überzeugt, daß man in kommenden Zeitaltern die Kultur nicht nach dem Verbrauch der Seife, sondern nach dem Aussterben der Barte bemessen würde.

„Und die Neger?“ warf der Herr ein.

Kohlschwarze Haut sei nichts anderes als ein nicht reüssirter Vart, meinte Käthe. Sie sähe auch nicht ein, warum Männer ungestraft häßlich sein dürften, indem sie sich mit einen« spitzen Kinn, viereckigen Backen und einem endlosen Hals hinter einem Butt verkröchen. Wasserblaue Augen allein thäten's nicht.

Der Herr machte sie darauf aufmerksam, daß die seinigen rehbraun wären.

Höchstens hasenbraun.

Die gnädige Frau spickten ihn ja förmlich mit Pfeilen.

Was doch die einzige Aussicht für ihn wäre, in den Himmel zu kommen, als — heiliger Sebastian.

In diesen: neckisch koketten Ton hatte Käthe das Gespräch noch eine Welle fortgeführt, als sie plötzlich Onkel Carl bemerkte. Sie wurde roth und trat schnell zu ihm. Sie habe Unsinn geredet, aber das thäte man heut zu Tage so. Er wundere sich gewiß recht über ihre Art und Weise. Er gab die Verwunderung zu.

Es wäre ja Alles nur Komödie, Maske. Sie spiele ja nur die Mondaine.

Und nun beichtete sie ihm abgebrochen, überhastet wie vorhin, wie Alles gekommen, ihr Wiedersehen mit Dörthe Wenglein, Dörthes Nachschlüge, die sie nun schon seit Monaten befolge, und die phänomenalen Erfolge, die sie ihnen verdanke. Dabei deutete sie mit dem Blick auf Michael, der unruhig von einem Zimmer in's andere lief und Jemand zu suchen schien.

„Weißt Du, wen er sucht? mich. Böte ich ihm nur den kleinen Finger, er nähme die ganze Hand. Dörthe hat aber gesagt: „ihn zappeln lassen, erst ihn ganz klein kriegen; sie brauchte immer etwas vulgäre Ausdrüse, die liebe Dörthe. Siehst Du, und darum bin ich nicht so unglücklich, wie Du gedacht hast. Warum sollte ich denn unglücklich sein? Ich bin ja fast am Ziel. Habe ich nicht recht gethan, Onkel Carl?“

wie Frauen weiden. f6^

Statt aller Antwort fragte er: „Wer ist der Herr dort? Er zeigte auf Hellbach.

Eine jähe Röthe stieg ihr in's Gesicht. Carl sah es.

„Ein Freund Michaels und auch der meine. Wenn Michael sich nicht scheiden läßt, ihm und Dörthe verdanke ich es.“

„Verheirathet?“

Sie war etwas ärgerlich über seine Fragen, sie wußte selbst nicht recht, warum, und schmeichelnd, etwas zaghaft, fragte sie noch einmal, ob er ihre Handlungsweise nicht billige.

„Warum fragst Du, Du weißt es ja selbst.“

„Ja, ich weiß es. Wärest Du da gewesen! — Ich mußte doch nicht, was ich thun sollte. Die Männer wollen nun doch einmal die Frauen so.“

„Welche Männer?“

„Nun — alle.“

„Ich auch?“

„Nein, Du nicht.“

„Warum sollte ich eine Ausnahme sein?“

„Nachher, wenn die Gäste fort sind, wollen mir weiter darüber sprechen.“

„Nein, Käthchen, nicht heut und auch nicht in den nächsten Tagen. Laß mir Zeit. Ich bleibe wochenlang bei Dir. Es gilt vielleicht das Glück Deines Lebens. Ich muß erst Dich und die Andern kennen lernen.“

„Wie Du willst,“ sagte Käthe, offenbar erleichtert.

In der That, in den nächsten Tagen wurde die Angelegenheit, um deretwillen Carl die Reise um die halbe Welt gemacht, nicht zur Sprache gebracht. Carl erwies sich überhaupt schweigsam. Er ließ Käthe sprechen, hielt sich viel in Michaels Atelier auf, mit dessen Bildern er sich eingehend beschäftigte. Er besuchte auch öfter Hellbach, der ihn besonders zu interessieren schien. Er ließ sich auch bei einigen Familien, mit denen Böhmers besonders intim verkehrten, einführen.

Wenn Käthe mit Carl allein in ihren Zimmer mar oder auf Spaziergängen im Thiergarten, wo die Luft jetzt vom Wohlgeruch frischer Erde durchtränkt war, dann erzählte er ihr von seiner Ansiedelung in Paraguay. Er erzählte ihr von dem herrlichen Klima dort und seiner grandiosen Natur, von der reinen, durchsichtigen Atmosphäre, die wie der Odem Gottes berühre. Er erzählte von der Pracht der Urwälder, von der vornehmen Schönheit der Palmenhaine, von den Sternennächten, die er in großer, wilder Einsamkeit am Ufer rauschender Flüsse zugebracht, von seinen Ritten über mdlos unbewohnte Strecken, wo er die entlegensten Indianerstämme aufgesucht und tagelang in die Irre geritten mar, von Wetterstürmen, von Tigern und Schlangen bedroht. Er erzählte von den Prairiesen, den grenzenlosen, und von den anmuthig stillen Waldthälern. In einem dieser Waldthäler hatte er mitten in einen Orangenmald hinein sein Haus gebaut, aus Lehmstein,

^62 Hedwig Vohm in Verlin.

das Dach mit Stroh bedeckt. Das Haus in diesem paradiesischen Landstrich sei nur ein Schirmdach gegen Regen und Sonnenbrand. Das eigentliche Haus sei unter Gottes freiem Himmel. Selbst Nachts schlief er meistens vor dem Hause in einer Hängematte. Er schilderte, wie er einmal in einem Schiff stundenlang an Urwäldern entlang gefahren, die noch nie eines Menschen Fuß betreten, Urwälder, rauschend wie die Wogen des Meeres und ohne Grenzen wie das Meer, und ebenso furchtbar und groß und einsam und schön. Europas Civilisation wäre ihm dagegen vorgekommen wie ein Flitterkleid, das man einer griechischen Götterstatue übergezogen, und die Städte Europas wie Niesengefängnisse.

Dann sprach er von seinen Ansiedlern. Er hatte sie in Viehzucht und Ackerbau und im Handel mit den kostbaren Hölzern des Waldes und anderen Landesprodukten unterwiesen. Und jetzt wollte er neue Mhrpflanzen von Europa mit hinüberbringen, die sie anpflanzen follten. Sein Ton steigerte sich zu enthusiastischer Wärme, als er von der Entwicklung dieser verkommenen, unwissenden Halbbarbaren zu tüchtigen, braven Menschen sprach. Und die Kinder dieser Generation, die in Freiluft aufwüchsen, würde er zu frohen, starken Individuen erziehen in einer Religion, die noch nie geübt worden sei, in der Religion Christi. Seine Colonie hatte er „Tolstoi“ genannt. Käthe hörte ihm zu wie Einem, der Märchen erzählt. Es war ja auch ungefähr dasselbe, was sie als Kind schon in den Indianerbüchern ihrer Brüder gelesen. Das Alles aber lag ihr so fern, als wären es Geschichten aus dem Monde. Zuweilen hörte sie kaum hin. Sie fühlte sich aber so wohl und geborgen neben ihm wie ein Müder, der endlich das ersehnte Ruheplätzchen gefunden und unter Vogelsang und Veilchenduft sanft hindämmert. Von dem Erbtheil so vieler Frauengenerationen, dem Sklauensinn, war ihr ein gut Theil zugefallen- Sie fühlte immer das Vedürfniß, sich anzuschmiegen, von Jemand abhängig zu sein.

Traf Carl, was häufig geschah, Nachmittags in ihrem Salon mit Hellbach zusammen, dann fühlte Käthe sich unbehaglich. Carls Heller Blick erschien ihr dann grell wie Sonnenlicht, vor dem man sich gern schützt. Instinktiv fühlte sie, daß er etwas in ihr schaue, was sie selbst nicht sah oder nicht sehen wollte. Sie liebte seit einiger Zeit das Dämmernde, Gedämpfte, die gebrochenen Töne.

Und Onkel Carl konnte nicht Licht und Luft genug haben.

Carl wußte bald, was er wissen wollte. Er blickte in die geheimsten Falten von Käthes Seele und fand dort, was ihn traurig stimmte. Er gab sich niemals leidenschaftlichen Empfindungen hin. Sein tiefstes Grollen war wie Gewölk, durch das die Sonne schimmert. So erfüllte ihn auch jetzt die Vorstellung, daß er sein Käthchen zum zweiten Mal verlieren könne, nur mit wehmuthsvoller Betrübniß. Und am meisten schmerzte ihn, daß diejenige Welt, die ihn aus der Heimat getrieben, hier wieder einmal ein Kleinod in den Staub trat.

wie Frauen werden. ^63

Er erkannte, daß Käthe an einem Scheideweg stand: hinab oder hinauf.

Was an ihm war, wollte er thun, daß sie hinauf fand. Und er wußte, wer sie hinabzog, war — Hellbach, nicht Michael.

Käthe konnte nicht umhin zu bemerken, daß Lorenz sich neben Onkel Carl dürrig, kränklich ansah, sogar älter, obgleich er zwölf Jahre jünger war. Glich Carl nicht dem goldrothen Baume unter den mißfarbigen Herbstbäumen, den sie im Herbst so bewundert hatte?

Und doch hatte sie Momente, wo das Kraftvolle, Markige in Carls Wesen ihre Nerven aufregte, wie die unvermittelt rauhe Luft, die ein Mensch, der plötzlich aus der Winterkälte in unser parfümirtes Zimmer tritt, mit sich bringt. Und Käthe war in der letzten Zeit sehr nervös geworden.

Zuweilen, in einer Art Opposition gegen das drückende Unbehagen, das Carl ihr in Hellbachs Gegenwart verursachte, überbot sie dann ihr weltliches Wesen und entfaltete sich ganz im Geiste Hellbachs und Dörthes. Und gleich darauf, wenn Hellbach gegangen war, bat sie Carl mit kindlicher, bittender und bittender Gebeide um Verzeihung, diese häßliche Rolle liege ihr nun einmal im Sinne wie ein Gassenhauer, den man, weil man ihn überall höre, nicht wieder los werden könne. Die Tage der Komödie seien ja nun aber gezählt.

„Es ist keine Komödie.“

„Sondern?“

„Eine Tragödie.“

„Was meinst Du?“

„Denke selbst.“

Sie schüttelte den Kopf. Er sollte ihr doch rathen, helfen; dazu war er doch von Südamerika herübergekommen.

Daß Carl und Hellbach sich abstießen, war offenbar, während in Carl und Michael etwas Wahlverwandtes war. Beide waren ganze und einfache Naturen.

Hellbach lenkte in Käthes Salon, wenn Carl anwesend war, das Gespräch mit Vorliebe auf die Fahnenflucht Carls, wie er seine Auswanderung nach Amerika nannte.

Er sei nicht viel, hatte ihm Carl einmal geantwortet, aber er wolle nicht weniger sein, als er sein könne. Darum hätte er in der alten Welt unter den alten Menschen nicht leben wollen, wo plötzlich atavistisch das Mittelalter unheimliches Leben gewonnen, und Gespenster sich materialisirt hätten.

Hellbach blieb dabei, daß es unter allen Umständen erhabener sei (er betonte das Wort ironisch), sich in Europa an der Lösung letzter und vorletzter Fragen zu betheiligen, als dort drüben unter verkommenen Halbbarbaren sich mit der Lösung erster und zweiter Fragen abzuquälen.

Carl Nort meinte, daß es gleichgiltig sei, wo man eine Linie verlängere, am Anfang oder am Ende. Wäre ein sich stetig entwickelndes und veredelndes

^6H Hedwig Dohm in Verlin.

Menschentum die Aufgabe aller Culturen, so sei es gleichwerthig, ob man Halbbarbaren zu Culturmenschen, oder Norddeutsche zu Cosmopoliten mache. Uebrigens schlieÙe in seinem Fall die Lösung erster Fragen die der letzten nicht aus. Wozu sei die Nuchdruckerkunst erfunden? Er könne ja das Kühnste, Freieste, was er denke, drucken lassen. Wo Tinte genüge, warum Herzblut?

„Ist in Ihren parlamentarischen Kämpfen Herzblut geflossen?“

„Es ist geflossen. Alles kann ich ertragen, nur nicht den Schmutz, den klebrigen, der sich uns an die Sohlen heftet, daß wir nicht vorwärts können. Die Verleumdung, die hinterlistige Bosheit, die freche, absichtliche Lüge! Widrig ist's! ekelhaft!“

Und der sonst so mild und ruhig sich zeigte, schauderte vor Entrüstung. Sein Fuß trat auf den Kopf des Bärenfells, daß die Zähne in dem Rachen knirschten.

Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort:

„Ich halte auch die Zeit für zu kostbar, um sie mit dem Reinigen von Schmutz zu vergeuden, wenn wir uns vor dem Schmutz bewahren können. Jeder hat das Recht, sein Leben zu gestalten, wie es seiner inneren Natur entspricht. Mir fehlen die Ellenbogen für den Kampf mit dem sittlichen Pöbel. Ich bin kein sich Wehrender, ich bin ein Stillschaffender.“

„Und doch ein jugendlicher Heißsporn,“ nahm Hellbach, voll Verlangen, ihn rhetorisch zu übertrumpfen, mit überlegener Miene das Wort.

„Sie erpatriiren sich, weil der Baum, den Sie fällen wollen, nicht auf den ersten Hieb fällt. An der Welt kann doch ein Einzelner ebenso wenig etwas ändern, wie der Zeitraum eines Jahres an der Formation der Berge.

Nur Jahrtausende können es oder ein Erdbeben.

„Wer gegen den Stachel — die Welt meine ich — lökt, ist ein Don Quixote, der verlacht wird, oder ein Robinson Crusoe, der sich eine eigene Welt zurechtzimmert, und doch recht froh ist, wenn er in das gemeinsame Iammerthal zurückkehren darf. Tolstoi hat von Beiden etwas. Und Sie Herr Nort, Sie sind ein Bellamyist, ein Individualist, in jedem Fall ein Unicum.“

Der Spott der letzten Worte war unverkennbar. Er prallte an Carl ab, der einfach erwiderte:

„Ein Unicum, weil ich ein ehrlicher Mensch sein will? Auch die Zeit der Ehrlichen wird kommen, jetzt freilich ist die Zeit — der Andern.“

Käthe zuckte nervös zusammen. Mit einem gütigen Lächeln und ganz unmotivirt reichte sie Hellbach die Hand und sagte: „So wird auch unsere Zeit erst kommen, Herr von Hellbach.“

Hellbach quittirte gleich für den Dienst, den Carl ihm geleistet, und sagte auf's Liebenswertigste: „Es bleibt bei dem Unicum. Den Don Quixote und den Robinson nehme ich zurück und setze an seine Stelle den Ueberschmenschen des Philosophen Nietzsche.“ Er verneigte sich tief und ernst

wie Frauen weiden, ^65

vor Carl Nort und ging. Das war eine seiner Gepflogenheiten, sich einen effectvollen Abgang zu verschaffen.

— „Ein Saltimbanque, Dein Freund Hellbach," sagte Carl, als er fort war. „Er jonglirt mit seinen rhetorischen Spähen recht hübsch vor Dir." Käthe fand Onkel Carl ungerecht dem Manne gegenüber, der eben erst eine solche Verehrung für ihn an den Tag gelegt hatte.

Als an einem der nächsten Tage das Gespräch ans die Reichstags« Verhandlungen kam, sprach sich Carl energisch gegen die Verlogenheit und die Heuchelei aus, mit der Volksvertreter aus opportunistischen Gründen ihre Ueberzeugung verleugneten, Atheisten sich für Gläubige, Republikaner für Monarchisten ausgaben. Lorenz fand, daß diese Männer Recht hätten. Ohne das lange noch nicht genug gewürdigte Wort der Jesuiten, daß der Zweck die Mittel heilige, könne es wohl Märtyrer und Redner, aber keine Politiker geben. Letztere hätten mit dem Realisirbaren zu rechnen.

Carl verwarf die Lüge absolut als pöbelhafte Eigenschaft des Knechtes.

Lorenz zuckte mitleidig die Achseln. Lüge! Lüge! er habe nichts gegen die Lüge. Sie sei vielmehr der Lazzo, mit dem man die dsts Innuaius im Menschen zähme. Gräßlich war's, wenn plötzlich ein jeglicher mit nackter Seele vor uns stände, ebenso indecent, wie mit nacktem Körper. Was sei denn Lüge? Warum dürfe man einen: Sterbenden vorlügen, daß er leben wird? Um ihm Schmerz zu ersparen, nicht wahr? Aber thäten andere Schmerzen, durch bittere Wahrheiten verursacht, nicht ebenso weh? Und wo singe die Lüge an? wo hörte sie auf? Wenn ein Dichter in Versen spräche, nicht auch Lüge? Wenn wir unfern Haß und unfern Zorn verbergen, nicht auch Lüge? Ja, sei nicht der Gesang Lüge

Käthe unterbrach ihn, über seine Paradoxen lachend, und meinte, die Kunst sei b.oi-8 cis ooneourZ bei solchen Redetournieren.

„Und das Leben, ist es nicht auch eine Kunst und zwar die feinste, schwierigste? Die Lüge ist im Leben, was in der Kunst die Idealisierung."

Carl verleugnete seine sonst so milde Art und Weise, als er ihm antwortete, daß die meisten Menschen sich eine Privatethik nach ihrer Lebenslage machten. Seien sie durch unmoralische Mittel emporgekommen, würden Sie nothgedrungen Cyniker. Man liefere nicht gern selbst das Gedankenmaterial zu seiner Verurtheilung.

Der Pfeil traf. Hellbach bezwang seinen Ingrim, und lässig mit seinem Kneifer fpielend, sprach er sein ironisches Bedauern darüber aus, daß Berlin nicht in Paraguay läge; man könne aber unmöglich verlangen, daß paraguayische und berlinische Weltanschauungen sich deckten. Man könne nicht verlangen, daß wir alle als kategorische Imperative oder als geschlechtslose, unbätige Engel umherwandelten. Wozu dann der Lurus von Herz, Sinn und Phantasie? wozu der blühende Leib? wozu all' die Frühlingssonne und Wonne?

^66 Hedwig Dohm in Verlin,

Käthe, die am offenen Fenster saß und abwechselnd auf das Gespräch der Männer und auf die Töne einer Nachtigall gelauscht hatte, die draußen schlug — die erste verfrühte Nachtigall — sagte jetzt wie träumend: „Ja, wozu all das Grübeln und Moralisiren, wenn wir sterben müssen, wo es dann keine Nosen und keine Liebe mehr giebt, und es dann ganz gleichgiltig ist“

Sie hielt erschrocken inne. Was sagte sie denn da?

„Ob wir uns hienieden moralisch geschunden haben,“ ergänzte Hellbach ihren Satz.

Carl verstand seinen triumphirenden Blick nicht, auch nicht, warum er jetzt, indem er sich verabschiedete, Käthe so bewegt und glücklich die Hand küßte. Die Nachtigall schlug wieder. Schon mit der Thür in der Hand, sagte Hellbach lächelnd: „Die Nachtigall lügt auch. Sie lügt uns im April den Mai vor. Ich bleibe dabei: Die Lüge ist — der Gesang der Intelligenz.“ Er empfahl sich gern mit einem dor> mot oder wenigstens mit einem Wort, das wie ein dou mot klang.

An einem Nachmittag lag Käthe mit einem Buch in der Hand träumend auf der Chaiselongue, bis tiefe Dämmerung sie umfing. Ihre müden Augen schweiften im Zimmer umher und trafen einen säulenartigen Eckschrank von dunkelgebeiztem Holz, auf dem die Büste der Venus von Milo stand. Der Himmel war tief bewölkt gewesen. Plötzlich siel ein Nester der untergegangenen Sonne auf den Venuskopf und tauchte ihn in lächelnde Glorie, das ganze übrige Zimmer in noch tieferen Dämmer versenkend.

Das Buch entfiel Käthes Hand, und entzückt hingen ihre Blicke an dem holden Wunder, dem Kopf, der, alles Licht auf sich concentrirend, mit so geheimnißvollem Leben aus der dunklen Umgebung leuchtete, wie ein Gedanke, der über alles Irdische hinaus das Jenseits sucht.

Es war die Zeit, in der Carl zu kommen pflegte. Jemand trat ein.

„Still! Still, Carl!“ sagte sie, ohne nach der Thür zu sehen, als könnten Worte das Licht auslöschen. „Ist's nicht wunderschön?“

„Ja, Katharina.“ Hellbach sagte es.

Nun stand er neben ihr.

Seine großen blauen Augen schienen zu gleicher Zeit sie und den leuchtenden Kopf zu umfassen. Sacht und langsam ließ er sich auf die Kniee vor ihr nieder.

„Aphrodite, die Seligste, Süßeste offenbart sich uns.“ Er zog ihre Hand an seine Brust: „Käthchen!“

Seine Augen flammten in die ihren.

Ein Erschauern ging durch ihre Nerven, ein lähmendes Gefühl, süß und doch fast widrig, eine zitternde Wonne und ein scheuer Schreck; Psyche, die Amor nackt gesehen.

wie Frauen werden. ^6?

Mühsam erhob sie sich von der Chaiselongue. Schleppend, ermattet drängte sie zum Fenster hin. Er folgte ihr mit den verzehrenden Blicken. Sie fühlte sich wie von ihm umschlungen. Etwas Unaussprechlich Seltsames, seelisch und körperlich zugleich, wie sie es nie empfunden, durchdrang sie. Mit bebender Hand, wie Jemand, der in Angst ist, zu ersticken, öffnete sie das Fenster. Sie sah Carl die Straße heraufkommen. Aus tiefer Brust holte sie Athem. Sie winkte ihm zu und sah nicht in's Zimmer zurück, bis Carl eintrat. Lorenz war nicht mehr da.

Sie flog Onkel Carl entgegen, als hätte sie lange und ungeduldig auf ihn gewartet, und machte ihm Vorwürfe, daß er so spät komme. Er sah so glücklich aus bei ihren Worten und legte ihre Hand auf seine Augen, als wolle er sich ganz einspinnen in die stille, intime Freude, die ihm ihre Worte verursachten. Etwas von seiner Empfindung ging auf sie über und beschwichtigte allmählich ihre Erregung.

Doch war sie anfangs wie abwesend. Er saß neben ihr auf der Chaiselongue. Sie spielte selbstvergessen mit seinen Fingern, und ohne recht zu missen, was sie that, steckte sie ihm in kindlich-neckischer Spielerei einen ihrer Ringe auf den kleinen Finger und lachte, als der Ring nur auf die Spitze des Fingers ging. Dabei fiel ihr etwas ein. Lebhaft sprang sie auf, setzte sich auf die Lehne der Chaiselongue und blinzelte schelmisch zu ihm herunter.

„Du, Onkel Carl, ich brauche einen Courmacher — einen platonischen natürlich — wie das liebe Brot — sagt Dörthe. Ich wüßte einen.“

„Macht Dir Hellbach nicht den Hof?“ Er sah sie forschend an.

Sie wurde roth und zog die Brauen zusammen. — „Ja, aber ich will ihn nicht — es geht nicht — ich will ihn los werden.“

„Nicht platonisch genug?“

„Das ist's. Darum sollst Du mir den Hof machen. Und weißt Du, warum der Einfall so brillant ist? Wenn Du mir den Hof machst, so hätte das in Michaels Augen einen ernsten Hintergrund. Du könntest mich ja, unverheimthet wie Du bist, gleich nach der Scheidung heirathen. Und das wird er doch nicht wollen, daß ich so sind die Männer!“

„Und ich wäre Dir nicht zu alt?“ fragte Carl lächelnd, es lag aber eine schüchterne Aengstlichkeit in seinem Ton.?

„Du?“ Sie sah ihn aufmerksam an, „nein. Du bist ja unheimlich jung für Dein ehrwürdiges Alter. Ja, Onkel Carl?“

Mit ihrer Hand neigte sie seinen Kopf, daß er zu nicken schien.

„Also ja — abgemacht, und nun lasse ich den Onkel weg und sage bloß Carl zu Dir und falle Dir um den Hals.“

Er mehrte sie hastig ab und sagte nur:

„Was haben sie aus Dir gemacht, mein Käthchen?“

<68 Hedwig vohm in Veilin.

Die graziös neckische Art, in der sie Alles vorgebracht, war forcirt gewesen, eine versteckte Angst lauerte dahinter, und jetzt füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Ach, Carl, es war doch nicht meine Wahl. Michael ist schuld daran; um seinetwillen bin ich doch so geworden.“

„Und Du liebst ihn noch immer — Deinen Michael?“

Sie starrte ihn verwundert an. Das war doch selbstverständlich. All ihr Thun und Denken in den letzten Monaten galt ja nur ihm. Wie konnte er das fragen.

„Natürlich,“ antwortete sie langsam, stockend. Schritte im Nebenzimmer ließen sich hören.

„Er!“ rief sie, und ihr Herz klopfte wild.

„Michael?“

Sie antwortete nicht. Sie hatte Hellbach gemeint. Aber es war in der Thal Michael, der eintrat.

Michael forderte Käthe jetzt ab und zu auf, in sein Atelier zu kommen.

Er hatte das blaue Vild von der Ausstellung zurückgezogen, um eine Aenderung daran vorzunehmen. Als Käthe eines Nachmittags der Einladung gefolgt war, blieb sie freudig überrascht vor dem Bilde stehen. Ihr Profil war daraus verschwunden. Sie reichte Michael mit einem dankbaren Blick die Hand und wäre nicht in diesem Augenblick Hellbach eingetreten, vielleicht hätten die Beiden sich wieder zusammengefunden.

Michael bat sie, ihm am nächsten Tage eine Stunde zu sitzen. Der Ansatz des Haars am Hinterkopf bei dem Modell, das er für sein neuestes Vild benutze, sei unbrauchbar.

Käthe sagte zu, forderte aber Carl auf, der Sitzung im Atelier beizuwohnen.

Sie war nicht gern mit Michael allein, immer hatte sie ein instinktives Verlangen, das, was sie kommen sah, hinauszuschieben.

Michael war noch nicht da, als Käthe und Carl das Atelier betraten.

Käthe machte ihn auf den Kopf des Nildes aufmerksam, der nicht mehr ihre Züge trug. Die Wärme ihres Tons überraschte ihn, und er zweifelte nicht daran, daß ihre Versöhnung mit Michael nur noch eine Frage weniger Tage sein werde. So mar jetzt die zwölfte Stunde für das, was er fest entschlossen war, Käthe mitzutheilen. Seit Tagen hatte er mit sich gekämpft, ob er ihr sagen solle, was er über Dörthe in Erfahrung gebracht. Sein vornehmer Sinn sträubte sich gegen Alles, was einer Denunciation glich. Mußte aber eine solche Enthüllung nicht selbstbefreiend auf Käthe wirken? Auch ihm schien jetzt die Versöhnung zwischen ihr und Michael das Natürliche und Wünschenswerthe, aber nicht auf den: seichten Grunde dieser häßlichen Komödie sollte sie stattfinden. Als Bodensatz würde in Käthes Seele eine latente Verachtung

wie Flauen werden. ^6H

Michaels zurückbleiben, die eine Ehe im besten Sinne des Wortes ausschließen mußte.

Diese letzten Erwägungen gaben den Ausschlag: mochte immerhin durch seine Aufklärung die Versöhnung verzögert werden. Und so sagte er ihr denn, was er von Dörthe wußte, und betonte, daß sie, Käthe, einer Dime, die zuletzt die Geliebte ihres Mannes gewesen, die Lehren verdanke, nach denen sie seit Monaten gehandelt. Der Eindruck auf Käthe war ein tiefer, ein aus Zorn, Schmerz, Scham und Neue gemischter. Sie hatte sich noch nicht beruhigt, als Michael eintrat. Carl entfernte sich still. Sie bemerkte es kaum und nahm sofort die Stellung ein, die Michael brauchte, indem sie ihm den Rücken zuwendete. Sie nahm ein Buch in die Hand und gab sich den Anschein, als läse sie.

Er fängt an zu malen. Er versenkt sich in diesen zarten, schlanken Hals, der blumenhaft aus der Goldspitze sich erhebt. Er glaubt nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Bald läßt er die Hand sinken. Er kann nicht malen. Seit Wochen arbeitet er nicht ordentlich. Er braucht Ruhe, Glück, Liebe. Alles das soll ihm seine Gattin gewähren. Lästig, unleidlich sind ihm nachgerade all diese convlicirten Gefühle. Zu dumm! Entweder — oder! Er tritt zu Käthe heran. Sie wendet sich nicht um und hält den Kopf gesenkt, damit er den Zorn in ihren Augen nicht lesen soll. Er bückt sich so tief, daß er halb kniet und sieht ihr von unten in's Gesicht.

„Schön bist Du geworden, Käthe!“

„Ja? wirklich? bin ich es?“ In ihrer leise zitternden Stimme liegt eine verhaltene, tiefe Ironie. „Das kommt daher, weil die braune Kutte fort ist und die tugendsame Zimperlichkeit, und weil ich Alles gelernt habe, was — Dir gefällt, sogar male doch! male!“ unterbrach sie sich; es belästigte sie, daß er die Spitze an ihrem Halse zurechtzupfte. Er ließ sich nicht stören und sagte so gleichmüthig, als er es in seiner Erregung vermochte: „Habe ich es Dir schon gesagt, Käthe, ich lasse mich nicht scheiden.“

„Aber ich!“ Sie war aufgesprungen.

„Du?“ er lächelte. „Weißt Du denn, warum ich mich nicht scheiden lasse?“

„Und warum nicht?“ Eine lauernde, heiße Neugier war in ihrem Blick.

„Weil ich Dich liebe.“

Da war es nun, was sie mit so bitter verzweiflungsvollem Schmerz so leidenschaftlich ersehnt hatte. Wo blieb der Schauer des Glücks? Wie gut er aussah in der nervösen Erregung mit den brennenden Augen, der Mann, den sie so sehr geliebt hatte, ja noch liebte, lieben mußte. Sie machte eine Bewegung zu ihm hin. Er riß sie <m sich und erstickte sie fast in einem langen, inbrünstigen Kuß. Als er sie frei ließ, um ihr Gesicht zu sehen, erschrak er vor ihrem Blick. Er war eiskalt. Die Kälte

N«6> unb Giib. I.XIII ^ ,88. 12

^70 Hedwig Vohm in Verlin.

war nicht nur in ihren Zügen, ihr Herz, ihr ganzes Innere war kalt geblieben unter seiner Liebkosung. Die Neugierde, die sie in Betreff ihrer eigenen Gefühle gehabt, war befriedigt, sie wußte es nun, sie liebte ihn nicht mehr.

Verschüchtert küßte er ihre Hände, und stotternd wiederholte er, daß er sich nicht scheiden lasse, weil er sie liebe. Er will sie wieder an sich ziehen. Sie wehrt ihn ab. Alles Blut strömt ihr zum Herzen und all der Schmerz, die Geringschätzung, die Verzweiflung, die sie jahrelang um dieses Mannes willen gelitten, schießen zusammen in einen leidenschaftlichen Ausbruch. Sie lacht grell auf: „Du — Du liebst mich! Ich aber liebe Dich nicht, und darum will ich geschieden sein!“

Die Hand, die er nach ihr ausstreckt, stößt sie fort.

„Zurück! fort! Die gute Frau, die Dich treu und gut liebte, die keusche Frau hast Du von Dir gestoßen; die corrumpte Frau, die Alles gelernt hat, was zum Laster gehört, hat Dich entzückt. Ich aber will nicht die Maitresse meines Mannes sein. Weißt Du, wen Du in mir liebst? Die Dirne, die ich gespielt habe, die ich vorstellte. Ich bin nur Imitation, Tombluck. Warum die Copie? Du kannst ja das Original haben — Dörthe. Um meinetwillen hat sie Dich verlassen. Ich gebe sie Dir wieder. Deine Geliebte! Nimm sie! nimm sie!“

Sie stürzt fort. Er ergreift sie am Arm und zieht sie gewaltsam zurück.

„Ich will sie nicht, Käthe. Was war, ist nicht mehr. Dich liebe ich — Dich! Ich glaube nicht an Dein Spiel. Wie Du zuletzt warst, so bist Du! mein bist Du vor Gott und der Welt, und ich lasse Dich nicht!“

Plötzlich wird seine Stimme weich, flehend. Unsinnige, leidenschaftliche Worte kommen über seine Lippen, Worte die an seine Bilder erinnern, vulturroth hinströmende. Sie stürzen über sie hin wie heißer, ermattender Wind und betäuben sie.

Knieend drückt er sein Gesicht auf ihre Hände.

Als er aufblickt, sieht Käthe, daß in seinen Augen Thränen stehen. Die Vorstellung, daß diese Thränen aus seinen Augen über sein Gesicht fließen könnten, ist ihr halb lächerlich, halb schrecklich. Und hastig, nur um ihm zu entgehen, sagt sie: „Laß mir Zeit, ich will überlegen.“

Ihre ganze Thatkraft hat sich in dem leidenschaftlichen Ausbruch erschöpft.

„Ueberlege, Vielgeliebte! aber nicht zu lange! nicht zu lange!“

Er preßt sie wieder an sich, gewaltsam, und flüstert ihr etwas in's Ohr.

Sie schüttelt wie in einem Fieberschauer den Kopf und eilt hinaus aus dein Atelier, die Treppe hinunter, als würde sie verfolgt.

Sie verschließt sich in ihrem Ankleidezimmer. Wie eine wilde, rauschende Musik hallen seine leidenschaftlichen Worte in ihr wieder. In ihren Zorn mischt sich Mitleid. Nie in ihrem Leben bis jetzt hat sie einem Menschen wissentlich Schmerz zugefügt. Waides nicht brutal, eine Leidenschaft so zu

wie Frauen werden. ^?^

beantworten, wie sie es gethan hat? Hätte sie in ihrer Abweisung nicht weiblicher, milder verfahren sollen? So sehr hatte sie ihn geliebt, und nun so plötzlich — nichts mehr — gar nichts, als wäre es nie gewesen. Wirklich plötzlich? Was Carl ihr von Dörthe gesagt, war das der Todesstoß ihrer Liebe gewesen? Nein. Sie will sich nicht belügen. Ganz sacht und allmählich ist ihr die Liebe für Michael entschwunden. Was zerbricht sie sich den Kopf darüber? Es ist nun einmal so, und sie kann es nicht ändern. Dieser Abschnitt ihres Lebens ist 'zu Ende. Hinweg mit dem frechen Spiel, das eine Dirne sie gelehrt, hinweg mit allen Requisiten dieser elenden Komödie. Heftig warf sie die zierliche Gesellschaftsrobe von sich. Sie öffnete den Schrank, in dem die braune Kutte hing. Sie sollte wieder zu Ehren kommen — die braune Kutte. Sie nahm das Kleid heraus und hielt es eine Weile in der Hand. Dann hing sie es in den Schrank zurück. Das Kleid war wirklich häßlich. Wozu sich absichtlich entstellen? Was für eine kindische Vorstellung, daß unter einem schöneren Gewände ein schlechteres Herz schlagen müsse. Sie zog das Kleid, das sie eben abgelegt hatte, wieder an. Die Klingel wurde gezogen. Sie wußte, es war Carl. Sie eilte in den Salon, stürzte dem eintretenden Freunde entgegen und sagte ihm gleich Alles, was geschehen war, und daß sie Michael nicht mehr liebe, und daß sie — sie die Scheidung wolle, die Scheidung um jeden Preis. „Wie gut, daß Du nun da bist,“ schloß sie, „Du wirst nun Alles in die Hand nehmen. Alles ordnen, und Du wirst mir sagen, was nun aus mir werden soll.“

„Mein Weib!“

Sie erschrak und wiederholte, als hätte sie nicht recht gehört: „Dein Weib?“

Eine unendlich zärtliche Weichheit lag in seinem Tone, als er wieder anhub:

„Ich habe mein Käthchen geliebt, als es ein kleines Kind war, ich habe sie geliebt, als ich vor sechs Jahren von ihr Abschied nahm, und ich liebe sie heut mehr als je. Du bist mein Käthchen, ob Du mit mir gehst, ob Du bleibst. Mein in Trauer, wenn Du bleibst, mein in schönem, starkem Glück, wenn Du mit mir gehst!“

„Aber — aber —“ Sie brachte eine Weile weiter nichts heraus als immer wieder: aber — aber —“

In schnellem Strömen kamen und gingen ihre Gedanken und Empfindungen. Die skeptische Weltanschauung Hellbachs, die frivole Dörthes, die Leidenschaft Michaels und die reine Treue Carls, das Alles drang auf sie ein, betäubend, unentwirrbar. Ein Fieberschauer durchrieselte ihre Glieder, ihr Kopf sank herab. Als sie aussah, traf sie Carls Blick, ein Blick von so leuchtender Klarheit, daß plötzlich das wüste Stimmgewirr in ihr schwieg, und wie man sich aus tosendem Wogenschwamm an's Ufer rettet, so warf sie sich an seine Brust und verbarg ihr Haupt an seiner Schulter. Er legte seine Hand auf

^?2 Hedwig Vohm in Verlin.

ihren Kopf: „Mein Käthchen.“ Und er küßte ihre geschlossenen Augenlider.

Dann machte er sich sanft von ihr los.

„Da ich Dir das gesagt habe, darf ich Dich nicht mehr an meinem Herzen halten, es sei denn als mein Weib.“

„Dein Weib! ja schön wäre es und gut, so gut! aber ich — ich bin nicht gut genug dazu. Und Du würdest mich immer lieb haben? immer? Ich habe ja Michael auch geliebt, und nun liebe ich ihn nicht mehr.“

„Weil es nicht die rechte Liebe war, Käthchen.“

„Und welches ist die rechte?“

„Die ein Reis ist vom Stamme der Menschenliebe. Mit dieser Liebe liebe ich Dich, Käthchen.“

„Ich liebe Dich auch, Carl, ja, aber, mit welcher Liebe, ich weiß es nicht. Ein Reis vom Stamm der Menschenliebe? Nein, ich habe keine Menschenliebe.“

Er suchte ihre Erregung zu beschwichtigen. Er zog sie sanft in den großen Fauteuil, setzte sich auf einen Sessel neben sie und nahm ihre Hände in die seinigen.

„Ach, Carl, warum hast Du mir nicht das Alles damals gesagt, vor sechs Jahren?“

„Ich dachte. Du fändest es allein. Du warft ein nachdenkliches Kind. Ich meinte, Du müßtest, daß ich Dich liebte, und erwartete Alles von Dir selbst.“

„Ich hätte Dich gewiß recht von Herzen geliebt. Mir ist nur der Gedanke nicht gekommen. Du hättest mich darauf hinweisen sollen. Daß ich mich in Michael verliebte, hättest Du gar nicht zugeben dürfen. Du bist schuld — Du — wenn ich jetzt Ich muß erst wieder gut werden. Weißt Du — der zähe Schmutz, von dem Du sprachst — etwas davon ist in mir. — Und nun ist's doch zu spät — ja — zu spät“

„Es ist nie zu spät, und wärest Du anstatt fünfundzwanzig Jahr fünfzig Jahr alt, es wäre nicht zu spat. Hier in dieser Welt ist gut sein schwer, zu schwer für Dich, mein armes Käthchen. Dort drüben wirst Du mit mir arbeiten, mit mir lieben, mit mir gut sein. Willst Du Käthchen?“

„Ich will wohl, wenn ich nur kann.“

„Du kannst. Nichts brauchst Du als Herzensgüte und ernstes Wollen. Du sollst sie kennen lernen, die Entzückungen, die wir der Menschenliebe verdanken. Abgezehrt, hohläugig, dem Hungertode nahe sind meine Ansiedler zu mir gekommen. Rosig, satt und glücklich sind sie jetzt. Wenn ich an ihren Hütten vorübergehe, rufen sie ihre Kinder heraus und zeigen auf mich — ihren Wohlthäter. Und die segnende Bewegung ihrer Hände, ihre strahlenden Blicke — ja, Käthchen, es giebt einen Gotteslohn im Diesseits. Willst Du ihn mit mir theilen?“

wie Frauen weiden. ^72

Während er sprach, bekamen Käthes Augen den großen, weiten Blick eines Menschen, der jenseits der Schwelle des Alltagsbewußtseins ein Land schaut, das er nie gesehen und doch kennt, das Land seiner Sehnsucht. Aber ehe sie antworten konnte, trat das Mädchen ein und übergab ihr einen vollen Veilchenstrauß. Sein Duft erfüllte das Zimmer. Sie badete ihr Gesicht in dem feucht frischen Duft.

„Giebt es auch dort drüben Veilchen?“ fragte sie.

„Nein. Aber andere Blumen, schönere.“

Es that ihr leid. Andere! und sie liebte gerade die Veilchen so sehr.

Er nahm ihr die Blumen wie spielend aus der Hand, trat an's Fenster und ließ sie, wie in Zerstreutheit hinunterfallen in den Garten, verwandte dabei keinen Blick von ihrem Gesicht und sah, wie ihre Augenbrauen sich zusammenzogen.

„Du wolltest mir antworten, Käthchen?“

Aus ihren Augen war der große, weite Blick verschwunden.

„Nicht böse sein, Carl, ich bin so kindisch, ich kann es noch nicht fassen — so weit — weit weg von hier, und das Kind ist noch zu klein für eine so weite Reise“

Sie ging, die Hände ineinandergepreßt, im Zimmer auf und ab. Dann blieb sie vor ihm stehen.

— „Hilf mir doch. Du Liebster, Bester! überlasse mir doch nicht Alles selbst, ich bin so hilflos. Entführe mich! brauche Gewalt! so daß ich gar nichts dreinzusprechen habe. Sage: ‚Du sollst! Du mußt!‘“

„Nein. Nur wenn ich Dich aus freier Entschließung habe, habe ich Dich wirklich. Von selbst mußt Du kommen.“

Sie ließ matt die Arme sinken. Sie hatte keinen Muth. Krampfhaft umfaßte sie die Lehne des Fauteuils, sie wendete sich von ihm ab und murmelte kaum verständlich:

„Und wenn — wenn ich nun — Michael doch noch liebte!“

„Käthchen!“ Seine Stimme klang wie ein Schrei aus tiefer Seelennoth.

Er weiß, daß sie gelogen hat. Sie erschrickt und bricht in Thronen aus.

„Ich kann nicht! jetzt noch nicht. Ich bin ja noch nicht geschieden.“

Das war der Strohalm, an den sie sich klammerte. „Warte nur, bis ich geschieden bin, dann komme ich nach, mit dem Kinde, ich schwöre es Dir, ich komme nach, in einem Jahre etwa. Gieb mich nicht auf. Nur laß mir Zeit. Wann willst Du fort?“

Er sagte ihr, daß er am anderen Tage um die Mittagstunde abreisen würde, wenn er keine Nachricht von ihr erhielte.

„Du Bester, Du Einziger, wie finde ich nur, was recht ist?“

„Gebet.“

Sie sah ihn erstaunt an. Sie hatten nie ein religiöses Gespräch gehabt.

Sie hielt ihn auf diesem Gebiet für indifferent. Er las ihre Gedanken.

^?H Hedwig wohnte in Berlin.

„Ob Du zur Sonne betest, ob zu dem Evangelium eines Messias, oder zur reinen Weisheit eines Sehers, es ist dasselbe.“

Er zog sie an's Fenster. Die Sonne war im Untergehen. Eine schwere, dunkle, purpursesäumte Wolke rollte sich wie ein Vorhang auf, und in feuchtrothem Glanz, gedämpft durch einen leichten Dunst, hing die Sonne in reinster Pracht im Aetherblau und goß ihr Feuer weit hin über den Horizont.

„Die Gedanken, die Du bei Sonnenuntergang denkst, sind die rechten.

Aus dem feurigen Busch sprach Gott zu Moses. So spricht er auch zu uns aus der flammenden Schönheit von Himmel und Erde. Ich glaube an Dich, Käthchen. Ich warte auf Dich.“

Er war so leise und spurlos aus dem Zimmer gegangen, daß sie erst nach einiger Zeit sich bewußt wurde, daß er gegangen war, um nicht wiederzukommen. Sie kroch in sich zusammen wie ein Schuldiger, dem das Urtheil gesprochen ist. Aber es war ja noch nicht zu spät. Sie stürzte zum Schreibtisch und schrieb ihm, daß er nicht reisen dürfe, er solle auf sie warten. Als sie fertig war, behielt sie den Brief in der Hand. Ihre Gedanken kamen und gingen:

„Soll ich? soll ich nicht?“

Stundenlang dämmerte sie so grübelnd auf der Chaiselongue hin.

Schickte sie den Brief am anderen Morgen ab, so kam er noch zeitig genug in seine Hände. Sie verbrachte eine schlaflose Nacht, voll Haß gegen ihre eigene Unentschlossenheit. Gegen Morgen schlief sie ein und erwachte erst gegen elf Uhr. Ihr erster Blick fiel auf den Brief. Und sie zögerte immer noch. Endlich schickte sie den Brief mit dem Mädchen in's Hotel. Er kam um eine halbe Stunde zu spät. Carl war abgereist.

Es war keine Enttäuschung für Käthe, vielleicht war es so am besten.

Ueber Jahr und Tag würde sie bei ihm sein.

Michael's Berühmtheit war durch sein letztes Bild, für das er die große goldene Medaille erhielt, noch um einige Grade gestiegen. Die Damen der Welt, derjenigen Welt, in der er lebte, umschwärmten ihn, theils platonisch, theils weniger platonisch. Er erwies sich nicht spröde, obwohl er seine Frau vergötterte. Sie beherrschte ihn und behandelte ihn wie eine launenhafte, kleine Despotin. Seine Bilder aber, mochten sie blau, gelb oder purpurfarben sein, lobte sie immer.

Käthe war auch ziemlich glücklich, so lange sie sich nicht auf sich selbst besann. In solchen Stunden der Einkehr aber kam ein tiefer, bitterer Groll über sie, der mehr der Welt im Allgemeinen galt, als ihrer eigenen feigen Verlogenheit. Es sei der Welt ganz recht, daß sie so geworden, so werden mußte.

Zuweilen, mitten in einer glänzenden Gesellschaft ist ihr, als flöge ein Schatten vorüber, der sie mit eisigem Hauch berührt. Dann wird sie blaß und still, bis er vorüber ist, und er ist bald vorüber.

wie Frauen weiden. ^75

Oder wenn sie allein in ihrem Zimmer ist, ihr lachendes, holdlallendes Kind im Arme hält, und die großen, seltsamrührenden Kinderaugen, als kämen sie aus der geheimnißvollen Tiefe einer anderen Welt, sie fragend anblicken, dann strömt es wie eine erfrischende Fluth über sie hin, dann denkt und träumt sie über ihr kleines Ich hinweg, und ihr inneres Auge schweift hinüber in die jungfräulichen Wälder und Prairien, durch die der beste der Menschen wandelt — einsam.

Ja — sie will noch immer von Michael geschieden sein — trotzdem, trotzdem. In Scham verhüllt sie ihr Gesicht. Unrecht hat Carl an ihr gehandelt, unrecht. „Von selbst mußt Du kommen!“ hat er gesagt. Das ist ja eben, was sie nicht kann. Sie durchmaß gern große Strecken, aber zu Schiff oder zu Wagen. Sie mochte keine Berge besteigen, und sie hatte auch das Schwimmen nicht lernen können. So trug sie auch jetzt sehn-süchtiges Verlangen nach dem gelobten Lande Carl Nort's, aber es mußte sie der starke Wille eines Andern hinübertragen. Hatte er sie doch von jeher sein Käthchen genannt, nie Katharina. So wußte er doch wohl, daß sie ein großes Kind war. Nur durch Hypnose war ihr zu helfen. Carl Nort wußte das nicht. Hellbach wußte es.

Sie wartete und wartete auf irgend ein Erlebniß, auf etwas Außer-ordentliches, sie wartete auf den Rausch, in dem die Wahrheit sein sollte, sie wartete auf einen Sturm oder ein Erdbeben. Es geschah nichts Außer-ordentliches. Und zwischendurch hörte sie wieder und wieder, durch alle Weltdisharmonie die Flötentöne von raphaelischer Süße, die das Leitmotiv spielten aus Tristan und Isolde.

Von Hellbach hielt sie sich seit der Abreise Carl's fern. Jede Annäherung von seiner Seite wies sie schroff zurück.

Ein Jahr ging hin. Da erhielt sie die Nachricht vom Tode Carl's.

Auf einer Streiferei hatte ihn ein Schurke erschossen, der sein Pferd haben wollte. Wieder ein Kam, der einen Abel tötete.

Nun war Alles für Käthe aus, die Brücken hinter ihr abgebrochen.

Wozu, wozu das Leben schwer nehmen, da es so enden konnte! Lohnte es sich denn überhaupt, besser, anders zu sein als die Uebrigen, wenn doch immer die Kains die Abel tödteten. Der arme, arme Carl!

Sie weinte lange und bitterlich um ihn. Große Schmerzen kräftigen starke Gemüther, die schwachen schädigen sie in der Wurzel. Das geschah Käthe. Sie erkrankte bis in das Mark ihres Lebens.

Bald nach Carl's Tode sagte man ihr eine intime Liaison mit Hellbach nach. Sie nahm aber keinen Anstoß daran — die Gesellschaft. Käthe wurde, wie die Andern auch. Eine vom Dutzend, auch ein armer Abel, den ein Kam getödtet — die Welt.

Tannhäuser
in öage und Dichtung.*)
von
Erich Schmidt.
— Verlin. —

s ich einst in einer Unterhaltung über Schwinds Wandgemälde, die den Dichterkrieg auf der Wartburg darstellen, von dem Hohen Burgherrn und Kunstfreunde nach den Lebensverhältnissen Heinrichs von Ofterdingen gefragt, pflichtgemäß die Zweifel der Wissenschaft gegen die geschichtliche Existenz eines solchen dämonischen Sängers aussprach, da wurde die Befürchtung laut, daß, seit ein Wolf den Homer in Stücke zerrissen hat, die böse Kritik nach und nach allem Schönen und Romantischen in der Welt den Garaus bereite und ihren Eroberungspfad mit lauter Leichen besäe. Ehedem machte man wohl kurzen Proceß: im vorigen Jahrhundert haben die Schweizer eine Schrift gegen den leibhaften Volkshelden Wilhelm Tell auf offenen! Markte durch den Henker verbrennen lassen. Derlei handfeste Gewalt bedroht die Kritik längst nicht mehr, aber auch jene sanfteren Einwände braucht sie nicht zu scheue». Es ist ja kein verheerender Krieg zwischen Verstand und Einbildungskraft, sondern eine fruchtbare Arbeit wissenschaftlicher Phantasie, wenn wir nachweisen, daß ein Sagenheld ohne wirkliches Erdenwallen Jahrhunderte lang ein höheres Dasein behauptet, ein anderer aus dem Bunde von Wahrheit und Dichtung wiedergeboren ist;

*) Aus einer Ihren Kgl. Hoheiten, dem Grohherzog und der Frau Großheizogm von Sachsen-Weimar, zur goldenen Hochzeit, 8. October 1892, von den Redactoren (Herman Grimm, C. C. Redlich, Erich Schmidt, N. Seuffert, V. Suphan) und dem Verleger (H. Böhlau) der neuen Goetheausgabe als Privatdiuck überreichten Festschrift.

CannhUser in Sage und Dichtung. j^??

wenn wir die geschäftige Mythenbildung auf vielverschlungenen Pfaden bis in die graue Vorzeit zurückverfolgen oder anderseits Frau Lorelei erst vor neunzig Jahren von einem fahrenden Romantiker als Tochter der Phantasie und des Widerhalls am rheinischen Lurlei aus dem Nichts erfunden sehn; wenn wir zeigen, wie die Sage Helden herauf und Götter herab führt in die mittlere Sphäre des Heroischen, wie die Nibelungen dem Himmel und der Völkerwanderung entstammen, wie hier ein griechischer Philosoph, da ein römischer Dichter, dort ein staufischer Kaiser der Träger von einzelnen Sagen oder Sagenmassen wurde, wie der Aberglaube des sechzehnten Jahr» Hunderts einen Schwindler Johann Faust emporhob zu vermessenen Geistesflügen und wundersamen Zaubereien. Solchen Gestalten und ihren Metamorphosen spürt dann die Forschung gern auf allen Wegen nach, um gleich der Kunstgeschichte Grundrisse, Stile, Umbildungen zu erkennen. Gerade um die, welche selbst die Phantasie mit ihren Gebilden nähren, die Dichter, hat wieder die dankbare Phantasie gern einen Dämmerchein gewoben aus Geschichte und Mythos; oder ein Nachkömmling hat mit bewußter Kunst ihnen in sinnvollen Bildern gehuldigt: Uhlands „Münstersage“ feiert den jungen Goethe, von dessen Meißelschlägen der Dom erdröhnt, sein „Märchen“ den siegreichen Königsohn Wolfgang, dessen Kuß das Dornröschen aus dem starren Schlaf der Stubenpoesie befreit.

Bekannte Dichter des Mittelalters waren Gegenstand der Sage geworden. Der Epiker Wirnt von Gravenberg sollte bei einer Begegnung mit Frau Welt, die ihm erst verführerisch den blanken Leib, dann abschreckend den von Schlangen zerfressenen Nucken zeigte, tieferschüttet in sich gegangen sein. Echwankeis lebte in derben Liedern und Fastnachtspielen. Neidhart von Reuenthal, der sinnenfrohe Meister höfischer Dorfpoesie, fort; in dunklen Balladen der edle Möringer — wenn es Heinrich v. Morungen ist — und der junge Neiffe, zwei Minnesinger. Volkslieder, die jenen von den Troubadours bis zu Wand und weiter in romanischer und germanischer Zunge, in Poesie und Prosa, lyrisch, episch, ja dramatisch behandelten Stoff des Heriimwrl fortpflanzten, wo dem Weib das Herz des toten Buhlen aufgetischt wird, hießen geradezu „Vremberger“: gewiß weil der unbedeutende Minnesinger Reinman von Brennenberg durch wörtlich verstandene Bilder sich einen Platz in diesen tragischen Kreisen erobert hatte. Aber die sanglustigen Burschen und Mägdlein mußten, wenn eins in der Runde einen Vremberger anstimmte, nichts von dem Castellan von Coucy, nichts von dem deutschen Lyriker Vrennenberg. Und sie ahnten alle längst nicht mehr, daß der Held der Lieder, die man kurzweg „den Tanhauser“ oder „Donnhäuser“ nannte, einst in deutschen Landen ein namhafter Sänger gewesen sei.

Herr Tannhäuser, der Inndü^rs, stammte aus einem salzburgischen Adelsgeschlecht und lebte etwa von 1205 bis gegen 1270, in Niederösterreich begütert, zeitweis auch in Franken wohnhaft, vertraut mit dem

j?8 Lrich Schmidt in Verlin.

letzten Blibenberger Friedlich dem Streitbaren und mit dein Baiernherzog Otto, die er in überladenen Gedichten als seine Gönner preist. Er hat Deutschland weit und breit durchwandert, Italien, vielleicht auch Frankreich gesehen und das heilige Land, wohl 1228, als Kreuzfahrer betreten; im weißen Pilgermantel mit dem schwarzen Kreuz stellt ihn das Phantasiebild der Manessischen Handschrift dar. Er war ein gebildeter, vielbelesener Mann, der aber trotz mancher Berührung mit Neidharts Weise in mythologischen, literarischen, geographischen Anspielungen kein Maß hält, Räthsel von Adam und dem Morde Thomas Becket drechselt und durch parodistische Uebertreibung des anspruchsvollen Frauendienstes, krausen Humor, allerlei höfisch-französische Sprachfchnörkel das Siechthum des Minnesangs verräth. Seine poetische Begabung ist nicht gemein: er hat nicht wie mancher Zeitgenos und Nachfahr nur Brocken vom Mahle reicherer Vorgänger gesammelt und Teppiche aus fremden Mustern gewoben, sondern wo er entlehnte, mindestens eine besondere Würze hinzugethan und mit Laune, erlebter Liebeserfahrung, Variation von Lust und Leid, kräftiger Allegorie eigenthümliche Umrisse geboten, allerdings ohne sich vor arabestenhafter Caricatur und frivolen Sprüngen zu hüten. Obwohl der Tannhäuser weder einfach noch unzweideutig ernst ist und manches Klagewort uns einen problematischen Menschen zeigt, der im Unglück wieder auf die Beine fällt, sieht man doch stufenweise das sinnliche Weltkind, den unsteten Vaganten, den vom Sündenpfad durch harte Prüfung auf den Gnadenweg trachtenden Büsser. Zur Frühlingszeit wandelt er blumenbrechend durch die Au in einen Forst, wo die Vöglein hell „tfchantieren“, und findet an Bachesrand ein Idealbild weiblicher Reize, die „schöne Creatur“, der er sich trunken angelobt mit dem alten Schwur: „Flaue mein, ich bin dein, du bist mein“. Die Waldeinsamkeit umfängt ein halb leichtfertig, halb inbrünstig beschriebenes Kosen:

«i v?»it min tiüt nnä ion ii m»u . . .

»i v»8 so KüK«3 muoteg,

ä»l ich voi^»? äsi sinns.

War es nicht ein leichter Schritt, auf Gmnd einer solchen Waldscene weltvergessener Minnelust zwischen dem sinnberaubten Ritter, der noch dazu den Namen des im Tann Hausenden führt, und einer geheimnißvollen Wunderschönen unfern heißblütigen Sängers, dessen Art vergrößert nachlebte, im Banne der Frau Venus zu erblicken? Um fo leichter, da diese Venus in TlInnhäusers Lyrik keine geringe Rolle spielt und seine ausgelassenen Tanzlieder von Begierde zu Genuß, von der Kunigund zur Irmengard, der Irmengard zur Adelheid taumeln, die Kirche aber gegen solche Tanzlust und ihr Gefolge zeterte, um den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen. Der meltfrohe Jauchzer Xu. bsi», IKutmZüers verhallt, die hohen freigebigen Gönner sterben, mit ihnen wird des Dichters Wohlleben t»e«

Cannhäuser in Sage und Dichtung, ^?9

graben. Nun singt er nicht mehr unter der Linde zum Reigen, bis der Fiedelbogen zerspringt, nun schwenkt er nicht mehr den vollen Becher, nun freut er sich nicht mehr eines gemächlichen Ruhesitzes. Der „Wirth“ ist ein „Gast“ geworden, der die friedlosen Gefährten Seltenreich und Schaffennicht, Uniath und Schaden seine Baumeister nennt. Tannhäuser schildert einmal packend, wie er auf der Fahrt über Meer beinahe Schiffbruch erlitten habe; symbolisch hat er das im Leben erfahren. In „schnödem Gewand“ streicht er umher,

sin erbeit, »«1i<: man, äer niene Kau deliben

n »n niute die, rnorn »näigwar

und beseufzt als verlornen Sohn des Minnesangs, vielleicht mehr aus Bedauern der Einbuße so angenehmer Dinge, denn aus tiefer Reue, sein Lotterleben in Versen, die uns die schwachen Seiten des mittelalterlichen Lebemanns enthüllen:

<!iu ZLuwüßll nin, äer ßuote nin,

äiu mur8«1 (Leckerbissen) »n äern morgen

uut ^irent in 6«i ^voenen b»lien,

cl«, ^ »eneiäet mien von ßuote.

Eine ernstere Bußfertigkeit übermannt ihn, daß er zu Gott und der heiligen Jungfrau fleht, ihn, der gesündigt all seine Tage, vor der Höllenpein zu schirmen:

nill mir von minen »ünäen . . ,

ssiv mir ilreNeollcneu 8iu,

äal miek 6er tiuvel uint verirren Kunn«.

Wie sein Ausgang war, ist uns nicht überliefert.

Er wurde ein typischer Büsser. Das vierzehnte Jahrhundert schrieb ihm selbst einen in einem „Ton“ des Tannhäuser abgefaßten neuen Büss«gesang zu, das fünfzehnte erfand unter anderm ein lang in Volks- und Meisterlied nachwirkendes dramatisches Duett zwischen Tannhäuser und Frau Venus, von der hinweg er zu Maria strebt. So erscheint er «ls romantischer Hercules auf dem Scheidewege zwischen niederer und hoher, höllischer und göttlicher Minne, zwischen der heidnischen Buhle, die alle sündhaften Reize, und der christlichen Himmelskönigin, die alle sühnende Reinheit und emporflügelnde Heiligkeit des Ewig-Weiblichen verkörpert.

Die Sage muß den unsteten Gesellen schon früh umwoben haben. Es stimmt zur Lebenszeit des geschichtlichen Tannhäuser, wenn der verlorene Weltmensch im Volkslied seinen Hilfescrei aus tiefer Roth erschallen läßt zum Throne Papst Urbans IV., der in den sechziger Jahren die Tiara trug. Aus dem einsamen, liebeseligen Tann wurde ein Minneberg, die berückende Frau zur Venus. Man fabelte ja gern von einem Venusland und endloser Gefangenschaft darin oder von Venusbergen, wie es befummle Elbenberge gab, z. B. am Rhein den Lurlei, und wie zahlreiche Höhen, der

^80 Liich Schmidt in Verlin.

Pilatus, der Brocken mit Herentanzplatz und Teufelskanzel, in spukhaftem Rufe standen. Solche unheimlichen Orte wurden bösen Geistern und auch den zu Unholden herabgedrückten Göttern antiken und germanischen Heiden» thums als Wohnsitze angewiesen. Doch erst spät fließen die deutsche Frau Holle, die aus dem zerklüfteten Hörselberg bei Eisenach mit dem wilden Heer ausfliegt, und die antike Venus zusammen, erst im neunzehnten Jahr» hundert wird gerade jener Hörselberg, eine verrufene und den Kindern gefährliche Hexengegend, zum N0118 V«usri8 Tannhäusers.

Es giebt zahlreiche Sagen von üppigen Hofhalten in Bergen, wie Sagen melden von dem bretonischen Feenland Avalun der schönen Argante, die den König Arthur im Kahn von zwei dienstbaren Frauen herüber holen läßt — und ward nicht mehr gesehn. Ein Kranz auf's Haupt gedrückt bringt ewiges Vergessen. Leicht wäre es, auf einer Rundfahrt durch Zeiten und Völker die Beispiele zu häufen. So herrschte mannigfach der Glaube an das Fortleben in Beigen, worin Kaisersagen, Hortsagen, Elbensagen, Minnesagen ihre Wohnung genommen hatten.

Vor dem Venusberg hält der treue Eckart Wacht, der greise Vormund und Warner altgermanischen Heldensangs. Als ernsten Anwalt schildert ihn im fünfzehnten Jahrhundert ein ödes allegorisches Gedicht Hermanns von Sachsenheim, „Die Möhrin“. Da ist Tannhäuser Gemahl der Venus:

Er kam dort hei auß Franlenlant,

Der Tmchusei ist crs genant;

waren doch dem Minnesänger fränkische Städte wohl vertraut. An das erwähnte Duett anklingend, spricht im Fastnachtspiel oder besser Lehrgedicht der reuige Ritter Tannhäuser mit der berückenden Frau Welt, ruft Maria und flucht, als jene lockt, Frau Venus lade ihn in den Berg zur Umarmung: „Frau Venus ist ein Teuffelinne“. Andere Gewährsmänner erhärten, daß er der Gauchmatt oder dem Seil der Venus nimmer entfliehen mag. Sebastian Brant sagt das trocken und grämlich nach seiner Art, frischer Hans Sachs in dem, auch von der „Möhrin“ angeregten, „Hoffgesindt Veneris“ (1517), wo die Königin eine Musterung über ihr Voll hält und Tannhäuser den Vortritt hat:

Herr Donhauscr bin ich genandt,

Mein nam der ist aar weit crkandt,

Auß Fiantenlandt was ich gcborn.

Vergebens mahnt der treue Eckart, früh ein Liebling unseres Dichters; endlich fleht Tannhäuser in gehäuften Sätzen:

Ach Venus, wie sein wir so kicmck.

Ach wie ist uns die weil so lanck,

Ach wie hau wir so dieffe wunden.

Ach wie sein wir so hart gebunden.

Las; uns ledig, da« bit wir dich!

Tannhäuser in Lage und Dichtung. ^8j

Aber Frau Venus läßt keinen frei, der sich ihr einmal zu eigen gegeben

hat: „Du Danhauser, vernim mich, von mir wirt niemandt mehr erlöst“.

Merken mir nur im Flug an, daß das sechzehnte Jahrhundert den

Ausdruck „den Danhauser spielen“ lasciv braucht, oder den Namen

„Danhäuser“ abschätzig allgemein auf altfränkische Lieder bezieht, demgemäß

„dcmheuserisch“ im Sinne von ungebildet, zurückgeblieben, dumm verwendet,

und daß schon,, allerdings höchst wunderlich, gelehrte Erklärung der Sage

anhebt; neben Bemerkungen des Agricola, des Paracelsus, wie daß Dann»

hausers Venusberg „kein fabelgedicht, sondern ein wahrhaftig geschicht sei“,

oder dem Spaß desselben Paracelsus, ein Schwindler aus dem Venusberg

thue, als habe er mit Bruder Eckart Metten gebetet und mit dem Dann-

häuser eine Blutwurst gegessen. Während im siebzehnten Jahrhundert

Melchior Goldast, der Minnelieder ohne ästhetische Theilnahme ausgrub, den

Venusberg rationalistisch auf schnöde Vergnügungsorte deutet und das

Tannhäuserlied dem hier zuerst wieder erweckten historischen Tannhäuser

selbst als kaiserliches Parteilied gegen den Papst zuweist, vphantasirt im

sechzehnten der wackere bairische Geschichtschreiber Aventin naiv genug von

der Einführung der Minne in Deutschland durch „etliche alte Römer“, den

Wolfram z. V., und, vielleicht auf Grund unechter und wahnschaffener Reise-

gedichte, vom „Danheuser“, griechisch „Thanauses“! als einem vergötterten

Kriegshelden des Morgenlandes. „Man heißt auch noch die alten Meister-

gesang von ihm den alt Danheuser.“

Dieser Zusatz im Titel findet sich oft: die also, welche Lieder vom

Tannhäuser sangen, in Sammelhefte aufnahmen, auf fliegenden Blättern

verbreitet, oder auch im Kampfe gegen die weltliche Lyrik solche

Buhlgesänge aus des Teufels Cantorei verpönten, waren sich der frühen

Herkunft dieser Verse halb bewußt. Wir kennen die alte Weise und dürfen

die Strophenform vielleicht ableiten von einer künstlicheren des Minnesingers,

dessen „Töne“ im Meistersang fortlebten.

Das Volkslied vom Tannhäuser war einst allenthalben in Ober- und

Niederdeutschland verbreitet. Am besten erhalten auf plattdeutsch, wurde es

von den Dänen unerfreulich bearbeitet, in Holland frei umgetauft: „Van

Heer Danielken“, umgestaltet in der Schweiz, „zersungen“ — um ein treffendes

Wort von Görres und Müllenhoff anzuwenden — in österreichischen Landschaften.

Ich analysire das alte Lied, wobei ich wichtigere Abweichungen der Texte er-

wähne. Die übliche Verkündigung des Gegenstandes macht den Anfang:

Nu will ich (wöll wir) aber heben an

Von dem Danhauser singen,

Und was ei Wunders hat getan

Mit Venus, der edeln Minne

(Mit Venus, der düvclnme).

Sein Fürwitz hat ihn in den Liebesberg gezogen — doch jetzt, nach einem

oder erst nach sieben Jahren, begehrt er, von Reue übermannt, Urlaub, und

182 «Liich 5chmi«t in Verlin.

ein langes Gespräch in bekannter Tradition läßt Strophe auf Strophe fest in einander greifen. Venus strengt alle Künste und Ränke der Verführung an; er läugnet, ihr den unverbrüchlichen Diensteid geschmoren zu haben, und weist die seltsame Lockung, daß er eine Gespielin seiner Buhle zum „stätē mibe“ nehmen solle, zurück. Wenn er bebend von der Höllengluth spricht, zeigt Venus ihm gleißend ihr rothes Mündlein, er aber schilt: „Was hilft mich euer roter Mund, er ist mir gar unmäre“ (d. h. gleichgiltig, ich frage nicht danach; viel derber sagt er bei Mone: „alles din guot das ist ein mift und stinkt mich an zu aller stund“, und bei A. Keller erwidert er auf die Einladung „Kuß mich an meyn roten mund“: „Welt, denn munt ist ungesmack, du smeckest nach der helle bech“). Immer dringender begehrt Tannhäuser den Abschied, immer hartnäckiger weigert Venus die Lösung; doch auch in diesem feindlichen Wortwechsel fehlen die formelhaften Höflichkeiten älterer Poesie nicht: Venus heißt „frewlin zart“, Tannhäuser wird als „edler Danhauser“ angeredet, ja sogar dem stärksten altüberlieferten Trumpf geht der verbindliche Zuruf ganz conventionell voraus:

Frau Venus, edle fraw so zart,
ii seinb ein teufelinne.

Niederdeutsche und Holländer gewahren fein in dem Aeugeln der Buhlgöttin, die den Flüchtling nochmals zum Minnespiel im Kämmerlein einlädt, ein höllisches Feuer. Ein bedeutsamer, ein antikatholischer Unterschied liegt darin, daß der alte Hilferuf „Maria, muter, reine maid, nu hilf mir von den wiben“ niederdeutsch ersetzt wird durch ein unmittelbares Gebet zum Erlöser, ohne das Anwaltamt der Heiligen: „Help mi, Christe van Himelrik, van disen bösen wiven!“ Der Schrei aus tiefer Seele löst endlich den Bann: „nemt urlob von dem greisen“ (d. h. dem alten Haushofmeister Eckart), sagt Venus mit der gleißnerischen Aufforderung, er möge ihren Ruhm durch alle Lande verkündigen.

Tannhäuser aber zieht stracks gen Rom „zu ainem bapst der haist Urban“, der soll seine Seele bewahren. Und wie ja die Volksballade überhaupt, nicht auf ausmalende Uebergänge bedacht, nur die Gipfel der Handlung abendröthlich beleuchtet, so hören wir gleich, ohne jede Reiseschilderung und Audienzerklärung, die Beichte in Rom: „Ach Vabest, lieber herre mein, ich klag euch meine sünde“, eine Beichte, die wiederum in der niederdeutschen Fassung voller, inbrünstiger, Paulus' und Luthers Grundlehren vom alleinigen Hell der Reue und Gnade verwandter ertönt. Nun wird ein höchst dramatisches Motiv aufgepflanzt:

Te pllwest hlldb einen drögen staff,
den stotte he an de erden:
„so der staff nu grönen wert
(wannen desen stock rosen draecht)
schollen din sünde voigeven werden.“

Tannhäuser in Sage und Dichtung. ^82

Zerschmettert durch dies gnadenlose Wort Urbans, jeder Aussicht auf Heilung bar, kehrt der verzweifelte Tannhäuser in den Berg zurück und wird freudig bewillkommt von der Buhle, die ihn nun auf ewig gefangen hält.

Ergreifend lautet die einfältige Strophe, ganz aus dem voltmäßigen Einklang von Natur und Menschenbrust heraus gedichtet, und welch ein Bild, wie Tannhäuser auf Nimmerwiedersehn Abschied nimmt von allem, was da leuchtet und tröstet:

No he quam all vor den bcrch,
he sack sil Wide umme:
„got gesegne di, siinne unde maen,
darto minc leven fründe!"

Zuvor aber hat er grimmig aufgeschrien:

Versinket sin de leidigen ftcwen,
de mi tor helle schriuen!

se willen glldc eine sele berouen,
de wol möchte beholden blieuen.

War der geschichtliche Tannhäuser vielleicht ob seines antiwelsischen und antirömischen Trotzes in Noth und Bann gerathen, so brandmarkt, erhitzt durch die kirchlichen Kämpfe einer neuen Zeit, unser Volkslied den Papst, weil er sein Statthalteramt frevel mißbrauchte, da er einem reuigen Sünder die Hellsporte verschloß.

W stond biß an den dritten tag,
der ftab fing an zu gronen —

Dieser Stab Urbans erinnert an den alttestamentlichen Aaronstab, der Knospen und Mandeln trägt und ein Bild der heiligen Jungfrau wurde (viz-F» H^ron tluriäa; Walther: 6u dlüßucte ^yrts Kranes), an den blühenden Iosephstab, an das Symbol Jesu in» schönsten Weihnachtsliede von dem Reis aus der Wurzel Iesse, das ein Röslein bringt. Unser Motiv findet sich reizvoll und friedlich in Schweden: ein Priester sagt zum Neck, eher wird das Rohr in meiner Hand grünen, als du Erlösung finden kannst; da wirft der arme Neck die Harfe weg und weint, der Priester aber gewahrt unterwegs das Aufblühen, er kehrt um, der Neck spielt frohe Weisen. Nicht so Tannhäuser. Das Scepter der Gnade ist in Urbans Hand ein Stock des unbarmherzigen Gerichts geworden; darum paart das von Goethe dem Wunderhorn-Lied nachgerühmte „große christlich-katholische Motiv" in gewaltigen antipapistischen Schlußsaccorden Tannhäusers ewige Gefangenschaft und die ewige Verdammniß Papst Urbans. Das Stabwunder erschreckt den heiligen Vater:

Ter vllpst schickt auß in alle land,
wa Dllnhlluser hin war komen.

Do was er widrumb in den berg
und het sein lieb erkoren,
des muh der rierde baust Urban
auch ewig sein verloren

^8H Lrich Schmidt in Verlin.

Einfältig ausdeutend drückt das Entlibucher Lied fein Schlußsiegel darauf: „Dum sol kein papft und cardinal kein funder nie verdammen; der sündler mag fein so groß er wil, kan gottes gnad erlangen". Ja man bewahrte endlich in österreichischen Alpenländern mit wohlgemeinter, aber poesiewidriger Correctur nur den Schluß, dergestalt daß wir ohne jede Erwähnung des Venusberges sofort nach Roni verfetzt werden („Es war ein Sünder gegangen wol hin in die Romstadt"), wo der ungenannte Papst dem Tannhäuser drei von ihm gebeichtete Vergehen, oder auch ganz allgemein was er vor sieben Jahren verbrochen hat, nicht nachlassen will und sein Staberl, das dann Rosen trägt, in die Erde bohrt. Des Sängers Vorsicht unterdrückt die Bestrafung des Papstes, betont aber biblisch, daß ein reuiger Sünder mehr werth sei als neunundneunzig Gerechte. Kein Zweifel: vor der Gegen-Reformation muß das Tannhäuserlied, und gewiß reicher, tapferer als die heutigen Nester es zeigen, in den Alpen heimisch geworden sein. Der poetische Schwung und Glanz ist freilich dahin, wenn nun Gott den verlorenen Sohn in fein Gnadenreich aufnimmt oder Christus, nach einem Zuruf St. Peters, dem Todten mit einer blutrothen Fahne tröstlich entgegen eilt und ihm, auf die Kreuzeswunden deutend, fagt: „O Sünder, du bist mein". An Eingang und Ende der Ballade erinnert dunkel, daß Tannhäuser „auf", nicht: in „einem hohen Berg" verscheidet. Ein dichterischer Schimmer ist nur noch über die im Volkslied so beliebte und oft so herzergreifende Anrufung der Natur als der Eidhelferin, der Mitklagenden, der Mithelnden gefpreitet. Wie die Linde im tiefen Thal aufgefordert wird: sie soll mir helfen trauern, so ruft Tannhäuser: „Helfet's mir meine Sünden bereuen alle Berg und tiefe Thal"; oder er beichtet einem weihen Stein.

Diese Formen erhielt das Lied allmählig in Tirol (von der Schweiz her?), in Kärnten, in Oberösterreich, in Steiermark, hier zuletzt sehr schulmeisterlich umgeprägt und verkünstelt, und es schrumpfte sogar auf fünf Strophen, von der Ankunft in Nom bis zum Blühen des Stabes, zusammen. Der Sünder heißt „Dannhauser" oder „Donhauser", aber auch „Antoni" mit bloßem Anklang in der Mittelsilbe, oder „Ballhäuser", worin sich corrumpt Waldhauser und Balthasar mischen mögen; und wie gedankenlos oft Verderbtes und nicht mehr Verstandenes fortgesungen wird, lehrt auch solch ein heruntergekommener Text: „Ballhäuser war der Name, den er vom Papst erhalten hat" gegen „Dannhauser war sein Name, beim Päpsten sucht er Gnad".

In freien, höchst poetischen Umgestaltungen bewahrten schweizerische Thäler unser Lied. Entzückt von ihrem naiven Zauber schrieb der treueste Sammler, der feinsinnigste und gelehrteste Erklärer solcher Schätze, ein Dichter, der selbst so tief aus dem Born der Volkslyrik geschöpft, selbst so hell in das Wunderhorn gestoßen hatte, entzückt schrieb Ludwig Uhland an seinen lieben Gastfreund, den Freiherrn von Laßberg auf der Meersburg: „Als ich den alten Tannhäuser erhielt, da kam mir vor Freuden fast das Tanzen in

Tannhausei in Sage und Dichtung. ^85

die Beine wie den schönen Jungfrauen im Walde." Denn unter Elbinnen des Waldes spielt hier der Liebeszauber, der sich also ankündigt: „Wele groß wunder schauen wil, der gang in grünen wald uße". Danhuser, ein Ritter gut, gelangt zu den „schönen jungfrawen", den Feen, denen im wiegenden Tanze das Jahr gleich einer Stunde verrinnt. Er soll — man gedenke des Heirathsvorschlages oben — die jüngste Tochter zum Eheweib nehmen, aber ihr brennendes Auge — und man gedenke wiederum der niederdeutschen Venus — scheucht ihn zurück, oder er sagt voll Ekels, als schaue er die zerfressene Frau Welt: nein, die ist ja so vermodert. Nach einem schweren Traum unter dem Feigenbaum der Frau Vrene übermannt ihn vollends die Reue. Auf blutigen Füßen wandert er gen Rom. Der Papst meist ihn ab. Danhuser verzagt im Gebet am Kreuzaltar Christi und wagt unserer lieben Frau, die dem Elenden draußen vor dem Thor begegnet, nur ein verzweifelter Ade zuzurufen: „behüt dich got, du reim mllgt, dich darf ich nimmer anschauen". Als der Stab dritthalb Tage darauf grünt und der Papst dem Entschwundenen nachforscht, kommt nur der einsilbige geheimnißvolle Bescheid zurück: „Danhuser ist verfahren, Danhuser ist in ftau Vrenen berg".

Romantisch Helldunkel und sprunghaft künden diese Schweizerlieder, Altes und Neues mischend, die Geschicke des Helden. Im St. Galler Oberland beruft man sich gleich dem Vorredner der Nibelungen auf „die alte Märe": da geht „Danuser, ein wundrige (vorwitziger) Knab wol uf der Frau Vrenes berg zu dene dri schöne jungfraue", die sind die Woche hindurch glänzend anzusehen, aber „am suntig sinds otre und schlänge". Vom Herrn Pfarrer — eine prosaische Katechisation — nach Rom gewiesen, kehrt er zurück auf den Berg zu den „dri schönen chinden", um dort den jüngsten Tag abzuwarten. Dem Stab entsprossen drei Rosen. Wuchtig wird erzählt und bekräftigt, daß kaum ein halbes Jahr später der Papst gestorben, in Ewigkeit verdammt und ewig verdorben sei, worauf wie in jenen österreichischen Liedern die Lehre folgt, kein Priester dürfe grausam der Gnade Gottes vorgreifen. Eine schweizerische Gestalt läßt die Sendlinge des geängsteten Papstes auf den Vrenelisberg kommen und anpochen: „Tannhufer soll do use cho, sine sünde sigen em noglosse", er aber entgegnet, hier müsse er bis zum jüngsten Tag bleiben. Dazu gesellt sich eine wunder-same Übertragung aus der deutschen Kaisersage vom Untersberg und Kyffhäuser oder aus einer ähnlichen schweizerischen Volkssage:

Tannhuscr sitzt am steinige tisch,
der bart wachst im drum umme,
und wenn er drii mal ummen isch,
so wird der jüngst tag bald chume;
jeden Freitag befragt er die Frau Vreneli, ob sein Bart den Marmeltisch schon dreimal umspanne. Ein beredtes Zeugniß für den Wanderverkehr der Nord und Süd. I^un. 138, 13

^86 Lrich öchmidt in Verlln.

Sagen und Lieder, und wie näher und ferner verwandte Motive einander gleich der Eisenfeile am Magneten anziehen.

Nachdem ein paar Sammler des siebzehnten Jahrhunderts, so Kornmann in seinem curiosen, vielbenuhten Sagenbuchs Nou« Vonsrig, das alte Lied abgedruckt hatten, wandte sich erst unter dem Zeichen der romantischen mondbeglänzten Zaubernacht die moderne Kunstpoesie Herrn Tannhäuser zu.

Voran eilte der Dichter des „Phantasmus“, Ludwig Tieck, der ja mit der Losung:

Wundervolle Märchenwelt,
Tteig' auf in der alten Pracht!

die unsterblichen Lieblinge großer und kleiner Kinder, Magelone und Genoveff, Melusine und Rothkäppchen, Haimonskinder, Octavian und Fortunat, Blaubart und Däumling, zu neuem Dasein weckte. Ohne das Tannhäuserlied zu kennen, wob Tieck zuerst in den „Romantischen Dichtungen“ 1799 und dann im „Phantasmus“ Züge des Eckart aus dem Heldenbuche, des Hameler Rattenfängers, des Venusberges zusammen und stellte ein ganzes Tannhllusergeschlecht auf die Beine, dessen Ahn, ein Knappe, sich zum Gedächtnis; einer grauenvollen Nacht im Walde den Tannhäuser hat nennen müssen. Nur der zweite Theil kommt für uns in Betracht. Ein Abkömmling erzählt da etliche Jahrhunderte später einem Jugendfreunde von seiner Liebestragödie und seinem Leben im Berge bei den „frohen heidnischen Göttern, Frau Venus an ihrer Spitze“. Er pilgert zur Absolutton nach Rom, kommt „bleich und abgezehrt, in zerrissenen Wallfahrtskleidern und barfuß“ zurück, erklärt, der heilige Vater wolle und könne ihm nicht vergeben, er müsse darum wieder in seinen alten Wohnsitz gehn, und verschwindet nach der geheimnißvollen Ermordung der geliebten Emma. Alles ist hier eingetaucht in gewitterschwüle Sinnlichkeit und in jenen unheimlichen Halbmaßsinn, in jenen dämonischen Bann des Waldes- und Gespensterschauers, der der Muse, ja Meduse des „Blonden Eckbert“ und des „Runenbergs“ so virtuos zu Gebote steht, wo wir das Gruseln lernen und die spukhaft belebte Natur wie ein Polyp unentrinnbare Fangarme nach dem erstarrten Wanderer ausreckt.

Bald wurde das alte Lied, wie es die Kornmann und Prätorius ihren Sammelsurien einverleibt hatten und es neuerdings auch in einer „Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren“ von Vulpius aufgetischt worden war, Gemeingut durch die begeisterten Liederbrüder Arnim und Brentano. „Des Knaben Wunderhorn“ gab ihm neue Schwingen, und von Sallet bis zu Geibel oder Siebet, um nur wenige zu nennen, von Brentanos heranstreifenden tiefsinnigen Rosenkranz-Romanzen bis zu Wolffs minder tiefsinniger Aventüre ist das alte „Nu Heia, Tanhusäre!“ oft und in recht verschiedenen Tonarten erklingen. Auch hat zuletzt ein modernes Weltkind als „neuer Tannhäuser“ mit liederlicher Grazie dem alten Concurrnz gemacht.

Tannhäuser in Sage und Dichtung. ^8?

Im dunklen Tann der Poesie und Minne sollte schon viel früher die Spottdrossel nicht fehlen: Heinrich Heine, der sich den Namen eines i-umalltiyus ästroyuü gern gefallen ließ, dessen Lyrik mit einem wahren Ianuskopf in die romantische Zaubernacht zurück und vorwärts in den grellen jungdeutschen Tag schaut.

Meine schönsten Lebensjahre

Die verbracht' ich im Kyffhiiusei,

Auch im Venusbeill und andern

Katakomben der Romantik,

sagt des „Romanzero“ erstes Buch. Und wie diese ganze geniale Sammlung, worin die schäbigen Krapülinski und die tieftragische Edith Schwanenhals Nachbarschaft halten müssen, dem Tuche voll reiner und unreiner Thiere gleicht, wie in Heines glänzendster Schöpfung, dem „Atta Troll“, die Romantik zugleich ihr Schmanenlied und ihre Fäulniß findet, wie in sein Tanzpoem „Doctor Faust“ und seine „Götter im Exil“ mit jenen von Heine untrennbaren Dissonanzen neue Gassenhauer dreingellen, so umfängt Heine auch als Nachsänger des Tannhäuserliedes die romantische Muse tosend mit einem Arm, um sie mit dem andern höhnisch zu würgen.

Der entsprungene Romantiker bewahrte dem „Wunderhorn“, diesem Evangelium seiner Jugendliryk, eine unauslöschliche Liebe, und in Paris zog es ihn hin zur Manessischen Minnesingerhandschrift. Heine war zu Hause in der wundervollen Märchenwelt der Elementargeister, seine Phantasie flog mit der müden Jagd durch die Lüfte und wohnte gern, zwischen Hellenen und Nazarenern keck Partei ergreifend, in den Hainen und Bergen der Venus, leider ohne die Venus Vulgiuaga des Hamburger Berges und des Mabilles darüber zu vergessen. In demselben Zeitalter, da Eichendorffs rauschende Waldpoesie das Venusreich mit Weihwasser besprengte und sein mohnbekränzter Christusknabe die alten Götterfeste auslöschte, so lind, ohne Schillersche Anklagen, ohne Heines schneidenden Contrast, da auch M6rim6e die Marmorgöttin mit dem sich krümmenden Ringfinger wieder aufrichtete, 1836 erzählte Heine manche Liebesmythen und theilte das alte Tannhäuserlied mit. „Wie herrlich ist dies Gedicht! Nächste dem hohen Liede des großen Königs (ich spreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Gesang der Zärtlichkeit als das Zwiegespräch zwischen Frau Venus und dem Tannhäuser. Dieses Lied ist wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das rotheste Herzblut.“ Aber derselbe Interpret, der feinsinnig die andeutende Kunst jenes alten Gesprächs entwickelt, zwinkert dann frivol mit den Augen und nennt die „bezaubernde Hexe“ eine „himmlische Curtisane, Camilien-Gotttheit, ä6s88o «uti-stsüUL“, den Tannhäuser mit einem durchaus schielenden Vergleich den „Chevalier des Grioux des Mittelalters“, da er doch dem knabenhaften Anbeter und Sklaven der Manon Lescaut ganz und gar nicht verwandt ist. Heine läßt auch Wolfgang Goethe an einem Ballet im Venusberg theilnehmen, wo Frau Venus und der rasenbekränzte eavalisre

13»

^88 krich Schmidt in Verlin.

Fßi-veQty TlInnhäuser ein bedenkliches 9» 8 äe 6sux tanzen. Sein boshafter Witz vergleicht ein ander Mal den Romfahrer Liszt mit dem Romfahrer Tannhäuser, das Abbatekleid mit dem Pilgermantel, die virtuos belebten Tasten mit dem aufblühenden Stabe.

Heine selbst hat in der Strophenform und partienweise im Stil jener alten Ballade eine „jüngere Version“ dargeboten, von der er gewiß das einzige Exemplar besitze, sein eigenes neues Tannhäuserlied. Da quellen in zwei wundervollen, doch von manchen ironischen und lüsternen Lichtern umspielten ersten Theilen die dürrn Reiser der Vorzeit wieder auf, grünend und blühend wie Nrbans Stab. Der große moderne Lyriker waltet desselben Rechtes, das der singende Vursch aus der Menge am lyrischen Volksgut übt, indem er sich die Ueberlieferung mundgerecht macht. „Ich will,“ erklärt Heine, „dem Publikum nichts aufbinden, weder in Versen noch in Prosa, und ich bekenne offen, daß das oben mitgetheilte Gedicht von mir selbst herrührt und keinem Minnesänger des Mittelalters angehört. . . Der Geist jener beiden Zeitalter muß aus einer solchen Zusammenstellung deutlich hervorleuchten; es ist, so zu sagen, ein Stück vergleichender Anatomie auf dem Felde der Literatur.“ Jawohl gilt auch hier das Heinische Trutzmort:

Andre Zeiten, andre Vögel;

Andre Vögel, andre Lieber.

Dort waltet ernster Glaube, strenge Hervorkehrung der Sünde und Reue — hier wird dieses Grundmotiv unterschlagen; aber nach dem Gespräch im Venusberge muß Tannhäuser in Rom eine lodernde Tirade über die Allgewalt seiner Liebesgluth vor dem Papst, der keinen Stab mehr trägt, hervorsprudeln, um dann wund und struppig zur weinenden Venus heimzukehren. Sie wäscht ihn, sie kämmt ihn, sie kocht ihm hausmütterlich ein Kraftsüppchen in der Küche und fragt darauf lächelnd:

Tannhäuser, edler Ritter mein,

Bist lange ausgeblieben.

Sag an, in welchen Landen du dich

So lange herumgetrieben?

Es gelüstet Heine, den beiden romantischen Acten des Venusbergs und Vaticans ein freches Satyrspiel nachzuschicken: so gießt er im dritten Theile, dem Reisebericht Tannhäusers über Italien, deutsche Kleinstaaterei, schwäbischen Gelbveigleinsang, über Goethes Tod und Eckermanns Leben zu Weimar dem Musenwittwensitz, über Frankfurter Schabbesschmäuse und Hamburgische Börsenjobber, sein Scheidemasser, seine ^88» fötiöa auf die alte Sage von Tannhäuser und Frau Venus.

Niemand kann diese Heinischen Blätter lesen, ohne daß ihm der Name Richard Wagners auf die Lippen träte, und der Frage des lyrischen Berichts „Wer ist der Pilger bleich und wüst?“ antwortet die Erinnerung an einen gefeierten Heldentenor. Wagner schöpfte nicht bloß die Fabel des

Tannhäuser in Sage und Dichtung. ^8Z

„Biegenden Holländers" aus Heines „Salon", wo ein romantischer Berg den sumpfigen Niederungen Pan Schnabelewopstis entsteigt: „Die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir alles an die Hand, diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen." Auf ihn und seinen „Tannhäuser" zielt Heines Scherz, daß aus demselben „Salon" schon mancher Maestro Barthel manchen Schoppen Most geholt habe.

Kühn und siegreich, obwohl etwa Otto Jahn als treuer Eckart und Grenzbote der alten Schule warnend vor den Venusberg der Zukunftsmusik trat, hatte Richard Wagner in den Jahren 1843 ff. zwei Sagen, zwei Dichtungen zusammengeschweißt, wie gleich der Titel „Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg" ankündigte. Er hatte, abgesehen von ein paar Nebenmotiven der deutschen Romantik, aus Heine und E. T. A. Hoffmann geschöpft, Tannhäuser und Heinrich von Ofterdingen zu einer Gestalt verschmolzen, die schon 1838 als identisch angesprochen waren und 1880 im Tiegel Julius Wolffs auch noch mit dem Kürenberger legirt worden sind. Den Venusberg, die Pilgerfahrt und ihren Schlußaccord „Du bist in Ewigkeit verdammt", den Rückfall gab ihm Heines doppelte Fassung an die Hand. Die übrigen Hauptzüge gewann er frei aus Hoffmanns Ofterdingen-Novelle von 1819: „Der Kampf der Sängers", die aus der „Urania" übergegangen ist in das krause Archiv der „Serapionsbrüder".

Ein aus älteren Vorlagen uneinheitlich mit Interpolationen zusammengeleimtes mittelhochdeutsches Gedicht des 13. Jahrhunderts, „Der Wartburgkrieg", läßt am landgräflichen Hofe zu Eisenach Heinrich von Ofterdingen die andern Sängers: Wolfram, Walther, den späteren Neinmar von Zweier, den unbekannten Biterolf und den wirklich als Notar nachgewiesenen „tugendhaften Schreiber", zum Liederkampf für den Thüringer gegen sein Lob des österreichischen Herzogs herausfordern. Unterliegend beruft er sich auf Meister Clinsor von Ungerland (den Zauberer des „Parzival"), der dann im angestückten zweiten Theil einen langen dunkel- und spitzsinnigen Räthselstreit mit dem frommen, weisen Wolfram ausficht. Orakelhaft wird die Heiligsprechung Elisabeths einbezogen; und in Thüringen bemächtigte sich mit genauer Angabe der Oertlichkeiten und Umstände eine reiche chronikalische Ueberlieferung der 1206 oder 1207 anberaumten Fehden zwischen Heinrich und den Hofdichtern, zwischen Wolfram und Klingsor nebst dem Hölleugeiste Nasyon.

Ein Heinrich von Ofterdingen könnte vielleicht um 120? Beziehungen zu Eisenach gehabt haben, denn für 1257 ist Ileuriu» äicwz äs Oltiuckiuob,, Mu8 Hsnrici ä« liuzps urkundlich nachgewiesen; aber mag man auch den Vater dieses Zenricu8 mit leichter Namensänderung auf der Wartburg einführen — unser Dichter wird dadurch nicht greifbarer, sondern bleibt eine mythische Nebelgestalt. Der mythische Ofterdingen, den Novalis ganz frei zum jugendlichen Träger einer großen ahnungsvollen Apotheose

590 krich Schmidt in Verlin.

der Poesie und Liebe erhob, den die Brüder Schlegel und Genossen, auch Grabbe im Hohenstaufendranm, aus reiner Willkür zum Nibelungendichter stempelten, den Fouqu6 in einem ungenießbaren Mischmerk besang. Öfterdingen hatte mit seinem mannigfach entstellten Namen im Meistersang fortgelebt, bis 1697 Johann Christoph Wagenseil an der Hand des alten Cyriacus Spangenberg die chronikalische Darstellung erneute und Weiteres nachtrug. Sein stattlicher lateinischer Quartant über Nürnberg bietet schließlich ein in der Muttersprache verfaßtes „Buch von der Meister-Singer holdseliger Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten, und Lehrsätzen. Es wird auch in der Vorrede von vermuthlicher Herkunft der Ziegeiner gehandelt.“ Sehr wichtig sind diese anderthalbhundert Seiten: hier schöpften Hoffmann und Fouqu6 ihre Kenntniß der Ofterdingen-Sage, hier (S. 561) stieß Hoffmann auf eine fcherzhafte Anekdote, aus der seine meisterliche Novelle „Das Fräulein von Scudery“ erwuchs, hier fand Richard Wagner genauen Bericht über die Verfassung der Singfchule und die Namen der Veit Pogner, Sixt Beckmesser (S. 515), so daß Eins in's Andre greift. Schriftstellerisches Verdienst besitzen Wagenseils schwerfällige und widersprechende Mittheilungen nicht. Sein Rohmaterial ergriff Hoffmann, Musiker und Dichter, und rückte Ofterdingens Geschichte als moderner Romantiker in pathologische Dämmerung, auf die Nachtseite des Phantasie- und Seelenlebens, indem er die Gegensähe zwischen unschuldiger und dämonischer Kunst, keuscher und reiner Minne aus dem Wüste der Ueberlieferung mit freier Erfindung herausarbeitete, ohne die schrillen Disharmonien des Wahnsinns allzu serapiontisch vorklingen und die „Zerrissenheit“ obsiegen zu lassen. Ein Traum, worin der Gewährsmann Wagenseil seinem Leser erscheint, macht den Anfang: man erblickt in romantischer Landschaft einen Iagdzug — auch das wußte Wagner zu nutzen —; den sechs von Wagenseil abconterfeiten Sängern voran reitet Landgraf Hermann, neben ihm die blutjunge schöne Wittwe Mathilde von Falkenstein, die gewiß nach der zerfließenden Idealgeftalt des Noualisschen Romans getauft ist. Beim Wettsingen auf der Wiese läßt der wilde lieberglühte Heinrich eine Laute, von wunderlichen, Bau wie ein erstarrtes unheimliches Thier, erdröhnen und „seltsam gellende“ Töne einklingen, bis die Saiten mit laut aufheulendem Angstgeschrei zerreißen: da packt ihn eine entsetzliche Gestalt . . . Nun erst erzählt Hoffmann seine Novelle, die mit dem Gegensatz der Freunde Wolfframb von Eschinbach und Heinrich von Ofterdingen anhebt. Heinrich ist hier ein mittelalterlicher Byron, ein Lyriker des Pessimismus, ein verdüsterter Gast vom Orcus, den Liebesverlangen foltert: „oft schnitten grelle häßliche Töne dazwischen, die mochten wohl aus dem wunden, zerrissenen Gemüth kommen, in dem sich böser Hohn angesiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Insect“. Er gesteht dem Busenfreund feine Liebe zu Mathilde, trostlos da er Wolfframb innig mit ihr verbunden glaubt. Nachdem ihn in einer recht spukhaft ausgemalten Nachtscene ein schwarzer Bote zu Meister Klingsohr, dem sieben-

Tannhäuser in Lage und vichtnng. ^9^

bürgerlichen Nekromanten, beschieden hat, kehrt er umgewandelt zum Lenzkampf der Sänger in den Schloßgarten zurück und empfängt stolz Mathildens Kranz für sein unerhörtes Lied, das gewaltig an die dunklen Pforten der Weltgeheimnisse schlug: „glühende Düfte wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Lust. Jeder fühlte sein Inneres erbeben in seltsamen Schauern“. Dem treuen Wolfram wird es bang zu Muth bei einem Sang, der nicht mehr der reinen Natur und dem süßen Gruß des Abendwindes im Walde verbrüdet scheint. Mathilde aber ist, zum Grimm des Landgrafen, von der gemüthskranken Musik bethört und ein „unheimliches Zwitterwesen“ geworden, bis Heinrich, indem er ihre Reize auf ruchlose Heidenart rühmt, gegen alle Dichtgenossen versingt und sein Leben vom Henker bedroht sieht, falls ihn Klingsohr nicht rettet. Den Streit Wolframs mit diesem gewaltigen Zaubermeister und dem Geiste Nasias, der ein lüsternes „Lied von der schönen Helena und von den überschwenglichen Freuden des Venusberges“ singt und damit vielleicht eine Gedankenbrücke für Wagner schlägt, hat Hoffmann breit und zu abhängig von Wagenseils Schnurren erzählt, so daß er selbst in den angeschlossen scharfen Gesprächen diese und andere Fehler nicht schont, aber sich dafür auf seine unromantische, vor allem untiicksche Enthaltung von allen lyrischen Einlagen als Epiker etwas zu Gute thut. Lieder Ofterdings zu erdichten und sie dem zweiten Gründer der Wartburg darzubringen, blieb I. V. Scheffel vorbehalten. Auch in unserer Novelle prophezeit Klingsohr die Geburt und die Zukunft der heiligen Elisabeth; ein bedeutsamer Wink für Richard Wagners Umgestaltung der Hoffmannschen Mathilde. Der Schluß ist arg übers Knie gebrochen. Heinrich entschwindet räthselhaft von der Richtstätte, Mathilde sinkt in Wolframs Arme, der Flüchtling bewährt dann, wie sein Brief meldet, ein Genesener und Entsühneter, in Oesterreich reine Gesinnung, reinen Sang.

Hat schon der Serapionsbruder Theodor, wenn ihn die Freunde wieder und wieder zu einer Oper drängten und man prophetisch erwog, vollkommene Einheit des Textes und der Musik sei nur dem Doppelkünstler möglich („daß dem begeisterten Dichter und Componisten Ton und Wort in einem Moment zuströmt“ 1,100), hat er insgeheim neben seinem geliebten „Naben“ des Gozzi auch diesen unwillkürlich den Tondichter herausfordernden Stoff bedacht, um nicht bloß in Worten romantische Musik zu machen? So lebhaft aber steht Wagners Bühnenwerk allen vor Augen, daß eine nähere Ausdeutung dessen, was ihm Hofmann, was ihm Heine bot bis zu der Nachschöpfung des neuen Schlusses von 1847 (das Stabwunder wird nicht erzählt, sondern von den Pilgern versinnlicht), sehr überflüssig wäre. Auf einem Eilmarsch durch sechs Jahrhunderte wäre denn für unsern Tannhäuser die Frage beantwortet, woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art. Wie vieles fließt hier zusammen! Geschichte und Mythos vermählen sich zu symbolischer Vertiefung und großer Bereicherung mittelst

<92 Erich Schmidt in Verlin.

der Analogie, der Volksmund gestaltet die Sage dichterisch, aber auch undichterisch um, sie hält einen Winterschlaf in vergilbten Drucken und ersteht nach dem Weckruf der Romantik in der Kunstdichtung wieder auf, bis endlich der Sänger des 13. Jahrhunderts den Paß zu einer neuen Weltreise von dem mächtigen Zukunftsmusiker empfängt und den Menschen des 19. Jahrhunderts ein wogendes Pandämonium eröffnet, heidnisch und christlich, voll berückender Sinnlichkeit und sühnender Gottesminne, Sünde und Segen, vergifteter und reiner Kunst, mit den abstechenden typischen Erscheinungen der Buhlgöttin Venus und der jungfräulichen Elisabeth. Das Volkslied mag bis auf den letzten Nachhall in fernen Alpenthälern verklungen sein, aber zum Bayreuther Zauberberg geht die Wallfahrt aus Europa und Amerika, wenn der Lockruf erschallt:

Nun wolln wir nbei heben an
Von dem Tannhausei singen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Venus, der Teufelinne.

Anmerkungen.

Aeltere Literatur und Forschung: v. d. Hagen, Minnesinger II 81 IV 421, 87?

(die Oftcrdingenüberlieferung, vcrgl. auch Lessing 11, 32; Strack, Im Geschichte des Gedichtes vom Wartburgkriege, Berliner Dissertation 1883; Äurdach, Allgemeine deutsche Biographie 24, 173). Vild V Nr. 28, dazu S. 264. A. Öhlte, In Tannhäuscrs

Leben und Dichten, Königsberg Dissertation 1890. Über Uechnes (Colmarcr, Wiltener Hs.) I. V. Zingcrle, Germania V 361. — Ilhland, Schriften IV 258 rgl. VII 598.

Böckel, Alemannia XII 1141, gibt nur ein duldsames ärztliches Gutachten aus Coburg 1608 über die vermeinte Einlehr eines Melancholikers im Venusberg. Bei Montanus, Ander Thcil der Gartengesellschaft Nr. 104, fragt ein dummer Bauer den fahrenden Schüler

„wie es in Fraw Venus Berg stünde, ob der Danheuser noch lebte" (Freu, Garten-gesellschaft VI. 61 u „wolan, die zwen Wichten die Nacht den Danheuser"). Laistner, Das Räthsel der Sphinx 1889 II 190 (S. 194 gegen Rochholzens Erklärung von „Vrenc";

Anführung schweizerischer Sagen, auch der vom barbarossamäyig schlafenden alten „Hanlerl"). Grässe, Die Sage vom Ritter Tannhänser. Nebst alten Volksliedern 1846,

Der Tannhausei und der ewige Jude 1861, ist veraltet und fordert wenig. Noch weniger der confufeste aller Saacndeuter Paulus Cassel, Aus Litteratur und Sumbolil 1884

S. 1—18, der nicht bloss Wones von Grimm gerügte Ableitung aus Kalnpsos Ortygm wieder auftischt, sondern auch den Tcmnhäuser mit der Gialsage verquickt und schließlich Adam für den Urtcmnhäuser erklärt, während er von dem geschichtlichen Minnesinger ganz absieht; seiner tollen Etymologien zu geschweige«. Hcrrigs Archiv I. XVI 11 43.

Ein Feuilleton Alfred Meissners „T. im Orient" (Neue freie Presse; Datum und Nr. zeigt meu Ausschnitt nicht) behandelt eine wcitabblcgnde Geschichte.

Zn Moncs Duett (in seinem Anzeiger V, 1U9; vgl. Kellers Verzeichnis) altdeutscher Handschriften 1890 S. 41) und Äcllers Dialog (Fastnachtspiele Nr. 124 Nachlese S. 47)

ist gekommen das Meisterlied aus Wolf Bauttners im 17. JahrmHert geschriebener Sammlung (Weimar; Germania XXVIII 44). Nähere Erörterung vorbehaltend,

bemerke ich nur Folgendes: Moncs^Text verkündet an mehreren Stellen das Volkslied, z. B. „vo» uns sind ir nit weuken": 3, 4 „ir wölt von mir nit wenken"; „nun gedenke

daran . . . von menigm roten mündelein": 7, 3 „gedenkt an meinen roten mund".
 Das tiansscribirte Bauttnersche Lied ist schwer zu datiren, cm dreitheiliger Monolog,
 rhetorisch-dramatisch und episch, „Im langen ton Tanheusers", mit der erfundenen Unter-
 schrift „Nichts Danheuser", alterthümlich indem das Stabwunder fehlt, dem Volkslied
 mancherorten nah: „wie das; im Venusberg wer großes wmwert" „mit ihm meiden"
 „viel schöner freulein" „o edle flau mein, gebt mir Urlaub" „Her Dmcheuser . . unser
 lob folt ir sprechen hoch wo ir seit in dem laut" „so nemt euch urlaub von dem grünen
 reise" (? dem greisen?) „gen Rom wol zu dem babst . . klagt im die sünd" „das tet
 der vierte babst Urban" „got keinem sündner nie vcrscit": der Schluß giebt wie die älteren
 Duette nicht die Rückkehr in den Berg, sondern die getroste Hoffnung auf göttliche
 Barmherzigkeit, die ja auch in den österreichischen Balladen gefeiert wird.
 Hans Sachs: Götze Hallenser Neudrucke XXVI 13, Keller-Götze XIV 3; vgl.
 Drescher, Studien zu H. S. 1890 S. 29 (A. L. Stiefel, Germania XXXVI 1).
 I. Bolte, De Diidesche Schlüner 1889 Vorrede S. 43 weist ein Tannhäusermotiu im
 Drama des Ioh. Heros 1562 nach: der „irdische Pilger" Aegisth im Venuszelt.
 Zum Volkslied (fliegende Blätter seit 1515; vgl. Wellers Annale» I 202,
 II 532) nach Uhland, Volkslieder II 762: Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877
 Nr. 22 (Melodie aus W. Schmeltzls Quodlibet 1544: von Liliencron, Deutsches Lebm
 im Volkslied um 1530 (Spemanns Natioimlliteratur Band 13 o. I.) Nr. 32. Nieder-
 deutsch vgl. Puls, Nd. Jahrbuch XVI (1891) 66. Eine hfl. dänische Fassung wird
 citirt in der Zs. für «gl. Litteraturgeschichtc III 301. Bolte sagt mir, daß das nieder-
 ländische Lied jetzt auch mit Melodie im Xecloorkuäsen I.isäsidnelc uitß«F«vsu änor
 den Will«in8.1'on<13, Gent 1892 II Nr. 46 steht. Derselbe ausgezeichnete Gelehrte
 verweist nachträglich für Aarons und Christophorus' Stab auf Hcluims, Jüdische
 Historia II 142. Die freundliche Necksage erzählt I. Grimm, Mythologie II 781, nach
 Äfzelius II 156. — Eine eklektische Tcxthcrstellung bietet der anonme Dichter des
 „Neuen Tannhäuser" im Anhang zu „Tannhäuser in Rom" 4. A. 1880 S. 123, den
 Abdruck in erstgenannter Dichtung feilend, — Schweiz: L. Tobler, Schweizerische
 Voltslieder 1882 II 159, 163. „Am Suntig finds otre und schlänge" vgl. Reinhold
 Köhler, Anzeiger der Zs. für deutsches Alterthum XI 78.
 Oesterrcich: Obrist, Bote für Tirol und Voralberg 1880 Nr. 120, wiederholt bei
 Schlossar; zwei Fassungen geben Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus
 Kärnten 1870 II 176; Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark 1881 S. 351
 „Von dem reumüthigen Sünder Tannhäuser" in 20 «den Strophen, deren zweite den
 deutlichsten Beweis phrasenhafter Aufstutzung durch einen Halbgebildeten liefert: „Dem
 fiel aus Himmelshöhen Ein Lichtstrahl in sein Herz, Der wies ihm sein Vergehen Und
 weckt' der Neue Schmerz". Tic jüngst von R. Leuisohn, Zs. f. d. Alterthum XXXV
 439 abgedruckte verdrcbt obcrösterreichische Fassung gehört zu einer anderweitig besser
 erhaltenen Redaction: ?. Amand Baumgartner, Aus der voltsmäßigen Ueberlieferung der
 Heimat IX Anhang S. 150 mit Melodie (29. Linzcr Museumsbericht). Tiefen Text,
 dessen zwei Aufzeichnungen der geistliche Herr durch Klammern unterschieden hat, will ich
 wiederholen, da er allein schwer zugänglich und wie es scheint vergessen ist:
 1. Es war ein Sünder gegangen
 Wol hin in die Romstadt,
 Dannhauser war sein Name,
 Beim Pöpsten sucht er Gnad.
 2. Die Gnad thät er erlangen.
 Daß er zum Papsten kam,
 Er bitt um den päpstlichen Segen,
 Er nahm sich seiner an.
 3. Tannhäuser fangt an zum Beichten
 Von der Jugend bis dorthin.
 Er het drei schwere Sünden,
 Die wurden ihm nie verzieh«.
 4. Ter Papst war voll Ergrimmen,
 Schaut diesen Sünder an:
 „Geh hin, du bist verloren,
 Kein Mensch dir helfen kann."

Erich schmidt in Verlin.

5. Der Papst, bei nahm das Stabelein,
Steckt's tief in d' Erb hinein*).

Dannhauscr thut fortgehen

Und lieh die Ramstadt fein.

6. sDmmhauser thut nit verzweifeln.

Er hoffet noch Pardon,

Er hct viel Reu und Leiden,

Er sich selbst noch trösten kann.^

7. s„Helfet's mir meine Sünden bereuen.

Alle Berg und tiefe Thal,

Helfet's mir meine Sünden bereuen,

Tic ich begangen hab!"^

8. Es steht laum an drei Tage,

Das Stabelein war fchon grün,

Es prangt mit rothen Rosen

Und andern Vlümlein schön.

9. Der Papst war voller Wunder,

Fragt diesem Sünder nach,

Er kann ihn nicht erfragen,

Min Mensch ihn gsehen hat.^

10. sDer Papst aus großem Schiocken: ^

„Wie kann er selig sein?"

Kam ihm die Stimm vom Himmel,

Samt Petrus war dabei.

11. ^Dannhauscr ist gestorben

Auf einem hohen Vcrg,

Wo er zu der himmlischen Glori,

Wo er in Himmel eingeht.^

12. Christus ging ihm selbst entgegen

Mit einem rothen Fahn,

Zeigt ihm seine rechte Wunden-

„O Sünder, du bist mein!

13. s^Von wegen deiner einzig« Red

Kannst genießen meine Lieb,

Durich deine Bueß und Zähm,

Dein große Reu zu mir!"^

Heinrich Kornmann: Uous Vensii8, Fraw V«n«ri» Bcrg . . . Frankfurt a. M. 1614

Cap. XIV S. 126 Hitzori^ ä« uobili 'll>nl»su3sro, 26 Strophen, „Nun wil ich ab«

heben an, Vom Tanhäuscr wollen wir singen, Vnd was er wundeis hat gethan, mit Fraw Venussinnm" (dieser Text ist wiederholt bei Heine — Campe VII 234 Elster IV 42? — und

in v. d. Hagens Minnesingern I V 429). — Goldasts Emendation „des nmst er dur den

Bapst Urban auch ewig sein verloren" aus „für den" ist natürlich falsch, vielmehr „der

vierde" herzustellen. — I. Prätorius, Blocksbergs Verrichtung 1668 S. 19 (danach

„Des Knaben Wunderhorn" I 86 und in schlanker Prosa die Deutscheu Sagen der

Brüder Grimm Nr. 170. — C. A. Vulpius, Bibliothek des Romanttsch-Wunderbam,

1805 I 238 mit novellistischer Einleitung u. s. w., vgl. u. d. Hagen am angegebenen Ort-

Tieck, Schriften 1828 IV 173 mit Vorwort, „Der getreue Eckart und der Tannen-

Häuser. In zwei Abschnitten. 1799", erst alterthümelnbe vielzellige Strophen (als

Romanze in den Gedichten 1821 II 110), dann Prosa. Schelling ging 1799 als Heinz

WiderPorst „in der Frau Venus Horst" uud schrieb die hinreißenden Reimpaare voll

Faustschcn Pantheismus und süßer Liebesschwärmere! (Plitt, Aus Schellings Leben I 289).

— Wagcnseil wiederholt, nicht ohne Zweifel an der geschichtlichen Zuverlässigkeit, erst

S. 509 ff. Spangenberg's Bericht über Wolfram und Klingsohr (nebenher über Offer-

dingen) und gievt S. 512 ff. einen Abdruck aus der hfl. ^Kiouie«, ?outi2<üim et

^rouiepisooporum Allxäsbuißsinsinill über den Wartburgkrieg, S. 576 aber einen

dem Offerdingcr besonders gewidmeten Nachtrag. — Fouquiss „Dichterspiel" von 1828,

Der Sängerkrieg auf der Wartburg, ist ein zerfahrenes und stilloses Prduct, der

Tichteikampf sehr langweilig, Sophie Biterolf ein empfindsames Bürgermädchm, Heinrich

von Oftcrdingen in der zweiten „Abcnteure" sogar im Gespräch mit Sappho und mit Homer, der ihn ein „bartlos Zithermeisterlein" schilt, das Ganze gar nicht geeignet, den *) Hier ist eine Lücke und Lcuissoshiis Ausseer Text, der 2, 1 „ervagen" oder 3, 2 „bis dot hin" bietet, vollständiger: „Der Babst nimmt ein birsch stabelein und steckt's ind cid hinein, so wenig das stabalcin grin wird wein, so wenig du selig wirst".

Tannhäusel in Zage und Dichtung. I.92

verlangten „Weimars-Kranz“ zu erringen. Kastropps „Ofterdingen“ kenne ich nicht. —

E. T. A. Hoffmann, Gesammelte Schriften 1857 II 23. — Heine: Campe VII

233 XVI 233: Nster I 245 IV 429 (115 der Holländer) VI 108 (Göttin Diana)

VII 230 (die Geschichte von der Venusstatue, die den Ringfinger einbiegt, nach Korn-

MNIn S. 77; daß die Reihe mit W. Alexis keineswegs erschöpft ist und Eichendorffs

„Marmorbild“ — nach Happel, s. Dietze Ausgabe des Bibliographischen Instituts II 321

— zu einem andern Kreise gehört, kann hier nur angedeutet werden; Prospeier Msrimöc,

IH Völln» ä'III«). — Auf andere Kunstlichter gehe ich nicht ein, sondern bemerke blas,

baß A. Wibmann in seinem zeitgeschichtlich interessanten Roman „Der Turmhäuser“ 1850,

der es unverkennbar mit F. Rohmer zu thun hat, S. 73 die Sage wohl nach Tieck

symbolisierend erzählt. — Von Dulleis enger an die Ueberlieferung angeschlossenen, mit

einer menschlichen Liebesverwicklung ausgestatteten Text zu C. A. Mangolds zuerst 1846

in Darmstadt aufgeführter Tannhausei-Oper liegt mir ein Abdruck von 1890 vor. Sie

konnte und kann sich gegen Wagner nicht behaupten. —

Den Rhythmus meines lieben Weimarerischen Freundes Renchold Köhler habe ich schmerz-

lich vermißt, wenn es mir auch durchaus nur auf eine Skizze ankam. Inzwischen ist

der gelehrteste, prunoseste, hilfreichste Kenner aller Sagen und Märchen, Novellen und

Lieder seinem stillen Dasein entrückt worden.

Marokko und die Marokkofrage.

von

Gustav VierckF.

— Lteglitz—Veilin. —

z as allgemeine Interesse Deutschlands sowohl wie der übrigen Groß-

mächte ist in den letzten Jahren häufig durch die Ereignisse im

Scherifenreiche in hohem Grade in Anspruch genommen worden.

Vollends ist dies geschehen, seitdem der Leiter des jüngst zurückgetretenen

Cabinets Lord Salisburn im vorigen Jahre in richtiger Würdigung der Sach-

lage auf die drohenden Gefahren hingewiesen hat, welche die Marokkofrage,

das früher oder später nothwendig werdende directe Eingreifen der europäischen

Mächte in die inneren Verhältnisse des großen afrikanischen Reiches in sich birgt.

In unmittelbarer Nähe Europas, in bevorzugtester Lage an dem Atlanti-

schen und dein Wttelliindischen Meere, und dadurch befähigt, eine hervor-

ragende politische und wirtschaftliche Rolle zu spielen, hat sich Marokko bisher

selbst den« Einfluß der hochentwickelten Cultur der Heutzeit mit bestem

Erfolge zu entziehen gewußt und ragt mitten in diese Culturwelt mit seinen

barbarischen Zuständen wie eine Ruine des frühesten Mittelalters hinein.

Noch mehr. Während das Dunkel sich lichtet, das über den entlegensten,

innersten Theilen des schwarzen Continents bis vor Kurzem lagerte, ist der

weitaus größte Theil dieses Landes, das nur wenige Stunden von Cadir,

Gibraltar, MÄaga entfernt, noch so gut wie unbekannt. Der heutigen

Wissenschaftlichkeit zum Trotz weisen die Angaben der berufensten Geographen

über die Größe des Landes noch Unterschiede von Tausenden von Quadrat-

kilometern, die der zuverlässigsten Reisenden bezüglich der Bevölkerungsziffer

Marokko und die Marokkofiage. ^9^

noch Abweichungen von Millionen auf. Die Berichte der Theilnehmer an den vielen Gesandtschaftsreisen der letzten Jahrzehnte haben die übrige Welt zwar mit dem Charakter der Gebiete bekannt gemacht, die von diesen fremdländischen Karawanen durchzogen werden; zahlreiche Touristen haben von Tanger aus Tetuan besucht und die übrigen üblichen Ausflüge gemacht, die Häfen der Westküste bereist, sind wohl bis Fez, selbst bis Marrakesch gekommen, aber die Erschließung dieser verschiedenen kleinen Theile des weit- ausgedehnten Reiches gemährt doch noch keine annähernd richtige Vorstellung von dem Gesamtcharakter des Landes. Auch die wenigen Forschungsreisen, welche von einigen kühnen Männern in das Innere Marokkos und die südlich davon gelegenen Ländermassen gemacht worden sind, haben die Kenntniß des Landes nur wenig erweitert und der größte Theil desselben ist noch nie von europäischen Reisenden betreten worden, namentlich derjenige nicht, in welchem jene kriegerischen mächtigen Stämme Hausen, die während zweier Jahrtausende bestimmend und gestaltend in die Geschicke Marokkos eingegriffen haben. Trotz der nach vielen Hunderten von Werken zählenden Marokko- literatur ist unsere Kenntniß der Bodenbeschaffenheit, der Bevölkerung, der Zustände des Scherifenreichs immer noch eine sehr dürftige und die herrschenden Anschauungen über die Widerstandsfähigkeit dieses zerrütteten Staatswesens und seiner Vertheidiger sind zum Theil noch völlig irrig. Wir glauben, mit unseren modernen Kampfmitteln gegebenen Falles mühelos diese un- geschulten, nur mit Flinten mittelalterlicher Construction bewaffneten wilden Stämme der Gebirgsländer und der Saharagebiete zur Unterwerfung bringen zu können, weil wir nicht wissen oder uns nicht erinnern, was für Nieder- lagen die mächtigsten, ihnen weit überlegenen kriegsgeübten Heere der Cultur« voller früherer Zeiten von diesen wilden Gesellen erlitten haben, die uns, wenn wir dort reisen, durch ihre geräuschvollen Kampfspiele, die „Fantasias“, die uns als Jongleure und Schlangenbeschwörer ergötzen, als Bettler, Heilige und verzückte Fakire unseren Widerwillen und wohl auch unser Mitleid erwecken. Will man verstehen, wie dieser Staat, der jetzt seit langen Jahren un- aufhörlich ernste internationale Verwickelungen heraufzubeschwören droht, sich bis in die Gegenwart zu halten vermochte; will man wissen, weshalb die Marokkosrage der sogenannten orientalischen an Bedeutung wenig nachgiebt, so ist man gezwungen, einen tiefen Einblick in die Vergangenheit dieses merkwürdigen Landes, in seine Geschichte, in den Charakter seiner Bevölkerung zu thun. Selbst die gründlichste Kenntniß der heute im Scherifenreiche be- stehenden Zustände giebt keine befriedigende Antwort auf die Fragen, die sich uns bezüglich Marokkos aufdrängen, das, fcheinbar ganz machtlos, sich doch seine Unabhängigkeit gegenüber allen den Großmächten bewahrt, welche seit lange lüstern auf seinen Besitz sind und es vergebens zu bewegen fuchen, der heutigen Cultur Eingang zu gewähren. Den eigentlichen Kern der Bevölkerung Marokkos bildet das beiberische Element, das in den ältesten geschichtlichen Nachrichten über den Nordwesten

198 Gustav Vitras in Steglitz —Nerlin.

Afrikas schon als das eingeborene, den Boden besitzende erscheint. Und es ist überraschend, aus den Berichten Herodots, Strabos, Sallusts und anderer Geschichtsschreiber und Geographen des Alterthums zu ersehen, daß die alten Libyer, Malyer, Maziken und unter wie viel andern Namen die Berbern des westlichen Mauretanien erwähnt werden, in ihrer Erscheinung, in ihren Sitten und Gewohnheiten kaum unterschieden sind von den heutigen Schellöchen und Amazirghen. Selbst die eigenthümlichen Formen der Wohnftätten, welche Saunst mit umgekehrten Schiffskielen vergleicht, finden wir völlig unverändert gegenwärtig noch in manchen von reinen Berberstämmen bewohnten Gegenden vor. Was die Alten uns erzählen über die sonderbare Gewohnheit, das Haupthaar bis auf einen größeren Haarbüschel abzumsiren, trifft für die heutigen Marokkaner zu. Selbst die Unterschiede, die Herodot in dieser Beziehung zwischen den Malen, den Machlyern und den Maxyern macht, von denen die ersten den Haarschopf auf der Mute des Kopfes, die zweiten am Hinterkopf, die dritten an der rechten Seite stehen ließen, sind zur Zeit noch bemerkbar, obgleich im Allgemeinen die Gewohnheit überwiegt, die Haar»locke auf der rechten Seite des Kopfes stehen zu lassen und mol auch in einen Zopf zu flechten, wie Herodot dies von den Malen erwähnt.

Die westlichen Berbern erkennen wir aber auch in den bildlichen Darstellungen der alten Aegypter mit voller Deutlichkeit wieder.

Diese marokkanische Urbevölkerung also, deren typische Grundzüge in den ältesten Urkunden deutlich erkennbar sind, hat sich zum Theil ganz unverändert erhalten und, wie wir aus der neuesten Geschichte Marokkos ersehen, auch ihre Charaktereigenthümlichkeiten bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Die Stämme, die im äußersten Westen hausten, bilden nur einen kleinen Bruchtheil der Gesamtbevölkerung Nordafrikas, der Berbern, welche von einigen Ethnographen als zur nigritischen, von den meisten zur hamitischen Rasse gehörig gerechnet werden. Dieser letztem am meisten gegründeten Annahme gemäß waren sie also die Brüder der Aegypter und mit diesen von den Ursitzen der hamitischen und semitischen Rasse in Innerasien ausgewandert.

Auch heute bilden die Verbern noch den Hauptbestandtheil der ganzen nordafrikanischen Bevölkerung, aber nirgends hat sich der ursprüngliche Typus der Rasse, haben sich die Charaktereigenschaften der Berbern so gut und rein erhalten wie bei ihren Nachkommen in den Vergländern und den Sahara-oasen des äußersten Maghrel», des jetzigen Marokko. Die Vorfahren derselben haben nicht nur an allen Bewegungen Theil genommen, die während der verflossenen zwei Jahrtausende auf nordafrikanischem Voden stattgefunden haben, sondern sie haben dieselben zum großen Theil selbst angebahnt.

Nordafrika, und zwar nicht nur die Küsten des Mittelmeeres sondern selbst die Westküste des heutigen Marokko bildeten schon elf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung das Ziel der vhinizischen Auswanderer, die offenbar auf Grund von Verträgen mit den Eingeborenen überall da, wo sie geeignete Plätze vorfanden, Handelsniederlassungen einrichteten. Was sie in

Marokko und die Marokkoflage. 499

Marokko zur Gründung von Colonieen bemog, deren Zahl im Alterthum bis auf 300 berechnet wurde, war das Vorkommen der Purpurnuschel an den westlichen Gestaden Mauretaniens und, neben vielen anderen Rohprodukten Innerafrikas und des als außerordentlich fruchtbar geschilderten Marokko, die Wolle. Diese wurde entweder in den phönizischen Hafenstädten verarbeitet oder zu diesem Zweck nach Gadir und anderen Colonieen Spaniens ausgeführt. Zweifellos werden aber in Marokko Färbereien eingerichtet gewesen sein.

So lange die phönizischen Einwanderer sich auf den Handel beschränkten, die Rohproducte und Erzeugnisse der Berberländer gegen ihre Waaren eintauschten, scheint im Allgemeinen ein friedliches Einvernehmen zwischen den Fremden und den Eingeborenen bestanden zu haben. Denn die letzteren waren nonmdisirende Viehzüchter oder betrieben Ackerbau und legten keinen Werth auf die Küstenstriche, die sie gerne denen überließen, welche ihnen ihre Tauschgegenstände für hohen Preis abnahmen. In welcher Weise dieser Handel vor sich ging, erfahren wir von Herodot, und es ist überraschend, daß derselbe noch um die Mitte dieses Jahrhunderts ganz ebenso an den Küsten Südmarokkos betrieben wurde. Die fremden Kaufleute lenkten durch Rauch die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich, legten dann ihre Waaren am Strande nieder und begaben sich in die Boote oder auf die Schiffe zurück. Als bald kamen dann die Berber, prüften die Gegenstände, legten neben ihm Gold oder andere Tauschwaaren nieder und zogen sich zurück. Wieder gingen nun die Fremden an Land, und waren sie mit den ihnen gebotenen Gegenwerthen zufrieden, so war der Handel abgeschlossen. Andernfalls zogen sie sich zurück und warteten, bis die Einheimischen ihren Kaufpreis erhöht hatten; wurden ihre Forderungen nicht befriedigt, so zogen sie schließlich mit ihren Waaren wieder von bannen.

Als Karthago dann aber, nachdem es die Erbschaft Phöniziens angetreten und den gesammten Handel der Mittelmeerländer zu beherrschen begonnen hatte, auch nach dem Besitz der ausgedehnten, so außerordentlich fruchtbaren Ländermassen zwischen dem Meer und der Wüste strebte, scheint es auf den lebhaftesten Widerstand der Eingeborenen gestoßen zu sein. Auch später noch hatten die Karthager häufig die nach Unabhängigkeit strebenden Stämme zu bekämpfen und nach allem, was wir wissen, war ihr Verhältnis; zu dm Berber nur das des Schutzherrn zu seinen Vasallen, welche auf Grund von Verträgen zwar Heeresfolge leisteten und Tribute zahlten, im Uebrigen aber nach ihren eigenen Gesetzen lebten.

In dem dann beginnenden Kampfe Karthagos mit Rom um die Welt-herrschaft konnte das erstere sich nur auf die einheimische Bevölkerung der Hinterländer stützen, denn die städtische punische war nicht im Stande, die ungeheuren Heere zu stellen, welche in den drei großen Kriegen gegen Rom in's Feld geführt wurden. Die Feldherrn und Offiziere waren zwar Karthager, die großen Massen der Truppen Hamilcars und Hannibals aber

200 Gustav Diercks in Steglitz —Verlin.

Berbern, und ihrer Kraft verdankten die Barkiden jene glänzenden Erfolge in Spanien und Italien.

Der endgiltige Sieg Roms über seinen Nebenbuhler bedeutete keineswegs die unmittelbare Besitzergreifung des unter karthagischer Oberhoheit gestandenen Nordafrika. Wie in Spanien mußte Rom auch hier Jahrhunderte hindurch um die unbedingte Herrschaft kämpfen. Auch in Friedenszeiten mußten in den an den wichtigsten strategischen Punkten gegründeten Vilitärcolonieen sehr große Garnisonen erhalten werden, um die ewig unruhigen Berbern zur Unterwürfigkeit und zur Zahlung ihrer Abgaben zu zwingen. Trotzdem brachen bei dem geringsten Anlaß Unruhen aus, die stets das Aufgebot großer Heere und der besten Generäle erforderten. Der Heerd dieser Aufstände war in römischer Zeit hauptsächlich das heutige westalgerische Bergland. Darüber hinaus bestand die römische Herrschaft eigentlich nur dem Namen nach. Denn wenn auch die Provinz Mauritanm Tingitana, das jetzige Marokko, natürlich dem römischen Reiche einverleibt war und der Hauptstadt einen großen Theil des von ihr benöthigten Getreides, Sklaven, Gold, Elfenbein, Citmsholz und zahlreiche andere werthvolle Rohproducte lieferte, so beschränkte sich die thatsächliche Herrschaft der Römer in dieser Provinz doch nur auf die Küsten und befestigten Lager und Colonieen, welche an der Karawanenstraße nach den Saharaöasen angelegt waren. Die schweren Verluste, welche die Römer trotz ihrer bei weitem überlegenen Kriegskunst jedes Mal erlitten, wenn sie mit den Bergvölkern des Atlas und der nördlichen Gebirgsketten des Nif in Berührung und in Kampf kamen, standen in keinem Verhältniß; zu den Tributen, die sie schließlich erzwangen, und der weitaus größte Theil der Mauretanier erfreute sich in Wirklichkeit der vollsten Unabhängigkeit. Die außerordentlich geringen Ueberreste römischer Cultur im Innern Marokkos beweisen ebenfalls die auch sonst hinlänglich erhärtete Thatsache, daß die Römer dort nur in geringer Zahl ansässig waren. Auch die Verkehrssprache war selbst in Tingis (Tanger) und den wirklich im römischen Besitz befindlichen Gebieten nicht die lateinische — welche nur im amtlichen «Verkehr angewandt wurde — sondern die phönizische und im Innern des Landes die berberische. Als die Vandalen um die Mitte des fünften Jahrhunderts Spanien verließen, nach Afrika zogen und dort ein Reich gründeten, gewährten die westlichen Berbern ihnen jede gewünschte Unterstützung, da die Germanen den Zweck verfolgten, die allen Nordafrikanern verhaßten Römer und Byzantiner aus den von Urzeiten her ihnen gehörenden Küstenländern zu verdrängen. Sie machten allerdings bald wieder die alte Erfahrung, daß die Fremden dahin strebten, sich zu ihren Herren aufzuwerfen. Nach Geiserichs Tode 477 änderten die Berbern daher ihr Verhalten, erhoben sich bei jeder günstigen Gelegenheit gegen ihre neuen Bedrücker und unterstützten damit die Bemühungen der Byzantiner, halfen den Sturz des Vandalenreiches herbeiführen — um eben doch nur wieder ihren Lehnsherrn zu wechseln.

Marokko und die Maiokkofiage. 20^

Gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts brauste aus dem Osten ein Wüstensturm daher, unter dessen Ungestüm die ältesten Staaten in Trümmer sanken. Bei den Beduinen der Wüste Arabiens war ein neuer Religionsstifter erstanden, und die Nachfolger Mohammeds führten in ihrer Begeisterung für den Islam ihre Schwerter mit solcher Kraft, daß binnen wenigen Jahrzehnten ein Weltreich geschaffen wurde, welches dem römischen an Größe gleichkam. Schon 640 waren die Araber in Aegypten eingedrungen, und erftaut sahen die Verbern, welche in ihnen Stammverwandte und Befreier vom Joch der Byzantiner erblickten, ihre Erfolge gegen die letztern in Cyrene und Tripolis. Die inneren Unruhen im Chalifat unterbrachen aber häufig die auf die Eroberung ganz Nordafrikas gerichteten Unternehmungen, und als die Verbern dann gewahrten, daß auch die Araber es nur auf die Herrschaft über ihre Länder abgesehen hatten, wandelten sie sich in so erbitterte Gegner der Eindringlinge um, daß diese ihre besten Generäle und große Heere aufbieten mußten, um sie zu unterwerfen, nachdem der Widerstand der Byzantiner schon vollständig gebrochen war. Mehrere Male wurden jene kampfgeübten Heere der Araber, welche die Syrer, die Griechen, die Perser überwunden hatten, trotz ihrer militärischen Schulung, ihrer überlegenen Waffen und ihrer Taktik von den Berbern aus dem Innern des heutigen Algerien bis nach Kairawan und Tripolis zurückgedrängt und um alle ihre mühsam errungenen Vortheile gebracht. Und als es endlich schien, daß die Berbern ihren Gegnern nicht mehr Widerstand leisten konnten, da stellte sich eine Frau, eine Priesterin, Dann«, an die Spitze ihrer Landsleute, schlug den General Hasan Ibn Noman vollständig und zwang ihn, sich bis Barka zurückzuziehen. Um seine Rückkehr zu erschweren, um den Westen vor der Eroberung zu bewahren, ließ sie alle Ortschaften, alle Bodencultur in weiten Gebieten vernichten, damit das arabische Heer in dieser künstlich geschaffenen Einöde keinen Lebensunterhalt, keinen Stützpunkt fände und sie nicht passiren könne. Hassan überwand jedoch alle Schwierigkeiten und vermochte nach zahlreichen furchtbaren Kämpfen, das Heer der Kahina zu besiegen und sie zu tödten.

Mauretanier waren es hauptsächlich gewesen, die die Gefolgschaft dieser muthigen Frau gebildet, erfolgreicher als irgend ein anderes Volk die Araber bekämpft, ihnen die ersten schweren Niederlagen beigebracht hatten. Die Araber konnten nun wohl den äußersten Westen, den Maghreb al Nksa ihrem Reiche einverleiben, nicht aber die Stämme der Veraländer ihrer Herrschaft unterwerfen. Diese blieben ebenso unabhängig unter ihren eignen Führern, wie sie es unter den Phöniziern, Karthagern, Römern und Byzantinern gewesen waren. Die Araber breiteten sich im Süden der Atlasländer und an den Küsten aus — in die Rifgebirge, in die Gebirgstäler des Innern drangen sie nicht ein.

Schon in römischer Zeit hatten die Risioten begonnen, die Südküsten Spaniens zu brandschatzen und den Seeverkehr in der Nachbarschaft durch 3l»lb und Süd. I^III,, 18«. 14

202 Gustav vieicks in 5teglitz —Veilin,
ihre Räubereien zu beeinträchtigen. Als die Araber sich nun an der Meer-
enge von Gibraltar festsetzten, wurde auch ihre Aufmerksamkeit auf das
gegenüberliegende fruchtbare Land gelenkt, und besondere politische Ereignisse
in Spanien bewogen sie, den Plan zu fassen, überzusetzen und die reiche
Pyrenäenhalbinsel dem Islam zu unterwerfen. Nachdem 710 eine
Recognoscirung ausgeführt worden, ging 711 der von Musa über den
Maghreb al Aksa eingesetzte Statthalter Tarek mit einem überwiegend aus
Marokkanern bestehenden Heere nach Spanien und brachte dem nahezu vier
Mal so starken westgothischen Gegner am Salado jene Niederlage bei, welche
entscheidend für das Geschick des Landes wurde. 712 wurde dasselbe bis
auf einige kleine Gebiete im kantabrischen Gebirge vollständig unterworfen,
und in ungeheuren Schaaren strömten nun vor Allen die Verbern herbei,
um ihren Antheil an der Beute zu erhalten und sich in dem fruchtbaren
Lande niederzulassen. Sie bildeten den bei weitem größten Theil der
mohammedanischen Bevölkerung, wenngleich die Araber die Herrschaft besaßen
und alle einflußreichen Äeniter für sich in Anspruch nahmen. Wie im
Maghreb führte der nie erloschene Haß der Berbern gegen die Araber dort
unmittelbar nach der Eroberung >zu Zwistigkeiten zwischen ihnen und dann
zu den beständigen Unruhen und Bürgerkriegen, welche schließlich den Verfall
des Chalifats Cordova beschleunigten und den christlichen Spaniern die
Wiedereroberung der Halbinsel erleichterten.
Administrativ gehörten der Maghreb al Aksa wie das Emirat Andalusien
Anfangs zu dem Emirat Ifrityia, dessen Hauptstadt Kairaman war. In
Wirklichkeit war der Maghreb jedoch beinahe von vornherein unabhängig und
jedenfalls die erste Provinz, welche sich thatfächlich der Oberhoheit der Chalifen
von Damaskus entzog. Um die die Steuern verweigernden berberischen
Stämme zur Votmäßigkeit zu bringen, wurden von Kairawan tüchtige Feld-
herren und große Heere ausgesandt, erlitten jedoch fast immer Niederlagen.
740 und 741 errangen die Marokkaner aber so entscheidende Siege, und die
Versuche, das Ansehen der arabischen Macht herzustellen, erwiesen sich als so
völlig nutzlos, daß die Emire von Ifrikyia nach jener Zeit die Maghrebener
sich selbst überließen und sich darauf beschränkten, durch die Sicherung ihrer
Besitzungen an den Küsten und in den Gegenden, in welchen sich arabische
Stämme niedergelassen hatten, den Schein der Herrschaft über das ganze
nordwestafrikanische Reich zu wahren. Die berberische Bevölkerung begnügte
sich aber nicht einmal mit der politischen Unabhängigkeit, sondern sagte sich
auch in religiöser Beziehung von dem Beherrscher aller Gläubigen in Da-
maskus los, indem sie ihre eigenen Chalifen und Glaubensfürsten (Emir al
Mumenin) aus ihrer Mitte erwählte. Dieser Umstand trug auch dazu bei,
die zahlreichen Stämme, die natürlich politisch von einander ganz unabhängig
waren, enger mit einander zu verbinden.
750 war die Ommajadendnnastie von den Abbassiden in Damaskus
gestürzt und vernichtet worden. Eines der wenigen dem Blutbade entronnenen

Marokko und die Marokkofiage, 202

Glieder jener Familie: Abderrahman hatte schließlich bei dem mächtigen maghrebinischen Stamm der Zenata Zuflucht gefunden, und mit ihrer Hilfe konnte er dann nach Spanien übersetzen und dort das Chalifat Cordova gründen, das sich nunmehr ebenfalls von dem Reiche abtrennte.

Bald darauf gelangte ein anderer arabischer Flüchtling nach dem Maghreb, es war Edris Ben Edris, der dort 807 die Stadt Fez baute und zum Sitze der Dynastie seines Hauses, der Edrisiden, machte. Gestützt auf die Kraft der Maghrebener konnten diese Fürsten zeitweise ihre Herrschaft bis an die östlichen Grenzen von Afrika ausdehnen.

Später, im 10. Jahrhundert, wurde der Maghreb von dem Chalifen von Cordova, Abderrahman III., und dann vorübergehend von den Fatimiden besetzt; doch allen fremden Eroberern: gegenüber beobachteten die reinen Berberstämme, namentlich die des Atlas und des Nif, immer dasselbe Verhalten wie ihre Vorfahren. Wer es wagte, ihnen ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu nehmen, bekam auf das empfindlichste ihre Widerstandskraft zu fühlen, und die bestgeschulten Truppen und die hervorragendsten Feldherren vermochten nicht, sie auf die Dauer zur Botmäßigkeit zu bringen.

Aber auch die Christen Spaniens sollten die ganze Wucht ihres Angriffs und die Schärfe ihrer Schwerter an sich erproben.

Gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts entstand nämlich bei den Lemtuna, einem der die Wüstenasen beherrschenden Berberstämme, die Secte der Almoraviden, welche sich die Aufgabe stellten, die freieren, religiösen Anschauungen ihrer Zeit zu bekämpfen und den Islam in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen. Fanatisirt von ihren Führern und besonders von einer Frau Namens Seinab brachen sie um 1042 aus ihren Wüsteneien gegen die im Süden des Atlas gelegenen Gebiete auf, warfen die Heere nieder, die ihnen entgegengeschickt wurden, gründeten 1062 Marrakesch und machten dieses zur Hauptstadt eines Reiches, das sich bald bis nach Tunesien erstreckte. Inzwischen war das Chalifat Cordova gestürzt, zahllose kleine Staaten waren in Spanien entstanden, und die christlichen Fürsten benutzten diese Zersplitterung der Mohammedaner, um ihre Eroberung der Halbinsel mit so großem Eifer zu betreiben, daß die Vertreter des Islam sich bald auf das Aeußerste bedrängt sahen. In dieser Noth wandten sie sich an den Moravidenfürsten Iusuf Ben Taschfin um Hilfe, und am 23. Oktober 1086 wurden die Christen in der Nähe von Badajoz von dem Berberheere vollständig geschlagen. Aufgestachelt durch die Heiligen und Fakire, welche über die unter den Arabern Spaniens herrschende Freigeisterei auf das Höchste empört waren, setzte Iusuf gegen Ende des 11. Jahrhunderts die meisten kleinen Fürsten ab und verleibte das islamitische Spanien, welches er wieder bis zum Ebro erweitert hatte, seinem marokkanischen Reiche ein. Die fanatischen, uncivilisirten Berbern aber zerstörten in ihrer blinden Glaubenswuth zum Theil die großartigen Schöpfungen der spanischen Araber.

Während die Herrschaft der Moraviden dann allmählich dem Verfall

14*

20H Gustav viercks in Steglitz—Veilin.

entgegenging, entstand in den Susländern eine neue Secte, die der Almohaden, welche den ihrer Meinung nach bedrohten Monotheismus zu befestigen suchten. Da die Moraviden sich auf die Dauer den Einflüssen der andalusischen Cultur nicht hatten verschließen können und von den strenggläubigeren Mohaden schließlich als Ketzer betrachtet wurden, so kam es in Marokko zwischen den beiden Secten zum Kampfe, der nach siebenjähriger Dauer 1147 mit dem Sturz der Momoidendynastie, mit dem vollständigen Siege der Mohaden endete. Diese traten das Erbe jener an, und von den mohamedanischen Königen Spaniens zu Hilfe gerufen, gingen sie auch dorthin und kämpften mit wechselndem Glück, bis sie bei Alarcos am 19. Juli 1195 ein gegen sie aufgebotenes großes Kreuzheer vollständig vernichteten. Der Rückschlag blieb aber auch bei ihnen nicht aus, und nachdem sie 1212 von den Christen bei Aava8 äs loloza geschlagen worden, ging auch ihr Reich dem Verfall entgegen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war selbst in Marokko ihre Macht gebrochen, und die Dynastie der Meriniden gelangte für die Dauer von drei Jahrhunderten im Maghreb zur Herrschaft. Während derselben wurde der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond in Spanien beendet, und waren schon in dem Maße, wie die Christen nach Süden vordrangen, zahllose Mohammedaner nach Marokko ausgewandert, um dorthin auch einen Theil der Cultur zu übertragen, welche im arabischen Spanien herrschte, so wurde der Maghreb vollends nach dem Fall Granadas von großen Massen andalusischer Flüchtlinge überschwemmt. Die inneren Wirren des Merinidenreiches waren aber der Pflege der Cultur nicht förderlich, und während die beständigen Bürgerkriege die Bevölkerung decimirten, gerieth die Cultur in Verfall und wich schließlich der Barbarei, welche die Herrschperiode der Nachfolger der Meriniden kennzeichnete.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschienen im Süden Marokkos, in Tasilet angebliche Nachkommen der Tochter des Propheten und ihres Gatten Ali, sogenannte Schürf« oder Scherifen. Durch ihre Strenggläubigkeit wußten sie sich großen Anhang zu verschaffen und benutzten ihre wachsende Macht dann, um sich zu Herren des Landes aufzuwerfen. Dies gelang ihnen vollständig, und während eines Jahrhunderts lenkte die erste Dynastie der Saaditischen Scherifen die Geschicke des Maghreb. Dann wurden diese von einer neuen Scherifendynastie, der der Fileli, verdrängt, welche bis heute die Macht in ihren Händen bewahrt hat. Die Geschichte beider wird gebildet durch eine fast ununterbrochene Reihe von Aufständen und Kriegen. Bald gaben Thronstreitigkeiten und Erbfolgefragen zu Kämpfen Veranlassung, obgleich die Fürsten fast immer den Grundsatz beobachteten, sich bei dem Regierungsantritt aller Thronprätendenten durch Mord zu entledigen und die Thronfolge ihren Söhnen zu sichern. Bald waren es Erhebungen der Stämme, welche die Steuern verweigerten; Heere mußten dann aufgeboden werden, um die Nebellen zu züchtigen.

Durch die ganze Geschichte Marokkos können wir also den Kampf der

Marokko und die Maloklofiage. 205

eingeborenen Stammbevölkerung gegen alle fremden Elemente, die in das Land eingedrungen sind, und gegen alle, die sich die Herrschaft über sie anmaßen, verfolgen. Unbekümmert um die Masse ihrer Gegner haben die Risioten und andere überwiegend berberische Gebirgsstämme in ihrem blinden politischen und religiösen Fanatismus stets für die Unabhängigkeit und für ihren Glauben ihr Leben eingesetzt und die furchtbarsten Blutopfer dargebracht. Der Kampf, den wir in den letzten Wochen zwischen den Angheras und den Regierungstruppen sich haben abspielen sehen, giebt nur eine schwache Vorstellung von den Vernichtungskriegen, die aus gleichen Ursachen in früheren Zeiten geführt worden sind und gewöhnlich mit der Aufreißung eines der Gegner, mit der Vollstreckung der Todesstrafe an Hunderten von Männern der überwundenen aufständischen Stämme geendet haben.

Bekannt ist es, was für Opfer an Geld und Menschen Frankreich bringen mußte, um nur die kleine Kabylie vollständig zu unterwerfen. Nun weiß man ja aber, daß den marokkanischen kriegesischen Bergbewohnern und ihren Brüdern, den Tuaregs der südlichen Provinzen und des Saharagebiets an Muth und Zähigkeit, an Freiheitsdrang und Fanatismus kein Volkselement Nordafrikas vergleichbar ist. Nirgends bestehen so viele geistliche Orden wie in Marokko; nirgends haben die Marabuts und Fakire einen größeren Einfluß auf die Massen; nirgends ist der Haß gegen die Christen glühender, der heilige Krieg volkstümlicher, die Leidenschaft leichter zu erregen. Daneben aber sind gerade die Berbern für die Fortschritte der Cultur nicht unempfänglich, so weit es sich um Dinge handelt, die mit ihren politischen und religiösen Grundsätzen vereinbar sind. Sie sind im ersten Zusammenstoß mit den fremden Eroberern hinsichtlich ihrer Bewaffnung immer im Nachtheil gewesen, und trotzdem haben sie ihnen selbst dann immer furchtbaren Schaden zugefügt. Sehr bald aber haben sie sich bemüht, ihre Waffen zu verbessern, die der Gegner anzunehmen. Von außerordentlicher Genügsamkeit und Nüchternheit, von unglaublicher Ausdauer im Ertragen von Strapazen, von Kindesbeinen an gewöhnt, die Unbilden des Wetters, die größten Temperaturwechsel zu ertragen, sind sie wegen dieser Eigenschaften schon allen denen überlegen, welche an das Klima, an die Anstrengungen des Bergsteigens und der afrikanischen Kriegsführung nicht gewöhnt sind. Vollends in ihrer Heimat, sei es in den rauhen Gebirgsländern, wie in den Wüsteneien des Südens, gleicht die genaue Ortskenntnis; ein gut Theil des Mangels an militärischer Schulung und Taktik aus.

Zieht man somit die Ergebnisse der Geschichte Marokkos und die daraus auch erhellende Eigenart der Bevölkerung in Betracht, so dürfte man schließlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß, abgesehen von den Küstenstrichen und den größeren Städten, eine vollständige Eroberung des Landes kein müheloses Unternehmen sein würde. Der Umstand, daß die Marokkaner das Eindringen der Cultur, der sie nur verweichlichenden Einfluß beimessen, in ihr Land immer zu verhindern gewußt haben, hat allerdings dazu beigetragen.

206 Gustav viercks in Steglitz—Veilin.

den rohen bedürfnislosen Kabylen ihre volle Lebenskraft zu erhalten, und man begreift, daß diese urkräftigen Bergbewohner und die Tuaregs der Sahara mit größter Verachtung auf die schwächlichen, trägen Mauren der Städte und auf die verweichlichten Ausländer blicken, welche selten ihre Nahrung und Kleidung den dortigen klimatischen Verhältnissen anpassen. Völlig frei von Vermischung mit anderen Volkselementen hat sich allerdings nur ein kleiner Theil der ursprünglich ausschließlich berberischen Bevölkerung erhalten. Ebenso klein ist die Zahl der arabischen Stämme, die die Verbindung mit anderen ethnischen Elementen streng vermieden haben. Das Mittelglied zwischen diesen beiden herrschenden und bestimmenden Factoren bilden die Mauren, die aus der Vereinigung von Berbern mit allen den fremden Völkern hervorgegangen sind, die im Laufe der Zeit den Boden Nordafrikas betreten und seinen ältesten Einwohnern den Besitz desselben streitig gemacht haben. Daneben sind noch die Juden zu erwähnen, deren Zahl 150,000 kaum überschreiten dürfte und die die Träger des Handels und vieler Zweige der Industrie sind. — Die Neger, welche im Mittelalter großen Einfluß ausgeübt und durch ihre Mischung mit den südlichen Stämmen Marokkos nicht unwesentlich auf die Entwicklung und Bildung der jetzigen Bevölkerung des Landes eingewirkt haben, spielen gegenwärtig keine bedeutende Rolle mehr. Die spärliche europäische Bevölkerung der Städte hat natürlich keinen Einfluß auf die Gestaltung der ethnischen Verhältnisse. Der bestimmende Factor ist nach wie vor in Marokko immer noch der berberische, und mit diesem muß in erster Linie und unter allen Umständen auch bei der Lösung der marokkanischen Frage gerechnet werden. Nur mit seiner Hilfe sind dauernde durchgreifende politische Umgestaltungen in Marokko zu erzielen. Wenn das Land zu irgend welcher Zeit eine Art von einheitlichem Organismus, einen Staat gebildet hat, der in etwas dem Begriff entsprach, welchen die Culturvölker der Gegenwart mit diesem Wort verbinden, so ist dies nur unter dem Zusammenwirken der vielen — an sich aber immer selbständig gebliebenen — Berberstämme möglich gewesen. Wenn die Dynastien, deren Ursprung ja allerdings meist auf die Familie des Propheten zurückgeführt wurde, somit arabisch war, irgend welche Bedeutung erlangten, große Reiche schufen, die fast ganz Nordafrika und die iberische Halbinsel umfaßten, so konnte dies nur unter Beihilfe der Berbern geschehen. Drei Mal ist Spanien von ihnen erobert, drei Mal das Christenthum in diesem Lande von den marokkanischen Kabylen in seiner Herrschaft auf das einstlichste bedroht worden. Was die Karthager Großes geleistet haben im Kampfe gegen Rom, die Erfolge der Araber im ganzen Westen waren wesentlich der Muskelkraft, der Tapferkeit und Zähigkeit der Maghrebiner zu danken.

Alle staatlichen Umwälzungen von irgend welcher Bedeutung in Marokko sind stets von innen heraus erfolgt. Eine politische Neuordnung von außen her kann auch jetzt nicht — trotz unserer modernen vorzüglichen Kampfmittel

Marokko und die Marokkofrage. 20?

— wider den Willen der unter dem Einfluß der mächtigen geistlichen Orden stehenden fanatischen berberischen und arabischen Bergkabylen und Wüstenstämme erzielt werden. Soll eine solche angebahnt werden, so muß versucht werden, die Erkenntniß ihrer Notwendigkeit im Volke selbst zu erwecken. Sind zwar die Erfahrungen der Franzosen in Algier nicht maßgebend für das noch viel schmieriger zu behandelnde marokkanische Volk, so können sie doch verwerthet, und namentlich können viele Fehler vermieden werden, die die Franzosen begangen haben.

Wenn man nicht die Marokkaner geradezu ausrotten und, nach dem Vorbilde des Verfahrens vieler Scherifen gegen einzelne Stämme, eine Schlächterei in größtem Maßstabe veranstalten will, so ist ein gewaltsames Aufdrängen einer neuen Fremdherrschaft daselbst nicht denkbar.

Bei Beurtheilung marokkanischer Verhältnisse denselben Maaßstab anzulegen wie an das türkische Reich, die in letzterem herrschenden Zustände denen des Maghreb gleich zu setzen, ist nur bei völliger Unkenntniß der letzteren möglich. Wie die Türken von den Arabern und Berbern ganz verschieden sind, so auch ihre Leistungen und der Charakter ihrer Staatsgebilde. Als Herren des übrigen Nordafrika bemühten sich die Türken, auch den äußersten westlichen Theil in ihren Besitz zu bringen, und anläßlich der Kämpfe zwischen den Meriniden und saaditischen Scherifen griffen die algerischen Türken wiederholentlich in die inneren Verhältnisse Marokkos ein. Auch die vielen Kriege um den Besitz Tlemcens und überhaupt des westlichen Algerien zwischen Marokkanern und Türken boten den letzteren Gelegenheit, in den Maghreb einzudringen, ja sogar einmal Fez zu besetzen, sie konnten sich dort aber niemals halten, haben nie auch nur für kürzere Dauer die Herrschaft über das Land erlangt. Was beiden Völkern gemein, ist nur die Grundlage ihres Glaubens; in zahlreichen Einzelheiten weicht aber auch die Religion der Marokkaner von der der Türken weit ab, und erst« erkennen in dem Sultan nicht den Emir al Mumenin, das Haupt der Gläubigen an. Trotzdem würden sie als Mohammedaner einander in dem Fall der Nodrängniß durch die Christen natürlich unterstützen. Nirgends in der ganzen islamitischen Welt war bei Beginn des russisch-türkischen Krieges z. B. die Kampfbegierde größer als bei den östlichen marokkanischen Stämmen. Die Beni Snussi und andere den Vernichtungskampf gegen die Christen predigenden Orden haben nirgends treuere Anhänger als dort.

Die Marokkofrage ist keineswegs ein künstliches Erzeugniß der heutigen internationalen Politik, sondern sie ist das Ergebniß der geschichtlichen Ereignisse im Maghreb und datirt mit ihren Anfängen bis in das Mittelalter zurück, hat aber im Laufe der langen Zeit ihren Charakter wesentlich verändert. Ursprünglich waren es allerdings ganz überwiegend wirtschaftliche Gesichtspunkte, welche die Aufmerksamkeit des Urhebers der Marokkofrage auf den Maghreb lenkten.

Lange vor der Entdeckung Amerikas, die ja doch gewissermassen ein

208 Gustav Vierck« in Steglitz—Veilin.

zufälliges Ergebniß des Suchens nach einem Seewege nach dem reichen östlichen Asien mar, beschäftigte man sich in Portugal auf das Eifrigste mit der Lösung dieser Aufgabe. Der Infant Heinrich der Seefahrer scheute keine Mittel, die Westküsten Afrikas erforschen und Versuche anstellen zu lassen, durch Umschiffung dieses Continents den Weg nach Indien zu bahnen. Der praktische Erfolg dieser Bemühungen war jedoch ein sehr geringer, und er faßte daher den Plan, diesen Weg auf dem Festlande zu suchen. Den damaligen geographischen Anschauungen gemäß nahm er an, daß bei Durchquerung Afrikas in südöstlicher Richtung bald das Meer erreicht werden mußte, welches Indiens Küsten bespült. Der Besitz des Maghreb al Als« war hierfür die erste Vorbedingung und Voraussetzung. Andererseits lockte auch der Bodenreichtum des Landes den armen Infanten, dessen Mittel ganz unzureichend für die Ausführung seiner großen Pläne und Expeditionen waren, Marokko für Portugal zu gewinnen.

Da nun die angegebenen ursprünglichen Gründe sicherlich nicht im Stande gewesen wären, dem Gedanken der Eroberung Marokkos das Interesse seines Vaters König Johann I. zuzuwenden, so wurde ein anderer Vorwand gesucht: es wurde dem geplanten Unternehmen ein religiöser Anstrich gegeben. Unter solchen Umständen wurde es nach langen Mühen möglich, ein kleines Heer von Kreuzfahrern der verschiedensten Nationen zu bilden und den Versuch zu machen, den Hauptherd islamitischer Orthodoxie für das Christenthum zu erobern. Mehr der Meeresströmung, als dem Willen des Infanten folgend, richtete die kleine Flottille ihren Lauf gegen Ceuta, das durch das unerwartete Erscheinen der christlichen Truppen vollständig überrascht und ohne große Schwierigkeiten erobert wurde, da es keinerlei Vertheidigungsmaßregeln hatte ergreifen können. Dieses erste günstige Ergebniß regte aber den Infanten nur zur weiteren Verfolgung seiner Zwecke an, aber da König Johann sehr bald gewahr wurde, daß der neue Besitz nichts einbrachte, jedoch viel kostete, so wollte er nichts weiter von diesem Marokkofeldzuge hören. Sobald indessen Dom Duarte zur Negierung gelangt war, erneuerte Heinrich seine Bemühungen, und es gelang ihm endlich, seinen Bruder zu bewegen, seine Einwilligung zu einem neuen Zuge nach dem Maghreb zu geben. Unter großen Opfern wurde ein kleines Expeditionscorps zusammengebracht, das endlich 1437 unter Führung der Infanten Heinrich und Fernando absegelte. Tanger war dieses Mal das Ziel der Fahrt, aber eine vollständige Niederlage war das Ende dieses Unternehmens. Beide Infanten wurden gefangen genommen und schließlich der Friede nur unter der Bedingung der Rückgabe Ceutas vereinbart. Während der Infant Fernando als Geißel zurückbehalten wurde, begab sich Heinrich nach Lissabon, um die Sache mit dem König zu berathen. Letzterer rathisizirte jedoch das Abkommen nicht, und der Infant Fernando wurde daher nach Fez geführt und dort nach einiger Zeit getödtet. Theils um den Bruder zu rächen, hauptsächlich aber, um seine großen geheimen Pläne zu fördern, war Heinrich unaufhörlich bemüht, die Unter-

Marokko und die Marokkofiage. 20)

stützung der Krone für einen neuen Feldzug zu gewinnen. Erst kurz vor seinem Tode willfahrte Alfons V. seinem Wunsch, und es gelang 1458 Alcazar Seguer zu besetzen. 1471 wurde dann auch Tanger genommen, welches bis 1660 in portugiesischem Besitz blieb, darauf aber als Mitgift der Gemahlin Karls II. an England abgetreten wurde. Die Erhaltung dieser fernen Kolonie war den Engländern jedoch auf die Dauer zu kostspielig, und sie überließen den Ort nach Vernichtung des Hafendamms den Scherifen. Ceuta dagegen, das 1580 mit Portugal an Spanien überging, ist trotz zahlloser Versuche der Marokkaner, diesen wichtigen festen Platz wiederzuerlangen, trotz des 25 jährigen Krieges um ihn zwischen ihnen und den Spaniern 1694—1720 dauernd im Besitz der Letzteren geblieben.

Waren es überwiegend mirthschaftliche und handelspolitische Ursachen gewesen, welche den Infanten Heinrich den Seefahrer bewogen hatten, nach dem Besitz Marokkos zu streben, so traten während der nächsten Zeit die religiösen Rücksichten in den Vordergrund. Der Kampf des Kreuzes gegen den Islam war auf der Iberischen Halbinsel durch seine beinahe 800 jährige Dauer so volksthümlich geworden, daß, als er mit der Eroberung Granadas endete, die Geistlichkeit daran denken konnte, ihn auf afrikanischem Boden fortzusetzen, dort Rache zu nehmen für die lange Herrschaft des Islam über ein ursprünglich christliches Land. Nebenbei hoffte man freilich auch, der Plage der Seeräuberei durch Eroberung der Nordtüste Westafrikas ein Ende zu machen. Cardinal Ximenez wußte König Ferdinand für diesen gottgefälligen Plan zu begeistern, dessen Ausführung mit keinerlei Schmierigkeiten verknüpft schien; er setzte daher die Ausrüstung einer Expedition durch, welche sich zunächst gegen Oran richten und nach Eroberung dieser Stadt, nach Gewinnung eines festen Stützpunktes in derselben die Vernichtung des mohammedanischen Reichs im Westen und Osten im Gefolge haben sollte. Das Unternehmen erwies sich jedoch als sehr viel ernster, als man gedacht hatte. Vier Jahre mußte unter Aufgebot riesiger Geldsummen und großer Truppenmassen gekämpft werden, ehe es 1509 gelang, Oran wirklich zu erobern, das dann 100 Jahre in spanischem Besitz blieb. Die übermäßigen Opfer an Geld und Menschenleben dämpften die Begeisterung, mit der der Gedanke der Vertreibung der Mohammedaner aus Marokko und Algier Anfangs aufgenommen worden war, und zu versuchen, den mit so großer Mühe erworbenen Besitz zu erweitern, war König Ferdinand nicht geneigt.

In Portugal aber wurde die Idee eines Kreuzzuges gegen Marokko aufgenommen. Der gekrönte religiöse Schwärmer Dom Sebastian suchte sie zu verwirklichen, und als er dann vollends im Jahre 1578 von dem entthronten Scherifen Mulev Mohamed gegen den Usurpator des Thrones Abdelmelik um Hilfe gebeten wurde, glaubte er darin ein Zeichen Gottes zu erblicken, das geplante Werk der Eroberung des Maghreb für das Christenthum ausführen zu sollen. Entgegen allen vernünftigen Rathschlägen rüstete er unter größten Opfern ein kleines Kreuzheer aus, das aber in der mörderischen

2^0 Gustav Dierckz in Steglitz—Verlin,
Schlacht von Alkazar Kebir bis auf wenige Mann vernichtet wurde. Der
König fand in derselben den Tod, und Portugal verlor in Folge der dadurch
verfchlmmerten inneren Wirren seine Unabhängigkeit, wurde von Philipp 17.
von Spanien annectirt.

Diese traurigen Erfahrungen setzten den Eroberungsgelüsten der Spanier
und Portugiesen ein Ziel. Die eifrige Betheiligung der Risioten und der
westlichen Küstenbewohner Marokkos an der Seeräubern brachte allerdings
häufige kleine Expeditionen mit sich, die indessen keine ernstere Verwicklungen
zwischen den christlichen Mächten und den Scherifen herbeiführten, da letztere
über die betreffenden Stämme keine Autorität ausübten und daher auch keine
Verantwortung für ihre Thaten übernahmen. Dafür erweiterten aber die
Spanier unter der Hand ihre Besitzungen an den Küsten Marokkos.

Die Engländer hatten zwar 1684 auf Tanger verzichtet, weil ihnen dieser
Besitz zu viel kostete. Sie sollten diese That aber bald bereuen, denn sie
waren nicht blind für den großen Werth Marokkos als Produktionsland sowohl
wie als Markt für die Erzeugnisse der englischen Industrie. Sahen sie zu
spät ein, wie außerordentlich wichtig es für sie gewesen wäre, einen festen
Stützpunkt, einen Stapelplatz für ihre Maaren wie die marokkanischen und
die Innerafrikals zu haben, so suchten sie doch wenigstens nun den Handel
dieses Landes zu monopolisiren und ihren Einfluß auf die Scherifen auf das
äußerste zu steigern. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir
sogar mehrere Engländerinnen als Gemahlinnen von Scherifen eine sehr be-
deutende Rolle in der inneren Politik des Maghreb spielen.

Seitdem die Engländer sich in den Besitz Gibraltars gesetzt hatten, waren
sie sich auch der geographischen Lage Marokkos bewußt geworden, und mit
Besorgniß hatten sie den Krieg von Ceuta verfolgt, der schließlich zu ihrem
Bedauern mit dem Siege der Spanier endete. Ihre Befürchtung, daß Philipp V.
denselben ausbeuten und einen größeren Theil Marokkos besetzen würde, wie er
es thatsächlich beabsichtigt hatte, wurde allerdings durch das Zögern des Königs
und dann durch die Verhinderung desselben, den Plan auszuführen, beseitigt.
Sie gelangten aber doch zu der Erkenntniß, daß ihre Politik unbedingt darauf
gerichtet sein mußte, zu verhüten, daß die Spanier ihre Besitzungen jenseits
der Meerenge vergrößerten und Macht und Einfluß im Scherifenreiche ge-
wannen. Die dominirende Stellung Marokkos am Eingange in des Mittel-
meer machte es für England zu einer der wichtigsten politischen Aufgaben,
darüber zu wachen, daß keine europäische Großmacht sich daselbst festsetzte,
denn die Benutzung einer der wichtigsten Verkehrsstraßen konnte dadurch unter
Umständen erschwert und der Besitz Gibraltars entwerthet werden. Es war
schon schlimm genug, daß die zweite der Säulen des Herkules, die die Stützen
des Thores zwischen dem Mittelmeer und dem Atlantischen Ocean bilden, sich
in spanischen Händen befand.

Als dann zu Ende des vorigen Jahrhunderts Frankreich seinen Einfluß
geltend zu machen begann, den unerwarteten Schlag gegen Aegnpten führte.

Marokko und die Marokkofiage. 2^

das Mittelmeer in einen französischen See umzugestalten suchte, Malta besetzte und Miene machte, seine Waffen gegen den Scherifen Muley Soliman zu wenden, weil er auf Englands Betreiben den Aegyptern Unterstützung gewährt hatte, da galt es auch, den Maghreb vor den Franzosen zu schützen. Die Besorgniß der Engländer stieg, als Soliman, der es sich überhaupt auf das eifrigste angelegen sein ließ, gute Beziehungen zu allen christlichen Großmächten anzuknüpfen, mit Frankreich ein Bündniß schloß.

Damit war der Marokkofiage der politische Charakter gegeben, den sie seit jener Zeit bis auf den Augenblick behalten hat und der nur im Laufe der letzten Jahrzehnte unter dem Einfluß der inzwischen eingetretenen Ereignisse sehr viel ernster geworden ist, als er ursprünglich war. Ueberraschend aber ist es, daß England, welches in der That den Handel Marokkos im vorigen wie in diesem Jahrhundert beinahe vollständig beherrschte, die verschiedenen günstigen Gelegenheiten nicht wahrnahm, Tanger wiederzunehmen, wozu es immerhin ein gewisses Recht gehabt hätte. Die anfänglich noch wenig verwickelte Marokkofiage wäre damit zwar noch nicht gelöst, aber doch verhindert worden, sich derart zuzuspitzen, wie es jetzt geschehen ist.

Einen der wichtigsten Anlässe der christlichen Mächte zu Streitigkeiten mit der scherisischen Regierung bildete unausgesetzt die Piraterie. Denn in dem Maße, wie es gelang, dieselbe an den Küsten von Algier, Tunis und Tripolis zu beschränken, entfaltete sie sich an den Küsten Marokkos, und die Scherifen sahen sich schließlich, wahrscheinlich auf den Rath der Engländer, gezwungen, den beständigen Klagen und Entschädigungsansprüchen der christlichen Mächte dadurch zu begegnen, daß sie selbst die Verpflichtung übernahmen, diesen Räubereien der Küstenbewohner ein Ende zu machen.

Andernfalls mußten die Beherrscher des Maghreb jeden Augenblick gewärtig sein, fremde Heere in ihrem Lande erscheinen zu sehen, die dann möglicherweise nicht so leicht wieder aus demselben zu verdrängen waren. Gegen Zahlung von jährlichen Tributen seitens der christlichen Mächte schützten die Scherifen nunmehr wirklich die Schiffe derselben vor der Plünderung — so weit sie dies vermochten — und dieser Zustand dauerte theilweise bis zum Jahre 1845, obgleich mehrere Negierungen sich schon 1815 von dieser lästigen Steuer befreiten. Natürlich hörten trotz dieser Einrichtung und trotz der Handelsverträge die Räubereien nicht auf, denn die Risioten besonders, welche die Oberhoheit der Fürsten von Marrakesch nie anerkannt hatten, kümmerten sich weder um diese Verträge noch um die Tribute der europäischen Regierungen und schädigten ganz besonders die spanischen Schiffer. Sie lagen aber auch immer mit den Bewohnern der ihnen auf das Aeußerste verhaßten spanischen Presidios im Streit, und es kam darüber unaufhörlich zu Auseinandersetzungen zwischen der spanischen Negierung und der scherisischen. England, das um jeden Preis den Ausbruch eines Krieges zwischen den beiden Mächten verhüten wollte, war sehr häufig gezwungen, seine ganze diplomatische Geschicklichkeit aufzubieten, um einen ernsten Conflict zu ver-

2^2 Gustav Diercks in Zteglitz—Verlin,
hindern. Auch sonst vermittelte es, wenn Gefahr drahte, daß der Friede
auf irgend welche Weise gestört wurde, und dies war besonders nothwendig,
seitdem Frankreich die Eroberung Algeriens begonnen hatte. Als es 1844
trotzdem zum Kriege zwischen Marokko und Frankreich kam, wußte England
Letzterem wenigstens das Versprechen abzuzwingen, sich jeder Besitzerweiterung
über die Westgrenze Algiers hinaus zu enthalten. Obgleich Frankreich nur
ungern darauf verzichtete, die späteren Kämpfe mit Abd el Kader dazu zu
benützen, diese Grenzlinie wenigstens zunächst bis an den Muluyafluß zu
verlegen, um dann bei späteren Gelegenheiten womöglich den ganzen Maghreb
zu annectiren, so wagte es dies doch nicht, weil es dadurch England geradezu
zum Kriege herausgefordert haben würde. Und die Franzosen hatten wahrlich
auch genug zu thun, die Algerier zur Unterwerfung zu bringen, um zu ver-
meiden, daß dieselben in den Engländern Bundesgenossen erhielten.
Frankreich hat darum aber seine Absichten auf die Besitzergreifung des
östlichen Marokko keineswegs aufgegeben und wartet nur auf den dafür
günstigen Augenblick.

Während Marokko 1844 mit Frankreich in Krieg verwickelt wurde, drohte
gleichzeitig ein solcher mit Spanien auszubrechen, weil die scherisische Regierung
eigenmächtig den spanischen Consularagenten Darmon in Mazagan wegen
eines geringfügigen Vergehens hatte hinrichten lassen. Auch hier mußte
England den Vermittler spielen, denn wie Frankreich zum Zweck der Ver-
wirklichung seines Planes eines großen bis an den Senegal reichenden
afrikanischen Reiches auf den Besitz Marokkos abzielte, so erstrebte auch
Spanien denselben, weil es ein historisches Recht auf den Maghreb zu haben
glaubte. Des größten Theils seines einst so ungeheuer ausgedehnten Colonial-
besitzes verlustig gegangen, eifersüchtig auf Frankreich, das sich in Afrika
festsetzte, suchte Spanien nach einem Vorwande, sein Besitzrecht auf das un«
gemein fruchtbare Marokko geltend zu machen. Es fand denselben in dem
ihm vermeintlich zustehenden Recht der Wiederoergeltung für die lange Be-
drückung, die Spanien von den Mohammedanern erduldet hatte. Das
maurische Spanien hatte lange Zeit hindurch einen Theil des Maghreb,
dieser unter den Chalifen von Cordova einen Thell von Andalus gebildet;
in später römischer Zeit hatte das westliche Spanien administrativ zur Diözese
Spanien gehört — Gründe genug, diese Vereinigung wiederherzustellen.
Außerdem aber glaubte Spanien die Pflicht zu haben, den Maghreb der
heutigen Cultur zu gewinnen, d. h. das Christenthum in ihm zur Herrschaft
zu bringen.

Gestützt auf alle diese Grundsätze hat Spanien also in neuerer und
neuester Zeit stets das Besitzrecht auf Marokko ausschließlich für sich allein
in Anspruch genommen und dazwischen die Aufrechterhaltung des stüws yuo
in seinem zukünftigen Vasallenstaat zum Prinzip erhoben. Da aber große
Gruppen in Spanien unaufhörlich bemüht sind, jede der unbedeutenden
Streitfragen, die durch die beständigen Räubereien und Herausforderungen

Marokko und die Marokkofiage. 2[^]3

der Risioten unaufhörlich heraufbeschworen werden, zum Anlaß für einen Krieg aufzubauchen, um Spanien dadurch die erwünschte Gelegenheit zu geben, sein Besitzrecht auf Marokko geltend zu machen, so ist der Marokkofrage jener gefährliche Charakter gegeben, den sie heute hat.

1844 gelang es den Engländern, den Ausbruch des Krieges zwischen Spanien und Marokko zu verhindern, die späteren Reibereien zwischen den Nachbarn der Presidios und den Bewohnern der letzteren spitzten dann aber 1859 den Conflict so zu, daß trotz aller Bemühungen Englands der Krieg unvermeidlich wurde, der in beiden Ländern sehr volksthümlich und den Leitern der spanischen Politik besonders sehr willkommen war. England lenkte aber wenigstens den Angriff der Spanier von Tanger ab, lokalisierte den Krieg auf die Nachbarschaft von Tetuan und wußte dem Friedensvertrage eine Form zu geben, durch die seine eignen Interessen im Maghreb in keiner Weise geschädigt wurden.

In den letzten anderthalb Jahrzehnten hat nun die Marokkofrage endlich durch die eigenthümliche Ausgestaltung der allgemeinen Weltverhältnisse wieder noch einen etwas veränderten Charakter erhalten.

Die Entwicklung der Industrie, die Nothwendigkeit, neue Absatzgebiete für die ungeheuren Massen von gewerblichen Erzeugnissen und andererseits billigere Rohprodukte zu suchen, hat jene große Colonisationsthätigkeit hervorgerufen, welche seit einigen Jahren fast alle Großmächte in hohem Grade beschäftigt. Naturgemäß mußte sich unter solchen Umständen das Auge Derjenigen, welche diese Bewegung förderten, auch auf Marokko richten. Bei gründlicherer Erforschung fand man nun hier nicht nur ein an werthvollen und zum großen Theil noch garnicht berücksichtigten Rohprodukten überaus reiches und ungemein fruchtbares Land, sondern auch einen sehr vielversprechenden großen Markt für fremde Waaren, gleichzeitig aber Zustände, welche der heutigen Cultur in jeder Hinsicht spotten.

Der Wettbewerb um den Handel mit Marokko, das Bestreben der am thatkräftigsten vorgehenden Nationen, durch Abschluß von Handelsverträgen besondere Vortheile und Monopole für sich zu erringen, steigerten jedoch die Eifersucht der an Marokko von jeher am meisten interessirten Staaten und drohtm Conflictte heraufzubeschwören, wie mir es nur eben erst anläßlich der Reise des neuen englischen Gesandten an das Hoflager in Fez erlebt haben. Ganz abgesehen von den Verhältnissen, unter denen die Eingeborenen leben, machen die in Marokko bestehenden Zustände aber den Ausländern den regen Betrieb des Handels beinahe unmöglich. Die vielen Ausfuhrverbote, die hohen Einfuhrzölle, der ungenügende Schutz des Eigenthums und der Person, das gänzliche Fehlen von Verkehrsstraßen und Verkehrsmitteln, die Erschwerung des Betriebs von Handel und Gewerbe im Innern, die Unmöglichkeit des Erwerbs von Grund und Boden erschweren die Arbeit der Fremden und die Erzielung eines lohnenden Ertrages. Das Schutzgenossenschaftswesen, welches sich in Marokko gebildet hat.

2^ Gustav viercks in Steglitz—Verlin,
artete derart aus, daß die scherisische Negierung dasselbe schließlich nicht mehr dulden konnte. Der von den Großmächten 1880 auf der Madrider Conferenz gemachte Versuch, die eingetretenen Uebelstände zu beseitigen, ist jedoch so gut wie nutzlos gewesen, und eine neue Reform ist dringend geboten. Alle mit Marokko in Beziehung stehenden Völker stimmen darin überein, daß der Fortbestand der daselbst herrschenden Zustände nicht nwglich ist, wenn der internationale Verkehr mit diesem Reiche aufrecht erhalten werden soll. Diese Erkenntniß stellt aber Aufgaben, deren Erfüllung die Marokko-frage beschleunigen.

Letztere scheint nun nur auf zwei Arten möglich: entweder durch Anwendung von Gewalt oder auf friedlichem Wege durch Schaffung der Grundlagen für eine höhere Cultur, welche die Eingeborenen befähigt, an der Arbeit der heutigen Culturvölker Theil zu nehmen.

Das Eingreifen eines Volkes, etwa des englischen, zu seinem eigenen ausschließlichen Nutzen in die inneren Verhältnisse des Maghreb würde auf den Widerstand der Spanier und Franzosen stoßen und möglicherweise einen europäischen Krieg heraufbeschwören; dasselbe würde geschehen, wenn statt der Engländer ein anderes Volk, die Spanier, Franzosen oder Italiener eine solche gewaltsame Lösung versuchten. Wollten alle diese Völker sich aber einigen und nach Uebereinkunft den Maghreb unter sich theilen, so würden sie mit dem Widerstände der Eingeborenen zu rechnen haben und höchst wahrscheinlich einen Neligionskrieg aller mohammedanischen Stämme Nordafrikas gegen die Christen herbeiführen.

Die friedliche Lösung der Frage würde, um die Eifersucht der einzelnen Faktoren zu verhüten, nur durch gemeinsames Handeln aller Mächte zu bewirken sein. Die Negierungen der Culturvölker würden von der des Maghreb unter Zusicherung der staatlichen Unabhängigkeit des Reiches einen Vertrag zu erzielen haben, auf Grund dessen Zustände geschaffen würden, die den Forderungen der heutigen Zeit annähernd entsprächen. Reform des Zollwesens, Eröffnung aller für den Handel wichtigen Häfen, Schutz der Ausländer, Bewilligung von Freiheiten und Rechten, die der Förderung der Cultur dienen, Bau von Eisenbahnen, Herstellung von Telegraphen, Schaffen von Verkehrswegen, Einsetzung von zuverlässigen gemischten Gerichtshöfen würden die wichtigsten Forderungen sein, welche zu stellen wären und über deren Erfüllung nöthigen Falls die ausländischen Vertreter zu wachen hätten.

Unter den gegebenen Zeitverhältnissen scheinen glücklicherweise alle am nächsten beteiligten Völker vor der gewaltsamen Lösung der Marokkofrage zurückzuschrecken, um so wichtiger aber ist, daß durch rasche friedliche Lösung der Gefahr vorgebeugt wird, welche diese Frage immer so lange in sich bergen wird, als sie eine alle Theile befriedigende Löfung nicht gefunden hat.

Bjarni Chorarensen.
von
A «c. Poestion.
— Wien, —

n 24. August 1891 waren es fünfzig Jahre, daß einer der bedeutendsten Dichter unseres Jahrhunderts gestorben ist. Nirgends aber — außer wohl in seiner engeren Heimat — hat man sich dieses halbhundertjährigen Gedenktages erinnert, während man bei solchem Anlasse mit posthumer Würdigung selbst viel geringerer Geister sonst nicht zu kargen pflegt. Verwunderlich ist dieses Uebersehen leider nicht, aber doch ein schweres Unrecht, das dem Dichter sowohl wie auch dein Volke, dem er angehörte, von der civilisirten Welt zugefügt wird.

Bjarni Thorarensen war ein Isländer, und sein Name und seine Dichtungen sind eben — wie es sich jetzt wieder gezeigt hat — außerhalb Islands noch so gut wie unbekannt geblieben. Es ist dies eine so natürliche, aber im hohen Grade bedauerliche Folge der Zurücksetzung, welcher dem isländischen Volke schon seit Jahrhunderten von den übrigen Nationen, ja selbst von seinen nächsten germanischen Stammverwandten, zu Theil wird. Island ist nun freilich eine abgeschiedene, außerhalb des Weltverkehrs gelegene Insel und dabei ein armes Land ohne weltwirthschaftliche Bedeutung. Die Isländer spielen darum auch keine Rolle in Politik und Handel; sie bleiben unbemerkt, werden übersehen. Aber sind sie nicht die Nachkommen jenes durch seine Dichtkunst und Literatur so ruhmreichen Volkes, dessen literarischem Sinn und SIlmmelfleiß wir auch die Erhaltung der Hauptquellen für die germanische Mythologie, der sogenannten „Edden“, zu verdanken haben? Sind sie nicht selbst von allen germanischen Völkern noch die treuesten Hüter alter Stammesart und Sitte, die sich sogar ihre alte Sprache — eben die Sprache jener

21.6 IC, Poeftion in Wien.

„Edden" und der berühmten „Sagas" — fast unverändert bis auf den heutigen Tag bewahrt haben? Und mehr noch. Ist denn ein Volk von 70,000 Köpfen, das unter den denkbar ungünstigsten ökonomischen und socialen Verhältnissen so viel treibende Geisteskraft besitzt, daß es später noch und besonders in unserem Jahrhundert eine, wenn auch nicht sehr umfangreiche, so doch ganz vorzügliche eigene Literatur zu schaffen im Stande war und der Wissenschaft eine stattliche Anzahl tüchtiger Gelehrter zuführte, so gar nicht der Beachtung werth?

Der Grund dieser fast unbegreiflichen Zurücksetzung der Isländer und ihres Schriftthumes liegt offenbar zumeist in dem Umstände, daß die Kenntniz der isländischen Sprache außerhalb Islands so wenig verbreitet, ja eigentlich nur bei wenigen Gelehrten zu finden war und ist, derselben „diamantharten, krystallreinen, goldschmeren Sprache", von welcher der berühmte dänische Sprachforscher Rast behauptet hat, daß sie die vollkommenste Sprache sei, welche Europa aufzuweisen habe. Diese Gelehrten aber wandten ihr Augenmerk ausschließlich der alten, wissenschaftlich freilich viel werthvolleren Literatur zu und verschmähten es, die neue durch Übersetzungen in die Weltliteratur einzuführen. Wir wollen nun wenigstens einen ganz kleinen Theil unserer Schuld an die Isländer abstaten, indem wir aus dem erwähnten Anlasse ihres oben genannten, von ihnen so sehr gefeierten Dichters gedenken und einige charakteristische Proben seiner Dichtkunst -- und zugleich der modernen isländischen Lyrik überhaupt — hier mittheilen.

Vjarni Vigfusson Thorarensen wurde am 30. December 1786 zu Brautarholt im Südviertel Islands als der Sohn des Sysselmannes (Bezirkshauptmannes) Vigfus Thorarensen geboren. Den Unterricht erhielt er anfangs durch den Pfarrer (und trefflichen Psalmendichter) Thorvaldur Bødvarsson, später durch den Bischof Geir Vidalin, und zwar mit vorzüglichem Erfolge, daß er bereits mit 15 Jahren für das Studium an einer Hochschule vorbereitet war. Im Frühjahr 1803 reiste er denn auch nach Kopenhagen, um an der dortigen Universität Iura zu studiren und sich der Neamenlaufbahn zu widmen. Bereits 1807 trat er, und zwar in Kopenhagen selbst, in den Staatsdienst; 1811 wurde er an das Obergericht nach Reykjavik versetzt und 1833 zum „Amtmann" des Nord- und Ostanües ernannt, als welcher er nach einem wenig bewegten, aber doch an Kümernissen und Bitterkeiten reichen Leben im Alter von 55 Jahren, vom Schlage getroffen, starb.

Um Thorarensens Stellung und Bedeutung in der isländischen Literatur richtig beurtheilen zu können, ist es nothwendig, auf den Zustand derselben vor und bei dem Auftreten des Dichters einen Blick zu werfen. Nachdem die altisländische Literatur im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte, kam eine lange Periode des Verfalls, die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts einem neuen, aber langsamen Aufschwung wich. Im ganzen 17. Jahrhundert gab es nur zwei Dichter von Bedeutung: den

Vjarni Thorarensen. 2⁷

Psalmendichter Hallgrímur Petursson und den Satiriker Stefan Olafsson; doch fallen in diesen Zeitraum bereits die Anfänge der Wiedererweckung der altnordischen Studien. Im 18. Jahrhundert wirkte der vielseitige Gelehrte und Dichter Eggert Olafsson in der mannigfaltigsten Weise befruchtend auf das geistige Leben in Island ein, und glänzte der in größter Armuth lebende Pfarrer Íon Thorláksson als Uebersetzer von Klopstocks „Messiade“ und Miltons „?»i-a6i8o 1c»3t“. Das neue Zeitalter der isländischen Poesie begann jedoch erst mit Benedikt Gröndal (dem Aelteren, gest. 1825), einem Dichter von seltener poetischer Kraft und plastischer Darstellung, dessen Vorbilder die alten Skalden und daneben Pindar, Theokrit und Horaz waren, und der augenscheinlich eine tiefgreifende Wirkung auf Bjarni Thorarensen ausgeübt hat. Der Beherrscher der Literatur am Schlüsse des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts war indessen Magnus Stephensen, der oberste Nichter („Iustitiarius“) Islands, der sich, voll patriotischen Eifers, in zahlreichen Schriften und Aufsätzen bemühte, seinen Landsleuten die europäische „Aufklärung“ zuzuführen, und natürlich auch viele Anhänger fand. Es ist ja bekannt, daß diese von den englischen Freidenkern angeregte und durch die französischen Encyclopädisten zu einer gewaltigen Macht erhobene Geistesrichtung ausschließlich auf die Pflege des Verstandes bedacht war, während sie Gemüth und Phantasie völlig vernachlässigte.

Als Bjarni Thorarensen zeitig im Frühjahr 1803 nach Kopenhagen kam, stand die Gesellschaft dieser Stadt noch ganz unter dem Banne eines literarischen Ereignisses, das zunächst für Dänemark eine neue Periode der Dichtkunst herbeiführen sollte. Zu Weihnachten 1802 war nämlich von dem jungen Oehlenschläger ein Band „Gedichte“ erschienen, womit dieser bereits zuvor anerkannte Dichter sich von der trockenen und steifen Poesie der „Aufklärung“ lossagte und zur Romantik übergang. Es war dies bekanntlich das Ergebniß jenes für die Literaturgeschichte stets denkwürdigen sechszehnründigen Gespräches, welches Oehlenschläger mit den« 1802 aus Deutschland zurückgekehrten Naturphilosophen und Romantiker Henrik Steffens, diesem „Wecker und Lehrer dreier Nationen“ — Steffens war Normeger von Geburt — geführt und das in den Anschauungen des jungen Dichters einen solchen Umschwung bewirkt hatte, daß er sogleich darauf jenes berühmte Gedicht auf die prächtigen, aus grauem Alterthum stammenden, eben in jenen Tagen aus der königlichen Kunstkammer abhanden gekommenen goldenen Hörner schrieb, welches den eigentlichen literarischen Ausgangspunkt der neuen Richtung bezeichnet. Die Anhänger der Aufklärungspoesie wehrten sich nach Kräften, jedoch vergeblich: „die mondbeglinzte Zaubernacht, die den Sinn 'gefangen hält, die wundervolle Märchenwelt stieg auf in der alten Pracht“. Die dänische Romantik war übrigens viel gesünder und kräftiger als die deutsche und blieb auch nicht wie diese im Mittelalter stecken, sondern ging, eine vollkommen selbständige Richtung nehmend, zurück bis in's heldenreiche Alterthum und erweckte und nährte das Nationalgefühl.

Nlib und Süd, I^{III.}, 188, 15

2^8 I. <^, Poesüon in Wien.

Thorarensen wurde alsbald von dieser neuen Geistesströmung angezogen. Ob er Steffens', des „Blitzmann.es", zündende Vorträge gehört, oder mit Oehlenschläger persönlichen Umgang gepflogen, ist mir nicht bekannt. Tay aber auch er sich voll und ganz der Romantik ergeben, bewies er bereits durch sein schönes, im Jahre 1805 gedichtetes Lied: „Erinnerung an Island", welches für die isländische Dichtkunst dieselbe Bedeutung gewann wie Oehlenschlägers „Goldene Hörner" für die dänische. Diesem Gedichte, auf das wir später noch ausführlicher zurückkommen werden, folgten bald weitere in demselben Geiste und von gleich zündender Wirkung (z. B. „Der Kriegsmarsch"), wie denn überhaupt aus der Univeisitätszeit des Dichters einige seiner schönsten lyrischen Ergüsse stammen. Neben seinem Brotstudium betrieb er an der Universität und später auch Aesthetik und beschäftigte sich mit Vorliebe mit der altnordischen Poesie, sowie mit der Lectüre fremder Dichter. Esaias Tegn6r, I. L. Heiberg, Shakespeare und Schiller waren unter diesen seine Lieblinge. Nicht ohne Einfluß blieb auch das freundschaftliche Verhältnis) des Dichters zu N. Chr. Rast, dem genialen dänischen Sprachforscher und begeisterten Freunde Islands, der später als Stifter der isländischen Literaturgesellschaft einer der Hauptbegründer der modernen isländischen Literatur geworden. Nach Island zurückgekehrt, wohin ihm bereits sein Dichterruf vorausgeeilt war, fand er als Anhänger der neuen Ideen des 19. Jahrhunderts wenig Gnade in den Augen des Gebietigers der heimischen Literatur, Magnus Stephensen, der zugleich auch sein Vorgesetzter als Beamter war. Beide erstrebten ja das Veite für das Land. Stephensen aber als eingesseifchter Rationalist wollte demselben die Kenntnisse, die „Aufklärung" des Auslandes vermitteln unter Preisgebung des eigenen Volkstums, während Thorarensen alles Ausländische haßte und das Volk auö sich selbst heraus bilden wollte durch Erweckung eines kräftigen Nationalgefühls. Aus dieser Gegnerschaft zu dem mächtigen Mann und seinem starken Anhang erwachsen dem Dichter schließlich viel Verdruß und Ungemach, die seine Stimmung arg verbitterten. Seine Lieder und Gedichte jedoch gingen nichtsdeftoweniger in den Mund des Volkes über, in dem sie noch heute leben. Thorarensen hat sich übrigens nie als Dichter „geben" wollen. Er dichtete sozusagen verschämt, weder für Ehre noch für Geld, fondern lediglich dem inneren Drang gehorchend. Er forgte nicht einmal für die Aufbewahrung seiner Manuscripte und noch viel weniger für die Herausgabe derselben. Ja, er vermied es beinahe ängstlich, von seinen Dichtungen zu sprechen. Diese sind auch keineswegs zahlreich. Die letzte und vollständigste Ausgabe derselben (1884) umfaßt nur 262 Oktavseiten. Und dennoch war er Islands erster vollgewichtiger Dichter der neueren Zeit. Seine Vorzüge sind: Ideenreichtum, Innigkeit des Gefühls, Kraft und Tiefe. Dann ist er auch als Poet ganz Isländer. Er wählte^ nicht nur zumeist heimische Stoffe für seine Dichtung, sondern holte auch, kühner als irgend ein Dichter vor ihm, Bilder von den eigenthümlichsten isländischen Naturphänomenen und Stimmungen. Er dichtete

Vjarni Thorarensen, 2(9

darum auch mit Vorliebe in der alten heimischen Versart des „Fornrdislag“, dem bloß stabreimenden Metrum der sogenannten „Eddalieder“ oder in der kunstvollen, im Alterthum beliebtesten Skaldenstrophe, dem sogenannten „Drottvätt“ (mit Stab- und Binnenreimen). Seine ganze Poesie ist in jeder Beziehung so echt isländisch, daß sie lebhaft an all die seltsamen, bald großartig-prächtigen, bald wunderlich-grotesken, bald schaurig-unheimlichen Naturerscheinungen gemahnt, welche dein feuergeborenen „Eislande“ eigen sind. Leider hat Thorarensen die Form allzusehr vernachlässigt, was den Werth seiner Dichtung einigermassen beeinträchtigt und dem jüngeren, minder ideenreichen, minder gewaltigen, aber in Form und Sprache meisterhaften Jonas Hallgrímsson in der Folge zur größeren Popularität und zum entschiedenen Vorrang verhalf.

II,

Werfen wir nun einen Blick auf die Dichtungen selbst, so tritt uns darin vor Allem die innigste Vaterlandsliebe entgegen. Diese kommt jedoch weniger in begeisterten Schilderungen der isländischen Natur, als vielmehr in der Erinnerung an den alten Ruhm des Landes, an die tapferen Kämpen, die einst dort gehaust, kurz in der Liebe zum alten Sagalande zum Ausdruck, ohne sich jedoch im Nebel der Vergangenheit zu verlieren wie Ossian. Wie jeder Isländer zieht er die Berge und Gletscher seiner vielfach öden, dabei aber doch pittoresken Heimatsinsel den üppigen Gefilden anderer Länder, den Aufenthalt daheim dein Leben in einer großen Stadt vor. Darum — aber auch aus ganz anderen Gründen — mag er besonders Dänemark nicht leiden, das, personificirt gedacht, weder Auge noch Nase, überhaupt kein Gesicht hat. Und erst gar Kopenhagen (isländ. Kaupmannahöfn t». h. Hafen der Klufluote, gewöhnlich abgekürzt: Höfn d. h. Hafen gesprochen) ist ihm, verhaßt, dies „Babylon am Oeresund“, wo sich namentlich die isländischen Studenten nie heimisch fühlten. Das schon erwähnte Gedicht „Erinnerung an Island“, das, nach der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen, zum Nationalliede der Isländer geworden ist, giebt diesen Gefühlen den wirksamsten Ausdruck. Wir theilen dasselbe, schon seiner literarhistorischen Bedeutung wegen, hier mit und zwar in der sehr gelungenen Übertragung von A. Baumgartner. Es lautet:

„Uraltes Isafold, Ach, aus des Hafens*) Qualm
Heimat, so traut und hold. Sehn' ich mich heim zur ?llm.

Bergkönig:

So lang' die Sonne glüht,
Meer nm die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht.

Heimat zu Tir,

Tenn in der Stadt Gewühl

Lockt uns der Thoren Spiel,

Sind wir des Spottes Ziel,

Tcnkt Dein mein Sinn. , ^remdlinge hier.

*) „Ter Oasen“ ist Kopenhagen, s. oben.

15»

220), C. poestion in Wien,
 Land ohne Bergeshang,
 Machst mich ganz krank und bang
 Mit Nebelhauch.
 Ganz anders siehst Tu aus
 Schimmemdc's Beigeshaus,
 Hoch in dei Luft.
 Nie schmückt Tich Zanberlicht, Leuchtender Sonnenstrahl
 Hast ja gnr kein Gesicht, Blitzt in dem Flu« zu Thal,
 Hast eine Nase nicht. Flammt hin am Gletschcrsaal
 Auge fehlt auch. Durch Fels und Auft.
 Uraltes Isafold,
 Heimat, so treu und hold,
 Bcrgtonigin:
 Freude und Heil sei Tir,
 Beten uon Herzen wir,
 So lang' des Weltalls Zier
 Nicht sinkt dahin."

Ein ganz wundersanier Zauber webt in Thorarensens Liebeslyrik.
 So leidenschaftlich und tief dieselbe im Ganzen erscheint, ist sie doch so
 keusch, so frei von aller Sinnlichkeit, daß man sich wohl kaum eine reinere
 und idealere Erotik denken kann. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist
 ihm nur ein seelisches Vand, das daher auch über den Tod hinaus bestehen
 bleibt. Die Macht der Liebe über den Tod war überhaupt eine Vorstellung,
 die unserem Dichter immer nahe lag, und wo dieselbe völlig zum Durch-
 bruch gelangt, erkennt man bald, daß in des Dichters Brust dieselben Ge-
 fühle lodern, welchen die wilden, aber tief empfundenen Schilderungen tod»
 bringender und dem Tode trotzender Liebe entsprungen sind, die uns in den
 „Eddaliedern" so mächtig ergreifen. Welche Leidenschaft liegt z. V. nicht
 in den wenigen Versen des Gedichtchens „Küsse mich!":*)

„Küsse mich, o Liebchen mein.
 Tu bist trank!
 Küsse mich, o Liebchen »nein,
 Denn Du stirbst!
 Heiter trink' den Tod ich
 Aus der Rose,
 Aus der Nase
 Tciner Lippen,
 Tenn der Becher ist so rein!"

Am höchsten von allen Liebesgedichten schätzen die Isländer selbst
 das „Sigrun-Lied", welches — auch schon durch seinen Namen — an
 die berühmte Stelle im herrlichen zweiten Gesang der „Edda"-Lieder von
 Helge, dem Hundingtödter, erinnert, wo Sigrun den Geist des Helge im
 Grabhügel umarmt. Das Lied lautet im Versmaße des Originals (nur
 stillbreimend, mit drei Hebungen, Senkungen und Auftakt oft nach Belieben):

*) Für die Unvollkommenheit der schwierigen, möglichst wortgetreuen Ilcbrscrtzung
 ist von nun an der Schreiber dieser Zeilen verantwortlich.

Vjaini Choiarensen.

22<

„Betrübt hast Tu mich neulich
Mit Temen Worten, Sigrnn!
Ich bat Tich, mir zu erscheinen,
Wenn vor mir Du hinschiedest.
Tie kalten Lippen, sagt' ich,
Tann küß' ich und umarme
Ten weißen Leib im Laken;
Tas wolltest Tu uicht glauben!
Tann muß meu Mädchen auch nicht
An meine Liebe glauben.
Wenn sie zweifelt, daß ich
Sie auch todt noch liebe.
Tind's denn nicht Teinc Lippen,
Wenn sie dann auch kalt sind?
Teine Wangen seh' ich.
Wenn sie auch weiß geworben!
Küßt im kalten Winter
«alten Schnee die Sonne
Nicht so gern wie rothe
Rosen im Sommer?
Weiß ist auch die Lilie
Weiß bist selbst wie Schnee Tu;
Wirst Tu denn minder schön sein.
Wenn Mnnd nnd Wangen auch weiß sind?
Fehlt des Lebens Roth auch
Temen Lippen, so schmückt sie
Hold doch der Hauch der blauen
Hallen der Ewigkeit.
Engelweiß wird ja der Wangen
Unversehrte Form dann
Ebenso schon wie roth sein.
Erlischt die irdische Fackel.
Trum, geliebtes Mädchen,
Laß nicht allein mich, wenn schon
Vor mir Tu nach des Himmels
Fiiedenssalen wanderst!
Komm', sobald im Herbst
Kalte Winde wehen
Und um Mitternacht
Gewölk den Mond verbirgt.
Es wird der bleiche Mond dann
Mitleidsvoll den Schleier
Von sich werfen, so daß ich
Seh' Tein wonnig Lächeln.
Eil' zu meinen« Pfühle
Tann geschwind, mein Mädchen,
Iind mit Teiner weißen,
Weichen Hand berühr' mich.
Streck' ich, erwacht, die Arme
Nach Tir dann, o so kehre
Ten schneekalten Busen
Schnell nach meinem Herzen!
Fest presse Brnst an Brust Tu
Und bleib', bis Tu befreit mich
Aus des Leibes Fesseln,
Taß ich Tir kann folgen."
Charakteristisch für des Dichters seelische Auffassung der Liebe ist auch
das folgende Gedicht („Küsse mich nochmals!"):

„Sollst dich nicht wundem, o Suava,
Taß die Wort' ich nur stammle —
Ohne Zusammenhang — einzeln —
Die Athemnoth macht es —,
Noch daß ich wieder Tir nahe.
Wo wir eben geküßt uns.
Träng' mich von Tir nicht zurück,
Tu bist mir etwas schuldig!
Weißt Tu nicht, daß unsere Seelen
An den Thoren sich trafen?
Ta setzte die mcinige, Suada,
Sich Tir auf die Lippen;
Ruhend anf rosigem Lager
Tunkte sie reich sich!
Noch im Schlummer dort nickt sie
Und träumt von Tir, Suava!
Weißt Tu's, es liegt nun mein Leben
Auf Temen Liftpen!
Laß' es mich schlummernd saugen
Vom schimmernden Lager!
Laß' nicht den Tod mich erleiden.
Ich bitte Tich, Suava:
Wieb' mir zurück meine Seele
Und küsse mich nochmals!"

I. C, j)oeftion in Wien,
 Von wohlthuender Tchalkhaftigkeit und köstlicher Originalität in der
 Verwendung eines nordisch-mythologischen Motivs ist hingegen das Gedicht
 „Frey IIs Katzen“. (Die nordische Göttin der Liebe hat bekanntlich, wenn
 sie fährt, zwei Katzen vor ihren Wagen gespannt.) Dasselbe lautet:

„Des Abendstcrucs Königin,
 Tie Tu erweckst der Liebe Macht,
 Tein strahlend Goldgefährt, darin
 Tu thronst in Deiner lichten Pracht,
 Tie allerschöusten Thierc zieh'n:
 Tic süßsvinnendcn, schneeweißen Katzen!
 Toch dienen sie ganz anders auch
 Ter Licbesgöttin, hehr und mild;
 Sie jagen, wie es Katzen-Brauch,
 Toch Mäuse nicht sind dann ihr Wild:
 Auf Männer ist es abgezielt,
 Und oft schickt sie die Göttin aus zu jagen.
 Der Erdcnlatzen Laueilist
 Die Himmelsthicre nicht Verschmäh'«;
 Jedoch bei weitem edler ist
 Dabei ihr Treiben anznfef'n:
 Fu Mädchen in's Versteck sie geh'n
 lind liegen hinter ihren Augensternen.
 Wohl haschen sie gar manchen Mann
 Aus diesem Hinterhalt geschwind;
 Toch auch dabei man sehen kann.
 Was sie für Meistertatzeu sind:
 Sie schnurren wohl gar sns; und lind,
 Toch Keinem, der's nicht selber will, sie schaden.
 Wer stets sie meidet, der wird nie
 Auch spüren ihre schafcn >ilau'n;
 Von Blick zu Blick nur springen sie.
 D'rum merke: Mädchen oder Frou'n
 Sollst Tu nicht in die Augen schan'n,
 Tcnn hinter ihnen lauern Frcyas Katzen!
 Wohl giebt's auf dieser Erde groß
 Gar Manche», der sich rühmen kann,
 Tafz diesen Katzen wundenlos
 lind ohne Schaden er entrann;
 Toch kläglich bleibt es immer, wann
 Für Freyas Katzen Männer Mause werden".

Eine von den Isländern bis auf den heutigen Tag mit besonderer
 Vorliebe gepflegte Dichtungsgattung sind Grabelegien und Trauerlieder
 auf verstorbene Verwandte, Freunde oder hervorragende Personen. Auf
 diesem Gebiete hat Thorarensen weitaus das Herrlichste geschaffen, was die
 isländische Literatur besitzt. Das gewaltigste von diesen Gedichten, das aus
 „Sämundur Magnnsson Holm", welches von markiger Kraft und kühnstein
 Gedankenfluge, dabei freilich auch wieder von großer Nonchalance in den
 Vildern wie in der Form ist, kann seines Umfanges wegen hier leider nicht
 mitgetheilt werden. Indessen ist ja die Elegie auf seinen theuersten Freund,
 den Arzt und Naturforscher Oddur Hjaltalin, der ein Jahr vor Thora-
 rensen starb, kaum minder bedeutend. Beide sind echte Perlen in der
 Gesamttlyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Das Gedicht auf Oddur
 Hjaltalin, zugleich das letzte, welches Thorarensen gedichtet, lautet:

„Niemand wird tadeln
 Ten, der auf Felsen
 Liegt mit zerschlagenen
 Gliedern — lebend,
 Ten Leib zerhauen

Vor Lava-Acxtcn,
Tafz nicht melodisch
Nach Noten er jammert.
Wund're sich Niemand,
Tas; da wachsen
Seltsame Blumen,
Wo den Bodeu rou unten
Durchglüht des Schmerzes
Gluth und von oben
Ter Feuerrege»
Ter Thränen befeuchtet!

— Vjarni Thorarensen.

223

Tadelt d'nmi auch nicht
Oddur Hjaltaliu,
Tah seine Worte
Oft wenig gefielen!
Es waren Frostrosen
Ter Todestalte,
Tes .Harmes Lachen
Und Hel-Blumen.*)
Glick) von der Jugend an
Hat sich dns irdische
Glück ihm beständig
Abhold erwiesen.
Ihm folgte die Armuth
Auf allen Wegen,
Toch hlitt' er die meisten
Torgeu zn Hause.
Toch reich war sein Geist;
Und lagen von Krankheit
Und Sorgen oft Berge
Ihm auf der Brust,
So warf er die Last ab
Und schuf sich lustige
Trolle, Schildmädchen
Und Märchenwciiber.
Diese seltsamen
Gesichte neckte»
Tann wohl eine Weile
Seine Sorgen.
Andern zum Neiger
Schuf Oddur sich so
Eine Welt des Lachens,
Wo weinen er sollte.
Nun schwelgt Oddur;
Es schauen die todten
Angcil der Seele
Nach in die Ewigkeit:
Tort wird eine solche
Welt sie finden,
Tan sie nicht braucht
Eine bess're zu schaffen.
Von Herzen ein König,
Toch sonst nur ein Häusler,
Verarmte er selber
Aus Mitleid mit Armen;
And're beglückend
Ging selbst er zu Grunde;
Er heilte die Krauten,
Ter selber doch krank blieb.
Tu, der da schlafend
Tu schwimmst auf dem Strome
Tes Lebens zur Mündung
In's Meer des Todes:
Lästere nicht
Den Lachs, der gegen
Ten Strom ankämpft
Und Fälle erklettert!"

Daß des Dichters Phantasie auch zarte und anmuthige Bilder zu
schaffen verstand, beweist u. A. ein Gedicht auf den Tod der Gemahlin

des mehrerwähnten Iustitarius Stephens««, einer tüchtigen und bescheidenen Hausfrau. Die erste Strophe dieser fein poetischen Schöpfung lautet:

„Stürzt im Sturin die hohe Eiche,
Wird's von Berg zn Berg erzählt;
Sinkt Blauveilcheu hin, das bleiche.
Niemand Kuude wohl erhält.
Erst wer seinen Tust vermint.
Merkt, das; es verschwunden ist,"

Aus den übrige» Gedichten ist vor Allem noch das großartig-prächtige und für Thorarensens glänzende Phantasie bezeichnende, „Der Winter“, hervorzuheben:

^) Hel, die Göttin der Unterwelt und diese selbst.

22H

I, C. poeftic>n in Wien.
„Wcr braust da die gold'ne
Brücke herab
Vom hohen Himmel
Auf schneeweißem Hengste,
Ter wild die bereifte
Mähne wirft
Iind Funken schlägt
Mit den scharfen Eisen?
Es glänzt des Kämpfen
Graufarbige Brünne,
Ein Eisschild hängt
An des Helden Schultern;
Kalt vom geschwungenen
Schwerte weht es,
Als Hclmbusch flattert
Ein Büschel Nordlicht.
Vom Reich der Mittemacht
Kommt er geritten,
Vom Kraftborn der Welt,
Ter Weichlichkeit Schrecken:
Nicht Frühling noch Wollust
Freut dort sich des Lebens
Im Heim des Magneten,
Auf Maguetbcrgen. —
Er kennt nicht das Alter,
Ter älter als die Welt doch
Iind gleichen Alters mit Gott selbst.
Er wird überleben
Die Welten alle
Und sie als Leichen liegen sch'n.*)
Es »rächst des Kräftigen
Kraft, der ihm naht,
In seiner Umarmung
Erstarrt die Erde,
In Temant sich wandelt
Ihr Blut, und die Wolle
Des grüuen Mantels
Wird grau und verschwindet.
Toch laht er der Scholle
Schwache, grüne
Kinder nicht fühlen
Die «inft — der Gewaltige.
Er schläfert sie ein,
Tamit sie verschont
Bleiben vom Elend
Des Alter-Todes.
Ganz dann kommt er.
Umklammert mit seinen
Eiscnarmen
Tie Erde und küßt sie.
Mutter sie wird,
Und die Mlliensonnc
Wählt sie sodann
Zur Wehfrau sich aus.
Man sagt, vor dein Frühling
Fliehe der Winter;
Er flieht nicht, er hebt nur
Höher empor sich.

Unten ist Frühling,
Toch oben des Winters
Breite Brust
Hoch raget in's Blaue.
Niemals entfernt
Ter Ruhmvolle so weit sich,
Tai; er von beiden
Polen der Erde
Los sich löste
Oder verließe.
Was hier auf der Erde,
Tcm Himmel zunächst ist.
T'rum sieht man mitten
Im Sommer des Winters
Zier auf der Berge
Prächtigen Kuppen;
Trum will auch des Himmels
Reif auf den Häuptern
Ter Greise nicht thauen
Beim Grünen des Frühlings."

Endlich noch einige Proben poetischer Improvisation, wie sie
unter den Isländern überhaupt schon von Alters her gern und bei allen
möglichen Anlässen mit großer Kunstfertigkeit gepflegt wird. Thorarensen
war auch hierin Meister. — Als er eines Tages in sehr gedrückter Stimmung
*) Eine Anspielung auf die Kosmogonie der „Edda".

Vjarni Thorarensen. 225

längs des Meeresstrandes dahinging und die Brandung an den Scheren betrachtete, ermannte er sich mit folgenden Versen:

„Ewig ächzt die Schere

Tmußcn in dem Fjorde,

Toch es bricht die Brandung

Ihre Brust auch immer.

Bor dem todten Felsen

Fühle Scham der Mensch doch,

Ter den Schicksalswogcn

Weichend geht zn Grunde."

Veim Durchwaten eines Flusses, auf Island bei den wenigen Brücken

ein alltägliches, aber keineswegs gefahrloses Vorkommniß auf Reisen, im-

provisirte er einmal im Hinblick auf den „Streit mit Menschen" die Verse:

„Stark müh' ich ab im Strom mich.

Steh' bis an die Arme im Wasser,

Schwere Wogen wälzen

Wuchtig auf meine Brust sich.

Auf gut Glück nur wot' ich.

Gleite oft aus im Kiessand.

Kräftig die Fluth bekämpfend,

Komm' ich doch heil an's Land noch,"

Ein anderes Mal befand er sich in einem Boote ganz allein auf hoher

See im Nordmeer. Da brachte er seine Stimmung durch folgende Verse

zum Ausdruck:

„Weit draußen im Meer, in des Nordpols Nähe,

Sitz' ich allein hier iu meinem Boot.

Hoch geht die See, keine Sonne ich sehe,

Tie Wogen drohen mit sicherem Tod.

Toch fest ist mein Kahn, hält wacker Stand,

lind führ' ich die Ruder mit starker Hand,

So läfzt mich ja unter seinem Schirme

Wohl lebend landen der Vater der Stürme."

„--' > ^ < FM
MMMM^K

Zu Vstern in Spanien.
Reiseschilderungen
von
Theodor Puschmann.
— Wien. —

^s ich die Reise nach Spanien unternahm, lag mir die Absicht, etwas darüber zu schreiben, gänzlich fern. Ich faßte diesen Plan erst, als ich in den langen, schlaflosen Nächten, welche ich auf den spanischen Eisenbahnen zubrachte, zu der Erkenntnis gelangte, daß meine Beobachtungen der Zustände dieses Landes mit den Vorstellungen, die ich mir nach den Reiseschilderungen darüber gebildet hatte, nicht übereinstimmten. In den Stunden der Muße, welche mir meine Berufsthätigkeit laßt, schrieb ich meine dortigen Erlebnisse nieder, um die Erinnerung daran zu befestigen und mein Urtheil zu prüfen. Ich übergebe meine Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit, weil ich glaube, daß ich damit denen, welche Spanien kennen lernen wollen, einigen Nutzen schaffen und zur Berichtigung oder Vervollständigung der Ansichten, welche über dieses Land verbreitet sind, beitragen werde; denn obwohl es zu Europa gehört, ist es doch weniger bekannt, als viele Länder in fernen Erdtheilen. Jede Mittheilung darüber darf also einen bescheidenen Anspruch auf Beachtung erheben, zumal wenn sie von einem Manne kommt, der viel gereist, und mit der Kunst, zu beobachten, vertraut ist.

Man wird mir wahrscheinlich einen Vorwurf daraus machen, daß ich es wage, nach einem Aufenthalt von so kurzer Dauer, wie er mir in Spanien vergönnt war, Urtheile über die dortigen Verhältnisse zu fällen; aber ich verlange keineswegs, daß denfelben die Eigenschaft der Unfehlbarkeit zugeschrieben wird. Der Charakter und die Stimmung des Reisenden, vorübergehende

Zu Vster» in Spanien. 22?

Ereignisse, welche die Menschn und ihren Wohnort verändern, die Jahreszeit, Witterung, Irrthümer und manche Zufälligkeiten geben den Neisebildern eine eigenthümliche Färbung. Aber wie man von einem Berge erst dann eine richtige Anschauung erhält, wenn man ihn von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so wird man auch die vollständige Kenntniß eines Landes und ein gerechtes Urtheil über seine Zustände erst gewinnen, wenn man die einzelnen Berichte darüber vergleicht.

Zum Schluß erlaube ich mir, noch zu bemerken, daß ich nicht Neise-Schriftsteller von Beruf bin und daher die Nachsicht des Lesers erbitten darf, wenn seine Erwartungen durch die Lectüre meiner kleinen Schrift nicht befriedigt werden.

I. Von Wien nach Vurgos.

Pari-i. — Tynamit-Attcñtñte. ^ Iiun. — Pyrenäen. — Burgos. — Kathedrale. — Andere SchenZwürbiateiten. — Eine Schauspieler-Gesellschaft von Kindern. — Tie Kai-thause und das Mostcr La3 Huelgas. — Spanische Kaffeehäuser. — Geldwesen in Spanien.

Schon seit Jahren bildete Spanien das Ziel meiner Wünsche. Mehrmals war ich im Begriff gewesen, dorthin zu reisen, aber durch Berufsgeschäfte und andere Hindernisse davon abgehalten worden. In den Osterferien des Jahres 1892 mar es mir endlich vergönnt, diesen Plan auszuführen.

Am 24. März verließ ich mit meiner Frau unsere ehrwürdige Kaiserstlldt^ wo bereits der Frühling seinen Einzug gehalten hatte, und begab mich über München nach Paris. Dort bildeten die erfolgreichen Dynamit-Attentate, welche kurz vorher stattgefunden hatten, das Tagesgespräch. Das Bild eines zerstörten Hauses gab mir einen Begriff von der furchtbaren Wirkung der modernen Sprengstoffe.'

Aber das Pariser Leben wurde durch diese entsetzlichen Ereignisse kaum berührt. Einheimische und Fremde besuchten ebenso zahlreich wie vorher die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte und haschten nach den Genüssen, an denen Paris reicher ist als jede andere Stadt. Ich habe nicht bemerkt, daß die Leute voll Entsetzen und Angst vor neuen Attentaten in Schaaren zu den Bahnhöfen eilten, um durch schleunige Abreise den drohenden Gefahren zu entgehen, wie in einigen deutschen Zeitungen geschrieben wurde. Mir wurde der Aufenthalt im Zusammensein mit lieben Freunden und iu der Betrachtung der mir bekannten Straßen und Plätze nur zu kurz, und ich schied mit dem Bedauern, daß ich in der entzückenden Stadt nicht, wie ehemals, mehrere Monate verweilen durfte.

Mit dem sogenannten Süd-Vrvreß-Zuge, welcher nur an drei Tagen der Woche zwischen Paris und Madrid verkehrt, fuhren wir in der Nacht an Nordeaur vorüber, begrüßten dann das an einer Meeresbucht gelegene liebliche St. Jean de Luz, welches von der Morgensonne eines kalten Winter-tages vergoldet wurde, und erreichten um ^28 Uhr in der Frühe bei Irun

228 Theodor j)uschmann in Wien.

die spanische Grenze. Die Gepäckuntersuchung war rasch erledigt, und wir durften unsere Reise fortsetzen.

An San Sebastian, dem beliebtesten Seebade Spaniens, vorüber, welches in dieser Jahreszeit verödet und gelangweilt aussah, näherten wir uns den Pyrenäen, deren Umrisse schon seit Hendana sichtbar waren. Die Bahn führt über zahlreiche Brücken und durch viele Tunnels, welche dein Auge oft nur einen flüchtigen Blick in die mit Kastanien- und Nußbäumen und alten Eichen bewachsenen Gebirgstäler gestatten, die jetzt eine leichte Schneedecke trugen. Immer beträchtlicher wurden die Schneemassen, und bei Alsasua waren wir «litten im tiefsten Winter. Ein schneidend kalter Wind pfiff uns um die Ohren, und wir dachten an Wien zurück, wo wir noch wenige Tage vorher eine sommerliche Hitze gehabt hatten. Die schroff aufsteigenden Felsenmassen, zwischen denen sich die Bahn hindurchzwängt, und die Bergeshöhen und Hochebenen, in denen freundliche Ortschaften lagern, geben der Landschaft manche Abwechslung. Allmählich geht es wieder thalabwärts, und hinter der berühmten Schlucht bei Pancorbo, welche aus hohen, ganz nahe an einander gerückten Felsenwänden gebildet wird, gelangt man in die Ebene. Bald nach zwei Uhr Nachmittags trafen wir in Burgos ein, wo wir unfern ersten Aufenthalt in Spanien nahmen.

Ein alterthümlicher und altersschwacher Hotel-Omnibus von der Art, wie sie in unfern kleinen Landstädten vor Jahrzehnten im Gebrauche waren, führte uns in die Hauptstadt von Alt-Castilien, die jetzt einige dreißigtausend Einwohner zählt. Da wir unsere Neise hier eigentlich nur zu dem Zweck unterbrachen, um die Kathedrale zu sehen, so nahmen wir uns kaum die Zeit, uns vom Staube der Neise zu befreien, und wanderten sofort dorthin. Die Kathedrale ist leicht zu finden; denn sie beherrscht mit ihren Thürmen und Thürmchen die Stadt und ragt über die niedrigen Gebäude ihrer Umgebung hervor. Leider sind die letzteren so dicht an sie gedrängt, daß sie, wenn man sich der Kathedrale nähert, den Eindruck, welchen man, von ihr erwartet, bedeutend beeinträchtigen und einen Totalüberblick unmöglich machen. Die Kathedrale von Burgos ist das berühmteste gothische Baudenkmal, welches Spanien besitzt. Ihre Gründung reicht bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück; doch stammen die mit Skulpturen, Spitzbogenfenstern und Balustraden reich geschmückte Fayade, sowie die beiden durchbrochenen Thünne mit ihren schlanken Steinspitzen aus dem 15. Jahrhundert und sind ein Werk des deutschen Baumeisters Johann aus Cöln a. Nh. Das Innere der Kirche besteht aus drei Längsschiffen, welche durch ein Querschiff unterbrochen werden, über dem sich die Kuppel in einer Höhe von sechzig Metern erhebt; das Ganze hat also die Form des Kreuzes. Im mittleren Hauptschiff befindet sich der Chor, in welchem der Bischof und das Domkapitel ihre Sitze haben, und der Gottesdienst stattfindet. Die Kapellen der Nebenschiffe sind durch werthvolle Werke der Skulptur und Malerei geziert. Hier sieht man eine Madonna mit dem Jesuskinde von Sebastian

>

Zu Vstein in Spanien. 229

del Piombo, welche früher sogar dem Michelangelo zugeschrieben wurde, eine Kreuzabnahme von Ribera, einen aus Holz geschnittenen Christus, der wunderbar gearbeitet ist, sowie Statuen und Grabdenkmäler mehrerer Erzbischöfe. Das Grab des Gründers der Kirche, des Grafen von Castilien, und seiner Gemahlin zeigt die beiden Figuren derselben in Lebensgröße, in Marmor ausgeführt, neben einander auf der Bahre ruhend; es steht in der Cavilla del Condestable, die an Reichthum der Skulpturen und Ausschmückung alle übrigen Theile der Kirche übertrifft, aber erst dein Ende des 15. Jahrhunderts angehört. Die Sakristei enthält eine Sammlung von Bildnissen der Erzbischöfe und Bischöfe von Burgos. Einen seltsamen Gegenstand erblickt man in der Sala Capitular, nämlich einen alten Koffer, der vom Cid herrühren soll; er füllte denselben, wie erzählt wird, anstatt mit Edelsteinen und Schmuckgegenständen mit altem Eisen und Sand an und gab ihn den jüdischen Kaufleuten zum Pfände, von denen er sich Geld ausgeliehen hatte.

Außer der Kathedrale besitzt Burgos noch einige kleinere Kirchen mit interessanten Gemälden, wie z. B. San Esteban und San Gil. Den besten Ueberblick über die Stadt und Gegend erhält man, wenn man den Weg zu den Ruinen des alten Schlosses und dem Bogen der Fernan Gonzalez einschlägt, der im dorischen Styl gehalten ist und unter Philipp II. errichtet wurde. Nicht weit davon stand einst das Haus des Cid, des spanischen Nationalhelden. Seine Gebeine werden jetzt angeblich in einer Kapelle des Stadthauses aufbewahrt; doch fehlte mir leider die Zeit zu ihrer Besichtigung. Müdigkeit und Kälte bewogen uns, auf den Besuch anderer Sehenswürdigkeiten vorläufig zu verzichten und unfern Gasthof aufzusuchen. Ich wollte noch eine Stunde vor der Mahlzeit, welche überall in Spanien zwischen 6 und 7 Uhr stattfindet, der Ruhe pflegen, wurde aber in dieser Hoffnung grausam getäuscht. Aus dem unmittelbar unter unserem Zimmer gelegenen Speisesaale drang ein wüster Lärm von zusammenklingenden Gläsern und lauten Menschenstimmen herauf, und über uns und auf den Treppen und Corridoren tobte eine ausgelassene Kinderschaar. Das mit den Ereignissen vertrante Stubenmädchen erzählte mir, daß im Speisesaale ein Bankett gefeiert werde, welches von der liberalen Partei ihrem Deputirten gegeben wurde und Natürlich den Genuß von feurigen Weinen und heißblütigen Reden nothwendig machte.

„Aber die vielen Kinder, die sich hier im Hause herumtummeln, haben doch nnt dieser politischen Festlichkeit nichts zu thun?“ fing ich sie weiter.

„Oder dient dieser Gasthof mit seinen hohen Zimmern und weiten Gängen vielleicht zugleich als Kinderspielplatz für die Jugend von Burgos?“

Darauf erfuhr ich, daß an demselben Tage eine aus 65 Kindern bestehende Schauspieler-Gesellschaft eingetroffen und in unserem Gasthofe abgestiegen sei. Als mir nach 7 Uhr den von dichten Rauchwolken und manchen anderen Erinnerungen an das vorhergegangene Bankett erfüllten Speisesaal

betraten, genossen wir das Vergnügen, die kleinen Künstler zu sehen und mit ihnen an der Tafel zu sitzen. Die meisten von ihnen hatten kluge Augen und bleiche, schon etwas verlebte Gesichter; mehrere Erwachsene, die sich bei der Gesellschaft befanden, machten weder durch ihr Äußeres noch durch ihr Benehmen einen günstigen Eindruck. Wir besuchten nachher das Stadttheater, in dem die kleinen Leute ihre Vorstellungen gaben, verließen es aber bald wieder, weil uns ihre frühreife Ausgelassenheit, besonders die Koketterie der achtjährigen Mädchen, widerlich war.

Kinder können und sollen nicht schauspielern; ihnen geht naturgemäß der hochentwickelte Verstand, das geübte Gedächtnis; und die Lebenserfahrung ab, welche der dramatische Künstler besitzen muß. Sie sind gar nicht im Stande, die Worte ihrer Rolle, die Situationen, in denen sie auftreten, und die Charaktere, die sie darstellen sollen, zu verstehen; und wenn es ausnahmsweise doch der Fall ist, so ist es sehr traurig. Im Interesse der beklagenswerthen Geschöpfe, denen man den Liebreiz der Unschuld frühzeitig von den Lippen und aus den Augen nimmt, wäre es wünschenswerth, daß die Unsitte der Kinder-Vorstellungen verboten würde.

Die Nacht im Hotel de Paris war ruhiger, als wir nach den Erfahrungen des Tages erwartet hatten. Nur wurden wir schon um 4 Uhr des Morgens durch die Trompeten-Signale in der gegenüberliegenden Cavallerie-Kaserne daran erinnert, daß für die ärarischen Pferde bereits die Zeit der ersten Fütterung gekommen war.

Den folgenden Tag benutzten wir zu Ausflügen nach der Cartuja de Miraflores, einem Karthäuser-Kloster, das im 12. Jahrhundert gegründet wurde und wegen seiner mit Skulpturen geschmückten Sarkophage berühmt ist, und nach Las Huelgas, einem Frauenkloster, das an der Stelle eines königlichen Lustschlosses errichtet wurde und neben anderen Werken der bildenden Kunst die Grabsteine mehrerer Mitglieder des königlichen Hauses aus der älteren Zeit enthält. Die Nonnen, welche hier wohnen, gehören den ältesten Ndelsfamilien des Landes an.

Am Nachmittag besuchten wir nochmals die Kathedrale, machten einen Spaziergang auf der Espolon-Promenade, die am Flusse Arlanzon entlang verläuft, besichtigten das mit Statuen geschmückte Marien-Thor, welches der großen Brücke einen imposanten Abschluß giebt und zugleich der Kathedrale als äußerste Pforte dient, und betrachteten das Volksleben auf den Straßen und im Kaffeehause. Die vielgelobte Chokolade der Spanier hat uns wenig gemundet; sie ist sehr dick und süß und zu sehr mit Zimmt versetzt. Dagegen ist der Kaffee überall in Spanien schmackhaft und jedenfalls weit besser als in Italien. Ausländische Zeitungen findet man in den spanischen Kaffeehäusern nur selten und zwar höchstens Pariser. Ein Wiener Journal ist mir in Spanien nur ein einziges Mal und zwar in Barcelona zu Gesicht gekommen; selbst die großen Hotels in Madrid halten es trotz der innigen Beziehungen zwischen der spanischen Dynastie und dem österreichischen Kaiser-

Zu Vstern in Spanien, 22i^

hmlse für überflüssig, Geld für eine Wiener Zeitung auszugeben. Die Spanier vertreiben sich übrigens die Zeit im Kaffeehause nicht so sehr mit dein Lesen von Zeitungen, als mit dein Dominospiele.

Außerdem sieht man fast in jedem spanischen Kaffeehause ein Clavier, auf welchem bezahlte Musiker durch mehrere Stunden des Tages den Gästen eine sehr geräuschvolle Unterhaltung bereiten. Herumziehende Geigenspieler, welche weniger die Kunst als den Bettel pflegen, wechseln damit bisweilen ab. Die Kaffeehäuser sind, wie es scheint, den ganzen Tag gefüllt. Hier werden Geschäfte abgemacht, Neuigkeiten besprochen und Freundschaften geschlossen und wieder gelöst. Die Kaffeewirthe sind meistens gewandte, rührige und intelligente Leute, welche gern zu Diensten und Vermittelungen bereit sind, wenn sie einen kleinen Nutzen davon haben.

Der Besitzer des Kaffeehauses in BurgoZ, welches wir besuchten, gab mir ausführliche Erklärungen des spanischen Geldwesens, denen ich es verdankte, daß ich später vor manchem Schaden bewahrt blieb. Ich hatte nämlich in Paris spanische Goldstücke zu 25 Franken eingewechselt, welche bei dem hohen Preise des Goldes ein bedeutendes Agio genossen, so daß man für das Stück 28—29 Pesetas erhielt. Die Peseta, eine Silbermünze im fiktiven Werthe eines Frankens der lateinischen Münzwährung, stellte daher in Wirklichkeit einen geringeren Werth dar. Gleichwohl wollte der Gastwirth, auf unsere Unkenntniß der betreffenden Verhältnisse vertrauend, unser französifches Geld nicht als vollmerthig annehmen und weigerte sich auch, für das spanische Gold ein Agio zu bezahlen. Dagegen zögerte man im Kaffeehause keinen Augenblick, mir dafür den Betrag, welchen ich verlangte, auszuhändigen.

Da in Spanien fehr viel falsches Geld im Verkehr ist, empfiehlt es sich, größere Summen nur in einem als rechtschaffen bekannten Bankhause, z. B. bei Weisweiler und Bauer in Madrid, einzutauschen. Für Beträge von 25 Pesetas und darüber gilt Papiergeld; für geringere Beträge sind Münzen von Silber und Kupfer vorhanden. Gefälfchte Nachbildungen der Silbermünzen sind so häufig, daß man genöthigt ist, jedes Stück erst durch den Klang zu prüfen, ob es echt ist. Manche Kellner und Droschkenkutscher verstehen den Kniff, die Münzen, welche sie empfangen, mit der Schnelligkeit eines Taschenspielers in falsche umzutauschen, die sie dann mit entrüsteter Miene dem Gaste zurückgeben, der ihnen nochmals fein gutes Geld opfern muß. Ich konnte mich in Madrid durch die eigene Erfahrung davon überzeugen.

Es foll dort unternehmende Speculanten geben, welche mit Falschmünzern in Verbindung stehen und den Bertrieb des falschen Geldes geschäftsmäßig betreiben, wie mir erzählt wurde. Die Polizei zeigt eine gewisse Toleranz in dieser Hinsicht, welche anderwärts Verwunderung erregen würde.

Die Gewohnheit, jedes Geldstück beim Empfange aufzuwerfen und klingen zu lassen, ist daher allgemein bekannt und wird sogar unter guten Freunden geübt. Bezeichnend ist die Anekdote, daß bei einer dramatischen Aufführung,

222 Theodor Puschmann in Wien.

in welcher der Verrath Christi dargestellt wurde, Judas sich erst in dieser Weise von der Echtheit der 30 Silberlinge überzeugete, bevor er den Herrn seinen Feinden auslieferte.

II. Aladrid und Ausflüge nach dem Escorial und Toledo.

Madrid, — Gasthof. — Straßen und Häuser. — Volksleben. — Gemälde-Gallerie. — Museum. — Die übrigen Sehenswürdigkeiten. — Wachtparade. — Der König. — Universität. — Medicinische Facultät. — Hospital. — Promenaden. — Der Escorial. — Kirche. — Gruft der königlichen Familie. — Bibliothek. — Schloß. — Toledo. — Lage. — Alkazar. — Kathedrale. — San Juan de los Ricos. — Erinnerungen an die jüdische Periode. — Merkwürdige Bauwerke. — Archäologische Funde. — Wollenfabrik.

Abends verließen wir Burgos und setzten unsere Reise nach Madrid fort, wo wir am andern Morgen um 7 Uhr eintrafen. Wir stiegen im Hotel de la Pair ab, welches als das vornehmste gilt und jedenfalls durch seine Lage an der Puerta del Sol für den Fremden sehr bequem ist. Freilich wird diesen Vorzügen auch in den Preisen Rechnung getragen; so mußten wir für unser im ersten Stock gelegenes Zimmer mit Schlaf-Alkoven für den Tag 60 Franken zahlen. Darin ist allerdings die gesummte Verpflegung mit alleiniger Ausnahme des Morgenkaffees eingeschlossen, da es in Spanien nicht üblich ist, die Mahlzeiten außerhalb des Gasthofes zu nehmen. Es wäre dies auch schwierig; denn es mangelt z. B. in Madrid an Speisehäusern, und die vorhandenen können den Fremden nicht empfohlen werden.

Die Puerta del Sol, die Sonnenpforte, ist ein freier Platz von der Größe des Wiener Grabens und bildet den Mittelpunkt der Stadt, von dem alle Tramway-Linien ausgehen. Hier herrscht von 10 Uhr des Morgens bis lange nach Mitternacht ein beständiges Gewühl von Menschen, die kaum den Platz finden, um aneinander vorüber zu kommen.

Madrid liegt auf einer sandigen, von Hügeln durchsetzten, unwirthlichen Hochebene, ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Straßen der alten Stadttheile sind eng, die der neuen breit und langweilig, die Häuser schmal und hoch, oft aus 4—5 Stockwerken bestehend, zu denen gerade ansteigende Treppen führen, die häufig so eng sind, daß es unmöglich ist, die Möbelstücke darüber hinauf zu bringen. Man hat deshalb an den Dachsparren vieler Häuser Kamine angebracht, an denen die Schränke und Claviere hinaufgezogen werden. Die Bauart der Häuser und das Volksleben auf den Straßen unterscheidet sich im Allgemeinen wenig von demjenigen einer norditalienischen Stadt. Nur sind die Leute in Madrid nicht so heiter und höflich wie die Italiener. Wer sich Spanien als ein Land vorstellt, wo Alles singt und tanzt wie in Neapel, der irrt sich gewaltig. Die Estudiantina Figaro scheint eine nur außerhalb Spaniens bekannte Institution zu sein. Ich habe in Spanien nur selten ein Liedchen trällern oder pfeifen gehört und die spanischen Nationaltänze nirgends als im Theater gesehen.

Zu Vftein in Spanien, 233

Madrid besitzt eigentlich nur eine einzige Sehenswürdigkeit; aber diese bietet so reichen Genuß, daß sie allein ein ausreichender Lohn für alle Mühseligkeiten einer weiten Reise ist. Ich meine die Gemäldegallerie, welche an Reichthum des Inhalts und Bedeutung der einzelnen Werke alle Museen der Welt übertrifft. Unter den Gemälden, deren Zahl 2000 übersteigt, befinden sich 46 von Murillo, 64 von Velasquez, 58 von Ribera und 14 von Zurbaran, ferner 10 von Rafael, 45 von Tizian, 25 von Paul Veronese, 54 von Tintoretto, 66 von Luca Giordano, 66 von Rubens, 22 von Dncks, 54 Vreughels, 55 Teniers, 16 von Guido Rem, 20 von Poussin, 10 von Claude Lorrain; auch Andrea del Sarto, Bronzino, Correggio, Holbein und andere Meister der italienischen und vlämischen Schule sind durch einige gute Bilder vertreten, die mit den Werken der großen spanischen Maler, welche man hier erst vollständig kennen lernt, eine Flucht von Sälen ausfüllen. Es ist nicht möglich, diese Fülle von Kunstschatzen an einem Tage zu besichtigen. Selbst wenn man die Gallerie mehrere Male besucht und viele Stunden zu ihrer Betrachtung verwendet, gewinnt man doch nur einen oberflächlichen Eindruck und bewahrt eine schwache Erinnerung an die hervorragendsten Meisterwerke. Wie vermöchte ich es daher, eine Schilderung derselben zu liefern? — Dazu würde ein längeres Studium, als ich darauf verwenden konnte, und mehr Kunstverständnis; gehören, als ich besitze. Ich muß dies berufeneren Schriftstellern überlassen, welche sich durch jahrelange kunsthistorische Forschungen zur Lösung dieser Aufgabe vorbereitet haben. Die Madrider Gemälde-Sammlung befindet sich im königlichen Museum, einem Gebäude, das kaum hundert Jahre alt und an einer wohlgepflegten, mit Baumreihen bepflanzten Promenade gelegen ist, welche gleich den Pariser Boulevards einen großen Theil der Stadt umgiebt. Außerdem enthält dasselbe noch eine Anzahl von Skulpturen und Alterthümern, z. B. römische Mosaiken, etruskische Vasen u. a. m.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Madrids treten hinter der Gemäldegallerie zurück; doch wird man bei längerem Aufenthalt wohl auch ihnen einige Stunden widmen. So findet man in der Academia di S. Fernando eine Sammlung von werthvollen Bildern, vorzugsweise spanischer Meister. Die den Schloßhof begrenzende Armeria enthält eine Waffen-Sammlung, die in historischer Hinsicht sehr interessant ist; es sind darunter Schwerter von mehreren maurischen Fürsten und christlichen Königen und Helden Spaniens. Auch im Artillerie-Museum giebt es einige merkwürdige Bewaffnungszstücke der früheren Zeiten.

Ein eigenthümliches Schanspiel ist die Trupven-Parade, welche alltäglich beim Aufziehen der Wachen im großen Hofe des königlichen Schlosses stattfindet. Die vortrefflich gekleideten, gut gehaltenen Soldaten bewegten sich dabei nach einer ernsten feierlichen Musik im langsamsten Schritte vorwärts, wie wenn sie Menuett tanzten. Der kleine König und seine jugendlich schöne Mutter, umgeben von einer Anzahl höherer Offiziere, betrachteten den Vorbeimarsch der Nord und SNb. IHIII^ 188. 16

23H Theodor siuschmann in Wien.

Truppen von den Fenstern des königlichen Schlosses aus. Alfons XIII., den ich später noch in der Nähe sah, ist ein schöner Knabe mit hellblonden Locken, klugen Augen, stark hervortretender Stirn und freundlichem Gesichtsausdruck. Möge ihm das Geschick einen kräftigen, gefunden Körper und einen starken Geist geben, damit er die großen Aufgaben, zu denen er ausermahlt ist, voll und ganz erfüllen kann! —

Als Universitäts-Professor fühlte ich mich natürlich veranlaßt, auch der Madrider Hochschule, sowie der Akademie der Wissenschaften und der medicinischen Facultät Besuche abzustatten. Die Festsäle in diesen Anstalten sind sehr elegant ausgestattet und mit Gemälden berühmter Maler geschmückt. Weniger befriedigt haben mich die eigentlichen Studien-Einrichtungen. Die der medicinischen Facultät gehörigen anatomischen Sammlungen enthielten außer einer allerdings sehr werthvollen Zusammenstellung von menschlichen Schädeln hauptsächlich Wachspräparate von Gegenständen der normalen, pathologischen und vergleichenden Anatomie, wie sie vor einem Jahrhundert auch bei uns als Lehrmittel verwendet wurden. Heute pflegt man bei uns die Wachspräparate nur zum anatomischen Unterricht der Künstler, nicht aber zu demjenigen der Mediciner zu verwenden. Unsere künftigen Aerzte müssen die Anatomie an frischen Leichen oder an Spirituspräparaten erlernen, weil die Betrachtung der Organe in ihrem natürlichen Zustande allein im Stande ist, eine gründliche Kenntniss derselben zu verschaffen. Ich habe in Madrid kein einziges Spirituspräparat gesehen, sodah ich zu der Vermuthung gedrängt wurde, daß in Spanien diese alte Conservirungs-Methode gar nicht im Gebrauch sei; doch wurde ich eines Besseren belehrt, als ich später die medicinischen Schulen zu Granada, Valencia und Barcelona besuchte, deren anatomische Sammlungen eine Menge von Spirituspräparaten aufwiesen. Das Fehlen derselben schenkt also nur eine Eigenthümlichkeit der medicinischen Schule zu Madrid zu sein. Das große Hospital, in welchem dort die Kliniken untergebracht sind, war in feinem Innern freundlicher und reinlicher, als ich nach den schmutzigen, mit Eisenstäben vergitterten Fenstern, die dem Ganzen mehr das Aussehen eines Gefängnisses, als eines Krankenhauses gaben, erwartet hatte. Von den Professoren der Medicin habe ich zwar einige gesehen, aber nicht kennen gelernt; denn als ich mich ihnen im Dekanats-Zimmer als Wiener College Vorstellte, wurde ich sofort dem Pedell übergeben, der mich in der Anstalt herumführte und mir vielleicht nur einen Theil der wissenschaftlichen Sammlungen gezeigt hat. Jedenfalls hätte ich klüger gehandelt, wenn ich mich dort durch den Dr. von Riedel, unfern Wiener Landsmann, der als königlicher Leibarzt eine hervorragende Stellung einnimmt, hätte einführen lassen, wie er es mir anzubieten die Güte hatte.

Die Kirchen Madrids zeigen im Innern meistens einen durch geschmacklose Zuthaten verschlechterten Zopfstyl; ebensowenig verdienen die öffentlichen Gebäude und Monumente eine besondere Erwähnung. Dagegen möchte ich noch den schattigen Promenaden und schönen Parkanlagen, welche die nähere

Zu Vstern in Spanien. 225

Umgebung Madrids bilden, ein Wort rühmender Anerkennung widmen. Von dem fröhlichen Volksleben und den liebenden Paaren, die des Abends an den Ufern des Manzanares lustwandeln, habe ich freilich nichts bemerkt; doch wird sich dies wahrscheinlich erst im Sommer entwickeln, wenn mildere Lüfte die Sinne umgaukeln, als es während unserer Anwesenheit der Fall war.

Als wir am 6. April den Ausflug nach dem Escorial unternahmen, da ging ein kalter Regen hernieder, der jeden Augenblick Miene machte, sich in Schneeflocken umzuwandeln. Der Weg führt an den Waldungen des königlichen Jagdschlusses Pardo vorbei, stark ansteigend über eine steinige Hochebene hinweg, die allmählich den trostlosen Charakter des Karstes annimmt. Nach einer Eisenbahnfahrt von IV2 Stunden tauchten die düsteren grauen Gebäude des Escorials auf, und bald darauf hatten wir die Bahnstation erreicht. Sie liegt ungefähr 15 Minuten von dem kleinen Orte entfernt, der in der Nähe des Schlosses entstanden ist. Das letztere verdankt dem Könige Philipp II. seine Entstehung, der, von Menschenscheu erfüllt, in dieser Einsamkeit einen großen Theil des Jahres zubrachte, wo er sich ungestört der Vuße und dem Gebete hingeben konnte. Der Vau wurde erst unter seinen Nachfolgern beendet; er soll 21 Jahre gedauert und 6 Millionen Dukaten gekostet haben.

Der Escorial, der seinen Namen von einem Erzbergwerk hat, welches einst in dieser Gegend betrieben wurde, besteht aus einer Menge von Gebäuden, welche ein Quadrat bilden, dessen Inneres durch weite Höfe, die Kirche und einzelne Quertrakte ausgefüllt wird. Zum Bau wurde der Granitstein des dahinter liegenden Felsengebirges verwendet. Von außen gleicht er nicht einem königlichen Schlosse, sondern einer umfangreichen Strafanstalt. Das Gebäude ist jetzt nur zum Theil bewohnt, nämlich von den Mönchen, welche die Bibliothek bewachen und eine Erziehungsanstalt für Knaben leiten, die dort eingerichtet worden ist, und den Bediensteten der königlichen Verwaltung. Wir betraten zunächst die Kirche, welche durch massige Quadrat-Pfeiler in drei Schiffe getheilt wird, die ein griechisches Kreuz bilden. Die aus kostbarem Marmor von verschiedenartiger Färbung bestehenden Wandbetleidungen und der mit vergoldeten Bronze-Statuen Carls V. und Philipps II. und ihrer Familie geschmückte Hochaltar verleihen dem Innern einen Schimmer von Leben. Die Betstühle des Chors sind mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert, und in der Sakristei sieht man Reliquien und verschiedene Kostbarkeiten. In einer Kapelle befindet sich ein verschiebbares Altarbild von Claudio Coöllo, welches eine Miniatur-Kapelle von seltener Schönheit verdeckt. Ein am Ende des mittleren Schiffes in der Höhe angebrachter Christus aus weißem Marmor von der Meisterhand des Nenvenuto Cellini, ist so gestellt, daß er vom Volke, welches im Hofe vor der Kirche den Gottesdienst beiwohnt, gesehen werden kann.

Aus der Kirche steigt man auf einer breiten Treppe von rothbraunen Marmorstufen, die durch gedämpftes Oberlicht schwach beleuchtet wird, in die

1«*

226 Cheod «i j)uschnann in Wien.

unter der Capilla mavor gelegene Gruft der königlichen Familie hinab, welche das Pantheon genannt wird. Hier ruhen die sterblichen Ueberreste der Könige Spaniens von Carl V. bis Alfons XII. in prunkvollen Särgen, die nach antikem Vorbilde in die Mauernischen eingestellt sind. Sie bilden mehrere über einander stehende Reihen und sind chronologisch geordnet. Zwischen der Königin Christin« und ihrem Enkel, dem zuletzt verstorbenen Könige Alfons XI f., steht ein Sarg ohne Inschrift; er ist für die Ätutter des Letzteren, die entthronte Königin Ifabella bestimmt. Das achteckige Gruftgewölbe, in welchem die regierenden Herrscher bestattet werden, ist durch Gänge mit den Gemächern verbunden, die als Gräber für ihre Angehörigen dienen. An einem der dort befindlichen Särge las ich den Namen „Don Carlos" und gedachte des unglücklichen Infanten, dein unfer Schiller den fchünsten Denkstein gesetzt hat. Seitwärts von den übrigen Sarkophagen steht derjenige des heldenhaften Don Juan d'Austria, des Sohnes Carls V. Der Glanz der aus farbigem Marmor und Porphyr bestehenden Wände, die kostbaren Vergoldungen der Bronze-Verzierungen und die feierliche Ruhe, welche durch die eigenthümliche Beleuchtung vermehrt wird, bringen es dem Besucher zum Bewußtsein, daß hier dje Mächtigen der Erde ruhen, welche die Pracht und Herrlichkeit, die sie im Leben umfing, auch im Tode nicht entbehren können.

Zum Eintritt in das königliche Mausoleum bedarf man der schriftlichen Erlaubnis; des Oberhofmarschall-Amtes, die uns durch das liebenswürdige Wohlwollen unserer Gesandtschaft erwirkt wurde. Alle übrigen Theile des Escorials dürfen auch ohne Eintrittsbillet besichtigt werden.

Die Bibliothek ist wegen ihres Reichthums an Handschriften berühmt; aber der Fremde bekommt davon nur den großen fchönen Saal zu sehen, in welchem die bibliographischen Seltenheiten und gedruckten Prachtwerke aufgestellt sind. Die Arbeitszimmer sind klein und unbequem und bieten keinen Schutz gegen die Kälte. Als ich dort war, fand ich keine fremden Gelehrten, sondern nur einige Mönche, die mit der Durchsicht der Vücherzettel beschäftigt waren. Wir wanderten dann durch die mit Fresken und Gemälden, mit Gobelins und werthvolleu Teppichen reichgeschmückten Zimmer, in denen sich die königliche Familie aufhält, wenn sie hierher kommt. Von dort begaben wir uns in die Räume, welche einst Philipp II. bewohnte. Sie bestehen aus einem mäßig großen, durch ein Fenster schwach beleuchteten Empfangszimmer und zwei daran anstoßenden Kammern. Die Wände sind kahl und ohne jeden Zierrath, und das Ganze macht durch seine bescheidene Einfachheit einen rührenden Eindruck. Ein kleiner, rückwärts gelegener Alkoven, der fein Licht durch ein in die Kirche sich öffnendes Fenster erhält, diente als Vetzimmer; hier wurde dem Könige auf seinen Wunsch während seiner letzten Krankheit das Lager gerichtet, und hier ist er auch gestorben. Die Geschichte hat ihn hart, vielleicht sogar zu hart beurtheilt, indem sie nur die Folgen seiner Thaten, nicht aber die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, in Betracht zog.

Zu Vstein in Spanien. 23?

Er war ein Kind seiner Zeit, welche in der Neinerhaltung des religiösen Glaubens die höchste und einzige Aufgabe der Menschen sah, zu deren Lösung man jedes Mittel für geboten hielt.

Neben dein Escorial liegt der aus seltenen Steinarten und Hölzern erbaute Pavillon des Königs Carl IV. mit einigen sehenswerthen Vildern, Skulpturen und Mosaiken. Auf den Besuch der Gärten, die wir von den Fenstern des Schlosses aus betrachtet hatten, mußten wir des anhaltenden Regens wegen verzichten, ebenso wie auf den Spaziergang zur Silla del Ren, einer in den Felsen gehauenen Bank, von welcher Philipp II. die Arbeiten des Escorials überwacht haben soll.

Nachdem wir in der sehr emvfehlenswerthen Fonda Miranda uns leiblich gestärkt hatten, kehrten wir mit dem nach fünf Uhr abgehenden Eisenbahnzuge wieder nach Madrid zurück.

Wie der Besuch des Escorials, so wird auch der Ausflug nach Toledo von Madrid aus am besten an einein Tage hin- und zurückgemacht. Die Entfernung beträgt nur 73 Kilometer; aber die spanische Eisenbahn gebraucht drei Stunden, um sie zurückzulegen. Für die Besichtigung von Toledo bleiben dann nicht viel mehr als vier oder fünf Stunden übrig, welche gewissenhaft ausgenützt werden müssen.

Toledo wird hufeisenförmig von« Tajo umspült, dessen gelblich schmutzige Fluthen hier mit großer Naschheit dahinströmen. Zwei mächtige steinerne Brücken verbinden die Ufer, welche von schroff abfallenden, vielfach ausgewaschenen Steinmassen gebildet werden. Die Stadt liegt auf einem vorgeschobenen Granitfelsen, fast 2000 Fuß über dem Meere.

Den höchsten Gipfel desselben nimmt der Alkazar ein, das alte Königsschloß, welches den Fürsten der Gothen, der Araber und der christlichen Spanier des Mittelalters als Residenz diente. Seine Fundamente reichen wahrscheinlich bis in die Zeit der Nömer zurück, welche vor den Mauern Toledos i. I. 193 v. Chr. einen großen Sieg errangen, wie Livius erzählt. In seiner jetzigen Form entstand das Schloß unter Carl V.; doch wurde es dem allmählichen Verfall überlassen, nachdem unter Carls Nachfolger Madrid zur Hauptstadt des Landes erhoben worden war. Im 18. Jahrhundert wurde es als Armenhaus verwendet; später verlegte man eine Cadettenschule in das Gebäude. Vor einigen Jahren brannte es im Innern vollständig aus; nur die Umfassungsmauer» blieben erhalten. In neuester Zeit läßt die Negierung den Alkazar restauriren. Die Arbeiten schreiten zwar langsam vorwärts, aber sie werden mit großer Sachkenntnis; und Sorgfalt ausgeführt.

Von dem vor dem Schlosse gelegenen freien Platze, der eine großartige Nundsicht über das Thal des Tajo und die ganze Gegend gewährt, betritt man durch ein mächtiges Portal den weiten Hof des Gebäudes, der an den vier Seiten durch eine doppelte Neihe von Säulen, welche 32 Bogengänge bilden, abgegrenzt wird. Eine breite marmorne Treppe führt zu deu

238 Theodor Puschmann in Wien.

Gemachem des oberen Stockwerkes, deren Wände einst mit Arabesken und allerlei Verzierungen geschmückt waren. Im Souterrain befinden sich Stallungen für hunderte von Pferden. Das Schloß erinnert an die venetianischen Paläste, läßt aber den maurischen Einfluß deutlich erkennen. Auch die Kathedrale, ein Werk echt gothischer Baukunst, ist nicht frei von romanischen und maurischen Zuthaten. Der Bau dieser Kirche wurde 1227 begonnen und 1492 vollendet. Sie hat schöne Fayaden mit prächtigen hohen Portalen, die mit Statuen geschmückt sind. Das Innere wird durch 88 Bündel-Pfeiler in fünf Schiffe geschieden und erhält durch buntfarbige Fenster ein angenehm gedämpftes Licht. Im mittleren Schiffe befindet sich, wie in allen Kirchen Spaniens, der Chor mit den für die Geistlichkeit bestimmten Betstühlen, deren wundervolle Schnitzereien eine hohe Vollendung der Kunst bekunden. Ueber ihnen verläuft ein Gesims mit dunklen mattglänzenden Marmorsäulen und zarten Alabastersiguren. Sehr sehenswert!) ist auch der Altar in der Cavilla mayor, welcher, in mehreren Etagen sich aufbauend, eine Fülle von Statuetten und Ornamenten trägt. An den Seiten sind die Grabdenkmäler eines spanischen Königs und seiner Familie, hinter dem Altare ein seltsames Gewirr von barocken Schnörteleien und überladenen Bronze- und Goldzierrathen in verschiedenen Formen, deren geheimnisvoller Reiz durch die einfallenden Sonnenstrahlen noch erhöht wird. Die übrigen Kapellen, welche das Innere der Kathedrale wie ein Kranz umsäumen, sind ebenfalls mit Altarbildern, Fresken, Skulpturen und architektonischen Decorationen reich ausgestattet. In der Sakristei sieht man ein Deckengemälde von Luca Giordano und mehrere andere werthvolle Bilder, sowie die Meßgewänder und die Kleinodien der Kirche, in der danebenliegenden Kapelle del Sagrario die Reliquien von Heiligen und viele Statuetten aus Silber, unter ihnen auch eine Figur des Jesuskindes aus Gold. Einen freundlichen Eindruck macht der Kreuzgang mit dem dorrastenden Garten. Von den beiden Thürmen ist nur einer vollendet; er enthält die berühmte Glocke, deren Klang bis Madrid gehört wird, wie man erzählt.

Weit mehr als in der Kathedrale tritt in der Kirche San Juan de los Nenes die Verbindung der gothischen Baukunst mit maurischen Elementen hervor. Die als Verzierungen angebrachten Blumengewinde und Arabesken an den Pfeilern und Bogengewölben, die in der Luft schwebenden Tribünen mit Balustraden von feiner durchbrochener Arbeit, die zahlreichen Ornamente an den Wänden und der schöne Klosterhof machen diese Kirche zu einem Schmuckkästchen der seltensten Art. Leider hat die Zerstörung auch hier ihr Werk gethan. Die Restauration, mit der man gegenwärtig beschäftigt ist, findet oft nur noch dürftige Spuren des Originals vor.

Zwei alte Synagogen, welche nach der Vertreibung der Juden in christliche Kirchen umgewandelt wurden, zeigen in der Bogenstellung und

Zu Vstein in Lpanien. 239

inneren Ausschmückung die vollständige Abhängigkeit von der arabischen Baukunst.

Toledo war bekanntlich einst der Sitz einer berühmten jüdischen Hochschule, welche selbst von Gelehrten der christlichen Länder besucht wurde, wie von Peter von Abano und Arnald von Villanova. Auch der spätere Papst Sylvester II. studierte in seiner Jugend dort, als er noch den Namen Gerbert d'Nurillac führte. In der Medicin erwarben sich die Juden das große Verdienst, daß sie der Heilkunst des christlichen Europa die Errungenschaften der arabischen Wissenschaft übermittelten.

In Toledo sind alle Baustile vertreten; zwei Jahrtausende haben hier ihre Erinnerungen zurückgelassen. Bauwerke, wie das maurische Thor, die Puerta del Sol, die der Moschee zu Cordova nachgebildete Kapelle Cristo de la Luz, das Portal des ehemaligen Hospitals von Santa Cruz im Stile der Früh-Renaissance und der dazu gehörige Hof mit den Säulengängen würden, wenn sie in einer andern Stadt lägen, derselben allein eine gewisse Notorietät verschaffen. Auf Schritt und Tritt begegnet man Dingen, die man anschauen und bewundern möchte. Ich glaube es wohl, daß man, wenn man ein Jahr in Toledo lebt, jeden Tag etwas Neues sieht.

Die Archaeologie hat diese Fundquelle für die Kenntniß der Culturgeschichte noch lange nicht genug ausgenutzt. Vor einigen Jahren wurden in der Nähe der Stadt drei goldene Kronen aus der Gothenzeit ausgegraben, von denen die eine, die schwerste, eingeschmolzen, die andern beiden nach Paris verkauft wurden. Wie viele Kostbarkeiten mögen noch im Erdboden oder auf dem Grunde des Tajo liegen? — Nicht ohne Grund ist derselbe in den Ruf gekommen, daß er Gold mit sich führt; die Münzen, die man dort zuweilen findet, scheinen diesen Glauben wach zu erhalten.

Toledo ist heute eine voni großen Weltverkehr abgelegene Landstadt von etwas mehr als 20000 Einwohnern. Die außerhalb der Stadt befindliche Willffenflbrik erinnert an den Nuhm der Toledaner Klingen; auch jetzt werden hier noch Degen, Dolche, Messer und Scheeren mit Arabesken und Inschriften in eingelegter Arbeit verfertigt, wie man sie anderwärts nicht kennt. Unser Führer, der uns das Verkaufslokal zeigte, welches die Fabrik in der Stadt errichtet hat, schien der Meinung zu sein, daß wir nur zu dem Zweck nach Toledo gekommen seien, um in den dortigen Läden Einkäufe zu machen, und brachte uns deshalb noch in mehrere Juwelier-Geschäfte, sodaß wir genöthigt waren, ihn in energischer Weise daran zu mahnen, wie kurz die Zeit war, die uns für die Besichtigung der merkwürdigen Stadt zugemessen mar. Die Stunde der Abreise war bald gekommen, und wir kehrten nach Madrid zurück.

2H0 Theodor pnschmann in Wien.

III.- Nach Andalusien. Moldova.

Reisegesellschaft. — Abenteuer. — «Nsenbahnfahrt. — Unterbrechung der Fahrt bei Alco-
lea. — Cordoua. — Geschichte der Stadt. — Arabische Lultur in Spanien, bes. die
Medicin. — Orieiüalischer Charakter der Stadt. — Die große Moschee. — Sonstige Sehens-
würdigkeiten. — (5arraholll. — Unigegend. — Strahlenleben.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt verließen mir am 7. April Abends
kurz vor neun Uhr die ppanifche Hauptstadt und fuhren nach Cordova.

Der Postzug war stark besetzt, da man den Schnellzug wegen der durch die
Ueberschwemmungen erzeugten Verkehrshindernisse aufgehoben hatte.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus einein spanischen Beamten, welcher
in die Hllvanll versetzt wurde und unter Thränen und Küssen von seinen
Angehörigen und Freunden am Bahnhofe herzlichen Abschied nahm, und einen:

hohen spanischen Geistlichen, mit dem ich bald in eine ebenso anregende wie
lehrreiche Unterhaltung gerieth. Graf B., wie er sich mir vorstellte, hatte
lange Zeit in Frohsdorf bei Wiener-Neustadt, der Besizung des verstorbenen
Grafen von Chambord, gelebt und einflußreiche Stellungen in Rom und
Madrid bekleidet. Ich lernte in ihm einen kenntnißreichen und vorurtheils-
freien Mann kennen, welcher die Schäden, an denen das spanische Volt krankt,
richtig beurtheilt. Wer damit auch nur oberflächlich, wie ich, in Berührung
kam, wird zugeben, daß es nicht der Parlamentarismus und am allerwenigsten
die republikanische Staatsform sind, welche diesem Lande zu wünschen sind,
sondern im Gegentheil eine starke Monarchie mit einem wohl disciplinirten
Beamtenthum, welche die Erziehung des Voltes für ihre wichtigste Aufgabe hält.

Die Eisenbahnfahrt geht an Aranjuez vorüber, welches eine wasserreiche
Oase in einer dürren Wüste bildet, durch die monotone Hochebene bis Alkazar,
wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Meine Mtreisenden verließen
das Couv6 und begaben sich zum Büffet des Restaurants; ich war allein im
Wagen zurückgeblieben, als ein elegant gekleideter Herr, der ein kleines, in
Papier gehülltes Packet trug, einstieg und Platz nahm. Er hatte kaum eine
Minute dort gesessen, als er mit einer Miene, wie wenn ihm das Eouv6
nicht behage, dasselbe schleunigst wieder verlieh. Dabei wollte er statt seines
eigenen Packeis zwei Reisetaschen mitnehmen, von denen die eine zufällig mein
Eigenthum mar. Ich vernlaßte ihn zur Rückgabe derselben und verzichtete
auf seine Entschuldigung. Wenige Minuten später erfuhr ich, daß er in einem
benachbarten Coup6 sein Kunststück mit glücklicherem Erfolge ausgeführt und
einem Engländer sein gesamntes Handgepäck gestohlen hatte.

Unsere Reise führte dann weiter an Argamasilla vorüber, wo der edle
Don Quixote lebte und starb, uud Cervantes seinen berühmten Roman ent-
warf, durch die Ausläufer der Sierra Morena. Nachdem der höchste Punkt
der Strecke passirt ist, geht es rasch bergab, und die Vegetation wird reicher
und südlicher. Um elf Uhr Vormittags gelangten wir in die Nähe von
Alcolea, ein Ort, der in der neuesten Geschichte Spaniens durch die Nieder-
lage bekannt geworden ist, welche die der Königin Isabella treu gebliebenen

Zu Vftein in Lpplnien, 2H^

Truppen im Jahre 1868 hier erlitten. Da die große eiserne Brücke über den Gulldlllquivir theilweise eingestürzt war, so wurden wir in kleine offene Gesellschaftswagen umgeladen und mit einem Umwege von drei Kilometern auf der staubigen Landstraße nach dem andern Ufer des Flusses befördert. Die Zahl der für diesen Zweck vorhandenen Wagen war indessen viel zu gering für die Menge der Reisenden; die Wagen mußten daher den Weg drei- oder viermal machen, um immer wieder neue Passagiere abzuholen. Nach einigen Stunden war das langweilige und bei der glühenden Hitze der Mittagssonne doppelt unangenehme Umladungsgeschäft beendet, und der Eisenbahnzug, welcher uns erwartet hatte, brachte uns mit einer großen Verspätung nach Cordova, wo wir Nachmittags nach zwei Uhr eintrafen und im Hotel Suisse ein recht gutes Unterkommen fanden.

Es dürfte nur wenige Städte in Europa geben, welche sich einer so reichen Geschichte rühmen können, wie Cordova. Seine Gründung wird den Phöniziern zugeschrieben, und unter den Kriegern, welche mit Hannibal nach Italien zogen, befanden sich auch Leute aus den: Gold tragenden Lande von Cordubll, wie Silius Italiens schreibt. Strabon behauptet allerdings, daß Cordova erst von Marcellus, während des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompejus, gegründet worden sei; aber diese Angabe bezieht sich offenbar nur auf die römische Colonie, die hier errichtet wurde, nm die jene Gegenden bewohnenden Völkerschaften, die Turdetani, überwachen zu können.

Schon unter der Herrschaft der Römer erlangte die Stadt große Bedeutung. Sie befaß eine berühmte Hochschule, an welcher die griechische Sprache, die Philosophie und die Redekunst mit vielem Erfolge betrieben wurden. Aus ihr gingen Männer hervor, wie der Nhetor Seueca und sein Sohn, der berühmte Philosoph, der Lehrer Neros, die Dichter Lucanus und Sertilus Hena, der Redner Porcius Ladro u. A.

Später bildete Cordova einen Theil des westgothischen Reiches. Nach dessen Untergänge wurde es i. I. 711 von den Arabern erobert, und die Statthalter des Chalifen von Damaskus nahmen hier ihren Sitz. Als AbderrhamllN, der letzte Sprößling der entthronten Ommajaden-Dynastie im Jahre 755 nach Spanien kam und dieses Land unterwarf, wurde Cordova die Hauptstadt des von ihm geschaffenen Reiches. Sie wurde von den neuen Herrschern durch herrliche Bauwerke verschönt, mit öffentlichen Bädern und Fontainen ausgestattet und zu einem Mittelpunkt künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen gemacht.

Äbderrhaman war nicht blos ein glücklicher Eroberer, sondern zugleich ein großer Staatsmann und kunstsinniger Fürst. Er begann mit dem Vau der großen Moschee, die aber erst unter seinen Nachfolgern vollendet wurde, und ließ den Alkazar, das alte Schloß, und die anstoßenden Gärten anlegen. Die Palmen Andalusiens erinnerten ihn an die ferne Heimat, aus der er vertrieben worden war. In einem Gedicht, welches zu den schönsten Perlen der arabischen Poesie gehört, gab er dem Gefühle wehmüthiger Sehnsuch!

2H2 Theodor pnschmann in Wien.

Ausdruck; ich kann es mir nicht versagen, es hier vorzutragen und zwar in der vortrefflichen Uebersetzung E. Meners (Geschichte der Botanik. Königsberg 1856, Nd. III., S. 126):

Auch du, schlank aufgewachsene Palme, Ich tränkte mit des Auges Quellen
Bist Fremdling so wie ich allhier. Den Palmcnwald im Ouftratthal.

Algarbien's Schmeichelliifte säuseln Mich überlassen dankuergessen
Liebkosend durch die Locken dir. So Strom wie Palmen meiner Qual,
Nahrhafter Boden hegt die Wurzel, Der Qual, daß mich Geschickstückc,
Die Krone strebt zum Himmel auf. Ter Venu Abba's wildes Schwert,
Doch Baum, vermöchtest du zu fühlen, Beraubten all der süßen Pfänder,
Tu hemmtest nicht der Thränen Lauf. Die nur die Heimat uns gewährt.
Dich rührt kein Unbcstand des Schicksals, Tu bist, o wohl Dir! keiner Sehnsucht
So peinigend für's Menschenherz; Zum Vaterlande dir bewußt;
Indessen ich in Thränen bade Doch mich, so oft ich sein gedenke,
Beim nagenden Erinnerungsschwer; Mich überwältigt sein Verlust.

Ihre Blüthezeit erlebte die arabische Cultur in Spanien unter den
Khalifen Abderrhaman III. und dessen Sohn und Nachfolger Hakim N. im
10. Jahrhundert. Der Letztere mar selbst ein hervorragender Gelehrter; man
erzählt, daß er überall seltene Bücher kaufen ließ, die er durchstudirte und
mit Anmerkungen versah, in denen er seine eigenen Ansichten niederlegte.
Seine Bibliothek soll 600,000 Bände enthalten, der Katalog derselben allein
44 Bände gefüllt haben. Er ließ Gelehrte aus dem Orient nach Cordova
kommen, und nahm an ihren Versammlungen und Disvutatiouen eifrigen
Antheil. So kam es, daß Cordova unter den Arabern wiederum eine bevor-
zugte Pflegestätte der Wissenschaft wurde, wie zu den Zeiten der Römer.
Damals lebte hier der bedeutendste Chirurg, den die arabische Hellkunst
hervorgebracht hat, Abulkasim, dessen mit mehr als 150 Abbildungen chirurgischer
Instrumente versehenes Werk durch die französische Uebersetzung von Lucien
Leclerc allgemein zugänglich gemacht worden ist. Auch Averroes, der große
Philosoph und Arzt, sowie sein Schüler Moses Maimonides, der einer freieren
Richtung im Iudenthum die Wege ebnete, nannten Cordova ihre Heimat.
Spanien hat zu dem mächtigen Aufschwünge, den die Medicin und die Natur-
wissenschaften der arabischen Culturperiode verdanken, nicht am wenigsten
beigetragen; noch im 11. und 12. Jahrhundert lieferte es Talente, wie die
Aerzte Avenzoar und Abenguefit, den Pharmakologen Ibn Beithar und den
Botaniker Ibn Alawam.

Cordova hat sich den arabischen Charakter bis heute bewahrt. Die
engen gewundenen Gassen, in deren Gewirr sich nur der Einheimische zurecht
zu finden vermag, die Bauart der Häuser mit ihren die Hitze durch ein
feines Gitterwerk von Holzmaschen abhaltenden Fenstern und den sauberen,
mit Blumen und Springbrunnen geschmückten Höfen, in denen stch das
Familienleben abspielt, und die Art, wie sich die Menschen bewegen und be-
nehmen, sind verschieden von dem, was man in anderen spanischen Städten
sieht, und erinnern an den Orient. Wer vom Süden, von Sevilla oder

Zu Vstern in Spanien. 2H3

Granada aus nach Cordana kommt, wird diesen Eindruck vielleicht nicht so lebhaft empfinden, als ich, der ich kurz vorher Madrid verlassen hatte. Vervollständigt wird diese Illusion des Orients, wenn man die berühmte Moschee betritt. Unter der Führung unsers lebenswürdigen Reisegefährten, des Grafen B., suchten wir bald nach unserer Ankunft dieses Bauwerk auf, welches nicht mit Unrecht eines der Wunder der Welt genannt wird. Durch eine schmale Bogenpforte gelangt man in einen großen rechtwinkeligen Hof, welcher mit hochgewachsenen Cypressen, Palmen und Orangenbäumen bepflanzt ist, deren Alüthen einen entzückenden Duft verbreiten. Mehrere Fontainen zieren diesen Garten und vermehren die erquickende Frische der Luft, während die das Wasser ableitenden Gräben, wo die Mohammedaner die rituellen Waschungen vor den Gebete vornehmen, den Boden durchziehen. Nach außen wird der Hof, welcher heute einen beliebten Spazierort bildet, durch eine breite hohe Mauer abgeschlossen, die bei der Eingangspforte durch den Thurm ersetzt wird, der im 17. Jahrhundert an der Stelle des Thurmes von Alminar, welcher gleich vielen anderen arabischen Bauten bei dem großen Erdbeben von 1590 zerstört wurde, errichtet worden ist. Auch der im romanischen Stile gehaltene Glockenthurm mit den säulengeschmückten Fenstern und der Statue des Engels Rafael gehört selbstverständlich der nach-arabischen Zeit an. Wir durchschritten den Hof und traten durch die Palmenpforte in das Innere der Moschee. Welcher Anblick! welche Ueberraschung! Wir befanden uns in einem Walde von Säulen, welche in regelmäßigen Reihen stehend, schier endlose Durchsichten eröffneten. 850 Säulen aus Marmor verschiedener Art, aus Jaspis, Porphyrt und anderem seltenen Gestein, auf welche sich zwei Etagen von hufeisenförmigen Bogen aufbauen, tragen das in eine Unzahl Schiffe von scheinbar unregelmäßiger Form getheilte Deckengewölbe. Die Säulen haben nicht viel mehr als einen Fuß im Durchmesser und eine Höhe von neun oder zehn Fuß. Sie sind untereinander verschieden nicht bloß in Bezug auf die Farbe und das Material, aus dem sie bestehen, sondern auch nach der Größe und Form; aber keine Säule ist aus zwei oder mehreren Stücken zusammengesetzt. Auch die Capitäle, welche die Säulen krönen, zeigen die verschiedenartigsten Gestalten. Sie stammen ebenso wie die Säulen zum Theil aus Tempeln und Palästen des Alterthums oder aus christlichen Kirchen, bei deren Bau sie Verwendung gefunden hatten. Eine große Anzahl derselben scheint auch erst auf Befehl des arabischen Erbauers der Moschee nach dem Muster der antiken Säulen angefertigt worden zu sein; die Marmorbrüche bei Granada boten ein ausgezeichnetes Material für diesen Zweck. An einigen Capitälen bemerkt man noch Ueberreste von einstiger Vergoldung; eine der Marmorsäulen zeigt an ihrer Oberfläche die Spuren eines eingegrabenen Kreuzes, welches nach einer frommen Legende ein gefangener Christ, der an dieser Säule festgekettet war, mit seinen Fingernägeln eingeschnitten haben soll.

2HH Theodor puschmann in Wien,

Die Decke, welche sich in einer Höhe von kaum dreißig Fuß über dem Fußboden erhebt, bildete in arabischer Zeit ein Plafond aus Lärchenbaum-Holz, der jetzt zum Theil verschwunden oder wenigstens durch Gyvs verdeckt ist. Was man davon blosgelegt hat, läßt eine feine, sorgfältige Arbeit nicht reicher Ausstattung erkennen. Die Balken sind mit Arabesken und Inschriften geschmückt, und das Ganze ist so gut erhalten, wie wenn es erst gestern geschaffen worden wäre.

Der Innenraum der Moschee hüllt sich in ein geheimnißvolles Dunkel, welches die durch die maurischen Fenster einfallenden Lichtstrahlen kaum zu durchdringen vermögen. Zu arabischer Zeit wurde sie durch Marmorplatten von durchbrochener Arbeit, welchen einen oberhalb der Säulenbogen an den Wänden verlaufenden Fries bildeten, erleuchtet; außerdem wurden bei festlichen Gelegenheiten 113 Kandelaber und viele Taufende von kleinen, farbigen Lampen angezündet, so daß die Säulen in einem Meere von strahlenden Lichtern erglänzten.

Welche Pracht und Anmuth zu jener Zeit in der Moschee herrschte, davon geben der Mihrab und die Tribuna einen Begriff. Das Heiligthum des Mihrab, in welchem der Koran aufbewahrt wurde, lehnt sich in der Fonn einer Kapelle an eine der inneren Seitenwände der Moschee an. Eine wundervoll ornamentirte, mit Inschriften und Arabesken versehene Eingangs-pforte schließt den geheiligten inneren Raum von der Moschee ab. Die Wände des Inneren sind mit vergoldeten Inschriften und Skulpturen verziert, und die Kuppel bildet ein muschelförmig ausgehöhlter Marmorblock. Diese Kapelle wurde von den Mauren vermauert, als sie Cordana verlassen mußten, und blieb vollständig verborgen, bis sie im Jahre 1815 durch Zufall entdeckt und wieder eröffnet wurde.

Schrägüber vom Mihrab nach dem Innern der Moschee liegt die Tribuna, von wo der Mufti die Gebete sprach. Sie ist ebenfalls vortrefflich erhalten und erregt durch ihre herrliche Ornamentik die allgemeine Bewunderung. Unter der Tribuna in's Souterrain sich vertiefend, befindet sich eine schmucklose dunkle Kapelle, welche vielleicht der älteste Theil der Moschee ist; denn sie gehört wahrscheinlich noch zu der Kirche, welche die Gothen dort an der Stelle des römischen Janus-Tempels erbaut hatten.

Welche wunderbaren Schicksale haben doch manche Orte! Einst verehrten an dieser Stätte die heidnischen Römer den mächtigen Gott, von dem alles Thun der Menschen abhing; dann beteten die halbwilden deutschen Einwanderer zu dem Gölte der Christen; später pilgerten die Gläubigen Mohammeds hierher, und jetzt fleht man wieder zu Jesus, dem Ideale der mitleidvollen Menschenliebe. Aber die Steine, welche dieses Gotteshaus bilden, und die Säulen, die es tragen, waren immer dieselben.

Die Moschee blieb, als sie nach der Eroberung von Cordova im Jahre 1236 dem christlichen Cultus übergeben worden war, durch mehrere Jahrhunderte unversehrt. Erst 1523 beschloß das Domkapitel, sie durch

In Vstein i,i Zpanien, 2H5

bauliche Veränderungen in eine katholische Kirche umzuwandeln, und erhielt auch trotz des Widerstrebens der Bürgerschaft von Carl V. die Erlaubnis; dazu. An den Wänden der Moschee wurde dann eine große Anzahl von Kapellen errichtet und in die Mitte des Innenraumes unter Entfernung von 63 Säulen eine christliche Kirche im blinkenden svätgothischen Stile hineingebaut.

Ihre herrliche Capilla mayor, der Hochaltar, die Orgel und die Holzschnitzereien der Chorstühle würden gewiß das größte Interesse erregen, wenn sie nicht an dieser Stelle wären. In dem Innern der Moschee wirken sie aber fremdartig und störend, und man verwünscht den übelangebrachten Religionseifer, der hier ein Verbrechen an der Kunst begangen hat.

Die Moschee hatte ursprünglich nicht die Form und Ausdehnung, welche sie bei der Eroberung Cordoua'Z durch die Christen besaß; die nach einer Ecke verschobene Lage des Mihrab und der Tribun« und der alte Bauplan zeigen, daß sie nur etwa den sechsten Theil des späteren Innenraums umfaßte. Sie mußte durch Zubauten vergrößert werden, als die Menge der Gläubigen nicht mehr Platz genug darin fand. Zu jener Zeit war Cordoua das Mekka des Abendlandes, wohin die Anhänger des Islams von den Abhängen der Pyrenäen, aus Sicilien und von der Nordküste Afrikas kamen, um Golt und den Propheten zu verehren.

Wenn man die Moschee verläßt, die vom Volke noch jetzt als Mezquita bezeichnet wird, obwohl sie nun schon seit Jahrhunderten eine christliche Kirche ist, so ist man so erfüllt von ihrem zauberhaften Bilde, daß man weder die Lust noch die Fähigkeit besitzt, noch andere Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Uebrigens hat sich aus der arabischen Periode in Cordova nur wenig erhalten; denn vom Alkazar und der vielbesungenen Schönheit seiner Kürten ist nicht mehr viel zu sehen, und die Ruinen des berühmten arabischen Lustschlosses, welches Abderrhaman auf Wunsch seiner Favoritin, der schönen Zaharah, erbaute, liegen unter der Erde vergraben in der Nähe eines kleinen Landhauses bei Cordova.

Wir machten mit dein Grafen B. eine Spazierfahrt um die Mauern der Stadt, die mit ihren cylindrisch oder achteckig geformten Thürmen noch aus der Zeit der Araber stammen, in die neuen Parkanlagen nnd von dort durch die Straßen über die alte steinerne Brücke, die angeblich unter dem Kaiser Augustus von den Römern erbaut und später von den Mauren restaurirt wurde, au den Trümmern der arabischen Mühlen vorüber, an denen sich die Wellen des Stromes brechen, nach der jenseit des Guadalouivir gelegenen kleinen Feste Carrahola und dem dazu gehörigen Vorort, wo die arme Bevölkerung ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat. Die Ueberschwemmungen hatten hier arge Verwüstungen angerichtet, die Straßen und Wege aufgerissen, Baume entwurzelt, einzelne Häuser an den Ufern des Flusses zerstört und das Elend, das in diesem Stadttheil zu Hause ist, noch vermehrt.

Wenige Stunden von Cordova entfernt, erhebt sich die Sierra Morena, in deren waldigen Abhängen ein Kloster und ein Kranz von kleineu, sauberen

2H6 Theodor pusckmann in Wien.

Eremitagen versteckt sind. Den Ausflug dorthin mußten wir leider unterlassen, weil uns die dazu erforderliche Zeit fehlte, und der vorhergegangene Regen die Wege aufgeweicht und schwer passierbar gemacht hatte.

Cordova besitzt noch einige gothische Kirchen mit alten Bildern und Skulpturen, mehrere Klöster und einzelne Baureste aus der römischen Zeit welche das künstlerische Interesse befriedigen. Sehr anregen wird den Nordländer das Volksleben, welches sich nach der Hitze des Tages auf den Straßen entwickelt. Da erscheinen an den Fenstern und auf den Ballonen der Häuser hübsche gluthäugige, Mädchen und Frauen, welche von den Vorübergehenden bewundert werden. Wenn sich dann die Schatten der Nacht tiefer herabsenken, so bemerkt man wohl auch, wie ein Liebender mit der Geliebten, die ihn am Fenster erwartet hatte, ein leidenschaftliches Zwiegespräch beginnt oder ihr seine Gefühle durch Gesang und Saitenklang kundgiebt. In keiner anderen Stadt Spaniens fand ich soviel Lebenslust und Fröhlichkeit wie in Cordova. Vielleicht war es mir auch nur so auffallend, weil der Gegensatz zu Madrid in dieser Beziehung sehr groß war? —

Am folgenden Morgen widmeten wir abermals mehrere Stunden der Betrachtung der unvergleichlichen Moschee und überließen uns dort den Träumen, welche uns die Erinnerungen an die vergangenen Zeiten vorgaukelten.

IV. Granada.

Von Cordova nach Granada. — Gasthof de Los Siete Suelos. — Alhambra. — Myrtenhof. — Löwenhof. — Saal der Abencerragen. — Die übrigen Räume und der Gesandten-Saal. — Palast des Kaisers Carl V. — Die arabische Eitadclle. — Tn Thurm. — Contrera's Atelier. — Der Alhambra - Hügel. — Gencrallifc. — Culturhistorische Vergleiche zwischen einst und jetzt. — Eine Mondnacht auf der Alhambra-Terrasse. — Nie übrigen Bauwerke aus der Maurenzeit. — Die Kathedrale. — Äircl«n. — Strahlen und Plätze. — Promenaden und Ausflüge. — Das Zigeuner-Viertel. — Zigeuner-Tänze. — Spanische Bettler. — Universität. — Klinik. — Hospital für Aussätzige. — Irrenanstalt. — Ein spanischer Gelehrter.

Gegen Mittag reisten wir von Cordova ab und fuhren an Fernan Nunez vorüber durch die Weingegenden von Montilla und Aguilar bis Bobadilla, wo die Eisenbahn-Linie nach Granada von der Hauptlinie abzweigt. Die Station Bobadilla ist ein wichtiger Knotenpunkt und hat ein recht gutes Restaurant. Unser Aufenthalt daselbst dehnte sich in Folge von Verspätungen der übrigen Züge, welche erwartet wurden, auf fast zwei Stunden aus. Es war bereits finster, als wir Bobadilla verließen, und wir kamen erst kurz vor Mitternacht in Granada an.

Ein Hotel-Wagen führte uns auf holprigen Wegen durch eine Reihe von schmalen, kümmerlich beleuchteten Straßen zu einem der Thore der Stadt, durch welches man nach einigen Minuten zu dem in einem Wäldchen am Abhänge der Alhambra gelegenen Gasthofe de Los Siete Suelos (zu den 7 Stockwerken) gelangt. Der Name dieses Gasthofes rührt von dem zu den

Zu Ostern in Spanien. 2H?

Umfassungs-Mauern der Alhambra gehörigen arabischen Thurme her, welcher aus 2 Stockwerken aufgebaut war. Das Hotel enthält nur zwei Stockwerke; es bietet bei mäßigen Preisen eine gute Verpflegung und reinliche breite Betten. Auch der gegenüberliegende Gasthof, welcher nach dem bekannten Schriftsteller Washington Irving, dem Verfasser der Erzählungen aus der Alhambra, genannt ist, wird sehr gelobt. Die beiden Gasthöfe sind die einzigen in der Nähe der Alhambra; sie haben vor den in der Stadt befindlichen Gasthöfen den Vortheil, daß sie die Annehmlichkeiten eines entzückenden Land-Aufenthalts gewähren und dabei zugleich den öfteren Besuch der Alhambra und ihrer Aussichtspunkte ermöglichen, sind aber für das Studium des Volkslebens nicht so bequem gelegen, wie jene.

Am folgenden Tage begrüßte uns ein klarer blauer Himmel. Unter Ulmen und Eichen, welche dem kleinen Walde bei der Alhambra einen deutschen Charakter verleihen, schritten wir auf breiter wohlgepflegter Straße zu dem Thore der Gerechtigkeit hinan, wo einst in arabischer Zeit die Klagen und Bittschriften abgegeben wurden. Die hufeisenförmige Pforte führt durch einm der viereckigen Thürme, welche die Mauern des Alhambra-Gebietes unterbrechen; über dem äußeren Bogen gewahrt man eine aus Marmor gearbeitete Hand, welche nach dem Himmel weist, und an dein inneren Bogen ist ein in Stein gehauener Schlüssel angebracht. Nach einer Sage werden die Mauern der Alhambra an dem Tage zusammenstürzen, an welchem jene Marmorhand den Schlüssel erfaßt. — Den Schlüssel, welcher als Symbol der mohammedanischen Macht dem Kreuze des Christenthums gegenüber gestellt wurde, findet man auch noch an andern Thoren, z. B. an der Puerta del vino. Wenn man den Weg weiter verfolgt, so erreicht man nach einigen Schritten den Cisternenplatz mit dem berühmten Brunnen, welcher ein wegen seines Wohlgeschmackes und seiner Frische vielgepriesenes Trinkwasser giebt. Es wird aus der Tiefe des Felsens heraufgezogen und erhält aus dem Darro feinen Zufluß, der sich aus den Quellen des Hochgebirges zusammensetzt. Im Sommer kommen die Wasserträger aus der Stadt hierher, um ihren Bedarf zu holen, weil dieses Wasser mit Recht in dem Rufe steht, daß es der Gesundheit zuträglich sei.

Der Cisternenplatz gewährt mit seinen alten Ulmen, Orangen« und Myrtenbäumen, mit der Puerta del vino, einem mit Mosaiken, Skulpturen und arabischen Inschriften geschmückten Porticus, über dem sich ein Doppelfenster befindet, dessen Bogen von einer zierlichen schlanken Säule getragen werden, mit den hohen Festungsmauern zur Linken und dem Schlosse Carls V. und den baulichen Ueberresten aus der arabischen Periode zur Rechten, einen sehr malerischen Anblick. Von der vorderen Brüstung, von welcher der Felsen senkrecht in die Tiefe abfällt, genießt man eine entzückende Aussicht auf Grcmadll und die sich dahinter ausbreitende Ebene.

Doch wir wollten uns diesen Genuß für später vorbehalten und begaben uns zunächst in den Myrtenhof, den man jetzt durch eine kleine, niedrige

2H8 Theodor Pnschmann in Wien.

Seitenthüre betritt, da das Hauptthor mit dem dazu gehörigen Fahnden-Trakt niedergerissen wurde, als Carl V. seinen Palast erbauen ließ. Der Myrtenhof hat die Form eines Rechtecks, dessen Längsseite 46 Meter, dessen Breiten-seite 22 Meter beträgt. In der Mitte befindet sich ein Wasserbecken von 4—5 Fuß Tiefe neben mehreren Springbrunnen, deren Nasser in jenes abfließt. Myrtengesträuch umsäumt das Bassin und bietet dem von der Schönheit der Architektur geblendeten Auge durch sein dunkles Grün einen angenehmen Ruhepunkt. Der Fußboden ist mit Marmorplatten ausgelegt. An den Seiten des Hofes verlaufen Gallerten mit Marmorsäulen, auf deren Kapitalen sich maurische Bogen erheben. Die Wände und der Plafond sind mit reicher Ornamentik ausgestattet. — Auf den Hof öffnen sich arabische Doppelfenster, welche über den Bogen der Säulen angebracht sind, und darüber zeigt sich eine zweite Gallerie mit Marmorsäulen und getragenen Bogen.

Seitlich von« Myrtenhofe, mit ihm durch eine kleine Vorhalle verbunden, liegt der berühmte Löwenhof. Er ist nicht ganz so groß, wie jener, übertrifft aber an Feinheit und Reichthum der Architektur alle übrigen Theile der Alhambra. 128 Marmorsäulen, welche bald allein, bald zu zweien, dreien oder vierten gestellt sind, tragen eine fortlaufende Reihe hängender Bogen, welche die fast 20 Fuß hohen Säulengänge nach dem Hofe begrenzen. Die Zartheit der Säulen, die Blumenkelchen gleichenden, reich verzierten Kapitale, an denen noch Spuren von Vergoldung erkennbar sind, und vor Allem die durchbrochenen Vogen-Fayaden, welche in der blendenden Weiße des Marmors wie aus Elfenbein geschnitten oder wie ein Gewebe von Brüsseler Spitzen erscheinen, haben dem Löwenhof den Ruf eines Bauwerkes verschafft, dem nichts Aehnliches in der Welt an die Seite gestellt werden kann.

Namentlich gilt dies von den an den beiden Schmalseiten einander gegenüberliegenden, in den Hof vorspringenden Portalen, deren transparent aussehende Bogen-Frieze und das Licht durchlassende Kuppeldecken das Entzücken aller Besucher erregen. Vorzügliche plastische Nachbildungen derselben aus weißem Marmor oder Stuck werden unter der kunstsinnigen Leitung des Architekten Contreras, welchem die Aufsicht über die Alhambra und die Ausführung der Restaurirungs-Arbeiten übertragen worden ist, angefertigt und von den Fremden als Erinnerungszeichen in die Heimat mitgenommen.

Die Mitte des Löwenhofes ziert ein von 12 steinernen Löwen getragenes Wasserbecken, auf dem eine zweite, etwas kleinere Wasserschale steht. Sowohl aus den Schalen als aus den geöffneten Rachen der Löwen ergießt sich das Wasser, welches von dort in die Gemächer des Schlosses geleitet wurde. In einem Theile der Säulengänge des Löwenhofes brach vor einigen Jahren ein Feuer aus; doch wurde zum Glück nur wenig zerstört, um mit großem Geschick wieder hergestellt worden ist.

An die Arkaden des Löwenhofes schließen sich der Saal der Mencerragen, der Saal der Gerechtigkeit und der Saal de las dos Hermanas an. Der

Zu Vstein in 2panien. 2^9

Abencerragen-Saal war der Schauplatz jener entsetzlichen Blutthat, bei welcher mehr als dreißig der vornehmsten Abencerragen erbarmungslos hingemordet wurden, weil einer von ihnen ein Liebesverhältniß mit der Lieblingsfmu des Sultans hatte, wie in einigen Erzählungen berichtet wird, oder weil sie «ach der Herrschaft trachteten, wie es in andern heißt. Noch jetzt zeigt man mehrere dunkelroth gefärbte Adern des Marmor-Bassins in dem Fußboden, die angeblich von dem damals vergossenen Blute herrühren sollen.

Die Wände und Kuppeldecken sind ebenso wie diejenigen der Arkaden des Löwenhofes mit Arabesken und arabischen Inschriften aus Stuck geschmückt, die sich zuweilen in blauen oder rothen Farben, manchmal wie auf goldigem Grunde abheben. Den Sockel bilden Fayencen mit blauen Sternen und Cyanen.

Noch reicher ornamentirt erscheint der auf der entgegengesetzten Seite des Löwenhofes liegende Saal de las dos Heimanas, der beiden Schwestern. Seine Portale nnd Wände sind bedeckt mit wunderbar verschlungenen Figuren und Inschriften in Relief und schillern in verschiedenen Farben. Zierliche Marmorsäulen nnd Bogenfenster, die nach dem Innern des Saales offen sind, lassen eine in der Höhe des ersten Stockes verlaufende Gallerte erkennen, und von der Decke der Kuppel hängt der gefärbte Stuck in seltsamen Formen wie Tropfsteingebilde herab.

Aehnliche Verzierungen hat der an der Schmalseite des Lömenhofes hinter dem einen der beiden Vorbaue gelegene Saal der Gerechtigkeit. Doch unterscheidet er sich von den übrigen Sälen der Alhambm dadurch, daß seine Kuppelplafonds mit Gemälden bedeckt sind. Es sind Darstellungen von Jagdscenen, auf denen vornehme Araber in ihren Costümen und christliche Edelleute und deren Frauen erscheinen; auf dem einen Bilde wird uns eine Anzahl von Figuren maurischer Großen vorgeführt, die vielleicht zu einer Gerichtssitzung versammelt sind. Man hat geglaubt, daß diese Bilder noch aus der arabischen Zeit stammen; doch halte ich es für unwahrscheinlich, da die bildlichen Darstellungen menschlicher Körper dein Islam fremd sind und der Inhalt der erwähnten Gemälde weit eher dem christlichen Mittelalter in Spanien, welches mit dem maurischen Leben in innige Berührung gekommen war, entnommen zu sein scheint. Vielleicht wurden sie unmittelbar nach der Eroberung Granadas am Ende des 15. Jahrhunderts hergestellt? —

Wenn man den Saal der beiden Schwestern durchschreitet, so kommt man in einen zweiten schön dekorirten Saal, an den sich ein Erker anschmiegt, von dessen Fenstern man auf die Veilchenbeete nnd Myrtenhecken, die Akazien und Orangenbäume des Linderaja-Gartens hinabsieht.

Von dort gelangt man zu den Toiletten- und Wohngemächern der Frauen des Sultans, zu den königlichen Bädern und endlich zu dem Comares-Thurm mit dem herrlichen Saale der Gesandten. Er übertrifft an GröÙe alle übrigen Räume der Alhmnbra, hat eine Höhe von 18 'Metern und mißt in der Länge und Breite je 43 Meter. Ballone mit weiten Fensteröffnungen, welche

«md unb V«b. l.xm^ 188. 17

250 Theodor Puschmann in Wien.

an drei Seiten des Saales angebracht sind, lassen das Licht eintreten und bieten eine entzückende Aussicht auf Granada und die Thalenge des Darm mit den dahinter aufsteigenden Felsen des Albaycin. Wände und Pforten zeigen die reichste Ausschmückung, und der in zahllose kleine Abtheilungen gesellte Plafond aus kostbarem Cedernholz giebt dem Ganzen einen harmonischen Abschluß. Aus dem Saale der Gesandten führt der Weg durch die Vorhalle und einen andern Saal mit kunstvoller Ornamentik in den Myrtenhof zurück. Einzelne Gemacher, wie der Pavillon mit der Aussicht auf die Sierra Nevada, der Nymphensaal, der Thurm der Infantinnen, die Cavilla real u. a. m. wurden noch in christlicher Zeit von den Mitgliedern der königlichen Familie benutzt, wie ihre Ausschmückung mit Werken der italienischen und spanischen Kunst beweist.

Es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, mit Worten die märchenhafte Schönheit der Alhambra zu schildern; selbst Photographien und Bilder vermögen davon keine ausreichende Vorstellung zu geben. Nur wer sie selbst gesehen hat, wird die zauberhafte Wirkung dieses großartigen Denkmals einer untergegangenen Kunstepoche begreifen. Wie weit bleiben alle Beschreibungen, alle poetischen und bildlichen Darstellungen hinter der Wirklichkeit zurück! ^ Die Zeit, die Nachlässigkeit und Thorheit der Menschen haben der ursprünglichen Pracht des Baues viel geraubt, aber das, was uns ein gütiges Geschick erhalten hat, erfüllt uns mit Bewunderung und Hochachtung vor den Trägern einer Cultur, die mit sehr geringen technischen Hilfsmitteln Werke schufen, die noch nach vielen Jahrhunderten eine nur selten erreichte, niemals aber übertroffene Höhe künstlerischen Schaffens darstellen. Wie derb in der Ausführung erscheinen dagegen die Bauten, welche Carl V. neben und in der Alhambra errichten ließ! —

Sein Palast, dem ein Theil der Alhambra zum Opfer fiel, ist ein mächtiger quadratischer Bau mit breiten Fenstern, der die Höhe des ersten Stockwerkes nicht übersteigt. Er enthält im Innern einen kreisrunden Hof, welcher durch eine von 32 dorischen Marmorsäulen getragene Gallerie begrenzt wird. Der Palast ist im Stil der Renaissance gehalten und würde überall als eine kostbare Zierde betrachtet werden. Aber an dieser Stelle erscheint er wie ein unwillkommener Eindringling, der uns den Genuß an der arabischen Kunst stört und beeinträchtigt.

Der Bau ist niemals vollendet worden; er wurde unterbrochen, als Carl V. den Plan aufgab, seine zeitweilige Residenz nach Granada zu verlegen. Seine Nachfolger dachten nicht mehr daran, und so wurde der Palast dem Verfall überlassen. Lange Zeit hindurch wurde sein Hof für die Etiergefechte verwendet. Grausamer konnte die Sünde, welche seine Erbauer an der Alhambra begingen, nicht gerächt werden.

Dem Palaste gegenüber an der andern Seite des Cisternenvlatzes erheben sich die Mauern der arabischen Citadelle mit ihren Thürmen. Sie soll auf den Fundamenten eines römischen Kastells erbaut worden sein. Man

Zu Vstern in Iplnien. 25(

besteigt die Plattform eines der Thürme und genießt von dort eine umfassende Rundschau. Nach Osten und Süden wird der Horizont durch die Schneefelder der schluchtenreichen Sierra Nevada abgeschlossen, deren Spitzen bis zu einer Höhe von 11.000 Fuß emporsteigen und deren letzte Ausläufer die Hügel bei Granada zu bilden scheinen. Unmittelbar unter 'uns sehen wir die Alhambra, auf den gegenüberliegenden Abhängen die Felsenwohnungen der Zigeuner und nach Norden und Westen die Kirchen und Häuser der Stadt, die sich an den Ufern des Darro, welcher sich hier mit dem Genil vereinigt, und an den Geländen der Berghügel ausbreitet. Den Hintergrund bilden die Olivenwälder und Weingärten der fruchtbaren, von leichten Erhebungen vielfach durchbrochenen Hochebene, die sich bis zur Sierra Elvira erstreckt. Der Thurm trägt eine Glocke, welche alljährlich am 2. Januar, an dem Tage, an welchem die christlichen Eroberer in die Stadt einzogen, durch 24 Stunden geläutet wird, und zwar von unuerheiratheten Mädchen, die sich einen Mann wünschen; denn ein alter Glaube sagt, daß Jungfrauen, welche diese Glocke läuten, noch binnen Jahresfrist als Bräute vor den Altar treten. Wenn man in den Cisternenhof zurückgekehrt ist, wird dem Hause des Kadi ein Besuch abgestattet, in welchem jetzt das Atelier des Baumeisters Contreras, sowie das Museum mit einigen in der Alhambra gefundenen Kunstgegenständen, darunter auch eine der beiden berühmten Vasen untergebracht sind. Die andere Vase, die ebenso wie jene zu den besten Fayencen maurischer Arbeit gehört, ist, wie erzählt wird, vor einigen Jahren an einen Engländer verkauft worden. Sehr lieblich ist der zu diesem Hause gehörige am nordwestlichen Abhänge des Berges schwebende Garten mit seiner subtropischen Vegetation und der Fernsicht auf das Gebirge.

Auf dem Alhambra-Hügel, und zwar innerhalb der alten arabischen Umfassungsmauern, befindet sich noch eine Anzahl von Wohnhäusern, die zum Theil auf den Trümmern arabischer Bauten errichtet worden sind, sowie eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Kirche, welche die Stelle der ehemaligen Moschee einnimmt. Im 17. und 18. Jahrhundert hatte sich dort ein ganzes Dorf angesiedelt, und noch zur Zeit, da Washington Irving oben wohnte, benutzten Wäscherinnen das Wasserbecken des Myrtenhofes, um die schmutzige Wäsche darin zu reinigen.

Nicht viel mehr als eine Viertelstunde von der Alhambra entfernt, von ihr durch einen Bergeinschnitt getrennt, an dem Abhänge des nächsten Hügel liegt der Generallife, das Lustschloß der maurischen Könige. Die Gebäude desselben sind leider schon größtentheils zerfallen, die Arabesken und Inschriften der Wände mit Kalk übertüncht und die Stuckuerzierungen beschädigt oder gänzlich vernichtet. Nur eine prächtige Vorhalle mit Bogen und Marmorsäulen, die mit ihrem Wasser-Reservoir an den Myrtenhof erinnert, und mehrere im Garten zerstreute Pavillons, welche noch ziemlich unversehrt erhalten sind, lassen erkennen, daß das Schloß einst an Schönheit der Decorationen nicht hinter der Alhambra zurückstand.

17»

252 Theodor puschmann in Wien,

Die Gartenanlagen steigen terrassenförmig an und zeigen ebenfalls die Spuren der Vernachlässigung. Der Reichthum an fließendem Wasser wird nicht entsprechend verwerthet, und von seltenen Gewächsen und Blumen ist nur wenig zu bemerken. Aber die üppige Fruchtbarkeit, welche Klima und Lage diesem Garten verschaffen, die überraschenden Durchsichten auf die Stadt, der Anblick der tiefer gelegenen Alhambra und der Spaziergang unter den hohen Cypressen, die als Zeugen einer großen Vergangenheit ernst und wehmüthig die Gegenwart betrachten, belohnen den Besuch des Generallife in reichlichem Maaße.

Weiter oben am Bergabhange ist die Silla del Moro, der Mauren-Sitz, wo der letzte arabische König, Boabdil, thronenden Auges von Granada und der Alhambra Abschied genommen haben soll, bevor er sein Land verließ. War es ein Gewinn für die menschliche Cultur, daß die Mauren aus Europa vertrieben wurden? Bedeutete der Sieg, den das Christenthum damals über den Islam davontrug, einen Fortschritt für die geistige Entwicklung des spanischen Volkes? — Wer die culturellen Zustände Spaniens unter der arabischen Herrschaft mit den heutigen Verhältnissen vergleicht, wird kaum in der Lage sein, diese Frage bejahend zu beantworten. Was wäre aus diesem Lande geworden, wenn ihm das Maaß der geistigen Freiheit, welches es unter den maurischen Fürsten genoß, auch später zu Theil geworden, und die freudige Begeisterung für die Wissenschaft und der zarte Sinn für die Kunst, die aus den unvergleichlichen Leistungen der arabischen Periode herausleuchten, erhalten und weiter gepflegt worden wäre? Wir haben die Alhambra an einem der folgenden Tage nochmals besucht und eines Abends, als der Vollmond sein zauberhaftes Licht auf die Landschaft sandte, lange Zeit auf der Brüstung des Cisternenplatzes verweilt. Es wurde uns nur gestattet, einen Blick in den von magischem Zauber umflossenen Mnrtenhof zu werfen, aber leider nicht vergönnt, die Räume der Alhambra zu durchwandern; denn die Regierung hat seit dem letzten Brande den nächtlichen Besuch derselben streng verboten.

Berauschend schön war das Schauspiel, das wir von der Terrasse aus genossen. Niemals in meinem Leben werde ich die Stunde der Seligkeit vergessen, welche ich dort durchlebt habe. Ist es Traum, ist es Wirklichkeit? fragten wir uns voll innerer Erregung. Sind wir der Erde entrückt? Hat uns ein Gott in eine andere Welt versetzt? —

Wie ein von Feenhänden gewobener duftiger Schleier lag der bleiche Glanz des Mondes über der Ebene. Tausende von kleinen Lichtern aus Granada und vom Albaycin herüber schimmerten hindurch und grüßten uns wie aus fernen Landen. Die leuchtenden Schneefelder der Sierra Nevada schienen uns näher genickt und wir selbst auf einer in den Lüften schwebenden Insel zu sein. Todtenstille herrschte um uns her, nur vom Zwitschern der Vögel unterbrochen, die sich heimliche Geschichten zu erzählen hatten.

In Vftein in Spanien. 253

Wenn der Wind in den Blättern der Bäume spielte, so hörten wir leises Geflüster von Stimmen, bald in unserer nächsten Nähe, bald in weiter Ferne, während das Käuzchen aus der Alhambra wehmüthige Klage-laute herüber sandte. Vor unfern trunkenen Augen tauchten unsichtbare Gestalten aus vergangenen Zeiten auf, mächtige Fürsten und Krieger in farbenprächtigen, mit Gold durchwirkten Gewändern und verhüllte Frauen mit glühenden Augen und zarten Händen. Sind sie aus dem Schattenreiche zurückgekehrt, um in nächtiger Stunde die Stätte aufzusuchen, wo sie einst Ruhm und Macht, Liebeslust und Lebensglück fanden? —

Euere Paläste sind verödet, euere Gotteshäuser zerstört; euere Nachkommen hat man vertrieben, und euer Name wurde geächtet. Man vergaß, wie vielen Dank euch Spanien und die ganze Menschheit schuldet, und sah in euch nur die Anhänger eines falschen Propheten. Aber euere Werke sind unvergänglich und haben die Jahrhunderte überdauert. Man konnte euere Scepter zerbrechen und euere Reiche vernichten; aber man vermochte nicht Das, was Ihr für Kunst und Wissenschaft geleistet habt, zu zerstören und die Erinnerung an euere geistigen Thaten auszulöschen aus dem Gedächtnis? der Menschen. —

Der Mond erbleichte und verbarg sich hinter einer Wolke. Da verschwand auch der Zauber, und mein Traum war zerronnen. Ich gedachte der poetischen Worte des geistvollen Grafen von Schack (Ges. Werke Bd. 1. S. 296):

„Erloschen ist der Stern von Jemen,
Zerstört die Welt, die er bcschien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.
Vergebens daß ihr nach dem Volke,
Vor dem die Erde bebte, fragt!
Wie nach dem Sturm die letzte Wolke
Verlassen durch den Himmel jagt,
So, wo in scheitelrechtem Brande
Ter Sonne alles Leben dorrt,
Irrt es in Maghribs weh'ndem Sande
Unstat dahin uon Ort zu Ort,"

Granada besitzt außer der Alhambra und dein Generallife nur noch wenige bauliche Ueberreste aus der maurischen Zeit. Die Trümmer des Schlosses auf dein Albavcin, ein arabischer Palast, welcher heute als Artillerie-Kaserne verwendet wird, die Grundmauern des Rathhauses, welches auf dem Platze der arabischen Akademie steht, und einige Bogen und Fensteröffnungen sind fast die einzigen Erinnerungen an jene Periode, die man bei einer Wanderung durch die Stadt bemerkt. Auch mehrere Kirchen, welche einst Moscheen waren, tragen noch die Spuren ihres Ursprungs an sich, wie die Annenkirche, der gegenüber das große Haus liegt, in welchem Eugenie von Montijo, die ehemalige Kaiserin von Frankreich, geboren wurde, und die meisten Kirchen im Albancin.

25H Theodor puschmann in Wien.

Die Kathedrale ist ein schöner Renaissance-Bau aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit prachtvoller statuengeschmückter Fayade. Das Innere wird durch kolossale Riesenpfeller in mehrere Schiffe getheilt, deren Wände zienüich kahl aussehen.

Die Capilla mayor enthält einige Gemälde von Alonso Cano, die man zu den bedeutendsten Schöpfungen dieses großen spanischen Meisters zählt, und Altarbilder von Boccanegra und Johann von Sevilla; dorische Säulen, Skulpturen und gemalte Glasfenster vermehren die glänzende Pracht dieser Kapelle.

Reich mit Decorationen ausgestattet sind auch die in den Seitenschiffen verlaufenden Kapellen; einige von ihnen besitzen wahre Kunstschatze, wie die werthvollen Skulpturen in der Capilla del Mar, und vor Allem das Grabdenkmal des Königs Ferdinand des Katholischen und seiner Gemahlin und dasjenige Philipps des Schönen und der wahnsinnigen Johanna in der Capilla real. Die beiden Paare sind in voller Lebensgröße, mit den Gewändern und Zeichen ihrer königlichen Macht angethan, auf prunkenden Marmorsarkophagen ruhend, die mit Reliefs und Verzierungen geschmückt sind, dargestellt. Ueber der Thüre zur Sala Capitular bemerkt man eine Gruppe der Caritas, die von einem Schüler Michelangelos herrühren soll, und links davon ein Bild von Boccanegra, das früher van Dyck zugeschrieben wurde.

Mit kostbarem Schmuck in Marmor und Gold überladen ist die den Ordensbrüdern von San Juan de Dio gehörige Kirche. In andern Klosterkirchen findet man Bilder von Murillo und Alonso Cano. Sehenswerth ist auch die vor der Stadt gelegene Cartuja, die Karthause. Ihre Kirche ist mit einem Marmor ausgekleidet, welcher seltsame Zeichnungen aufweist, in denen man Landschaften, menschliche Figuren und einzelne Scenen aus der Leidensgeschichte Christi erkennen will. Von überraschender Naturwahrheit ist ein gemaltes Holzkreuz, welches in einem der Säle an der Wand angebracht ist., Einen widerlichen Eindruck machen dagegen die im Refectorium befindlichen Darstellungen der grausamen Verfolgungen, welche die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken in England erdulden mußten. Man sieht dort außer Anderem, wie die Körper der unglücklichen Opfer von blutgierigen Henkersknechten durchgesägt und zu anatomischen Querschnitten verarbeitet werden. Solche Bilder entsprechen dem Geschmack des spanischen Volkes und machen es begreiflich, daß ihm die Engländer und überhaupt die Protestanten verhaßt sind.

Granada zählt ungefähr 80,000 Einwohner; es hat schöne Straßen und Plätze mit hohen Häusern, welche liebliche Höfe und Gärten einschließen. Der von den arabischen Dichtern gefeierte Platz der Vibarrambla unterscheidet sich mit seinen jetzigen modernen Bauten allerdings nur noch wenig von andern Plätzen. Originell ist der Zacatin, eine enge, versteckt liegende Gasse mit Kaufläden, welche den arabischen Charakter bewahrt hat. Daneben ist

Zu Vstein in Spanien. 235

der im maurischen Stil erbaute Vazar, welcher die Stelle der alten Alcaiceria einnimmt.

An schattigen Promenaden in der Stadt und ihrer Umgebung fehlt es nicht. Auch zu einigen weiteren Ausflügen wird Gelegenheit geboten. Man kann dann die Klostergärten von Los Martires, welche jetzt dem Bankier Ealderon gehören, besichtigen, in's Darrothal wandern bis Zubia, wo ein Lorbeerhain ist, in welchem sich die Königin Isabella bei der Eroberung Granadas vor den sie verfolgenden Mauren verborgen haben soll, oder eine größere Tour in das Gebirge unternehmen, wenn man ein rüstiger Fußgänger ist und körperliche Anstrengungen nicht scheut.

Keinesfalls aber darf man versäumen, dem Zigeuner-Quartier einen Besuch zu machen. Die erste Angehörige dieses Volkes, der wir in Granada begegneten, war ein junges Mädchen von außergewöhnlicher Schönheit. Eine hochgewachsene Gestalt mit vollen, nicht zu üppigen Formen, regelmäßigen Gesichtszügen, auf deren braungelben Farbengrunde sich die von langen, sammtweichen Wimpern überschatteten großen, tiefschwarzen Augensterne, der purpurrothe kleine Mund und die hellglänzenden Elfenbein-Zähne sehr wirksam abhoben, und vollem dunklen Haar, welches durch ein buntgeblümtes Kopftuch nur mühsam zurückgedrängt wurde, — so schritt sie mit anmuthigem Grusse an uns vorüber. Ihre bescheidene und dabei zugleich würdevolle und edle Haltung vermehrte den Reiz ihrer äußeren Erscheinung. Wir erzählten dem uns befreundeten Maler Possart aus Verlin, der sich mit seiner lebenswürdigen Frau und Tochter zu derselben Zeit in Granada aufhielt und Studien in der Alhambra machte, von unserer Begegnung mit der schönen Zigeunerin. Er hat mehrere vortrefflich gelungene Skizzen von ihr entworfen, welche wohl auf seinen entzückenden Alhambra-Bildern, die er wie kein Anderer zu malen versteht, einen Platz finden und die Bewunderung der Besucher der nächsten Ausstellungen erregen werden.

Einen wesentlich anderen Eindruck machten die übrigen Zigeuner, die wir im Albaycin sahen. Sie wohnen dort größtentheils in natürlichen Felsenhöhlen, welche nur spärliches Licht erhalten und unter den stacheligen Cactus-Feigen und anderein Gestrüpp versteckt sind. Als wir dorthin kamen, wurde unser Wagen von einer Schaar von halb- oder gar nicht bekleideten, schmutzigen Kindern und zerlumpten alten Weibern umringt, welche in der zndringlichsten Weise Geschenke forderten. Sie kletterten über die Rücklehne des Wagens, öffneten die Thüren, griffen nach unfern Kleidern und schoben sich vor den Rädern her. Hätte sich nicht ein freundlicher Polizist, der uns gefolgt war, bereit gefunden, dieses Gesindel zu vertreiben, so wären wir genöthigt gewesen, umzukehren, da dringende Gefahr vorhanden war, daß wir einen der nichtsnutzigen Rangen überfahren oder wenigstens von ihnen bestohlen wurden.

Als wir dem ärgsten Anlauf entronnen und in den stilleren Theil dieser Gegend zurückgekehrt waren, wurden wir eingeladen, den Tänzen und

256 Theodor Puschmann in Wien,

Gesängen der Zigeuner beizuwohnen. Nachdem der dafür geforderte Preis auf die Hälfte herabgesetzt worden war, führte man uns in ein modern gebautes kleines Haus, wo wir in einem Zimmer des ersten Stockwerkes 5 junge Mädchen im Alter von 16[^]26 Jahren und 2 Männer fanden, von denen der eine vielleicht 25, der andere mehr als 40 Jahre zählen mochte. Mit Ausnahme des einen der Mädchen zeigten sie sämmtlich den echten Zigeuner-Typus. Ihre Kleidung hatte nichts Eigenthümliches; die Männer trugen kurze Jacken, die Mädchen reichgefaltete helle Kleider mit langen Aermeln wie die Italienerinnen der niederen Stände, wenn die Schneiderin keinen Geschmack besitzt und wenig geübt in ihrer Kunst ist. Grellfarbige Blumen, mit denen sie ihr Haar geschmückt hatten, gaben ihren schon etwas angewelkten Gesichtern einen Hauch von Frische.

Man brachte uns goldgelben, süßen Manzanilla- Wein in schön geschliffenen Gläsern. Dann begannen die Tänze, welche bald von sämmtlichen Mädchen in Gemeinschaft mit dem jungen Manne, bald nur von Zweien oder Dreien von ihnen ausgeführt wurden, während der ältere Mann die Guitarre spielte, die er mit bemerkenswerther Gewandtheit beherrschte. Gleichzeitig sangen die Mädchen mit naseelnder Stimme, handhabten die Castagnetten oder klatschten mit den Händen. Die Tänze bestanden Anfangs in anmuthigen Windungen und Verschlingungen der Tanzenden, die sich an den Händen gefaßt hatten. Aber bald wurden die Bewegungen wilder und stürmischer; durch schrilles Pfeifen und Aufstampfen mit den Füßen gab sich die innere Erregung kund. Wir wurden an den Czardas der Ungarn erinnert, mit dem diese Tänze große Aehnlichkeit haben. ^ Plötzlich löste sich eine der Tänzerinnen von den Uebrigen los und führte eigenthümliche Bewegungen des Oberkörpers aus, wiegte sich in den Hüften, die manchmal so tief gesenkt wurden, daß sie mit den Knien in einer Linie waren, und gab mit ihren Augen und Armen der schmachtenden Sehnsucht, dem leidenschaftlichen Verlangen nach der Vereinigung mit dem Geliebten Ausdruck. Sie blieb dabei fast immer auf derselben Stelle des Fußbodens, wie die orientalischen Tänzerinnen. Mmählich wurden die Tänze lasciver, und wir beschlossen, aufzubrechen, wurden aber gebeten, noch zu bleiben, bis wir auch die übrigen Tänze und Gesänge kennen gelernt hätten. Da uns die Neugier reizte, und wir die einzigen Gäste waren, denen das Schauspiel vorgeführt wurde, so folgten wir der Aufforderung und ließen das ganze Programm dieser eigenartigen zluustgenüsse über uns ergehen, welches fast i Vz Stunden in Anspruch nahm. Die Weiber und Kinder der Zigeuner betheiligen sich eifrig am Bettler-Handwerk, welches in Granada in ausgedehntester Weise betrieben wird. Ich habe die Bettler im südlichen Italien und in Konstantinopel gesehen und ihre zähe Ausdauer und kühne Unerschrockenheit oft — wenn ich nicht gerade selbst das Ziel ihrer Bestrebungen war — rückhaltlos bewundert. Aber sie sind grüne Anfänger in ihrer Kunst, elende Stümper gegenüber ihren spanischen Zunftgenossen, und unter diesen nehmen die Bettler zu

Zu Vstern in Spanien. 25?

Granada unstreitig den ersten Rang ein. Sie empfangen den Fremdling, wenn er sein Hotel verläßt oder dorthin zurückkehrt; sie begleiten ihn schaarenweise durch die Straßen, bis er von jedem Einzelnen von ihnen die Erlaubniß erwirkt, ohne ihn seinen Weg fortzusetzen; dann treten häufig wieder Andere an deren Stelle, und der Vielumworbene merkt kaum, daß sein Anhang geringer geworden ist. Betritt er ein kaufmännisches Magazin oder ein Kaffeehaus, so folgen sie ihm auch dorthin und würden ihm überall folgen, wenn er nicht schließlich die Geduld verliert und daran denkt, daß der Klügste zu jeder Zeit nachgiebt.

Dabei nähern sie sich ihrem Opfer bis an die Grenzen der physischen Möglichkeit, treten ihm auf die Füße, fassen seine Kleider und Hände an und scheinen jeden Augenblick bereit, in seine Taschen zu greifen. Da sie sehr unrein und mit Ungeziefer bedeckt sind, in vielen Fällen außerdem an, Ausschlägen, Geschwüren oder ekelhaften Krankheiten leiden, so ist es begreiflich, daß man ihrem Entgegenkommen so rasch als möglich ein Ende zu machen sucht.

In größerer Anzahl versammeln sich die Bettler auf den Bahnhöfen, wo sie die Schalter belagern und in die Coupos einsteigen, bei den Kirchen, vor deren Thüren und Altären sie feste Standplätze haben, die ihnen durch das Herkommen gesichert sind, und auf den Bänken der öffentlichen Plätze, wo sie von ihrer Berufstätigkeit ausruhen und sich zugleich freuen, daß die Sonne nicht bloß den Reichen, sondern auch den Armen scheint. In keiner Stadt Spaniens findet man eine solche Menge von Bettlern, wie in Granada. Wer sie sieht, könnte glauben, daß sie dort aus dem ganzen Lande zusammenkommen, um einen Congreß zur Wahrung ihrer Standesinteressen abzuhalten.

Auch in Granada habe ich die Universität besucht, die alten Gemälde in deren Festsälen bewundert und die wissenschaftlichen Sammlungen und Institute besichtigt. Die Kliniken befinden sich in einem ehemaligen Kloster und werden vortrefflich geleitet. Unangenehm berührte es mich nur, daß der mit allen Hilfsmitteln der heutigen Wissenschaft ausgestattete, neue chirurgische Operationssaal neben dem anatomischen Secirsaale erbaut worden ist. Der Gynäkologe, Prof. Godoy y Rico, welcher die Freundlichkeit hatte, mich durch die Krankensäle zu begleiten, gab mir über die dortigen Einrichtungen die erforderlichen Aufschlüsse; er ist ein gewandter Diagnostiker und ausgezeichnete Arzt, der auch die uicht in den Bereich seines Specialfaches fallenden Theile der Heilkunde vollständig beherrscht.

Das außerhalb der Stadt liegende, nur für Aussätzige bestimmte Hospital de San Lazaro enthält ungefähr 40 Kranke beiderlei Geschlechts. Sie gehören fast sämmtlich den leichteren Formen an; jene schweren Störungen mit umfangreichen Substanz Verlusten, wie ich sie im Orient gesehen habe, habe ich dort nicht bemerkt. Die Zimmer der Kranken sind sauber, licht und gut gelüftet; gedeckte Hallen, Höfe und Gartenanlagen ermöglichen ihnen den Aufenthalt im Freien, und die Aussicht auf die benachbarten Berge gewährt ihnen einige Abwechslung in der Monotonie des Daseins. Die

258 Theodor Puschmann in Wien.

Krankenpflege leitet eine junge barmherzige Schwester von auffallender Schönheit, welche, einer angesehenen Familie Granadas entsprossen, hier den Beweis liefert, daß es auch in unserer egoistischen >Zeit noch Wesen giebt, welche die Ideale selbstloser Menschenliebe zu verwirklichen fähig sind.

Keinen günstigen Eindruck macht die Irrenanstalt. Sie ist in dem

Seitentrakt eines alten düsteren Hauses mit kleinen Fenstern untergebracht, welches außerdem noch eine Waisenanstalt enthält. Die Kranken sahen schmutzig und verwahrlost aus und entbehrten der einfachsten Bequemlichkeiten. Der Bau eines neuen, den heutigen Anschauungen über Irrenpflege entsprechenden Hospitals für Geisteskranke ist ein dringendes Bedürfniß und steht auch demnächst bevor, wie nur mitgetheilt wurde.

Doch ich möchte meine Schilderungen des heiteren Granada nicht mit dieser traurigen Erinnerung schließen und gedenke deshalb an dieser Stelle mit Dankbarkeit der belehrenden und genußreichen Stunden, die ich im Verkehr mit Herrn Vrieva, einem der hervorragendsten Gelehrten Spaniens, verlebt habe. Er bekleidet die Professur der Geschichte an der Universität zu Granada und nimmt nicht bloß in seiner Fachwissenschaft, sondern auch als Kunstkenner eine angesehene Stellung ein. Sein Haus ist von unten bis oben angefüllt mit seltenen Kostbarkeiten der Kunst und Wissenschaft. In seiner Bibliothek sah ich mehr Handschriften und Incunabeln, als manche deutsche Universitätsbibliothek besitzt. Seine Zimmer enthalten eine Menge von Gemälden bedeutender Meister, von Skulpturen, von Schränken mit eingelegter Arbeit und andern Kunstschatzen, welche jedem Museum zur Zierde gereichen würden. Die Tage unseres Aufenthalts in Granada bilden den Glanzpunkt unserer spanischen Reise. Schwer konnten wir uns entschließen, von dort abzureisen, und nur die Hoffnung, daß es uns beschieden sein möge, noch einmal im Leben diese Stätte wiederzusehen, an welcher Natur und Menschenhände zusammen gewirkt haben, um ein irdisches Paradies zu schaffen, machte uns die Trennung möglich.

V. Sevilla.

Von Granada »ach Sevilla. — Strenge Geväcksunterschnhuna am Bahnhofe in Sevilla. — Unverschämte Preise, — Prozessionen auf den Straßen. — Kirchliche Schauspiele. ^ Kathedrale. — Giralda. — Altazar. — Lonja. — Hospicio de la Caridad. — Kirchen. — Museum und Murillosanl. — Haus des Pilatus. — Bauliche Hlbcncste aus der Römerzeit und der arabischen Periode. — Schloß von San Telmo. — Triana. — Tabatfabril. — Volksfest zu Ostern.

Mit dem ersten Zuge, welcher von Granada Morgens gegen fünf Uhr abgeht, reisten wir am Gründonnerstag von dort nach Sevilla ab. Bis Bobadilla und La Noda ist es derselbe Weg, den wir bereits auf der Hinreise nach Granada gemacht hatten; nur hatten wir dieses Mal den Vortheil, daß die Strecke von Granada nach Bobadilla am Tage befahren wurde.

In Vstern in Spanien. -- 25H

Sie führt durch die fruchtbare Ebene de» Genil, bei der an einen Bergllbhang gelehnten Stadt Loja vorüber, durchschneidet dann immer ansteigend die Ausläufer des Hochgebirges und senkt sich hierauf in eine mit Getreide, Ölbäumen und Weinpflanzungen bebaute Ebene hinab.

Hinter der Station Niofrio wurden wir genöthigt, auszusteigen, weil der Eisenblldamm in Folge der vorausgegangenen Regengüsse eine Rutschung erfahren hatte, und die Schienen unterwaschen worden waren. Wir mußten, während der leere Zug vorsichtig über die verbogenen Geleise hinweggeschoben wurde, eine Strecke nebenher zu Fuß zurücklegen: was bei der Schmalheit des Weges und dem aufgeweichten Boden gerade nicht angenehm war, besonders für Damen, deren Schuhwerk nur bescheidenen Anforderungen gewachsen war. Von La Roda zweigt eine Nebenlinie nach Utrera ab, dem Knotenpunkt für Sevilla und Cadix.

Um vier Uhr Nachmittags trafen wir in Sevilla ein und wurden zunächst einer ungemein strengen Gepäcksuntersuchung unterzogen. Es handelte sich dabei darum, festzustellen, ob mir größere Mengen von Fleisch, Mehl oder anderen Lebensmitteln mit uns führten, um sie in der Stadt zu verkaufen. Obwohl ich nun dem städtischen Beamten, welcher die Untersuchung vornahm, mit dem Ausdruck innerer Wahrhaftigkeit versicherte, daß dies durchaus nicht der Zweck unserer Reise nach Spanien sei, so ließ er doch jedes einzelne Stück unserer Sachen aus dem sorgsam gepackten Koffer herausnehmen und durch seine Hände gleiten, damit nicht etwa ein Bayonner Schinken, in einem Pariser Spitzenkleide versteckt, seiner Aufmerksamkeit entgehe. Auf seinem hämisch lachenden Gesichte prägte sich dabei die Freude aus, die es ihm machte, daß er dem beneideten und verhaßten Fremden eine Unannehmlichkeit zu bereiten die Macht hatte.

Nachdem diese lästige Gepäcksuntersuchung vorüber war, konnten wir endlich unfern Einzug in das vielgepriesene Sevilla halten. Der Einspanner, welcher uns mit unserm Koffer und Handgepäck in das etwa fünfzehn Minuten entfernte Hotel de Madrid brachte, verlangte dafür zehn Franken und war zu dieser Forderung vollständig berechtigt; denn die weisen Behörden von Sevilla haben den Tarif für die öffentlichen Lohnfuhrwerke während der Ostertage aufgehoben, sodaß den edlen Rosselenkern die finanzielle Werthschätzung ihrer Leistungen frei steht.

Es liegt dieser Einrichtung offenbar ein Lokal-Patriotismus zu Grunde, welcher den Einheimischen die ungehinderte Ausnutzung des Fremdenzuflusses ermöglichen will. Auch in» Gasthofe zur Stadt Madrid, wo wir zunächst abstiegen, war man von der Richtigkeit dieser Anschauung überzeugt. Ich hatte am Vormittag des vorhergehenden Tages eine telegraphische Anfrage dorthin gerichtet, ob ein Zimmier frei sei, aber keine Antwort darauf erhalten, obwohl ich die Netourdevesche bezahlt hatte. Bei unserer Ankunft wurde uns nun ein kleines, dumpfiges, einfenstriges Zimmer zu ebner Erde, dessen Thüren sich auf den Hof öffneten, aber ohne die kräftige Hilfe des Haus-

260 Theodor j)uschmann in Wien,

knechts weder geschlossen noch aufgesperrt werden konnten, da das Schloß stark verrostet war, ein dunkles Zimmer, an dessen Wänden die Feuchtigkeit herabrann, sodaß uns die berechtigte Aussicht auf einen hartnackigen Rheumatismus eröffnet wurde, angewiesen und dafür nebst der Verpflegung der Preis von täglich sechzig Franken gefordert. Das Mißverhältnis zwischen dieser Forderung und dem, was dafür geboten wurde, war so groß, daß wir uns entschlossen, uns nach einer andern Unterkunft umzuschauen.

Nachdem wir zu diesem Zweck mehrere Privatwohnungen besichtigt hatten, die meistens in einem jämmerlichen Zustande waren, fanden wir in dem eleganten schöngelegenen Hotel de Paris ein unfern Wünschen entsprechendes, confortables großes Zinimer. Wir mußten dafür zwar auch fechzig Franken für den Tag zahlen, erhielten aber wenigstens eine reinliche, bequeme und gefunde Wohnung. Das Essen war schmackhaft und reichlich und jedenfalls besser als im Hütel de Madrid, wie ich den Mittheilungen von Reisenden, die dort wohnten, entnehmen konnte.

Vor unseren Fenstern gingen mehrere der Prozessionen vorüber, welche in der Charwoche bei Tage wie bei Nacht die Straßen durchziehen. Auf großen Podien werden überlebensgroße bemalte Holzfiguren, welche Scenen aus der Leidensgeschichte Christi darstellen, vorübergetragen; die Träger, deren Zahl sich nach der Schwere des Podiums und der darauf befindlichen Figuren, Leuchter, Kreuze und anderer Gegenstände lichtet und bis auf dreißig steigt, sind den Augen des Publikums durch ein herabfallendes Tuch zum Theil entzogen. Die Figuren sind mit kostbaren, buntfarbigen, golddurchwirkten Gewändern bekleidet, mit Edelsteinen nnd Schmuck bedeckt und tragen einen Naturalismus zur Schau, der bisweilen komisch wirkt. So erscheint die heilige Maria mit blondem, langem, fast bis auf die Erde reichendem Haupthaar; sie hat eine goldene Krone auf dem Kopfe, ein feines Spitzensackmch in der Hand und eine ungeheure Schleppe am Kleide; Christus ist mit einem prachtvollen Sammetmantel bekleidet.

Die einzelnen Figuren sind zu verschiedenen Gruppen vereinigt, vor denen die Nazarener einhergehen, und denen andere junge Leute, welche als römische Soldaten angezogen sind, folgen. Nazarener werden die Angehörigen verschiedener religiöser Laien-Bruderschaften genannt, welche in lange, mit Schleppen versehene Mäntel von weißer, blauer, violetter oder schwarzer Farbe gehüllt sind, die oben mit einer zuckerhutförmigen Mütze endigen, auch das Gesicht bedecken und nur für die Augen zwei ausgeschnittene Gucklöcher freilassen; die Tracht gleicht also derjenigen der sogenannten Gugelmänner, wie man sie in Italien bei den Begräbnissen sieht.

In früheren Zeiten, als das Flagellantenthum noch blühte, gingen die Nazarener mit entblößtem Oberkörper bei den Prozessionen einher und peitschten sich denselben mit Geißeln, bis das Blut herabfloß, wie es der berühmte spanische Maler Goja auf einem Gemälde, das sich in Madrid besindet, dargestellt hat.

In Vftern in Spanien, 26^

Bei den verschiedenen Aufzügen wirkten bald nur eine, bald mehrere dieser Figurengruppen mit, und bei den großen Festzügen am Gründonnerstag und Charfreitag werden sämmtliche Gruppen vorgeführt. Das Ganze macht einen bäuerischen Eindruck und würde bei uns höchstens den Beifall der Landbevölkerung finden.

Doch besteht der große Unterschied zwischen ihnen und den kirchlichen Prozessionen, welche bei gewissen Gelegenheiten unsere Dörfer durchziehen, daß man den Theilnehmern der letzteren die frommgläubige Ergriffenheit anmerkt, während die Nazarener zum großen Theile sich kaum die Mühe gaben, ihre religiöse Gleichgiltigkeit zu verbergen. Sie stolzirten in ihren Gewändern den ganzen Tag in der Stadt herum, ließen sich von ihren Bekannten bewundern und störten die feierliche Ruhe der Prozession, welche mir verlangen, durch lautes Reden und unpassende Geberden; während der Pausen rauchten sogar manche der Nazarener ungenirt ihre Cigarette. Die Haltung der Zuschauer entsprach natürlich ebensowenig dem Ernst des großen tragischen Schauspiels, welches durch die Aufzüge zur Anschauung gebracht wurde. Man hätte darnach eher glauben können, daß ein heiterer Carnevalsscherz hier aufgeführt würde, als daß die furchtbare Tragik des menschlichen Daseins des erhabenen Stifters der christlichen Religion dargestellt wurde. Die Prozessionen in Sevilla haben nicht so sehr den Charakter einer kirchlichen Feierlichkeit als denjenigen einer Volksbelustigung.

In Andalusien werden die Kirchen überhaupt als eine Art von Theater betrachtet und die religiösen Ceremonien durch Theatereffecte verunstaltet. So werden z. B. bei den Worten des Evangeliums: „Der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten“ während der Charwoche in den Kirchen Petarden losgebrannt, wie mir erzählt wurde. Ich selbst habe es dort nicht gesehen, weil ich dem Schießen und unvorsichtigen Umgehen mit Feuer in den Kirchen gern aus dem Wege gehe, seitdem ich es beim Osterfeste in Griechenland zu beobachten Gelegenheit hatte. Ebenso haben wir auf das ergötzliche Schauspiel verzichtet, welches der Straßenjugend von Sevilla bereitet wird, wenn die mit Stroh ausgestopfte Figur des Judas, die an einem über der Straße gespannten Stricke hängt, öffentlich verbrannt wird.

In Sevilla hat sich auch bis heute die seltsame Sitte erhalten, daß am Frohnleichnismsfeste die Chorknaben, als Pagen gekleidet, unter Gesang und Castagnettenspiel vor den Altären Tänze aufführen. Früher sollen die Mönche in der Neihnachtsmesse vor dem Altare getanzt haben; doch ist dies längst abgeschafft worden. Diese Form der Gottesoerehrung, welche unfern strengen Anschauungen frivol erscheint, ist bekanntlich sehr alt und war einst bei vielen Völkern verbreitet. Die Priester der Endete tanzten am Auferstehungsfeste des Attis, und die Mars-Priester am Neujahrstage; ebenso umkreisten die Vaals-Pfliffen den Altar, und auch der alttestamentarische König David machte gelegentlich sein Tänzchen vor der Bundeslade.

262 Cheodor Puschmann in Wien.

Die Oster-Prozessionen des Jahres 1892 wurden in Sevilla nicht vom Wetter begünstigt. Der für Charfreitag bestimmte allgemeine Feftzug kam gar nicht zu Stande, weil gegen vier Uhr Nachmittags ein heftiger Regenguß herniederging. Die Rücksicht auf die kostbaren Gewänder der Theilnehmer und Figuren, welche unter den über den Straßen ausgespannten Decken nur geringen Schutz gegen die Nässe finden, rechtfertigte diesen Entschluß; aber man hatte nicht die Artigkeit, das Publikum, welches nach dem Aufhören des Regens seine Plätze wieder eingenommen hatte und die Prozession erwartete, davon zu benachrichtigen. Auch unterließ man es, den Zuschauern, die um ihren Genuß gekommen waren, das Geld, welches sie für ihre Sitze gezahlt hatten, zurück zu erstatten.

Zu den in den Kirchen stattfindenden Feierlichkeiten konnten nur Wenige Zutritt erhalten, da das Gedränge der sich dort anhäufenden Menschenmassen sehr groß war, und die rücksichtslose Vermerthung der Ellenbogen zum Nachtheile der Umstehenden nicht Jedermanns Sache ist. Dazu kam, daß die Kathedrale wegen der Umbauten, welche durch den Einsturz einiger Gewölbe nothwendig geworden sind, theils mit Stützgerüsten und Leitern für die Arbeiter angefüllt, theils vollständig abgesperrt war. Der Totalüberblick über das Innere der Kathedrale, welcher nach den übereinstimmenden Schilderungen der Reisenden, die sie früher gesehen haben, einen imposanten Eindruck machen soll, war uns somit nicht vergönnt.

Aeußerlich erscheint die Kirche als ein mächtiger, spätgothischer Vau mit schöner Fayade und großen Portalen, deren decorative Ausstattung schon der Renaissance angehört. Sie wurde auf den Trümmern der Hauptmoschee der Mohammedaner errichtet, welche selbst einst an der Stelle einer christlichen Kirche, die zur Zeit der Gothen dort stand, erbaut worden war. Aus der ältesten christlichen Periode soll auch eine Mauer mit dem Bilde der Mutter Gottes vorhanden sein.

Aus der arabischen Zeit stammt die Giralda mit dem diesen Thurm umgebenden Orangerie und seinen Umfassungsmauern, während von der Moschee selbst vielleicht nur die weitausgedehnte Grundfläche beibehalten worden ist. Der Vau der Kathedrale begann im Jahre 1401 und wurde erst 1519 beendet, nachdem noch während des Baues ein Theil derselben, nämlich die Kuppel, eingestürzt war. Das Innere der Kirche ist in fünf Schiffe theilt, deren Wölbungen von hohen, aus kleinen Säulen zusammengesetzten Strebe-pfeilern getragen werden.

Das Licht, welches durch die hoch oben angebrachten, mit Glasmalereien versehenen Fenster eindringt, wird stark gedämpft und läßt die hohen Räume in einem unbestimmten Halbdunkel, welches erst allmählich die Unterscheidung der Umrisse gestattet.

Im mittleren Schiffe sind der Chor mit den Betstühlen der Geistlichen und der Hochaltar bemerkenswerth, welcher aus Lärchenholz geschnitzt und mit reichen Vergoldungen verziert, auf vierundvierzig Feldern die ganze

Zu Vstein in Zpllnien. 263

Lebensgeschichte Christi zur Darstellung bringt. An die Wände der Seitenschiffe lehnt sich ein Kranz von Kapellen an, welche eine unerschöpfliche Quelle von Kunstschatzen enthalten. Man findet dort Bilder aus den frühesten Entwicklungsperioden der christlichen Kunst, hauptsächlich aber aus dem 16. und 17. Jahrhundert, als Sevilla der Sitz einer berühmten Malerschule war. Meister, wie P. Campalla, Vargas, Villegas Marmolejo, Roelas, die beiden Herrera, Carlo Maratta, Zurbaran, Juan de Sevilla, Valdez, Vasquez, Alonso Cllno und Murillo haben in dieser Kirche Werte ihres Schaffens niedergelegt. Leider wird die Betrachtung derselben durch die kümmerliche Beleuchtung und den ungünstigen Platz, an welchem einige von ihnen angebracht sind, ungemein erschwert. In der Lharwoche sind die Bilder außerdem noch zum Zeichen der Trauer verhüllt, und es ist daher nur möglich, einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen, wenn der Vorhang auf wenige Augenblicke gelüftet wird.

Vor dem berühmten Gemälde des Murillo: „Der heilige Antonius von Padua mit dem über ihm schwebenden Iesus-Kind“ hat man ein Schutzgitter befestigt; es wurde nämlich vor einer Reihe von Jahren gestohlen, blieb lange Zeit verschwunden und tauchte dann bei einem Kunsthändler in Amerika auf, von dem es die Spanier zurückkaufen mußten.

Auch mit Skulpturen, Statuen und Holzschnitzereien sind die Kapellen reich geschmückt. In der Capilla real werden die Gräber des Königs Ferdinand des Heiligen und seiner Gemahlin, sowie von Alfons I. und der schönen Maria Padilla, der Geliebten des grausamen Peter, gezeigt. In einem vor dem Altäre stehenden Schrank, der aus Krnstall und Bronze gearbeitet und mit Silber und Goldbeschlägen verziert ist, wird der wohlerhaltene Leichnam des heiligen Ferdinand aufbewahrt. Die Sacristei enthält zwei Gemälde von Murillo und eine Menge werthvoller Schmuckgegenstände und Reliquien. Auch der Capitel-Saal und die an die Kathedrale anstoßende Domkapelle besitzen einige sehenswerthe Bilder und Kunstarbeiten.

Den Vorhof der Kathedrale bildet der mit Orangenbäumen und Cnpresen bewachsene Garten, welcher einst die Moschee umgab. Er wird durch eine hohe Mauer, die von dreieckigen Zinnen gekrönt wird und sich ebenfalls aus maurischer Zeit erhalten hat, nach Außen abgegrenzt.

In unmittelbarer Nähe der Kathedrale erhebt sich der arabische Thurm die Giralda, wie er nach der drehbaren Wetterfahne genannt wird. Es ist ein aus rothbraunen Backsteinen bestehender quadratischer Bau, dessen Seiten je 32 Fuß messen. Die Mauern sind 8—10 Fuß stark und von zierlichen arabischen Doppelfenstern durchbrochen, welche mit den kleinen Ballonen, Säulen und Stuckornamenten der Mauernfelder die vier Fayaden des Thurmes beleben.

Im Innern desselben verläuft eine breite Treppe, die in spiralförmigen Windungen fo allmählich ansteigt, daß sie auch von Personen, die des Steigens ungewohnt sind, zurückgelegt werden kann. Der oberste Theil des Thurmes

26H Cheodol pusckmann in Wien.

wurde erst im 16. Jahrhundert aufgesetzt, nachdem der arabische Pavillon, welcher bis dahin auf der Plattform gestanden niedergerissen worden war; er zeigt daher auch deutlich den Einfluß der Renaissance.

Darüber erhebt sich jetzt der kleine Glockenthurm, durch dessen offene Fensterbogen man von unten die Glocken sieht. Wenn es der Zufall will, daß man gerade zur Zeit des Läutens hinaufkommt, wie es uns erging, so hat man die Empfindung, als ob das Trommelfell gesprengt werden und der Thurm mit den Glocken im nächsten Augenblick zusammenstürzen sollte. Eine schmale Treppe führt durch den Glockenthurm auf eine Rampe, von welcher man eine entzückende Rundschau über Sevilla und seine Umgebung genießt. Den Glockenthurm krönt eine Kuppel mit der, eine Wetterfahne tragenden, beweglichen Statue des Glaubens, der sich hier nach dem Winde dreht.

Nicht weit von der Kathedrale liegt der Alkazar, der gleich der Giralda unter der arabischen Herrschaft begonnen und unter den christlichen Königen, aber von arabischen Baumeistern und im Stile maurischer Architektur weiter ausgebaut und vergrößert wurde. Mehrere spanische Könige, wie Peter der Grausame und später der Kaiser Carl V., hatten hier ihre Residenz und verwendeten große Summen auf die Verschönerung des Schlosses und der Gärten. Die Anlage und Ausführung des Palastes hat manche Ähnlichkeit mit derjenigen der Alhambra; doch sind die Höfe und Säle kleiner und mehr mit Elementen aus der späteren Zeit vermischt. Der mit Marmortafeln gepflasterte, in der Mitte mit einer Fontaine versehene Patio de las Donzellas zeigt, wie der Löwenhof in der Alhambra, eine an den vier Wänden verlaufende Gallerie, die nach Innen durch 52 Marmorsäulen begrenzt wird, welche die mit reichen Stuckverzierungen ausgestatteten, durchbrochenen arabischen Bogen tragen. Die inneren Wände der Gallerie sind unten mit farbigen Fayenceziegeln ausgelegt, oben mit Ornamenten und Arabesken geschmückt und von Thüren und Doppelfenstern im arabischen Spitzbogenstile durchbrochen, welche sich in die anstoßenden Gemächer öffnen. In der Höhe des ersten Stockes befindet sich eine zweite, von Säulen getragene, nach dem Hofe offene Gallerie, welche aber weder in der Anordnung der Säulen noch in der architektonischen Ausstattung zu der unteren paßt. Sie wird von Rundbogen gebildet, ist einfach und schmucklos gehalten und gleicht den Bogengängen der venetianischen Paläste.

Den Glanzpunkt des Alkazzars bildet der Gesandtensaal mit seinen hohen korinthischen Säulen, den Bogenportalen, Tribünen und den mit farbigen Arabesken und arabischen Inschriften fast überladenen Wänden, die wie mit einem feingestickten, reich gemusterten Teppich überkleidet erscheinen und oben von einer Gallerie umsäumt werden, die von 44 kleinen Säulen getragen wird. Ueber dem Saale wölbt sich eine in lebhaften Farben gehaltene Kuppel. Von dort wird man in den Puvvenhof und in die übrigen Säle und Gemächer geführt, welche größtentheils aus der christlichen Zeit stammen und durch Umbauten und Nestaurirungs-Arbeiten einen etwas modernen

Zu Vstern in splllien. 265

Charakter erhalten haben. Der Herzog von Montpensier, der Schwager der entthronten Königin Isabella, bewohnte lange Zeit den Alkazar, und noch jetzt wird er von der königlichen Familie, wenn sie sich in Sevilla aufhält, als Absteigequartier benutzt.

Entzückend sind die zum Alkazar gehörigen Gärten. Was die südliche Vegetation an Blumenpracht und seltenen Pflanzen zu bieten vermag, ist hier vereinigt, um in Verbindung mit Marmor-Statuen, reizenden kleinen Pavillons und geheimnißvoll versteckten Bädern, die in den weiten Anlagen zerstreut sind, mit Fontainen und Wasserkünsten aller Art den Besucher zu überraschen und zu erfreuen.

Zwischen der Kathedrale und dem Alkazar liegt die Lonja, die Börse, mit ihren von dorischen Säulen getragenen Arkaden im Innern. Es ist ein quadratischer, schwerfälliger Renaissance-Bau des 16. Jahrhunderts, der außer Andern auch die auf die Geschichte der überseeischen Entdeckungen bezüglichen Documente enthält.

Wenn man von dort durch eine kleine Querstraße in der Richtung zum Flusse wandert, so findet man an einem wüsten, zur Ablagerung von Bauholz und Schutt dienenden Platze das Hospicio de la Caridad, das Pfründnerhaus, mit seinen berühmten Murillo-Bildern. Es soll von dem wegen seiner galanten Abenteuer in der Poesie und Kunst verherrlichten Don Juan de Maraüa gestiftet worden sein, der hier für seine Frevel in den letzten Jahren seines Lebens Buße that. Das Gebäude gehört dem 17. Jahrhundert an und besitzt eine hübsche Fayade und einen noch schöneren Hof; aber den eigentlichen Anziehungspunkt bildet die Kirche mit den beiden Gemälden von Murillo, die zu den besten Werken dieses großen Meisters gezählt werden. Das eine stellt Moses vor, wie er mit seinem Stabe eine Quelle im Felsen eröffnet, deren Wasser die dürstenden Israeliten trinken, das andere die wunderbare Vermehrung der Brode und Fische durch Christus; außerdem sieht man noch einige kleinere Bilder von Murillo und Valdez.

Auch in andern Kirchen Sevillas, namentlich in der zur Universität gehörigen, sowie in den Kirchen der heiligen Anna, des heiligen Isidor und zu allen Heiligen, werden merkwürdige Gemälde, Statuen und Holzschnitzereien aufbewahrt. Man bedauert nur, daß sie an diesen Orten häufig nicht die gebührende Wertschätzung und Aufsicht erfahren und den, Studium nahezu entzogen sind, und möchte ihre Vereinigung in einem Museum wünschen, vorausgesetzt daß dessen Besichtigung nicht von der Willkür spanischer Beamten abhängig gemacht wird.

Die letztere ist in Sevilla sehr groß, wie mir beim Besuch des Museums erfahren mußten. Wir hatten soeben den Saal, in welchem die Murillo-Bilder hängen, betreten, als ein Beamter uns unter dem Vorwande, daß derselbe an diesem Tage gereinigt werden und deshalb dem Publikum verschlossen bleiben solle, aufforderte, ihn sofort wieder zu verlassen. Erst als ich ihm vorstellte, daß wir die weite Reise von Oesterreich, den Landen, in

«»oib und S!lt>, I^III,, 18«. 16

266 Theodor pnschmann in Wien.

dem die regierende Königin von Spanien ihre Heimat habe, nach Sevilla gemacht hätten, um die Gemälde Murillos zu sehen, und ihn bat, die Vorstellungen über die Höflichkeit der Spanier, welche bei uns verbreitet sind, nicht Lügen strafen zu wollen, gestattete er uns die ungestörte Betrachtung der Bilder. Die spanische Negierung würde den Fremden manche Unannehmlichkeit ersparen und dem Staate zugleich eine neue Einnahmequelle verschaffen, wenn sie von den Besuchern der öffentlichen Museen und Sehenswürdigkeiten ein bestimmtes Eintrittsgeld erheben wollte, das ihnen das Recht des Daseins giebt.

Das Museum in Sevilla besitzt 24 große Gemälde von Murillo, unter denen der Almosen an die Armen vertheilende heilige Thomas, die Anbetung der Hirten, die Geburt Christi und die Kreuzabnahme am meisten fesseln.

Die zahlreichen Madonnen- und Jesus-Bilder zeigen einen Liebreiz der äußeren Erscheinung, eine Zartheit der Empfindung, die Heiligen den Ausdruck gottersüllter Schwärmerei, wie er manchen andern Werken dieses Meisters fehlt. Sie stellen das künstlerische Schaffen desselben in seiner höchsten

Vollendung dar, als sein von den Idealen der Humanität und Religion verkörter Realismus große Ziele in's Auge faßte. Nur wer diese Bilder gesehen hat, wird Murillos Bedeutung als Maler vollständig verstehen können.

Unter den Bauwerken Sevillas verdient auch das Haus des Pilatus mit seinen Bogengewölben, Säulengallerien und der seltsam gemischten Architektur einen kurzen Besuch. Es wurde in« Jahre 1520 angeblich nach dem Muster des Hauses, welches damals in Jerusalem als Palast des Pilatus bezeichnet wurde, erbaut und gehört jetzt dem Herzoge von Medina-Celi.

Daß Pilatus hier geboren worden sei, wie von den Leuten in Sevilla erzählt wird, ist selbstverständlich eine spätere Erfindung. Der Baumeister wollte den maurischen Stil nachahmen, ist aber seinem Plane durch die Verbreiterung der Bogen, durch die Form und Anlage der Fenster und vor Allem durch die Ausschmückung des Innern mit antiken Statuen untreu geworden. Sevilla soll von den Phöniziern gegründet worden sein. Jedenfalls genoß die Stadt schon zu den Zeiten der Römer ein großes Ansehen, da ihr von Julius Cäsar das Recht verliehen wurde, Münzen zu prägen. Aus dieser Periode sollen sich die Aquaeducte von Carmona, welche das Trinkwasser nach Sevilla leiten, erhalten haben. Auch von der zwei Stunden entfernten Stadt Italic«, welche den Römern die Kaiser Trajan, Hadrian und vielleicht auch Theodosius gegeben hat, ist außer den Ruinen eines Amphitheaters nicht mehr viel übrig geblieben; ich habe den Ausflug dorthin unterlassen, da mir die Zeit mangelte, und die Erinnerungen an die großartigen Baudenkmäler der Römer, welche ich in Italien gesehen habe, meine Erwartungen zu sehr herabstimmten.

Später fiel Sevilla in die Hände der Vandalen, die von den Gothen verdrängt wurden, und dann wurde es von maurischeu Fürsten beherrscht. Aus der arabischen Zeit stammt noch der Goldthurm, welcher einst wahrscheinlich zu den alten Befestigungen gehörte. Er spielte in der spanischen

Zu Vstern in Spanien. 26?

Geschichte eine große Rolle; denn hier wurden einst die Schätze der neu entdeckten Erdtheile niedergelegt.

Er liegt am Guadalquivir, der in Sevilla bereits schiffbar ist, an einer schönen Promenade, welche dem Flusse entlang zu dem von prächtigen Gärten umgebenen Schlosse von San Telmo, dem Wohnsitz des Herzogs von Montpensier, führt. An der andern Seite des Guadalquivir liegt die Vorstadt Triana, das Zigeuner-Quartier, wo die schöne Tänzerin Lola Montez geboren wurde. In der Nähe des Schlosses von San Telmo befindet sich die durch die Oper: „Carmen“ allgemein bekannt gewordene Tabakfabrik, in welcher nach den Schilderungen der Reisebücher 3000 schöne Mädchen als Arbeiterinnen beschäftigt sind. Ich konnte unter ihnen nur einzelne entdecken, welche dieses Prädikat verdienten. Die Meisten waren bleiche, abgehärmte Gestalten, auf deren Stirn die Roth und der Kummer schon manche Falte gezeichnet hatten. Wenn man von der Tabakfabrik aus die rings um die Stadt verlaufenden breiten Baum-Alleen mit den antiken Granitsäulen und Standbildern weiter verfolgt, so kommt man bald zu dem Platz, auf welchem die mit dem Osterfeste verbundenen Volksbelustigungen stattfinden. Man hatte eine Anzahl von leichten Hütten aus Holzbrettern errichtet, in welchen Abends bei heiterem Gesänge und Necherklang getanzt wird. Jenseits der Allee wurde eine Ausstellung von Pferden, Maulthierern, Rindvieh und landmirthschaftlichen Gerüchen vorbereitet, sodaß das Arrangement der Festlichkeiten große Aehnlichkeit mit dem Oktoberfeste in München hatte. Nur die Stierkämpfe, welche einen wesentlichen Theil des Festprogramms von Sevilla bilden, fehlen bei dem bayerischen Nationalfeste.

Da uns weder die letzteren noch die landmirthschaftliche Ausstellung und die übrigen Vergnügungen so reichen Genuß versprachen, um deshalb die Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, welche die Anhäufung großer Menschenmassen im Gefolge hat, noch länger zu ertragen, so reisten wir schon in den Ostertagen von Sevilla ab. Ich möchte Jedem abrathen, diese Zeit für seinen dortigen Aufenthalt zu wählen; denn er wird in der Besichtigung der Kirchen und Sehenswürdigkeiten gehindert und muß Wohnung, Verpflegung und Dienstleistungen doppelt oder dreifach so theuer bezahlen, als unter normalen Verhältnissen, während die dafür gebotenen kirchlichen Prozessionen und Volkslustbarkeiten den Fremden nur selten eine besondere Freude bereiten dürften. Gegenüber der ausgedehnten Reclame, die den Oster-Festlichkeiten zu Sevilla von den Behörden dieser Stadt gemacht und von den großen Reise-Agenturen der Herren Cook, Gaze, Echenker u. N., welche Extrafahrten dorthin ankündigen, unterstützt wird, ist es geboten, auf das, was die Reisenden dort erwartet, hinzuweisen und ihnen zu empfehlen, Sevilla lieber zu einer Zeit zu besuchen, in welcher ihnen der Genuß an den wunderbaren Bauwerken und Kunstschatzen nicht durch den Aerger über die Unhöflichkeit und Habgier der Menschen vergällt wird. (Schluß folgt.)

18*

Illustrierte Bibliographie.

Thiller's Welle. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gegen die sogenannten illustrierten Klassiker-Ausgaben werden mancher nicht unberechtigte Bedenken geltend gemacht. Die Enttäuschung, die man oft erlebt, wenn man eine hochverehrte, gefeierte Persönlichkeit lebhaftig vor sich sieht und sie näher kennen lernt, tritt auch zu- meist ein, wenn man die dem Geiste vertraut und liebgewordene Gestalt eines bewunderten Dichters durch Künstlerhand verkörpert sieht. Mag sich die Anschauung des Künstlers vielleicht auch mit der des Dichters decken, so kann sie doch der Vorstellung dieses ober jenes Lesers widersprechen; und von vertraut gewordenen Vorstellungen, von Lieblingen unserer Phantasie trennen wir uns oft eben so ungern, wie von wirklichen, unserem Herzen nahestehenden Personen. Wir haben die ähnliche erkältende Empfindung, als wenn uns ein alter Freund plötzlich in fremder Kleidung und mit verändertem Wesen entgegentritt. — Ferner läßt sich nicht leugnen, daß ein Leser von reicher Phantasie, dem das Gelesene sich alsbald zu lebendigen Bildern verkörpert, und der nun durch den Künstler in dem freien Spiel seiner Einbildungskraft behindert ist, die Illustrationen zuweilen mehr als störendes, denn als anregendes Element empfinden wird. Endlich verführt der Illustrationseifer nicht selten zu Fehlgriffen!; indem zur bildlichen Darstellung völlig ungeeignete Objecte dem Stifte des Zeichners verfallen. — Wir wollen nun nicht behaupten, daß die ästhetischen Bedenken dem vorliegenden Prachtwerke gegenüber ganz wegfallen; hier und da mögen sie Manchem auftauchen; im Ganzen aber kann man die beifällige Aufnahme, die das Unternehmen bei seinem ersten Erscheinen vor vierzehn Jahren fand, als erklärlich und gerechtfertigt bezeichnen. Und die vorliegende fünfte Ausgabe ist keineswegs eine unveränderte Wiedergabe der ersten, sondern eine in vieler Beziehung verbesserte und bereicherte. Die Illustrationen sind revidiert, verschiedene sind in der Zeichnung vorthcil- haft verändert und im Schnitt verbessert worden. Leider ist die nicht gerade geschmack- volle Illustration zur „Ändesmörderin“ — eine Unterlassungssünde anzuführen — stehen geblieben; eine Beseitigung derselben dürfte sich für die nächste Auflage empfehlen. Derartige Mißgriffe findet jedoch nur ganz vereinzelt nachzuweisen, im Allgemeinen haben Verleger und Künstler ihre Aufgabe mit Verständnis und Takt, mit Geschmack und Ge- schick gelöst; die Zahl wahrer Kunstblätter ist nicht gering, wir nennen — nur etwas hervorzuheben — die prächtigen landschaftlichen Compositionen von E. Kanoldt, die vortrefflichen Zeichnungen Ferdinand Kellers zu „Dido“ und „Don Carlos“, welche

Illuſtierte Bibliographie.
26Z

Übersicht.

„Und schwer gelienet sinkt er nieder.“ Illustriert von (bylul.)
«lu»: .Schiller« Weile,“ Illustriert von den ersten deutschen Künstlern, Deutsche «erl»2«>«»st<>I!. 3tu!t»»rt.

„An diesem Arm soll meine Lulle burch'« Leben hüpfen, '
 «»»: „Schiller« Weile.“ Illustriert von ersten deutschen Illustriern. Deutsche Verla«, „nstoll
 Strutzart,
 letzte« NU! hier und dort — nach unserem Gefühl — eine Neigung zu prunthofer
 Ueberladung verrathen. — Wir glauben, daß diese Vorkörperung Schiller'scher Gestalten
 den Verehrern des Dichters keine Enttäuschung bereiten wird. Anerkennung verdient es,
 daß — was eigentlich selbstverständlich, aber doch bei manchen Unternehmungen ähnlicher
 Art nicht beachtet worden ist — bei umfangreicheren Werken, so bei den dramatischen
 Dichtungen, die Einheit der Auffassung dadurch gewahrt worden ist, daß ein einziger
 Künstler mit der Illustration betraut wurde.
 Als werthvolle Bereicherung der neuen Auflage sind die elf Lichtdruckbilder nach
 neuen Zeichnungen und die schöne Heliogravüre, die uns das edle Antlitz des Dichters
 nach der Dannecker'schen Büste vorführt, zu verzeichnen.
 Neben den zahlreichen Text- und Vollbildern tragen hübsche Initialen, Kopfleisten,
 Vignetten dazu bei, dem Werke den Charakter eines echten Prachtmrckes zu geben; die
 typographische Ausstattung ist musterhaft, das Papier vorzüglich. —
 Die Ausgabe erscheint in 65 Lieferungen von je 3—4 Bogen in Lexikonformat zum
 Preise von je 50 Pfg.
 Wer seine Freude daran hat, edlen Trank in goldener Schale zu genießen, dem sei
 die schöne, illustrierte Ausgabe unseres Schiller warm empfohlen.
 O. N.

Vibliographie. 271.

Die Vaukunst der Renaissance in Portugal.

I. Band. Lissabon und Umgegend. Von Alb recht Haupt, Architekt. Priuatbocent der Königl. Technischen Hochschule zu Hannover. Frankfurt, I. Keller.

Seitab und fern von der großen Straße gelegen, auf welcher das Heer der Europa Bereisenden dahinzuziehen pflegt, ist der westlichste Theil und Staat der iberischen Halbinsel, das Königreich Portugal, das verhältnitzmäßig am wenigsten bekannte Land unseres Weltthcils geblieben. Während alle andern immer häufiger von den Angehörigen der Eultur-Nationen aufgesucht und immer gründlicher nach allen Richtungen hin durchforscht worden sind, ließ man Portugal fast unbeachtet. Besonders ist das in Bezug auf seine Kunstgeschichte und auf die in ihm erhaltenen Kunstdcntmäler seiner Vergangenheit geschehen. Und doch hat auch Portugal, so gut wie das nahe verwandte und benachbarte Spanien, glanzvolle Feiten der schöpferischen Kunstthätigkeit gesehen, durch welche eine Fülle merkwürdiger bedeutsamer Werke, besonders auf dem Gebiet der Architektur, hcrvo» gerufen worden ist, die heute, wenigstens zum Theil noch wohlerhalten, beredtes Zeugniß von der Größe des Bausinnes jener Epoche und des Genies ihrer Meister geben. Sie fällt zusammen mit der der Renaissance und der der gesumnten höchsten Eulturlblüthe und politischen Machtstellung Portugals, wenn sie letztere auch noch um fast ein Jahrhundert überdauert. Gerade die Zeit der Entstehung des portugiesischen Renaissancestils bildet ein ganz eigenartiges und anziehendes Bild. Diese Zeit des Uebergangs von der Gothit zur Renaissance, in welcher hier zugleich auch noch maurische und ostindische Einflüsse außerordentlich mächtig gewesen sind, hat eine wunderbar malerische und reizvolle Stilmischung hervorgebracht, nicht minder cigenthümlich, als der gleichzeitige spanische Stil der katholischen Könige ober der französische Franz' des Eisten, beiden verwandt und doch selbstständig. Jenem bisherigen Mangel unsrer Kenntnih von den künstlerischen Denkmälern der Renaissance in Portugal beabsichtigt die schöne Publikation des Herrn Albrecht Haupt abzuhelpen, und sie erfüllt diese Absicht und füllt jene Lücke in dlinmswerthester Weise. Der Verfasser selbst giebt sein Unternehmen nur für einen ersten Versuch aus, „die vorhandenen Baudenkmäler einigermaßen zu gruppiren und zu würdigen, gleichzeitig durch bildliche Darstellung ihre werthvollen Repräsentanten der lunsthistorisch interefsirten Welt vorzuführen und ihre Bekanntschaft zu vermitteln.“ Wenn man den fast völligen Mangel an geeigneten Vorarbeiten, insbesondere an Aufnahmen, die oft mangelhafte und schwierige Zugimglichkeit der Baudenkmäler, die Unbequemlichkeit des Reifens in Portugal und die Schwierigkeit des Auftreibens der noth» wendigen literarischen hilfsmittel erwägt, so wird man das hier im Text wie in den ihm eingedruckten Illustrationen durch den Verfasser Geleistete erst recht nach seiner ganzen Verdienstlichkeit würdigen. — Eine geschichtliche Einleitung, welche besonders auch uuf die künstlerischen Bestrebungen der dortigen Herrscher in Portugals glänzendster Periode, Joilos II. und Dom Manuels, des Glücklichen, liebevoll eingeht und den traurigen Niedergang der Cultur und der Macht des Staates unter dessen unseligen, von den Jesuiten beherrschten Nachfolgern IoZo III. und Dom Sebastian bis zur Besitzergreifung durch Philipp II. von Spanien schildert: und ein allgemeiner Ueberblick der während dieses Jahrhunderts auf allen Kunstgebieten in Portugal entfalteten Thätigkeit geht der Betrachtung und Darstellung der einzelnen Denkmäler voran. Der uns vorliegende Band behandelt die in der Hauptstadt Lissabon selbst errichteten, von denen so Manches durch das furchtbare Erdbeben im vorigen Jahrhundert zerstört wurde, und die in der Umgebung der Residenz vorhandenen kirchlichen und profanen Monumentalbauten aus jener Renaissance-Epoche; in der Vorstadt Alcantaia, zu Belam, Setubal, Cintra, Coimbm, Collares, CIlldas da Rainha. Wahrhaft wohlthuend macht sich überall in der Betrachtung, Beschreibung und historisch-kritischen Untersuchung dieser Denkmäler das gründliche sachliche Veistandniß des Verfassers, des praktischen, selbstausübenden Künstlers, geltend, der auf allen andern Gebieten der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes nicht minder heimisch ist, als auf dem der Architektur. Wohl nicht ganz ernsthaft scheint er für einen Mangel seines Textes um Nachsicht und Entschuldigung zu ersuchen, wenn er sagt, er habe darin „lediglich eine sachliche Würdigung der Denkmäler erstrebt: geistreichen Stil und tiefsinnige Bemerkungen wird man dagegen vergebens suchen. Ich bin mir gar wohl bewußt, nichts weniger als ein angenehmer Schriftsteller zu sein, und mutz es Begabteren überlassen, aus dem Gebotenen dm feinen Honig des Geistes zu ziehen. Es handelt sich für mich und gegenwärtig um Erhellung eines bisher dunkeln Gebietes.“ Gerade diese Art

Nord und Süd.

der sachgemäßen Behandlung, mit bei sich hier doch ein so «olles Matz schöner, echter, warmer Begeisterung für den Gegenstand und echten „Tiefsinns“ in der Erfassung der geschichtlichen Mächte und ihrer Einflüsse auf die Kunstentwicklung verbindet, giebt in meinen Augen der Arbeit Haupts nur um so höheren Werth. Aber verdoppelt wird dieser noch durch den reichen Schatz an Illustrationen, welche zugleich die beste Anschauung der im Text geschilderten Werte und all ihrer charakteristischen Einzelheiten geben. Gs sind keine Lichtdrucke nach photographischen Aufnahmen, sondern meist von dem Verfasser selbst an Ort und Stelle hergestellte und für den Druck entworfene Federzeichnungen, welche den ganzen Reiz der Frische und Unmittelbarkeit solcher mit sicherem Blick angeschauter, mit sicherer, geübter Hand von der Natur hingeschriebenen, alles Wesentliche charakteristisch wiedergebende Skizzen haben. Was Herr Architekt Wayßer in München außerdem noch nach mitgebrachten Photographien, und was Architekt Schumacher auf Haupts Bureau für das Weil gezeichnet haben, schlickt sich in der Darstellungs- und Vortragsart so genau an die der Zeichnungen des Verfassers an, daß der Gesamtheit der Illustrationen ihr einheitliches Gepräge durchweg gewahrt bleibt. Es ist dem Schriftsteller wie dem Zeichner gleich vollständig gelungen, das lebhafteste Interesse für die von ihm geschilderten Gegenstände, jene Kunstpoche, jene Meister und jene Schöpfungen der überschwänglich reichen, architektonischen und bildnerischen Erfindungs- und Gestaltungskraft zu erregen, uns das Verständnis; dieser so fremdartigen und feltsamen Erzeugnisse zu erschließen und das Dunkel für immer zu zerstreuen, welches bisher dies ganze von ihm so lichtvoll behandelte Gebiet für uns verhüllte. I.. ?.

Bibliographische Notizen.

Donatello. Von Will« Pastor. Ein evolutionistische Untersuchung auf kunst-historischem Gebiet. Gießen, Verlag von E. Trcnckmann.

Der Donatelloforschung ist hier ein neuer Kämpfe erwachsen, der, wie er in der Einleitung verkündet, mit einer Methode, ganz lin-6« «ieele, auf den Plan rückt. Nach ihm grübeln „die edelsten Geister aller Nationen über das Räthsel: Was ist organische Entwickeln«?“ „Gelöst muß es werden, das wissen sie; die Sphinx, die es gestellt hat, kennt kein Erbarmen.“ Auf dem Gebiete nun der Kunstgeschichte ist es dem Verfasser vorbehalten geblieben, an dem einzelnen Falle „Donatello“ das Problem klar zu legen, das unsere Zeit so sehr in Auflegung hält. Nach seiner Meinung schwillt die Literatur über Donatello aufs Unübersehbare an — wir haben hiervon glücklicherweise noch nichts bemerkt — und doch hat man sich über seine Entwicklung selbst in den Hauptpunkten noch nicht einigen können. Hier setzt er daher mit seiner überlegenen Methode ein. „Dem Problem des Donatello kann man vom schönggeistigen Standpunkt aus nicht beikommen, man muß es physiologisch, ja medicinisch behandeln. Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist der Fall „Donatello“, Ziel: die Diagnose „dieses Falles.“ — Nach solchen Trompetenstößen zum Anfang wird dann als Resultat der Untersuchung auf der letzten Seite verkündet: „Unter den Künstlern vom ersten Adel ist Donatello nicht zu suchen.“ Also ein ästhetisches Werthnrtheil

auch hier der Weisheit letzter Schluß — trotz
alleiphnflologisch-medicinischenObjektivität?!
— So übel, als man nach solcher Probe
erwarten müßte, ist nun freilich der übrige
Inhalt der kleinen Schrift nicht; wir er-
kennen vielmehr gern an, daß sie in manchen
Einzelfragen ocr bisherigen Anschauung mit
scharfer und mitunter fördersamer Kritik zu
Leibe geht. Auf Einzelheiten einzugehen,
ist hier nicht der Ort; über die Fachkreise
hinaus wird die Schrift schon aus dem
Grunde auf Leser kaum zu rechnen haben,
weil eine weit über das erlaubte Maß hin-
ausgehende Nachlässigkeit in der Loirectur
die Lektüre derselben zu einer Qual macht.
Ernst von Nandel, ein deutscher
Mann un» «ünstler. Von Dr.
Hermann Schmidt. Mit sechs 'Ab-
bildungen. Hannover, Verlag von Carl
Meyer (Gustav Prior).
Das Material zur Geschichte der deut-
schen Kunst im 19. Jahrhundert fließt immer
noch spärlich genug, wenn wir es beispiels-
weise mit den ausführlichen Biographieen
und kritischen Essays vergleichen, welche die
Franzosen den hervorragenden Meistern ihrer
nationalen Kunst widmen. Monumentale
Biographieen, wie sie Rauch und Rietschel

gefunden haben, scheinen vereinzelt bleiben zu wollen. Unter solchen Umständen mich uns ein Beitrag zur deutschen Künstlergeschichte des 19. Jahrhunderts willkommen sein, wie ihn die vorliegende sorgfältige Biographie liefert. Ernst von Bändel gehört ja freilich nicht zu den bahnbrechenden Meistern, und der große Ruhm, welchen ihm sein Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde eingetragen, wird gerade durch die künstlerische Bedeutung dieses Werkes nur zum Theil gerechtfertigt. Es berührt wohl»thuend, daß der Biograph dies «ollkommen anerkennt und sich überhaupt von jener überschmänglichen Bewunderung freizuhalten sucht, welche schon seit Vasaris Tagen ein Kennzeichen von Künstlerbiographien zu sein pflegt. Er stellt mit Recht — wie schon der Titel andeutet — den deutschen Mann in Bändel höher als den Künstler. Die Bedeutung des Letztcrn möchte er in einer Bereinigung der romantischen Auffassungsweise mit einem angeborenen naturalistischen Talent suchen, für welches er besonders die Portraitleistungen Bändels als Zeugniß anruft. Leider ist eben zum Theil unter dem Druck eines verkehrten Entwicklungsganges, zum Theil durch die eigene Schuld des Mannes, welcher sich in schlimmer Selbstüberschätzung gegen die heilsamen Einflüsse Rauchs z. B. verschloß, keine seiner Anlagen zur vollen, freien Entfaltung gelangt, sein ganzes künstlerisches Wirken in einer gewissen Halbheit stecken geblieben. Erfrischend wirkt dagegen überall, wo sie uns entgegentritt, die kernige Natur, die zähe Charakterstärke des Patrioten Bändel, der von Jugend auf den Gedanken der Größe und Einheit des Vaterlandes im Herzen getragen hat, und um diesem Gedanken ein bleibendes Denkmal zu stiften, sein in schwerer Arbeit erworbenes Vermögen und den Fleiß langer Jahre daransetzte. Wohl ihm, daß er das Zustandekommen seines Lebenswerkes ebenso erlebt hat, wie die Verwirklichung seiner patriotischen Traume! Die Schilderung eines solchen Lebensganges wird Niemand ohne Autheil zu lesen vermögen; auch in diesem Sinne heißen wir das vorliegende Buch willkommen!

31. «.

Helga. Schauspiel in fünf Acten von Hans Hopfen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Das Drama ist im Anfang dieses Jahres bereits über die Bretter gegangen, und zwar in dem von Oskar Blumenthal begründeten Lessingtheater. Es ist mir

leider nicht bekannt, welchen Erfolg es damals bei Publikum und Kritik gehabt hat, aber der Umstand, daß die Aufführung nur wenige Male wiederholt worden ist, deutet auf eine kühle Aufnahme. Es ist ganz entschieden eine mißliche Aufgabe, ein Drama nach der bloßen Lectüre zu benrtheilcn, denn die Absicht, ein sogenanntes Buchdrama zu schreiben, wirb von vornherein kaum ein Autor haben, und andererseits kann man über die Bühnenfähigkeit nur bei scenischer Tarstellung ein richtiges Urtheil gewinnen. Das vorliegende Wert liest sich vortrefflich; es ist bei aller Natürlichkeit der Sprache in edlem Stil gehalten, der Dialog ist prägnant und klar, und die Handlung lebendig -und spannend; trotzdem glaube ich nicht, daß es auf der Bühne einen angenehmen Eindruck machen kann. Es behandelt das Thema, ob eine Jungfrau dafür verantwortlich gemacht weiden könne, daß sie einst von einem Nichtswürdigen vergewaltigt wordm ist, und ob sie insonderheit verpflichtet sei, die ihr angethane Schmach dem Manne, der um sie wirbt, zu offenbaren. Ich bin gewiß der Letzte, der sßlch ein Thema dem Dichter verbieten möchte; dem Dichter gehört die ganze Welt und das ganze menschliche Leben mit seinen geheimsten Borgängen. Trotzdem ist es mir lieber, wenn solche heikle Sachen in einer Dichtungsform vorgebracht werden, die zur Lectüre bestimmt ist, als wenn sie der Dichter auf der Bühne erörtert. Allerdings ist dies Gcschmlcksache, und Andere können anders darüber denken. Aber ich habe nock einen anderen Einwand gegen eben dieses Thema. Es bedingt nämlich meiner Meinung nach eine doppelt psncho-logische Behandlung. Einerseits muß der Dichter die Seclenaualen des unglücklichen Weibes dem Zuschauer vorführen, andrer-seits aber muß er auch darauf eingehen, wie der Gatte sich damit abfindet, daß die Gattin ihm den dunkeln Punkt ihres Lebens verschwiegen hat. Die erste Aufgabe hat Hopfen als ganzer Dichter und ganzer Psychologe gelöst, an der andern aber ist er gescheitert; denn die Sinnesänderung des Mannes am Schluß der letzten Scne wird jeden Zuschauer unbefriedigt lasse», weil sie gänzlich unerwartet und unvermittelt erfolgt. Der Dichter hat keinen Raum zu ihrer Vorbereitung und logischen EntWicklung gehabt, und das ist meiner Ansicht nach der einzige Fehler des Dramas. Als Novelle wäre die Dichtung vielleicht ergreifend gewesen, als Drama ist sie unbefriedigend.

27H

Nord und Süd.

Echwarzgelbe 3leiter«esckichten von Karl Baron von Torresani. Zweite durchgesehene und vermehrte Aussage. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. Der in verhältnißmäßig kurzer Zeit bekannt und beliebt gewordene österreichische Novellist und Romandichter bietet uns in dem vorliegenden Bande eine Reihe Geschichten aus dem frischen, fröhlichen Soldatmleben, die sich, wie man aus der lebendigen Plastik der Figuren schließen darf, zum großen Theil auf eigne Erlebnisse gründen. Flott und fesselnd erzählt und von köstlichem Humor belebt sind sie alle und weiden deshalb in deutschen Landen, wo man die Gottesgabe des Humors zu schätzen weiß, aller Orten die beste Aufnahme finden, resp. schon gefunden haben. Ihrem poetischen Werthe nach sind sie aber untereinander sehr ungleich, und obwohl wir keins der Stücke in den Augen der Leser herabsetzen wollen, möchten wir auf diesen Punkt doch ein wenig näher eingehen.

Das erste im Buch „Die chemische Analyse“ ist eine Geschichte zum Tobt-lachen, eine in übermüthigster Laune hervorgesprudelte Burleske, bei der es dem Verfasser offenbar nur darauf ankam, den derb komischen Vorgang mit grellem Lichte zu beleuchten. Weit höher stehen schon die zweite und vierte Geschichte „Ein österreichischer Veilchenfresser“ und „Kropatsch“. Zwar sind auch sie im Stil der Burleske gehalten und ermangeln weder der drastischen Situationen noch der derb komischen Wendungen, aber es ist ihnen doch ein bedeutend größerer künstlerischer Werth beizumessen, weil der Verfasser in ihnen nicht bloß einen Heiterkeitserfolg erstrebt, sondern auch Figuren zeichnet, deren Charaktere er mit der Hand des echten Künstlers plastisch auszuarbeiten versteht. Rittmeister Strabowitsch und Oberlieutenant Kropatsch sind Gestalten, welche wirkliches Leben athmen, und deren einzelne Züge dem Leser deutlich vor Augen treten. Die Perle der Sammlung aber ist unstreitig die dritte Erzählung: „Drei Tage für ein Leben“, eine Perle nicht nur des Buches, sondern der ganzen gegenwärtigen Novellenliteratur. Hier hat der Verfasser gezeigt, was er kann. In der Geschichte ist Stimmung, Leben, Feuer; der Hauch echten Dichtergutes umweht sie von Anfang bis zu Ende. Sie schildert die gluthvolle Liebe eines jungen Offiziers zu der Tochter einer heruntergekommenen polnischen Adels-

familie; die Schilderung ist so anschaulich, daß man die einzelnen Phasen des Verhältnisses klopfenden Heizens mit erlebt und durch den tragischen Ausgang auf's Tiefste ergriffen wird. Dabei ist die Localfarbe des galizischen Lebens so glücklich getroffen und die Eigenart der Menschen so treu wiedergegeben, daß auch, wer jene Landstriche nie gesehen hat, ein deutliches Bild der Scenerie und des Volkscharacters gewinnt. Die Schilderung des Waldes von Starokamien z. B. (S. 119) ist ein poetisches Meisterstück. Diese Novelle allein verlohnt den Ankauf des Buches, welches wir hierdurch der gesammten Lesewelt aufs Wärmste empfohlen haben wollen.

?. 6.

„Uns einsamen Stunden“. Dichtungen von Richard Koehlich, Großenhain, Baumert und Ronge.

Wer einem sonst üblichen Brauche folgend, die moderne Dichterschaar in „die Alten“ und „die Jungen“ sondern wollte, der müßte diesen Jungen zu den Alten zählen. Denn im Gegensatz zu den jugendlichen Brauseköpfen, welche gar zu gern den Parnas zum Montmartre der Literaturrevolution gestalten möchten, wandelt dieser junge Poet still und beschaulich in den Gleisen der großen Meister. Ihm gilt die Form wohl nicht als die Hauptsache, aber doch als etwas Heiliges und Unantastbares — und das ist heizerfreulich in einer Zeit, in der die Formlosigkeit wahre Orgien feiert. Und mit dem Streben deckt sich auch das Können: Koehlichs Verse sind voll Melodie und Grazie, seine Sprache voll Schwung und Reinheit. Zu diesen rein äußerlichen Vorzügen gesellt sich eine tiefe und edle Empfindung und vor Allem die Kraft einer eindrucksvollen und farbensatten Schilderung, die sich namentlich in den der Natur abgelauchten Skizzen, z. B. den Reisebildern glänzend offenbart. Der düstere Zauber unseres Riesengebirges ist wohl selten in so formvollendeter und anschaulicher Weise besungen worden, wie in Koehlichs Rübezahlliedern. Aber es darf nicht verkannt werden, daß das Gebiet, auf dem Koehlich seine Meisterschaft bewährt, ein gar mäßiges und begrenztes ist. Des modernen Geistes hat er kaum einen Hauch verspürt — an der gewaltigen, jedem jungen Poeten eigentlich obliegenden Aufgabe, die sozialen Probleme dichterisch zu gestalten, geht er achtlos vorüber — und selbst dort, wo er sich zur epischen Behandlung eines Stoffes aufrafft, versagt ihm oft die Kraft. —

Wohl sind Form und Sprache auch dort von mustergültiger Glatte, aber es fehlt doch im Aufbau an jener dramatischen Gewalt, die beim Vortragen den Hörer mit vackt und fortreißt. — Weit besser glücken ihm die episch-Inrischen Dichtungen, obschon wir ihm die beiden ersten und längsten, „Gin Tag in der Tatra“ und „Gin Schick-sal“ gem geschenkt hätten. So treffend auch hier die Naturschildeimig ist, — die Gestalten, mit denen Kochlich die starrenden Felsen, die stillen Seegestadc belebt, sind doch für unsere Zeit der Zahnradbahnen und Touristenhotels gar zu .wildromantisch, die hineingezwängte Fabel gar zu gewalt-sam. Das ist cbm Kochlichs häufigster Fehler: das Unrealistische, das sich oft bis zur Verleugnung der einfachsten Lebens-Wahrheit steigert. Kurz: Kochlich ist keine stark ausgeprägte Dichterphnsiognomie «oll urwüchsiger Eigenart, kein himmelstürmendcr Feuergeist voll hinleihender dichterischer Rhetorik, wohl aber auf dem ihm abge-steckten Felde ein durchaus beachtenswertes und gestaltungskräftiges Talent, das es nicht nöthig gehabt hätte, seine Gedichte der Gnade eines andern Poeten zu empfehle», und sei dieser selbst so verehrungswürdig wie Herr vi. Julius Grosse. O. ö.

«. HartlebenK Neue Reisebücher.

IV. Die «ndolfsbahn. VI. Die

in» Ä«m l»zeb«ne ein«« „?»««!»>»«««.« H«l»n«.

8»lw!»«!»> vou 8trom«uz»r, l!»««<l«n, N. !!na»n.

«,««!»>, vom«:!»' 8«s>0!»>,. Nu 8<n««!i 8»i<n».

8««:!»i«nt». Z«il!n> <?»«>??. ?»»!«!,

»««!»>„ V«!»««e,eb!<!»>««. N«u« >Un»ti- V»niK«it.

LlmÄ b, «. 8tl!««»;»it, Union, v«!»i««cl!« V«i-

Nlb!l»t««li Her N««»n!!n<lltter»tui <le» l»» uni!

,»«!»»<!»,, «5 l>e,. ^u5««!»>«. 8»!!«, 0, Lsnäsl,

Ho. z»». X. 8o!l"si«ll!i!»!«, Innrer«« nni! k»>

»-«lipon!»»». II, lK«ll. — Ho, bSs-eoo, II,

lunn»r, N»nl»i l!uv«««n. vi» LiKl!Utl»lc M»l»«g

Üb««», — !?»«. 8«l—««4, L^Nrn»^«!»« LMn»on,

Hol NolW, V»»ü«2. ÜUM»N. v«nt»»N von ^,

ll»i»n»lHt. — l»s». «05—608, X»v, H» !!»««<!»,

üllüdl!nnz««, U«nt«««n von ü. U!n<l»l. — Ko,

«07—«««. Hl!»«l» V«!»,!! l>oln!«!b»« ü«v»ll»n-

X», «»»—«l». ?l»H, v»u Dooen, U»i l!«!n«

^nl»»»»»». Hu« Ä«m No!l»»nH. von Hui!» ?!»«»,

»lnn»e!l. Nu i«litisn!»«!- X»elln>k »u« lin!»«ll

iw« 2n!l!nlt. I, »UloÜcu» lUIN», L«l!in,

l!, 2i«z«l- X»«dtol«l-.

lll»l>», 0^ H»r! 8<»»n<l«l-L«ri>, 8»iii l>d«n, 8«!»»

»oNillt n», HUn»tl«i» ». «n»n»Lii«f ?onNn«t?»

?!-«vl«z. 8wtlz»N, N, ^, Uo»<ln«n'«el>n V««»l«lzzn,

«ärnlner.Pusterthalbahn. Von A.

von Schweiger-Lerchenfeld. Wien-

Pest-Leipzig. Mit vielen Abbildungen.

Der bekannte Reiseschriftsteller entwirft in umliegenden Handbüchern anschauliche und den Reisenden willkommene Schilderungen von Land und Leuten jener herrlichen Alpengegenden, die nunmehr durch die Eisenbahnen dem großen Touristenverkehr erschlossen worden sind und alljährlich von vielen Tausenden besucht werden.

Die vielen gelungenen Abbildungen erhöhen den praktischen Werth der gut ausgestatteten Bücher. 5.

«eseUschaft von Berlin. Jahrgang II.

Verlag von Adolf Hein, Berlin.

Das geschmackvoll ausgestattete Buch bringt eine Zusammenstellung derjenigen Namen des Berliner Adreßbuches, welche zur sogenannten guten Gesellschaft gehören.

Die Geburts- und Geistesaristokratie der Reichshauptstadt sowie Charlottenburgs, Potsdams und der Vororte Berlins findet sich hier vereinigt. Angaben über Familie, Stand, Charakter, Sprechstunden, Empfangstage, Werke u. s. w. machen das Buch zu einer Chronik und einem Auskunfts-buche von praktischem und historischem Werthe. —

Das Werk soll fortan alljährlich erscheinen.

!>n>N!lle«, L,, 8p»z»!ss» Uosollicl!«». L«ilw, L. N«l,»2«>.

N«»«l>,U, ll« ^V»»«n nni 61» ?oi»cun»l; ä«i <ir»!»»U»"n»ll violttnnz »»oll i»n l^inolpi«» l!roelin»»»' l in»v«i'»»tl»n«»l>el!!i»n. Vi»lv»dnt» vn!>i»uH!z u«nd«»!»!>«it^t« HuN»8» l» »on» «nn l!»»<i«^, Uli!t»i- L»»»H. LiU-0»tnln». l!il 3» l»l»!n, Ä»rnt«i 3 Odi-oi>>ut»l»ln, l» n^li-tsn nnH l>!>n«u, un<l «30 l»x!»»l>>IH. ^»ipiizi, L»!lin uns ^i«n, i^, H. Lio^!l»»».

v»bi>, ?, vi l^nniu, LliKnwnz. l^«il»iz, Zr«it-!>«!,!,<!!!« V«lt»!l»»tel!»n«l.»ldl«tl>»>i. 2«« l.

Onionzo nnH Leilin, Hit« nnu u»o» 2»nn»ll im Hu»»Wl!>n<i»»»»«nv»n ^i!«<li!«b N«u»<!N«. L»llin, (llü-l vllicl, «l co.

llcli«. In,, 2ui n»n»i«n l,it»i»tul^»8«nl«nt» H«i Nnl»nH»l>ß» von l)«nt»<:nl»nH unä ?i»n^l»ii!N, l^il!»!«, V. ?«li,

r»d»l', ?, !>»» 8^»wm s»r Hnn«t». <3nnl»u, ll.

»lnk»,

?,d«l> ü,, v«ut»oll!!»n» Ulli lnin«n. 6<l!l!-»n.

U. l«m!l».

rl-«7m>>»z, ll,, >?i» i»t äl» 8»»!»li!«mo^i»»!» »l-lc>lzl«i<!!! l!i !>«^«i,t»i!? H»»i»»<:i»l!«ti»«!!« Ri'»

v»z>i>l5«i!. Hu^bnlß, 3l»nlf»IH»l'»«b» Lnod»

ß»nl;!s«>', l,,, ?l!«lMn6«i Zowm»!', L»iUu, V»i»

Wz s«« V»i«in» ä» Ln«!i»lti«M!Ä».

Nord und 2ü>.

y«ll«, ll. ü, z«ll«, lt»1u>«ll» Vißu»«wu l ^iniiß,
 Nie«», ll. ll ^ l ^ »itt»ä«n s«l l >«l»i>«Vt!v« tili Uilsr
 nuH U>!«tt»i>>«!l. Hnwii», Und«««««!««», H üuz!
 von 0, 8ti»»»ll«i. 8tut!?»l<, l». X««l,
 llefn«, Huri?. v»ut«cl>«» ^»i<«l!>!!<!!l, V>ei<«i
 Ü«ibbnllä. Igelit — «^uittullzi, lH>i>li^, V«r!, ^
 Ulmin«! »>, <> Lille, lll uZtliit« ü»tulvi««n»c>l»>5t'
 li«t« ll u, l«. ^nssn»t u, 8»i»«mbel !»»«,
 l»n«t«!,
 llnliom«!», V^,, zliü« l,i«>!»i, <3«äiodt», üui>»t»lll,
 2«illll, ll, Dc^lwiu» X»«lllo!zol,
 tl»«», l>i>i>»>ui« i, L, ^. L. U, ll!»!>i,
 H»»?!>!n>, ^,, v«r 8nllll!>l>lH«lld^uoi. V«!^38««<:d.
 2«««!, i>, Lok»»!»,
 li«f«ill»U, l5Hm»ll>l Nl»l von, Dl« älltt« 8ti«z«,
 ^»mmsui«!«, llului»«tiui>, ll. u. ll, 2»ili>,
 N. Vi!ll»>mi.
 lil«l>b»e!i, ^, V, Do« l«K»ll »nl Ä»i ^V»l«. Lomnn,
 oopl» H^iütinu«, 8»ßzio Üiuzrövlli« » Oitio.
 nun», Uoion»^ von Villwi null >Vln«d», ^, i»5
 !l»ni>»»»»»t, <in^ ä«, Do« HillH uns »na«« Xn-
 H«7«« li!«!««! ll, »H»«l», l. iel«illllz »— 13.
 Uittl» «c 8olu>.
 !i»üu«ll uns H«»t«ol!«n 8nr,«,b«, l^ie^nn^ 5,
 «llllel, N, 8,, ??? lle^elu 5iir ä«n V«ll«>lli in
 Ä«i ßlton U»»e!!««u»lt, ^uri^u, ll. 8onmiHi,
 N, V»iz», N, »l Üei^snxuill, L»wl», ?ini«
 <i>l!» ü»v», 8tllttg»N, l>«llt«°ds V«rl!««'Hi>-
 rblllpn, ?, l>«l l>»t»n>li»ll»u in ^iiti«i>«l L«>
 lnnchilunz, l^ipiiz, l^t«i. Hr»<»lt.
 l>u<!<>l, U., 8»<i«lz«eu» Lu»»tb!«l» »u» lt»li»
 ««!l,!»>>, 1^., „l«!l" o«« Hi« L»»el>»i ä. ^»i»!,,
 llW»>i!lt von V. rlisdlieli n, U. UsuloKn.
 l^i«l »7-71. ^«lm», V«l»5 «, 8<Hüi««i!«l.
 N«m», 5l,, !>»« ^»äi«e!i V^«ib, Mt «iier Vor-
 ll«l>le^, ll., 2« lH5UN8 ä» ?»u»»pn!>l«»»«. ^w
 N»»!,»«!l!,, l!, Üi« ^<»l«zQä«n lliiz!»«!l». W>Hel
 8»Kln, l,, 2vülk ^»dw ll«!it««ll»i l>2N»i^zi»l<>
 <!»»!—l8»l.> >U»llt«<:ll« 8<!l>nN«n Ml n»i>o-
 u»l»8 l^«b«Q, >. ü«!l>». Uetl »,) l^l«! m^
 ««b»!li«)«»», », 2!ut oä«r hineilt. Di» lÄ8»,u«
 8l!»U!!!«!,, ^,, l>« ?e«wi>i«! ?n N«il!«!>!»IF,
 8el«l, H,, U»t Niüb«^ Vnssnsi «in« LH»!«
 niulsr!»««u? <ll«ll«llo 8üil>ll»i> ssi l^»ui»t,
 8omp<>', <3,, vi« ^, !i, N»e»u«««ll in V?i«u »nä
 Luftli«,! !5ou>i>i, vwi llsüKlcniN«!l. l»n«.
 Kiurl^, ^, THÜH8»!'.
 Viilol uns llü!«i. l'illltenb«^, Ö. Ltlluze
 ?e!>»!>nn, ^,, l^uwr m 8t^c>liz»ck. ll»iu»u. >,
 ver V»z«!>>l»»»«i!»nz l» 8l<lllr»l. M«7»ü^8«zebeu
 V»»iim »<-!>«!«» »i»«« lil»<!«r! l>«»i«ll,
 ««K«l, l>, >V,, «o!i»t>», 5.-12 HM. ?»««l-
 >f»!s, il,, Üi» nd^iz>'ll» uuä «ittüülle D>t»rNii5
 V«lss, lr., ««uiokts. Wt lüns LilH«N! u»H
 Tsi«n«u«^su von 1^, Lurz«l, l^iniiz, 0, Uill: ^
 /«!««>dll N slil l»bl»«»>>d!« »n<> p!>»»,»n>ll«»«
 «llll!i. K. >>', >0». 2»»a, «. u«ll. t«ii»i«,
 0. 15. ». l's»!!«!.

2»l», ü, X»!»« Ulli »ll^si« l^n?«U»ll vc>» ^
lll!^en^»v, U, 3«i^»o, N, Dmill» ?»!»» L«»»,
R. lviibo«. 8lllttz»lt, U«lll»cile V«i!»««»n««Hil
Und»«chttg!« Nachdruck u»5 dem Inho!» diel« le!!<chrift untei!»«!. Uebelle«>!»ng«ech! »»ebeholen.

n unsere Mwnnnten!

^c?

ie bereits erschienenen Vände von
Nord und Süd"

können entweder in complet Iroschirten oder fein gebundenen Bänden
von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (—3 hefte) bro«
schirt 6 Ulark, gebunden in feinstem Driginal-Linband mit reicher
Goldpressung und 5schwarzdruck 8 Marl.

«Linzeine hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Ulark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original - Ginbanööecken

im 5til des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer leinwand, und stehen solche zu Vand LXIII (Oktober
bis Dezember 18Y2), wie auch zu den früheren Vänden 1—LXII stets
zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Decke.

Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen «Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

5chlefische Vuchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

vorm. 5. öchottlaender.

Vestellzettel umstehend)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von f) aul lindau.

«Ipl- Vand I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,

XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,

XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., xxvm.,

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,

XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI., XI.I., XI.II., xi.m.,

XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XLVIII., XQIX., I... LI., LI., LI.I., LI.II.,

I.IV., I.V., LVI., I.VII., I.VIII., I.IX., I.X., I.XI., LXII

elegant broschirt zun, sireise von °A 6.—

pro Vand (— 3 Hefte)

fein gebunden zum sireise von «^, 8.— pro Vand.

«Ipl tieft 5, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 50, 5 5, 52, 52., 5., 5,

5«, 5?, 58, 59, 20, 25, 22, 22, 25, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 25, 22, 22,

25, 25, 2b, 37, 28, 29, 5«, 55, 52, 52, 55, 55, 56, 5?, 4«, 49, 2«, 55,

52, 52, 55, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 65, 62, 62, 65, 65, 66, 67, 68, 69,

70, 75, 72, 72, 75, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, 85, 82, 82, 85, 85, 86, 87,

88, 89, 90, 9>, 92, 92, 95, 95, 96, 97, 9», 99, 5 UN, 505, >02, 02.

,05, 505, 506, 507, 508, 509, 550, 555, 552. 552. 555, »55, 55«, «5?,

5 58., 59, 520, 525, 522, 522, 525, 525, 526., 27, 28, 529, 520. 525.

522, 522, 525, 525, 26, 527, 528, 529. 550, 555, 552. 552, 554, 552.

556, 55?, 55«, 559, <5N. 555, 552, 552, 55», 525, 56, 557. 558, 559.

560, 565, 562, 562, 565, 65, 566, 567, 568, 569, 570, 575, 5?2, 5?2,

575, 575, 576, 577, 5?8> 5?9, l»n, 585. 582, 82, 585, 585, 86, 587,

588

zum sireise von °A 2. ^ pro Heft.

Einbanddecke zu Vd. I^XIII. (Oktober bis Dezember <892j

«Ipl. do. zu Vand i.. iL. in., iv., v., vi. vii.. vm..

IX., X., XI., XII., XIII., XIV.. XV., XVI.. XVII., xvm.. XIX.,

XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV.. XXV., XXVI., XXVII.,

XXVIII., XXIX., XXX.. XXXI., XXXII.. XXXIII.. XXXIV.,

XXXV., XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI... XLI..

XI.II., XI.III., X1.1V., XI.V.. XI.VI., XI.VII., XI.VIII., XI.1X..

Q., I.I., I.II., I.III., LIV., LV., LVI., QVII., 1.VIII., I.1X., I.X., I.XI.,

XI^I

zum sireise von «^ (.50 pro Decke

Mchl gemensch!« bülen zn durchstreichen,

I<2tUI-III^s IVlinß!-2lwg88e»'
1892«. I'riLckO I^ÜIWN^. I892si.

«inä iu beliehen 6urcK 6i«

Usl,el-8e«i8c:l,« Dei)ot3 in «l«n ysü88ten 8täclt«n »!!«!- Woltnollo,
f
M

"L50UNUS ^mo^l- ONLIL 1-^NN^NUIVl."
^c,^
15,622,000 in 1689,
17,670,000 ,, 1690.
/^^H^^e^ ^^^^^ i/e^e/Ã[s'??."
7^ III^I^ 20. ^//s'/^Ã[^ 1890.
1^ ^0!_l.^ssI8 LMI^DV, !_lmi^

EMPTY

December <8Y2.

Inhalt.

—

j)aul tindau in Dresden.

Vater Adrian. «Line Iugenderinnerung 27?

t. Marholm in Verlin.

Vjsrnstjerne Njörnson 20?

Ernst Voetticher in Verlin.

Die Wahrheit über die „trojanischen" Alterthlimer und ihre Trag»

weite 233

Ernst Koppel in Verlin.

Guy de Maupassant 352

öigmar Mehring in Verlin.

Mondenschimmer von Guy de Maupassant in deutschen Versen... 363

Theodor pusckmann in Wien.

Zu Vstern in Spanien. Reiseschilderungen. (5schluß) 365

Sigurd (Alfred Hedenstjerna) in Werls (ömäland).

^eirathen!.....^>.. 3Z3

Bibliographie...'^ 29s

Durch Kamerun von Süd nach Nord. (Mit Illustrationen.) — Die Malelschule von

Nürnberg im XI?, und XV. Jahrhundert in ihrer Lntwicklung bil auf Dürer,

Vibliographisch« Notizen HW

Hierzu ein Portrait: Viörnstjerne Njörnson.

Radirnng von Johann lindner in München.

»Nord »tld 2ll>" erfchein! am Anfang jedez Mona!« i» tieften mit)« einer tlunstbellag»,

— Peel, pro «vuanal (3 hefte) b Mark. ^—

M« snchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Vestellungen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be>!

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu,

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Vreölauf.

Ziebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

V. I. «ölchen'scht Verlagsbuchhandlung in Ztuttqart. <Göschens'sche Viginalausgaben «.)

lle»nli«»d H!«!on in Ver!,n, „Gcsch>ch!e der neuesten Zeit),

Eduard Heinrich üNotier in teipzig, iNcue emffehlenlwerthe Werke).

Otto <l>«m«l in leipz>g (leifnris iUustricrte Deutfche tittcraurgelchichte.)

Call W!nl«'< Uniuersitätsbuchhaiidlung in Heidelberg, (Schriften i»n Ann» Hlscher.)

EMPTY

K^t'5,5Â»!^ ""Â«.'! I,!.".'3!U'^ ''.^IVI!' d^^'0!'^^> !^' ^,?red!Ã¶

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Paul Lindau.
I. XIII. Vand. — Dezember ^892. — Heft 18Y.
<Mit einem Portio« in Uodinm«- Vjlinfijcrne Njörnson).

Vre^lau
schlesische Vuchdruckerei, Kunst- und verlags«Anftalt
vormals 5 Lchottlaender,

EMPTY

Vater Adrian.
Eine Jugenderinnerung
von
Paul Lindau.
— Viesden, —

Am Anfang der sechziger Jahre wohnte ich in einem überaus bescheidenen Miethshaus, wie es deren auf der linken Seite der Seine zu Hunderten giebt, — mitten im Herzen des Lateinischen Viertels, in der rue Usuzisur les Rins, unweit der rue laeins, in unmittelbarer Nachbarschaft der medicinischen Hochschule, des Collège des Quatre Arts, des Collège de la Sorbonne, des Odéon-Theaters und des Luxemburg-Palastes mit seinem schönen Garten. Es war ein altes, schmales, massives Haus, fünf Stock hoch, mit zwei größeren Kammern und drei sehr kleinen Stübchen in jedem Stockwerk, die von 20 Franken aufwärts bis 50 — oder eigentlich umgekehrt: bis 20 Franken aufwärts, denn die höchstgelegenen Kammern waren die billigsten — an alleinstehende junge Leute vermiethet wurden. Ueber der Hausthür war ein blaues Schild angebracht, auf dem in ursprünglich weiß gewesenen, allmählich aber in sanftem Grau abgetönten Buchstaben die Worte: „Maison au pourceau“ standen, die kaum noch zu lesen waren.

Die Wirthin, Madame Colombin, wurde von ihren Mietheinen nie anders als Colombine genannt, obwohl sie mit dem schelmisch zierlichen Mädchen, das als Harlekins Geliebte die Pantomimen durchhuscht, nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaß. Colombine war von schwer bestimmbarem Alter. Es wurde zwar behauptet, daß sie seit über dreißig Jahren Wittwe und seit nahezu vierzig Jahren Besitzerin des „armen Hiob“ sei; aber kein Mensch würde ihr die Sechzig, die sie nach diesen Angaben doch wohl gehabt haben müßte, 19'

278 Paul Lindau in Vresden.

angesehen haben. Sie war kugelrund, feist; unter dem strahlend weißen Häubchen, das den mit stark ergrauten, aber noch ziemlich dichtem Haar bewachsenen Scheitel bedeckte, leuchtete ein breites, speckglänzendes, vollkommen faltenloses, gemüthliches Gesicht, mit sehr stark entwickelten! Unterkinn, das gewissermaßen eine Alonge bildete. Ihre wasserblauen Augen blickten gescheidt, freundlich und sorgenlos in die Welt. Am hübschesten waren ihre kleinen, fetten Hände mit Grübchen zwischen den Knöcheln. Trotz ihrer Corpulenz war sie beweglich wie ein Wiesel und lief die schmalen, steilen, dunklen Treppen mit einer Behendigkeit auf und ab, daß auch die Jüngsten und Flinksten unter uns es ihr kaum gleichthun konnten.

Zwischen Colonibine und ihren Miethern bestand ein sehr angenehmes patriarchalisches Verhältniß. Sie theilte ihre Herzensneigungen zwischen Bibi, ihrer wundervollen, mächtigen Angora-Katze, die aussah wie ein junger Löwe, und den jungen Leuten, die bei ihr wohnten. Sie überzeugte sich jedesmal von der Uebereinstimmung der abgelieferten Wäsche mit dem gewöhnlich von ihr selbst aufgestellten Waschzettel, nähte die fehlenden Knöpfe an, stickte unermüdlich, wenn auch manchmal den Kopf schüttelnd und schmerzlich stöhnend, verabfolgte „ihren Kindern“, wie sie uns nannte, bei jedem Unbehagen reichliche Tisanen von Lindenblüthe und hielt den« Einen und Andern, dessen Wandel sie betrübte, mütterliche Strafpredigten. Für Sittlichkeit im Hause sorgte sie mit drakonischer Strenge. Sie war das einzige weibliche Wesen in« Hause. Mit den« alten ptü-s Vrettin, der auch schon seit mehreren Geschlechtern mit Schippe und Besen im „Armen Hiob“ waltete, versorgte sie allein das ganze Haus.

Im Allgemeinen war aber Colombine eine milde und duldsame Frau, die über Jugendstreiche nachsichtig hinweg sah. Nur in einem Punkte war sie unerbittlich: am 2. und 16. eines jeden Monats mit dem Glockenschlage zwölf mußte die Miethe pünktlich voraus gezahlt sein. Niemals bewilligte sie ein Moratorium, auch nur von wenigen Stunden. Sie hatte keine Lieblinge — alle Kinder standen ihrem Herzen unter normalen Bedingungen gleich nahe und, wenn sie nicht pünktlich zahlten, gleich fern —, sie ließ keine Bevorzugung gelten: „laut 6s8 principe, ms8 ontant8!“ war ihre ständige Antwort, und sie blieb taub gegen alle Vorstellungen. War die Miethe nicht gezahlt, so packte Vater Brettin die Siebensachen des säumigen Zahlers sehr ordentlich zusammen, schaffte sie nach unten in die „Loge“ und stellte die Papptafel in's Fenster: „^liünbi-o mondän u louor“. Im Laufe des Nachmittags war das Zimmer dann schon wieder an einen Andern vermietet. Denn der „Arme Hiob“ stand wegen seiner wohlfeilen Preise, seiner Sauberkeit und der hervorragenden Eigenschaften Colonibines im ganzen Lateinischen Viertel in hohem Ansehen.

Diese Zwangskündigungen gehörten übrigens zu den Seltenheiten. Colombine war mit großen« taktischen: Geschick und mit Erfolg bestrebt, unter ihren Schutzbefohlenen eine gewisse Gemeinsamkeit herzustellen, sie solidarisch mit

Vater Adrian. 279

einander zu verbinden. Sie vermittelte die Bekanntschaft der zugezogenen Neulinge mit den Alteingesessenen und sagte ganz im Vertrauen den Einen das Allerbeste über die Andern. Die Bewohner des „Annen Hiob“ waren denn auch wie eine Familie, deren Mitglieder den Spottnamen, den ihnen Commilitonen und Schenkbrüder angeheftet hatten: „Iß8 ^okai-äs“, mit einem gewissen Stolz als Auszeichnung führten.

Die Familie Colombines bestand ausschließlich aus Studenten, die die Berechtigung, die akademischen Hörsäle zu besuchen, nicht mißbrauchten, aus Künstlern, die manchmal in den Werkstätten berühmter Meister arbeiteten, Schriftstellern, die eine römische Tragödie oder ein Lustspiel in Versen der verständnißlosen Direction des Odöon-Theaters vergeblich eingereicht hatten, und sonstigen vertrauensvollen Jünglingen, die auf die Zukunft die vermessensten Wechsel zogen. Sie verstanden sich, verkehrten viel mit einander in dein nahegelegenen Kaffeehause „Zu den drei Kugeln“ in der ruß liacine, und halfen sich gegenseitig, so gut es eben gehen wollte.

In den meisten Fällen wurde also für de» Zahlungsunfähigen die Miethe durch eine Anleihe bei den übrigen „Iobards“ aufgebracht. Nur wenn sich der schlechte Zahler bei der Allgemeinheit mißliebig gemacht hatte, oder wenn der Verdacht begründet erschien, daß er der Commune dauernd zur Last fiele, wurde er hartherzig dein Schicksal des gewaltsamen Abschubs preisgegeben.

Von diesem Schicksal war, wenige Monate, bevor ich durch einen glücklichen Zufall ein Unterkommen im „Armen Hiob“ gefunden hatte, ein „Iobard“ betroffen, dessen Name ini Kreise seiner früheren Genossen bei jedem Anlaß genannt wurde — immer mit Bedauern, oft mit einem Gefühl von Beschämung. Es entspann sich regelmäßig folgendes Zwiegespräch: „Du magst sagen, was Du willst! Es ist doch Unrecht von uns, daß wir Vater Adrian haben ziehen lassen. Auf die paar Franken hätte es uns nicht ankommen sollen.“ „Ja, du mein Gott! Was sollten wir denn schließlich thun? Fünf Mal haben wir die zwanzig Franken für den 2. und 16. aufgebracht. Es wollte Keiner mehr recht 'ran! Wenn er wenigstens eine billige Stube genommen hätte! Aber er wollte durchaus in seinen: Vierzig-Franken-Zimmer wohnen bleiben, Er lasse sich nicht demüthigen, sagte er.“ „Ja, aber schade bleibt es doch!“ „Gewiß! Mir fehlt der gute Vater Adrian auch an allen Ecken und Enden . . . aber es war eben nichts mehr zu machen!“ „Und paß auf, den kriegen wir nie wieder zu sehen. Vater Adrian ist ein Mann von Ehrgefühl! Daß wir ihn haben fallen lassen, vergiebt er uns nie!“ Da ich täglich ein halbes Dutzend Mal vom „Vater Adrian“ sprechen hörte, erkundigte ich mich natürlich nach dieser geheimnißvollen Persönlichkeit. Ich erfuhr, daß er ein geborener Russe war, Adrian Abramowitsch K. heiße, ans gutem Hause stamme und vor etwa zehn Jahren mit einem ganz ansehnlichen Vermögen nach Paris gekommen sei. Er hatte auf großen: Füße gelebt und in fünf, sechs Jahren sein Geld durchgebracht. Für die letzten

280 f>anl Lindau in Dresden.

zwei Franken seines Baärcapitals kaufte er sich acht Fünf-Sous-Cigarren. Als er die aufgeraucht hatte, war er mit Allem fertig. Darauf trat die Periode der Abrüstung ein. Er entäußerte sich zunächst des Notwendigen und später auch des Überflüssigen. Nachdem er damit auch aufgeräumt hatte, entdeckte ein junger Musiker eine großartige Stimme in ihm. Es wurde ihn: die feste Zusicherung gegeben, daß er, wenn- er nur ein bischen mehr hinzulerne, in der Großen Oper auftreten werde. Seitdem lebte er seiner musikalischen Ausbildung. Von bedeutenden Fortschritten wußte seine Umgebung nichts zu vermelden, aber es unterlag keinem Zweifel, daß er in allernächster Zeit in der Großen Oper den Bertram in „Robert der Teufel“ singen werde. Seine in Moskau verheirathete Schwester, die in günstigsten Verhältnissen lebte, hatte ihm sehr oft Geld geschickt, aber schließlich schien ihr der Geduldsfaden gerissen zu sein. Inzwischen hatte er sich so durchgeschlagen, — kein Mensch vermochte genau die Quellen seiner Einnahmen die übrigens überaus dürftig waren, zu ermitteln. Er mußte wohl noch, immer diesen oder jenen entfernten Verwandten oder Bekannten aus besseren Tagen ausfindig machen, der ihm die Mittel zur Verfügung stellte, nun auch noch die letzten paar Schritte auf dem steilen Wege zur Höhe der Großen Oper zurückzulegen. Da oben mar ihm ja eine glänzende Stelle mit kolossaler Gage gesichert.

Eines Abends, als ich mit meinem Stubennachbarn, einem jungen Kupferstecher, Namens Poiry, einein winzigen, schwächtigen, kleinen Menschen mit klugem Gesicht, das durch Pockennarben leider entstellt und stets von unheimlicher Blässe war, in den „Drei Kugeln“ fünfzehn Partien Domino um den Kaffee ausspielte — wir waren gerade bei der dreizehnten Partie, und der blasse Poiry wurde noch bleicher als gewöhnlich, denn ich hatte schon sieben Partien gewonnen —, entstand im Kasseehause plötzlich allgemeine Bewegung, von wildem Lärm begleitet. Die Billardspieler warfen ihre Queues klappend auf das grüne Tuch, die Kaffetrinker und Domino-spieler erhoben sich geräuschvoll von ihren Sitzen, Alle umringten den eben eingetretenen Gast. Der kleine Poiry mar wie von einer Feder aufgeschnellt, sprang an dem Fremdling auf und umarmte ihn herzlich. In dem Stimmengewirr hörte ich nur die Worte: „Vater Adrian!“

Das war also der Vater Adrian! Ich hatte mir nach der respektvollen Bezeichnung unter ihm einen viel Aelteren vorgestellt. Denn er war doch höchstens um ein paar Jahre der Senior der „lobards“. Er mochte etwa zmeiunddreißig Jahre zählen. Aber auf den ersten Blick wurde mir klar, daß Vater Adrian im Kreise der Seinen eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Seine Erscheinung war in hohem Grade auffallend und entschieden bedeutend. Obwohl er recht groß und breitschulterig war, erschien seine Gestalt doch fast zu bescheiden und zierlich im Verhältniß zu dem mächtigen

Vater Adtian. 28^

Kopfe, der in stolzer Haltung darauf thronte. Eine riesenhohe, breite gewölbte Stirn, unter starken, buschigen Brauen tiefliegende, weit auseinanderstehende Augen, eine verhältnißmäßig etwas klein gerathene, aber nicht unschöne Nase mit breiten Flügeln, ein leichtgewellter, wohlgepflanzter Vollbart, kastanienbraun, mit besonders starkem Schnurrbart in etwas lichterer Färbung, und das Ganze umwallt und umwogt von einer braunen Mähne in unerhörter Fülle, von langen, glänzenden Strähnen, die in natürlich schönem Fall fast bis zur Schulter hinabreichten, — das war der Kopf! Er hatte etwas Großartiges, tartarisch Mythenhaftes. Man konnte auch an einen Bernhardiner oder sonst einen edlen, ernsten, imponirenden Thielkopf denken. Die Freude über die Rückkehr des verlorenen Sohnes war allgemein und stürmisch. Man schmolte mit ihn», wie mit einem wankelmüthigen Liebchen. Daß er es über's Herz hatte bringen können, fünf Monate, und wohl gar noch mehr, nichts von sich hören und sehen zu lassen . . . Aber freilich, man hatte ihm unfreundschaftlich mitgespielt . . .

„Na, darüber wollen wir nicht weiter sprechen. Das ist nun vorüber. Die Hauptsache ist, daß Du wieder da bist. Und nun bleibst Du bei uns, das versteht sich! . . . Und nun erzähle, wo Du gesteckt, was Du getrieben hast! Und wie steht's mit Deinem ersten Auftreten?"

Wohl eine Viertelstunde verging mit ungeregelten Fragen und Antworten, mit Berichten über Ereignisse, die sich inzwischen im „Armen Hiob", in den „Drei Kugeln" und Devendenzen abgespielt hatten, bis ich durch dm kleinen Poiry mit Adrian Abramowitsch bekannt gemacht wurde. Unsere Kaffeepartie wurde nach gegenseitiger Uebereinstimmung auf den folgenden Tag verschoben. Als selbstverständlich wurde es allseitig angesehen, daß Vater Adrian wieder in den „Armen Hiob" ziehen würde. Das Opfer, das fallen mußte, um dem alten „Iobard" Platz zu machen, wurde sogleich und ebenfalls mit Einhelligkeit erkoren: Es war ein junger Student der Medicin, der es nicht verstanden hatte, mit den übrigen Genossen Fühlung zu gewinnen. Er hatte sich aber bei seinen nächsten Nachbarn und auch bei Colombine dadurch überaus mißliebig gemacht, daß er aus der Anatomie heimlich menschliche Gliedmaßen mitbrachte, unter dem Vorwande, zu wissenschaftlichen Zwecken Präparate herzustellen, die aber zunächst keine andere Wirkung übten, als durch höchst fatale Düfte die Anwohner zu belästigen. Von Frau Colombines Energie, den jungen Mediciner auf die einstimmige Beschwerde aller ihrer Kinder binnen vierundzwanzig Stunden an die Luft zu befördern, durfte man um so mehr überzeugt sein, als alle Welt ihre stille Liebe für Vater Adrian kannte, und als sie jedesmal, wenn sie auch in Bezug auf die unnachsichtige Exmission Adrians ihren Glaubenssatz: „Hue voiiß^vou«? ?au.t clsn principe, my8 eut»iit8!" wiederholt, schwer geseufzt hatte.

Die Sache hatte nur einen Haken: der junge Mediciner bewohnte neben uns, neben Poiry und mir, 'ein kleines Stübchen im fünften Stock, das monatlich nur 25 Franken kostete, während Adrian bisher im zweiten

282 Paul tindau in vresden.

Stock ein größeres Zimmer für 40 Frauen innegehabt hatte. Mit diplomatischer Feinheit brachte Poiry ihm bei, daß bei dem Anerbieten des bescheideneren Unterkommens jede beleidigende Absicht ausgeschlossen sei. Adrian war ein Mann von Ehrgefühl. Er fürchte zunächst die Iovisbrauen. Wer schließlich ließ er sich doch erweichen. Er nahm auch den Vorschlag des kleinen Poiry, bis zur Entfernung des Präparatenstudenten bei ihm, zu bleiben — Poiry hatte nämlich eine der größeren Stuben mit einem Sopha —, nach einigem Sträuben an. Er schien sogar darauf vorbereitet gewesen zu sein, die Nacht nicht in seiner bisherigen Wohnung zu verbringen, denn er holte aus der Hinterten Rocktasche ein sehr elegantes Etui mit silbernem Deckel, auf dem ein heraldisches Monogramm eingravirt war, hervor — wie ich später erfuhr, das letzte Stück aus dem kostbaren Necessaire, das er in den vergangenen Tagen des Ueberflusses erstanden hatte —, und in dem vornehmen Etui befand sich eine vielbenutzte Zahnbürste, die vielleicht aus derselben Zeit stammte. Die Andern kannten das Etui und die Bürste. Er führte sie, wie man mir berichtete, stets bei sich. „Denn man kann nie vorher-sagen, wo man den jungen Tag beginnt.“

Das thatsächlich interessanteste Moment seiner Mittheilungen war die frohe Votschaft, daß er nun ganz bestimmt im nächsten Monat in der Großen Oper auftreten werde, und zwar als Vertram in „Robert“. Er erzählte uns, während wir auf den Marnwrtischchen und dem Villard sitzend Corona um ihn bildeten, wie großartig er von Alphonse Noyer, dem damaligen Operndirector, aufgenommen worden, wie er ihm nach seinem Vortrage der Beschwörung der Nonnen fast um den Hals gefallen sei und ihn schließlich unter wärmstem Händedruck mit den Worten verabschiedet habe: „Sobald Sie mit der Rolle fertig sind, kommen Sie wieder. Drei Tage drauf setze ich die erste Probe an, und in vierzehn Tagen, drei Wochen spätestens, können Sie als Bertram debütiren. Mit dem Contracte, den ich Ihnen anbieten werde, werden Sie schon zufrieden sein!“

Die freudige Nachricht wurde mit lauten« Jubel begrüßt. So und soviel „duLkä“, „uns (Hainpgssns“ und „Atorias“ wurden aufgefahren. Die aufrichtige Befriedigung darüber, Adrian nun am Vorabende eines unausbleiblichen Erfolges zu wissen, war allgemein.

„Bist Du mit der Rolle deun fertig?“ fragte einer der Freunde.

„Beinahe!“ antwortete Adrian, während er seinen „^c»ri«“ bereitete und das mit Cognac angefeuchtete Stück Zucker im Löffel mit dem klobigen Schmefelholz in Brand zu setzen sich bemühte.

„Du hast den Vater Adrian noch nicht singen hören?“ fragte mich der kleine pockennarbige Kupferstecher und setzte, ohne meine Antwort, von der er ja wissen mußte, daß sie verneinend ausfallen würde, abzuwarten, sogleich hinzu: „Du wirst staunen!“

„Du mußt dem Preußen etwas vorsingen!“ rief ein Anderer. Das Wort „Preuße“ hatte damals noch nicht den leisesten gehässigen Beigeschmack.

Vater Adrian. 283

Wir bezeichneten uns vielfach nach unserer Landsmannschaft. Poiry, der aus Quimper stammte, wurde gewöhnlich der Bretagner, ein Anderer der Gascogner, ein Dritter der Lothringer, und gerade so wurde ich der Preuße genannt.

Der Vorschlag fand die lebhafteste Zustimmung. Alle trugen Verlangen danach, Vater Adrian nach so langer Pause wieder einmal zu hören, und Adrian, der sich nie nöthigen ließ und vor seinen guten Freunden gern sang, erklärte sich mit Freuden dazu bereit.

Eine Stunde später waren wir — bis auf einige unverbesserliche Cafshocker, die den Aufenthalt in dem verräucherten, dumpfen Billardzimmer der „Drei Kugeln“ und das gedankenlose Stieren auf das Rollen der klappernder« Villardbälle jedem Kunstgenüsse vorzogen — wohl fünfzehn bis zwanzig Mann hoch in der ruo äs Äsäici» im Atelier eines talentvollen jungen Bildhauers, der ein Klavier besaß, vereinigt. In dem hohen, kahlen Räume mußte sich's gut singen lassen.

Es war freilich ziemlich kalt — wir waren im November, es regnete, und das Atelier war entweder gar nicht oder jedenfalls sehr ungenügend geheizt. Es war auch sehr dunkel — denn die beiden Lichter auf dem Klavier beleuchteten nur das Instrument und die nächste Umgebung, während der verhältnißmäßig sehr große Raum in geheimnißvolles Dunkel gehüllt blieb. Aber diese Gruppe verummter Gestalten, mit aufgeklappten: Kragen, dem Hut auf dem Kopfe und den Händen in den Taschen, in dieser flackernden Dämmerung, aus der die dunkelglühenden Punkte der glimmenden Cigaretten und der röthlich graue Dampf aus den kurzen Thonpfeifen aufleuchteten, machte in der hohen und weiten Werkstatt, an deren dunklen Wänden unerkennbare Gypsabdrücke hingen, mit den merkwürdigen Geräthen, Gestellen und Drehscheiben, auf denen irgend etwas mit dunklen Tüchern Umwickeltes zu stehen schien, einen sehr malerischen und phantastischen Eindruck. Leise und gleichmäßig klopfte der Regen an die Scheiben des großen Oberlicht-Fensters.

Vater Adrian hatte sich an das Pianino gesetzt. Sein gewaltiger, ausdrucksvoller Kopf schien alle Lichtstrahlen zu verschlingen. Er that noch einen letzten Zug aus der Cigarette, von der er sich nicht leicht zu trennen schien, zog den Rauch tief ein und wandte sich, während er ihn nun langsam durch Mund und Nase ausströmen ließ, mit der Frage an seine Zuhörer:

„Was soll ich Euch also singen?“

Im Unisono antworteten sechs, acht Stimmen: „Die Beschwörung der Nonnen!“

„Also gut!“

Ein ganz kurzes Präludium. Er machte einen kühnen Lauf — den II.moll.Accord durch fünf Octaven in Arpeggien, aber mit einer solchen siegesfreudigen Sicherheit, daß ich nach dieser Leistung einen ganz respektablen Klavierspieler vor mir zu haben glaubte. Das war nun allerdings, wie sich

28H Paul tindau in Diesden.

bald herausstellen sollte, eine gelinde Täuschung. Außer diesen H-uoU-Arveggien, die in der Begleitung öfter als nothwendig herhalteil mußten, konnte er eigentlich nicht viel.

Aber um die etwas willkürliche und ungenügende Begleitung kümmerte ich mich wenig.

„Voiei clone le» <!öbris <in iu<)u»3töl« »ntian«,

Von« p»l Lo8»lie au eult« Hu 8ei^n«ur . . ,"

begann er das Recitativ. Und schon bei den eisten Tönen überlief es mich.

Ob meine jugendliche Begeisterung und Genußfähigkeit mein Urtheil beeinflusst, ob die verschönende Erinnerung die Wirkung erhöht hat — ich weiß es nicht, ich glaube es kaum; aber ich meine eine so wundervolle Männerstimme von vornehmstem Klange, von gesundester Kraft und sammetweichem, streichelnden» Wohllaut weder vorher noch nachher je gehört zu haben. Ich war wie gebannt, und als er zum Schluß bei der Beschwörung:

„Aou2e8, l«!level-vau»! Konueg, ui'e!it«uH«l-vou8?"

durch zwei Octaven bis zun» ^onira-II hinabstieg und diesen eigentlich schon unterhalb der Leistungsfähigkeit einer menschlichen Kehle liegenden Ton mit einer Klarheit und Fülle erklingen ließ, die beinahe etwas Unheimliches hatteH da machte ich's geradeso, wie es der Operndirector gemacht haben sollte, 1^>si«^ihm um den Hals und drückte ihm die Hand, daß ihm die Finger weh thimvmußten. Ich war vollkommen hingerissen.

Mein Ungestüm "M übrigens keinem Menschen auf. Ich war nur eine Stimme im Chorus der allgemeinen Verzückung.

Auf allgemeines Verlangen sang Adrian noch ein sentimentales russisches Volkslied — der Einfachheit halber wieder in II-moll —, den ersten Vers russisch, den zweiten französisch, den dritten — das war eine Aufmerksamkeit für mich — in deutscher Uebersetzung:

„Laßt, Ihr Leute, Euch mich sagen.

Welche Pein das Heiz mir bricht . . ."

Die angekündigte Offenbarung war zwar nicht sehr überraschend in dem Rundreim enthalten:

„Ach, sie liebet mich nicht mehr" (H«, e»xo)

aber die Melodie war so einfach empfunden und eigenartig dabei, und die bezaubernde Stimme erklang wiederum so herrlich, daß der enthusiastische Jubel auf's Neue losbrach.

Vater Adrian war an diese feurigen Ovationen offenbar fchon gewöhnt, aber er freute sich doch darüber.

„Nun ist's aber genug für heute!" sagte er, indem er sick) vom Stuhle erhob. Wir theilten diese Ansicht durchaus nicht und bestürmten ihn, noch etwas zu singen.

„Ja, aber was denn?" fragte er, während er sich wieder auf den Stuhl vor dem Piano drücken ließ.

Vater Adiaa». 235

„Irgend etwas!"

„Mit der Begleitung hapert's . . . Soll ich Euch die Beschwörung aus

„Robert^ noch einmal vorsingen?"

Allgemeine stürmische Zustimmung. Die virtuoson H-mull-Arpeggien, die meinem Ohre nun schon vertraut waren, und „Voici äono . . ." bis zum „Mnus8, In'sntsnäs2'von8" mit dem verblüffenden Ouutra-2, gerade so großartig wie das erste Mal. Dieselbe aufrichtige Ekstase des entzückten Nuditoriunis.

„Nein! nein! Noch nicht aufhören!" erscholl es von allen Seitm, als Vater Adrian den Versuch machte, aufzustehen. Er sang auch das russische Lied noch einmal, und die Klage des Unglücklichen: „Ach, sie liebet mich nicht mehr!" ergriff uns Alle eben so tief und schmerzlich, wie eine Viertelstunde vorher.

Von der überwältigenden Wirkung, die Vater Adrian bei seinen! ersten Auftreten auf der Bühne der Großen Oper ausüben mußte, mar ich nun gerade so überzeugt wie alle Andern. Diese Stimme, dieser Vortrag und diese Erscheinung — es war etwas Einziges!

Das erste Auftreten Adrians verzögerte sich über mein Erwarten. Es sollte nach seiner ersten Ankündigung im December stattfinden. Aber das Jahr ging zu Ende, der Frühling war vorüber — Adrian war mit seiner Rolle immer noch nicht fertig. Darüber durfte ich mich eigentlich kaum mundern. Wir waren seit Monaten täglich stundenlang zusammen, wir waren gute Freunde geworden, ich konnte über die Art und Weise, wie er den Tag verbrachte, ziemlich genaue Rechenschaft ablegen: ich wußte, daß er sehr lange schlief, dann in einer kleinen Cremerie frühstückte, am Nachmittag bei seinen zahlreichen Freunden im „Armen Hwb" Besuche machte, die durchaus nicht störend waren — er verlangte nicht, daß man sich um ihn kümmerte, setzte sich still in eine Ecke und rauchte eine Cigarette nach der andern —, daß er dann mit uns in einer dürftigen Garküche dinirte und seinen Kaffee in den „Drei Kugeln" trank. Das dauerte gewöhnlich sehr lange. Zu später Stunde hörte ich ihn nach Hause kommen. Wenn ich noch Licht hatte, kam er auf ein Plauderstündchen zu mir, und von mir ging er zu Poiry hinüber, mit dem er — ich weiß nicht, wie lange — noch ungezählte Partien Ecart6 spielte. Poiry war eine Spielratte schlimmster Art. Um was die Beiden eigentlich so leidenschaftlich spielten, war mir unklar. Poiry war jedenfalls der einzige Verlierer, denn Adrian rauchte ihm seinen ganzen Caporal auf und mar sehr ungehalten, wenn der Tabak des kleinen Kupferstechers zu feucht oder zu trocken war. Seine ökonomischen Verhältnisse waren zwar etwas schleierhaft, aber mitunter bekam er doch Geld aus Moskau und zahlte dann seine Schulden, oder wenigstens einen Theil davon. Die große Regulirung

286 j)llul liüdau m Dresden.

war der allernächsten Zeit — unmittelbar nach Abschluß seines Contractes mit der Großen Oper — vorbehalten.

Sehr oft zogen wir in das Atelier in der rns äo Hl6äici8, um Vater Adrian singen zu hören. Er sang zwar immer nur die Beschwörung der Nonnen und das Klagelied des verschmähten Liebhabers — nie etwas Anderes! — aber er sang mit derselben wundervollen Stimme, mit demselben Geschmack, und auch mit demselben Erfolge. So beschränkt sein Repertoire auch war, ich konnte mich nicht satt an ihm hören. Bios die ll-uioll-Arveggien wurden mir mit der Zeit ein bischen eintönig, und die niederträchtige Virtuosität der Ausführung, die zu seiner sonstigen Klavierstümperei in unbegreiflichem Widerspruche stand, ärgerte mich manchmal.

Studiren hörte ich ihn nie. Er hatte kein Klavier, keine Noten, nicht einmal den „Robert“, keinen Lehrer. Ich verstand nicht recht, wie er mit der Rolle fertig werden wollte. Trotzdem verharnte er bei der Versicherung, daß sein erstes Auftreten unweigerlich in dem Monat, der auf die Fragestellung folgte, stattfinden werde. Und Keiner von uns zweifelte daran. Er war seiner Sache zu sicher.

Eines Tages machten wir ihm beim Frühstück klar, daß er sich unbedingt wieder einmal beim Director Alphonse Noyer sehen lassen müsse. Es sei ein Gebot der Höflichkeit. Adrian gab uns Recht, aber er war gerade nicht bei Kasse. Wir statteten ihn mit allein Erforderlichen aus. Poirv gab ihm eine neue Cmvatte — marineblau mit rosa Tupfen —, von der unter dein Vollbarte freilich nicht viel zu sehen war, er nahm „für alle Fälle“ meinen Regenschirm, obwohl kein Wölkchen am Himmel stand, er bekam fünf Franken baar, für vier Sous Tabak, ein Heft Cigarettenpapier, das Etui mit der Zahnbürste hatte er ohnehin — gleichfalls „für alle Fälle“ — bei sich. Und so machte er sich denn gegen drei Uhr Nachmittags auf den Weg. Vater Adrian war der Mann des langsamsten Tempos. Von der ins Noisiour lß Irincs bis zur ruß l^Mo ist's ja allerdings ziemlich weit. Aber die Zeit, die er brauchte, um hiu und zurück zu kommen, erschien uns Allen doch ungebührlich lang. Erst nach fünf Tagen stellte er sich wieder bei uns ein, gelassen, seelenruhig, bedächtig, wie er immer war. Das machte den Umgang mit ihm so angenehm.

Auf unsere erstaunte Frage, wo er sich denn während der ganzen Zeit herumgetrieben habe, gab er die ruhige Antwort: „Ja, wie das so kommt! Man geht aus, man bleibt irgendwo stehen, man trifft einen Bekannten, der Einen mitnimmt, man kommt in'» Schwatzen, und da gehen ein paar Tage hin, man weiß nicht wie . . .“

„Hast Du denn Rover gesprochen?“

„Welche Frage! Natürlich habe ich ihn gesprochen!“

„Nun?“

„Großartig! Ich habe ihm die Beschwörung der Nonnen vorsingen müssen . . . und noch etwas ... ein russisches Volkslied . . . Ihr kennt

Vater Adrian. 28?

es ja! . . . Rover war außer sich. Er ist mir um den Hals gefallen.
Nächsten Monat trete ich zum ersten Mal auf, als Bertram . . . sobald ich mit der Rolle fertig bin!"

Wir gratulierten herzlich und waren allesamt vollkommen beruhigt.
Im nächsten Monat erfolgte das erste Debüt zwar noch nicht, aber das war gut. Es war Hochsommer, die einflußreichen Kritiker waren auf Reisen, und das Theaterpublikum bestand ausschließlich aus Fremden. Wir Alle billigten es vollkommen, daß Vater Adrian das erste Erscheinen auf der wichtigsten Bühne, das für seine ganze künstlerische Laufbahn entscheidend werden mußte, auf einen günstigeren Zeitpunkt vertagte.
Aber nun kam der Winter, und wir merkten noch immer nicht, daß unser Freund ernste Anstalten machte, um das hohe Ziel, das sein Ehrgeiz sich gesteckt hatte, zu erreichen.

Da ereignete sich ein Zwischenfall, der billig »lein Erstaunen hervor-rufen durste.

Von den Eltern eines meiner Freunde hatte ich eine Einladung zu einer großen Soirée erhalten. Das war damals für mich ein Ereigniß. Ich stürzte mich in erhebliche Unkosten. Ich ließ mir den Frack und den Hut aufbügeln, kaufte nur eine weiße Cravatte und ließ mir von Poiru strohgelbe Handschuhe, die allerdings viel zu klein waren.
Die ziemlich kleinen Gesellschaftsräume waren überfüllt. Ich kannte keinen Menschen außer dem Sohne der Wirths, der sich um alle Welt zu kümmern hatte. Aber der Glanz der Damentoiiletten und das ganze Getriebe Illüsirten mich doch.

Ich stand an eine Thürpfoste gelehnt, neben mir ein älterer Herr mit der Offiziersrosette der Ehrenlegion. Da kam mein Freund wieder einmal an mir vorüber, nickte mir freundlich zu, begrüßte meinen Nachbarn und sagte zu uns Beiden: „Die Herren kennen sich nicht? . . . Mein Freund," er nannte meinen Namen, „Herr Alphonse Royer, Director der Großen Oper." Darauf eilte er zu andern Gästen.

Die Bekanntschaft war mir natürlich sehr interessant, und ohne lange Vorrede sagte ich, nach einer banalen Höflichkeitsphrase: „Ein jünger Künstler, den, Sie, glaube ich, Ihr wohlwollendes Interesse schenken, ist einer meiner guten Freunde: Herr Adrian Abramowitsch K."

Herr Royer lächelte verbindlich.

„Ah , . . Jawohl! Wie ist doch gleich der Name? Es ist hier so laut . . ."

Ich wiederholte mit scharfer Deutlichkeit den Namen.

Herr Royer lächelte noch höflicher.

„Das möchte wohl ein Irrthum sein. Den Namen habe ich nie gehört. Ich habe ein leidliches Gedächtnis; . Und der Name ist überdies so charakteristisch ..."

Ich sah in dem Augenblicke gewiß unbeschreiblich thöricht aus.

288 Paul Lindau in Dresden.

„Ich meine den russischen Sänger . . ." sagte ich, etwas unsicher geworden. „Eine prachtvolle Baßstimme von ganz ungewöhnlichem Umfange ... bis zum Oontra-II . . ."

„Bis zum lüomi-Ä-II?!" wiederholte Herr Rover und markierte hohes Erstaunen. „In der Thai, das wäre ja ganz ungewöhnlich! Wirklich Oonrra.H?"

„Ganz gewiß. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört .. . sogar öfter ... in der Beschwörung der Nonnen."

„So so! Das ist ja sehr merkwürdig."

„Also Sie haben die Beschwörung der Nonnen nie von Herrn Adrian Abramowitsch gehört?"

„Niemals."

„Dann begehe ich also eine Verwechslung. Ich bitte um Verzechung."

„Bitte sehr! . . . Und sind Sie," fuhr Herr Rover, der mich für einen Confusionsrath erster Klasse halten mochte, fort, „sind Sie Ihrer Sache ganz sicher? Wirklich kontra.«?"

„Ah, das könnte ich beedigen! Da liegt keine Verwechslung vor. Ich habe es gestern noch gehört!"

„Erstaunlich! Ich erinnere mich noch des Loutin-O von Lablache, das übrigens auch ziemlich tonlos war. Aber ich habe niemals auch nur den Versuch zu einem Oontra-H gehört. Ihr Freund scheint ja ein wahres Phänomen zu sein. Ich habe mir übrigens erzählen lassen, daß gerade unter den Russen merkwürdig tiefe Baßstimmen vorkommen sollen. Ich habe leider noch nie die Gelegenheit gehabt, einen russischen Bassisten zu hören." Ich war froh, als wir das Gesprächsthema, das mir ungemüthlich geworden war, verließen. Wir unterhielten uns noch sehr gut und sehr lebhaft von andern Dingen, namentlich von der pöbelhaften ersten Tannhäuser-Aufführung, die etwa ein Jahr vorher unter Roners Leitung stattgefunden hatte, und die noch immer mit großer Lebhaftigkeit erörtert wurde.

Im ersten Augenblicke war ich über die unerhörte Aufschneiderei des ehrwürdigen Vaters Adrian entrüstet und fest entschlossen, ihm gehörig die Leviten zu lesen. Auf dem Heimwege war es sehr kalt, und da dachte ich über die Sache viel kühler. Die Frage, ob ich von meiner Begegnung mit Royer überhaupt sprechen sollte, ließ ich einstweilen noch unentschieden. Als ich gehörig durchgefroren gegen zwei Uhr des eisigen Januarmorgens oben im fünften Stock des „Armen Hiob" angekommen war, sah ich durch die Risse und Spalten der alten, schlechtgefügt Thür einen Lichtschimmer aus Adrians Zimmer dringen. Ich hörte auch Stimmen. Es war mir nicht besonders auffällig, denn es gehörte zur Hausordnung, sich über nichts zu wundern.

Vater Adrian. 289

Auf mein Klopfen und den Hereinruf trat ich ein. Bei dem Anblick, der sich mir darbot, kostete es mich doch einige Mühe, gegen die Hausordnung nicht zu verstoßen und meine Fassung zu bewahren.

Adrians kleine Stube war so mit Tabaksqualm angefüllt, daß man kaum mit dem Säbel hätte durchhauen können. Es dauerte einige Secunden, bis sich das Bild des merkwürdigen Interieurs aus dein graublauen Wolken-schleier in deutlicheren Umrissen abhob.

Vater Adrian und der kleine Poiry lagen oder saßen vielmehr in Adrians Bett einander gegenüber, Adrian in der gewöhnlichen Lage, den Kopf am Kopfende, Poiry den Kopf am Fußende. Beide waren vollständig angekleidet, sogar mit Ueberrock und Hut. Adrian hatte den edlen gemessenen Ausdruck, der sein mächtiges, mähnenumwalltes Haupt so sympathisch machte. Poirys erschrecklich bleiches Antlitz zeigte dagegen die deutlichen Merkmale einer fieberhaften Erregung. Seine kleinen schwarzen Augen, deren Lidern die tückische Krankheit den schönen Schmuck der Wimpern geraubt hatte, brannten und flammten in leidenschaftlicher Gluth. Zwischen sich hatten sie ein Reißbrett gelegt. Auf diesem stand ein Blechleuchter mit einer hohen, offenbar erst vor Kurzem erneuerten Kerze — der Stumpf der abgebrannten lag auf dem Leuchterteller in einem Berge von Cigarettenstummeln und Asche. Daneben ein großer brauner Thontopf mit Caporal und Cigarrettenpapier. Sie spielten Karten und rauchten wie die Türken. Vor jedem der Spieler lagen je vier Einsaustücke zum Anlegen. Adrian hatte neben sich noch ein mit Zahlen beschmiertes Blatt und ein Stück Zeichenkohle.

Sie hatten mir beim Eintreten zugenickt.

„Gleich,“ vertröstete mich Vater Adrian. „Die Partie ist bald aus.

Ich stehe auf zwei, der Bretagner auf vier.“

„Wieder den König!“ schrie Poiry plötzlich wüthend auf. „Ich lasse mir viel gefallen . . . aber das ist zu arg!“

„Du hast kein Atout? ... Und kein Pique? . . . Dann habe ich Durchmarsch . . . Zieh Deine Marken ein, mein Sohn!“

„Wieso denn?“ rief Poiry, der das Unerhörte noch nicht zu fassen schien,

„Du standst doch erst auf zwei?“

„Nun ja! Zwei und der König macht drei, Durchmarsch fünf... Du hast verloren!“

Poiry seufzte, als ob ihn ein schwerer Schlag getroffen hätte.

„Mit dem Menschen kann man nicht mehr spielen! Es hat eben Alles seine Grenzen!“

Adrian hatte die Kohle genommen und schrieb auf den: mit Zahlen bedeckten Blatte.

„Du schuldest mir nun 7200 Franken,“ sagte er mit majestätischer Ruhe.

„Ja doch, ja doch!“ entgegnete der Kleine in überaus gereizter Stimmung.

„Die Mahnung war überflüssig. Gieb nur!“

2H0 Paul lindau in Viesden.

Ich fand es etwas theilnahmslos, daß man sich um mich gar nicht kümmerte. Ich hatte erwartet, daß man mich wenigstens fragen würde, ob ich mich gut unterhalten hätte. Vater Adrian schien mir das auch nachzuempfinden, er heuchelte Interesse, sah mich an und sagte in fragendem Tone: Das genügte meiner Begehrlichkeit indessen nicht, und anstatt mit dem Berichte über den Abend zu antworten, stellte ich die Frage:

„Weshalb habt Ihr Euch in diese enge Bude eingesperrt? Ein Qualm ist hier — zum Ersticken! Poirys Zimmer ist doch viel geräumiger.“

„Ja, aber mein Salon heizt sich besser,“ versetzte Vater Adrian.

Das mochte ja richtig sein. Aber in dem schwarzen Kamin war kein glimmendes Fünkchen mehr, und in der Stube war es eisig kalt. Die theoretischen Vorzüge des Stübchens schienen mir demnach von untergeordnetem praktischem Werthe zu sein.

„Sieh mal nach. Vielleicht glüht es noch unter der Asche. Dann kannst Du gleich ein paar Kohlen auflegen.“

An den Kamin gelehnt stand ein ausrangirter Spazierstock ohne Griff, dessen unteres Ende angebrannt und verkohlt war. Die Brandwunden ließen über seine nunmehrige Bestimmung als Feuerstocher keinen Zweifel. Ich wühlte in der Asche herum. Alles todt und kalt.

„Kein Feuer, keine Kohle!“ sagte ich. „Und außerdem auch keine Kohlenzange.“

„Bitte sehr,“ erwiderte Adrian in etwas beleidigte!» Tone. „Die Kohlen liegen links in der Ecke, und die Zange liegt gerade vor Dir.“ Die Kohlen sah ich nun auch wirklich. Etwas mehr Mühe verursachte es mir, die Kohlenzange zu erspähen. Vor dem Kamin auf den rothen Fliesen des Bodens lag ein auf den ersten Blick schwer bestimmbarer Gegenstand, der sich bei näherer Besichtigung als ein früherer weißer Glacehandschuh von ehrfurchtgebietendem Format herausstellte. Die vollkommen geschwärzte rußige Innenseite offenbarte mir die Metamorphose zu der gesuchten Kohlenzange. Mit Vorsicht zog ich mir den Handschuh an und legte anstandshalber einige Kohlen auf die graue Aschenschicht — allerdings ohne rechtes Vertrauen, daß sich zu Gunsten der spielenden Baalpriester das Wunder des Elias erneuern und das Feuer vom Himmel fallen werde, um die Gluth zu entfachen.

„Nun gieb endlich!“ mahnte der Kleine ungeduldig. „Ich mache siebenhundert Franken.“

„Fällt mir gar nicht ein!“ versetzte Adrian würdevoll. „Ich habe Dir vorhin erklärt, daß ich keinen Satz über dreihundert Franken acceptire. Dir zu Gefallen habe ich eben einmal eine Ausnahme gemacht und eine Partie zu fünfhundert Franken gespielt. Du siehst, wohin es geführt hat: Du hast wieder verloren.“

Vater Adrian. 29^

„Lächerlich!" brüllte der Kupferstecher. „Einfach lächerlich! Vorhin hast Du drei Partien zu tausend Franken gespielt. Du darfst jetzt nicht schnappen. So spielt kein Kavalier! Du mußt mir Revanche geben! Ich frage Dich," wandte er sich an mich, „habe ich nicht das Recht, zu verlangen, daß er jetzt meinen Satz, der durchaus innerhalb der Grenzen unseres Spiels liegt, annimmt? Ich unterwerfe mich jedem Schiedsspruch. Ich mache mich anheischig, ein Votum des Jockey-Clubs zu ertrahiren . . ."

„Was geht mich der Jockey-Club an!" warf Adrian mit vollkommener Ruhe ein. „Wenn Du wie ein Wahnsinniger drauf losspielst, verliert das Spiel eben seinen seriösen Charakter."

Poiry bebte.

„Wenn Du mir den letzten Tropfen Blut abzapfst," rief er in bitterem Ingrim, „wird es Dir wohl seriös genug sein." Und nachdem er tief Athem geschöpft hatte, fuhr er in völlig verändertem, weichem, elegisch angehauchtem Tone fort: „Wahrhaftig, Adrian, manchmal werde ich ganz irre an Dir und frage mich: wo ist Dein nobles Herz, an das ich immer habe glauben wollen? Du kannst unbarmherzig sein wie die Pest! Du siehst: es handelt sich um meine ganze Zukunft! Siebentausendzweihundert Franken! Sage selbst: ist es nicht fürchterlich, Mensch? Ah, ich begreife die Opfer von Monte Carlo!"

„Also vierhundert Franken — in Gottes Namen!" sagte Adrian. „Keinen Sou darüber!"

„Der Mensch kennt kein Erbarmen!" stieß der Kleine verzweiflungsvoll hervor. „Siebenhundert Franken!" flehte er. „Ich verspreche Dir auch ..."

„Es hat ja keinen Sinn, mein Lieber!" beschwichtigte Vater Adrian in herzlicher Gemüthlichkeit. „Du reitest Dich ja bloß noch tiefer hinein. In Deinem eigenen Interesse . . ."

„Ah!" siel ihm Poiry mit schneidendem Hohn in's Wort. „Spiel Dich nur nicht auf den gefühlvollen Gemüthsmenschen heraus! Nur keine Heuchelei!.. Shylock!" zischte er ihn an.

Die Debatte spann sich noch eine Weile fort. Als sie schließlich in dem Compromiß, daß noch eine Partie um fünfhundert Franken gespielt werden solle, ihren nach beiden Seiten hin gleichermaßen unbefriedigenden Abschluß gefunden hatte, wünschte ich den beiden Spielern gute Nacht.

„Du bist glücklich!" rief mir Vater Adrian nach. „Du kannst Dich schlafen legen. Unsereiner muß sich die ganze Nacht um die Ohren schlagen . . ."

„Hah!" höhnte Poiry mit ätzender Schärfe. „Du weißt schon, wofür!"

Geraume Zeit war seit meiner Begegnung mit dem Operndirector Noyer verflossen. Ich hatte mich nach einiger Ueberlegung dazn entschlossen, den Zwischenfall für mich zu behalten. Es genügte ja, daß mein Vertrauen zur künstlerischen Zukunft Adrians erschüttert war. Wozu sollte ich Adrians Nord und Süd, I.XIII., 189. 20

2)2 Paul lindllu in Dresden.

Stellung unterwühlen und in die reinen Seelen der befreundeten Iobards den Keim des Argwohns senken? Nur einmal hätte ich mich beinahe verschnappt.

Ms uns Adrian eines Tages beim Essen wieder einmal erzählte, daß er bei Royer gewesen, daß ihm Noyer um den Hals gefallen, und daß sein Debüt nun unwiderruflich auf den nächsten Monat angesetzt sei, hatte ich einen Anfall von Krakehlsucht und fragte ihn in kribbeliger Stimmung:

„Hast Du Royer die Beschwörung der Nonnen vorgesungen?“

„Natürlich! Zuerst die Beschwörung und dann ein russisches Volkslied ...

Du kennst es ja: Ich, sie liebet mich nicht mehr?“

„Die Beschwörung der Nonnen . . . mit dem ^outia-ü?“ wiederholte ich mit einigem Nachdruck.

„Mit dem Oonti-a-H! Royer war ganz außer sich!“

Es juckte mich, den Frevler zu entlarven.

„Du hast ihm die Beschwörung der Nonnen vorgesungen?“ fragte ich noch einmal in kunstgerechter Steigerung, wie ein Inquisitionsrichter.

„Ja doch!“ antwortete Adrian, durch mein Drängen etwas beunruhigt, wie mir schien.

„Unter welchem Namens“ setzte ich hinzu, mit dem Ausdrücke einer gewissen brutalen Ueberlegenheit.

Vater Adrian sah mich einen Augenblick forschend an. Er schien Unrath zu wittern. Da siegte meine bessere Natur, er that mir leid, ich meisterte die garstige unfreundschaftliche Anwandlung, die mich beschlichen hatte, und schlug reuig und beschämt die Augen nieder. Adrian fühlte auch sofort instinctiv, daß ich auf alle Fälle entwaffnet mar, daß er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, und entgegnete mit Seelenruhe, Würde und Wichtigkeit:

„Der Name thut nichts zur Sache!“

Dabei beruhigte ich mich natürlich, und die Sache war damit abgethan.

Im Dafein des Sängers hatte sich während der langen Zeit nichts verändert. Er machte Schulden, bekam manchmal Geld, befriedigte unangenehme Gläubiger und beruhigte sich und seine Freunde mit der nnnmehr feststehenden Thatsache, daß er im nächsten Monat als Bertram in der Großen Oper debütiren werde. Auch sein Repertoire hatte sich nicht erweitert. Es machte uns Allen aber immer wieder dieselbe Freude, wenn wir Abends im Atelier der rus ä« M6ici8 gemüthlich züsammsaßen, wenn Vater Adrian sich lln's Klavier setzte, die ll-nwll-Arpeggien losließ — ich habe nie eine andere Tonart von ihm gehört — die leichtfertigen Nonnen im Kloster der heiligen Rosalia aus der Gruft heraufbeschwor und seinem Schmerze, daß sie ihn nicht mehr liebele, wehmüthig ergreifenden Ausdruck gab.

Im folgenden Herbste aber wurde es anders.

Adrians Dafein spielte sich für gewöhnlich auf einem Flächengebiet von einem halben Quadratkilometer ab. Er hatte einen gelinden Abfcheu vor der „andern Seite“, vor den Boulevards, und er bestand jedesmal, wenn er über eine Brücke gehen sollte, einen harten Kampf. Kein Mensch war leichter zu

Vater Adrian. 2Y3

finden. War er nicht im „Armen Hiob“, so brauchte man nur in die „Drei Kugeln“ zu gehen — zur Zeit der Mahlzeiten in die beiden Stammkneipen — und war er auch da nicht, so beschwor er ganz sicher die Nonnen in der Bildhauerwerkstatt, oder man begegnete ihm auf der Straße. Als nun aber die Schwalben heimwärts kehrten, entschwand er auf Stunden, ja auf Tage unserm Gesichtskreise.

Er schien das Bedürfnis; zu fühlen, über seine Kunstreisen Aufschluß zu geben, und er erzählte uns also gelegentlich, daß er jetzt bei dem Korrepetitor der Großen Oper Stunden nehme und den Bertram studiere, da er im nächsten Monat . . .

Das machte ihn natürlich in hohem Grade verdächtig, und namentlich den kleinen Poiry, mit dem er übrigens die 7209 Franken bis auf drei Franken fünfzig Centimes allmählich abgespielt hatte, intriguirte es, zu erfahren, was Vater Adrian eigentlich triebe. Des Kleinen Neugier sollte bald befriedigt werden.

Eines Nachmittags begegnete Poiry auf dem Hnai 6« Usntsbsüo, wo er zu thun gehabt hatte, dem Vater Adrian, der in einer für ihn ungewöhnlich schnellen Gangart in der Richtung auf das Hnai äs la l'mu-nsls zuging. Adrian hatte den Kleinen nicht gesehen. Poiry zerbrach sich den Kopf: was hatte Vater Adrian hier zu fuchen, in dieser Gegend, in der ein ganz anderes Volk, ein anderer Menschenschlag hauste? Er ging ihm nach. Adrian überschritt resolut die Brücke, die nach der Hs Lt.-l^ouis führt, den pnnt 6s l«, lournsls. Die 11s st.-^sui» ist die westliche Nachbarinsel der <At6, der Wiege von Paris, mit ihren großartigen Monumentalbauten von Notre-Dame, der Samte-Chapelle, dem Justizpalast, der Polizeivräfector u. s. w. So wichtig, central und belebt die Litö ist, so stiefmütterlich bedacht, entlegen und öde ist die Insel des heiligen Ludwig. Poiry, der seit zwölf Jahren in Paris lebte, sah sie bei diesem Anlaß zum ersten Mal.

Adrian bog von der Brücke rechts ab, ging das <Huai cls Lötliuns entlang und schlug dann die erste Straße ein, die rus ?oultisr. Da trat er, wenige Schritte vom Quai entfernt, in ein ganz unansehnliches, aber von außen recht sauber wirkendes Kaffeehaus ein — mit einer Bestimmtheit, die dem kleinen Poiry sogleich die Ueberzeugung beibrachte, daß Adrian hier an seinem Ziele angelangt sei. Der Kleine wartete mit der Geduld eines Jägers auf dem Anstand — eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden. Er senkte. Er kannte Vater Adrian und wußte, daß es lange dauern konnte — tagelang! Das Etui mit der Zahnbürste hatte Adrian ja bei sich. Aber einigermaßen wurde der Vigilant für sein Warten doch entschädigt. Nach ungefähr zwei Stunden hörte er aus dem Kaffeehause heraus wohlbekannte Töne zu sich dringen: ein brillantes kurzes Präludium in H'MoU, dem sich sogleich das Recitativ anschloß:

20*

2HH Paul lindau in Dresden.

Zwei Leute, die des Weges kamen, blieben stehen, lauschten und traten dann behutsam in das Cafs ein.

Nach einer Pause erklang die Klage eines verschmähten russischen Liebhabers.

Als nach längerer Zeit wieder die H-woll-Arpeggien angeschlagen wurden und Bertram abermals verkündete, daß er sich nunmehr auf den Trümmern des alten Klosters der heiligen Rosalia befinde, erkannte Poiry, daß die Sitzung doch am Ende noch sehr lange dauern würde, erklärte seine Neugier für befriedigt und trat den Rückweg nach dem „Armen Hiob“ an. Zunächst hatte er nur mich zum Mitwisser des Geheimnisses gemacht.

Nach längerer Berathung gelangten wir indessen zu der Erkenntniß, daß wir die Angelegenheit nicht egoistisch, sondern als eine gemeinsame Sache der Iobards aufzufassen und demgemäß zu behandeln hätten. Bei den Mahlzellen in der Garküche und beim Kaffee in den „Drei Kugeln“ wurde der Operationsplan festgestellt. Vor Allem war eine genaue Recognoscirung des Terrains in Aussicht genommen, zu der ich mich am ersten Abend, da Vater Adrian in der Werkstatt des Bildhauers musiciren würde, bereit erklärte.

Alsdann war ein allgemeiner Ueberfall geplant.

Es dauerte auch gar nicht lange, daß der Vorschlag eines Iobards, in der rus äs Hlsäicis ein bischen Musik zu machen, die Zustimmung Adrians fand. Sobald das geschehen war, machte ich mich auf den Weg.

Es war ein wundervoller Herbstabend. Ich fand das mir bezeichnete Caf6 auf der Stelle und ohne die geringste Mühe.

Ein sehr bescheidenes, aber mit auffallender Reinlichkeit gehaltenes Local.

Die Schaaen auf dem „Comptoir“ mit billigen blühenden Blumen blitzten, die weißen Marmortische glänzten spiegelblank. Gerade so strahlend sauber war die Wirthin, die hinter dem Zahltische saß, eine sehr hübsche Brünette in der Mitte der Zwanzig, mit vollem, glänzendem, fast schwarzem Haar, das in einfachster und geschmackvollster Weise geordnet war, mit einem niedlichen Stumpfnäschen, lustigen Augen und einem allerliebsten frischen Munde, der durch vergnügte Grübchen in den Wangen anmuthig belebt war. Die hübsche Wirthin hatte eine gewisse Anlage zur Rundlichkeit. Auf den ersten Blick war mir klar gewesen, daß dies der Magnet war, der Vater Adrian nach der Ile 8t.-I ^ni8 zog. Ich konnte seinen Geschmack nur loben.

Im Clifs sahen etwa zehn bis zwölf Gäste, offenbar Bürger aus der Nachbarschaft, die hier regelmäßig verkehrten. Sie sprachen gemüthlich mit der Wirthin wie mit einer alten Bekannten und nannten sie „Madame Octaue“. Von einem Monsieur Octave vermochte ich keine Spur zu entdecken. An das Gastzimmer stieß ein Cabinet, dessen Thür halb offen stand.

Es mar durch eine Lampe mit rothem Schleier mystisch beleuchtet. Ich glaubte im Hintergrunde so etwas wie ein Klavier zu erspähen. Es war offenbar das Sanctuar der Frau Wirthin; ich sah an der Seite die weißen Gardinen eines Himmelbetts.

Vater Adrian. 225

Meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch die laute, von einem der Gäste an Madame Octave gerichtete Frage erregt: „Kommt denn Herr Adrian heute nicht?“

„Nein,“ antwortete Madame Octave mit anmuthigem Lächeln, während ihre Grübchen sich noch tiefer in die runden Wangen eingruben, „heut nicht. Herr Adrian hat heut Abend Probe in der Oper. Sie wissen doch, im nächsten Monat ...“

„Jawohl! Wir gehen Alle hin, meine Frau und meine Tochter auch .. . Er singt zu schön! Schade, daß er heute nicht kommt.“

„Ach ja, sehr schade!“ bekräftigte Madame Octave und seufzte dabei. Vater Adrian erschien mir auf einmal beneidenswert!).

„Entschuldigen Sie,“ nahm ich das Wort, „wenn ich mich als Fremder in Ihre Unterhaltung mische. Es handelt sich ja aber offenbar um kein Geheimnis;. Ich hörte da eben den Namen Adrian ... Ist das der berühmte russische Bassist?“

Madame Octaves lustige Aeuglein leuchteten in freudigem Schimmer hell auf.

„Jawohl! Der Herr kennt Herrn Adrian? ...“

„Nicht persönlich ... Ich habe nur viel Rühmliches über ihn gehört. . . wie alle Welt . . . Adrian (ich ließ das herabsetzende ‚Herr° weg und sprach von ihm wie von Mario, Tamberlick, Lablache) Adrian soll ja eine der schönsten Stimmen besitzen . . .“

„Die schönste!“ siel mir Madame Octave feurig in's Wort. „Die schönste! Wenn der Herr uns öfter die Ehre erweisen wollte, könnte der Herr sich selbst überzeugen. Herr Adrian verkehrt viel bei mir, und ich darf sagen: er giebt etwas auf mich . . .“

Der Stammgast, der die Unterhaltung eingefädelt hatte, hob scherzhaft drohend den Zeigefinger auf und sagte in neckendem Tone:

„Madame Octave! Madame Octave!“

„Wenn Herr Adrian mir gefällt,“ erwiderte die Wirthin, noch freundlicher als zuvor lächelnd, „wem schadet's? Ich bin frei, nicht wahr?“ Und sich wieder an mich wendend, fuhr sie fort: „Wenn ich Herrn Adrian bitte, singt er uns etwas vor . . . Arien aus den Opern von Meyerbeer, aus »Robert und so weiter ... Liebeslieder . . . Romanzen . . . russische Volksweisen . . . und so weiter, und so weiter!“

„Und da darf man zuhören?“

„Aber gewiß!“

„Wenn ich nur mit einiger Sicherheit wissen könnte ... ich wohne nämlich in einem andern Viertel ...“

„Kommen Sie morgen Abend, da treffen Sie ihn sicher. Herr Adrian erweist mir die Ehre, morgen bei mir zu speisen . . . Also morgen um diese Zeit ist er unfehlbar hier!“

2H6 f) aul lindau in vresden.

„Sehr wohl! . . . Und dürfte man ohne Indiskretion einige Freunde mitbringen?“

„Aber je mehr, je besser! Hier kann doch jeder anständige Mann ein- und ausgehen, ganz nach Belieben ...“

„Nun, Madame Octave, dann garantire ich Ihnen ein ausverkauftes Haus!“

Madame Octave lächelte gütig, ich zahlte und verabschiedete mich von der Wirthin mit dem Versprechen, morgen Abend von meinen Mvrmidonen begleitet zur selben Stunde wiederzukommen.

Stolz auf den unerwarteten Erfolg meiner Mission eilte ich beflügelten Schritts nach der rliis 6s UHäicis, wo ich die ganze Gesellschaft noch beisammen fand. Als ich leise eintrat, erklang gerade das „vons!“ im Oanti«-H, dem brausender Beifall folgte.

Die Haupt-Iobards wurden noch im Laufe des Abends von Allem verständig.

In kleinen Trupps von drei, vier Personen — wie feiernde Arbeiter zu einer polizeilich erschwerten Demonstration — zogen wir, unser Fünfzehn an der Zahl, am folgenden Abend gegen neun Uhr nach der He 8t.-I,c>ui8. Wir wollten dem Vater Adrian eine vollkommene Uebermschung bereiten und discontirten schon den ungeheuren Spaß, den der Scherz uns Allen und ihm vor Allen bereiten würde. Wir waren also übereingekommen, den Beginn seines Gesangs abzuwarten, uns unbemerkt, während seines Vortrags, in das Cafü einzuschleichen und ihn nach der beendigten Nonnenbeschwörung, nach dem erstaunlichen Oontra-^ durch eine stürmische Ovation und phrenetischen Jubel zu verblüffen. Wir wollten gewissermaßen eine Kraftprobe ablegen, wollten ihm zeigen, messen unsere Fäuste und Lungen fähig waren, und in welchem Matze er sich auf die Leistungsfähigkeit feiner begeisterten Freunde an dem nun bald bevorstehenden Entscheidungsabende in der Großen Oper, am Abende seines ersten Auftretens, seines ersten Triumphes, verlassen durfte. Wir schlenderten langsam am Hun,i äs Lötbus auf nnd nieder, in frühester Erwartung des kommenden Ereignisses. Eclaireurs schwenkten in die rus ?uu1ti6r ab, uni aufzupassen, wann uns Vater Adrian das Signal aus dem Cafö geben würde. So unauffällig wir uns auch zu machen bemüht waren — die Iobards erregten doch die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen der Vertheidiger der öffentlichen Ordnung. Wir wirkten in der That wie Operettenverschwörer. Die beiden wachhabenden Stadtsergeanten musterten uns mit argwöhnischen Blicken und schienen zu berathschlagen, ob es sich nicht empfehlen würde, bei der Polizeiwache Anzeige zu erstatten. Bei unserer vollkommen gesitteten Haltung hatte es indessen bei der passiven amtlichen Beobachtung sein Bewenden.

Auf einmal kam aus der iu« ?oultisr eine Ordonnanz herangesprengt:

„Kinder! es geht los!“ Im Nu hatte sich die Nachricht unter allen Betheiligten

Vater Adrian. 2Y?

verbreitet, und das Recitativ war noch nicht zu Ende, als wir geräuschlos wie die Gespenster unser« Einzug hielten.

Ich eröffnete mit Poiri) den Reigen, um eventuell eine verrätherisch laute Begrüßung von Seiten der Frau Octave durch eine energische und ausdrucksvolle Mimik zu dampfen. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich indessen als überflüssig. Frau Octave stand in dem kleinen Cabinet, das wieder in rechlichem Dämmerseine dalag, neben dem Klavier, völlig versunken in den Anblick ihres Sängers, mit halbgeöffneten Lippen, selig lächelnd. Von uns hörte und sah sie nichts. Der Kellner, der während des Gesangs auf den Fußspitzen ging und sich mit leisester Stimme nach unseren Wünschen erkundigte — »Fünfzehn ßlorigF" bestellte Poiry eben so leise —, war überhaupt der Einzige, der unsere Masseninvasion bemerkte. Die übrigen Gäste — es waren heute etwas mehr als gestern Abend — saßen unbeweglich da, das Gesicht der geöffneten Thür zum Cabinet zugewandt, und lauschten dem Gesänge. In der offenen Thür standen noch einige Personen, die einen lebendigen Vorhang zwischen Cabinet und Wirthslocal bildeten. Da sich Adrian selbst begleitete — in H-moll —, und das Klavier dem Eingange gerade gegenüber an der Wand stand, so hatte er der Wirthsstube und seinem Auditorium den Rücken zugewandt. Er konnte also keine Ahnung davon haben, wie sich, während er auf den Trümmern des heiligen Nosalia-Klosters verweilte, das kleine Local bevölkert hatte, und wir tauschten allesammt, während die fünfzehn Floriaz geräuschlos vor uns gesetzt wurden, die vernügtesten Blicke über das vollkommene Gelingen unseres lustigen Streiches.

,,, , , Aoun«3, m'ent,suäs2'VON8?"

Das lang ausgehlitene ^'outi-a-II war unter athemloser Stille der ergriffenen Zuhörer verhallt. Ein Säuseln und Summen des sich befreienden Entzückens rauschte wie auf Flügeln durch das Local.

„Bravo! Bravo!" erklang es fchüchtern in resvectvoller Bewunderung von allen Seiten.

Da brach das Ungewitter los . . .

Auf einmal legten wir Fünfzehn uns in's Zeug, fchlugen in die Hände wie die Besessenen, brüllten, jauchzten, schrieen Hurrah! Hurrah! daß uns selbst vor unserm eigenen Spektakel ein bischen angst und bange wurde. Es war etwas Elementares, ein Toben der entfesselten Urkräfte, ein Orkan, etwas majestätisch Furchtbares!

Sprachlos starrten uns die Stammgäste an. Madame Octave erbleichte, das holde Lächeln war von ihren Lippen gewichen, die Grübchen verflachten sich, sie riß die Augen weit auf.

Adrian, der aus seiner Fassung und würdevollen Gemessenheit schwer herauszubringen war, hatte sich zuerst umgewandt, mit dem einfachen Ausdruck temperirter Uebermschung. Als das Toben aber andauerte und wie die Verleumdung im Neiterschreiten wuchs, hatte er sich langsam erhoben

228 f>aul lindau in Dresden.

und der Thür des Cabinets genähert, u:n zu sehen, was eigentlich los sei. Kaum erschien des geliebten Vaters Adrian ehrwürdige Gestalt auf der Schwelle, so entluden sich die Batterien befreundeter Wonne mit einer schier unbeschreiblichen Gewalt. Der trommelfellsprengende Lärm vorher war nur das Rauschen der Aeolsharfe gewesen im Vergleich zu dein in Wahrheit unheimlichen, grauererregenden Getöse, das jetzt donnernd, polternd die Luft erschütterte. Wir hätten es ruhig mit den Trompetern von Jericho aufnehmen können. Dabei geberdeten mir uns wie die Tollhäusler. Unser eigener Lärm hatte uns betäubt, berauscht. Wir brüllten wie der Rufer im Streit, die Einen klatschten wie verrückt. Andere vollführten mit dem Aufklappen der Untertasten auf den Marmortisch einen Höllenscandal, der an das chinesische Orchester erinnerte. Andere schwenkten die Hüte — Alles schrie, johlte, jauchzte, brüllte. Vater Adrian sah uns mit dem Ausdruck von Verwunderung an.

Jeden von uns traf sein Blick . . .

Jetzt wird er gleich in unfern freundschaftlichen Unfug lächelnd einstimmen. Das wird die Krönung! Wir werden noch einen köstlichen Abend verbringen, der in der Chronik des „Armen Hiob“ in goldenen Lettern verzeichnet werden wird.

Das war unser Aller Empfinden.

Nun, die Culturgeschichte alter und neuer Zeiten weiß von grausigen Katastrophen viel Trauriges zu berichten: von Landpartien, die gründlich verregnet, von Trauerspielen, die gründlich durchgefallen, von Spielern, die gründlich ausgebeutelt worden — und was dergleichen Unglücksfälle mehr sind. So gründlich und jämmerlich aber ist wohl nie etwas verunglückt wie unser harmloses Vorhaben.

Unser Jubel war verstummt. Es trat Todtenstille ein.

Vater Adrian war regungslos auf der Schwelle stehen geblieben. Er hatte sich entfärbt. Kein Muskel zitterte. Wie eine steinerne Bildsäule stand er da. Was in ihm in diesem Augenblicke vorging, war schwer zu sagen. Eines war uns jedoch Allen klar geworden: er hatte unfern gutgemeinten übermüthigen Spaß absolut nicht verstanden. Er schien darin irgend etwas Häßliches, Brutales zu wittern, was mir durchaus nicht hatten hineinlegen wollen. Wir fühlten, wie sich auf einmal zmifchen ihm und uns eine breite und tiefe Kluft aufgethan hatte. Er war uns entrückt, und wir standen ihm fern. Die gemüthliche harmlose Gemeinsamkeit zwischen uns Allen war gesprengt, vernichtet. Zwischen ihm und uns war urplötzlich ein feindseliger Gegensatz aus dem Boden aufgeschossen.

Wir Alle waren von der sonderbaren Aufnahme, die unsere ausgelassene Kundgebung beim Vater Adrian gefunden hatte, vollkommen betreten, verblufft, wie vor den Kopf geschlagen. Wir sahen uns befremdet an und blickten dann wieder verdutzt auf Adrian, der sich nicht vom Flecke rührte und uns mit erstarrender Kälte, die Lippen fest zusammenkneifend, musterte — Einen nach dein Ändern. Hätte er uns gehörig ausgeschimpft, hätte er

Vater Adrian. 299

sich in den kraftvollsten Ausdrücken den schlechten Witz energisch verboten, wäre er wüthend geworden, Hütte er geschmollt und gegrollt — es würde auf uns wie eine Erlösung aus unleidlicher Peinlichkeit gewirkt haben. Wir hatten das Mißverständniß mühelos aufgeklärt, hätten ihn versöhnt und seinen unberechtigten Aerger mit einem gemeinsamen Trunk weggespült. Alles wäre gut gewesen. Aber Vater Adrian sagte kein Wort. Die erstaunten Stammgäste, die dem unbegreiflichen Schauspiel als Zeugen beiwohnten, konnten nicht ahnen, daß Adrian und wir zusammengehörten. Er sah uns an wie Fremde, die wir ihm in dem einen Augenblick in der That geworden waren.

Das fürchterliche Schweigen dauerte an.

Madame Octave hatte sich inzwischen wieder gefaßt. Noch immer bleich und mit einem Ausdruck von Strenge, der zu dem muntern, lebensfrohen Gesichte der hübschen jungen Frau gar nicht paßte, ging sie an Adrian vorüber, durchschritt die Wirthsstube und setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz hinter dem Comptoir. Sie klopfte nervös auf die Tischplatte, athmete bei fest verschlossenem Munde durch die zitternden Nasenflügel und brachte endlich in gedämpfter Entrüstung die Worte hervor-.

„U688ieui'8 . . . vrainiLnt! . . .“

Nichts weiter. Darauf trat wieder unheimliche Stille ein.

Endlich erwachte Adrian aus seiner Erstarrung. Er trat, ohne uns von jetzt an auch nur eines Blickes noch zu würdigen, an Madame Octave heran, beugte sich über den Zahltisch und flüsterte ihr einige Worte zu. Sie erwiderte etwas, worauf er Bescheid gab. Dann gab sie ihm seinen Hut, der neben ihrem Sitze lag, und reichte ihm die Hand. Adrian bedeckte sich und wandte sich dem Ausgang zu.

„Nm8 tu i-evi«n8 pour 8Ür?“ rief sie ihm nach, so laut, daß wir Alle es hören mußten, und ohne das geringste Bestreben, ihre durch das vertrauliche „Du“ bekräftigte Intimität mit unserm Freunde irgendwie zu verbergen. Adrian nickte und verschwand.

Uns war in dem kleinen Cafö nicht mehr geheuer. Madame Octave klopfte noch immer nervös auf die Tischplatte und gab ihre Erregung durch abgerissene Exclamationen zu erkennen: „^.-t-un ^mlli8 vu!“ . . . „0's8t Illoui!“ . . . „0's8t inoruvadlo!“ Die übrigen Gäste sahen uns mit scheelen Blicken an. Wir zahlten und gingen.

Wie entlarvte Missethäter, wie gepeitschte Hunde, wie abgetriebene Droschkengäule im Platzregen schlichen wir mühselig und beladen das Quai entlang. Die beiden Stadtsergeanten sahen uns eine Weile nach. Eine blamirtere Gesellschaft hat sich nie zusammengefunden. Auf dem Wege nach den „Drei Kugeln“ mar der Bann endlich von uns gewichen, und als wir in unserm Stamm-Kafsee Hause wieder zusammensaßen, wurde der Vorgang des Abends, über den eine Meinungsverschiedenheit unter uns gar nicht bestand, mit der äußersten Heftigkeit discutirt.

300 Paul lindau in VreZden.

Einstimmig waren mir in der Verurteilung Adrians ohne mildernde Umstände. Er hatte sich einfach unverantwortlich benommen, er hatte uns einen guten Spaß verdorben, er war entweder stupide oder unfreundschaftlich — ein Drittes gab es nicht.

„Na überhaupt . . ." sagte Einer. Und das war das erlösende Wort.

Denn nun wurde Adrians Thun und Lassen auf einmal von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, als wir ihn bisher eingenommen hatten. In seinem Wandel wurde nun gar manches als nicht fein befunden, manches, das sich mit den strengsten Anforderungen des Zartgefühls und der Manneswürde nicht leicht vereinbaren ließ. Es war, als ob Allen auf einmal die Schuppen von den Augen gefallen seien. Gleichzeitig fiel es Allen auf, daß Vater Adrian doch ein ganz unwahrscheinlicher Faulpelz gewesen sei, daß Keiner von uns sich berühren durfte, ihn je haben arbeiten zu sehen; er hatte nie eine Zeile geschrieben, nie ein Buch gelesen, niemals in seiner Kunst das Geringste zu seiner Fortbildung gethan.

„Na überhaupt . . . seine Kunst!"

Nun wurden ihm auch da, wo er von uns Allen bisher kritiklos vergöttert gewesen war, alle Federn ausgerupft — mit einer Lieblosigkeit, deren nur die Jugend fähig ist. Er hatte ja nichts gelernt, er kannte nichts als die ewige Nonnenbeschwörung und das russische Lied, die Einem doch schließlich auch zum Halse heraushingen. Nichts weiter kannte er, nicht den lumpigsten Gassenhauer, den jeder Chansonettensänger im O»lb cdantant in ein paar Stunden lernt. Er war ja vollkommen unmusikalisch! Und der wollte in der Großen Oper auftreten!

„Na überhaupt . . . sein Debüt!"

Der reine Schwindel war's. Immer im nächsten Monat! So ging's nun schon seit Jahren. Wer weiß denn, ob er mit Royer überhaupt schon ernstlich unterhandelt hatte? Er hatte ja beständig geflunkert. Es war ja gar kein Verlaß auf ihn . . . „Ueberhaupt" war Vieles in seinem Dasein ganz unaufgeklärt. Die ganze Existenz des Menschen war eigentlich ein Näthsel . . .

So ging's fort. Der Nimbus, der den hohepriesterlichen Kopf des edlen Russen bis zu dieser Stunde umgoldet hatte, war grausam zerstört. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der bis dahin verhätschelte Allerweltsliebbling noch unaufgedeckter Verbrechen geziehen worden, die früher oder später schon an den Tag gebracht werden würden.

Ein völlig veränderter, kläglich verminderter, allen Schmucks entkleideter und des Nespectö beraubter jämmerlicher Kerl, ein Faulpelz, ein Nichtskönnner, ein Schwindler, ein Lump hatte den sympathischen Freund, den vielverheißenden Künstler, den ehrwürdigen Vater Adrian abgelöst. Ein wahres Glück, daß er aus unserm Kreise geschieden war, zu dem er schon längst nicht mehr gehörte! Vater Adrian wurde weggeräumt wie eine jener improvisirten Puppen, die zu irgend einer feierlichen Gelegenheit von geschickten Künstlern aus aller» Hand „G'schnas" zu trügerischer Wirkung zusammengepappt werden, die für

Vater Adrian. 30<

den besondern Anlaß auch ihre Schuldigkeit thun und von Blumengewinden umkränzt, von Fahnen umflattert, so aussehen, als ob sie wirklich etwas wären, nach dem Festesrausche aber als häßliche Schmiererei, vom Regen verunstaltet, in ihrer bejammernsmerthen Dürftigkeit erscheinen und nun die Plätze verunzieren, die sie gestern geschmückt hatten. In die Rumpelkammer mit dem Kehrlicht!

Am folgenden Tage erhielt Poiry, dem Vater Adrian wohl am nächsten gestanden hatte, nachstehende Zeilen:

„Zu weiterer Mittheilung.

Jeden Versuch, mich im Cafe Octave, rus koultsir, anzutreffen, würde ich als eine beabsichtigte persönliche Beleidigung auffassen.

Adrian Abmmowitsch K."

Von einer ursprünglich projectirten geharnischten Antwort, die wir Alle unterzeichnen wollten, wurde nach langer Debatte Abstand genommen. Wir gingen mit dem Beschlüsse des verächtlichen Schweigens zur Tagesordnung über und lachten — mehr höhnisch als aufrichtig. Denn nachdem sich der Sturm der Entrüstung gelegt hatte, gestand doch der Eine dem Andern ganz im Vertrauen, daß Vater Adrian, er mochte nun sein, wie er wollte, unserm Kreise fehlen würde, und daß die musikalischen Abende in der rus 6« Măici8, trotz der mangelnden Mannigfaltigkeit des Programms, doch wunderschön gewesen waren.

Als wir dann hörten, daß Vater Adrian Colombine gebeten, seine Habseligkeiten dem Commissionär zu übergeben, und für pöis Brettin drei Franken Trinkgeld beigefügt hatte, da wußten wir Alle: es war ein Abschied für's Leben.

Da ich fehr bald darauf das Lateinische Viertel verließ, hörte und sah ich auch wirklich nichts mehr vom Vater Adrian. Die Iobards unserer Generation flatterten auseinander. Ein Capitel aus der Jugendzeit hatte seinen Abschluß gefunden.

Im Frühjahr 1882 war ich wieder einmal in Paris. Ich hatte mich mit einem Bekannten zum Diner verabredet und wartete auf ihn vor dem Oale 6s III ?nix. In der bedächtig vorüberfluthenden Menge fiel mir Jemand auf, den ich offenbar kannte. Er sah mich auch mit einem fragenden Blicke an, er wandte sich noch einmal um, dann verschwand er im Menschenstrom.

Ich zerbrach mir den Kopf, wo und wie ich mit dem Herrn zusammengetroffen war ... oft zusammengetroffen . . . sehr oft sogar! Das auffällig blasse Gesicht . . . Pockennarben . . . wimperlose Lider ... Ah!

Mein alter Freund Pony aus dem „Armen Hiob"! Wie schade, daß wir uns nicht erkannt hatten! Freilich seit den holden Tagen unseres Iobardisme waren zwei Jahrzehnte verflossen. Und was hatte sich in der Zwischenzeit

202 Paul Lindau in Dresden.

Alles ereignet! Vielleicht legte auch er jetzt dem Worte „?iu83isn“ eine andere, unfreundlichere Bedeutung bei, als in der schönen Zeit der jugendlichen Unbefangenheit . . . Und ich hätte ihm doch herzlich gern die Hand gedrückt.

Im hellen Lichte der Erinnerung tauchte nun wie aus fallendem Nebel die versunkene Welt meiner Jugend im Lateinischen Viertel wieder auf. Ich sah es vor mir, das verwitterte blaue Schild mit der kaum noch leserlichen Aufschrift, ich sah das glänzende behäbige Gesicht Colombines, ihre herrliche Katze Bibi, den alten Brettin, die „Drei Kugeln“, die Bildhauerwerfftatt der rus 6s Hltzäicig — Alles und Alle. Aus dem reizvoll wallenden und wogenden Gewirr schwankender Gestalten trat Vater Adrian in sonderlicher Schärfe hervor. Ich hörte deutlich seine wundervolle Stimme, er stand leibhaftig vor mir mit seinem majestätischen Haupt. Zugleich ein Sänger und ein Held.

Das Gedenken der vergangenen Zeit ließ mich nicht mehr los, und auch während des Essens konnte ich an nichts Anderes denken, von nichts Anderem sprechen als vom „Armen Hiob“ und Colombines Pflegekindern, obwohl ich mir nicht verheimlichen durfte, daß mein Bekannter an der Sache und den Personen nur mäßiges Interesse hatte. Mir war's daher ganz angenehm, daß wir uns nach Tische trennten. Ich lehnte die Einladung zur Oper, in der „Robert“ gegeben wurde, dankend ab, mit der Motivierung, daß ich die Beschwörung der Nonnen recht oft und unvergleichlich gut gehört hätte.

Gleich nach dem Kaffee nahm ich einen Wagen und fuhr nach der ruß HlonFieur lo ?i-inc6.>

„Kennen Sie das Hotel ‚zum Armen Hiob‘, Kutscher?“

„Nein, mein Herr!“

„Dann halten Sie an der Ecke der rus Nneius.“

Etwa um neun Uhr hielt der Kutscher. Ich hatte mich während der Fahrt beständig unigesehen. Alles kam mir ganz anders vor. Der Kutscher hatte einen Weg genommen, den ich gar nicht kannte.

Ich stieg aus. Einige Häuser machten auf mich den Eindruck des Bekannten. Sehr viel war nicht davon zu sehen, denn die Straße war schlecht beleuchtet — wir mir schien, viel schlechter als ehemals. Während ich durch ganz neue, breite, sehr belebte Straßen gefahren war, die ich nie zuvor gesehen hatte, und die mich in dem mir dereinst so wohl vertrauten Viertel ganz confus machten, war es mir, als ob die rus NonLisur le ki-ince sich in den letzten zwanzig Jahren erheblich verengt habe. Das Kaffeehaus „Zu den drei Kugeln“ war eingegangen. Es war ein Kleiderladen daraus geworden. Den „Armen Hiob“ konnte ich gar nicht mehr finden. Einen Augenblick war ich ganz beunruhigt. Ich durfte mich doch sonst auf die Zuverlässigkeit meines Gedächtnisses einigermaßen verlassen. Sollte auf einmal . . .? Endlich machte ich nur klar, daß ein ganzer Compler von

Vater Adrian, 303

alten baufälligen Baracken, und unter diesen auch der „Arme Hiob“, niedergerissen und drei oder vier neue Häuser nebeneinander da errichtet waren. Darüber muhten auch schon an die fünfzehn Jahre vergangen sein, denn die Gebäude machten gar nicht mehr den Eindruck des Neuen.

Mit einem leisen Seufzer stieg ich in den Miethswagen und gab dem Kutscher die Weisung, mich nach den Boulevards zurückzufahren. Unterwegs kam mir auf einmal die Idee, die Spuren der alten Iobards noch woanders zu suchen. Ich hatte freilich geringe, oder besser gesagt, gar keine Hoffnung, mein Bemühen von Erfolg gekrönt zu sehen. Muthlos zog ich aus, wie in eine sicher verlorene Schlacht. Eine Enttäuschung mehr vermochte an meiner wehmüthigen Verstimmung ja nichts mehr zu ändern.

Ich beugte mich zum Wagenfenster hinaus:

„Fahren Sie nach der 11s 8t.-I,oui8, Huai 6s Lötneu, Ecke der rus ?ou1tißr.“

Von der Oertlichkeit unseres letzten Zusammenseins mit Vater Adrian hatte ich nur sehr unbestimmte Vorstellungen. Das unangenehme Gefühl, das mich soeben beschlichen hatte: mich auf dem Schauplatz meiner jugendlichen Thaten, wo ich jeden Winkel ganz genau gekannt hatte, nicht mehr zurechtfinden zu können, mußte mir hier erspart bleiben.

Aber sonderbar! Als ich an der Ecke des Quais aus dem Wagen stieg, war mir's, als ob ich hier lange Jahre verbracht hätte. Alles war mir wohl vertraut, und mit fast unheimlicher Lebendigkeit stand die Scene, die sich vor zwanzig Jahren hier abgespielt hatte, mit allen Einzelheiten vor mir, als war's gestern geschehen. Ich sah die beiden Stadtsergeanten leibhaftig vor mir. Die alte stille Straße war ganz unverändert, und gerade wie damals fiel aus dem dritten Hause von der Ecke ein Heller Lichtschimmer auf das Pflaster.

Und was ist das?! Träume ich denn mit offenen Augen? Leide ich an Gehörsstörungen? Ich befühle mich instinctiv . . .

Nein, es ist keine Täuschung! Mit jedem Schritte, den ich mache, wird die Stimme deutlicher, und jetzt, da ich vor dem kleinen Cafö stehe, das noch gerade so sauber aussieht wie damals, höre ich's genau:

„Ach, sie liebet mich nicht mehr!“ (6» cupo)

Ich war einen Augenblick wirklich ganz ergriffen. Das Echo aus der Jugendzeit rührte mich.

Eine Weile blieb ich vor dem Cafü stehen, an dessen großer Glasscheibe die Worte: „Law ^i-wu“ zu lesen waren. Nun war der Gesang verstummt, ich hatte Bravorufe und leises Klatschen gehört, ich hatte mich gesammelt und trat nun ein.

Hinter dem Zahltische saß die Wirthin, sehr stattlich, sogar ein bischen zu stark geworden, aber noch immer eine recht hübsche, appetitliche Frau, wenn auch eben nicht mehr jung. Vater Adrian befand sich noch im Cabinet

30H Paul lindau in Dresden.

nebenan und unterhielt sich da mit einem Musikenthusiasten. Das Cafö war sehr gut besucht. Es waren wohl zwei Dutzend Gäste da, und auf viel mehr war es nicht eingerichtet. Es schien ein Stammpublikum zu sein. Der Kellner wurde bei seinem Vornamen gerufen. Man unterhielt sich von einem Tisch zum andern hinüber und sprach auch mit der Wirthin in gemächlichem Tone. Sie wurde aber jetzt nicht mehr Madame Octave, sondern „Madame Adrien“ genannt. Ich war natürlich höflich genug, mich nicht darüber zu wundern.

Seit zehn Minuten saß ich nun da, mein „ßloria“ war schon geleert, unverwandt blieb mein Blick auf die offene Thür gerichtet. Vater Adrian ließ sich noch immer nicht blicken. Von Zeit zu Zeit hörte ich ihn auf dem merklich gealterten Instrumente den H-inoll-Aecord anschlagen. Ich verlor die Geduld. Ich erhob mich und trat an die offene Thür zum Cabinet. Er unterhielt sich noch immer mit dem Musikfreunde. Jetzt konnte ich ihn genauer mustern. Die Jahre hatten ihn noch verschönt und geadelt. In derselben Fülle wie vor zwanzig Jahren umwallte das schlichte Haar, das inzwischen stark ergraut war, den gewaltigen Kopf. Auch der volle Bart war fast weiß. Ich dachte unwillkürlich an den König Lear der Steppe. Das Gesicht hatte aber seine Frische voll bewahrt.

Ich überschritt die Schwelle und trat an ihn heran. Etwas verwundert blickte er auf.

„Kennst Du mich noch, Vater Adrian?“ fragte ich ihn.

Er stutzte einen Augenblick. Dann rief er in echtster und wärmster Freude überlaut meinen Namen und schloß mich stürmisch in seine Arme. Der Musikfreund zog sich discret zurück.

„Also setz Dich, alter Junge!“ sagte er nur in aufrichtiger Rührung, während er mich auf ein kleines Polster drückte, das neben dein Pianino stand, „und bevor wir anfangen zu schwatzen — was darf ich Dir anbieten?“

„Ich danke, ich habe eben zum zweiten Mal Kaffee getrunken.“

„Na, ein Glas tius OlmmpIIFNs wirst Du fchon noch bewältigen können.“

«Also gut!“

Er ging in die Wirthsstube und sagte Madame einige Worte. Ihrem freudigen Gesichte sah ich es an, daß er ihr die Ankunft des alten Freundes angezeigt hatte. Gleich darauf tauchte sie unter und holte aus einen, Versteck eine mit einer dicken Staubschicht bedeckte Flasche, die sie dem Vater Adrian zugleich mit zwei Gläschen übergab.

Auf dem Rückwege zu mir blieb Adrian einen Augenblick stehen, zündete ein Streichholz an und gab einem Gast Feuer, der sich höflich bedankte. Ich bemerkte jetzt erst, daß Adrian Hausschuhe trug.

Da saßen wir wieder einander gegenüber. Was hatten wir einander Alles zu erzählen!

Adrian war mit der hübschen Wirthin verheirathet.

vater Adrian. 305

„Wirklich!“ betheuerte er, meinen unwillkürlich etwas zweifelnden Blick beantwortend. „Richtig verheirathet, vor dem Herrn Maire! Seit zwölf Jahren. . . Beinahe acht Jahre waren wir. . . verlobt. In acht Jahren lernt man sich doch kennen, nicht wahr? Nun, ich kann Dir die Versicherung geben, es giebt keine bessere Seele als meine Frau. Und wie sie mich liebt, und wie sie Alles in Ordnung hält. Du machst Dir keine Vorstellung. Sie ist eben auch eine tüchtige Frau. Unser kleines Geschäft geht Gottlob recht gut. Die Gäste hören's gern, wenn ich studire, und mir macht's nichts aus, wenn ein paar anständige Menschen zuhören. Unser Café hat im ganzen Viertel den besten Ruf. Alle Musikfreunde kommen zu uns . . . namentlich in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und vier und Abends zwischen acht und zehn. Sie wissen, daß ich dann studire. Auf diese Weise mache ich mich auch geschäftlich nützlich, ohne meiner künstlerischen Würde etwas zu vergeben. . . Erlaube!“

Er erhob sich, trat an die Thür zum Local, das er beständig im Auge behalten hatte, und rief: „George! Passen Sie doch auf! Herr Charrentier sieht sich schon seit zehn Minuten nach Streichhölzern um! . . . Mit den Leuten hat man seine liebe Noth!“ sagte er, sich gewissermaßen entschuldigend, als er sich wieder mir gegenüber setzte. „Und wenn man nicht beständig hinterher ist . . . Also . . . was ich gleich sagen wollte: seitdem ich im Geschäft bin . . . ich meine,“ verbesserte er sich, „seitdem ich hier studire, lösen wir das Doppelte und Dreifache von früher. Es geht uns gut. Wir sind ja leider allein . . . wenigstens bis jetzt . . . das ist unser einziger Kummer! Ihr habt's berufen mit Euren« Vater Adrian!“

Ich drückte ihm herzlich die Hand.

„Soll ich Dir etwas vorsingen?“ fragte er mich, um auf ein anderes Gebiet überzuspringen und seine Rührung zu meistern.

„Ich wollte Dich darum bitten. Du würdest mir eine große Freude machen!“

„Aber was?“

„Was Du willst!“

„Du kennst natürlich die Meyerbeer'schen Opern, „Nobert“ zum Beispiel?“

„O ja!“

„Dann werde ich Dir die Beschwörung der Nonnen vorsingen. Die soll ich nämlich nicht übel singen,“

„Ich bitte darum.“

Die anvertrauten Laute der H-moll-Arpeggien schlugen wieder an mein Ohr. Im Café wurde es sogleich still wie in einer Kirche.

„Vnioi clouo le8 ck6dri8 . . .“ begann Vater Adrian, gerade wie am ersten Abend unserer Bekanntschaft, und endigte mit dem „Xonns«, m'eutenäs2-von8?“ im Oontra-II, gerade wie ehemals. Doch nicht ganz so.

Die Jahre waren an der wundervollen Stimme nicht unbemerkt vorübergegangen; sie hatten die herrliche Tonfülle vermindert und dem Organe den sinnlichen Schmelz abgestreift. Aber die Stimme war doch noch immer sehr

306 Paul Lindau in Dresden.

schön, ich hörte ihm mit wahrem Vergnügen zu und träumte mich zurück in die liebe Vergangenheit. Auf allgemeines Verlangen der Gäste, das ich warm unterstützte, gab er noch ein russisches Lied zu, von dem er meinte, daß es mir wohl gefallen würde. Es schloß mit den Worten: „Ach, sie liebet mich nicht mehr!“

Nachdem die musikalischen Vorträge vorüber waren, trat Madame Adrien mit discreter Gebeide und anmuthigem Lächeln in das Cabinet, und nun erst erfolgte die Vorstellung.

Wir sagten uns einige Verbindlichkeiten, und ihre Augen leuchteten liebevoll auf, als ich Adrians Stimme und Gesang lobte.

„Nicht wahr,“ sagte sie in ehrlichem Stolze, „ein großer Künstler! Und dabei so tüchtig im Geschäft!“

Ich machte meinem alten Freunde mein aufrichtigstes Compliment.

„Wie lange bleibt der Herr noch in Paris?“ fragte mich Madame Adrien mit dem artigen und liebenswürdigen Lächeln, das ihre Lippen stets umspielte.

„Leider nur noch ein paar Tage.“

„Wie schade! Adrien tritt im nächsten Monat in der Großen Oper auf. Es würde dem Herrn gewiß Freude gemacht haben . . .“

„Ach ja!“ rief Vater Adrian ein. „Das habe ich ganz vergessen. Dir zu erzählen. Director Vaucorbeil hat mir gestern geschrieben . . . nächsten Monat ... Er hat auch meine Antrittsrolle jetzt bestimmt: Bertram im ‚Robert‘.“

Ich beglückwünschte den zukunftsreichen Sänger und verabschiedete mich in freundschaftlichster Weise von Herrn und Madame Adrien.

Lebst Du noch, alter Vater Adrian? Dann werden Dich diese Zeilen schon finden, und gewiß in der russischen Oulter an der Seite Deiner braven Frau. Oder bist auch Du in die Gruft gesunken, aus der Du die leichtlebigen Nonnen der heiligen Nosalia durch die Macht Deines Gesangs einige tausendmal heraufbeschworen hast?

Nun, alter Kamerad, ob hüben, ob drüben. Du wirst mir nicht grollen, daß ich aus der Schule geplaudert — aus der Schule unserer holden Jugend — und Dich wegen Deiner Schwächen ein wenig gehänselt habe. Du bist zwar nicht der großartige Künstler geworden, dem die Mitwelt huldigend zu Füßen liegt, und dessen Namen die Nachwelt dankbar bewahrt. Das Zeug dazu hättest Du vielleicht gehabt, aber es ist Dir eben nicht geglückt — ein klein wenig wohl durch Dein eigenes Verschulden. Dein Dasein hat einen andern Verlauf genommen, aber es hat auch feinen versöhnlichen Abschluß gefunden. Die Liebe zu Deiner braven Frau hat Dich auf die rechte Bahn geleitet. Du hast Deinen wahren Beruf erfüllt. Du bist ein tüchtiger singender Kaffeesieder geworden!

Björnstjerne Björnson.

von

L. Marholm.

— Aerlin. —

? giebt zwei Arten führender Geister: solche, die es für die gesammte Lultur sind, und solche, die es für ein einzelnes Volk sind. Die einen gehen weit voraus, so daß ihre Zeit sie aus dem Gesicht verliert; wenige kennen sie, und noch wenigere erkennen sie an. Sie werden nicht verstanden, ja, sie werden nicht einmal mißverstanden; das Volk, in dem sie geboren sind, kümmert sich gewöhnlich gar nicht um sie; und zwischen den anderen Völkern und ihnen bildet gerade die angeborene Eigenart ihrer Nationalität die Scheidewand, eine Eigenart, die sich im tieferen Sinne immer desto starker ausprägt, je ausgeprägter die Persönlichkeit ist. Sie werden nicht in ihrer Heimat entdeckt, und ehe sie vom Ausland entdeckt werden, ist jener Prozeß mit ihnen vorgegangen, den man euphemistisch „die Abklärung“ nennt, d. h. sie haben sich so lange und in so vielen Büchern entkorkt, bis etwas von der feinsten Blume ihres Geistes, das Allereigenste und Intensivste an ihnen, das Herbste und Stärkste zugleich, verdunstet ist. Auch ihre Nasseigenart ist weggedunstet, darum kann das Ausland sie entdecken. Was dabei mitfolgt, ist eben, daß ihr Allerbestes nie verstanden wird, weder daheim, noch draußen; das köstliche Nrom ihrer Jugend, das Unwiederbringliche geht verloren. Ich könnte manche Beispiele dafür anführen, aber ich will mich begnügen, Ibsen zu nennen. Was weiß das Ausland von seinen« „Per Gynt“ oder „Brand“, den beiden Gefäßen, worin der Ibsensch-norwegische Geist in seiner Völligkeit ohne einen verlorenen Tropfen auf-gesammelt ist? und was seine Heimat an diesen beiden Büchern schätzt, mit Nord und Sild, I[^]III, 189, 21

208 I. Maiholm in Veilin. —

denen Dänemark ihn in Norwegen berühmt machte, das ist das Christliche an ihnen, das selbstquälerische Zelotenthum, gerade der Prozeß also, durch den er das Christenthum in sich auflöste. Er schlug durch aus einem Mißverständnis; gerade wie Garborg jetzt mit seinen „Müden Seelen“; denn Gott Christus oder Gott Alkohol muß man besingen auf der skandinavischen Halbinsel, wenn man der Achtung und Aufmerksamkeit seiner Mitmenschen gewürdigt werden will. Was Ibsen in Europa berühmt machte, das war der europäische Geist, d. h. die construirende Problemsucht einer Zerfallzeit, mit der er in langer Abwesenheit von daheim den Ausfall an heimatlicher Ernährung in sich gedeckt hatte. Und in diesem Punkt hat seine Sensibilität eine ganz ungermanische Verfeinerung erreicht. Denn er sieht, wie die Probleme aus einander hervorkeimen, und sein Senkblei reicht zuweilen in jene Tiefen, die nur die ganz großen Einsamen, die Geburtshelfer neuer Vewußtseinsschichten in der Menschheit, auslothen.

Aber es giebt auch andere, die kommen mit Pauken und Trompeten.

Sie werden populär mit dem ersten, was sie schreiben, und sie bleiben populär, bis sie sterben. Jedes Wort, das sie reden, die klugen und die unklugen, findet tausendfältige Resonanz, wo sie Hinblicken, da vibriren Herzen, was sie anstiften, das findet Nachfolge. Und die Wirkung, die von ihnen ausgeht, ist so groß, daß noch geschlechterlang diese Popularität ungeschmälert bleibt, wie die Sonne lang nach ihrem Niedergang den Himniel mit weichen, feinen Farben färbt, und daß ihr Nachruhm noch die Urenkel suggestionirt und über ihre todten fremden Vorfahrenzüge ein lebendiges nuancenreiches Mienenspiel legt. Das merkwürdigste Beispiel dafür ist Schiller, dessen Kolossalbild im Gedächtniß der Deutschen erst die kommende Generation im Stande sein wird, auf sein natürliches Maß zu reduciren. Das ist eine Art Poplllarität, die sehr tiefe Wurzeln hat. Sie hat nichts gemein mit jener Gattung Nuhm, die einen Dichter plötzlich zum überall gelesenen macht, wie ein Gassenhauer plötzlich überall gesungen wird, und die mit totalem Vergessen auf immer endet. Sie hat ihre Wurzeln im Volkstempement, das sich in seiner derzeitigen Gestimmtheit in der Grmidstimmung des derzeitigen Produkts aus ihm, das ein solcher Dichter ist, cmnplett wiederfindet. Darin beruht das Geheimnis; seiner Popularität, und um sie vollkommen zu machen, muß noch eins hinzukommen: er darf nicht mehr Tiefe haben, als seine Zeitgenossen. Wohin er sich begiebt, dahin müssen ihm die Tüchtigen und Vorgeschrrittenen seines Volks folgen tonnen. Daher bleibt er populär auch in den Perioden seiner vorübergehenden Uupopularität, darum findet er nicht den galligen unversöhnbaren, sondern nur den hitzigen raschuerpuffenden Haß, der umgekehrte Liebe ist. Ihn macht nicht die Fremde in seinen! Vaterland berühmt, sondern sein Vaterland macht ihn berühmt in der Fremde, und er wieder macht sein Vaterland berühmt. Man versteht ihn nicht recht da draußen — auch Schiller hat niemals außerhalb der Grenzen Deutschlands, nicht einmal im germanischen Norden, eine wirkliche Wirkung geabt — aber man hört soviel von ihm.

Vjöstjerne Vjöruso». 3UZ

soviel nationale Begeisterung umjubelt ihn, soviel nationaler Stolz spiegelt sich in ihm, daß man auch draußen Nespect vor ihm bekommt und in ihm einen Gipfelpunkt erblickt. Das Charakteristische dieser Gattung führender Geister ist: sie sind immer Mittelpunkt von Massen, es ist immer viel Lärm uild Leben um sie herum, sie verstehen sich auszunehmen und mit vielen Menschen zu verkehren, sie sind gesellig, mittheilsam, Redner, sie sind öffentliche Persönlichkeiten, die nie aus den Spalten der Presse und dein Munde der Leute verschwinden.

Ein solcher Mann ist Vjörnstjerne Björnson, er ist es sogar im eminentesten Grade. Man kann seinen Namen nicht denken, ohne daß man dabei etwas wie das Gemurmel einer großen Volksmenge zu hören glaubt. In keinem seines Volks sind die norwegischen Grundeigenschaften — die Eigenschaften, die sichtbar an der Oberfläche liegen und stark nach außen wirken — so verkörpert, wie in ihm. Kein anderer Norweger, und vielleicht kein Anderer überhaupt, hat in so verhältnißmäßig kurzem Zeiträume so tief und so in die Massen hinein auf sein Volk gewirkt und eine so ungeheure Macht der Persönlichkeit besessen, ohne je von einer öffentlichen Stellung getragen worden zu sein. Er hat das Kunststück fertig gebracht, die Culturentwicklung seines Landes — die Massencultur — gerade soweit vorwärts zu schleppen und zu treiben, wie seine eigene Entwicklung ging; aber die, welche über die schwerfälligen Tagesmärsche einer Volksentwicklung mit einem Satze ihrer vproductiven Schwungkraft wegspringen — und es giebt auch solche, besonders unter der jungen Generation in Norwegen — denen liegt er wie ein erratischer Block aus der Urzeit im Wege, an dem sie sich zerschmettern.

Und er, der Bewegliche und Wandlungsfähige, ist jetzt an den Punkt gekommen, wo der Mensch festliegt und stabil wird. Es giebt eine Altersgrenze, und besonders für die Geister, in denen die Phantasie die eigentliche Produktionsquelle ist, wo keinen unbekannten Ländern mehr zugewandert wird, sondern wo, ob es auch den entgegengesetzten Anschein hätte, der Mensch nur noch um sich selbst rotirt. Das ist zugleich das Alter der größten, allgemeinen, nicht mehr angetasteten Berühmtheit. Denn jetzt steht der Vorläufer still, und seine Mitwanderer können endlich auch stillstehen und zu sich kommen und ausruhen, und die Nachzügler rücken heran in hellen Haufen und fühlen sich nicht länger als Nachzügler. Jetzt schweigt der Tadel und ruhen die Angriffe, die Verleumder, Ehrabschneider und Verketzerer, die jedem großen Werdenden auf den Fersen sind, strecken dem Gewordenen ihre biedere beglückwünschende Hand entgegen und stimmen mit ein zu seinem Lobe. Und er selbst sieht sich um und ist erstaunt, daß er soweit gekommen, und er fühlt sich religiös gestimmt und wird milde uud versöhnlich gegen Alle, — außer gegen die, welche den Frieden stören, weil sie weiter wollen. Denn wer ein Führer ist, der will auch ein Führer bleiben.

Ist aber jene Altersgrenze erreicht, wo die Mitwelt an ihren führenden Geistern sicher vor Überraschungen ist, das Alter, in den: über berühmte

21*

3^0 I. Martiold in Veilin.

Männer Biographien und Monographien und Gedenkblätter geschrieben werden und ihre Vorbildlichkeit proklamirt wird, — dann ist es auch Zeit, sich kritisch an sie heranzuwagen und das Facit von dem zu ziehen, was sie gewesen sind und geleistet haben, sie durchzucmalysiren in ihren Dispositionen, Anlagen, Richtungen und Neigungen, sie zu durchforschen in Herz und Nieren, in Rückenmark und Gehirn. Und diese Zeit ist für Björnson gekommen, denn der Starke wird am 8. December 1892 60 Jahre alt.

Ich sah Björnson zum erste» Male im Frühling 1887 in Paris. Er wohnte dort mit Frau und Töchtern, der Mittelpunkt der ganzen skandinavischen Colonie, in einer stillen Seitenstraße unweit des Nois de Boulogne, wo er seinen täglichen Bormittagsspaziergang machte. Als ich ihn aufsuchte, empfing mich zuerst seine Frau, eine dunkeläugige, noch schöne Bergenserin mit kurzgeschnittenem grauem Haar, und schien niit mir die übliche Viertelstunde verplaudern zu wollen, da Björnson arbeitete und nicht gestört werden durfte. Alsbald aber öffnete sich die Thür zum Nebenzimmer, ein gewaltiger graubuschiger Kopf streckte sich hervor: eine kolossale Stirn, kleine, scharfe feuchtblitzende Augen hinter der Brille, ein großer, krummer, vorspringender Haken als Nase und ein paar dünne, vor Jähzorn und Energie zitternde Lippen — aber im nächsten Augenblick erweichtes sich diese bedrohliche Totalität in einem gewinnenden Lächeln, und nun kam der ganze Mann zum Vorschein, eine Bärengestalt, nicht mehr als mittelgroß, aber mit Schultern, Armen und Beinen, die den Eindruck einer ungeheuren Muskelkraft machten. Dieser Körper und dies Temperament bedurften es, sich herumzuhauen, um leben zu tonnen, das war der erste Eindruck, den man empfing; und dieser kolossale Muskelmensch war nicht geschaffen, die feinsten und verborgensten Probleme des Lebens herauszufühlen und anzufassen, das war der zweite Eindruck. Zugleich verstand man seine Popularität: dieser geniale Bär hatte etwas bestechend Gesundes, Gerades, Bezwingendes; er repräsentirte den Urtypus des Mannes, den Häuptling, dem alle Heerdennaturen nachfolgen, und bei dessen Anblick allen Weibern heiß und kalt wird. Björnson ist keine distancirende Natur — bei solchen Muskeln hat er's nicht nöthig — und bei seiner Mittheilsamkeit und seinem Redebedürfniß kommt man ihni an einem Tage so nahe, wie Anderen in einem Jahr. Er forderte mich auf, an seinem Morgenspaziergang im Bois theilzunehmen, entledigte sich seines kolossalen Wagnerbaretts, das sein schönhaariges Haupt mehr zu zieren als zu ermannen bestimmt schien, und trat seinen Weg in einer fast dandvmäßigen Eleganz an, die an deutschen Dichtern und Denkern gänzlich unbekannt ist. Die Skandinaven legen ja durchschnittlich ein viel größeres Gewicht auf Kleidung als die Deutscheu, Björnson aber enthielt mir auch seinen individuellen Grund nicht vor und sagte, während er das seidene Futter seines Ueberziehers nach außen schlug: Sehen Sie, ich

Vjörnstjerne Vsöiison. --- 3^

habe Freude an schönen Kleidern, wenn ich vom Schneider einen neuen Anzug erhalten habe, kann ich einen halben Tag vor dem Spiegel stehen, aber dabei vergesse ich keinen Augenblick die großen Culturausgaben, an die wir uns mit unserer Schulterkraft zu stemmen haben.

Wir gingen über die ^1»os äs l'Htuile, und Vjornson sing an, von diesen Aufgaben zu reden. Er redete laut, mit dröhnender Stimme, als hätte er eine Volksversammlung um sich herum. Omnibusse rasselten vorbei, leichte, elegante Wagen flogen auf Gummirädern dicht an uns vorüber, Reiter kamen aus dem Vois — überall galt es hinzusehen, auszuweichen, aufzupassen, ein Gewimmel von Fußgängern machte einen confus; für Vjornson spielte das Mes keine Rolle, er hatte sich allmählich in Hitze geredet, seine Stimme bebte, seine Augen funkelten hinter Thränen, die Vorübergehenden singen an stehen zu bleiben und sich nach der ungewöhnlichen Viirengeftalt mit dein unter den« Cylinder colossal breiten frischrothen Gesicht und dem nagelneuen Anzug umzusehen. Aber Vjornson war von Hause her gewohnt, daß man sich nach ihm umsah und ließ sich dadurch nicht stören. Im Vorübergehen schrie er einen kleinen, verkümmert aussehenden Landsmann an und gab ihm ein Herzenswort auf den Weg; ein englischer Vibelverkäufer wanderte vorbei, hörte die fremde Sprache und bot ihm das Wort Gottes an. Vjornson erinnerte sich, daß er keine Bibel besaß, und fing eine weitläufige und beschwerliche Unterhaltung mit dem Manne an, die damit endete, daß er ihn zu sich bestellte, um ihm bei Gelegenheit zu Hause eine Vibel abzukaufen. Schließlich gelangten wir in's Vois. Wir gingen zwischen den duftenden Akazien hin, an der Cascade und den geschlängelten Seen vorüber, gingen und gingen, den Frühlingszauber dieser halb südlichen Landschaft um uns herum, in die süße Schwerinuth und die wohlige Ermattung, die der Vorfrühling in Paris nüt sich bringt, hinein. Aber Vjornson fühlte weder Schwermuth noch Ermattung. Aufgeregt und eine physische Energie ausstrahlend, als hätte er ganze Ladungen einer elektrischen Vatterie in sich, sprach er von dem Probleme, wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib sich zu gestalten habe. Sein großer Roman: „In Stadt und Hafen wird geflaggt“ (deutsch: Thomas Nendalen) mar vor nicht langer Zeit erschienen, und das Anflngscapitel von: „Ans Gottes Wegen“ war eben fertig geworden. Er bekannte, daß er früher nicht gewußt habe, um was es sich handelte, er habe nicht physiologische Kenntnisse genug dazu gehabt. Er habe in seiner ganzen Production das Verhältniß zwischen Mann und Weib noch in der alten Weise als etwas auf dem physischen Bedürfniß Begründetes aufgefaßt, worüber kein Wort zu verlieren fei. Aber der moderne Mensch will das nicht mehr. „Nein, er will das nicht mehr,“ sagte er mit dröhnend zitternder Stimme. „Er will darüber hinaus. Die besten Männer und die besten Frauen haben jetzt andere Aufgaben, sie erkennen die Aufgabe, bei der Veredlung des Menschengeschlechts Hand in Hand zu wirken. Sie wollen das nicht mehr, sie wollen eine höhere Verbindung zwischen einander. Und sie

21,2 I. Maiholm in Veilin.

werden immer mehrere. Alle die besten Männer und Frauen sind einig darin, und die Zahl der Vesten wächst mit der wachsenden Erkenntniß. Und die Zeit wird kommen, wo das die natürliche Form der Beziehungen zwischen edlen Männern und Frauen sein wird, daß sie nichts Anderes wollen, als eine geistige Vereinigung."

Ich schwieg betroffen. Diefte Lehre gefiel mir nicht, und in dem Munde dieses vierschötigen Riesen war sie, milde gesagt, etwas wunderlich. Vjörnson verhielt sich eine Weile still, ich auch. Als die Pause verstrichen mar, die sonst seine Zuhörer mit eineni beifälligen Gemurmél auszufüllen pflegten, fing er belehrend an:

„Ich dachte mir das auch nicht früher. In meiner Jugend lebte ich wie Andere, ich schweinigte mich zu. Aber ich wußte es nicht besser. Keiner sagte es mir. Hätte ich damals gewußt, was ich jetzt weiß — ich hätte es nicht gethan. Aber vor ein paar Jahren war ich in Amerika. Und dort sind sie weiter als hier. Und dort sprach ich mit amerikanischen Aerztinnen, Und die gaben mir Klarheit darüber. Die haben mir's deutlich und anschaulich aufgezeichnet. Die Kraft geht hierhin oder dorthin. In's Gehirn, oder in — die Fortpflanzung. Es ist immer nur ein bestimmtes Maß vor--Händen, es kommt nur darauf an, wo sie lokalisirt wird. Zum Höchsten, oder zum Niedrigsten, die haben es mir klar und anschaulich gemacht. Es ist kein Muß, es ist kein Naturzwang. Das ist nur lockeres Gerede. Und das Weib muß den Anfang machen, sich gegen seine Herabziehung aufzulehnen. Weib nmß sich mit Weib verbinden und sich einander die Hand reichen. Ihr wüßt Euch unter einander stützen, dann könnt Ihr den Männern: vorschreiben. Das ist nur Lockerheit, das Gerede von dem Nichtkönnen. I. B. Sie," wandte er sich unverhofft an meine Person, „Sie sind frisch und stark. Haben Sie Anfechtungen gehabt?"

Ich versicherte ihm selbstverständlich, daß ich keine gehabt hatte. Ich konnte cö mit um so besserem Gewissen, da offenbar nur eine sehr grobe Form gemeint war. Vjörnson nahm mich nach Hause mit und gab mir seinen „Handschuh" in FrI. Klingenfelds deutscher Uebersetzung uud seiner neuen rigorosen Bearbeitung zur Lektüre mit. Wir sahen uns noch öfters, aber ohne, daß ich je wieder in einem so langen Gespräch unter vier Augen ZuHörerin war. Ich war doch nicht der rechte Nesonnanzboden. Ich muß noch zur Aufklärung etwaiger verwunderter Leser hinzufügen, daß solche Conuersationen in den Jahren der Sittlichkeits- und freien -Liebe-Bewegung für die literarischen Unterhaltungen im Norden tyuisch waren.

Ein Jahr später war ich in .Kopenhagen, als Björnsons große Sittlichkeitstourn^e angekündigt wurde. Es war einer der größten Theatersäle Kopenhagens, wo er sprach. Vom Lande waren Schnüren „aufgeklärter" Bauern gekommen, die sich in ihren schwarzen Halstüchern und kurzen Backenbärten schwerfällig und fremd durch die Parquetreihen zwischen Kopenhagener Elegants und würdigen Damen reiferen Alters drängten. Der große Raum

Vjölntjerne Vjörnso,!. 2^3

war zum Brecheil voll. Ich hatte ein Billet zu dem Festabend, den ein Ausschuß der Kopenhagener „Fortschrittsfmuen," die Elitetruppe der Emancipation, Njörnson gab, und wollte nach dem Vortrag dahingehen. Björnson erschien. Auf der Bühne, vor dem herabgelassenen Vorhang, stand ein Katheder, und er bestieg es. Er stand da wie ein aufrechter Löwe, mit gesträubter eisgrauer Mähne, die Augen zusammengekniffen, die Lippen zusammengekniffen, die verkörperte fanatische Energie, Is mZIs für die Massen. Er sing an zu sprechen. Er donnerte und säuselte, die Worte sielen hart wie Steine, dann bebten Thränen in seiner Stimme, er befahl, und er überredete, er mar Gelehrter, Seelsorger, Prophet und Büttel. Auf die Kopenhagener wirkte das Alles nicht besonders tief. Sie applaudirten ihm passend, — aber die Dänen fühlen sich, und nicht nur in den höheren Gesellschaftsschichten, doch zu sehr als ästhetisch-kritische Geister, als Träger einer alten, verfeinerten Cultur, um je auf die einfacheren norwegischen Mittel anzubeißen. Später aber bereiste Björnson die Provinzstädte und Landflecken in ganz Skandinavien und säte überall seine Saat, und sie ging reichlich auf. Ich ging nach dem Vortrag nach Hause, enttäuscht und verstimmt. Es hatte Alles so hohl geklungen und vor Allem — es war Alles der Vergangenheit dieses großen Dichters und den Erwartungen, die gerade jetzt die besten Geister der drei Länder auf ihn setzten, dm Hoffnungen, die sich in der jungen Generation an ihn — und nur an ihn knüpfen konnten — so wenig entsprechend. Mir graute vor den Reden, mit denen die Wortführerinnen eines Dutzends alter Mädchen und eines zweiten Dutzends unbefriedigter Frauen ihn nach dieser That feiern würden. Der Vortrag, den er „Einheirath und Vielheirath" nannte, und der in Deutschland unter dem Titel „Monogamie und Polygamie" sehr bekannt ist, war der Scheideweg, an dem sein Gestern zu seinem Morgen das: „Bis hierher und nicht weiter" gesprochen.

Für die Kopenhagener war er zu craß und zu pathetisch gewesen. Aber je weiter er an kleineren Orten und fernerer Culturcentren herumkam, desto mehr wirkte diese Craßheit und dies Pathos, und da von dieser Tournee an ein Unischlag in der Moralauffassung der Skandinauen stattfand, ein Umschlag, dessen Träger und Trägerinnen alsbald das Familien- und das öffentliche Leben beherrschten, ein Umschlag, der auftrat mit der Macht einer Zeitdisposition, deren Sprachrohr Björnson gewesen, und da diese Zeitdisposition in Deutschland auch immer mehr Boden gewinnt und sich immer sicherer heruorwagt — um so sicherer, je mehr sie sich bewußt wird, Ausdruck einer Klassenempfindung zu sein, — so bedarf sie auch hie der näheren Erörterung. Wovon handelte Björnsons Vortrag?

El war — mehr in's Einzelne durchgeführt — eine Wiederholung jenes Gesprächs im Vois de Voulogne, nur eine größere Verallgemeinerung desselben; denn er handelte nicht mehr von edlen Männern und edlen Frauen, sondern von allen Männern und allen Frauen. Er hatte zwei Grundariome,

2⁴ I. Marl, olm in Verlin.

von denen er ausging: die völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, resv. der Ehefrau mit dem Ehemanne, und die unbedingte Anpassungsfähigkeit der Säugethiere.

Ob letztere in die deutsche Ausgabe des Vortrags: „Monogamie und Polygamie“ mit aufgenommen ist, weiß ich nicht, da ich ihn nicht zur Hand habe. In seiner Tournee aber stützte Björnson die beabsichtigte Reform des Geschlechtslebens, außer auf die Aussprüche amerikanischer Aerztinnen, auf folgende Anekdote: er traf einen Mann, der hatte einen großen Käfig, in dem hielt er einen Hund, eine Katze, eine Ratte, eine Maus und einen Vogel. Er fütterte sie alle gut und lehrte sie durch Erziehung die natürlichen Instinkte der Feindschaft überwinden und friedlich miteinander auskommen. „Und sie gediehen alle so gut, so gut, und hatten einander so lieb, so lieb.“

Das Charakteristische an dieser Geschichte, woran Björnson — jedenfalls anfangs — nicht selbst gedacht hat, ist: der Käfig und die Hausthiere.

Es ist bekannt, wie sorgsam in zoologischen Gärten die reißenden und die friedlichen Thiere von einander getrennt gehalten werden, da letztere, auch ohne erste« zu sehen, an dem bloßen Gerüche derselben verkümmern und zu Grunde gehen. Aber Björnson setzt zunächst als gegeben den Käfig voraus: den großen Käfig der Gesellschaft und in ihm lauter generationenlang gezähmte, in ihren Instinkten abgestumpfte und faul gewordene Hausthiere und Hausparasiten. Zu satt, zu faul und zu degenerirt, um miteinander zu kämpfen, vegetiren die lieben Thierchen instinktos neben einander hin, was gutgenährte Hausthiere sogar auch ohne Käfig zu thun pflegen. Und mit einem kühnen logischen Salto mortale wendet er dies Verhältniß auf die centralste und complicirteste Beziehung der Menschen zu einander, die sexuelle, an. Wenn sogar die unvernünftigen Thiere ihren eingeborenen Instincten zu entsagen vermögen, folgert er, warum sollte der Mensch nicht auch durch vernünftiges Zureden, Beispiel und generationenlange Erziehung dazu gebracht werden können, seinen stärksten Trieb moralischen Vorschriften anzupassen und endlich das christliche Ideal, die reine Geschlechtslosigkeit zu erreichen? Ist die Jungfrau der „gebildeten Klassen“ nicht rein? haben wir nicht viele Millionen reiner alter Jungfern? Warum follen wir denn nicht reine alte Junggesellen, oder reine junge Junggesellen haben können? Auf ihr Weiber, streikt, weigert Euch, „die Waschanstalt für schmutzige Männer zu sein!“ Vor diesem Vortrage hatte Björnson dies Thema schon zweimal behandelt: in „Thomas Rendalen“ („Es wird geflaggt“) und im „Handschuh“, der in Deutschland bekannter ist. Und in beiden Werken proklamirte er, daß es nur eine Moral für Mann und Weib gebe, — die Moral des Weibes.

Und die skandinavische Frauenemancipation taufte sich auf seinen Namen und auf sein Aekenntnitz. Das Leben, das Temperament und der Kraftüberschuß des Mannes wurde unter den Horizont des Weibes gebracht, und das ewig Active sollte sich ummodeln lassen von dem ewig Passiven, weil letzteres statistisch — in der Mehrheit war.

NjörnsIjerne Vjainson, 3⁵

Zur selben Zeit, als Vjörnson diese Rede hielt und diese Bücher schrieb, stand jene andere Bewegung im Norden auf ihrem Höhepunkt, die von ihren Gegnern und den eniaucipirten Vürgerstüchtern als „freie Liebe“ verschrien wurde. Ihre Führer waren Arne Galborg und Hans Jäger, und sie plaidirten im Allgemeinen für das socialistische Ideal: die Gesellschaftsverhältnifse seien so zu ordnen, daß die Prostitution unnöthig würde, weil Männlein und Weiblein zeitig genug zu einander kommen könnten und die Ehe nicht länger ein Sakrament sei. Beide Theile wollten also die Prostitution abschaffen, ein Uebel, von deni man in Deutschland nicht laut redet, für dessen Ausrottung sich aber auch hier die noch in den Windeln liegende Frauenemancipation lebhaft interessirt. Die Garborg-Iäger'sche Richtung aber wollte es durch die ökonomische Ermöglichung früher, aus Liebe geschlossener Verbindungen, die Björnson'sch-ftauenrechtlerische Richtung wollte es durch — Kasteiung des Fleisches.

Kein Thema hat im Norden ein so ungeheures, anhaltendes und allseitiges Interesse gefunden, wie dieses. Unter dein Druck von Björnsons Autorität gerieth die nordische Frauenemancipation in eine ausgesprochen mannfeindliche Richtung, ja sie führte in Schweden in der Literatur und dem öffentlichen Leben zn einer wahren, pietistisch gefärbten Weiberherrschaft. Und wird die Emancipation in Deutschland einmal in die Posten des weichenden Militarismus einrücken, so wird, dafür sind die Anzeichen vorhanden, auch hier der Geist Björusons über ihr fein.

Wie aber war es möglich, daß diese massiv männliche Natur, dieser ungestüm vorwärtsdrängende große Dichter sich in die Sackgasse der christlichen Askese, in die Schlupfwinkel der Degeneration verirrte und — da die Jahre, wo der Menfch stabil wird, gekommen waren — nicht wieder herausfand? Hier ist die Stelle, wo alle die vielen Fäden, in denen sich das Björnson'sche Leben aneinanderspanu, zu einem Knotenpunkt zusammenlaufen, von wo man zu allen Stationen seiner Production und von ihnen zurück wieder in den Mittelpunkt seines Wesens gelangt.

In seinen Lebensphasen rollte sich ein Stück Zeitgeschichte und Klassenbiographie ab, gipfelt in ihm, läuft in ihn, aus und findet in ihm ihr Ende. Der Typus der politisch und social im Norden herrschenden Kleinbürgerlichkeit ist in ihm scharf geschnitten ausgeprägt wie in einer Vronzemedaille.

Ehe wir aber auf dies Capitel kommen, betrachten wir seinen Entwicklungsgang und seine gegenwärtige Geltung bei seinem Volk.

Man kann nicht sagen, daß Björnson in der Vürgerklasse eine unbedingt kritiklose Anerkennung findet. Kein Prophet ist angesehen in seinein Vaterlande. Die agitatorischen Naturen wirken immer am stärksten auf die uächste Gesellschaftsstufe unter ihnen. Darum hat auch Björnson seine größte geistige Wirkung auf die skandinavischen Bauern und die Frauen ausgeübt.

Ich reiste vor einigen Jahren in Norwegen: zn Fuß und mit dem nationalen Beförderungsmittel, den Skyds. Es ging langsam, aber es

3^6 I. Marholm in Verlin.

brachte mich in eine Menge zufälliger Berührungen mit den Landessöhnen. Bald traf ich einen Bauern auf dem Heimweg von seinem Säter nach seinem Hofe, der sich bereit fand, stundenlang mein Führer zu sein, und mir dabei mit würdiger Zurückhaltung Einblicke in seine Bewunderung für Björnson als politischen Redner gestattete, bald mußte ich in einer Skydsstation auf Pferde warten und betrachtete unterdessen in der engen Stube des Skydsvorstehers ein kleines Bücherbrett über seinem Schreibtisch, auf dem Björnsons ältere Jahrgänge fast komplett standen. Bald fragte der neben mir sitzende Skydskerl selbst, ob ich Björnson kenne? Alle die wandernden Lehrerinnen und Buchhalterinnen, die mit dem Ranzen auf dem Rücken ihre heimischen Gebirge in strammen Dauermärschen durchzogen, führten seinen Namen auf den Lippen und seine Bücher im Herzen — nur von zwei Büchern, den beiden Dramen, wo Björnson's Genie am hellsten und reinsten leuchtet, dem „König“ und „Ueber Vermögen“, war nie die Rede, das war Caviar für's Volk. Und als ich hoch oben, am Fuße des Skineggen, mitten in Iötunheimen zwischen ewigen: Schnee, einen alten hageren Valdreöbauern, der dort die sechs Sommerwochen lang das Touristenhaus hielt, fragte, wie ich von hier am nächsten zu Vjörnfon kommen könne, antwortete er beifällig: „Du kennst Björnson, Du bist ein aufgeklärtes Frauenzimmer. Wende Dich nur an mich, ich werde Dir Alles sagen, was Du wissen willst.“ Er ging hinein und holte die große Gebirgskarte von Norwegen, breitete sie zwischen sich und mir über den kurzen Weidekräutern aus, fuhr mit dem Finger darauf hin und her, hinüber in's Gudbrandsdal und dort nach Süden, machte an einem Punkt Station und sagte: „Hier liegt Aulestad, Björnsons Hof. Da dürfen Alle hinein, die wollen. Du auch.“ Und nun begann eine lange Auseinandersetzung darüber, wie und warum der Bauer Björnson schätze, daß er ein „volklicher Mann“ sei, ein Mann, der „geradeaus“ geht; und was für beschwerliche Fahrten er und seine Nachbarn gemacht hätten, um ihn, weit weg von ihrem Heimsitz, hier oder dort auf einer Volksversammlung zn hören. Und weit von da, im behäbigen Dänemark, wo die Bauern kurz und rund, aber nicht weniger eifrige Zeitungsleser und Politiker, als die norwegischen Bauern sind, ertheilte mir ein selbstsicherer Sören Sörensen in einem Eisenbahncoup^ dritter Klasse auch das ehrende Prädikat eines „aufgeklärten Frauenzimmers“, weil ich ihn meine Bekanntschaft mit Björnson merken ließ. Björnsons Name, das ist ein sicherer Empfehlungsbrief in den drei skandinavischen Bauernländern. Und noch nicht viele Monate ist es her, als er am Himmelberg auf Lütland für Schiedsgerichte, allgemeine Entwaffnung und Völkerfrieden redete und unklug-klug, wie er zu handeln pflegt, die Pastoren, seine alten Widersacher, zur Mithilfe am Friedenswerk im Namen ihrer Religion herbeirief, da hatte sein Name vermocht, in diesem Jahr der Schlawfrheit und Entmuthigung für das dänische Volk, 30 000 Zuhörer um ihn zu versammeln. Worauf berulit diese ungeheure persönliche Macht?

Vjörnsljærne Vjörnsón. 3⁷

Ich will es hier gleich in zwei Sätze formulieren. Sie beruht darauf, daß der Bauernstand sein eigen Fleisch und Blut in ihm erkennt und daß er den Bürgerstand stimuliert. Im Norden haben sich die mitteleuropäischen Klassengruppierungen zu einer ganz leicht überschaulichen Form simplifiziert. Es giebt keine Socialdemokratie und keinen Großindustrialismus, an ihrer Stelle stehen der als politische Macht festorganisirte Bauernstand und die den ganzen Beamtenstand und die Negierungsmaschinerie liefernde Kleinbourgeoisie, — die Kleinstaaten-Bourgeoisie. Aus dem Bauernstand ging Björnsón selbst hervor und in die Bourgeoisie in jungen Jahren über. Von den späteren Generationen Bauernsöhne, die Dichter wurden, ging keiner mehr in die Bourgeoisie über, sie gingen Alle über die Bourgeoisie weg. Björnsón ist im Norden der Einzige, der diese eigenthümliche Mittelstellung einnimmt. Dagegen geht jährlich ein nicht unbedeutender Procentsatz des Bauernstandes: Pastoren, Gymnasiallehrer, Aerzte, Juristen, Kaufleute gewordene Bauernsöhne — ja, auch einfache reiche Bauergutsbesitzer, in die Bourgeoisie über, weil das feiner ist. Die nordische Bourgeoisie nun aber, die Kleinstaatenbourgeoisie, stellt den Typus der sich überall in allen europäischen Ländern vollziehenden Decadence des Bürgerthums vielleicht am reinsten dar, wie der skandinavische Bauernstand, mit einem ganz anders gesunden Kraftfond als die Socialdemokratie, die zur Macht aufsteigende Klasse verkörpert. Diese skandinavische Bourgeoisie mit ihrem engen, nur von den letzten Wellen der ausrollenden europäischen 48 er Bewegung berührten Horizont, mit ihrer beamtenmäßigen Selbstzufriedenheit, ihrer Moralschnüffelei, ihrer Anständigkeitsmanie, ihrer ruhebedürftigen Stagnation, ihrer Kleinlichkeit und sexuellen Verkümmertheit und Verheucheltheit hat Ibsen in seinem ganzen Leben mit Skorpionen gezüchtet — Ibsen, der revolutionär gewordene Bourgeois —; Björnsón, der Bauernsohn, hat sein halbes Leben lang in seinen Neformdichtungen gegen sie polemisiert, ihre Lebensanschauung — die bürgerliche Lebensanschaulumig — aber doch immer als höchste Norm betrachtet. Ibsen nahm „Hedda Gabler“, die in Deutschland wenig verstanden worden ist, die Tochter des ewig komischen norwegischen Militärs, denn das höhere norwegische Militär ist die beliebte Versorgungsstätte der decadirenden Söhne des decadenten norwegischen Beamtenthums, und es hat sich noch neulich bei den norwegischen Herbstmanövern erwiesen, daß der norwegische Bauer-Soldat Alles, die Eommandirenden nichts leiste» können, — also Ibsen nahm diese höhere Beamtentochter mit der höheren Beamtenmoral und analysierte sie auf als das, was sie war, ein geschlechtsloses Nichts, das sich dumm verkauft, das die Frucht in ihrem Schöße verabscheut und von der Weibnatur nichts mehr, als die ohnmächtige lüsterne Neugier übrig hat; und er wirft sie zu den Todten mit einer todten ästhetischen Formel in ihrem Munde — er nimmt sie und formuliert ihr ganzes Wesen auf die erschöpfte Vitalitätskraft hin, die zur Selbstmordmanie wird. Björnsón nimmt Svavll, die Tochter eines sehr verbrauchten Großkaufmanns, eines

3^8 I. Marholm in Veilin.

alten Gecken, die ihr Herz in einem altjüngferlichen philanthropischen Gespräch mit einem jungen Mann entdeckt und nach einem Hintertreppengeklatsch diesem jungen Mann den Handschuh in's Gesicht schlägt, weil er nicht altjüngferlich wie sie, sondern Don-Iuanlich wie ihr Vater gelebt hat, und er stellt der banalen Frivolität der männlichen Bourgeoisie die banale Aserualität der höheren Tochter als die alleinseligmachende neue Moral gegenüber.

Natürlich ging Vjörnsons „Handschuh“ auf den bürgerlichen Theatern mit Pauken und Trompeten, und Ibsens „Hedda“ wurde todtgesprochen. Und während der Bürgerstand überall mit Neugier und Grauen Ibsen betrachtet wie den Todesengel, der das Zeichen an seine Thüre setzt, begrüßt es Björnson wie einen berühmten Arzt, der einen sicher retten kann, wenn nur eben die Krankheit nicht gerade tödtlich ist.

Ueber das Alles läßt sich der skandinavische Bauer keine grauen Haare wachsen; der Frmenemancipation aber als socialer Bewegung ist er im allgemeinen wohlwollend gesonnen. Daß die Frauen mitarbeiten und mituerdienen, — das ist er ja von Alters her gewohnt; haben sich doch seine Schwestern und Tanten als Mägde allein durchgeholfen. Daß das Weib über sein Eingebrahtes auch verfügt, ein scharfes Auge auf Ausgaben und Einnahmen hat und in allen Haus- und Hofangelegenheiten ein entscheidendes Wort mitredet, das ist auch altes Herkommen; und von dem Matriarchat der Bauernmütter wissen die nicht allzu ungefügigen Vauernsöhne ein Lied zu singen. Eheliche Untreue ist den: Bauern schon deswegen ein Gräuel, weil er dem Städter nicht gönnt, wozu er selbst keinen Zugang hat, und das lockere Jugendleben der „müssiggehenden“ Bürgersöhne verachtet er, sintemal er sich selten mit einer anderen, als seiner späteren „Alten“ vergeht. Und da er Alles unter dem Gesichtswinkel der Nützlichkeit betrachtet, so hat es seine vollkommene Billigung, wenn die Töchter nicht nur nichts mehr kosten, sondern noch viele schöne, harte Thaler verdienen und zusammenlegen können. Daß sie dabei gewöhnlich ehelos bleiben — ja, für was ist was, sie haben dafür doch das gute, blanke Geld, und man kann sie beerben. Der Bauer betrachtet das Geschlechtsleben nicht ästhetisch und sensualistisch wie die höhere Bourgeoisie, die es gewissermassm mit unter die Kunstgenüsse rubricirt, — für ihn ist es eine Verrichtung wie melken, düngen, ackern; hat man das eine nicht mehr nöthig, so kann man auch gleich das andere sein lassen. Er hat nichts von der Prüderie des Städters, der in dem geraden Blick auf das Naturleben etwas Anstößiges sieht; aber er hat doch auch seine Prüderie; duldet der Städter eine öffentliche Erörterung und das unverwässerte hohe Lied der Liebe aus moralischen und ästhetischen Schulbedenken nicht, so will der Bauer es nicht gedruckt lesen, weil es für ihn das ganz Alltägliche, das allzu Gewöhnliche ist. Und so wurde Vjörnson für Bourgeoisie und Bauernstand mit feinen Veredlungspredigten der rechte Mann; eben weil das so etwas von einer Erbauung, einer Sonntagspredigt hatte, die man anhört.

Vjörnsterne Vjörinson, 3⁹

wenn man seine besten Kleider anhat, aber die übrigen sechs Wochentage bei der Arbeit nicht so ernst nimmt.

Und als ich nun nach Gudbrandsdalen kam, da war ich schon wie auf Vjörnson's eigenem Grund und Boden. Alle Menschen wußten Bescheid, wie weit es noch bis zu ihm war; und schließlich kutschte mich ein kleines Bauernmädchen die zwei letzten Wegstunden zu ihm hin, sprang, während es zwischen reichen, zweistöckigen Bauernhöfen, die auf fruchtbaren Weideabhängen emporstiegen, hinging, unversehens vom Wagen, öffnete ein Gatter, sprang wieder auf, fuhr in einem schönen Bogen, ohne mich zu fragen, durch die Pforte und den Fahrweg zu einem großen Gebäude hian, schwenkte um die Ecke und hielt vor der Thür des Björnson'schen Landsitzes.

Draußen unter dem weituorspringenden Dach saßen seine Frau und Töchter in einem Kreise von Gästen, die das Haus beherbergte. Der Dichter schrieb, aber empfing mich. Er saß, mit den Füßen auf einem Eisbärfell, das eine Gruppe Fortschrittsfrauen ihm geschenkt hatte, auf einem Postament eine Colosfalvase mit geschnittenen Rosen neben sich, an seinem Schreibtisch in der niedrigen, großen Bauernstube. Er erzählte mir: es sei ein uraltes Bauernhaus, das er gekauft und den modernen Bedürfnissen angepaßt habe. Man ging zu Tisch in der ehemaligen alten Gesindestube, wo jetzt, statt der Knechte und Mägde, dänische, schwedische und finnische „Frauensach-Frauen“ um den Tisch saßen. Nach dem Mittagessen nahm man den Kaffee im Salon ein, dem ehemaligen Bauerntanzsaal, jetzt im pariserischen Geschmack mit Blumengruppen, Chaiselongues, mit rother Gaze gefütterten ErLmegardinen, Bibelots und Gemälden ausgestattet. Eine alte Dame kam herein mit Adlerprofil und gelben Rolllöckchen über den Ohren, untersetzt und massiv breitschultrig, die Gesichtsfarbe frischroth und die kleinen Augen feucht und blitzend — der weibliche Björnson. „Meine Mutter,“ sagte er, „sie ist neunzig Jahr alt.“ Und diese Hünenmutter, selbst Hünin, sprach und grüßte lebhaft und beweglich wie eine Sechzigjährige. Als man den Kaffee getrunken, führte Björnson mich hinaus auf den neuangebauten, rundlaufenden Balkon. Er blickte über das sacht ansteigende, fruchtbare Land und sprach: „Unser Volk wird verdorben. Die Lüge ist in unserer Presse und in unserem Leben. Ich schreibe eben an einem Artikel gegen die Lüge, die uns verpestet.“ Und er machte eine große Armbewegung weit über das weite Land und rief: „Die Lüge muß weg!“

Ich nahm Abschied, da meue kleine Kutscherin wartete. Wir gingen zurück durch das alte niedrige Bauernhaus mit dem koketten Pariser Meublement und dem massiven Ehrensilber in den Glasschränken. Und während ich wegfuhr und an den Widerspruch zwischen diesem Haus und seiner Einrichtung dachte, hörte ich seine mächtige Stimme in's Land rufen: die Lüge muß weg!

320 r, Maiholm in Verlin,
II.

Björnsons Vorfahren väterlicherseits waren freie Bauern gewesen. Auch sein Vater war erst Bauer, beschloß aber später Theologie zu studiren, wurde Pastor und verheirathete sich mit der Tochter eines angesehenen Pastorengeschlechts. Im Kvikne-Pastomt, in einem der Thäler des Dovrefjelds, wurde Björnson am 8. December 1832 geboren. Seine ersten Kindheitseindrücke in dieser abgelegenen, armen, öden, fast neun Monate lang verschneiten und unzugänglichen Gegend hat Björnson selbst in der kleinen Nouellette: „Der Falbe“, der Geschichte eines Hengstes, beschrieben. Diese Nouellette ist vielleicht das vollendetste kleine Kunstwerk und zugleich das echtteste Stück Natur, das aus Björnsons Feder gekommen. Er schildert darin sich selbst als Kind und seine beiden Spielgenossen, ein Ferkel und ein Füllen. Eine verletzlichere und zartere Dichternatur, als die Björnsons, hätte aus der furchtbaren Starrheit, Oede und Abgeschiedenheit dieses Landstrichs, aus dem schreckenden Eri>n dieser ersten Eindrücke wahrscheinlich für immer einen melancholischen, insich» gekehrten Zug davongetragen, Björnson wuchs darin, keck und verwegen wie der Falbe, dessen Liebesabenteuer, Streitbarkeit und Berühmtheit er mit warmem Interesse begleitet und berichtet. „Der Falbe“ gehört zu den besten Stücken Thierpsychologie in der gesammten Literatur und hätte Björnson die Naturseiteu der Menschen mit ebenso ehrlichem Gemüthe zu schildern gewagt, er wäre der größte Schilderer unzusammengesetzter psychophysiologischer Vorgänge geworden.

Als er sechs Jahre alt war, wurde sein Vater nach Nässet (Näß ^ Vor- gebirge) in Nomsdalen versetzt, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Norwegens. Später kam er auf die lateinische Schule in der kleinen Stadt Molde und siebzehn Jahre alt als Student nach Christiania. Gesellig und nach außen lebend, voll unregierlicher Jugendkraft und tumultuarisch angelegt, wie er war, kam er früh in Berührung mit allen regsamen Geistern und den späteren leitenden Männern seiner Heimat, mit Allsmund Vinje und Sars, mit Ibsen, Jonas Lie u. A. Er versagte sich nichts und führte ein übermüthiges Jugendleben. Dabei war er noch ein gut orthodoxer Christ, ein ganz auf Gestaltung, gar nicht auf Kritik veranlagter Geist.

Zur selben Zeit, als in Deutschland das Bürgerthum in der Blüthe seiner geistigen Kraft stand und die ganze deutsche Jugend stmußianisch und feuerbachig dachte, nährten sich im Norden die Geister an theologischer Sveculation. Der erste, der sie von dieser dünnen Weide allerdings noch nicht weiter als im christlichen Kanaan in die Runde führte, war Grundtvig. Er war gewiß im Punkte der Heilswahrheiten so rechtgläubig wie einer, und als Denker bedeutend confus, er schuf aber trotzdem in dem sogenannten Grundtvigianismus eine Bewegung, die noch in seiner Heimat Dänemark die Majorität des Volkes für sich hat und in Norwegen und Schweden nur in deni, dnrrch das düstere fanatische Volkstemvermnent bedingten Pietismus einen Damm fand. Die That Grundtvigs, der als achtzigjähriger Greis,

Vjölntsteine Vsörnson. 22^

Bischof und hochangesehener Geistlicher in den sechziger Jahren starb, war die Befriedigung des Gefühlslebens. Er setzte das Gefühl, in der Religion wie im Leben, als das Erste und einzig Lebendige, und von ihm ging die große skandinavische Volksweckung, die Weckung des Bauern zu individuellem und Standesbewußtsein aus, die zu der Begründung unzähliger, den ganzen geistigen Horizont des Nordens beherrschender Bauernhochschulen führte. Von Grundtvig hat, nach meiner Ansicht, Björnson die stärksten und dauerndsten Einwirkungen in seinem Leben erfahren, Einwirkungen, die immer wieder durchschlugen und deren Unverlöschlichkeit — auch nachdem eine ganz andere, ganz anders moderne Weltanschauung sich seines Verstandes bemächtigt — in dem Grade, wie das Alter sich nähert, stets stärker sichtbar wird. Denn die Wirkung Grundtvigs auf Björnson beruhte weit weniger auf einer geistigen Besitznahme, als auf einer Affinität ihrer Persönlichkeiten. Björnson kam aus der starren Rechthaberei und der Empfindungslosigkeit des stagnierenden norwegischen Geisteslebens, das seinen jungen Schöpferdrang unterband, und er fühlte sich erwärmt, erweicht, flüssig gemacht durch die von Grundtvig gelösten Gefühlsimpulse, geheimnißvoll befruchtet in den feuchten schimmernden Nebeln dieses unklar machtvollen Geistes. Gerade die Unklarheit an Grundtvig, das rhetorisch Undistincte, das wogend Unformulirbare, Volksläuterung und Nationalerhebung, Verbrüderung und allgemeiner Aufschwung durch die Macht der Dichtung — Alles, was man damals nordische Renaissance nannte und im Einzelnen nicht genau zu definieren vermochte. Alles dieses und vor Allem die religiöse warme Nebelatmosphäre, der Glaube an die Berge versetzende Macht des Gefühls — also mit anderen Worten an die Macht der eigenen Persönlichkeit —, Alles das zusammen war der rechte Frühlingswind, unter dessen Hauch alle Knospen des Björnson'schen Dichtergenies sprangen. Denn Björnson ist kein überschauend denkender Geist und was man im höchsten Sinne einen hellen Kopf nennt. Und das ist keiner unter den anderen und größeren skandinavischen Dichtern. Dazu ist die intellectuelle Erziehung der nordischen Völker von zu jungem Datum. Dafür aber hatte er, und die andern auch, den frischen, unvertummerten Sinn, den undressirten, unabgestumpften Blick für das Individuelle in den Lebenserscheinungen, das divinatorische Verstehen und die spontane Intuition; — alle jene köstlichen Werkzeuge, die die skandinavischen Dichter haben, die in dem „jungen Deutschland“ unter dem politischen Druck und den politischen Problemen verkümmerten und von denen das „jüngste Deutschland“ kaum schwache Spuren hat. Sein eigenthümliches Merkmal aber ist: wie er der erstgekommene unter ihnen war, so war er auch mehr als sie alle ein chaotischer Geist.

Und in Grundtvig traf er — in seinem bildsamsten Alter — einen verwandten chaotischen Geist, umkleidet mit dem ganzen Prestige des Alters, der Autorität, des Genies und der massiven Persönlichkeit. Grundtvig, der selbst eigentlich in den Grundlinien seines Wesens nichts als ein großer

222 I. Marholm in Verl,»,

Lyriker war, der die intellectuelle Volksweckung auf Gefühl und Gesang begründete und eine große Zahl schöner Lieder und Melodien erfand, die noch im ganzen Norden auf allen Bauernhochschulen die Vortragsstunden einleiten und beschließen, Grundtvig machte den großen Lyriker in Björnson frei und vielleicht der größte Theil der Björnson'schen herrlichen Lieder sind unter Einwirkung seiner Seelenwärme und für die Bauernhochschulen geschrieben. Ist doch Björnson das Hauptrepertoire des skandinavischen Bauerngesangs. Grundtvig hatte außerdem dieselbe Häuptlingsnatur, dieselbe massive Körperlichkeit und die sich ihrer selbst intellectuell unbewußte Sinnlichkeit wie Björnson, er hatte jene allergewinnendste Führerschaft des alten Mannes für den jungen Mann, die darin besteht, das letzterer sich im ersteren gewissermaßen als losgebunden, freigeworden, in Besitz aller seiner Fähigkeiten gekommen und Autorität geworden erblickt. Björnson hatte vom Vater her eine theologische Ader und in seiner eigenen gährenden Natur einen starken Anspruch an alle Süßigkeit des Lebens, und gerade das fand er in Grundtvig, der die Lebensfreude zur Basis des Christenthums machte, vereint.

Dieser Zug ist auch fundamental in Björnson. Sein ganzes Leben lang, in allen seinen Dichtungen, hat er das Theologische und das Sensuelle zu vereinigen gesucht. Und alle seine Dichtungen, wie radikal sie auch waren, haben ihre tiefste Wurzel in einem heimlichen Compromiß zwischen beiden gehabt.

Björnson begann seinen literarischen Ruhmesweg als Verfasser von Bauernnovellen. Das Genre war in Europa nicht neu, zuerst hatte der Däne Sten Blicher schon in den dreißiger Jahren, später hatten Auerbach und George Sand es kultivirt. Was aber neu war, das war die unbeschreibliche Frische, der Pulsschlag des echten, erlebten Lebens, die Zusammengehörigkeit des Autors mit seinen Personen, die Björnson hineinbrachte. Hier reflectirte nicht die eine Gesellschaftsklasse über die andere, gab ihr Censuren über ihren physischen und moralischen Werth und zeigte mit bewunderndem Finger auf ihre Naivetät, ihre Vitalitätskraft und andere erfreuliche und unsalonmäßige Eigenschaften; nein, sondern Björnson selbst war dieser Thorbjörn in „Synnöve Solbakken“, der starke Bauernbursche, der mit den redlichsten Absichten zu seinen Mädchen will; er war dieser „Arne“ mit dem gehemmten Drang des Lyrikers, er war der „fröhliche Nnrsch“, der sich ans der nordischen Kopfhängerei hinanslachte. Er brauchte sich nicht in den Bauern hineinzustimmen — er war der Bauer; der Bauer, der über die engen Thäler hinausgekommen und dessen Horizont einige hundert Fuß höher lag und um eine hübsche Anzahl Kilometer freier war, der aber doch noch nicht so weit sah, daß er auch über die dahinterliegenden Bergspitzen, die Moral und die Vorschriften der „höheren Gesellschaftsklassen“ wegblicken konnte. Seine Bauern sind sicher echte Bauern, echtere, als sie jemals vor ihm geschildert und erfaßt worden sind, — aber sie haben alle Sonntagskleider und ihr bestes Benehmen an, sie wissen alle, daß die Bergspitzen der bürgerlichen Moral und Sitte aufmerksam auf sie

Vjöstjine Vjónson, 223

herabsehen. Fünfundzwanzig Jahre später schilderte ein anderer norwegischer Bauer das norwegische Bauernleben. Aber er schrieb nicht als Bourgeois gewordener Bauer für das höhere Bürgerthum; sondern er schrieb als Bauer für Bauern. Sein Name, Jens Tvedt, ist noch nicht über seine Heimat gedungen, und seine Bücher sind im Bauerndialect geschrieben. Er ist kein großer Dichter, kein von der Kultur belecktes Genie wie Björnson; er ist naturwüchsiger, und er steht nicht zwischen zwei Gesellschaftsklassen. Er sieht dem Bauern über den Zaun, wenn er seinen Mist karrt und sein Dach flickt und seine mancherlei weniger gesellschaftsfähigen inneren und äußeren Anfechtungen hat. Auch Jens Tvedt weiß, was sich schickt, aber er weiß bloß, was sich unter Bauern schickt, und daß es da, je nach den Stufen der bäuerlichen Klassenunterschiede, genau begrenzte Stufen der Schicklichkeit giebt; seine Bücher haben daher außer ihrem dichterischen noch einen anderen Werth: sie sind kulturhistorische Documente über die Sitten, Anschauungen, das Denken und Fühlen des norwegischen Bauern im Moment, als er sich von allgemeinen Bauerntnvnus wegdiffenzirte zu einem führenden und politisch bedeutenden Stande. Solch ein Material hatte Björnson am Anfang der sechziger Jahre nicht, — der Bauer war damals auch im Norden ein Stand, für den man etwas that und der gehoben werden sollte; die Männer mit den volksthümlichen Interessen mußten ihn erst zu sich heraufidealisiren, ehe sie Föhlung mit ihm gewinnen konnten, und dieses Mittlemmt, das anfangs fremdartig erschien, war die erste Grundlage für Björnsons große volksthümliche Beröhmtheit. Björnsons Bauernovellen sind zum Theil auch in Deutschland bekannt und bewundert, ich erinnere mich noch, wie ich als Kind, ich glaube, es war in „Ueber Land und Meer“, mit der Lectüre seines „Ein fröhlicher Bursch“ zurechtzukommen suchte und sein mitfolgendes Portrait nicht leiden konnte, weil es so großprotzig war. Was aber fast völlig unbekannt in Deutschland blieb, das waren seine historischen Dramen.

Björnson war zweimal Theaterdirector, zuerst in Bergen von 1857—59, nachdem ihm einige Jahre früher in dieser Stellung Ibsen vorangegangen war, und später, 1865—67, in Christiania. Er ist vier Jahre jünger als Ibsen und die Periode der historischen Dramen, die sie beide durchmachten, begann und schloß bei ihm einige Jahre später. Aus seiner Theaterleitung gewann er eine Reihe scenischer Erfahrungen, die ihn die Wirkung auf der Bühne beherrschen lehrten. „Lahm-Hulda“, eines seiner frühesten Stücke, auch in deutscher Sprache zuweilen aufgeführt, eine nordische Necken- und Grausentragödie, war ohne schärferes historisches Colorit, aber, wie es bei Björnson selbstverständlich, voll massiver Wirkung, solange das Historische überhaupt wirkte; der Einacter „Zwischen den Schlachten“, die Trilogie „Sigurd Slembe“, vermögen Einen jetzt, trotz ihrer mortknappen, echten Energie, nicht mehr soweit festzuhalten, daß man sie aus natürlichem Drang zu Ende liest. „Maria Stuart in Schottland“, sein berühmtestes, und nie ganz vom Repertoire verschwundenes Stück, steht bei all seiner mächtigen Nord unb Till». I ^III,, 188. 22

22H I, Marholm in Verlin.

Kraft noch ganz im Vann des orthodox-christlichen Gedankens. Es ist nicht leicht zu sagen, aus welchem Trieb die beiden größten germanischen Dramatiker der Gegenwart viele Jahre ihrer Jugend dem historischen Drama opferten, dagegen ist es sehr leicht zu erkennen, aus welcher Suggestion sie es thaten. Die nachmörzliche Periode in ganz Europa war retrospectiv; man hypnotisirte sich, da man selbst nicht zum Neuschaffen getaucht hatte, an der phantastisch aufgeputzten Größe einer vergangenen Zeit; da es keinen Ausweg in die Zukunft gab, benutzte man den Rückweg in die Vergangenheit; und je schwächer der Wellenschlag des erschöpften Europas an der norwegischen Küste ausrollte, desto markiger durchbrach dort das Individuelle das Vorzeitcostüm. Und wie die historische Strömung von draußen hereingekommen war, so war auch die Nangeintheilung der literarischen Production durch die alte Katheder-Aesthetik mit hinübergekommen, wonach unter den Dichtungsgattungen das Drama am höchsten, und unter den Dramengattungen das historische Trauerspiel am höchsten stand. Was aber die norwegischen, so gut wie die deutschen Dichter der historischen Richtung anheimfallen ließ und sie so lange bei ihr festhielt, das hatte noch andere, als diese äußeren Gründe. Vor allem den Grund, daß ihre eigene Persönlichkeit noch gebunden, noch ohne Sprache für ihre inneren Vorgänge, noch ohne Ausdruck für ihre Eindrücke war. Was sie auf den Herzen hatten, vermochten sie noch nicht anders, als ganz entfernt und allgemein, in der Forni historischer Allegorien auszudrücken. Es war die Leere eines Uebergangszeitalters, das sich in Masken kleidete, weil es noch kein eigenes Gesicht hatte, der Nothbehelf einer Mittheilungsbedürftigkeit ohne individuellen Inhalt. In dieselbe Periode fällt bei Björnson auch das kleine Schauspiel „Die Neuvermählten“, das auch in Deutschland bekannt ist, und in dem das Marzipanherz der bürgerlichen Anständigkeit zusammen mit der Mandelmilch der frommen Dichtungsart seruiert wird — selbstverständlich die erste Dichtung, mit der Björnson in der nordischen Kleinbürgern einen absoluten und unangefochtenen Erfolg errang, den ihre Frische garantierte. In jene Periode aber fallen auch eine Reihe der herrlichsten Balladen, Volksmeisen und Vaterlandslieder Vjörnsons. Er war es, der die norwegische Nationalhymne dichtete, der die unzähligen Volksversammlungen, Bauernhochschulen, Gedenkfeste mit echter Stimmungslirik versah. Die höchste Stelle unter seinen größeren lyrischen Dichtungen wird der Klage „Bergliots“ um ihren Gatten zugewiesen; und hier sind die refrainartig wiederkehrenden Worte an den Knecht, der Bergliot mit den Leichen ihres Gatten und Sohnes heimfährt: Fahr langsam: denn es fuhr Emai immer — Und wir kommen noch zu zeitig heim. wieder nichts anderes als die Herübernahme des angestammten Bäuerlichen in's Heroische. Nicht die Majestät des Häuptlings sehen wir mehr in der Gewohnheit des langsamen Führens, sondern den bedächtigen Bauern, dem es gegen die Natur ging, sich und seine Pferde abzuhezzen.

Das Jahr 1870 war da. In Björnsöns Produktion war eine Art Stillstand eingetreten. Seine letzten Arbeiten in der alten Richtung: „Sigurd Iorsalfar“ und „Arnljot Gelline“ konnten sich mit seinen früheren nicht messen; darauf war ein mehrjähriges vollständiges Schweigen gefolgt. Ibsen hatte das historische Genre schon längst verlassen und sich bereits mehrere Jahre lang in verzweifelte Kämpfe abgerichtet mit dem Menschen als Ich in seinem Verhältnis; zu dem Zeitmilieu, zu den sogenannten ewigen und den Allerweltsgedanken. Seine beiden tiefsten Dichtungen: „Vrand“ und „Per Gynt“ waren aus diesen Spekulationen hervorgegangen. Vjörnsö, der in der historischen Periode eine gewisse parallele Richtung mit Ibsen eingehalten, blieb diesem Wikingerzug in das Reich der Ideen ganz fern. Er war kein philosophischer Kopf wie Ibsen; allerdings zeigte es sich später, daß Ideen ihn wohl produktiv machen konnten, aber das waren fremde Ideen, die er fertig erhielt, die seine immer arbeitsdurstige Phantasie zu Gestalten ausformte, die aber nicht in der Art wie Ibsens Ideen in dichterische Produktion umgesetzt, von den feinen Sieben eines haarscharfen, selbständigen Intellekts gesichtet wurden, sondern gewissermaßen in ihrer Rohform in seine Produktion übergingen, die um sie herumwuchs, wie organische Körper zuweilen um unorganische herum und über ihnen zusammenwachsen. Da schrieb Ibsen 1869 sein erstes gesellschaftskritisches Stück: „Der Bund der Jugend“. Das nächste Werk von Vjörnsö hieß: „Ein Fallissement“ und schlug dieselbe Richtung ein. „Ein Fallissement“ ist in Deutschland vielfach aufgeführt und viel bekannter als „der Bund der Jugend“; was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß mit diesen: Stück für Vjörnsö eine neue Ära anbrach, eine zweite Jugend, die an dem damals in der Mitte der Dreißiger stehenden Manne nicht zu verwundern war. Es folgte nun eine sich überstürzende Produktion unter erweiterten Horizonten, es begann — der europäische Vjörnsö. Von hier ab erst ist er der Mann, der auch für den Kulturgang und die Zeitströmungen in Deutschland von Bedeutung ist, immer noch Stocknorweger, aber geladen mit allen Problemen, die das letzte Viertel des Jahrhunderts bewegten.

Die Ursachen dieses Umschwungs waren wohl im Großen und Ganzen dreierlei. Erstens wohl im Allgemeinen die beginnende peinige Sterilität, die ihn sich umschauen und Umsichgreifen ließ nach neuem Inhalt, die ihn zwang, die angestammte Enge und Stabilität seines Geistes mit einem Gewaltakt gegen sich selbst zu durchbrechen, die ihn dem beginnenden Brandesianismus in die Arme trieb und ihn seinen geistigen Fund nehmen ließ, wo er ihn finden konnte, bei Stuart Mill, Darwin, Spencer, bei den deutschen Religionskritikern, bei Taine und den modernen Franzosen. Dann die aufstachelnde Einwirkung von Brandes selbst, der seine ganze zeitgenössische Dichtergeneration in die Problemliteratur trieb, endlich, und wie ich glaube, vor Allen: aber — das Beispiel Ibsens. Denn Vjörnsö, der

226 I. Marholm in Verlin,
sein Leben lang als Dichter ein Genie, als Intellect — kein Genie mar,
Vjörnson konnte mit Lehren, Abhandlungen, philosophischen Erörterungen,
haarscharfen Begründungen wenig anfangen; sie blieben todt für ihn, bis
einer es vormachte, wie es gemacht werden mußte; bis einer dem todtten
Ideenmaterial den Athem des lebendigen Lebens einblies, bis die Idee
anthropomorphisch wurde. Dann stürzte sich Vjörnson über sie und befruchtete
sie und zeugte Kinder mit ihr, die seine Vorbilder an Vitalitätskraft bei
Weitem übertrafen. So entsprang „Ein Fallissement“, Björnsons erstes bürger-
liches Drama, aus dem „Bund der Jugend“, Ibsens erstem bürgerlichem
Drama. Aber war bei Ibsen die Tendenz eine unbarmherzige Kritik, so
war sie bei Vjörnson eine fast pastoral gefärbte Ermahnung.
Und nun folgten Schlag auf Schlag Schilderungen aus dem modernen
Leben auf entschieden reformatorischer Vasis. Auf die Tragikomödie des
wurmstichigen Kaufmannshauses folgte die Tragikomödie der modernen Preß-
wirtschaft, behandelt im „Redakteur“; die Prüderie der modernen Mädchen-
erziehung und das Unglück, einen verbummelten Vater zu haben, bildet den
Stoff des Dramas: „Das neue System“; in „Leonarda“ wird der Moral-
schnüffelei der Gegenwartsmenschen die heitere Vorurteilslosigkeit unserer
Großeltern gegenübergestellt. Alle diese Dramen, die wegen ihrer lokal nor-
wegischen Färbung so wenig in Deutschland bekannt geworden sind, waren
äußerst spielbar, voll dramatischen Lebens, voll guter Lehren, voll ansprechend
eingekleideter Aufmunterungen und Abschreckungen. Vjörnson war in ihnen
der energische, begabte Pädagog, der mit guten und bösen Mitteln seinen
gottgefällig eifernden Landsleuten mal erst die Elemente der Toleranz ein-
bläute. Mit der psychologischen Tiefe war es in ihnen allen nicht sehr weit her,
und die Tendenz war auch ganz im Sinne der alten, aus Deutschland über-
kommenen Aesthetik, auf Versöhnung gerichtet. Und in eben diesem Sinne
war auch das Leben noch nicht in seinem ganzen Ernst, waren die Gegen-
sätze noch nicht in ihrer ganzen Unerbittlichkeit erfaßt. Immer handelte es
sich um Irrthümer, die nur aufgeklärt zu werden brauchten, damit Rene
und Besserung eintreten konnten. Denselben Grundgedanken hatte auch die
schwere Novelle „Staub“, und der erste Anlauf zu einer tieferen und com-
plicirteren Psychologie, den er in „Magnhild“ machte. In letzterer wurde,
sehr charakteristisch für seine spätere Production, die Geschlechtsliebe nicht
mehr als das Centrale im Menschenleben aufgefaßt.
Wir kommen jetzt zu Björnsons dritter, größter und bekanntester Periode,
der, in der er noch steht. Sie wird eingeleitet durch die beiden Dramen:
„Der König“ und „Ueber Vermögen“ (deutsch: Ueber die Kraft, Reclam).
Das allzu bekannte Drama „Der Handschuh“, der Roman: „In Stadt
und Hafen wird geflaggt“ (deutsch: Thomas Nendalen) und sein letzter
Roman: „Auf Gottes Wegen“ sind Ausläufer derselben auf socialem
Gebiet. Nichts aber, was er früher oder was er später geschrieben hat,
kann sich an Größe und Tiefe mit jenen beiden erstgenannten Dramen messen.

Vjörn st^erne Vjörnsan, 32?

In der ganzen dramatischen Literatur dieses Jahrhunderts steht „Ueber Vermögen“ da, als eines der größten und naivsten psychologischen Meisterwerke, in denen die Weite des Blicks, die Tiefe der Einsicht und die Schlichtheit der Seele unübertroffen ist.

In allen seinen andern Dichtungen war Björnson mehr Dramatiker als Dichter, mehr Rhetor als Psycholog, mehr Massenagitator als Vorläufer. Hier ist er nichts als divinatorisch gestaltende Kraft, nichts als Psycholog, nichts als Entdecker. Woher kommt das?

Als Björnson das Alter der explosiven Produktivität, aber auch zugleich das des Tastens, Suchens und Vergreifens überschritten hatte, da zogen sich in seiner Seele zwei Stoffe zusammen, wuchsen und drängten sich hervor auf's Licht, zwei Stoffe, in denen sich Alles concentrirt hatte, was das centrale Interesse in seinem Leben, der centrale Inhalt seiner Persönlichkeit war: das politische und das religiöse Problem.

Daß dem so war, daß das, was Vjörnsons Seele am heftigsten und dauerndsten in Schwingung setzte, das Politische und das Religiöse war, das bezeichnet ihn als echten Sprößling des bürgerlichen Liberalismus, der kurz vor seinem Geburtsjahr, 1830, sich in Paris zum ersten Mal offiziell installirte und seitdem mit zunehmender Schwäche das Regiment in Europa geführt hat. Das politische und religiöse Problem ist nicht mehr die bewegende Kraft in unseren jüngsten Dichtern, jenen, die nach 1850 geboren wurden; sie sind eine Stufe tiefer in die Geheimschichten der menschlichen Natur hinabgestiegen; für sie ist das große Mithsel das Psychologische, und für die, welche kommen, wird es das Physiologische sein. Was aber Björnson so gigantisch wachsen läßt in jenen beiden Stücken, daß sein Haupt hineinragt in's zwanzigste Jahrhundert, das ist, daß er in „Ueber Vermögen“ das Religiöse unauflöslich mit dem Physiologischen und Psychologischen verwachsen gesehen und dadurch auf einen neuen Boden versetzt hat; und daß er im „König“ das politische Problem, das Problem der Staatsform, hinausschwellen läßt über die fünf oder sechs Möglichkeiten und mehr oder weniger geistvollen Naisonnements in eine seltsame tiefsinnige Mystik, in ein schauerndes Vorausfühlen noch ungewordener Formen. Es ist Lyrik im „Küuig“, viel Lyrik, viel Singen der Geister, viel romantische Liebe; der „König“ selbst ist ein überaus liebenswürdiger, verfeinerter, wohlwollender, sensueller, kritisch veranlagter Decadencetypus, der starre Republikaner, sein alter Freund, der doch Compromisse eingeht, ist der in einen Menschen verdichtete republikanische Liberalismus von 1848, in der gebrochen unzerbrechlichen Gestalt des Unveröhnlichen, des Vaters der königlichen Geliebten und Braut, sehen wir den gespenstischen Schatten des ersten Anarchisten. Aber das Alles ist es nicht, was das Stück so merkwürdig macht, auch nicht, daß der König in sich selbst zerbricht, wie ein Glas, das einen Sprung hat, sondern es ist etwas Unnennbares in der Stimmung, etwas in Worten Unausgesprochenes — das Bewußtsein, daß alle bekannten und denkbaren Formen, in denen der Staat

328 I. Maiholm in Verlin,
sich mit dem Einzelnen auseinandersetzt, auf thönernen Füßen stehen, daß
etwas Ungeahntes, Neues kommt, und daß die Götterdämmerung des gesummt
politischen Lebens nahe ist. Dies Vorgefühl liegt auf dem Stück als ein un-
nennbarer Druck und giebt ihm die geheimnißvolle beklommene Atmosphäre.
Auch „Ueber Vermögen“ ist das Drama einer unendlichen Beklemmung,
aber darüber steht ein sonneglühender Himmel. Es ist ein norwegischer
Frühlingstag, in den die Handlung verlegt ist, ein Tag, wie man ihn in
Norwegen erlebt haben muß, um ihn zu kennen. Einer jener Tage, an dem
diese hohe, herbe nordische Gebirgsluft erfüllt ist von den überschwänglichen
Düften der fetten Weidekräuter, von dem Gesumme der Bienen, von dem
Iubelconcert der Vögel und von der reinen Feuchte des schmelzenden Schnees.
An einem solchen Tag, wo Alles gesund wird, schwillt das Lebensgefühl in
dem naiven Mystiker, dem berühmten Wunderpastor, der die Hauptperson
des Stücks ist, an zu dem Unterfangen, seine gelähmte Gattin, die nicht
gläubig ist wie er, durch Gebet heilen zu wollen. Denn das Christenthum
ist das Wunder. Ohne Wunder kein Glaube, ohne Glaube kein Christen-
thum. Das Christenthum soll seine Probe bestehen, und eine furchtbare Angst
erfüllt alle Geister. Die Bischöfe und Geistlichen des Landes sind ver-
sammelt, um mit Grauen und Entrüstung das Ereigniß abzuwarten, das sie
nicht verhindern können, Zweifler und Gläubige kommen herbei —
und das Wunder geschieht. Die Gelähmte steht auf aus ihrem Bett unter
dem suggestiven Willen ihres Mannes und wandelt ihm entgegen. Aber
da sie bei ihm ist, giebt sie, nach der unendlichen psychischen und physischen
Anstrengung der ausgeführten Suggestion neuen Geist auf.
Es ist in diesem Stück nicht nur die Lösung des religiösen Problems
auf physiologischer Grundlage mit einer genialen psychologischen Divination
durchgeführt — es ist auch eine solche Innerlichkeit darin, daß keine Worte
sie auszudrücken vermögen, eine solche Durchdringung des Stoffs mit
seelischem und affectivem Gehalt, eine solche Offenbarung von Herzenswärme,
eine solche Echtheit der Gatten- und Kindesliebe, wie vielleicht nirgends sonst,
„Brand“ ausgenommen, in der gesummt modernen dramatischen Literatur.
Der „König“ und „Ueber Vermögen“ enthalten die tiefsten Pulsschläge
in Björnsons Natur. Alles, was an ihm eminent persönlich ist, seine Ge-
waltsamkeit, sein rücksichtsloser Wille zur Macht, seine conventionelle Auf-
fassung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander, seine Einmischung von
Lyrik in die Politik und von Politik in die Lyrik, seine vielen undichterischen
Nebenabsichten in der Dichtung — Alles das ist in diesen beiden Stücken
hinaufgeläutert zu der reinsten und grandiosesten Poesie — eine Reihe
Einzeltöne zusammengefaßt in einen mächtigen, orgelartigen Accord! In
diesen beiden Stücken stand Björnson auf der Spitze des Berges, dem er
als Dichter und Mensch sein ganzes Leben lang zugewandert war, und sah
hinaus über sein Heimatland, das er liebte wie sein Ich, das er iden-
tificirte mit seinem Ich, dessen Natur und dessen Menschen er in ihren all-

Vjörnftjerne Vjörnson. 22Z

gemeinen Schwingungen verstand wie Keiner, wiedergeben konnte wie Keiner, beherrschte wie Keiner — und es wandelte ihn die Lust an, sie auch zu modeln wie Keiner! Es mag ihn da oben gefroren haben in seiner Größe, denn so gut man in dem auf seine Selbstherrlichkeit eifersüchtigen Norwegen den Neuublikanismus im „König“ verstand, so schlecht verstand man die bergseeartige Tiefe in demselben, und so wenig aufrichtig man in dem pietistischen Norwegen auch an Wunder glaubt — so übel nahm man es doch, daß dem Glauben so öffentlich das Genick gebrochen wurde. Und als Vjörnson hinabsah von seiner Bergspitze in die Thäler des glücklichen, gefeierten, mächtigen Alters, da fühlte er sich selbst als Normegen und als gesellschafterhaltende Macht, und es verlangte ihn, alle Stände seiner Heimat um sich zu versammeln in Frieden.

Allerdings gab es noch etwas, das in der Zeit lag und nach seinem Dichter schrie, etwas, das tausende von Norwegern, tausende von jenen Adelsbauern, aus denen er selbst herstammte, von Haus und Hof in Noth und Elend trieb und sie schaarenweise über das Weltmeer jagte, um sich in Amerika eine neue Heimat zu gründen — das war das Problem des Pauperismus. Es ist unter allen socialen Problemen das einzige wirkliche Fundamentalproblem, und in aller Herren Länder machen die Dichter, wenn es ihnen in den Weg kommt, einen Umweg darum herum. Vjörnson hat dann und wann der socialistischen Bewegung einen freundlichen Blick zugeworfen und sich auch gelegentlich öffentlich für einen Socialisten erklärt, das ist in Norwegen, wo der Socialismus keinen Fuß fassen kann, nicht so schlimm; über Normegens Vätererbe, den Pauperismus als dichterisches Object aber that er die folgende Aeußerung: „Ich kann das nicht! Das Elend, das rechte, echte, hungernde Elend — damit kann ich mich nicht einlassen. Das kann ich nicht schildern. Es geht mir zu nah! Ich ertrage es nicht, daran zu denken.“ Der Pauperismus ist keine Gesellschaftsmacht. Aber es giebt zwei Gesellschaftsmächte, mit denen sich auch der größte Mann auseinanderzusetzen hat, wenn er die öffentliche Anerkennung und seine Macht über die Oeffentlichkeit genießen will: Diese beiden Mächte sind, wie noch Goethe sagen durfte, die Weiber und die Pfaffen! In unseren Tagen nennt man sie: die Hüterinnen der Sittlichkeit und die Träger des ethischen Gedankens. Es war im Jahre 1883, als „Ueber Vermögen“ herauskam, der „König“ war damals schon in der zweiten Auflage erschienen, auch der „Handschuh“ war schon vorhanden in seiner ersten milderen Fassung, die Vjörnson später selbst zu Gunsten einer „höheren Moral“ verwarf. Er stand auf der Höhe feiner Berühmtheit, wie er jetzt, fast zehn Jahre später, auf der Höhe seiner Macht steht. Im Jahre 1884 erschien darauf der sittenreformatorische Noman: „In Stadt und Hafen wird geflaggt“. Die Einleitung, eine Art Ahnengeschichte des Helden Thomas Nendalen, gehört zu dem Großartigsten, was Vjörnson geschrieben und ist in ihrem historischen Geist- und Sprachcolorit aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von vollendeter Echtheit. Wenn

330 I, Maiholm in Verlin.

die besten historischen Dichtungen genannt werden, wird man dies Stück Familienchronik immer mitnennen müssen. Der weitere Verlauf der Erzählung, die sich um eine Mustererziehungsanstalt auf neuer Moralgrundlage dreht, steht zum ersten Mal in Björnsons Production unter englischen und amerikanischen Emancipationsanschauungen. Gegen dumme übliche Gesellschaftsvorurtheile und verdrehte übliche Mädchenerziehung wird ein siegreicher Krieg geführt. Ein liederlicher Weltmann, der ein junges Mädchen aus anständiger Familie mit seinen hypnotisirenden Blicken verführte und sie und ihr Kind dann sitzen ließ, um ein reiches Fräulein zu heirathen, das trotz der näheren Kenntniß des Sachverhaltes nichts dagegen einzuwenden hat, wird mit ihr dein öffentlichen Gelächter preisgegeben, und das „gefallene“ Mädchen mit ihrem Kinde wird ehrenvoll in die Musteranstalt aufgenommen. Der eigentliche Held aber ist Thomas Nendalen, der Sohn eines Geschlechts deutscher Herkunft, in dein Gewaltthaten und Nothzucht erblich gewesen und aus dem durch eine weise Erziehung und spätere ebenso weise Selbsterziehung dies schlimme Vätererbe ausgetrieben werden soll. Das besorgt seine Mutter, die in England ausgebildete Turnlehrerin und Vorsteherin der Musteranstalt, die in ihrer kurzen Ehe in einer fürchterlichen Keilerei mit ihrem brutalen Gatten auch ihre physische Ueberlegenheit genügend bewiesen hat. Es ist ein Roman über das Trainiren des Geschlechtstrieb. Die Idee des Buchs, die an immer neuen Beispielen demonstriert wird, beruht darauf, daß die Vereinigung zwischen Mann und Weib nicht die einzige Bedingung der höchsten physischen und seelischen Wohlfahrt ist, daß eine Aufgabe haben, etwas wollen, mehr oder weniger äußerliche Ablenkungen also, ebenso befriedigeil können. Viel schlimmer als das Cölibat, wird dann weiter im verbesserten „Handschuh“ durchgeführt, ist die „Unreinheit“. Das Weib gilt dabei, von Hause aus — wenn es nicht von dem Manne verdorben wird, als rein — der Mann als unrein. Die Erziehung wird zugleich als höchstes Mittel und Ziel aufgefaßt, und die Vereinigung zwischen Mann und Weib von einem süßen, immer wiederkehrenden Genuß, einer ewigen Kraftquelle für beide, auf eine temporäre Einrichtung zur Fortpflanzung des Geschlechts reducirt. „Es flaggt“ wurde denn auch das Evangelium aller Lehrerinnen, Erzieherinnen, Telegraphistinnen und anderer durch ihre Lebensstellung oder ihre persönlichen Eigenschaften zur Ehelosigkeit vemrtheilten Weiblichkeiten. Es umgab das überhandnehmende nothgedrungene Altejungferthum unserer weiblichen höheren Gesellschaftsschichten mit einer Glorie und legte Vjörnson die in und außer der Ehe unbefriedigten Frauenherzen des Nordens zu Tausenden zu Füßen. Einige Jahre später erschien dann das — bisher — letzte Dichtwerk Björnsons, der Nmnan „Auf Gottes Wegen.“ Es behandelt in. Wesentlichen dasselbe Thema. Thomas Nendalen taucht auch in ihm auf — nicht mehr als mit sexuellem Erplosionsstoff geladener, aber standhaft rein bleibender Erzieher und Beichtvater in einem Pensionat für zum Theil sehr erwachsene Mädchen, sondern mehr als sporadische Erscheinung, von der man nicht recht

Vjörnsterxe Vjörnson. 32^

weiß, was sie treibt, außer daß sie stets eine Explosion verhält. Die Handlung dreht sich um die Ehe zwischen einem kindlich unwissenden jungen Mädchen und einem durch seine Ausschweifungen blind und gelähmt gewordenen Mann, eine Ehe, deren Auflösung, sowie die darauf folgende Wiederverhehelichung der jungen Frau von der Gesellschaft und Verwandtschaft als Ehebruch betrachtet wird. Die junge Frau kann die ewigen Verketzerungen nicht ertragen und stirbt an der Bosheit ihrer Mitmenschen. Die zweite Hauptperson im Vuch ist ein junger Mensch, dem ein heimliches Laster abgewöhnt wird.

Wie „Es flaggt“, hat auch „Auf Gottes Wegen“ ein wunderbar großartiges Einleitungskapitel, die Schilderung eines Sturms und eines von einem brutalen Vater verängstigten Knaben. Sobald Vjörnsons Dichtergeist sich ganz ungehindert entfalten kann, ist er immer von unübertrefflicher Macht und zwingt den Leser, mit den Augen des Dichters zu sehen und mit den Nerven des Dichters zu fühlen. Aber hinter dieser großartigen productiven Begabung stand eine zu geringe und zu junge Volkskultur, als daß sie dem eruptiven lyrischen Drang dieser in's Breite und Massige angelegten Individualität einen genügenden Inhalt hätte geben können. Nachdem sein Interesse an den» Volksthümlichen (in den Bauernnovellen) und an dem Vorzeitlichen (in den historischen Dramen) ermattet war, ging er aus und außer Landes, um neue Stoffe und neuen Inhalt zu suchen. Brandes brachte aus Frankreich nach Skandinavien die sociale und sexuelle Problemliteratur und den Anlaß zur „freien Liebe“-Production hinüber in der Garbolg und Hans Jäger in Normegen an der Spitze gingen. Die „freie Liebe“ wurde im Norden eine sehr dogmatische Glaubenslehre, die man mehr in Discussionen, als im Leben zu realisiren suchte. Björnson verhielt sich anfangs schwankend, wurde aber nach dem Erscheinen einer mit plötzlicher Vehemenz auf dieser Basis aufschießenden Literatur, die ihn an ihre Spitze zu berufen suchte, gegen sie eingenommen und trieb nun seinerseits im „Handschuh“, „Es flaggt“ und „Auf Gottes Wegen“ die entgegengesetzte Auffassung der sexuellen Frage in ihre Spitze aus. In den moralischen Consequenzen seiner letzten Periode steht Björnson als Asketiker neben Tolstoi; und wie Tolstoi eine sublime Psychologie, so hat Björnson einen unendlichen Reichthum echter Lyrik an ein ausrangirtes Ideal verschwendet. Denn die Askese steht und fällt mit der religiösen Inbrunst, sie ist — in der Hälfte der Fälle — gar nichts anderes als religiöse Inbrunst; für Tolstoi ging sie daher auch Hand in Hand mit der Umkehr zum positiven Christenthum — Björnson aber, der gleichzeitig religiöser Freigeist und Asketiker wurde, pflanzte damit, ohne es zu ahnen, die Moral, die er predigte, auf einem viel abschüssigeren Boden auf, auf dem der Degeneration.

Daß er, der selbst ganz aufstrebende Nace war, zu diesem Irrthum kommen und sich von der Moral des englisch»amerikanischen weiblichen Hageftolzenthmns gefangen nehmen lassen konnte — eine Moral und eine Bewegung, deren physiologische und Race - psychologische Bedingungen zu erörtern

332 I, Maiholm in Verlin,
hier zu weit führen würde — das beruht eben, wie schon gesagt, auf dem Mangel eines alten eigenen skandinavischen und speciell norwegischen Cultur-hintergrundes, das heißt, auf demselben Mangel, der allen genialen Skandinaviern der Gegenwart, welcher Richtung sie auch angehören, anhaftet. Eine alte Kultur haben nur Dänemark und die ehemaligen dänischen Provinzen Süd-schwedens. Daß Vjörnson aber hinreichendes inneres Interesse daran fand, zehn Jahre seines Lebens demselben Kampf zu widmen, den Ibsen in „Nora“ begann, aber auch in Nora fallen ließ, das beruht doch noch auf tieferen Gründen. Zunächst darauf, daß er viel weniger Psycholog und viel mehr Lyriker war, als Ibsen; demnächst und intimer darauf, daß seine Phantasie sich noch nicht zur physiologischen Phantasie differenziert hat. Es ist noch immer eine sehr häusige Erscheinung, daß physiologische Probleme moralistisch zu lösen versucht werden. Der Moralist simplifiziert die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in einige wenige allgemeine Formeln. Mit anderen Worten: das Bewußtsein des sexuellen Lebens ist bei ihm noch nicht aus der Lokalsphäre heraus und in die Eentralsphäre getreten. Das eben ist der Fall bei Vjörnson, das ist die Erklärung seiner literarischen Moralrigorosität, und das kennzeichnet ihn als den echten Sohn der dreißiger Jahre. Das höchste Ziel, das dieser große Dichter vor sich sah, war der politische und religiöse Liberalismus — die Ziele des Bürgerthums von 48. Ne-publikanismus und Freidenkerthum, das waren die stärksten und feinsten Triebfedern, die seine Sensibilität in Bewegung setzten, und von ihnen ge-spornt, schuf er seine beiden größten Dichtungen. Republikanismus und Frei-denkerthum bedeuteten ihm die Vollendung des Bürgerthums, und das Bürger-thum bedeutete dem Vauernsohn immer der höhere und höchste, der beste Stand. Die Vauernsühne von 1869 denken darin anders — sie bedeuten sich selber der höchste Stand. Die bürgerlichen Ideale fand er an seinem Horizont, als er er-wachte, und er blieb ihnen treu in der Politik, in der Religion, in der Moral. Das Wesen aller herrschenden Ideale aber ist die Halbheit. Und hinter diesem Kreidestrich hat Vjörnson sich sein Lebenlang gehalten. In der Geschichte seines Landes hat er als Redner und Agitator eine hervorragende und politisch allmählich immer einflußreichere Rolle gespielt. Die Zahl seiner Zeitungsartikel über Tagesfragen innerer und äußerer Politik, die er in norwegischen, dänischen und englischen Blättern veröffentlichte, ist Legion. Ein politisches Vertrauen hat er sich wegen seiner häufigen Positions-wechsel erst spät erworben. Durch seine antiunionistische Haltung gegen Schweden errang er sich in der letzten Zeit eine ungeheure Popularität, und in Norwegen ist er sicher der nächste Mann zu einem monumentalen Standbild auf Staats-kosten. Und seitdem er bei seiner großen Rede am Himmelberg auch seine langjährigen Gegner, die Pastoren, aufgerufen hat, mit ihm zusammenzuarbeiten, um den Staat in Waffen aus der Welt zu schaffen, seitdem hat er das Ziel erreicht, das keinem neuzeitlichen Poeten vor ihm zu Theil geworden — zugleich der Dichter und der Häuptling seines Landes zu sein.

Die Wahrheit
über die „trojanischen“ Alterthümer und ihre
Tragweite.
von
Ernst Voetticher.

— Verliü. —

Als im Jahre 1881 die Schliemannsche „Sammmlung trojanischer
Alterthümer“ eröffnet wurde, musterte ich alsbald diese den: Schutt-
hügel Hissarlik entrissene Hinterlassenschaft einer fernen Vorzeit.
Da war eine Unmenge roher Thongefäße ohne Glasur neben einigen goldenen
und silbernen, da gab es zahllose „Wirtel“ von Thon und Stein, allerlei
rohes Geräth von Bronze, Kupfer, Stein, Thon und Knochen, Idole, Todten-
gebein und Goldschmuck, wie er in den Antiquarien aller Museen unter der
Bezeichnung „Todtengold“ ausgestellt ist; aber neu war im Grunde nur eins:
daß nämlich diese unscheinbaren Alterthümer, die in engster Berührung mit
zahlreichen menschlichen Gebeinen und zum Theil — wie der Goldschmuck —
in Aschenurnen gefunden worden sind, aus Wohnstätten herrühren sollten,
während man gleiche Dinge bisher Todtenmitgaben aus dem Grabe des X.
oder aus der Nekropole I. nannte und einer Entscheidung, wie weit sie zu-
gleich Gebrauchsgeräth der Lebenden gewesen und deshalb Kulturzeugnisse
seien, nicht Vorgriff, wohingegen dies für die willkürlich an den stolzen Namen
Troja geknüpften Funde von Hissarlik kritiklos vorweg genommen wurde.
Aber, höre ich einwenden, sind nicht alle Todtenmitgaben ursprünglich im
Gebrauch der Lebenden gewesen, also wirklich Kulturzeugnisse? Antwort:
Nein, nur sehr wenige. Die meisten sind Nachahmungen. Und hiermit
kommen wir zu einer Betrachtung, die dem geehrten Leser zum Verständnis;
meiner Kritik der „trojanischen“ Alterthümer unentbehrlich ist.

23H Ernst Voetticher in Veilin,

Es ist ein Irrthum, daß dem Verstorbenen sein „Hab und Gut“ mit in das Grab gegeben worden sei. Den wahren Sachverhalt lehrt uns die noch heute in südöstlichen Asien herrschende Sitte kennen, dergemäß jeder Verwandte und Freund, oder wie der Römer sagen würde, die ganze gens und olikuwl, einen Gegenstand zur Ausstattung des Verbliebenen beisteuern muß. So wollten es die Todtenbräuche auch in der alten Welt. Hing nun die Qualität der Mitgaben schon an und für sich von Vermögensverhältnissen, Freigebigkeit und Pietät ab, so verallgemeinerte überdies der Glaube, daß die Todten alle im Grabe liegenden Dinge, wie roh sie auch seien, drüben in vollendeter Schöner zur Verfügung hätten, die Mitgabe billiger Nachahmungen, die von einer eigenen Nekropolenindustrie gefertigt wurden. Die dona voWniA8, die sinnbildliche Mitgabe genügte. Dies ging schließlich soweit, daß ein Scherbe oder ein Stück Kalkstein, worauf man die Anfangsworte eines literarischen Werkes kritzelte, den theuren Papyrus ersetzen mußte, und daß sogar die Todtenopfer, die vielmals im Jahr wiederholt werden sollten, wie Darbringung von Speise und Trank, nicht mehr in natura, sondern nur noch im Bilde erfolgten: man malte sie dem Todten an die Wand der Grabkammer und der oft zahlreichen Räume, die ihr gesellt waren. Noch heute bildet man in Cochinchina den Hausrath aus Papier nach und verbrennt diese Sinnbilder (imul3oi-a) auf dem Grabe. Das sind unanfechtbare Thatfachen. Nun höre ich weiter einwenden, es seien doch dem Krieger, dem Helden seine Waffen ins Grab gelegt worden. Auch das trifft nur in besonderen Fällen zu. Eine erprobte Waffe ist selbst in unserer waffentechnisch vorgeschrittenen Zeit ein künstlicher Besitz und uns doppelt lieb, wenn ein Verwandter oder ein Freund sie geführt hat. Wir trennen uns nicht davon. Geradeso dachten und fühlten die Menschen vor Jahrtausenden: der Sohn führte den blanken Stahl seines Vaters, der Freund den des Freundes, und selbst der Feind schätzte das Schwert des gefallenen Helden zu hoch, um es zu vergraben. Das war theils Pietät, theils Glaube an übernatürliche Einflüsse, die den Besitzer der Waffe feieten, wie die Heldenliteratur aller Völker thut. Was gab man nun den Todten anstatt ihrer stählernen Waffen? Nachahmungen aus Bronze (sammt Vorrathsmetall und Gußform) oder aus Stein und sogar — aus gebranntem Thon. „Streitäxte“ aus diesen: unübertrefflichen Material sind nicht selten. Nun ist aber auch ein Vronzeschwert zum Ernstgebrauch nicht tauglich, denn die zu weiche und wenig elastische Klinge wird allzuleicht schartig, stumpf und sogar krumm. Deshalb legte Porsenna den besiegten Römern die Bedingung auf, bronzene Waffen zu führen, das Eisen aber nur zur Pflugschar zu verwenden (I,ivw3>, deshalb griffen die das Joch abwerfenden alsbald wieder zu eisernen Waffen, und deshalb spricht schon Homer, der stählerne Helme kennt, nicht von bronzenen Schwertern, und „aus grauem Stahl“ ist in Hesiods Theogonie die Sichel des Kronos (Saturn) gefertigt. Hesiod setzt also den Stahl geradezu an den Anfang aller Dinge, das gesammte Alterthum hielt ihn für eines der frühesten Kulturerzeugnisse,

Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 225
und erst ein später römischer Dichter (Lukrez V, 1282—85) faselt davon, daß Bronze früher als Eisen bekannt gewesen sei, — eine künstliche Vtischung früher als ein Metall, das fast überall vorkommt, mehr als irgend ein anderes, und sogar von den Wilden in Südafrika ausgeschmolzen wird, wogegen ihnen Vronze unbekannt ist. Wer nun jene Bronzeklingen aufmerksam mustert, findet daran nicht selten Beweise ihrer Unfertigkeit, bemerkt beispielsweise, daß nur die eine Seite bearbeitet, die andere noch roh ist, oder daß die Löcher für die Nieten, die Klinge und Griff verbinden sollen, nur durch Kreise angedeutet sind. Solche Unfertigkeit, die ähnlich auch an Helmen und Schilden der Todten vorkommt, beweist, daß der betreffende Gegenstand nie benutzt, sondern nur für das Grab gefertigt worden ist, und mit dieser Beobachtung deckt es sich, wenn an thönernen Gefäßen von der Form unserer Theekannen die Ausgußstülle nicht als Röhre gestaltet, sondern massiv ist, oder wenn die Löcher der Siebe nur punktirt sind u. dgl. m. So brauchbar wie diese wunderlichen Dinge sind Messer ohne Griff, an denen die Klinge fehlt, nämlich Messer aus gebranntem Thon. Tatsächlich besitzen die Museen thönerne Messer, Aexte, Hämmer, Bohrer und Nägel, Grabfunde aus Asien und Europa, und daß es sich hier nicht um Zufälligkeiten handelt, geht eben aus der Menge und Verbreitung dieser Dinge hervor, die beispielsweise in den Ruinenhügeln von Abu Shahreyn (dem chaldäischen Eridu) zu Hunderten gefunden worden, aber auch in etruskifchen Gräbern und im europäischen Norden nicht selten sind. Aexte und Hämmer von Thon und Stein, die überall, soweit ich aus genauer Kenntniss; der Museen in Kiel, Berlin, Dresden, Leipzig, Breslau, Görlitz, Nürnberg, München, Wien und am Rhein urtheilen kann, merkwürdig übereinstimmen und selten eine Spur von Gebrauch zeigen, kopiren ihre metallnen Vorbilder meist ganz genau und besitzen entweder die eigenartigen altüberlieferten Formen verschiedener Schmiedewerkzeuge, eine erst von mir beobachtete Thatsache, oder zierlich geschweifte Umrisse, scharfe Kanten, spitze und langausgezogene Ecken sowie schwache Wandstärke am Stielloch, immer also eine ihrem Material absolut widersprechende Gestalt, was deutlich genug verräth, daß sie nicht für den Gebrauch bestimmt waren.*) Das Material bedingt die Fonn. Wenn das Steingeräth entweder erst roh zugeschlagen oder schon geschliffen und mit Stielloch in verschiedenen Stadien der Durchbohrung versehen ist, so sind das nicht „Kulturstufen“ sondern einfach Fabrikationsstufeu. Diese Beobachtungen sind unserer Wissenschaft, die den Gebrauch des Steins zu Waffen und Werkzeugen prinzipiell vor den der Metalle setzt, entgangen, sonst

*) Es ist Anthropologen gelungen, mit gewissen flachen und nichtdurchlochten, an einen Stiel angeflochtenen Steinbeilen Kiefern zn fällen, aber nur unter unverlMtnisnMigem Zeit- und Kraftaufwand. Und was beweisen solche doch nur bei weichen Hölzern gelungenen Versuche gegenüber dem Nachweis, das, sogar die Pfahle der Pfahlbauten, wie die glatten Hiebflächen lehren, mit metallenen Aexten zugespitzt worden sind, trotzdem man dort mir Steinbeile gefunden hat!

226 «inst Voettichei in Verlin,
könnte sie uns nicht glauben machen wollen, „die metallenen Aexte u. f. w.
hätten die altüberlieferten Formen der steinernen fortgesetzt.“ Eine Steinzeit
ist gerade für die ältesten Kulturvölker, Aegypter und Babylonier, nicht nach-
gewiesen, und soweit das Zeugniß von Thatsachen reicht, ist man nur be-
rechtigt, zu sagen, daß seit etwa sieben Jahrtausenden gleichzeitig hochkultivirte
und milde Völker gelebt haben, und daß letztere sich mit Steingeräth behelfen
gleichwie die von heute. Auf ihre Zustände läßt sich aber das in Rede
stehende Todtengeräth in keiner Weise zurückführen, eher ließe sich umgekehrt
der Steingebrauch der Wilden aus Verkenntung des Todtengeräthes einer alten
Kultur, deren Spuren fast überall, selbst in der Südsee, nachgewiesen sind,
erklären. Schärfste Unterscheidung thut hier Noch. Wenn Negervölker mit
steinernem Hammer auf steinernem Ambos das Eisen schmieden, und die
irischen Kessel- und Grobschmiede dies vor gar nicht langer Zeit noch thaten,
so folgt daraus, daß man Steinhämmerfunde nicht ohne Weiteres der Stein-
zeit und nicht einmal der Vorgeschichte überweisen darf. Solcher wirth-
schaftlichen Verwendung noch in historischer Zeit ist die im Kult der Schmiede-
götter vorhergegangen. Es sei nur an die germanische Abgrenzung des
Landeigenthums, an die Segnung der Braut und die Weihe des Scheite»
Haufens mit diesem Sinnbild des Donar (Thor) erinnert. Aehnlich steht
es mit gewissem Feuersteingeräth. Das alte Testament kennt die Verwendung
des Feuersteins zur Circumcision, und Herodot bezeugt sie auch bei der
Obduction der zu mumifizirenden Leichen (wozu die sogenannten Messer,
Sägen und Meißel dienten). Sogar drüben die Aztekenpriester führten
gleiches Geräth. Die chirurgische Bevorzugung des Feuersteins hängt vielleicht
damit zusammen, daß noch heute der Volksmund das Eisen „süchtig“ nennt.
Jedenfalls scheidet ein großer, vielleicht der größte Theil des Steingeräths
aus der vermeintlichen Hinterlassenschaft der „Steinzeit“ aus, um als Siinu-
laker seinen Platz im Götter- und Todtendienst metallkundiger Kulturvölker
einzunehmen, wo der selbstverständliche Wunsch nach ewiger Dauer dieser
Mitgaben auch die Wahl eines unverwüstlichen Materials wie Stein und
Thon erklärt. Diese Rücksicht tritt auch in der Bevorzugung der Bronze
vor Eisen, des Goldes vor Silber hervor, wie sie für Gräberfunde
charakteristisch ist.

Die vorstehend geschilderte Nachahmung tritt uns auch in der Keramik
entgegen. Nur ausnahmsweise hat man glasierte Gefäße in's Grab mit-
gegeben, aber diese Beispiele reichen aus als Zeugnisse dafür, daß die alte
Welt schon in frühester Zeit die Glasur kannte und anwendete. Die euro-
päischen Museen beherbergen mehr glasierte Gefäße und Geräthe des Alter-
thums, als die meisten Forscher wissen, das British Museum altbabylonische
von 3000 v. Chr., andere Museen (z. V. in London, Paris, Rom, München,
Köln) assyrische, ägyptische, etrustische und römische. Es sind Alkaliglasuren.
Eine besondere Art Glasur, wohl ein leicht schmelzbarer Glasfluh aus
eisenorydulhaltigem Gestein, ist der „Firniß“ der gräco-italischen Vasen.

Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 33?

Neben glasirten Gefäßen gab es auch versinterte, das sind aus leichtflüssigen Thonarten klingend scharf gebrannte, also eine Art Porzellan und Steingut, nämlich das sogenannte ägyptische Porzellan, die antike und echte Terra sigillata (die Autoren rühmen namentlich die samischen, aretinischen und saguntinischen Arbeiten) und jenes nordische Steingut, das noch heute in Höhr, Grenzhausen, Siegburg, Frechen, Raeren, Kreussen u. s. w. uralte Traditionen fortsetzt. Weshalb hat nun das ganze civilisirte Alterthum, das über ebenso gute Gefäße wie wir verfügte, jene Unmenge von mehr oder weniger rohen und meist schlecht gebrannten, sämtlich porösen Thongefäßen gefertigt, die in Gräbern und Tempelruinen, selten in (zweifellosten) Wohnstätten zu Tage kommen? Die Antwort ergibt sich aus ihrer Nützlichkeit, aber seltsamerweise wird diese noch bestritten, trotzdem mir endlich zugegeben worden ist, daß diese weder glasirten noch versinterten, also porösen Gefäße in hohem Grade durchlässig sind. Ich hatte nämlich im Sommer 1888 im Bayerischen National-Museum zu München mit wohl erhaltenen vorgeschichtlichen und antiken Gefäßen, die mit Wasser gefüllt wurden, Versuche angestellt, die vom 13. bis 28. August dauerten und sowohl eine sehr heiße trockene als auch eine kühle regnerische Periode umfaßten. Die darüber veröffentlichten Tabellen (siehe Jahrbuch für lothringische Alterthumskunde und Geschichte, Metz 1889, sowie mein „Hissarlik wie es ist“, Selbstverlag, Berlin 1890) verzeichnen den täglichen Inhaltsverlust unter Angabe der Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstände (nach der vor dem Museum stehenden Wettersäule). Meine Versuche fanden dann im Sommer 1890 eine Controle durch solche, die im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin angestellt wurden und den Inhaltsverlust am Schlusse der Versuchszeit durch Nachwiegen der Gefäße ermittelten. Man hatte erwartet, daß diese Controle meine Versuchsergebnisse widerlegen würde. Das Gegentheil konnte nicht ausbleiben. Die Veröffentlichung der Ergebnisse der Controllversuche (vgl. Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1891 Nr. 1) bestätigte einen Inhaltsverlust von 33 bis 95°/n. Obwohl nun die — für jeden Unbefangenen übrigens selbstverständliche — starke Durchlässigkeit der in Rede stehenden porösen Gefäße nicht länger in Abrede gestellt werden konnte, so wollte doch das Märkische Provinzial-Museum (Professor Virchow, Stadtrat!, Friedel und Custos Dr. Buchholz) ihre Unbrauchbarkeit nicht gelten lassen, sondern schützte vor, so stark sei die Durchlässigkeit nur infolge einer „Umsetzung“ (!), welche der Thon unter dem mehrtausendjährigen Einfluß der Erdfeuchtigkeit erlitten habe. Diesen unglücklichen Einwand hätte man vermeiden können gegenüber der Erwägung, daß altägyptische Gefäße derselben Art, die sich doch stets vollkommener Trockenheit erfreut haben (in einem Lande, wo es niemals regnet!) sowie gleiche neugefertigte, wie der Orient sie noch heute als Wasserulgefäße und Indien auch noch für Tempel- und Todtendienst herstellt, nicht weniger durchlässig sind, als jene. Der andere Einwand, die Vorzeit habe ganz undurchlässige Gefäße überhaupt nicht besessen

228 «Linst Voettichei in Verlin.

und sich beholfen, so gut es ging, widerlegt sich aus den eben mitgetheilten Thatsachen. Die Unbrauchbarkeit der porösen Gefäße wird aber nicht allein durch den Inhaltsverlust bedingt, sondern auch noch durch folgende Uebelstände: die beständig durchfeuchteten Gefäßwände verschimmeln schon binnen acht Tagen, wie meine Versuche festgestellt haben; Eß- und Kochgeschirr dieser Art saugt sich voll von Speiseresten, wird also nie wieder rein und riecht bald so widerlich, daß nicht einmal ein Hund daraus fressen mag; Gefäße, die Flüssigkeit auf ihrer ganzen Oberfläche hinauslassen, ziehen auch Feuchtigkeit von außen an, weshalb darin aufbewahrte organische Stoffe verderben, Getreide auf die Dauer keimt, andere Stoffe faulen. Ueber diese unbestreitbaren Dinge schweigt der verunglückte Widerlegungsversuch. So bleibt es also unabweisbar, daß die in Rede stehenden Gefäße, da sie für Wirthschaftszwecke unbrauchbar und nur gerade gut genug für Todtensweisen und Opfer waren, auch nur zu diesem Zwecke und in Nachahmung der gebräuchlichen Formen gefertigt worden sind. Einzelne könnte man zwar als Wasserkühlgefäße gleich den maurischen „Alkazarra“ (die dadurch, daß sie einen Theil des Wassers an der Außenstäche verdunsten lassen, den übrigen Inhalt kühl halten) ansprechen, vernünftiger Weise aber nur einen kleinen Procentsatz, und auch den nur in heißen Klimaten. Dagegen zeigen uns diese Wasserkühlgefäße noch eine sehr wichtige Thatsache: sie können nämlich, um in: Vrande porös zu bleiben, nur aus „schwerflüssigem“ Thon hergestellt werden, der selbst im stärksten für Gefäße möglichen Vrande ohne Zusatz von Flußmitteln nie schmilzt, nie verglast, wogegen leichtflüssige Thonarten schmelzen (uersintern), also die Porosität bezw. Durchlässigkeit aufheben würden; mithin beruht der bekannte mangelhafte Brand der uns hier beschäftigenden und sämmtlich aus schwerflüssigem Thone gefertigten durchlässigen Gefäße lediglich in der Wahl dieses geringwerthigen Materials, nicht aber, wie unsere „Wissenschaft“ meint, in primitiven Entwicklungszuständen der Keramik. Hält man nun, von nachlässiger Arbeit abgesehen, im Auge, daß jene durchlässige und unbrauchbare Waare entweder noch ganz roh und ungeglättet oder gefärbt und schon polirt oder bereits farbig angestrichen bzw. bemalt ist, was dem Auftrag der an sich farblosen und durchsichtigen Alkaliglasur vorherging, und daß sie zuweilen gar einen durch verlaufene Ränder charakterisirten Klecks Glasur aufweist, den sie in einer Werkstatt, wo Gefäße mit Glasur bestrichen wurden, erhalten haben muß, so leuchtet ein, daß solche Waare, ähnlich wie so manche aus Stein (s. oben), eine unfertige ist und nicht alle Fabrikationsstufen durchgemacht hat. Für die Todten war sie gut genug, und die Tempel nahmen jede Spende Doctrineu, die unfertige Waare für Kulturzeugnisse nehmen, sind natürlich falsch.

Wer nun, von der Wahrheit der im Vorstehenden entwickelten und aus langjähriger Museenkunde geschöpften Anschauung durchdrungen, eine Sammlung wie die der trojanischen Alterthümer besichtigt, sieht alsbald ein, daß er inmitten einer Hinterlassenschaft des Todten« und Ahnen-

Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 33)

kultes steht, von der kaum ein Stück anders als für Todte gefertigt worden ist. Zieht man die Möglichkeit in Betracht, daß dies Todtengeräth trojanisches war, so erfüllt es mit Bedauern, daß gerade der Mann, der für Troja so glühend schwärmte und das glänzende homerische Bild von Troja wörtlich nahm, in Folge der ihm aufgedrungenen Doctrinen das aus seinen Funden sprechende Kulturbild nicht gesehen hat. Es ist ein Bild, das homerischen Glanz zeigt, denn wie roh dies Todtengeräth im Allgemeinen auch ist, so fehlt es doch nicht an Beweisen, daß seine Verfertiger einem hochentwickelten Kulturvolk angehört haben. Da sind zunächst zu nennen die riesigen übermannshohen Krüge, die sogenannten Pithoi, die einzigen gut, sogar vollkommen gebrannten Gefäße der ganzen Sammlung. Unsere Keramiker sagen, daß ihre Herstellung selbst ihnen Schwierigkeiten verursachen würde und daß ihr gleichmäßiger vollkommener Brand ohne die geringste Formenverschiebung vollendete Einrichtungen voraussetze. Diese „Pithoi“ bezeugen also eine Technik, wie nur ein hochentwickeltes Kulturvolk sie besitzen konnte, und vermüthen zugleich, daß sie nicht an Ort und Stelle, nicht in diesen sieben übereinandergelagerten und kaum 100 Meter ausgedehnten vermeintlichen „Städten“ und „Burgen“ gefertigt worden sind, aber bei ihrer Größe und Schwere (14 Mann brauchten einen Tag zum Transport eines einzigen 150 Meter weit) doch nur in der Nähe ihrer Fundstätte entstanden sein können. Ein glänzendes Zeugniß für die Höhe der kunstgewerblichen Entwicklung der Bevölkerung, die den Schutthügel Hissarlik hinterlassen hat, legen die Goldfunde ab. Der berühmte Londoner Antikengoldschmied Carlo Giuliano erklärt es für räthselhaft, wie alle diese feinen Arbeiten und besonders die minutiöse Granulirarbeit, die unendlich kleine Goldkörner in mikroskopische Höhlungen eingelöthet hat, ohne Hülfe einer Linse möglich gewesen sein sollen. Vergoldetes Kupfer- und Bronzegeräth beweist, daß seine Verfertiger viel metallurgische Kenntniß und technisches Geschick besaßen. Die Innigkeit der Verbindung entspricht der Feuervergoldung. „Der „trojanische“ Goldschmied verstand auch, dem Golde durch künstliche Mittel besondere Farbentöne zu verleihen, wie wir dies an japanischen Arbeiten kennen, und Nepoussé, Intaglio und Emaille waren ihm geläufige Künste, aber die schönen Arbeiten dieser Art verschwinden fast in der Menge derer, die einfach aus gehämmertem, geschnittenem und gepunztem Goldblech und Golddraht gefertigt den reinen Typus des „Todtengoldes“ tragen und mit jenen Kunstwerken stets in ein und derselben Urne lagen. Derselbe Gegensatz vollendeter Kunst und unsäglicher Rohheit offenbart sich in den Gefäßen der Sammlung, die doch ebenfalls in unzertrennlicher Gemeinschaft, das Roheste neben dem Feinsten, gefunden worden sind. Da giebt es einzelne kunstvolle aus Silber und Gold, auch aus Kupfer, aber die große Mehrzahl ist aus grobem Thon gemacht und repräsentirt den oben charakterisirten für das Leben unbrauchbaren Typus. Aber auch unter diesen stechen neben ganz plumper Maare vollendet schöne Formen hervor, die offenbar Vorbilder

»lord und Süd. I.XIII, 189, 23

2H0 Ernst Voetticher in Verlin,
 aus edlem Material kopiren. Leute niederer Kultur, denen also die Gesetze
 der Schönheit fremd, konnten auf diese zum Theil sogar nur für Metall ge-
 rechtigten Formen nicht kommen. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung
 Schliemann's „Flügelvasen“, deren hohe Auswüchse („Flügel“) in Thon zu
 zerbrechlich sind, wetzhalb der Nekropolitöfver sie meistens nur andeutete,
 und zwar durch den ^^^ förmigen Schnörkel, den ihre Basis bildet, was
 zugleich beweist, datz ihnen eine unerläßliche Symbolik innewohnte. Weiter
 finden wir rohe Nachbildung der den Metallgefäßen der Alten (z. B. den
 etruskischen) eigenen seitlichen Ansätze für Ringe und Bügel, Andeutung der
 für die eiförmigen Gefätze erforderlichen Dreifüße unmittelbar am Gefäß-
 körper, massive Ausgüsse anstatt röhrenförmiger, Punktirung an Stelle der
 Löcher von Sieben, Seihern und Räuchervasen, u. a. m. Was die Formen
 dieses „trojanischen Hausrathes“ angeht, so habe ich sie längst im Opfer-
 dienst der alten Welt nachgewiesen, ganz augenfällige Typen, wie Ge-
 fäße, die zwei, drei und mehr Ausgüsse haben oder zu zweien, dreien und
 mehreren zusammengekuppelt sind. Trank- und Speisopfergefäße, Räucher-
 vassen und Kohlenbecken, wie sie in Indien und Ostasien noch heute dem
 Tempeldienst angehören. Der Todte muhte in erster Reihe mit Opfer-
 geräth ausgestattet werden, denn im Jenseits war, wie die ägyptischen und
 etruskischen Darstellungen zeigen, die Beschwichtigung der bösen, die Gewinnung
 der guten Dämonen sein vornehmstes Geschäft. Dieser religiöse Gesichts-
 punkt erklärt auch die Vermeidung des Eisens bei Todtenmitgaben. Es ist
 eine eigenthümliche Thatsache, auf welche ich schon 1884 aufmerksam gemacht
 habe (vgl. Ztschr. f. Museologie), daß Moses, der Zögling der ägyptischen Priester,
 verbietet, den Altar mit Eisen zu berühren, denn Eisen entweihe ihn
 (2. Mos. 20, 25; 5. Mos. 27, 5. 6.; auch Jos. 8, 30. 31.), wie auch
 Numa Pompilius, der bekannte römische König, den Priestern zum Gesetz
 machte (wörtlich) „sich das Haar mit einer Scheere aus Kupfer (bezm.
 Bronze), nicht aus Eisen, zu schneiden“. <I.v(tu8, vs N«n8. I, 31). Im
 vollen Einklang damit steht die Thatsache, daß in ägyptischen Tempeln und
 Gräbern niemals eiserne Messer, Scheeren, Beile, sondern miteinander
 kupferne bzw. bronzene und — solche von Feuerstein und Obsidian (siehe
 oben) gefunden worden sind. Hätte es eiserne dort gegeben, so würde die
 Trockenheit des Klimas sie erhalten haben. Eben so kommen in Centralindien
 (Burrha) und in Vabylonien, sowie vielfach anderwärts, Metallwerkzeuge,
 z. B. Kupfer- und Bronzeäxte, zusammen mit den famosen Feuersteinmessern
 und zuweilen in ein und derselben Urne oder Felsenkammer vor. Das
 Gleiche ist in der Fundstätte Hissarlik-Troja der Fall, wo jede Scheidung dieser
 innig vergesellschafteten Fundstücke erkünstelt märe, und so beleuchtet das
 mitten, unter Feuersteinmessern in der untersten, also ältesten Schicht
 (45—50 Fuß Tiefe) gefundene feuervergoldete Kupfermesser auf das hellste
 den Werth der gegnerischen Deutungen.
 Wein wären in der Schliemcmn-Sammlung nicht die zahlreichen fünf bis

Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 3Hl.
zehn Centimeter großen Körper aus Thon und Stein aufgefallen, die wie durchlochte Knöpfe aussehen und allerlei Kritzeleien aufmeifen! Wären dies, wie die Anthropologen wollen, „Spinnwirtel“, so müßte ihre räumlich so beschränkte Fundstätte ausschließlich von spinnenden Weibern bewohnt gewesen sein, denn es sind dort über 25,000 dieser „Wirtel“ zu Tage gekommen. Aber mit diesen schweren Wirteln hätten die armen Weiber nicht spinnen können! Im Alterthum hielt die Spinnerin, da das Spinnrad noch nicht erfunden war, den Rocken in der linken Hand, zupfte daraus mit der rechten die Fibern und flocht sie zwischen Zeigefinger und Daumen spiralförmig zum Faden. Bevor sie dies Gebilde auf die Spindel (Spule) wickelte, mußte sie es durch Drehen festigen. Deshalb hatte die Spindel, die an dem in ihren Schlitz festgeklebten Faden hing und in dem Maße, wie dieser im Fortschritt der Arbeit länger wurde, niedersank, am unteren Ende einen radförmigen Knopf oder Kreisel, den „Wirtel“ (besser: Wirbel), den die Finger in eine Drehung um seine Achse versetzten. Diese übertrug sich auf die Spindel und den straff gespannten Faden, der, bis dahin ein lockeres Gebilde, nun erst die nöthige Festigkeit erhielt. Der Wirtel bestand, wie sich von selbst versteht, aber auch durch ägyptisches Spinngeräth aus jenen Zeiten bekundet ist, aus leichtem Material, Holz oder Flechtwerk mit Gnps. Steck, man dagegen einen der in unseren Museen ausliegenden „Wirtel“ aus schwerem Material (Thon, Stein oder Glas) und von beträchtlicher Größe an die Spindel, so zerreißt der noch nicht gedrehte lockere Faden. Diese Funde können also, weil zu schwer, nicht zum Spinnen gebraucht worden sein, und hiermit harmonirt es, daß ihre Durchbohrung bald maßlos weit bald für die dünnste Spindel zu eng ist, sodaß man sie höchstens auf eine Schnur ziehen könnte. Dies ließe nun an „Netzsenker für Fischer“ (auch ein anthropologisches Requisite) denken, doch ist das durch ihre ausgesprochen ornamentale Erscheinung ausgeschlossen, auch fehlt sogar oft die Durchbohrung. Sehr kleine Exemplare kommen in den buntesten Farben vor und werden schließlich Perlen, was ihrem Amulett-Charakter völlig entspricht. In Hissarlik lagen sie haufenweise zu zwanzig und dreißig beisammen und waren ursprünglich vielfach an den Wänden angenagelt (vgl. „Troja“ S. 114 und 152/53, wo die dazu gebrauchten Stifte bald Nägel, bald Nadeln genannt sind); ein Beispiel dafür ist das in der Sammlung mit 6046 bezeichnete Exemplar mit noch darin steckendem Stift von Bronze. Nun hat zwar schon Schliemann diese Funde als Weihgeschenke gedeutet, sie aber doch, im Banne der Doctrin, für wirkliches Spinngeräth gehalten, wogegen sie für mich nur Nachahmungen in einem auf ewige Dauer berechneten Material sind, Simulaker. Daß sie dies wirklich waren, nämlich todtendienstliche Opfergaben, die als Lebenssinnbilder in das Grab oder auf den Opfertisch der Gräbertempel gelegt, auf Grabsteinen ausgemeißelt, wie Rosetten an der Pforte und den Wänden der Grabkammer bezw. der Todtenhäuser angebracht wurden, habe ich schon vor acht Jahren aus dem ägyptischen Kult

23*

IH2 Ernst Voettichei in Nerlin.

nachgewiesen, wo Nienmnd zuvor „Wirtel“ entdeckt hatte. Den Grund für diese Todtensymbolik sehe ich in dem universalen Gleichniß, daß die Schicksalsgöttinnen den Lebensfaden beginnen, spinnen und abschneiden. Lebenssinnbild muhte natürlich der Theil des Spinneräthes sein, mit dessen Hilfe der Faden gediebt, also gefestigt wurde. So zeigt gerade der allerorten auftretende „Spinnwirtel“ unfehlbar Todtenkultstätten und Gräber an, wo eine verblendete Anthropologie vorgeschichtliche Ansiedlungen mit spinnenden Frauen in schmucker Häuslichkeit erschaut, und so verstehen wir erst, wie der Spinnwirtel gepaart mit deni Schwert und der Streitaxt im Grabe der Männer erscheinen kann, unter Verhältnissen, wo (wie z. B. in Einzelgräbern in Felsenkammern) „spätere Zufälligkeiten“, dieser stete Nothbehelf falscher Doctrinen, ausgeschlossen sind. Welche Revolution meine Lehre in dem Studium der Vorgeschichte hervorruft, liegt auch hier klar zu Tage. Wenn aber Virchow die Lösung ausgegeben hat: „Vötticher kann noch viel Verwirrung in das Studium der prähistorischen Funde hineinbringen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen,“ so sagen wir statt Verwirrung — Klärung.

Neben den „Wirteln“, den Lebenssinnbildern, sehen wir in der Schliemann-Sammlung zahlreiche Träger des Seelensinnbildes, nämlich Gesichturnen (Schliemann „Eulenvasen“) und Amulette („Idole“). Schon 1874 bezifferte Schliemann sie auf „Hunderte“, zählt 1879 im Ilios (S. 372) siebenhundert Idole, nennt (S. 373) „Eulenvasen wie Nr. 229“ (in der Sammlung unter Nr. 7886 nur einmal vertreten) „noch zahlreicher in der fünften Stadt als in den vorhergehenden Städten,“ und schreibt 1882 im Buche Troja (S. 167), er habe wieder „sehr viele“ Eulenvasen und „eine große Menge“ Idole gefunden. Mithin befindet sich nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil davon in der Sammlung. Als ich (vor dem Hervortreten mit meiner „Feuernekropole“) in Virchows Zeitschrift für Ethnologie (1883, S. 157 ff. Tafel IV) nachwies, daß die Gesichturnen von Hissarlik nicht nur Vogeltypus, sondern auch einen gemischten Typus, Vogel mit Menschenohren, und einen rein menschlichen Typus mit Mund und geschlossenen Augenlidern (gleich den Goldmasken von Mykenä) aufweisen und darin vollkommene Seitenstücke zu den ägyptischen Kanoven, sowie zu den etruskischen und nordeuropäischen Gesichts-Aschenurnen sind, da nannte Virchow das „wichtige Fingerzeige“ (Zeitsch. f. Ethnologie 1884), ignorierte diese aber in der Folge, obwohl (oder weil?) jeder Prähistoriker wissen muß, daß Gesichturnen überall dem Todtenkult angehören, daß die ägyptischen die inneren Theile der Mumie, alle anderen die Asche des verbrannten Leichnams zu bergen pflegten. In jenen drei Typen: Vogel — Vogel mit Mensch gemischt — Menschenantlitz auf Vogelleib (eben die Urne, in Hissarlik geflügelt) tritt uns das ägyptische, aber nicht auf Ägypten beschränkte, Seelensinnbild entgegen und giebt den sichersten Beweis, daß die in Hissarlik so zahlreich gefundenen Gesichturnen Aschenurnen sind. So hätte also Schliemann ganz vergeblich seine ursprünglichen Angaben über Nschenurnenfunde

Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 3H3

(s. unten) widerrufen! Im vollsten Einklang mit ihrer Aufsindung steht die der „eulengesichtigen Idole“, denn dies sind Amulette, die ebenfalls das Seelensinnbild darstellen. Seeleusinnbilder haben nur an Todtenkultstätten Sinn, deshalb wolle man im Auge behalten, daß schon Schliemann (Troja S. 167) „die größte Aehnlichkeit“ zwischen diesen „Idolen“ und „Eulenvasen mit ihren langen Flügeln“ und „den Hunderten von gehörnten oder geflügelten Idolen in Tiryns und Mykenä“ erkannt hat. — Was aber weder er noch Andere bemerkt haben, das ist, daß auch alle die obenerwähnten Gefäße mit dem Zeichen \wedge solche „Flügelvasen“ und mithin Aschenurnen sind, wenn auch der Deckel, der das Gesicht trug, nicht immer mit aufgefunden worden ist. Man wird zugeben, daß meine Einreihung der Wirtel und der Gesichturnen in das Kultgeräth nicht minder „exakte Forschung“ ist, als die naturwissenschaftliche Einordnung eines Thieres, einer Pflanze, eines Minerals nach charakteristischen Merkmalen. Dahin gehört auch der schon 1883 in Virchows Zeitschrift für Ethnologie a. a. O. sowie in: „Ausland“ 1884 Nr. 15 geführte Nachweis, daß Schliemanns „Eaugfläschchen für trojanische >Uudlein“ von Gestalt unserer Theekannen sowie eigenthümliche „Zwillings- und Drillingsgefäße“ (das sind zwei- und mehrfach gekuppelte) auf ägyptischen Kultusbildern Trankopfergefäße in der Hand opfernder Pharaonen und Priester sind.

Auf meine Untersuchungen über die Wirtel, Gesichturnen und Opfergefäße ist von deutschen wie von französischen Forschern besonderes Gewicht gelegt worden. Wer überhaupt die innige Verwandtschaft der Funde von Hissarlik mit ägyptischen und babylonischen eingehender kennen lernen will, findet in dem kürzlich bei N. I. Schuchard, erschienenen lumpy des Pariser Congresses für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie von 1889 einen mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Auszug aus meinem dem Congreß auf Ersuchen vorgelegten, schon 1881 begonnenen und noch des Verlegers harrenden Werk: „Schliemanns Funde von Hissarlik-Troja eine Hinterlassenschaft des Tobten- und Ahnenkultes.“

Ich bin überzeugt, Schliemann wäre schließlich selbst zu dieser Erkenntnis gekommen, wäre nicht der Anthropologe Virchow i. I. 1879 dazwischen getreten. Schauen wir also zu, wie der Troja suchende Spatenforcher sich in frischer Betrachtung seiner Funde geäußert hat, und fassen mir zuerst wieder die „Pithoi“ in's Auge. In seinem Tagebuche der Ausgrabungen 1874 (im Druck erschienen als „Trojanische Alterthümer“, F. A. Vrockhaus, Leipzig) schwankt er beständig in der Benennung dieser Pithoi, die ihm bald „Graburnen“, bald „Grab- oder Wasserurnen“, „Leichenurnen und große Wasser- oder Weinbehälter“, Wasser- oder Leichenurnen“ und „Leichen- oder Weinurnen“ sind und meist ganz zerbrochen in jeder Tiefe vorkamen, zuweilen, wie er fagt, „in solchen Massen, daß sie ihn beim Arbeiten hinderten.“ Von diesen (die 1—2, selbst 2[^] in Höhe bei bzw. V-, 1 u. IV- in Durchmesser und 5 cm Wandstärke, sowie meist eine sehr weite Mündung,

2HH Ernst Voettichcr in Verlin.

bis 80 crn haben) unterscheidet er „kleinere Leichenurnen" und „Aschenurnen". Woher nun die Benennung Grab- und Leichenurnen? Schliemann muß doch Dinge und Umstände bemerkt haben, die diese Anschauung hervorriefen. Wasser oder Wein kann er nicht dann gefunden haben, wohl aber menschliche Reste.

In der That, wie schon die Vorrede (anscheinend mit einer gegenüber ähnlichem Befund in der benachbarten Nekropole Hanai wohl begreiflichen Unruhe) von „vielen Menschenknochen" in den an zerbrochenen Pithoi so reichen Schichten spricht, so beschreibt das Tagebuch selbst immerzu „verbrannte Häuser" (rohe Mauervierecke, Höfe) voll Asche, worin sich zer-sprungene Pithoi, „eine Masse Menschenknochen" und gegen tausend Nschenurnen fanden, und schildert insbesondere auch das Ilios S. 36 in 8—10 Tiefe erwähnte „Haus mit 8 oder 9 Zimmern", wo „neben dem „Haus und in den größeren Zimmern desselben zahlreiche Menschenknochen, „aber nur zwei ganze Skelette" (letztere nach Ilios S. 565 in ein und demselben „Zimmer") und in gleicher Tiefe „ein Schädel, einige Knochen „und viel Leichenasche in einer 70 ein hohen und breiten Vase" lagen, sowie in 13 in Tiefe (also ebenfalls in der „Burg von Troja" genannten Schicht) ein „Haus mit fast aufrechtem weiblichen Skelett in 6—7 Fuß „gelber oder bräunlicher Holzasche", und darunter noch mehr „Häuser mit „Spuren furchtbarer Hitze" (vgl. auch Ilios S. 307, 310.) Offenbar ge-nügten diese Skelette, daß Schliemann ohne fachmännische Hilfe die übrigen zahlreichen Menschenknochen als solche bestimmen konnte. Man muß bebauen:, daß das (von mir nicht anerkannte*) „Protokoll der Verhandlungen zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Bötticher in Hissarlik v. 1.—6 Dez. 1889" die Ausrede enthält, es könnten Thierknochen gewesen sein, und die Sache so wendet, als handle es sich Ilios S. 36 nur um Knochen für zwei Skelette. Weiter führt das Tagebuch auf: „Nschenurnen", „kein Ge-rippe, nur dann und mann ein Zahn" und (ebenfalls in der „trojanischen" Schicht) „Leichenurnen täglich, Knochen zu Asche verbrannt." Im Ilios sagt Schliemann S. 46, er habe in den Jahren 1871, 1872 und 1873 „eine bedeutende Anzahl großer Leichenurnen" aus der 3. und 4. Stadt zu Tage gefördert, „die menschliche Aschenüberreste, aber keine Knochen, nur „einmal einen Zahn, ein anderesmal einen Schädel in der Asche enthielten."

Ferner lesen wir von den: Schädel eines jungen Weibes und Asche in einem „großen Krug" (der stereotype Parallel-Ausdruck für Pithos), sowie mehrfach von Embryoskeletten in „mit Menschenasche gefüllten Urnen."**)

*) Vgl. hierüber mein „Hissarlik, wie es ist", 1890, Berlin, im Selbstverlag, sowie meine Auseinandersetzung mit Schliemanns Zeugen in der „Post" 1890 No. 2'>7 und 261 oder „Kreuz-Zeitung" 1890 No. 429 und 487. Tic „Neue Freie Presse" hatte nur für Schliemanns Zeugen Raum (No. 9880.) lieber diese Zeugen siehe „Nord und Süd" I.V. 163.

**) Bezüglich dieser merkwürdige!: von Prof. Arewios (Athen) und Prof. Virchow untersuchten Funde erlaube ich mir auf,7u,v«na! XV, 1396 aufmerksam zu machen.

Aretcnos Erklärung findet sich Ilios 3. 2,'9 und 365.

Die Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 2H5

Das geht so durch den ganzen Hügel bis hinab zum Urboden und zeigt also in allen Schichten Feuerbestattung, während der nur eine Stunde entfernte Hügel Hanai Tepeh in den oberen Schichten Erdbestattung, in den unteren Feuerbestattung aufweist. Dieser birgt nämlich gleich große Leichenurnen, die in den unteren (verbrannten) Schichten in kleinen Kammern leer oder zerbrochen neben Aschenurnen und Mitgaben liegen, in der oberen aber Skelcke enthalten. Frank Calvert hat eine große Menge ausgegraben (vgl. *Journal XVI* p. 1—6 mit 2 Tafeln und mehreren Holzschnitten, darunter eine Abbildung eines solchen Pithos mit Skelett darin). Die unteren Schichten des Hanal Tepeh haben babylonisch-assyrischen Charakter mit Anzeichen ägyptischer Beeinflussung, während die obere, wie die den Skeletten mitgegebenen Thongefäße und Idole darthun, der archaisch-griechischen Zeit und dem 4. Jahrhd. v. Chr. angehört. Also wiederum genau wie im Hissarlik Tepeh. Dieselbe Bestattungsweise kennt Calvert in anderen Theilen der Troas, auf dem thrakischen Chersones, in Griechenland, Rumelien, Anatolien, Mytilene, in der Krim und auf den Ionischen Inseln; sie ist auch in Syrien, Suez und Tunis nachgewiesen; das *Journal* 1882 berichtet über *LaeröceL*, *»r bnri»* 1 sw. in Indien, und Feuerbestattung in solchen riesigen Urnen kennt schon Dr. *Iru,8sn* in Babylonien, wie sie kürzlich auch aus SO-Svanien und Korsika berichtet worden ist. Meine Behauptung, daß die Pithoi von Hissarlik, deren Scherben meist in verglühtem Zustande nebst Todtengebein zwischen verglasten Lehmwänden (in „Häusern“ ohne Eingang!) gefunden wurden, zur Todtenverbrennung gedient haben, ist also durchaus nicht so thöricht. Die Phönizier verbrannten Menschen in glühenden Erzbildern, und das muß auch in glühenden porösen Terrakotten möglich sein. Virchows negative Versuche im Schmelztiegel beweisen nichts dagegen. Der Schmelztiegel hat, damit sein Inhalt schmilzt und nicht verbrennt, luftdichte Wände, während poröse Terrakotten und Metallgefäße luftdurchlässig sind. Koldewey berichtet sogar aus Babylonien, wo er die Hügel von Surghul und El Hibba erforscht hat (1887): „deutlich sieht man hier im Querschnitt, wie die Leiche mit feuchtem Thon eingehüllt wurde, wie die oben dünne Thondecke vom Feuer hart gebrannt, die Leiche bis zur Unkenntlichkeit vernichtet und selbst die unteren Thonschichten noch geröthet wurden.“ Das Ergebniß war ineist die Verwandlung der Leiche in Asche. Ich hatte schon im I. 1883 vorausgesagt, daß der Befund von Hissarlik auch in babylonischen Schutthügeln angetroffen werden würde. Maßgebend für mich war das Studium älterer Forschungen daselbst. Koldeweys Ausgrabungen haben meine Voraussage glänzend bestätigt, und wie vollkommen sein Befund dem von Hissarlik entspricht, lehrt allein schon die Vergleichung seines Berichtes (*Zeitschrift für Assyriologie* 1887) mit Schliemanns Bericht in „Trojanische Alterthümer“ S. 117,168,169 u. namentlich 244—248. Koldewey nannte anfangs seine Fundstätten (in Benutzung des von mir aufgebrauchten Terminus)

3H6 Ernst Voetticher in Verlin,
babylonische „Feuernekropolen.“ Diese Benennung ist später (sogar in dem
offtciellen Führer durch die Königlichen Museen in Berlin) in „Leichenver-
brennungsstätten“ geändert worden, als ob diese Umtaufe (die beiläufig die
Beisetzung und den Ahnenkult, also das Wesen einer Nekropole außer Acht
läßt) die klare Uebereinstimmung jener Stätten mit meiner Feuernekropole
Hissarlik wieder aus der Welt schaffen könne. Im Einklang damit sind
die Vertreter der durch den Sieg meiner Funddeutungen bedrohten herrschenden
vorgeschiedtlichen Theorien bestrebt, die vorangeführten Beweise einer den
ganzen Schutthügel durchsetzenden Todtenbestattung zu leugnen oder unter
Berufung auf angeblich unzuverlässige Beobachtung bei Seite zu schieben.
Sie haben aber nicht an die Beweiskraft eines während der Ausgrabungen
geführten Tagebuches gedacht. Dem gegenüber verschlägt es auch nichts,
daß Schliemann selbst seine ursprünglichen Angaben 15—16 Jahre später
nicht aufrecht hielt. Tagebücher geben auch auf anderen Gebieten den
Ausschlag. Ebenso wenig will es bedeuten, daß die durch meine Erfolge
auf dem Pariser Congreß von 1889 veranlaßte Erneuerung der Aus-
grabungen im Frühjahr 1890, die sich nur noch in unmaßgeblichen Resten
des Hügels bewegen konnte, Pithoi mit Getreide, Bohnen und Linsen zu
Tage gebracht hat. Die Herren müßten wissen, daß große Thongefäße voll
Getreide und Hülsenfrüchten in ägyptischen Nekropolen sehr häufige Todten-
mitgaben und Opfer sind. Dies unverkennbare „Sich verschließen gegen un-
abweisliche Thatsachen“ zeigt sich auch in der Nbleugnung der Aschenurnen-
funde. Virchow hatte 1884 mit der autoritativen Behauptung, „Neste von
Brandleichen“ seien in Hissarlik gar nicht gefunden worden, meiner Hypothese
den Boden unter den Füßen fortgezogen, und nun erinnerte Schliemann sich
1889 nur noch an drei Aschenurnen, überdies Funde außerhalb der streitigen
Schichten (vgl. das von niir nicht anerkannte Protokoll der Verhandlungen
zwischen Dr. Schliemann und Hauptmann Voetticher in Hissarlik v. 1—6 Dez.
1889), während doch sein Tagebuch von 1871/74 immerzu von Aschen- und
Leichenurnen („täglich“) voll Leichenasche mit stark verkohlten Knochenstücken
(ein von Stabsarzt Dr. Moß Ilios 364 bezeugter Befund) spricht, wie auch
das Buch Ilios 1879 die Aschenurnen noch auf tausend ungefähr beziffert.
Woraus hätte fönst Schliemann die Ansicht gewonnen: „Die Verbrennung
„der Todten scheint in den fünf prähistorischen Städten allgemeiner Brauch
„gewesen zu sein“? Erklärt doch sogar Dr. Schuchhardt in seinem auf der
Basis engsten Verkehres mit Schliemann geschriebenen Werke „Schliemanns
Ausgrabungen“ (F. A. Vrockhaus, Leipzig, 1890 1. Aufl.), daß derselbe
„eine Menge Urnen mit ganz feiner Asche“ gefunden habe. Wie konnte
also Virchow sie 1884 ignoriren, wie konnte Virchow noch 1891 (bei der
Gedächtnißfeier im Berliner Rathhaus, 1. März) behaupten, Schliemann
habe anfänglich jedes Gefäß Aschenurne genannt, wogegen doch schon dessen
Tagebuch von 1871/74 die Gefäße archäologisch genau unterscheidet, wie
durfte Virchow behaupten: „wie sich später erwies, hatte der Inhalt nichts

Vie Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer. 3H?

mit menschlicher Asche zu thun"? Für die Urnen von 1871—79 konnte sich das nicht erweisen, weil ihr Inhalt „später“ nicht mehr vorhanden war, und irgend welche Funde von 1890 gelegentlich der von Virchow präsidirten März-EnquAe sind doch dein gegenüber völlig nichtssagend. Für die Nichtigkeit der ursprünglichen Angaben Schliemanns habe ich zwei von Allen übersehene Beweise erbracht: einmal, daß soviele Gefäße durch ihren symbolischen Schmuck, wie oben gezeigt, als Aschenurnen gekennzeichnet sind, und zum anderen, daß fast der gesammte Gold- und Silberschmuck in Urnen mit „viel bläulich weißem Pulver“ lag, und stets geschmolzener wie unversehrter zusammen in einer und derselben Urne. Wie das erklären? Konnte der eine den 900° C. (Schmelzpunkt des Goldes) trotzen, die den ihn berührenden geschmolzen haben? Nach physikalischen Gesetzen nicht. Der unversehrte kann nur mit dem bereits geschmolzenen Gold, das öfter Holzkohle einschließt, in die Urne gelegt worden sein, und das erklärt sich nur aus der Todten-Verbrennung, denn es war (nach antiken Autoren) Sitte, zu den Nesten der Verbrennung unversehrte Liebesgaben, Opfer zu legen. Beides, unversehrter Schmuck und ein Klumpen geschmolzenen Goldes mit Holzkohle darin wurde auch in einer „Gesichtsurne“ ähnlich der in Westermanns Monatsheften 1891 abgebildeten gefunden.

Doch genug und übergenuß der Beweise für den wahren Charakter der gleichmäßig in jeder Tiefe angetroffenen Funde! Es erübrigt noch eine Betrachtung der Fundstätte, doch kann von eingehender Untersuchung derselben mangels Raum hier nicht die Rede sein, und deßhalb begnüge ich mich, der hartnäckigen Behauptung der am Ende doch weniger mit Blick für militärische Dinge begabten Gelehrten, .daß die Fundstätte eine mehrfach zerstörte und immer wieder aufgebaute Burg sei, den Ausspruch einer Fach-Autorität entgegen zu setzen. Nach sorgfältigem Studium alles vorliegenden Materials, einschließlich der erneuten Untersuchungen, nach denen Schliemann's Zeugen, Prof. Niemann und Major Steffen, dann die Herren Babin (Civil-Ingenieur), Frank Calvert, Prof. Dr. F. von Duhn, Geh. San.-Nath Dr. W. Grempler, O. Hamidy, Dr. K. Humann, Prof. Dr. N. Virchow und Dr. Eh. Waldstein an Ort und Stelle ihr Urtheil abgaben, erklärt der Ingenieur-General G. Schröder, Lehrer der Geschichte der Kriegsbaukunst an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Verlin, in einer ausführlichen Kritik der Fundstätte: Alles, was zu Gunsten der These „Schliemann's Troja eine »urzeitliche Feuer-Nekropole“ beigebracht werden könnte, ist in den Wind geredet, »wenn die Nuinen von Hissarlik die Ruinen einer Burg sind. Das haben »nun aber die „zehn Archäologen und Gelehrten ersten Nanges“ und daneben mocht Oberbau-Director Durm bezeugt! Aber bei Alledem doch kein geschichtskundiger Kriegsbaumeister oder — um niodern zu sprechen — Ingenieur-offizier (der unter den Zeugen befindliche Major ist Feld-Artillerist).« Darauf entwickelt General Schröder seine fachmännische Kritik unter Vergleichung der Stätte mit anderen und kommt zu dem Schlüsse: »Wenn die mehrerwähnten

2H8 Ernst Voetticher in Berlin.

»Zehn die Feuernekropole verwerfen, so hat der archäologisch-ungelehrte Ingenieur
»nicht einzuwenden; wenn sie aber der Ruine Hissarlik den forisilatorischen
»Charakter zuerkennen, so sagt der Ingenieur: Sie haben nach Phantasie und
»Wunsch geurtheilt, nicht nach der nüchternen Thatsache.« In einer noch ein-
gehenderen Analyse im „Archiv für die Artillerie« und Ingenieur-Offiziere
des Deutschen Reichsheeres" Bd. 99, 2 (E. S. Mittler & Sohn, Berlin
1892), in der namentlich Dörpfelds „Thürme" künstlich persiflirt sind, kommt
General Schröder zu demselben Ergebnis: »Löschen wir von: Verzeichnis) das
»dritte der „ältesten Denkmäler der Festungsbaukunst aus dem Heroenzeit-
»alter" und begnügen wir uns mit Tiryns und Mykeni.«

Somit wäre die Burgtheorie abgethan, nachdem auch jene Unterstadt,
deren Dasein in Schliemanns, Sayces und Dörpfelds Schriften als Thatsache
erscheint, unauffindbar geblieben ist, sodass ich sie mit Recht „ein Phantasie-
gebilde" genannt habe. Die in den Ruinen fast überall hervorgetretenen
Spuren erstaunlicher Gluth Hannoniren vollkommen mit der Aufindung so
zahlreicher Beweise der Todtenverbrennung. Denken wir uns eine künstlich
hergestellte Terrasse mit steinerner bis 6 in hoher Futtermauer und Strebe-
pfeilern (Dörpfelds Thürmen!) an den flachen südlichen und westlichen Ab-
hang eines mäßigen Bergzuges! Diese Terrasse ist nach Abtragung des über
ihr gelagerten Schutthügels Hissarlik zum Vorschein gekommen, und 1890
thaten sich an ihrem Fuß anstatt einer „Unterstadt" auffallend viele Gräber
auf. Auf dem Ostende der Terrasse ist, wahrscheinlich als Rest einer Ring-
mauer, eine 4 Hl dicke Lehmziegelmauer erhalten, die nach babylonisch-
assyrischer Bauart ebenfalls mit Strebepfeilern ausgestattet ist. Für Dr. Dörp-
feld sind das freilich „Thürme"! Diese fast durch und durch rothbraun ge-
brannte Lehmmauer, sozusagen der Mantel eines feurigen Ofens (darf man an
Daniel 3 denken?) hat Querlöcher, die (selbst von Durm) ohne Grund aus
Holzconstruktionen gedeutet worden, aber Luftkanäle sind wie in babylonischen
Lehmbauten z. B. in den Ruinen von Mugheir (abgebildet li^v1iu8on, ^u-
oißnt UonarcdiL8 I, S. 97). Die ausströmenden glühenden Gase haben sie
stark verglüht. Die 96 V« zu 10?Vü ni große Plattform der vielfach an Mu-
gheir und Eridu erinnernden Terrasse, die nicht weniger als sechs Aufgänge*) hat,
nämlich zwei eingeschnittene Poternen (geschützte Eingänge), drei steile Rampen
(eigentlich Aschenabschübe) und dazu einen Corridoraufgang in der Futter-
mauer (Bestätigung des 1889 nicht mehr nachweisbaren Corridors? vgl.
Protokoll), trägt niederes verglühtes und verglastes Gemäuer aus Lehm auf
rohem Stein in Lehmverband. Dies Gemäuer schließt, wie für Leichenver-
brennung an vielen Orten nachgewiesen, Brandstätten ein, deren verglaster
(also geschmolzener) Lehm Boden der Herd häufiger Brände war. Die Ver-
*) Dörpfelds neuer Plan sek, „Tchlicmanns letzte Ausgrabungen", F. A. Brock-
hcmz, L'ivziss 1891) zeigt sogar einen siebenten Zugang <M), von dem aber im Text
nicht die Rede ist.

Vie Wahrheit über die „trojanischen“ Alterthümer, 2HH
glasung bezeugt Weißgluth. Das sind Todteu-Verbrennungshöfe (Crematorien, Uftrinen), und sie wechseln ab mit Urnenplätzen (Columbarien) oder sind dies zugleich selbst (Busta!), da die Beisetzung hier wie anderwärts oft gleich auf der Brandstätte erfolgt ist. Zuweilen mißglückte die Verbrennung, dann blieb das Skelett unberührt liegen (s. oben). Alles das hat sich, wie ich es vorausgesagt (General Schröder schreibt, ich schiene „die Gabe des zweiten Gesichts“ zu besitzen) auch in Surghul und El Hibba gefunden. Viele dieser „Todtenhäuser,“ auch die sehr praktisch unmittelbar vor den Aschenabschub-Nampen gelegenen, also Dörpfelds Festungsthore (!), nachahmen die Gestalt sehr alter Tempel (vgl. den von Nhamnos, „Troja“ S. 90) und dies deshalb, weil darin die Bräuche des Tobten- und Ahnenkultes vollzogen wurden. (Auf ein Seitenstück, das Ustrinmn der Ntonine in Rom, habe ich längst aufmerksam gemacht). Außerdem fand Schliemann Magazine; daher die unversehrten Pithoi in der Berliner Sammlung. Wo es täglich Todte gab, da muhten solche Anlagen vervielfältigt werden, denn das heute gebrauchte Crematorium konnte, weil der Schutt noch heiß, morgen noch nicht wieder gebraucht werden, und da jede Verbrennung, die von Todtenopfer aller Art begleitet und gefolgt war, umfangreichen Vrandschutt hinterließ zumal sie (ähnlich wie beim Kohlenmeiler) unter einer Lehmdeöe stattfand, so mußte man die Crematorien von Zeit zu Zeit reguliren, den mit Knochen von Opferthieren, mit Austerschalen und Gefähscherben vermengten Schutt abschieben oder die alten Schichten mittelst Lehmauftrag ausgleichen und eine im Schutt begrabene Mauerumfassung erhöhen oder erneuern, damit in höherem Horizont die Benutzung fortgesetzt werden konnte: daher zeigten bei der Ausgrabung viele Ruinen, wie noch heute der an Urnen mit Goldschmuck so reich gewesene Bau H8, unten große Steine, darauf Lehm und zu oberst kleine Steine, das will sagen, zweimalige Erhöhung des alten Baues, und darum sind auch die Hauptmauerzüge des Dörpfeld'schen Planes schon in dem Burnouf'schen wahrnehmbar! So schichteten sich die verglasten Lehm böden übereinander, so wuchs im Laufe langer Zeit der von diesen Mauern kreuz und quer durchzogene Brandfchutt, den Schliemann abgegraben hat, über der gelegentlich auch seitlich erweiterten Terrasse empor. Das ist die von mir mit dem geistigen Spaten entdeckte Feuernetropole Hissarlik, die erste uns bekannt gewordene. Da die Alterthumswissenschaft merkwürdigerweise nie die Frage aufgeworfen hatte, ob die Völker für die Todtenverbrennung ein für allemal dazu bestimmte Plätze benutzten, so habe ich ihr in der „Todtenstadt der Feuerbestatteten“ mit ihren: wohlorganisirten Verbrennungswesen*) ein neues Element gewonnen, einen neuen kulturgeschichtlichen Begriff aufgestellt.

*) Wäre vielleicht — muwtig mutHuäis — auch in unserer Zeit nachahmiingswerth, wenigstens bei Epidemien, wie jetzt! So gewönne die „Feuernckropole“ noch eine hervorragend praktische Vedcutung.

250 Ernst Voelticher in Berlin.

Fragt man nun, wie es gegenüber der augenscheinlichen Übereinstimmung des Charakters der Fundstätte mit dem der Funde möglich war, meine Deutung so hartnäckig, ja leidenschaftlich und vom Beginn an gehässig zu bekämpfen, so ist die Antwort darauf in der Tragweite des Sieges derselben gegeben. Nicht nur um die Frage „Troja oder Feuerneropole“ handelt es sich, sondern um die weitergreifende, auch andere Gebiete berührende, ob die herrschenden Theorien der vorgeschichtlichen Forschung begründet und haltbar oder ob sie hinfällige Hirngespinnste sind. Ist Hissarlit eine Nekropole oder besser „eine Stätte des Todten- und Ahnenkultes“, so sind das auch tausend andere Fundstätten, mögen sie noch so gut Bauten für Lebende nachahmen, alle, die gleiche oder ähnliche Dinge von dem geschilderten Charakter finden lassen, und dann bleibt von den herrschenden darwinistischen Doctrinen, die sie als Wohnstätten roher Urmenschen deuten und in Fabrikationsstufen der Funde Kulturstufen fehen, nur sehr wenig übrig. Hiue illn« iras! Darum ein unerhörter Terrorismus, der seit zehn Jahren gegen mich und meine geistige Thätigkeit geübt wird! Darum schalt der nicht sowohl für seinen Freund Schliemann als vielmehr für seine Autorität, die er als Berater des preußischen Kultusministeriums s. Z. für die Annahme der „trojanischen“ Alterthümer eingesetzt hat, und für feine Doctrinen eintretende Anthropologe Virchow meine Thesen vor aller Welt „vage Speculationen“ und „furchtbaren Unsinn“ und ließ sie auch kürzlich wieder durch Friedels Feder mit dem „Stempel wissenschaftlicher Unzulänglichkeit und der Unreife“ auszeichnen. Gegen diese Unterdrückung anstatt Untersuchung muß ich das Eintreten aller Gebildeten anrufen und protestire vor aller Welt dagegen, daß die Presse mit Virchow zu dem Zwecke, die öffentliche Meinung gegen mich einzunehmen und die Hauptsache bei Seite zu schieben, von „Böttichers frivolem (!) Angriff auf Schliemann“ spricht und die persönliche Seite der Sache, die Beschwerden der Herren Schliemann und Dörpfeld über meinen Mangel an Vertrauen in ihre wissenschaftliche Ehrlichkeit in den Vordergrund aller Erörterungen rückt. Wenn ferner ein Gelehrter wie Prof. Milchhüfer in feinen (alle hier erörterten Thatsachen verschweigenden) Aufsätzen in der „Deutschen Rundschau“ (1891) und in „Westermann's Monatsheften“ (1891) mich als thörichten „Dilettanten“ hinstellt, der oben-drein die Schuld trage, daß Schliemann „wichtigere“ Ausgrabungen als die von 1890 nicht mehr ausführen konnte, oder wenn gar, wie es von Wien aus geschehen, meine geistige Zurechnungsfähigkeit verdächtigt wird, so zeigen diese und ähnliche Erscheinungen, wie man sich mit Händen und Füßen gegen die Consequenzen meiner Thesen sträubt. Deßhalb muß die Frage von Hissarlit dem Urtheil der weitesten Kreise vorgelegt werden, damit der Widerstand einer Koterie nicht länger einen wissenschaftlichen Fortschritt hindere. Nicht länger sollten unsere räumlich so beschränkten Museen zum Nachtheil wichtigerer und erfreulicherer Dinge mit solchen überfüllt werden, die den Besuchern als hauswirthschaftliches Geriith roher Völker im

die Wahrheit über die „trojanischen“ Alteithiimer. 25^

Sinne eines auf Abwege gerathenen Darwinismus gezeigt werden und doch größten Theils nichts sind als werthloses und nichtssagendes Todtengeräth, — nicht länger sollte die gelehrte Zunft sich sträuben, den neugeschaffenen kulturgeschichtlichen Begriff wissenschaftlich zu verwerthen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Was ich in dieser Beziehung auf dem 1889ger Anthropologen'Congreß zu Paris (siehe oben) gesagt habe, ist dieses: Die Civilisation von Hissarlik war eine wesentlich assyro-babylonische mit stark phönizischer und ägyptischer Beeinflussung und ausgedehnt über Kleinasien und Europa in noch zu ermittelnden Grenzen als Vorgängerin der klassischen. Hissarlik, Mykenä, Tiryns, Koban im Kaukasus, Hallstatt im Donaugebiet und die Lausitz sind Stationen, die uns jene verschwundene Kultur kennen lehren. Sie ist unter dem Gesichtspunkt zu beurtheilen, daß die von ihr zeugenden Funde in der Mehrzahl nur minderwerthe eigens für das Grab gefertigte Nachbildungen des Gebrauchsgeräthes sind, und war also höher, als sie nach dem Maaßstab unserer Doctrinen erschiene. Jener Gesichtspunkt läßt überall höhere Kultur der Vorzeit, als der Darwinismus zugeben will, wahrnehmen und schließlich mit Hilfe bisher unverständlicher oder unbeachteter Ueberlieferung der Denkmäler und Autoren für „vorgeschichtliche“ Völker historischen Anschluß finden.

Guy de Maupassant

Ernst Itouel.

— Verlin. —

! ine abschließende Beurtheilung des Schriftstellers, dessen Name den Titel dieser Abhandlung bildet, ist schon jetzt möglich, obgleich er erst ein Alter von einundvierzig Jahren erreicht hat. Das geistige Dasein dieses merkwürdigen Mannes hat sich allmählich umnachtet, und es ist kaum Hoffnung vorhanden, daß er je wieder zu künstlerischem Schaffen gesunden werde.

Es bedeutet das zunächst für die moderne französische Literatur, dann aber bei der durchaus gerechtfertigten Beachtung, die sie auch bei anderen Culturuölkern findet, einen Verlust auch für diese.

Wäre Guy de Mauvassant nur ein eigenartiger und bedeutender Schriftsteller, wie die erzählende Literatur Frankreichs deren seit lange und so auch in den letzten Jahrzehnten vornehmlich als Vertreter der realistischen Richtung hervorgebracht hat, so wäre das frühe und jähe Ende, das seinem Schaffen gesetzt worden, kaum von derselben tiefgehenden Bedeutung, die es thatsächlich ist.

Maupassant ist aber in seinen: Vaterlande der größte Künstler der Gegenwart, der in Worten bildet, der lachende Erbe Flauberts und der beiden Goncourt, was den Stil anlangt, und hier erscheint er fast als Gegensatz zu dem sogenannten „Großmeister des Naturalismus“, Emile Zola, zu dessen Schülern er in anderer Hinsicht zu rechnen ist. Und wie Mallvassant ein großer Künstler,, so ist er auch der Einzige des lebenden Geschlechts, dessen Schriften Etwas von jenem „S8pi-it ßnu!ni8" athmen, der in Frank-

Guy de Maupassant. 352

reich, seiner Heimat, ausgestorben zu sein scheint, und als dessen charakteristischer Vertreter Rabelais und Voltaire zu bezeichnen sein dürften.

Wenn Maupassant als Stilkünstler im Gegensatz zu Zola genannt wurde, so geschah es besonders 'deshalb, weil er vor ihm den Geschmack voraus hat, diese der romanischen Rasse gleichsam angeborene Eigenschaft, welche Zola in bedenklicher Weise mangelt und die bei Maupassant wunderbar entwickelt erscheint.

Dieser sein natürlicher und durch Kunstübung vervollkommneter Geschmack erzeugt eine Klarheit und Durchsichtigkeit des Stils und der Darstellung, die selbst in Frankreich, wo man auf diese Elemente literarischen Schaffens großen Werth legt, etwas Außerordentliches bedeuten. Man mag immerhin betonen, daß die scharfe Prägung und Präzision der französischen Sprache dem Schriftsteller seine Aufgabe erleichtern, die stilistische Vollendung Maupassants aber ist trotzdem ein künstlerisches Verdienst, ein Beweis strenger Selbstkritik und Gewissenhaftigkeit, wie sie namentlich im deutschen erzählenden Schriftthum der Gegenwart fast nirgends anzutreffen sind.

Maupassant versteht es, den jeweiligen Stoff so meisterhaft in seine Haupt- und Nebenbestandtheile zu gliedern und diese in ein so harmonisches Verhältniß zu einander zu bringen, daß alle Theile organisch verbunden und nirgends eine Lücke oder eine zu grobe Verbindung sichtbar wird. Er findet für das, was er ausdrücken will, stets die richtige Bezeichnung, und zwar erscheint Alles so mühelos, als ob es sich von selbst verstehe, während es einzig das Ergebnis der eifrigsten Arbeit, der ehrlichsten Gewissenhaftigkeit einer großen Begabung ist.

In diesem Gefühl künstlerischer Sicherheit greift er oft zu Stoffen, die an und für sich nichtig oder gewagt, unter feinen Händen zu kleinen Meisterwerken werden, die schon durch ihre Form das Entzücken des Kenners oder literarischen Feinschmeckers bilden, durch den menschlichen Inhalt, den er in sie zu legen versteht, wie durch die Fülle seines Naturells aber auch dem großm Publikum mundgerecht werden. So manche seiner kleinen Erzählungen die galante Abenteurer in geistreichen Variationen behandeln, so seine Schilderungen aus Algier und Marocco: „Le hâbleur“, so seine Jagdgeschichten: „Le chasseur d'instinct“ und diejenigen, in denen er seine Leidenschaft für das Wasser, sei es nun das Meer oder den Fluß, besonders die Seine, verherrlicht, „Le premier coup d'eau“ betitelt, wie manche andere.

Wenn er erst allmählich und im Verhältniß zu seiner großen Begabung und seinem unermüdlichen Vorwärtstreben langsam zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, so dürfte der Grund dafür in dem Umstand liegen, daß er durchaus als Künstler geschaffen, der aus der Beobachtung schöpft, der nicht redet, sondern bildet, und dem der Stoff als solcher nebensächlich, die Gestaltung desselben hingegen Alles ist. Die möglichst angemessene Bearbeitung des jeweiligen Stoffes, dieses Rohmaterials des Schriftstellers, die Vollendung des Stils waren ihm Lebensaufgabe, Eigenschaften, die mit verständnizvoller

35H Einst Koppel in Veilin.

Hingabe erkannt und gewürdigt sein wollen und dem stofflichen Heißhunger der modernen Durchschnittsleser nicht eben entgegenkommen.

Mit dem ihm eigenen Freimuth gesteht er selbst, daß er während sieben langer Jahre Verse, Erzählungen, Novellen, sogar ein „abscheuliches Drama“ verfaßt habe, von denen nichts geblieben ist. Alle diese Arbeiten sind von seinem Meister Flaubert geprüft worden. Es scheint demnach, daß Maupassant dieselben vernichtet oder im geheimsten Fache seines Schreibtisches den Blicken der Welt verborgen hat. Fürwahr ein seltener Meister und ein noch seltenerer Schüler, wie sie Beide wohl nur unter Franzosen, dem literarischsten Volk Europas, vorkommen!

Wie Maupassant den Stoff als etwas erst in zweiter Reihe in Betracht kommendes ansieht, so ist auch das Gebiet, aus dem er sich das Material zu seinem Schaffen holt, im Verhältnis zu der unendlichen Fülle der Erscheinungen ein sehr enges. Auch hier bedeutet er einen Gegensatz zu Zola, der weite Bereiche des Lebens beherrscht, aber trotz oder wegen dieser Breite häufig an der Oberfläche von Menschen und Dingen haften bleibt, während Maupassant mehr in die Tiefe als in die Breite geht. Ihm genügt es nicht, zu beobachten, zu forschen und zu erkennen, sondern er weiß auch zu deuten, wie es der Dichter soll, wenn er diesen Ehrentitel verdienen will.

Schon deshalb ist er in der Stoffwahl beschränkt, weil er ein Aristokrat nicht nur der Geburt nach, sondern im Denken, Empfinden, in der ganzen Art zu sein. Er kannte eigentlich nur die Reichen und Vornehmen und außer ihnen etwa noch die Bauern der Normandie, seiner Heimat, unter denen er aufgewachsen ist. Wenn er aber einmal Menschen aus bescheidenen Lebenskreisen schildert, Pariser Studenten, junge Künstler, Grisetten und dergleichen, so sehen wir sie nie bei der Arbeit, sondern immer in Feiertagsstimmung oder in galante Abenteuer verstrickt, denn die Frau ist das bewegende, das Ur-Element alles Schaffens dieses echten Sohnes gallischen Blutes, die Sonne, um die sich die ganze Schöpfung als einen Centralpunkt dreht und die auch den Armen und Beschränkten Lust und Wärme oder aber Leid und Verderben bereitet.

Auch seine Nerven, seine Sinne, Alles in ihm ist aristokratisch, trotzdem er ein Mensch in der weitgehendsten Bedeutung des vielsagenden Wortes ist. Aber Nerven und Sinne, seine ganze Empfindung ist so fein orgcmifirt, daß er von äußerster Empfindlichkeit den empfangenen Eindrücken gegenüber ist, mögen sie stammen, woher sie wollen. Daß ein solcher Mensch in erhöhtem Maße zu genießen wie zu leiden bestimmt ist, daß ihm tausend Quellen der Freuden und Schmerzen stießen, die Anderen ewig verborgen bleiben, versteht sich von selbst, und hier liegt wohl einer der Gründe für die frühe geistige Ermüdung und Erschlaffung, der er anheimgefallen.

Die Schärfe seiner Sinne, die Reizbarkeit seiner Nerven und die Tiefe seiner Empfindung veranlaßten ihn oft zu einer humoristisch oder ironisch gefärbten Erzählungsweise, die sich nirgends unmittelbar bemerkbar macht.

Guy de Maupassant. 255

aber wie das Gewürzmancher Speise, vielen seiner kleinen erzählenden Meisterwerke beigemischt ist. Hier vor Allem zeigt er sich als über den Menschen und Dingen stehend, die er schildert, und von souveräner Höhe herab gestaltend und schaffend. Namentlich der Eigennutz und die Habsucht der Menschen, der mit ihren: ganzen Sein unlöslich verknüpfte Egoismus wie die Beziehungen der Geschlechter und die durch sie hervorgerufenen Verwicklungen sind es, denen er eine ironisierende Behandlung angedeihen läßt, wie in den Erzählungen: „En famille“, „Nai Lon Collier“, eine Schöpfung, die in der meisterhaften Schilderung und Darstellung des bedenklichsten Stoffes kaum ihres Gleichen haben dürfte, in „Uns partis des camps“ und vielen anderen, die ihrer Fülle wegen hier nicht sämtlich anzuführen sind.

Maupassant offenbarte sich anfänglich als lachender Philosoph, dem die Kunst eines Boccaccio zur Verfügung stand. Auch darin gleicht er dem Italiener, daß er, ohne sich in weitschweifige psychologische Untersuchungen einzulassen, einen rein erzählenden Ton anschlägt. Freilich vermag er als moderner Mensch sich nicht stets der sonnigen Heiterkeit und Lebenslust, wie sie Jenem eigen, hinzugeben. Hin und wieder zeigt sich schon in diesen Arbeiten die Grübelelei, die reflectirende Verstandesthätigkeit, die, so blitzartig sie auftauchen, dennoch meist von Erfahrung und Lebensweisheit, ebenso aber auch von bitterer Erkenntniß zeugen.

Das spöttisch angehauchte Lachen, eine echt gallische Eigenschaft, kommt bei ihm zu vollendetem Ausdruck, wie bei keinem seiner Zeitgenossen. Wie bereits erwähnt, ähnelt er hierin keinem Geringeren als Rabelais, der ihn freilich an gesunder Derbheit übertrifft. Diese ersetzt Maupassant durch einen Anflug von Skepsis und hin und wieder eine Dosis Cynismus. Aber die Mischung ist bei ihm stets so geschickt, daß sie nie ätzend, sondern höchstens prickelnd und anregend wirkt.

Uebersaus ergreifend ist es, zu beobachten, wie dieses ursprünglich sonnige, von Lebenslust durchtränkte Naturell von den Wolken des Tief' und Trüb-sinns, welche die fortschreitende Erkenntniß von Welt und Menschen herauf-beschworen, überschattet wird, bis endlich die geistige Umnachtung hereinbricht. Manche seiner Erzählungen geben Kunde davon, und auch unter seinen Gedichten finden sich einzelne, die auf die endliche Katastrophe deuten. Man erkennt, wie der lebenskräftige Mann von Visionen und Alpdrücken geplagt wird, denen er ergreifenden Ausdruck zu geben weiß, so vor Allem in den in der merkwürdigen Sammlung: „Les nouvelles“ enthaltenen Phantasiestücken „L'homme mort“ und „Le mort“, wie in manchen anderen. Die letztgenannte, auf einen Friedhof verlegte Erzählung ist ein Nachtstück, in deren Phantastik die Bitterkeit und Skepsis des Autors zu vollendetem, in seiner Einfachheit großartigen und ergreifenden Ausdruck gelangen. Das Ganze wirkt wie eine Dante'sche Vision in modernem Gewände.

Auf Maupassant ist das Wort, das sich auf den Autor von „Hilaire Loir“, Flaubert, bezieht, „l'homme par lui-même“, voll und ganz NIIIb und 6»d. I.XIII., 18». 24

356 Ernst Koppel in Berlin.

anzuwenden, ist es doch kaum zweifelhaft, daß die geistige Umnachtung, der er anheimgefallen, durch die stete Anspannung aller Organe der Beobachtung wie der Phantasie hervorgerufen ist, mag immerhin eine angeborene nervöse Reizbarkeit die Katastrophe beschleunigt haben.

Wie hoch er seinen Beruf aufgefaßt hat, ergibt sich aus der Vorrede zu dem Roman: „?iyri-L «t, ^sni^-. Diese Vorrede, ein Meisterstück eindringlicher Beredtsamkeit und Klarheit, kann jedem modernen Schriftsteller zur Beherzigung empfohlen werden, wie sie auch geeignet ist, dem Publikum eine hohe Wertschätzung des literarischen Schaffens, wie Maupassant es auffaßt, einzuflößen, was namentlich dem deutschen Publikum gegenüber wünschenswert!) ist.

In dieser Vorrede wird angeführt, daß bei jedem Erscheinen eines neuen Romans, demnach auch bei seinen eigenen Arbeiten, die Kritik nach allgemein anerkennenden Bemerkungen den Einwand erhebe: „Der größte Fehler dieses Werkes ist, daß es nicht eigentlich ein Roman ist.“ Maupassant bemerkt darauf, daß man mit demselben Recht erwidern könne: „Der größte Fehler des Schriftstellers, der mir die Ehre erweist, mich zu beurtheilen, ist, daß er kein Kritiker ist.“

Er führt dann weiter eine Reihe von berühmten oder wenigstens allgemein bekannten Romanen an, um zu beweisen, daß es unmöglich sei, aus der tiefgreifenden Verschiedenartigkeit derselben allgemeine Gesetze und Regeln für den Roman abzuleiten, sondern daß dessen Gestaltung 'nach Form Kind Inhalt lediglich von der Individualität und der künstlerischen Anschauungsweise des betreffenden Autors abhängt.

Feiner wird im Verlauf dieser inhaltlichen Vorrede angeführt, daß dem Autor vom Publikum eine bestimmte Programmforderung gestellt werde, indem es verlangt, daß er es lachen, meinen, träumen, schaudern, denken machen, trösten oder einfach unterhalten folle. Nur wenige Auserlesene finden es, welche sich bemühen, zu verlangen: „Schaffe uns etwas Schönes, in derjenigen Form, welche die deinem Temperament angemessenste ist.“ Es scheint, daß diese Forderung, die Maupassant eine bescheidene nennt, die höchste und zugleich einzig angemessene ist. Er verkündet damit die Gleichberechtigung aller Arten literarischen Schaffens und spricht auch den Realismus und Naturalismus, dem Feldgeschrei der „Modernen,“ die um jeden Preis etwas „Neues“ entdecken wollen, keinen größeren Werth zu, als irgend einer anderen Richtung. In Wirklichkeit besteht auch sein eigenes Schaffen aus einer Mischung von Elementen der Wirklichkeit, die im Feuer der Phantasie zu Kunstwerken geformt werden, ein Proceß, den jeder echte Künstler, bewußt oder unbewußt, vollzieht.

Zu dieser klaren Erkenntniß ist er freilich auch erst am Ende einer langen Entmißlung gelangt, da er als Vertreter des Naturalismus an der Seite Zolas aufgetreten ist. Aber die Fülle seiner Poetennatur bewahrte ihn vor einer beschränkten Weltanschauung, und er durchbrach die Schranken, welche die systematische Eintheilung der Literatur in einzelne, scharf abgegrenzte

Guy de Maupassant. — 35?

Richtungen dem freien Schaffen setzt. Hierin kann er manchen seiner Zeitgenossen als Muster vorleuchten, die da glauben, es genüge, um ein Dichter zu sein, ein Programm aufzustellen und einseitig danach zu verfahren, etwa wie ein Arzt eine medicinische Mischung herstellt und diese auf dem großen Markt als Universalmittel anpreist.

Diese merkwürdige Vorrede, die geeignet ist, das bekannte Vorurtheil gegen derartige Einleitungen zu zerstreuen, ist auch darin für den Autor, wie er sich in den letzten Jahren entwickelt hat, charakteristisch, daß sie eine schwer-müthige Resignation athmet.

Maupassant erkennt, daß es schwierig, ja fast unmöglich sei. Etwas zu schreiben, was nicht bereits irgendwo vorhanden sei, und daß dem Schriftsteller Nichts übrig bleibe, als gegen die unabweisbare Entmuthigung durch stetig fortgesetzte Arbeit anzukämpfen. Und er fügt hinzu:

„Das Talent ist eine lange Geduld,“ ein Satz, der in wenigen Worten eine ganze Lebens- und Leidensgeschichte enthält und den er voll und ganz an sich erfahren hat.

Seine müthige Selbstkritik aber befähigt ihn auch, ein Portrait von sich zu entwerfen, das den Vorwurf der Schönfärberei nicht zu fürchten hat und das auf engem Raum seine ganze literarische Persönlichkeit darstellt. Es findet sich in „Xoti-L oomii-“, einem der wenigen Romane des Meisters der kurzen, gedrängten Erzählungsform. Die betreffende Schilderung lautet:

„Hunnt » I^MÄltne, Oazton (ie I^inartlie, » <i>i 8», pkltieule llvilit innen!«
n,uelczu«8 nletentinn8 de sseutiluninln« st 6e mnndkin, e'etait llvünt tont un nmmme
<ie Isttles, »n imnito?2t>le st tslliole nnnim« <le 1ettlet8. ^rme cl'un neu n,ui
oueillait !e« ima^«8, le3 llttituä«3, le» ßS8te3 ave« »ue llhniäite et uns ^rseizinn
^'^nsleil pnotoßiÄpniHuu et »laus cl'unnen«tr>tinn, ä'un 8en3 c!s Ioniün, ier
N2,turs1 eomme un 2»ii äs ^nien 6« en»8»e, i> smm»ss!»3inilit <lu m»,tin n,u «nir
äs8 ren8S!ssnem«nt8 plofsgünnelz, Hvec e«8 cleux 3SN8 t!s? 8imnle8, uns vi^inn
nette <lez lnrn«8 et uns intnitinn in8tinetive 6e8 6«880N8, il ännnllit », 8S3 livlS8,
nü n»nn»l»i88»it »ueuns ll«8 intentinn8 nr<linl»ile3 6s8 s«liv»in3 N8^enolll^ue8,
ni»,i8 n,ui avllient l'^il <le lno7^e»»x c!exi8teues nnm»,ins »llLsn^ » I», Isalitn,
ln. enulsul, !s tnn, l'»8z>eet, le iuc>uvsm?nt äe l» vie inews,"

Maupassant ist recht eigentlich als Psycholog der Sinnlichkeit zu bezeichnen. Er ist nicht so feinen und scharfen Organen für alle Eindrücke begabt, welche durch die Sinne empfangen werden, gleichviel ob es den Geschmack, Geruch, das Gefühl, Gehör oder Gesicht betrifft, daß er Vieles bemerkt, an dem Andere gleichgültig vorbeigehen. Diese Gabe befähigt ihn, tiefe Blicke in die Natur zu thun, die ihm überall als etwas Lebendiges, mit dem Menschen unlöslich Verbundenes entgegentritt, und sein Verhältniß zur Natur ist nicht etwa nur das aesthetische Wohlgefallen des Künstlers, sondern das Verständnis; des Kenners, ein geistiges und sinnliches zugleich. Namentlich Gesicht, Geruch und Gehör sind bei ihm derartig entwickelt, daß er darin mit einem Jagdhund wetteifert. So entdeckt er einen bestimmten Geruch an Pflanzen, am Wasser, Luft und Boden, die stumpfere Sinne nicht zu unterscheiden vermögen. Das heitere Weltkind mit dem

358 «Lrnt Uoppel in Veilin.

ironischen Zuge, wie der jugendliche Maupassant den Zeitgenossen erschien, ist zugleich ein Anhänger der Naturreligion, wie es eben nur ein Dichter zu sein vermag. Hier tritt auch das lyrische Element in ihm zu Tage, und er findet die innigsten Töne, um die Stimmungen auszudrücken, welche die Natur in ihren verschiedenartigsten Erscheinungen in ihm erweckt. Zahlreiche Belege sind dafür anzuführen, nirgends aber so deutlich ausgedrückt wie in den Worten:

„Il S8t <is3 eoin8 clll mouäs äslioisnx czui ont nour ls8 ?eul UN eü^rms 3SN8U«!,
On 1«s «im« ä'uu »mour nuv8l^us. Üou8 ß»r<1c>u«, uc>u3 »utlss, gui «scluit l»
teils, 6s8 8ouvuii3 ten<tre8 nuur reitlliu« !ioi8, esrtui8 st»n^8, cslt»ine«
co1line3> vu3 5c»nv«nt et ^ui nou8 ont 2ttsuäii8 » III l«eon ä'svsusmsnt« neuieui,
(»usl^usloi« insuis l» psness istourns ver8 un eoin <is loist, nu un bsut äe
dsrgs nu un vei^sl vouärs ds neuis, »neruuL uns »suis foi8, z>2i uu iour ß«
«t ie»t«8 en notrs oosur eumms es» imi^sz <ls isiums3 isneontise» äau8 l» in?
un inlltin äs niintsmp8 »veo uns toilstts o1»ils st tinn8Misnts, «t czui nou«
t»i88sut ä»n» l'üms st c!»i!8 l». cn»ir un ässir inl>,v2i3s, innudli^ols, III ««Nation
<lu donneul couctovs."

Der Ausdruck: „cdarmL zsnzuel^ ist durchaus charakteristisch für seine Beziehungen zur Frau und zur Natur, was durchaus begreiflich erscheint, denn ihm, dem tiefen Kenner der modernen Frau, ist der geheimnißvolle Zusammenhang des Weibes und der Natur trotz des Firniß und der Entstellung durch Cultur und Civilisation nicht verborgen geblieben, und er weiß diesen Zusammenhang überall, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, gleichsam aus der Hülle herauszuschälen und zu veranschaulichen. Wo er aber auch die Frau mit allen ihren Reizen und Schwächen, selbst in ihrer Erniedrigung schildert, ist das Wort Schiller's voll und ganz anzuwenden:

„In der Liebe heiterer Kunst,
Ta seid Meister ihr Franzosen,
Ihr veredelt rohe Brunst. —"

Die geistige Concentration dieses Schriftstellers ist bewundernswerth. Wenn er als ein Meister der knappen Erzählungsform erscheint, so ist es deshalb, weil er auf engen Raum gleichsam den Auszug eines bedeutenden geistigen Arbeits-Processes bietet. Alles Unnöthige, Nebensächliche, nicht zum Wesen der Sache Gehörige ist ausgeschieden-, trotzdem erscheint er niemals karg, sondern überall ist die dichterische Fülle seiner Natur zu erkennen. Es ist eben weise Wahl, unablässige Arbeit, die seinen Stil so natürlich und durchsichtig erscheinen läßt, als sei Alles mühelos aus seinem Geist geboren. Ob diese Arbeit unmittelbar am Schreibtisch oder im Gehirn des schaffenden Künstlers vor sich geht, ist überflüssig zu erforschen, da das Ergebniß das Gleiche ist. Seine Stirn mag während des Schaffens noch so fieberhaft arbeiten, seine Brust unter der Anstrengung keuchen, sobald er vor den Leser tritt, ist der Schweiß verschwunden, die Schlacken beseitigt, und die Form steht fest und fertig, den Inhalt deckend, da.

Das Stoffgebiet, welches er beherrscht, ist, wie schon erwähnt, kein großes. Seine Menschen sind meistens Pariser und vor Allem Pariserinnen ver-

- Guy de Maupassant. 25H

schiedener Gesellschaftsklassen und Bauern der Normandie, seiner heimatlichen Provinz, wo er auf Schloß Miromesnil am 5. August 1850 geboren wurde. In der Mehrzahl seiner Erzählungen sind es die geschlechtlichen Verhältnisse der Menschen, die er, vielverschlungen wie sie sind, in wunderbar mannigfacher Weise, bald übermüthig und ironisch, bald ernsthaft und tiefsinnig darzustellen weiß. Er ist, was dieses Thema anlangt, schier unerschöpflich, ein Seelenanatom, der beobachtend und zersetzend dennoch von innen nach außen zu bilden versteht. So gewagt im landläufigen Sinn auch manche dieser Darstellungen, wenigstens dem Nichtromanen, besonders dem Germanen, erscheinen mögen, so stoßen sie doch nirgends ab, denn die Kunst adelt auch die stofflich fragwürdigsten, und man erkennt, daß der Schöpfer dieser Kinder der Laune, die nicht selten den Eingebungen eines Augenblickes entsprungen zu sein scheinen, über dm Dingen, die er schildert, steht und mit behaglichem oder ironischem Lächeln auf sie und auf die Gebrechlichkeit der Menschen herabsieht und sich dennoch selbst ganz als Mensch fühlt.

Außerdem mag man bedenken, daß es kaum zweifelhaft ist, daß die Romanen, vor Allem die Franzosen, in geschlechtlichen Dingen andern, freieren Anschauungen huldigen, als die germanische Race, der die Frau in erster Reihe als Mutter, Gattin und Hausfrau verehrungswürdig ist. Dieser ethnographischen Verschiedenheit muß man, wie bei manchen Schöpfungen der französifchen Literatur, so auch bei Maupassant Rechnung tragen, wenn man ihn würdigen will.

Es hat den Anschein, als habe er bei fortschreitender Entwicklung, die bei einem derartigen Geist sich nothwendig nach der Tiefe erstreckt, an feinen kleinen Erzählungen, die seinen Namen bekannt gemacht hatten, keine Befriedigung gefunden und sich so dem Roman zugewendet. Jene Arbeiten in knappen Rahmen waren die natürliche, die ursprüngliche Erscheinungsform seiner Begabung, zur Schöpfung des Romans hat er sich erst langsam erziehen müssen, und das weitere Gewand paßt sich ihm nicht so harmonisch und künstlerisch an, wie das gleichsam mit seiner Person verwachsene knappe.

„Leï H,iui“ ist derjenige seiner Romane, der auch im Ausland am meisten gewürdigt wird. Er ist in der That Blut von seinem Blut, aber das gewaltsam Gedehte und unnöthig in die Breite Gezogene, das seinen Arbeiten auf diesem Gebiete anhaftet, ist auch an ihm bemerkbar. Trotzdem tritt der siegreiche Uebernmth, der Maupassant in seiner besten Zeit auszeichnete, in „Leï ^,nii“ voll zu Tage. Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der, nachdem er seine militärische Laufbahn in Algier ohne Erfolg beschlossen, mittel- und freudlos auf das Pariser Pflaster geschleudert wird und sich dort durch die Hilfe eines früheren Kameraden dem Journalismus widmet. Er heirathet die Frau dieses Freundes und wird auch sonst auf Schritt und Tritt von Frauengunst gefördert, bis er ein junges Mädchen, die Tochter seiner reichen und vornehmen Geliebten, heimführt und auf die Höhe gesellschaftlicher und finanzieller Erfolge gelangt.

260 Linst Koppel in Veilin,

Der Roman ist eine tiefgedachte Darstellung des Abenteuerthums in vornehmer und von der Gesellschaft geduldeten Form. Nur zeigt er den Fehler, daß er keinen Schluß hat, eine Eigentümlichkeit, die auch bei manchen der kleinen Meisterwerke Maupassants auffällt.

„L'ami" hat unzählige Auflagen erlebt und überlirft die Romane „L'ne vis", „Hlout'Oriul" und felbst die eigenartige Schöpfung: „kisirre et <leau" an Eigenart und Kraft der Darstellung. Die letztgenannte Schöpfung ist nur eine Novelle, die, gewaltsam zur Romanform erweitert, zwar Meisterzüge aufweist, aber dennoch nicht fest gefügt erscheint und ebenfalls an, Mangel eines Abschlusses leidet.

„klQ« vle", die Lebens- und Leidensgeschichte einer modernen Frau, ist zweifellos aus der Anregung durch Flaubert's „Usdaius Vuvar^ entstanden, ohne indessen die literarische Bedeuwng dieser epochemachenden Schöpfung der erzählenden französischen Literatur zu erreichen.

Immerhin wirkt der Roman weniger als ein solcher, denn als eine Lebensgeschichte, ein Umstand, aus dem der hohe künstlerische Werth des Werkes erhellt. Der Frohsinn und die Lebenslust Maupassant's ist hier schon zu Wehmuth und Resignation gedämpft, und das Ganze erscheint als ein fremder Tropfen, der feinem Blut beigemischt worden. Das Dafein eines weiblichen Wesens aus den höheren Ständen wird von den frühen Mädchenjahreil bis in's Greisenalter geschildert, der Eindruck, den es hinterläßt, ist aber kein befreiender, sondern er wirkt wie ein Alpdrücken, das man vergebens zu verscheuchen sucht.

Der letzte Roman, der ihm zu vollenden vergönnt war: „?ort eommo III muri" läßt dagegen auch auf diesem Gebiet eine uorschreitende Entwicklung erkennen, und er stellt sich damit an die Seite der ersten Romanschriftsteller des modernen Frankreich.

Es ist eine Schöpfung von psychologischem Tiefblick, ebenfalls aber von Schwermut!) überschattet. Selbst der Klang der Sprache, die darin angeschlagen wird, ist melancholisch, und hier zeigt sich wieder die Kunst des Verfassers, die er als Novellist so wundersam bethätigt, Inhalt und Form in eine Harmonie mit einander zu bringen, die stets auf's Neue zur Bewunderung zwingt.

In „^oit oollime I», mort" wird die Geschichte eines alternden Mannes geschildert, der seine Liebe zu einer Frau auf deren Tochter, in welcher er die Geliebte verjüngt erblickt, überträgt und an der Nichterwiderung dieser Leidenschaft zu Grunde geht.

Das Altern und Welken der Empfindung für die langjährige Geliebte ist ergreifend geschildert, und hier erscheint auch der Philosoph Maupassant in voller Veleuchtung. Freilich war er, der Humorist mit der Denkerstirn, immer ein Philosoph, zuerst in kraftvoller Jugend ein lachender, dann mit zunehmender Erkenntniß ein ironisch und schmerzlich resignirter. Aber seine

Guy de Maupassant, 26^

Weltweisheit ist, wie Alles bei diesem echten Künstler, nicht aufdringlich, sie ist zwischen den Zeilen zu lesen, gleichsam mit dem Körper seiner Schöpfung verwachsen, und es ist völlig richtig, wenn Lemaître von ihm anführt:

„Sein Geist ist ein fehlerloser Spiegel, der die Dinge reflectirt, ohne sie zu entstellen; er vereinfacht sie aber und erhellt sie auch; vielleicht darum, weil er mit Vorliebe die Bande der Notwendigkeit aufweist, die überall herrschen. Keine Affectation, weder die romantische noch die realistische.“

Namentlich das Letztere ist in der Gegenwart, die hartnäckig mit bestimmten Programmforderungen an den Schriftsteller herantritt, nicht hoch genug anzuschlagen. Und wenn Lemaître von dein Fehlen jeder romantischen wie realistischen Affectation redet, so könnte man hinzufügen, daß Maupassant sich auch von jeder philosophischen Affectation frei gehalten hat.

Die Nomane „Vel-^mi^ und „?c>rt cuwms l» mort“ lassen bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, sein begonnenes Werk: „H,nMn8“ zu beenden. Es ist wahrscheinlich, daß aus dem meisterhaften Novellisten ein ebenso meisterhafter Romancier geworden wäre; fagt er doch selbst: „Das Talent ist eine lange Geduld.“

Sein großer Kunstverstand hätte ihn bei längerer Uebung auch auf dem Gebiete des Romans sicher die richtigen Maße und Verhältnisse finden lassen, die seine kleinen Erzählungen zu ebenso vielen meisterhaft geschliffenen und gefaßten Edelsteinen machen, mögen manche derselben auch reiner strahlen, als andere.

Die Titel derselben anzuführen, ist ihrer Fülle wegen kaum möglich und auch ziemlich belanglos. Sie sind in Sammlungen zusammengestellt, die den Titel der ersten, gewöhnlich dem Umfang nach bedeutendsten Erzählung tragen, für den Inhalt des betreffenden Bandes also illusorisch sind. Bei einer etwaigen Gesamtausgabe seiner Schriften wäre zu wünschen, daß hier eine angemessenere Eintheilung und Bezeichnung eingeführt werde.

Wie als Novellist und Romancier hat Maupassant sich auch als Dramatiker und als Versdichter betätigt. Die erste seiner Bühnendichtungen, die in die Öffentlichkeit gelangte: „Il i8toiro äü visnx t6mi>8“, ist in seiner im Jahre 1884 erschienenen Gedichtsammlung abgedruckt. Es ist eine Art Dramolet oder Proverbe nach dem Muster Musset's, im Grunde nichts als ein lyrisches Gedicht in dramatischer oder vielmehr dialogisirter Form, welches im Jahre 1879 in Paris aufgeführt wurde.

Das nach einer seiner Novellen bearbeitete Schauspiel „Musotte“ dagegen ist ein in prosaischer Form geschriebenes Drama, das sich, in der Gegenwart spielend, mit der Wirklichkeit befaßt und in Paris wie neuerdings auch in Deutschland auf der Bühne bedeutenden Erfolg errungen hat.

Die Eigenschaften Maupassant's aber sind nicht derartig, um von der Bühne herab dauernd zu wirken. Er ist ein epischer Künstler, und als solcher wird er seine Stellung in der französischen Literatur behaupten, denn auch seine Poesien, so eigenartig und formvollendet sie sind, geben kaum einen neuen

«Lrnft lloppel in Veilin.

Zug zu seiner Physiognomie. Sie sind der Mehrzahl nach kleine Erzählungen in Versen. Auch in ihnen offenbart sich der Epiker voll und ganz, und so erscheint sein gesamtes Schaffen in einen Brennpunkt gesammelt, als Ausfluß einer großen Begabung in Verbindung mit rastlos energischem Schaffenstrieb. Maupassant gleicht dem Seidenwurm, der sich durch seinen durch unablässige schöpferische Arbeit bethätigten Instinct in einen geistigen Puppenzustand eingesponnen, aus dem sich leider kaum noch ein leichtbeschwingter Schmetterling entwickeln wird. Einzig der Tod wird ihm die Flügel leihen können, um sich dem für einen derartigen Geist jammervollsten tieftragischen Zustand und damit aller Erdenschmere zu entrafen.

Mondenschimmer.
von
Gllst de Maupllssant.
Uebertragen von öigniar Mehring.
— Verlin. -
H?eißt du, wer ich bin? von dem Mond ein 2chimmer.
Und woher ich komm'? Heb' den Vlick empor!
Vin kein Kind der Nacht, ward aus lichtgestimmer.
Klett'rer im Gehölz, in der Flnth ein Schwimmer,
Dehne mich im Gras, schlang'le mich durch's Rohr,
Kriech' am Mauerwerk, blitz' durch's laub hervor,
!vie Sigeunervolk auf dem Schleichweg immer.
Niemand, den ich traf, glühte je noch fror.
^ch bin so dünn, daß ich mich winde,
wo sonst kein Andrei hingelangt.
Ans Fenster Press' ich mich und finde,
was mancher zu enthüllen bangt.
Ich wandle durch des Waldes Grunde
wofür mir wild und Vogel dankt.
Auch ein verliebtes Pärchen schwankt
Dem lichte nach, das ich entzünde,
Und wenn ich dann im Raum verschwinde,
Dann seufzt ein Herz, das mein verlangt.

264 Deutsch von Sigmar Mehring in Verlin.

V>e Nachtigallen richten
von Ulmen her und Fichten
An mich die Melodei'n.
wohin Kaninchen flüchten,
Dort bett' ich gern mich ein.
Und sch'n sie's kaum sich lichten,
Flieh'n sie, — ich hinterdiei»,
Und beide Theile richten
Ihr Wegziel querfeldein,
)ch dring' in Schluchten ein,
Den Hirsch mit meinem Schein,
Die Hindin aufzurichten.
Sie horcht: mag wohl im dichten
Gehölz, sie zu vernichten,
<Lin Schütz verborgen sein?
Ertönt des Hirsches Schrei'n,
Und stellt zu liebcspflichten
Li sich verstohlen ein?
Wild durchwühlt die Wellen,
Der mich schuf, der Mond,
wo empor sie schnellen,
Zeig' ich all' den hellen
Glanz, der in mir wohnt,
wenn sie dann zerschellen,
Vin ich auch enltrohut.
Dann an Kreuzwegstcllen
Vlitz' ich ungewohnt.
Feige Spießgesellen
Hllb' ich nie geschont.
Hab' auch lust'gen Valien
Manchmal beigewohnt
Und in stillen Zellen
Dulder oft belohnt.
Weisjt du, wer ich bin? Oon dem Mond ein Schimmer
Ahnst du auch, warum er mich hergesandt?
In der Waldnacht gäb's eine leuchte nimmer.
Und du sähest nie des Gewasseis Strand,
Irrtest im Gehölz und wo sonst auch immer,
Ha'tt'st schon manchen Vamn unsanft angerannt.
Auf den rechlen f>fad weist der milde Schimmer,
Darum aus den Hüh'n bin ich hergesandt.'

Zu Vstern in Spanien.
Rciseschilderungen
Theodor Puschmann.
— Wien. —
Schluß.)

VI. Die südlichsten Küstenstädte Spaniens und ein Auszug nach
Cádiz in Marokko.

Von Sevilla »nach Cádiz. — Schilderung von Cádiz. — Medizinische Schule. — Seefahrt nach Tanger. — Reisegefährten, — Ankunft in Tanger. — Lage und Aussehen von Tanger. — Die dortigen Juden und Christen. — Bazar. — Volksleben. — Mohammedanischer Friedhof. — Die Kasbah. — Harem des Gouverneurs. — Marokkanisches Gefängnis?. — Arabisches Kaffeehaus. — Seebäder. — Schwierige Einschiffung. — Fahrt nach Gibraltar. — Vucht von Algeciras und Lage von Gibraltar, — Stürmische Nacht während der Fahrt nach Málaga. — Beschreibung von Málaga. — Spanische Küstendampfer. — Eisenbahnfahrt von Málaga nach Válor. — Ankunft in Córdoba.

Wir waren froh, als wir dem Menschengewühl zu Sevilla entronnen waren. Am Bahnhofe fanden wir als willkommenen Reisegefährten einen gesprächigen Advokaten aus Bordeaux und seine schöne junge Frau, eine Kreolin, deren Bekanntschaft wir schon im Escorial gemacht und in Madrid erneuert hatten.

Die Bahn fährt über Utrera und an der wegen ihrer Weine berühmten und durch die Ausschreitungen der Anarchisten in neuester Zeit berüchtigten Stadt Xerez de la Frontera vorüber zum Meere und erreicht in fünf Stunden Cadix. Da es bereits Nacht war, als wir zur Bucht von Cadix kamen, so mußten wir leider den Anblick auf die auf einer weit ins Meer hineinreichenden Landzunge liegende Stadt, den man bei der Fahrt genießt, entbehren.

Zu Vstern in Spanien.
Rciseschilderungen
Theodor Puschmann.

— Wien. —

Schluß.)

VI. Vie südlichsten Äüstenstädte Spaniens und ein Aubssllg nach

Cangcr in Marokko.

Von Sevilla »ach <?adiz. — Schilderung von (sadix. — Mcdicinische Schule. —See-
fahrt nach Tanger. — Neiscgesährten, — Ankunft in Tanger. — Lage und Aussehen
lon Tanger. — Tie dortigen Juden uud Christen. — Bazar. — Volksleben. — Moham-
medanischer Friedhof. — Tie Kasbah. — Harem des Gouverneurs. — Marokkanisches
Gefängnis?. — Arabisches Kaffeehaus. — Seebäder. — Schwierige Einschiffung. — Fahrt
nach Gibraltar. — Vucht von Algeciras und Lage uon Gibraltar, — Stürmische Nackt
während der Fahrt nach Malaga. — Beschreibung ron Malaga. — Spanische Küsten-
dampfer. — Eiscnbnhnfflhrt ron Malaga nach Vobadilla. — Ankunft in Cordooa.

ir waren froh, als wir dem Menschengewühls zu Sevilla entronnen
waren. Am Bahnhofe fanden wir als willkommene Reisegefährten
einen gesprächigen Advokaten aus Vordeaur und seine schöne junge
Frau, eine Kreolin, deren Bekanntschaft wir schon im Escorial gemacht und in
Madrid erneuert hatten.

Die Bahn fährt über Utrera und an der wegen ihrer Weine berühmten
uud durch die Ausschreitungen der Anarchisten in neuester Zeit berüchtigten
Stadt Xerez de la Frontera vorüber zum Meere und erreicht in fünf Stunden
Cadix. Ta es bereits Nacht war, als wir zur Bucht von Cadix kamen, so
mußten wir leider den Anblick auf die auf einer weit in's Meer hineinreichenden
Landzunge liegende Stadt, den man bei der Fahrt genießt, entbehren.

Zu Vstern in Zpanien. 36?

Die Gesellschaft der ersten Klasse bestand außer uns und unseren französischen Reisegefährten aus einem feingebildeten jungen Engländer, der in Deutschland studirt hatte, und seiner Schwester, einem lebenswürdigen, artigen Beamten der Pariser Präfektur und seiner Gemahlin, einem verabschiedeten französischen Rittmeister, welcher nur für die Jagd Interesse zu haben schien, und einigen Spaniern, die sich von den Uebrigen fernhielten. Auf dem engen Räume des Schiffsverdecks zusammengedrängt, durch das gemeinsame Reiseziel und das Bewußtsein verbunden, daß man in der Stunde der Gefahr auf die gegenseitige Hilfe angewiesen ist, tritt man sich hier in wenigen Augenblicken näher, als es sonst im Zeiträume von Monaten und Jahren geschieht. Iemehr wir uns der marokkanischen Küste näherten, desto klarer traten die Contouren derselben hervor. Eine fortlaufende Kette von scharf umschriebenen Bergen, die Anfangs mit einem matten blaugrauen Farbenton bedeckt sind, welcher sich allmählich in verschiedenes Nuancen auflöst, breitet sich vor dem Auge aus. Waldige Abhänge und dunkle Schluchten grenzen sich von den grünen Flächen ab, in denen einzelne Landhäuser zerstreut sind. Nach einer Wendung um einen steil abfallenden Felsenvorsprung öffnet sich die Bucht von Tanger, in deren Hintergrunde die Stadt liegt. Eine halbe Stunde von derselben entfernt, warf das Schiff Anker, und wir wurden von einer Bande wild durcheinander schreiender Hotelagenten und Kofferträgern, welche sofort an Bord kamen, umringt, die in allen Sprachen Europas ihre Dienste anboten. Da uns das widerliche Treiben dieser Leute, welche unter entsetzlichem Lärm zwecklos durcheinander rennen, sich gegenseitig beschimpfen, stoßen und schlagen und dabei den Fremden, dem sie behilflich sein sollen, oft vollständig vergessen, schon aus den Hafenstädten von Tunis und Negnpten bekannt war, so bewahrten wir unsere Ruhe und warteten den natürlichen Verlauf der Ereignisse ab.

Große Barken nahmen uns auf und brachten uns zum Zollamt, welches in einem Thorwege in der Nähe des Hafens untergebracht ist. Dort stellte sich heraus, daß mein Koffer, obwohl ich ihn selbst den Kofferträgern übergeben hatte, auf dem Schiffe zurückgeblieben war; wahrscheinlich wollten die Bootsführer durch die nochmalige Fahrt dorthin die Berechtigung zu einer doppelten Lohnforderung gewinnen, welche ich auch, wenn gleich in beschränkterem Maaße anerkennen mußte.

Die marokkanischen Zollbeamten, zwei weihbärtige würdige Greise mit klugen, freundlich blickenden Augen, benahmen sich bei der Untersuchung des Gepäcks sehr wohlwollend und beendeten sie, bevor sie damit eigentlich begönnten hatten. Das englische Hütet, in welchem wir Wohnung nahmen, wurde nach wenigen Minuten erreicht; es empfiehlt sich für einen kurzen Aufenthalt wegen der Nähe des Hafens. Will man längere Zeit in Tanger bleiben, so ist das Hotel de France, welches eine halbe Stunde vom Meere entfernt, auf der Höhe inmitten von grünen Anlagen liegt und eine bewundernswerthe Aussicht auf die Bucht und die Küste gewährt, bei weitem vorzuziehen.

368 Theodor Puschmann in Wien.

Die Stadt Tanger besteht aus wenigen zusammenhängenden Gassen und einer großen Zahl von Villen und Landhäusern, welche die benachbarten Höhen und Bergabhänge bedecken. Sie baut sich vom Meere aus wie in Terrassen nach oben hin auf. Die Gassen sind unregelmäßig und eng, die Wege nicht gepflastert, für Fuhrwerk unmöglich, vom Regen ausgewaschen und voll von Löchern, aus denen einzelne scharfe Steine hervortreten, und mit Schmutz und allen möglichen thierischen Abfällen bedeckt, wie in allen orientalischen Städten. Die Häuser tragen theils den südeuropäischen, theils den arabischen Charakter. Merkwürdige Gebäude mit maurischer Architektur sucht man vergebens. Selbst die beiden Moscheen mit ihren Minarets sehen sehr nüchtern und einfach aus. Das Innere derselben zu betreten, ist den Nicht-Mohammedanern verboten, da man sich hier noch streng an die kirchlichen Gebräuche des Islams hält.

Neben den Mohammedanern bilden die Juden den größten Bestandtheil der Bevölkerung von Tanger. Sie treten hier nicht bloß als religiöse, sondern auch als politische und sociale Genossenschaft auf und besitzen zum großen Theile die französische Staatsangehörigkeit. Von ihren mohammedanischen Mitbürgern unterscheiden sie sich nicht so sehr durch ihre körperliche Erscheinung und Gesichtsbildung, als durch die Kleidung, indem die Männer dunkle Jacken und Hosen und schwarzen Fez tragen, die Frauen unverhüllt einhergehen und ihre Abhängigkeit von den europäischen Moden an den Tag legen. Die aus Europa eingewanderten Christen bilden ebenfalls eine Gemeinde mit Kirche und Schule, welche von spanischen Mönchen besorgt wird. Wenn «man auf der ziemlich steil ansteigenden, holprigen Hauptstraße nach dem oberen Theile der Stadt wandert, so kommt man zum Bazar mit seinen Waarenmagazinen, deren Ausstattung einen recht ärmlichen Eindruck macht. Sie enthalten fast mehr europäische Handelsartikel als einheimische, und zwar in einer Qualität, die man bei uns als Ausschuh oder Auswurf bezeichnet.

Unweit vom Bazar befindet sich das Stadthor und außerhalb desselben ein weiter und un bebauter Platz, Hier sahen wir das echt-orientalische Volksleben. Kameele, welche mit Karawanen aus den: Innern des Landes angekommen waren oder dorthin zurückkehren sollten, lagerten hier in großer Anzahl und wurden von ihren Treibern behütet; kleine fleißige Esel brachten schwere Lasten oder trugen sie fort; marokkanische Bäuerinnen, deren blau tätowirte Finger mit roh gearbeiteten silbernen Ringen geschmückt waren, hockten auf der Erde und boten Hühner und Eier, Früchte und Gemüse zum Verkauf an, während die Händler mit Süßigkeiten an der Jugend von Tanger eine zwar nicht kapitalskräftige, aber trotzdem sehr kauf lustige Klientel fanden. Daneben führten Zauberer und Schlangenbändiger ihre Kunststücke aus und rissen den Kreis der Zuschauer, die sie um sich versammelt hatten, zur lauten Bewunderung hin; Geldwechsler klimperten mit den schweren marokkanischen Gelde, Knaben balgten sich und warfen sich in den Schmutz,

Zu Vstern in 2p1lnien. 369

und Reiter auf feurigen, arabischen Rossen sprengten durch die Menge. Weiter oben hatten Beduinen ihre Zelte aufgeschlagen und gestatteten dem Vorübergehenden einen Einblick in die intimen Vorgänge ihres Familienlebens.

Durchschreitet man den Platz und steigt auf dem breiten Wege zur Höhe hinauf, so sieht man links das Hotel de France und zur Rechten schöne Landhäuser mit wohlgepflegten Parkanlagen, wo mehrere Vertreter der fremden Mächte ihre Residenz aufgeschlagen haben.

Oben liegt der mohammedanische Friedhof, ein unebenes, wüstes Feld mit verwahrlosten Gräbern und zerschlagenen Grabsteinen, welches von einigen Cypressen bewachsen ist und des Schmuckes der Blumen gänzlich entbehrt.

Man könnte darnach glauben, daß die Anhänger des Islams ihre Todten nicht ehren und bald vergessen. Aber man wird zu einer besseren Meinung bekehrt, wenn man die mohammedanischen Friedhöfe der Türkei, namentlich den herrlichen Cypressen-Wald zu Skutari in Kleinasien besucht, in welchem Tausende von Leichen ruhen, deren Gräber mit Blumensträuchern und sauberen, bemalten Grabsteinen, auf welchen liebende Herzen oft einen letzten Nachruf geschrieben haben, geschmückt sind.

Den gegen den Westen vorspringenden Berggipfel nehmen die Mauern der Kasbah, der marokkanischen Festung, ein.

In einem unterhalb derselben gelegenen Hause wohnt der Statthalter des Sultans von Marokko. Als wir dort vorüber kamen, ertheilte er gerade Audienzen, und sein Secretär empfing die Bittsteller in einer weiten offenen Halle. Ein Bursche, welcher sich uns als Führer angeschlossen hatte, erbot sich, den Damen unserer Gesellschaft den Eintritt in den Harem des Gouverneurs zu vermitteln. Durch eine kleine Nebenpforte, an welcher wir männlichen Mitglieder der Reisegesellschaft mit dem Führer warten muhten, betraten sie die Gemächer der Frauen; aber sie waren sehr enttäuscht von dem, was sie dort sahen, und erklärten bei ihrer Rückkehr, daß ihnen die mangelhafte Bekleidung, das ungenirte Benehmen und vor Allem die That-sache, daß sie von den weiblichen Wesen sofort angebettelt wurden, die Vermuthung aufgedrängt habe, daß sie nicht mit den Damen des Hauses, sondern nur mit deren Dienstboten Bekanntschaft gemacht hätten.

Nicht weit von dort ist das marokkanische Gefängniß, welches nach dem Lärm, der aus dem Gebäude kam, von sehr vielen Sträflingen besetzt war. Der Eintritt wurde uns nicht gestattet; durch eine offene Lücke, welche nicht viel größer war, als der Schalter an einer deutschen Eisenbahnstation, konnte man jedoch die Gesichter von einigen Insassen erkennen, welche um Brot und Geld baten und ihre aus Korbgestecht gearbeiteten kleinen Körbchen verkauften. Die Verpflegung und Behandlung der Sträflinge scheint dort nicht so gut zu sein, wie im Gefängnisse zu Tunis, welches ich vor einer Reihe von Jahren in der Gesellschaft des verstorbenen Nachtigal besichtigte, der damals als deutscher Generalconsul in Tunis thätig war.

370 Theodor Puschmann in Wien.

Abends besuchten wir ein arabisches Kaffeehaus, genossen mit vielem Vergnügen den vortrefflichen Mokka-Trank, der dort verabreicht wurde, und lauschten der vom näselnden Gesänge der Einheimischen begleiteten Musik, welche mit ihrer wilden Hast und genialen Zerrissenheit, die sich bald in sprudelndem Uebermuth Luft macht, bald in schwermüthigen Klagen ausklingt, an die Zigeunermusik erinnert. Wie oft und wie gerne habe ich einst diese Töne gehört, wenn ich nach der ennüdenden Tagesarbeit der ärztlichen Praxis bei den gebräunten Söhnen Ismaels saß und einen Tschibuk rauchte! Welche Ruhe und Zufriedenheit erfüllt das Gemüth, wenn man dort, losgelöst von den Sorgen der Gegenwart, an die Zukunft denken oder mit seinen Gedanken in die Vergangenheit zurückkehren kann! — Wahrlich! Die Orientalen sind vielleicht bessere Lebenskünstler, als wir, die wir uns die Vertreter der Civilisation nennen. Sie kennen nicht das aufregende Leben des sogenannten Culturmenschen, der im Kampfe um's tägliche Brot oder von Ehrgeiz und Ruhmsucht erfüllt, bisweilen unter der Last der ihm aufgebürdeten Arbeiten erliegt. Bescheiden in ihren Wünschen und Erwartungen, zufrieden, wenn ihre einfachen Bedürfnisse erfüllt werden, erringen sie bald den inneren Frieden, welcher das einzige wahre Glück des Menschen ausmacht, und ohne Furcht vor dem Tode, ergeben in ihr Schicksal, legen sie sich dann eines Tages hin und sterben, wenn das Maaß ihrer Tage voll ist.

Am andern Morgen durchstreiften wir nochmals die Stadt und stiegen durch eine waldige Schlucht zum Meere hinab. Der Spaziergang an den Ufern desselben wird durch den lockeren Flugsand, der über den Füßen zusammenschlägt, erschwert. Mehrere Villen und ein kleines Gasthaus, welches geringeren Ansprüchen genügt, bieten während der Badezeit ein bequemes Unterkommen in der Nähe des Strandes, und ein Badetarren, welcher als provisorisches Wäschedepot benutzt wurde, lieferte den Beweis, daß die Einrichtungen der großen Seebäder hier nicht mehr gänzlich unbekannt sind. In der Nacht war ein vollständiger Wechsel der Witterung eingetreten. Die See, welche am Tage vorher fast spiegelglatt erschien, zeigte jetzt zahlreiche Flocken von weißer Gischt, bewegte sich unruhig hin und her, tobte und schlug mit gewaltigen Donner an die Küsten. Dabei war der Himmel rein und kein Wölkchen sichtbar.

Bald nach 10 Uhr waren wir reisefertig und am Hafen, wo die bei den hochgehenden Wellen ungemein schwierige Einschiffung begann. Kräftige Männer mit hochgebundenen Beinkleidern trugen die Lasten, die Koffer und die Menschen durch das Wasser in die Barken. Die Damen wurden dabei auf Stühle gesetzt, welche zwei Träger mit großer Mühe und Sorgsamkeit über dem Wasserspiegel hielten; die männlichen Reisenden wurden auf den Rücken und Schultern durch die Wogen geschleppt.

Mir wurde zu diesem Zweck ein junger, starker, hochgewachsener Mann mit breiten Schultern und rothblonden Haaren zugewiesen, der das Aussehen eines Deutschen hatte, mir aber, als ich ihn nach seiner Nationalität fragte.

In Vstel« in Lpanien. 2?^

erklärte, daß er ein Jude sei. Er hat die ihm gestellte schwere Aufgabe zu meiner vollsten Zufriedenheit erfüllt und die ihn» gebotene Gelegenheit nicht, wie andere seiner College«, benutzt, um durch die Androhung, den Reiter gänzlich oder theilweise in das Wasser einzutauchen, eine erhebliche Erhöhung des vereinbarten Honorars zu erzielen. Es war das einzige Mal in meinein Leben, daß ich auf einem Juden geritten bin, und ich brauchte es nicht bereuen. —

Als unsere Barke vollständig besetzt war, wurde sie von 12 kräftigen Ruderern nach dem Dampfer geführt. Nach einer nahezu einstündigen Fahrt, auf welcher wir beständig der Gefahr ausgesetzt waren, daß das Boot umkippen und uns in das Meer werfen werde, erreichten wir endlich, von den Sturzwellen bis auf die Haut durchnäßt, das Dampfschiff. Es gehörte der französischen Comvagnie transatlantique, war klein, hatte nur eine Tragkraft von 800 Tonnen, ging aber vorzüglich und brachte uns in kanm drei Stunden in den Hafen von Gibraltar.

Diese Ueberfahrt ist selbst bei ruhiger See gefürchtet, da das Schiff die zwischen den atlantischen und dem mittelländischen Meere beständig stattfindenden Strömungen durchschneidet und dabei starken Schwankungen ausgesetzt ist; aber bei starkem Winde und aufgeregter See gehört sie zu jener Art von Vergnügungen, welche bei längerer Dauer unangenehm werden. Allerdings wird der Reisende durch den Rückblick auf die zerklüfteten Berge Marokkos und die Aussicht auf die vor ihm liegende spanische Küste, auf welcher die Ruinen der alten maurischen Festung Tarifa deutlich hervortreten, für die kleinen Unbequemlichkeiten der Fahrt entschädigt.

Ein sehr schönes Bild breitet sich vor ihm aus, wenn das Schiff in die Bucht von Algeciras einfährt. Da erblickt er zur Linken die weißen Häuser dieser kleinen spanischen Hafenstadt, tief drinnen im Grunde der Bucht San Roque, und zur Rechten den Felsen von Gibraltar, auf dessen westlichen Abhängen die den Engländern gehörenden Festungswerke und die Stadt erbaut sind.

Im Angesicht von Gibraltar, etwa 20 Minuten vom Landungsplatz der Boote entfernt, warfen wir Anker. Da uns die Schwierigkeiten, mit welchen die Einschiffung an diesem Tage verbunden war, von Tanger her noch in lebhafter Erinnerung waren, und wir eine unerwünschte Wiederholung der dort erlebten Szenen befürchteten, wenn wir an's Land gingen, so verzichteten wir darauf und blieben an Bord unsers Dampfers. Zudem besitzt die Stadt Gibraltar keine Sehenswürdigkeiten, und die Besichtigung der Befestigungen, welche nur mit besonderer Erlaubniß des Gouverneurs gestattet ist, übte auf uns keinen Reiz aus, da wir von militärischen Dingen nichts verstehen.

Vom Verdeck aus genossen wir eine herrliche Rundsicht über die Bucht vom Carnero–Thurme an bis zur Spitze von Europa, wie das äußerste Ende des Felsens von Gibraltar genannt wird, und nach Afrika, von wo die hellen N«d und Süd. liXIII^ 183. 23

272 Theodor Pnschmann in Wien.

Mauern der spanischen Festung Centn herüberleuchteten. Als die Nacht hereinbrach, flammten überall Lichter auf, und die Leuchtthürme warfen ihre farbigen Lichtstrahlen weit ins Meer hinaus. Spät nachdem die Abendglocken längst verklungen waren, ertönte von der Gegend, wo der Thurm von Santa Garcia steht, ein banges, klagendes Glockengeläute, welches, wie man mir erzählte, zuin Andenken an ein Schiff geschieht, das zu dieser Stunde einst dort seinen Untergang gefunden hat.

Um 10 Uhr verließ unser Schiff den Hafen von Gibraltar und wandte sich um dm Felsen, der nach Osten steil abfällt, in's mittelländische Meer. Die Nacht war dunkel, aber nicht so finster, daß wir den Weg, welchen der Dampfer beschrieb, nicht sehen konnten. Mächtige Wogen, die uns haushoch erschienen, thürmten sich neben dem Schiffe auf, und hoben es in schwindelnde Höhe, um gleich darauf wieder zu zerrinnen und es in die Tiefe herabsinken zu lassen. Niemals habe ich das Meer großartiger und gewaltiger gesehen als in jener Nacht. Wie erhaben sind doch die Mächte der Natur, und wie klein und unbedeutend ist dagegen der Mensch! — Wer die Majestät der Natur in einem solchen Augenblicke sieht, fühlt sich dem niedrigen Treiben der Menschen entrückt und wird von staunender Bewunderung und Ehrfurcht vor jenen geheimnißvollen Kräften erfüllt, welcher der Welt Werden und Sein enthüllen.

Wir konnten uns von dem wunderbaren Schauspiele nicht trennen und blieben fast die ganze Nacht hindurch auf dem Deck. Zuweilen glaubten wir, daß das Schiff ini nächsten Augenblick zerbersten und von den Wellen verschlungen werden müsse; dann erhob es sich wieder und durchmaß siegreich die Wogen. Dabei heulte der Sturm, und die Maschine ächzte und stöhnte, als ob sie die schwere Arbeit kaum noch bewältigen könnte. Die Kälte, welche sich beim beginnenden Morgengrauen bemerkbar machte, und die Müdigkeit veranlahten uns endlich, die Kajüte aufzusuchen, wo uns ein tiefer gesunder Schlaf umfing, der erst sein Ende fand, als wir im Hafen von Malaga angekommen waren.

Malaga ist die größte spanische Handelsstadt des Südens. Sie liegt unmittelbar am Meere und breitet sich in der Ebene aus, welche von den Ausläufern der Sierra Alhama begrenzt wird. Im Osten erhebt sich der Hügel des Gibralfaro mit Befestigungswerken, die noch aus der maurischen Zeit stammen. Die Stadt hat breite, schattige Plätze und Promenaden, aber enge, gewundene schmutzige Straßen, hohe moderne Häuser und gute Gasthöfe. Die Kathedrale ist ein mächtiger Renaissancebau, wo man ebenso wie in mehreren andern Kirchen einige interessante alte Bilder findet.

Wir machten einen Ausflug im Wagen beim englischen Friedhofe vorüber, am Ufer des Meeres entlang und besuchten dann die Weinkellereien eines großen deutschen Handlungshauses. Leider herrschte ein heftiger Wind, und dicke Staubwolken erfüllten die Luft, sodaß wir auf weitere Spaziergänge verzichten mußten. Wir benutzten daher unfern Aufenthalt hauptsächlich dazu.

Zu Vftern in 2pplnien. 3?3

um dem Körper die nach den vorausgegangenen Strapazen nothwendige Ruhe zu vergönnen, Bäder zu nehmen und über die Vorzüge des Malaga-Weins, der mit Recht einen Weltruf genießt, persönliche Erfahrungen zu sammeln. Es war unsere Absicht, von Malaga mit einem der zahlreichen kleinen Küstendampfer nach Carthagena oder Alicante zu fahren und von dort mit der Eisenbahn weiter zu reisen. Aber der Ausführung dieses Plans stellten sich verschiedene Hindernisse entgegen. Zunächst wird man von der Benutzung dieser Schiffe durch ihre schlechte Bauart, ihre niedrigen, kleinen Kajüten und ihre Unsaubarkeit abgeschreckt. Noch mehr ist dies der Fall, wenn man erfährt, daß sie bei der Aufnahme von Maaren sehr unvorsichtig sind und gelegentlich sogar Petroleum als Ladung mitführen.

Doch hätten wir uns dadurch vielleicht nicht abhalten lassen, unserer Neigung für Seefahrten zu stöhnen, wenn uns nicht durch den anhaltenden Sturm die Möglichkeit dazu überhaupt genommen worden wäre. Kein einziger der kleinen Küstendampfer verließ während unsers Aufenthalts in Malaga den Hafen, und es war ungewiß, ob dies in den nächsten Tagen geschehen werde. Daher blieb uns nichts übrig, als den Rückweg wiederum zu Lande zu machen. Wir entschlossen uns dazu um so lieber, da uns wenigstens der erste Theil der Fahrt, nämlich die Strecke von Malaga bis Bobadilla, noch unbekannt mar.

Sie gehört zu den schönsten und großartigsten nicht bloß in Spanien, sondern in ganz Europa. Die Eisenbahn fährt zuerst durch eine von Bewässerungsanlagen und breiten Landstraßen durchzogene fruchtbare Ebene, in welcher Wein und Zuckerrohr gebaut wird, und Bananen-, Feigen-, Mandel- und Orangenbäume wachsen, und durchschneidet dann, langsam ansteigend, die Felsenschluchten der Sierra AbdalajiZ. Durch zahlreiche Tunnels, welche oft eine beträchtliche Länge haben, über Brücken, unter denen das Wasser des Guadalhorce dahinbraust, und an Felsenwänden vorüber, welche nahe an einander gerückt sind und schmale tiefe Spalten bilden, gelangten wir zu einer Stelle, wo sich eine steil aufsteigende mächtige Felsenmasse quer über den Weg legt und ihn gleichsam abschließt. Hier bohrt sich der Zug in den Felsen und durchsetzt ihn in seiner ganzen Breite. Die wechselnden Bilder dieser Fahrt, deren wilde Scenerie immer wieder neue Überraschungen bietet, haben weder in der Schweiz noch in Norwegen ihres Gleichen. Bei Bobadilla kamen wir in Gegenden, die uns bereits bekannt waren. Abends trafen wir in Cordooa ein, wo wir wieder im Hotel Suisse abstiegen, mit dein wir während unsers ersten Aufenthalts recht zufrieden gewesen waren. Am andern Morgen durchstreiften wir nochmals die Stadt, in der wir 14 Tage vorher zuerst andalusisches Leben gesehen hatten, und brachten dann noch eine Stunde in der wundervollen Moschee zu.

25*

27H Theodor Pnschmann in Wien.

VII. Auf! Nach Valencia!

Eine Eisenbahnfahrt voll Gefahren und Unterbrechungen. — Die Manch«. — Huerta de Valencia. — Intim. — Gasthöfe in Spanien. — Vermischung der verschiedenen Gesell» schllftslIllssen in Spanien. — Spanische Titulaturen — Valencia. — Börse. — Kathedrale. — Kirchen. — Eine Komödie am Kirchenportcil. — Sonstige Sehenswürdig» leiten. — Ter Hafcnoit Grao. — Tie Tartan«. — Volksleben. — Spanische Stier» kämpfe. — Klinisches Hospital.

Nachmittags kurz vor 3 Uhr verließen wir Cordova. Die zerstörte Eisenbahnbrücke bei Alcolea, welche wir bei der Hinfahrt nach Andalusien umgehen mußten, war in den verflossenen beiden Wochen nochdürftig wieder hergestellt und zum Thril durch ein hölzernes Gerüst ersetzt worden. Da aber das letztere in dem schlammigen Grunde des stark angeschwollenen Stromes keine feste Stütze zu haben schien, so schwankte es recht bedenklich, als unser Zug darüber hinwegfuhr. Der Blick in die entsetzliche Tiefe brachte uns die Gefahr, in der wir schwebten, zum Bewußtsein, und ich hielt es für sehr wahrscheinlich, daß die Wiener Zeitungen am nächsten Tage die telegraphische Nachricht von einem großen Eisenbahn-Unglück in Spanien enthalten würden, bei welchem auch ein Wiener Universitäts-Professor und seine Gattin be-theiligt seien.

Doch wir kamen glücklich über diese Brücke hinweg und fuhren muthig dem Ziele unserer Reise entgegen. Mehrere Stunden des heißen Nachmittags waren vorüber, als der Zug in der Station Marmolejo einen längeren Auf-enthalt nahm, welcher sich immer mehr ausdehnte, ohne daß die Beamten über die Ursache desselben irgendwelche Auskunft gaben. Da das Dorf weit entfernt und eine Restauration am Bahnhofe nicht vorhanden war, so konnten nur diejenigen Reisenden auf ein Nachtmahl rechnen, welche die dazu erforder-lichen Materialien selbst mitgebracht hatten. Mitleid und Sveculation sorgten übrigens dafür, daß ein Ausgleich der socialen Härten stattfand, indem die Nothleidenden von Denen, welche mit Vorräthen reichlich versehen waren, be-theiligt und Alle in Folge des Austausches der vorhandenen Lebensmittel in den Besitz einer Mahlzeit gesetzt wurden, welche nicht lediglich aus Fetten oder Früchten bestand. Jedenfalls konnte man aus dieser Erfahrung die Lehre ziehen, daß es auf spanischen Reisen nicht gut ist, es zu machen, wie die thörichten Jungfrauen in der Bibel, welche vergessen hatten, vorher Oel auf die Lampe zu gießen.

Als wir die Hoffnung, daß sich unser Zug an diesem Tage nochmals in Bewegung setzen werde, längst aufgegeben und uns mit dem Gedanken vertraut gemacht hatten, die Nacht im Couuö auf dem Geleise zu verbringen, zog die Lokomotive zur allgemeinen Ueberraschung plötzlich an, und wir fuhren nach einem Aufenthalt von 6 Stunden ab. Wenige Minuten später erreichten wir eine schadhafte Stelle des Bahndammes, welche von Arbeitern kurz vorher wenigstens so weit hergerichtet worden war, daß unser Zug darüber fort kam, ohne mit dem Damm zugleich herabzustürzen. Ich weiß nicht, ob diese häusigen

Zu Vstern in Zpanien. 2?5

Unterbrechungen der Eisenbahnfahrten durch eingestürzte Brücken und ins Rutschen gerathene Dämme in Spanien zu den alltäglichen Ereignissen ge» hören oder nur ausnahmsweise durch die Regengüsse und Überschwemmungen, welche vor unserer Reise dort stattfanden, veranlaßt wurden. Zum großen Theil mögen sie in der leichtsinnigen Art des Bahnbaues, dein schlechten Schienen-Material, dem System der Eingeleisigkeit und der mangelhaften Neberwachung ihre Erklärung finden.

Nach einer schlaflosen Nacht kamen wir Morgens gegen 7 Uhr in Alkazar an, wo die Linie nach Valencia abzweigt. Da der Postzug, welchen mir benutzen wollten, bereits um Mitternacht abgegangen war, und derselbe täglich nur einmal verkehrt, so wurde den Reisenden, die mit durchgehenden Villeten nach jener Richtung versehen waren, von der Eisenbahn-Verwaltung ein Extrazug bewilligt.

Diese ungewohnte Freundlichkeit hatte vielleicht ihren Grund darin, daß sich unter unfern Reisegefährten zwei berühmte Stierkämpfer mit ihrem Gefolge befanden, welche in Valencia erwartet wurden. Diese Leute nehmen im gesellschaftlichen Leben Spaniens ungefähr die gleiche Stellung ein, wie bei uns gefeierte Sänger oder Schauspieler. Für das Ansehen, welches sie in Spanien genießen, ist es bezeichnend, daß, als vor einer Reihe von Jahren in Madrid ein beliebter Stierkämpfer und einer der hervorragenden Gelehrten Spaniens gleichzeitig an demselben Tage begraben wurden, der König durch die Wünsche des Volkes veranlaßt wurde, dem Begräbniß des ersteren zu folgen.

Unser Zug hatte nur zwei Personen-Wagen, da die Zahl der Reisenden gering war. Er fuhr mit rasender Elle und hielt nur in wenigen Stationen, um Wasser für die Maschine aufzunehmen. Die dürre Hochebene der Mancha, welche wir durcheilten, bietet dem Auge außer den Windmühlen des Don Quixote nur selten einen Ruhepunkt. Hier und dort durchbrechen grüne Saaten von Roggen oder Hafer wie ersehnte Oasen die ermüdende Monotonie der Steppe, oder eine Viehherde, die von einem Hirten bewacht wird, bringt einiges Leben in diese von Menschen verlassenen Gegenden, die man am liebsten bei Nacht durchreisen möchte.

Erst bei Almansa wird das Bild freundlicher. In der nächsten Station, La Encina, von wo die Linie nach Alicante abzweigt, hörte unser Extrazug auf, und unsere beiden Personen-Wagen wurden einem gemischten Güterzuge angehängt, welcher bald darauf abging. War die Schnelligkeit des Extrazuges bisweilen beängstigend gewesen, so wurden wir jetzt dafür mit einer Langsamkeit befördert, welche in uns die Befürchtung erweckte, daß wir auch an diese»« Tage Valencia noch nicht erreichen würden.

Aber auch der Charakter der Landschaft änderte sich vollständig, und wir waren daher erfreut, daß uns Zeit gelassen wurde, um die entzückenden Gegenden, durch welche wir jetzt kamen, mit Äluße betrachten zu können. Nachdem man durch einen langen Tunnel das Küstengebirge überwunden hat, sieht

276 Theodor Puschmann in Wien,

man die Huerta de Valencia, einen sich meilenweit bis zum Meere erstreckenden Garten, vor sich, welcher an Nüthen und Früchten Alles zu bieten schien, was die Phantasie ersinnen kann. Ueberall ist das Land wohl bebaut, und aus den Bauernhäusern spricht Wohlstand und Sauberkeit.

Einen malerischen Anblick gewährt die kleine Stadt Iativa, welche am Abhänge eines Kalkfelsens liegend, an dem die ausgezackten Mauern einer alten Festung emporsteigen, von Orangen« und Granatbäumen umgeben, über welche einzelne Palmen hervorragten, und von zahlreichen Quellen und Wässern durchrauscht wird. Hier möchte man gern aussteigen und einige Zeit bleiben, um die Fülle von Schönheit und Liebreiz, mit welcher diese Gegend beglückt ist, genießen zu können.

Iativa ist eine alte Stadt, deren Ursprung bis zu den Römern zurückreicht. Schon im 12. Jahrhundert hatte sie den Ruf, daß dort das beste Papier erzeugt würde. Sie ist die Vaterstadt des berühmten Papstes Alexander Borgia und hat den berühmten Maler Ribera hervorgebracht.

I. I. 1707 wurde ihr auf Befehl des Königs Philipp V., weil sie sich seiner Herrschaft widersetzt hatte, ihr alter maurischer Name genommen und dafür die frommkatholische Bezeichnung San Filipe gegeben; aber das Volk hat sich an den letzteren nicht gewöhnt und gebraucht nur den früheren Namen.

Die Bahn fährt dann weiter durch die Ebene, welche ein kunstvolles, von den Arabern angelegtes System von Bewässerungsanlagen aus den Flüssen Turin und Lucar durchzieht, an Cargagente und Alcira vorüber, wo die Palmen schon häufiger auftreten und sich zu Alleen vereinigen, zu dem salzigen See von Nibufera, der mit dem Meere durch einen Kanal in Verbindung steht, im Uebrigen aber von ihm durch sandige, von Kiefern bewachsene Dünen getrennt ist. Hier wird steißig Reisbau getrieben; auch der Maulbeerbaum ist in der Umgegend von Valencia ziemlich verbreitet, da die Zucht des Seidenspinners und die Seiden-Industrie überhaupt einem Theile der Bevölkerung eine einträgliche Beschäftigung giebt.

Abends kurz vor 9 Uhr kamen wir endlich in Valencia an, statt um 11 Uhr Vormittags, wie uns der Fahrplan versprochen hatte. Im Hotel de Paris erhielten wir eine vortreffliche Unterkunft und das beste Essen in ganz Spanien.

Die spanischen Gasthöfe — wenigstens diejenigen, welche wir kennen gelernt haben — sind überhaupt weit besser als ihr Ruf. Wir fanden fast überall hohe, luftige, reinliche Zimmer, saubere, breite, bequeme Betten, schmackhaft zubereitete Speisen, unter denen die Seefische und Früchte auch den verwöhntesten Gaumen befriedigen mußten, und gute, nicht zu schwere L^ndweine. Dagegen gab die Bedienung zu manchen Klagen Anlaß; es schien, als ob das Reinigen der Kleider und Putzen der Schuhe gar nicht zu den regelmäßigen Obliegenheiten gehörte, denen sie sich berufsmäßig unterziehen sollte. Die spanischen Domestiken tragen ein anderes Benehmen zur Schau, als die Leute, welche sich bei uns in derartigen Stellungen befinden. Sie machen

In Vftern in Spanien. 3??

nicht den Eindruck, als ob sie das Gefühl hätten, daß sie in gesellschaftlicher Hinsicht unter der Herrschaft, der sie dienen, stehen. Der Fremde ist erstaunt, -wenn er sieht, daß der Kellner im Gastzimmer raucht oder sich an einem benachbarten Tisch niederläßt und in Gegenwart der Gäste seine Mahlzeit verzehrt.

Man kennt in Spanien die strenge Scheidung der Gesellschaftsklassen, welche bei uns üblich ist, überhaupt nicht. Bauern und Handwerker verkehren in denselben Kaffeehäusern wie vornehme Herren und feingeputzte Damen.

In Granada war ich Zeuge, wie eine Bettlerfamilie, deren Mitglieder auf der Straße das Mitleid der Vorübergehenden anflehten, sich nachher im Kaffeehaus zur gemeinsamen Jause bei Chokolade und Backwerk vereinigte.

Der Spanier nimmt für sich ein großes Maß von Höflichkeit in Anspruch; es genügt ihm nicht, wenn er bloß mit „Hellor, Herr“, angeredet wird, sondern er verlangt in den meisten Fällen noch, daß er als Caballero bezeichnet und mit dem Adelstitel „Don“ beehrt wird. Es geht dort ähnlich zu, wie in Wien, wo auch jeder Straßenkehrer und jedes Greißlerweib als Herr oder Frau „von“ angesprochen werden. Vielleicht ist diese lächerliche Gewohnheit aus Spanien nach Oesterreich verpflanzt worden? —

Valencia, die Stadt des Cid, in welcher der spanische Nationalheld die letzten Jahre seines Lebens verbrachte und auch gestorben ist, besitzt nur wenige historische Bauwerke und Erinnerungen an die Vergangenheit.

Das Schloß, welches der Cid und vor und nach ihm die maurischen Fürsten bewohnten, soll dort gestanden haben, wo sich jetzt die Börse befindet.

Das Gebäude der letzteren wurde am Schluß des 15. Jahrhunderts aufgeführt; es zeigt ein Gemisch von gothischem und maurischen: Stil, hat eine auffallende Fayade, welche oben durch eine Krone von Mauerzinnen ihren Abschluß erhält, und im Innern einen schönen Hof und einen großen hohen Saal, der die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauses bildet.

Vierundzwanzig hohe, schlanke Säulen, von denen acht frei in der Mitte stehen, die übrigen in die Mauern der Wände eingefügt sind, tragen das Gewölbe, welches durch die Pfeiler in drei Schiffe getheilt wird. Jede Säule steht auf einer achteckigen Basis und von jeder Ecke derselben geht eine Nippe aus, welche die Säule unischlingend in Form einer Spirale an ihr bis zum Kapital hinaufsteigt. Die Stelle des Frieses ersetzt eine lateinische Inschrift, in der die Besucher der Börse ermahnt werden, ihre Mitbürger nicht durch Betrug oder Wucher zu schädigen.

Der Bau der Kathedrale wurde schon im 13. Jahrhundert begonnen; doch ist aus der Architektur und Ausstattung leicht zu erkennen, daß die späteren Zeiten den Hauptantheil daran haben. Das Portal ist gothisch, das Innere der Kirche durch mächtige viereckige Pfeiler mit korinthischen Kapitalen in drei Schiffe getheilt, die Capilla mayor und der Chor durch Marmorskulpturen und ein schönes Altarbild geschmückt, und die Seiten-Kapellen enthalten werthvolle Gemälde und Grabdenkmäler. In der Sakristei werden Reliquien, kostbare Meßbücher und Kleinodien aufbewahrt.

278 Theodol Buschmann in Wien,

Neben der Kathedrale erhebt sich der Glockenthurm, von dessen Terrasse wir eine bezaubernde Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung bis zu den Bergen und weit in das Meer hinaus hatten. Ist die Luft klar und rein, wie an dem Tage, an dem wir oben waren, so sieht man am östlichen Horizont die Umrisse der Insel Ioiza, welche von den Balearen dem Festlande am nächsten liegt, über der Fläche des Wassers hervortreten. Valencia besitzt eine große Anzahl von Kirchen, deren Thürme und Kuppeln der Stadt, namentlich von der Ferne gesehen, ein imponantes Aussehen verleihen. Einige von ihnen zeichnen sich durch ihre Bauart aus oder besitzen sehenswerthe Gemälde und Skulpturen. In der Kirche des Collegio del Corpus Christi ist ein Altarbild von Ribalta, das Abendmahl darstellend, welches durch einen Mechanismus verschoben werden kann und dann einen Kreuze Platz macht. Dieser Vorgang, welcher dem Volke großes Vergnügen bereitet, findet an jedem Freitage statt, während die Geistlichen das Miserere nach Palestrina singen. Ich habe es jedoch nicht gesehen, sondern berichte nur nach den Erzählungen Anderer.

Dagegen hatten wir Gelegenheit, einem seltsamen Schauspiele beizuwohnen, welches sich am Tage nach unserer Ankunft vor den» Portale der Kirche des heilige» Vincenz Ferrer abspielte. Man hatte dort eine Bühne errichtet, auf welcher zu Ehren dieses Heiligen, welcher als Schutzpatron von Valencia gilt, am Abend von halb erwachsenen Jünglingen, vielleicht Zöglingen eines geistlichen Seminars, eine Komödie aufgeführt wurde. Nach dem ausgelassenen Benehmen der Darsteller und der Heiterkeit der Zuschauer, welche größtentheils den niederen Volksklassen angehörten, schien es eine derbe Burleske zu sein, wie deren im Mittelalter auch bei uns an geheiligten Orten gespielt wurden. Am meisten Beifall erntete der Komiker, welcher das Ordenskleid eines Mönches trug und sich bei seinen Späßen oft an die Statue des Heiligen wendete. Die Musik einer Militär-Kapelle leitete die Aufführung ein und erhöhte durch ihre lustige» Weifen die fröhliche Stimmung des Publikums.

Das Museum, welches in einen: ehemaligen Kloster untergebracht ist, enthält interessante Bilder der Schule von Valencia, darunter auch einige von Juan de Iuanes, den man den spanischen Nafael nennt. Mehrere merkwürdige Bauwerke, wie die von mächtigen Flankenthürmen eingefasste Puerta de Serranos, die Fa?aden und Höfe verschiedener Paläste, die Kreuzgänge in einigen Klöstern u. a. m., wird der Fremde bei einer Wanderung durch die Stadt betrachten.

Valencia hat schöne Promenaden und öffentliche Gärten. Leider liegt die Stadt nicht unmittelbar am Meere, sondern fast eine Stunde davon entfernt. Der Hafenort heißt Gmo; er ist durch Tramway und Eifenbahn mit Valencia verbunden. Wir benutzten zu unserm Ausfluge dorthin aber weder das eine noch das andere Verkehrsmittel, fondern die Tartana, das ist eine

Zu Ostern in Spanien. 279

Art von Droschke, welche nur in Valencia und den benachbarten Städten bekannt ist.

Die Tartana ist eine zweirädriger, von einem schwarzen Lederdach überwölbter Karren, welcher an den Seiten keine Fenster und nur vorn und hinten offene Luftlöcher hat. Vor dem Dach im Freien sitzt oder hängt vielmehr der Kutscher, dessen Peitsche das Hintertheil des Pferdes berühren. Die Sitze im Wagen sind an den Seiten angebracht; aber die Wölbung des Daches nöthigt den dort Sitzenden zu einer etwas nach vorn gebeugten Haltung. Gegenüber der venetianischen Gondel, mit welcher man die Tartana verglichen hat, hat sie den großen Nachtheil, daß die Passagiere darin keineswegs, wie auf dem gleichmäßigen Spiegel des Wassers vor Stößen geschützt sind. Wir wurden auf der holprigen Straße nach Grao und auf dem Pflaster zu Valencia so geschüttelt und gestoßen, daß wir es noch lange in unseren Gliedern spürten. Wenn die Tartana vollständig besetzt ist, so werden die Insassen bei einer derartigen Fahrt, wie ich glaube, so durcheinander geworfen, daß sie zuletzt Mühe haben, sich selbst wieder zu finden.

Grao sieht schmutzig und der Hafen vernachlässigt aus, obwohl der Handel von Valencia, der hier eine wichtige Verkehrsstation hat, nicht unbedeutend ist.

Da wir an einem Sonntag in Valencia anwesend waren, so hatten wir Gelegenheit, das Volksleben, welches sich hier entwickelt, kennen zu lernen. Die schmalen Straßen waren mit Menschen dicht gefüllt, meistens Landleuten, von denen noch viele in der Landestracht einhergingen. Die Werkstätten der Handwerker und die kaufmännischen Magazine standen offen und erwarteten Käufer für die ausgelegten Waaren. Auf den öffentlichen Plätzen trugen hemmziehende Rhapsoden romantische Ritter- und Räubergeschichten vor, zu denen grob gemalte bunte Bilder eine anschauliche Erläuterung lieferten. Für den Nachmittag war der große Stierkampf angekündigt, bei welchem unsere Reisegefährten ihre Kunst zeigen wollten. Sie hatten kurz vorher bei den Festen in Sevilla neue Triumphe errungen und zählten zu den besten Stierkämpfern Spaniens.

Ich hatte dieses bestialische Schauspiel schon in Madrid einmal gesehen und die Arena mit Ekel und Widerwillen verlassen, bevor noch der dritte Stier geschlachtet wurde. Doch war dies eine *corrida* in Xovillo, ein Stiergefecht gewesen, bei welchem nur junge, ungeübte Stiere auftraten. Man sagte mir, daß ich mir darnach kein Urtheil über die eigentlichen Stierkämpfe bilden könnte, und deshalb entschloß ich mich, in Valencia nochmals die Arena zu besuchen. Die dortige Plaza de toros ist die größte in Spanien und faßt nahezu 20 000 Personen. Sie ist gebaut wie die Amphitheater des Alterthums, 5. B. das Colosseum in Rom, hat unten steinerne, oben hölzerne Sitze, welche in concentrischen Kreisen den Kampfplatz umgeben und in der Höhe durch Bogen ihren Abschluß erhalten, und besitzt zahlreiche Eingänge, aber kein Dach, sodaß die Zuschauer dem Regen wie der Sonne ausgesetzt sind.

280 Theodor Puschmann in Wien.

Der Anfang der Vorstellung war für 3 ¹/₄ Uhr Nachmittags festgesetzt; doch war der Cirkus schon lange Zeit vorher mit Zuschauern angefüllt. Ein halbes Hundert von bewaffneten Gensdarmen, lauter stattlichen Leuten in prächtigen Uniformen, besetzte einen Theil der Sitzplätze, um Ruhestörungen zu verhüten, wie mir gesagt wurde, und eine Militär-Kapelle begann, für die musikalische Unterhaltung des Publikums zu sorgen.

Nachdem sich die Präsidenten-Loge mit einigen Herren, welche theils im schwarzen Gesellschaftsanzuge, theils in militärischer Uniform erschienen, gefüllt hatte, öffneten sich auf ein gegebenes Zeichen die Pforten des Haupt-Einganges, und der Zug der Stierkämpfer betrat die Arena. Voran ritten zwei Reiter in altspanischer Tracht mit Federhüten und bunter Schärpe, ihnen folgten paarweise die Picadores in gelbbraunem Lederanzuge, ebenfalls zu Pferde und mit langen Lanzen ausgerüstet, und zu Fuß, in blendenden Costümen aus Sammet und Seide in blauer, violetter, grüner, rother und brauner Farbe, welche mit Goldschnüren reich besetzt waren, erschienen die Chulos mit rothen Tüchern, die Banderilleros mit Fahnen, die Espadas und Matadores mit langen Degen und Dolchen. Den Schluß bildete ein Viergespann von Maulthieren, welches die Aufgabe hat, die tobten Stiere und Pferde aus der Arena zu schleifen.

Dieser Zug, dessen Anblick durch den Reichthum der Costüme und die edle Haltung der Menschen und Pferde das Auge fesselte, durchzog unter den Klängen der Musik und dem Jubelgeschrei der Zuschauer dreimal im Umkreise die Arena und stellte sich dann vor der Loge des Präsidenten auf, welcher den in ein Taschentuch gehüllten Schlüssel zum Stierzwinger herabwarf. Als Präsident fungirte ein junger, blondbärtiger Advokat aus Valencia, der an der Spitze der Gesellschaft steht, welche die Stierkämpfe unternimmt. Nachdem die spanischen Reiter den Kampfplatz verlassen und die Picadores ihre Pferde gegen armselige Klepper umgetauscht hatten, erschien der erste Stier, ein kräftiges, hochgewachsenes Thier mit großen, schönen Augen und langen gewundenen Hörnern. Während er durch die geöffnete Thüre des Zwingers hindurchschritt, wurde ihm von einem der Leute ein Blumenstrauß mit langen bunten Schleifen, der unten am Stiele einen eisernen Widerhaken trug, von rückwärts in den Nacken getrieben. Der Schmerz, der dadurch verursacht wurde, und der ungewohnte Anblick der lärmenden Volksmenge machten den Stier, der bis dahin in einem dunklen Käfig gehalten worden war, stutzig und ließen ihn verwundert um sich schauen. Auch wurde er von den grellen Strahlen der Sonne, welche ihm nach dem plötzlichen Wechsel mit der Finsterniß sehr unangenehm sein mußten, direkt getroffen.

Bald näherten sich ihm die Picadores und trieben ihn: die Spitzen ihrer Lanzen in das Fleisch. Das Thier zuckte einen Augenblick, wandte sich dann gegen den Reiter und bohrte seinem Pferde die Hörner in den Leib. Das gleiche Schicksal hatten die übrigen Pferde, welche dem Stiere entgegengetrieben wurden. Mit geöffneter Bauchhöhle, aus welcher die Gedärme heraushingen.

Zu Vftern in -panien, 38^

während ein starker Blutstrom den Boden roth färbte, standen die gequälten Thiere da, den weiteren Angriffen des erbosten Stieres ausgesetzt, der in ihnen seine vermeintlichen Gegner erblickte. Wenn sie der mitleidige Tod nicht erlöste, so wurden sie mit Stöcken und Prügeln dem Stiere immer wieder auf's Neue entgegengetrieben. Zum Glück sind die Verletzungen derselben in den meisten Fällen so schwere, daß ihr Ende in kurzer Zeit eintritt. Wenn dies aber nicht geschieht, und das Thier lebend den Kampfplatz verläßt, so werden ihm, wie mir erzählt wurde, die Wunden zugenäht, um es für den nächsten Stierkampf gebrauchen zu können.

Die Pferde, welche für diesen Zweck verwendet werden, sind abgetriebene Droschkengäule, welche nach einem langen Leben voll Arbeit und Entbehrungen hier einen qualvollen Tod erleiden. Manche sind durch Hunger und Krankheiten bereits so herabgekommen, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten können. Die Unternehmer der Stierkämpfe kaufen sie, weil sie am billigsten sind. Man verbindet ihnen die Augen, wenn sie in die Arena geführt werden, und fesselt ihre Vorderfüße ein wenig, damit sie keinen Widerstand leisten, wenn sie dem wüthenden Stiere entgegengetrieben werden. Sie dienen lediglich dazu, die Aufregung und Wuth des Stieres zu steigern.

Sobald die letztere einen hohen Grad erreicht hat, oder die Summe der geopfertten Pferde den Erwartungen des Publikums genügt, entfernen sich die Picadores, und die zurückbleibenden Chulos und Banderilleros beginnen ihr Spiel, indem sie dem Stiere rothe und braune Tücher vorhalten und ihm Pfeile, welche mit bunten Bändern oder Papierstreifen umwickelt sind und an den untern Enden Widerhaken haben, in dem Augenblick, da er auf sie losstürzt, mit ebensoviel Muth als Geschicklichkeit in die Schultern stoßen. Der Stier wird durch diese grausamen Neckereien immer zorniger und rennt in der Arena bald auf diesen, bald auf jenen seiner Peiniger los, welche neben ihm oder über ihn hinwegspringen oder über die Brüstung flüchten. Die fruchtlosen Anstrengungen, die er unternimmt, um seine Gegner zu erreichen oder sich von den ihn schmerzenden Pfeilen zu befreien, ermatten ihn allmählich; gleichzeitig erschöpft ihn der starke Verlust von Blut, welches in Strömen an seinen Körper herabfließt. Das kräftige Thier sieht sich wie Hilfe suchend im Kreise um, ob es nicht eine Thür entdecken kann, durch welche es entfliehen kann; es scharrt mit den Füßen im Boden, ringt nach Athem und läßt den Speichel aus dem Nachen rinnen.

Nun ziehen sich die Banderilleros zurück, und der Espada betritt die Scene. Er führt einen langen Degen mit sich, der in ein rothes Tuch gehüllt ist. Er nähert sich furchtlos dem Stiere und bohrt ihm denselben in das Genick. Gelingt ihm dies nicht, so wird ein Anderer gerufen, der dem Thiere den Todesstoß giebt.

Hierauf kommen die Maulthiere und schaffen den Stier und die von ihm getödteten Pferde hinweg; der Kampfplatz wird von: Blut und Schmutze gereinigt, und die Musik spielt einen Tanz.

282 Theodor pusckmann in Wien.

Nach einer kurzen Unterbrechung wird der Thierzmingler abermals geöffnet, und es erscheint ein anderer Stier, dem wieder eine Anzahl Pferde geopfert werden, bis er schließlich selbst in den Tod gehetzt wird. Dieses Spiel wiederholt sich mit ermüdender Einförmigkeit mehrmals. Bei dem Schauspiel in Valencia wurden auf diese Weise acht Stiere und eine Unzahl von Pferden zur Freude des Volkes abgeschlachtet.

Der Verlauf der Vorstellung ist stets der gleiche; nur selten kommen kleine Abweichungen vor, je nachdem die Stiere böseartig und heftig oder träge und gutmüthig und die Kämpfer mehr oder weniger geübt sind. So gelang es einem der Stiere, über die Barriere zu springen und in den schmalen Gang, welcher den Kampfplatz von: Zuschauerei-Raume trennt, zu entkommen; aber er wurde sofort wieder in die Arena zurückgetrieben, und die zunächst stehenden Herren glaubten eine große Heldenthat zu verrichten, indem sie aus gedecktem Hinterhalt auf das geängstigte blutende Thier mit Stöcken los-schlügen. Ein anderer Stier verfieng sich mit seinen Hörnern in dem Leibe eines todten Pferdes derartig, daß er sich kaum mehr davon losmachen konnte. Ein dritter Stier spießte ein Pferd auf und trug es mit dem Reiter durch den Cirkus. Der Picador fiel dabei herab und schien schwer verletzt zu sein; denn er konnte sich nicht ohne fremde Hilfe erheben und wurde von seinen Genossen hinausgetragen. Zuweilen kommt es vor, daß ein Stier keine Lust hat, den ihm aufgedrungenen Kampf aufzunehmen, und sich scheu zurückzieht; dann werden ihm Pfeile mit Schwärmern in den Nacken gestoßen, deren Feuerwerk ihn rasend macht.

Das Publikum begrüßte diese aufregenden Ereignisse mit frenetischem Beifall; jemehr Blut stoß, desto größer wurde die Freude, und man konnte auf den Gesichtern der Zuschauer den geheimen Wunsch lesen, daß zur Vervollständigung des Vergnügens doch mindestens auch eine lebensgefährliche Verwundung eines Stierkämpfers vorgeführt werden möge.

Darunter befanden sich Leute der sogenannten besseren Stände, elegant gekleidete Damen und zarte Kinder. Neben mir saß ein Offizier mit seiner schönen Frau, zwei Töchtern und einem hübschen, dunkelgelockten Knaben von sechs Jahren, welche vor freudiger Aufregung ihre Umgebung vollständig zu vergessen schienen und den Stier und die Stierkämpfer durch leidenschaftliche Zurufe zu neuen Grausamkeiten anzufeuern suchten. Ich hatte dabei die Empfindung, daß der Stier und die armen Pferde eigentlich die einzigen anständigen Wesen in dieser Gesellschaft waren.

Die Spanier vertheidigen die Stierkämpfe, indem sie behaupten, daß es ritterliche Spiele seien, welche die körperliche Gewandtheit ausbilden, den Muth beleben und den Charakter adeln. Aber ist es ritterlich, ein entkräftetes wehrloses Pferd, dem man jedes Mittel der Vertheidigung genommen hat, dem wüthenden Stiere gegenüber zu stellen? — Das ist überhaupt kein Kampf, sondern ein rafsinirtes Abschlachten der Thiere.

Zu Vstern in Spanien. 382

Wenn man zur Entschuldigung dieses Vorgangs anführt, daß zu den Stierkämpfen nur Pferde verwendet werden, welche dem Schinder verfallen sind und hier wenigstens die Genugthuung erhalten, daß sie mit Glanz sterben, so kann man darauf erwidern, daß den Betheiligten ein rascher Tod durch tunstgeübte Hand jedenfalls lieber wäre, als das Herausreißen der Gedärme und das langsame Zerfleischen ihres Leibes durch den Stier.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die körperliche Gewandtheit und Schnelligkeit der Stierkämpfer Bewunderung verdient, und daß der Kampf zwischen ihnen und dem Stier, in welchem die menschliche Intelligenz und Geschicklichkeit mit der rohen thierischen Kraft ringt, großes Interesse erregt. Aber es ist kein Schauspiel für Frauen und Kinder, deren Gemüth von Güte und Sanftmuth erfüllt sein soll. Wüßten die schönen Frauen, welcher Zug von Gemeinheit ihr Antlitz entstellt, wenn sie den Stierkämpfen zujubeln, so würden sie ihnen für immer fernbleiben. Und was kann man von Kindern erwarten, welche man lehrt, sich an den Leiden der Thiere und Menschen zu erfreuen? —

Anstatt ihnen Mitleid mit den Schmerzen Anderer in die Seele zu träufeln und sie zur Menschlichkeit zu erziehen, wird ihnen Rohheit und Grausamkeit beigebracht. Wird ihnen denn niemals gesagt, daß die Thiere Nerven haben und Schmerzen empfinden wie die Menschen? — Warum erfüllen die Priester der christlichen Religion nicht ihre Pflicht, das Volk zu belehren, daß es sich auch des armen Viehes erbarmt? — Warum erhebt der ehrwürdige Greis auf dem Throne des heiligen Petrus nicht seine weit-hin hallende Stimme zu Gunsten dieser gemißhandelten, gequälten Geschöpfe? — Wer die Stierkämpfe in Spanien gesehen hat, begreift es, daß auf den Bildern der spanischen Maler jene Freude am Blutigen, Entsetzlichen, Grauenhaften hervortritt, welche dieselben zum Befremden der Künstler und Kunstfreunde anderer Völker charakterisirt. Er versteht es, daß sich die Spanier durch die Inquisition, welche sie in ihrem Lande einführten, ein trauriges Andenken in der Geschichte erworben und durch die Gräuelthaten, die sie in andern Welttheilen gegen die Indianer und Neger verübten, überall verhaßt gemacht haben. Er wird auch nicht erstaunen, wenn die Mordbuben der Anarchie in Spanien Bewunderer und Anhänger finden.

Die englischen und amerikanischen Thierschutzvereine haben versucht, durch eifrige Agitation und erhebliche Geldopfer eine Beseitigung oder Einschränkung der Stierkämpfe herbeizuführen; aber ohne Erfolg. Jede Regierung, welche es wagen würde, sie zu verbieten, würde sich der Gefahr aussetzen, die Popularität zu verlieren, wenn sie dieselbe besitzt, und Unruhen und Aufstände hervorzurufen. Eine Aufhebung der Stierkämpfe ist nur möglich, wenn sie durch eine humane Erziehung des Volkes, und namentlich der Jugend, während eines Zeitraumes von mehreren Jahrzehnten vorbereitet wird. Einigermaßen gemildert wurde der widerwärtige Eindruck, den der Stierkampf in Valencia auf mich gemacht hatte, als ich erfuhr, daß die Erträgnisse

38H Cheooor Buschmann in Wien.

desselben zum Theil dem dortigen Krankenhaus« gewidmet werden. So tragen die Schmerzen der Thiere wenigstens dazu bei, daß die Leiden der Menschen gemildert werden.

Das Hospital in Valencia, in welchem der klinische Unterricht ertheilt wird, ist ein weitläufiges Gebäude mit mehreren Flügeln und luftigen hohen Sälen, welche in ihrer Eleganz und Pracht gewiß nur von wenigen derartigen Anstalten in Europa übertroffen werden. Die Kranken werden sauber gehalten und gut genährt und scheinen sich recht behaglich zu fühlen.

VIII. Ueber Barcelona nach Wien zurück.

Eisenbahnfahrt nach Tarragona, — Lage dieser Stadt. — Römische Bauten. — Kathedrale. — Kreuzgang. — Museum. ^ Spaziergänge. — Fahrt nach Barcelona. — Städter«
Weiterung von Barcelona. — Kathedrale. — Merkwürdige Bauwerke. — Universität. — Klinik. — Volksleben. — Rambla. — Theater. — Promenaden. — Columbus-Säule. — Fort Monjuich. — Spanische Friedhöfe. — Ausflug nach deni Montserrat. — Lage. — Kirche. — Kloster. — Felsengrotten. — Gebirgsstock. — Historisches. — Eisenbahnfahrt von Barcelona nach der französischen Grenze. — Diebstahle auf den spanischen Eisenbahnen. — Marseille. — Nach Wien zurück.

Die Fahrt von Valencia nach Barcelona gehört zu den angenehmsten, welche wir in Spanien gemacht haben. Zur Rechten liegt das Meer, von welchem eine kühle, erfrischende Luft herüberweht, und auf der linken Seite sieht man waldige bebaute Hügel, die mit fruchtbaren Thälern abwechseln. Zuweilen entschwindet dem Auge die endlose Wasserfläche, welche durch zahlreiche Fischerboote belebt wird, wenn sich die Eisenbahn-Linie vom Meere entfernt und landeinwärts verläuft. Die Landschaft zeigt üppige Getreide«saaten, Gewinde von Hülsenfrüchten, Orangenwälder, Citronensvaliere, Feigenbäume, Carruben und Palmen, die mit den Oelbäumen den südlichen Charakter der Vegetation vervollständigen. Dazwischen begegnet man Wachtthürmen und Befestigungen, deren Ruinen von Bergen und Hügeln herabschmen, alten Schlössern und modernen Villen, kleinen Fischerdörfern und wohlhabenden Landstädten mit Mauern und Kirchen, deren Kuppeln in der Sonne glänzen.

An Saguntum, welches einst von Hannibal belagert wurde, zu den Zeiten der Römer eine hervorragende Bedeutung erlangte und jetzt nur noch wenige Ueberreste der einstigen Größe zeigt, und an der Festung Tortosa vorüber gelangten wir Abends nach Tarragona, wo wir die Nacht und den folgenden Vormittag zubrachten.

Die Stadt lehnt sich in ihren älteren Theilen terrassenförmig cm die Abhänge der Felsen an, während die neuere Quartiere derselben mit dem Bahnhofe in der Ebene am Meere ausgebreitet sind. Sie wird von den Fremden nicht so sehr wegen ihrer pittoresken Lage, als wegen der merkwürdigen Bauwerke des Alterthums besucht, welche sich hier erhalten haben. Tarragona war unter der römischen Herrschaft der Sitz der Negierung und der Ausgangspunkt für die militärischen Expeditionen, welche die Eroberung

Zu Vstern in Zpanien. 385

des Landes zum Zweck hatten. Hier lebte Scipio Africanus, als er den Oberbefehl über das römische Heer niedergelegt hatte; hier empfing der Kaifer Augustus die Gefandten der Scythen und der Indier, und auch Hadrian hielt sich mährend eines Winters in Tarragona auf.

Aus dieser Periode stammen die alten Stadtmauern und der sogenannte Pilatus-Thurm, deren mächtige Steinmassen für die Ewigkeit berechnet zu sein scheinen. Auch vom kaiserlichen Palaste, von: Amphitheater und einigen römischen Privathäusern sind noch einzelne Ueberreste vorhanden. Am besten hat sich die von den Römern angelegte Wasserleitung erhalten, deren kühner Bogenbau, ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt entfernt, in einsamer, waldiger Gegend versteckt liegt. Die Bogen dienen dazu, eine zwischen zwei Hügeln liegende Schlucht zu überbrücken; sie bilden zwei übereinandergestellte Reihen, von denen die obere 24, die untere 11 Vogen hat.

Wer die Aquaeducte der römischen Campagna gesehen hat, wird davon freilich etwas enttäuscht sein und vielleicht den weiten Weg bereuen, den er von der Stadt dorthin gemacht hat. besonders wenn die Sonne heiße Gluthstrahlen herabsandte, wie es uns erging. Die Straße war mit einem blendend weißen, trockenen Kalksteinstaub bedeckt, der durch die Räder unsers rasch dllhinfllhrenden Wagens zu dichten Wolken aufgewirbelt wurde, welche uns fast den Nthem nahmen.

Die Kathedrale ist ein weithin sichtbarer Bau, dessen Anfänge in's 12. Jahrhundert zurückreichen. Sie hat ein schönes gothisches Portal, ist aber im Innern sehr einfach. Im Chor erblickt man alte Holzschnitzereien, am Haupt-Altar eine in Alabaster geschnittene Darstellung des Lebens und Leidens Christi und des Martyriums der heiligen Therese aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und in den Kapellen einige kunstreiche Grabmonumente und Skulpturen. Das aus einein Marmor von seltener Reinheit bestehende Taufbecken soll dem Paläste des Augustus entnommen und, wie die Sage behauptet, von der ägyptischen Königin Cleopatra als Vadeschüssel gebraucht worden sein.

Lieblieh sieht der Kreuzgang mit seinen offenen Säulengängen aus, welche einen herrlichen Garten umschließen, aus dem das dunkle Grün des Lorbeers herüberwinkt. Eine hufeifenförmig überwölbte Nische im maurischen Stile mit einer Inschrift, aus welcher hervorgeht, daß sie i. I. 960 errichtet worden ist, regt zu der Vermuthung an, daß die Säulengallerie einst zu einer arabischen Moschee gehört hat. Bewunderung verdienen die Capitäle der Säulen wegen ihrer feinen Ausführung und der Verfchiedenartigkeit der Figuren und Ornamente.

Das kleine Museum, welches im Stadthause seine Räume hat, enthält eine Menge von werthvollen Antiquitäten, namentlich von römischen Münzen und Gebrauchs-Gegenständen, darunter auch einige chirurgische Instrumente sowie mehrere Gemälde und historische Erinnerungen aus späteren Zeiten.

386 Theodor Puschmann in Wien.

Breite schattige Plätze und Promenaden durchziehen die Stadt. Der Spaziergang um die Mauern derselben, den mir in der Frühe des Tages unternahmen, kann Jedem, der Tarragona besucht, empfohlen meiden. Man genießt dabei eine entzückende Aussicht auf das Meer und die jenseit des Felsens sich ausbreitende Landschaft.

Am Nachmittage «erließen mir Tarragona, da ein längerer Aufenthalt an diesem Orte nicht in unserm Reiseplane lag. Leider wurde uns derselbe durch die widerliche Art der Zubereitung der Speisen, welche in unserm Gasthofe üblich war, verleidet. Man verstand dort nämlich die Kunst, das Fleisch, die Gemüse und Fische durch die Zuthat von einem Schmalz, welches eine Mischung von schlechter Margarinebutter und altem Hammelfett zu sein schien, gänzlich ungenießbar zu machen. Auch bei uns giebt es unverständige Gastwirthe, welche die elementare Küchenregel nicht kennen, daß schlechtes Material durch gute Butter schmackhaft, gutes Material aber durch schlechte Butter verdorben wird.

Von Tarragona nach Barcelona fährt man nicht viel länger als drei Stunden. Den Verkehr zwischen diesen beiden Städten vermitteln zwei verschiedene Eisenbahnlinien, von denen die eine theilweise dem Meere entlang, die andere durch das Land führt. Wir wählten die letztere, weil uns die Zeit der Abfahrt bequemer war, als diejenige der andern Linie. Der Charakter der Gegend ist im Allgemeinen der nämliche, wie zwischen Tarragona und Valencia.

Man kommt zunächst an dem Scivionen-Thurme, einem quadratischen Gebäude auf einer gegen das Meer zu gelegenen Anhöhe, und an Pinienwäldern vorüber, fährt streckenweise durch Tunnels und tiefe Durchschnitte, welche die Aussicht hemmen, und wird dann wieder durch einen Blick auf Berge, deren Gipfel mit Ruinen gekrönt sind, auf waldige Schluchten und fruchtbare Thäler erfreut. Bei der Station Villafranca erscheint an« nördlichen Horizont die durch ihre eigenthümliche Form auffallende, einer Reihe von riesigen Zähnen gleichende Bergkette des Montserrat; deutlicher tritt dieselbe hinter Martorell hervor. Zahlreiche industrielle Etablissements mit rauchenden Fabrikschloten und die Ausnutzung des Bodens durch Gemüsebau, welche man in dieser Gegend beobachtet, liefern den Beweis, daß hier eine rührige, fleißige und intelligente Bevölkerung wohnt. Durch ausgedehnte Vororte, die bereits zu Barcelona zu gehören schienen, gelangten wir endlich in den Bahnhof dieser Stadt, wo wir Abends nach 7 Uhr eintrafen.

Barcelona, die größte spanische Handelsstadt, befindet sich, ähnlich wie Wien, gegenwärtig in einer Periode der Stadterweiterung. Es hat durch die Einverleibung niehrerer Vororte und des zwischen diesen und dem alten Stadtgebiete liegenden Terrains einen Flächenraum erhalten, welcher den bisherigen zehnmal übersteigt. Ein großer Theil der neu gewonnenen Fläche ist bereits mit Straßen bedeckt, die durch ihre Geradlinigkeit und die einförmige Bauart der Häuser an die Städte der nordischen Länder erinnern.

Zu Ostern in Spanien. 28?

Obwohl der Ursprung Barcelonas in das frühe Alterthum verlegt und sogar den Karthagern zugeschrieben wird, hat es doch ein ganz modernes Aussehen. Von Bauwerken aus früheren Zeiten hat sich fast nichts erhalten, und die wenigen noch vorhandenen Ueberreste verschwinden in dem lebensvollen Bilde der Gegenwart.

Die Kathedrale ist ein Werk des 14. Jahrhunderts und im Stile reiner Gothik gehalten. Sie hat schöne Portale und Thürme und ist im Innern dreischifftg und von spitzbogigen Gewölben überdeckt, die von Bündelpfeilern gestützt werden. Unter dem Hochaltar befindet sich die Kapelle der heiligen Gualie, deren Reliquien in einem aus Alabaster geschnittenen, von 8 Säulen getragenen Mausoleum aufbewahrt werden. Die übrigen Kapellen sind mit Gemälden und Grab-Skulpturen, die Betstühle des Chors mit Holzschnitzereien verziert. Der Kreuzgang mit seinen Orangen und Jasmin und dem sprudelnden Wasser einer frischen Quelle bildet einen angenehmen Gegensatz zu der düstern, feierlichen Stille der Kirche.

In der Nähe davon findet man das Stadthaus mit seinem berühmten Hofe und das Ständehaus, welche mit ihrer Umgebung entzückende Architektur-bilder liefern. Von den Kirchen verdient außer anderen besonders die der Santa Maria del mar mit ihren Glasmalereien und achteckigen Thürmen einen Besuch. Die Börse, ein luxuriöser Prachtbau mit Säulen und Slawen, hat unter Carl III. ihre heutige Gestalt erhalten; nur der große Saal mit den schlanken Pfeilern rührt noch von dem ehemaligen Palast her.

Das imposante Unioersitätsgebäude, welches erst in den letzten Jahren entstanden ist, enthält elegante, mit Gemälden dekorierte Säle für die Doktor-Promotionen und den Rektor, während die Arbeitsräume hier wie anderwärts manchmal die nothwendige Ausstattung entbehren.

Die Kliniken befinden sich in dem Hospital de Santa Cruz, einem alten Durchgangs-Hause mit einem schmutzigen, verwahrlosten Hofe und niedrigen, dunklen Krankenzimmern, wo auch am Tage das Licht brennen muß, wenn man etwas sehen will. Der weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannte Chirurg Giné nahm gerade die Prüfung eines Mediciners vor, als ich seinen Krankensaal aufsuchte, und gab mir dabei die Ueberzeugung, daß er nicht bloß ein ausgezeichneter Arzt und Operateur, sondern auch ein musterhafter Lehrer ist.

Mehr als durch die öffentlichen Gebäude und Monumente wird die Aufmerksamkeit des Fremden durch das Volksleben in Barcelona in Anspruch genommen. Kommt er aus Frankreich dorthin, so werden ihm die kleinen Verschiedenheiten zwischen hier und den französischen Städten auffallen; kehrt er aus Spanien zurück, so wird er bemerken, daß Barcelona kaum mehr einen spanischen Charakter hat und schon einer südfranzösischen Stadt gleicht. Zum Theil mag wohl auch der internationale Verkehr, wie ihn die Seestadt mit sich bringt, dazu beitragen, die nationalen Eigenthümlichkeiten des spanischen Volkes hier zu verwischen. Uebrigens bezeichnen sich die Ein-
«oib und Süd. liXIII, 189. 26

288 Theodor pnschmann in Wien,
wohner von Barcelona nicht als Spanier, sondern als Katalonier und möchten
an der partikularistische» Sonderstellung festhalten, welche das Herkommen
und gewisse Einrichtungen ihrer Heimat gewähren.
Die Altstadt von Barcelona wird in der Mitte durch die senkrecht auf
das Meer verlaufende Rambla durchschnitten, welche der schönen Straße
„Unter den Linden“ in Berlin ähnlich ist und zwei Reihen hochgewachsener
Platanen trägt, die zwischen sich einen mit Sitzbänken ausgestatteten breiten,
ungepflasterten Raum für Fußgänger und nach außen die Fahrstraße haben.
Hier entwickelt sich schon in früher Morgenstunde ein bewegtes Leben und
Treiben der Menschen, das bis tief in die Nacht fort dauert. Ausgelassene
Matrosen von den fremden Schiffen, Landleute aus der Umgegend, kokett
um sich schauende geputzte Mädchen, Geistliche in der schwarzen Soutane oder
im Ordenskleide, fescche Offiziere und Arbeiter im Werktagsanzuge: Alles
wogt hier durcheinander, während herumziehende Händler ihre Waaren zum
Verkauf anbieten und Zeitungsausrufer mit den neuesten Erzeugnissen der
Tagesliteratur die Menge durcheilen. An einer Stelle der Rambla ist ein
Blumenmarkt entstanden; an einer andern weiden kostbare Singvögel, nament-
lich Nachtigallen, zu wirklichen Spottpreisen verkauft. Auch am Hafen und in
dem daran anstoßenden, in's Meer vorgeschobenen Stadttheile Narcelonetta
spielen sich oft dramatische Scenen ab, welche dem Zuschauer ebensoviel Be-
lehrung als Unterhaltung verschaffen.
Barcelona besitzt mehrere Theater, von denen das Teatro Liceo das
größte ist; denn es faßt über 4000 Menschen. Wir hörten dort die Oper:
„Othello“, welche von einer italienischen Gesellschaft aufgeführt wurde, die
kurz vorher in Madrid wohlverdiente Triumphe gefeiert hatte. Der Tenorist
Tomagno, die Primadonna Tetmzzini und ein vorzüglicher Bariton ent-
flammten das Publikum zu begeistertem Beifall. Es war dieselbe Truppe,
bei welcher früher die ehemalige Wiener Opernsängerin Stahl und nach ihr
Frau Kupfer-Nerger thätig waren.
An einem andern Abend besuchten wir das Teatro principal, welches
ebenso, wie das vorher genannte, an der Rambla gelegen ist. Wir sahen
dort eine spanische Operette: ‚M lis)‘ od« raddia <der tolle König),“ die uns
wegen ihrer gefälligen einschmeichelnden Musik und wegen ihres drolligen In-
halts sehr gefiel. Sie behandelt die komischen Situationen, in welche ein
junger, unerfahrener König von angenehmem Aeußern geräth, wenn er wie
Harun al Raschid unerkant im Lande herumwandelt.
In einem spanischen Possen-Theater, in welchem selbst die besten Plätze
nicht mehr als eine Peseta kosteten, konnten wir beobachten, wie sich das
niedere Volk an solchen Orten benimmt.
Schöne Alleen von Palmen und Platanen, welche am Meere entlang
und nach Gracia führen und die Altstadt zum Theil einschließen, und der
Ausstellungspark bieten reiche Gelegenheit für Promenaden zu Fuß und zu
Wagen. In den mit Springbrunnen und Statuen geschmückten Anlagen des

In Vstern in Zpanien. 38H

Parts befinden sich der Industrie-Palast, mehrere Feftsäle und andere Gebäude in verschiedenartigen Baustilen, die von der Ausstellung zurückgeblieben sind.

Damals wurde auch die gußeiserne Säule des Columbus errichtet, welche sich dort, wo die Rambla zum Hafen kommt, erhebt. Sie trägt die Statue des Entdeckers der neum Welt, ist hohl und hat im Innern einen Fahrstuhl, auf dem man in die Kuppel fährt, aus deren Fenstern man einen sehr lohnenden Ueberblick über die Stadt, den Hafen, das Meer und die Umgebung Barcelonas bis zu den Bergen im Norden und Westen genießt. Doch ist die Luft in dem Hohlräume der Säule nicht angenehm, weil die Ventilation mangelhaft ist; man athmet den nach dem Oel der Maschine riechenden heißen Dunst des Eisens der Umkleidung, welches von der Sonnen-gluth erwärmt wird.

Wir verzichteten nach diesem Vergnügen darauf, noch das Fort Monjuich zu besteigen, da die Aussicht von dort auch nicht viel umfangreicher ist als diejenige von der Columbus-Säule, und der Eintritt in die militärischen Anstalten mit manchen Schwierigkeiten verbunden ist.

Der Felsen des Monjuich fällt schroff in's Meer ab und läßt nur einen schmalen Raum übrig für die Eisenbahn und die Straße, die an ihm vorüber nach dem Süden führt. An feinem westlichen AbHange breitet sich der Friedhof aus.

Die Bestllttungsweise der Leichen in Spanien ist von der unseligen sehr verschieden und derjenigen der alten Römer ähnlich. Die Tobten werden nicht in der Erde vergraben, sondern in Steinkammern beigesetzt und dort der Verwesung überlassen. Zu diesem Zweck werden Mauern von beträchtlicher Tiefe aufgerichtet, welche im Innern Hohlräume enthalten, die in fortlaufenden geradlinigen Reihen und in mehreren Etagen übereinander angelegt werden. Jede diefer Kammern ist von den benachbarten durch eine dicke Steinmasse getrennt, bietet den erforderlichen Platz für einen Sarg, wenn derselbe mit dem Kopfende nach vorn gestellt wird, und wird durch eine Marmortafel verschlossen, auf welcher der Name, sowie der Geburts- und Todestag des Tobten eingezeichnet weiden. Wohlhabende, angesehene Familien lassen für ihre abgestorbenen Mitglieder eine besondere Mauer aufführen, die bann durch Bogengänge, Säulen und andere Ornamente geschmückt wird. Doch stehen die spanischen Friedhöfe in Bezug auf die dekorative Ausstattung den unferigen nach.

Auf dem Kirchhofe zu Barcelona wandelt man zwischen einförmigen Todtenmauern, welche von Buchsbaumhecken eingefafßt und von Epheuranken bekleidet werden. Dazwischen stehen Erpressen, welche dem Ort jenen feierlichen Ernst geben, den die Friedhöfe der füdlichen Länder zeigen.

Diese Bestattungsart hat den Uebelstand, daß die Verwesungsdünste den porösen Stein durchdringen und die Luft der ganzen Gegend erfüllen, besonders wenn die Schlußsteine der Grabkammern schlecht eingefügt werden, wie es

391) Cheodol pnschmann in wie».

bisweilen vorkommt. Wenn dann die heiße Sonne darauf lagert, so entwickelt sich ein scheußlicher Geruch, der schon in weiter Entfernung bemerkbar ist. Wir machten diese unangenehme Erfahrung, als wir den Friedhof in Barcelona besuchten. Anfangs konnten wir uns die Ursache des eigenthümlichen widerlichen Geruches nicht erklären, bis wir sahen, daß die Leute, welche in Trauerkleidern von den Todtenkammern ihrer Angehörigen kamen, das Taschentuch vor den Mund und die Nase hielten. Es war nicht möglich, längere Zeit dort zu bleiben; aber die Erinnerung daran dauerte noch mehrere Stunden in unseren Geruchssinnen fort.

Hübsche Spazierfahrten in der Umgebung von Barcelona werden nach dem Villen-Vorort Gracia und nach dem auf einer Anhöhe gelegenen Valvidrera unternommen, von wo man nicht bloß das Meer und die Stadt, sondern auch die Gegend nach Osten mit dem Montserrat sieht.

Weiter ist der Ausflug nach dem Kloster am Montserrat. Man gelangt dorthin entweder vom Süden, indem man die Eisenbahn bis Martorell benutzt, hierauf mit dem Stellwagen nach Colbato fährt und von dort zu Fuß oder auf einem Maulesel das Gebirge überschreitet, oder von Nordosten über Monistrol. Die erste Tour bietet Gelegenheit zum Besuch der sich mehrere Stunden weit erstreckenden Stalaktiten-Höhlen bei Colbato und gewährt beim Aufstieg die Aussicht auf die Gegend nach Süden und Westen, erfordert aber zwei Tage.

Wir wählten den andern Weg, der nur einen Tag in Anspruch nimmt, weil das Wetter wenig günstig und unsere Zeit gemessen war. Wir benutzten den Morgenzug, welcher von Barcelona nach Saragossa fährt, bis Monistrol, welches man nach etwa zwei Stunden erreicht. Die Linie verläuft Anfangs neben derjenigen nach Gerona durch die Weingärten der Vororte. Vor der gewerbsreichen Fabriksstadt Sabadell, um welche die Bahn eine weite Curve beschreibt, erblickt man bereits das zackenreiche Felsgestein des Montserrat, der dann dem Auge durch Einschnitte und Dämme wieder entzogen wird, bis er später noch mehrmals sichtbar wird, immer in einer andern Gestalt, je nachdem sich die einzelnen Zacken nach dem veränderten Standpunkt des Reisenden zu verschiedenen Gruppen vereinigen.

Am Bahnhofe in Monistrol findet man Stellwagen, welche mit mehreren Maulthieren bespannt, die Strecke bis zum Kloster in drei Stunden zurücklegen. Wir hatten uns bereits in Barcelona durch eine kleine Mehrzahlung die Plätze im offenen Coupé hinter dem Kutscher gesichert und genossen dadurch den Vortheil der freien Aussicht und frischen Luft. Die breite, gutgehaltene Straße führt zunächst stark bergab in das Thal des Flusses Llobregat, der stark angeschwollen war, und dann über eine lange Brücke in das Dorf Monistrol, von wo sie in zahlreichen, manchmal scharf absetzenden Windungen, die einen großen Theil des nordöstlichen Bergabhanges einnehmen, zum Kloster hinaufsteigt.

Zu Vstern in Spanien. 39^

Die Maulthiere waren rüstig und brachten uns rasch vorwärts. Nur der Kutscher verschuldete mehrmaligen Aufenthalt, da er in vielen Häusern Aufträge bestellen und dabei überall ein Glas Wein zu sich nehmen mußte. Sein Gehilfe, ein verwachsener Knabe von 16 Jahren, machte den größten Theil des Weges zu Fuß, indem er bald neben dem Wagen einherlief und die Maulthiere durch Zurufe anfeuerte, bald in die Felder und Gesträuche rannte und Blumen für meine Frau pflückte, die er ihr mit einer artigen Verbeugung übergab.

Gegenwärtig ist eine Zahnradbahn im Bau begriffen, welche den Verkehr zwischen dem Bahnhofe und dem Kloster noch mehr erleichtern wird. Das letztere sieht man erst, nachdem man an der letzten Biegung der Straße vorübergekommen ist.

In einer wilden, einsamen Schlucht, welche durch eine tiefe Spaltung des Felsens gebildet zu sein scheint, überragt von den himmelhoch ansteigenden, kahlen, grauglänzenden Dolomitkegeln des Montserrat, angelehnt an die steil abfallenden Abhänge dieses Berges, auf einem schmalen Vorsprung des Felsens liegen die Kirche, das Kloster und mehrere andere Gebäude, welche zur Unterkunft der Fremden dienen.

Wir begaben uns zuerst in die Kirche, einem einschiffigen, mit wenigen Altarbildern geschmückten Vau des 16. Jahrhunderts. In einer rückwärts und über dem Hochaltare gelegenen Nische steht die als wunderthätig verehrte Holz-Statue der heiligen Maria, welche das Jesuskind in ihrem Schöße hält und von einem prachtvollen, mit Gold gestickten Mantel umhüllt und mit Diamanten und Perlen geschmückt ist. Nach einer frommen Legende soll dieselbe aus Jerusalem stammen und in einer der Höhlen des Montserrat verborgen worden sein, um sie vor den Mauren, als diese nach Spanien kamen, zu retten. I. 1599 wurde sie in Gegenwart des Königs Philipp III. und seines Hofes unter großen Festlichkeiten an den Platz gebracht, wo sie sich jetzt befindet.

Ueber 60 000 Pilger aus allen Ländern, namentlich aus Spanien und Frankreich, wallfahren jährlich hierher, weil sie hoffen, daß sie durch die Berührung dieser Statue Genesung von körperlichen und geistigen Leiden und Glück und Zufriedenheit in der Zukunft erlangen werden. Zahlreiche Weihegeschenke, Nachbildungen von geheilten Körpertheilen, welche im Kreuzgange aufgehängt sind, geben Zeugniß, daß ihnen dieser Glaube geholfen hat. Die wunderbaren Wirkungen der Suggestion haben sich an diesen Orten längst bewährt, bevor die medicinische Wissenschaft anfang, sich damit zu beschäftigen und sie anzuerkennen.

Das Kloster ist ein mehrstöckiges Haus mit vielen Fenstern und Ballonen und wird von Benediktinern bewohnt. Von dem früheren Klostergebäude haben sich nur ein Theil des Kreuzganges und ein byzantinisches Portal mit zwei Bogen und einzelne Trümmer-Reste von Säulen und Capitälen erhalten, welche darauf hindeuten, daß es einst reich ausgestattet war.

3)2 Theodor pusckmann in Wien.

Der anstoßende Klostergarten wurde der Natur mühsam abgerungen.

Die Mönche haben auf einer schmalen Felsenterrasse fruchtbare Erde aufgetragen und ein Necken gegraben, in dem sich das Regenwasser ansammelt, welches zur Bewässerung der Pflanzen und Gemüse verwendet wird. Das Panorama, welches sich hier vor unseren Augen ausbreitete, kann an Reichhaltigkeit und Großartigkeit kaum übertroffen werden. Man überschaut die mit welligen Hügeln bedeckte katalanische Ebene von den Pyrenäen im Norden bis zum mittelländischen Meere, das als tiefblauer Streifen im Süden und Osten erscheint. Unterhalb des Gartens, ebenfalls auf einem Felsenvorsprunge steht eine kleine Kapelle in der Mitte des Friedhofes, wo die Bewohner des Klosters ihre letzte Ruhe finden.

Dem Kloster gegenüber in einer Felsenwand ist die Grotte des Eremiten Juan Guari, welcher hier sein Leben in strengen Bußübungen verbrachte, nachdem er eine vornehme schöne Jungfrau verführt und dann getödtet hatte. Zwei andere Grotten, von denen die eine nach der Mutter Gottes, die andere nach dem Teufel genannt wird, und eine große Anzahl von Kapellen und zerfallenen Einsiedeleien liegen in den Abhängen und Schluchten der benachbarten Felsen zerstreut, meistens an Stellen, von denen man eine entzückende Aussicht hat. Der Felsen des Monserrat imponirt vom Kloster, wo man nur einen Theil desselben sieht, nicht so sehr, als von der Ferne, wo man den ganzen Gebirgsstock überblicken kann. Er hebt sich dann in seiner isolirten Mächtigkeit recht deutlich von seiner Umgebung ab; seine schroffen Wände steigen mehr als 3000 Fuß über die Thalebene des Llobregat und weit über 4000 Fuß über den Spiegel des Meeres hinan.

Seine seltsame Gestalt, welche einer aus der Erde hervorgewachsenen, nach oben gerichteten Riesenhand mit unzähligen einzelnen Fingern gleicht, welche entweder vollständig von einander abstehen oder zu zweien oder dreien mit einander verwachsen sind, hat schon in früher Zeit die Aufmerksamkeit der Menschen erregt. Zu den Zeiten der Römer soll hier ein Tempel der Venus gewesen sein. Nach der Einführung des Christenthums entstand die Sage, daß der Felsen bei dem Erdbeben, welches den Tod Jesu ibegleitete, zerpalten sei und seine jetzige Form angenommen habe. Büsser und Einsiedler ließen sich dort schon im frühen Mittelalter nieder, und der Orden des heiligen Benedikts hat seit d. J. 975 oben ein Kloster, welches bald zu großem Ansehen gelangte. Hier sandte Columbus Dankgebete zum Himmel, als er aus dem neuentdeckten Erdtheile zurückgekehrt war. Der Kaiser Carl V., der Beherrscher des größten Reiches der Welt, faßte hier den Entschluß, der Macht zu entsagen und sich in die klösterliche Einsamkeit von St. Just zurückzuziehen. In Monserrat legte auch Ignaz von Loyola, der spätere Stifter des Jesuiten-Ordens, sein ritterliches Schwert ab, um fortan als Priester für die Ausbreitung der katholischen Kirche zu kämpfen.

Nachdem wir in dem Gasthause, welches neben dem Kloster für die Fremden erbaut worden ist, ein Mittagmahl eingenommen hatten, das wegen

Zu Vstern in Zpanien. 393

der Vortrefflichkeit der Speisen und Getränke und den mäßigen Preisen, die dafür gefordert wurden, das höchste Lob verdiente, kehrten wir über Monistrol wieder nach Barcelona zurück, wo wir Abends eintrafen.

Damit war das Programm unserer spanischen Reise beendet. Gleichzeitig war auch der letzte Tag des April gekommen, und wir verließen das Land, welches wir vier Wochen vorher mit großen Erwartungen betreten hatten.

In der Richtung von Barcelona nach der französischen Grenze verlaufen zunächst zwei Eisenbahnlinien, die eine an der Küste des Meeres, die andere davon entfernt im Innern des Landes, welche sich bei Empalme vereinigen.

Mit uns reiste eine von einem Offizier befehligte Compagnie Gensdarmen. Ob sie zum Schutz des Eisenbahnzuges, welcher auf dieser Strecke in früheren Jahren mehrmals von Banditen angegriffen worden ist, bestimmt war oder nach einem anderen Garnisationsorte verlegt wurde, weiß ich nicht. In Spanien wird jeder Eisenbahnzug von zwei Gensdarmen begleitet; außerdem erscheinen in jeder Station Gensdarmen, sodaß man die für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums getroffenen Vorkehrungen für ausreichend halten könnte. Gleichwohl sind Diebstähle auf den spanischen Eisenbahnen nicht selten, wenn ich nach den Vorkommnissen, die ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts in diesem Lande beobachtet habe, ein Urtheil fällen darf. Auf dem Bahnhofe in Cordova wurden unserm Reisegefährten, dem schon erwähnten Advocaten aus Bordeaux, die Fahrkarten, einem andern Reisenden seine Brieftasche mit dem sämmtlichen Reisegelde, das er darin verwahrte, gestohlen; ein dritter beklagte sich, daß ihm unterwegs der Koffer aufgerissen worden sei. Wer Werthgegenstände in seinem Gepäck hat, wird gut thun, wenn er es vor der Aufgabe nicht bloß fest verschließt, sondern außerdem noch mit einem Stricke umbinden und plombieren läßt.

Auch muß man, wenn man bei einem längeren Aufenthalt in einer Station das Coupé für einige Minuten verläßt, sein Handgepäck entweder mitnehmen oder der Obhut der Mitreisenden übergeben, da Professionsdiebe diese Gelegenheit häufig benutzen, um sich desselben zu bemächtigen; denn weder die Polizisten noch die Schaffner halten sich für verpflichtet, die von den Reisenden verlassenen Wagen zu beaufsichtigen.

Wir wählten des besseren Anschlusses wegen die Eisenbahnlinie durch das Land, obwohl sie der anderen an Schönheit nachstehen soll. Unser Weg führte uns an fruchtbaren Thälern und bewaldeten Anhöhen vorüber, wo Fichten und Pinien neben Eichen wachsen, durch Felsenwände und tiefe Einschnitte nach Granollers und Empalme.

Dann tauchen zur Linken die Ausläufer der Pyrenäen auf; man sieht die schön gelegene Stadt Verona mit ihren Kirchen. Es war schon Nacht, als wir an der auf einem Felsen gelegenen Citadelle der Festung Figueras vorüberkamen, und man konnte nur erkennen, daß wir uns in einer kahlen, felsigen Gegend befanden. Port-Bou ist die letzte spanische, Cerböre die erste

39H Cheodor puschmann in Wien.

französische Eisenbahnstation. Nachdem die lästige Gepäcksuntersuchung an der Grenze erledigt war, setzten wir die Reise fort.

Es war eine kalte und sehr stürmische Nacht, so daß man froh war, wenn die Thüren des Coupes nicht geöffnet wurden. So eilten wir an den Städten Perpignan, Narbonne, Cette und Montpellier vorüber, die uns zum Theil von früheren Reisen bekannt waren, nach Marseille, wo wir am ersten Mai gegen acht Uhr Vormittags eintrafen und im Hotel de Noailles vor-
treffliche Unterkunft fanden.

Es war ein Sonntag; aber die Rue de Cannebiöre, die sonst mit Menschen dicht gefüllt ist, war leer. Die Temperatur war sehr niedrig, und es piff ein scharfer Wind, so daß man sich im geheizten Zimmer am wohlsten befand. 'Erst am Nachmittag wurde es wärmer, und wir konnten einen Spaziergang am Hafen und zum zoologischen Garten machen. Am Abend herrschte in der Cannebiöre ein Gebränge, daß man an manchen Stellen kaum weitergehen konnte: denn es wurden die Ergebnisse der Municipal-Wahlen, welche an diesem Tage stattgefunden hatten, durch transparente Anzeigen allgemein bekannt gemacht. Als das Schlußresultat verkündet wurde, nach welchem die Socialisten die Mehrheit erlangt hatten, brachen die Anhänger dieser Partei in laute Jubelmufe aus und gaben ihrer Freude durch Schwenken mit den Hüten begeisterten Ausdruck.

Am folgenden Morgen fuhren wir über Lyon und Genf, wo wir einen Tag rasteten und bei Regenwetter eine Spazierfahrt auf dem See unternahmen, und weiter über Zürich und den Arlberg durch winterliche Landschaften nach Wien zurück.

^^L

Heirathen!

von

Sigurd (Ulfred tzederstjerna).*)

— Wexiö (Zmäländ). —

^s giebt cholerische Finnen und phlegmatische Frauen, sanguinische und melancholische Frauen, große und kleine, junge und alte, magere und fette, häßliche Aj und hübsche, schlechte und gute, schwarze, weiße und farbige Frauen. Frauen, welche einen Braten machen, und solche, welche keinen Braten machen tonnen; liebenswürdige, böse, tlcwierspielende, zurückhaltende, tugendhafte, lasterhafte, Nuge, dumme, langweilige und interessante Frauen; aber in einem Punkte sind sie alle gleich: alle wollen sich verheilllthen,

Sic opfern Vater, Mutter, Geschwister, Freundinnen, Sonntagsschulen, Leben und Gesundheit, um einen Mann zu bekommen, ja, man hat Beispiele, daß fünfzehnjährige selbst das Spielen mit Puppen aufgaben, als sich ein Freier fand.

Sie sehen ihre vcrheirathetcn Freundinnen mager, trank, bleich, dünnhaarig und traurig werden; sie sehen, wie schreiende kleine Mcnschenfräulein mit deren feinen Halstüchern umwickelt werden, und wie deren falsche Fahne noch Morgens elf Uhr im Wasserglase liegen, während sie selbst in ihrem glücklichen, ledigen Stande noch mit 35 Jahren jung bleiben, frisch, stark, ruhig, unschuldig, stets wohl frisiert, lebhaft, schlank und interessant sind. Und trotzdem beneiden sie alle die, welche das Ehejoch auf ihrem Nacken tragen! Ich begreife die Mädchen nicht; nein, wirklich, das kann ich nicht verstehen.

Sie sind so scheu, daß sie nicht einen kleinen, süßen Krebs anzufassen und ihn in den Kessel zu werfen wagen; aber wenn sie fünf Walzer und drei Polka mit einem dreißigjährigen bärtigen Herrn getanzt haben, sind einige von ihnen im Stande, ihm um den Hals zu fallen, ihn zu küssen und zn lieblosen, sodaß man sich wirklich darüber wundern muh.

Ich kenne eine Dame, welche vor einer alten gutmüthigen Kuh, die nie in ihrem ganzen Leben Jemand Böses zugefügt hatte, fortlief, und dabei durchaus nicht bange vor einem Marineoffizier war, der im Dienste der englischen Krone sowohl Sudanesen wie Hindus todtgeschlagen hatte.

Die Frauen bedenken sich dreimal, che sie sich ein Schnürlcib auswählen, aber keinen Augenblick, we:m es sich darum handelt, einen Mann zu nehmen. Freilich liegen die jungen Herren ja auch nicht solange auf „Lager“, wie die itleiduigsartitel.

*) Nutorifirte Übersetzung von Margarethe Langfeldt.

2H6 -ignrd (Alfred kjedenstjerna) in wexiö (2m»land).

Müsse» die Damen sich ein neues Neid anschaffen, so erkundigen sie sich vorher genau nach dem Material und dem Fabrikanten; aber nie hat man erlebt, daß sie vor ihrer Verlobung zu seiner Mutter gehen und sie fragen, wie der Bursche ist.

Der schlimmste Fehler der Damen ist ihre Inkonsequenz. Eines Abends versuchte ich ein junges Mädchen zu bewegen, zehn Minuten mit mir im Garten zu spazieren. Sie wagte es nicht aus Furcht, sich zu erkalten. Am andern Morgen war sie mit einem Seetapitain nach England durchgebrannt, und dabei war das Wetter über Nacht durchaus nicht besser geworden.

Wenn sie sich nur verhcirathen können, dann lassen sie sich auch durch nichts hindern. Ein Mädchen, das eine große Thicrfreundin ist, nimmt selbst einen Schlächter, eine ficigeistige junge Dame heirathct einen Prediger, und ein streng kirchlich erzogenes Mädchen einen Schauspieler. Ja, wenn ein Mädchen die Kassenverwalterin eines Vereines ist, welcher arme Heibcntinder mit Taschenbibeln versorgt, so ist sie fähig, sich das nöthige Geld aus der Kasse zu nehmen und mit einem Luftspiinger oder Panorama»besitzer das Weite zu suchen, sobald er ihr zwei Dinge bewiesen hat: erstens, daß er sie liebt, und zweitens, daß ihr Verein auf einer falschen Voraussetzung beruht, weil nach Paradiesesmode gekleidete Personen unmöglich Taschenbibeln brauchen tonnen.

Alle politischen Parteien, besonders aber die Socialisten, thätcn gut, wenn sie ihre Lehren durch Personen von uortheilhaftem Aenßeren verbreiten ließen. Denn wenn ein junges Mädchen ihre Mutter auch schon fünfundzwanzig Jahre und ihren Liebsten kaum fünfundzwanzig Tage kennt, so wird sie doch eher den Worten glauben, die er leise flüstert, als dem, was die Mama laut spricht.

Wenn ein frommer Mann um ein christlich gesinntes Mädchen anhält, so nimmt sie ihn aus Sympathie: wenn aber ein Freigeist um sie anhält, so nimmt sie ihn, um ein gottgefälliges Werk zu thun und ihn innerlich umzuwandeln.

Wenn ein alter Mann um ein junges Mädchen freit, so nimmt sie ihn, um sein Alter mit töchterlicher Fürsorge zu verschönern, und wenn eine alte Frau einen jungen Mann bekommen kann, so erhört sie ihn, nm seiner Jugend als mütterliche Stütze zu dienen.

Eigentlich giebt es nur zwei Ursachen, die die Frau des neunzehnten Jahrhunderts vermögen, einen Korb auszuthcilen; der eine ist, daß sie nicht richtig im Kopfe ist, und der zweite, daß sie etwas Besseres in Aussicht hat. Aber im letzten Falle geht es ganz gut, sich, während man auf das Bessere wartet, zuni Versuch zu verloben, denn für einen klugen Mann unserer Zeit bedeutet ein Verlobungsring: „Vlv« l», oooueirones!" und durchaus nicht: „Schon Vergeben!"

Die Feit der Werbung und Verlobung giebt der Frau alle Vortheile, welche die Ehe den« Manne zugesteht. Wären die Froucu klug, so würden sie sich nm anschwärmen lassen und sich allenfalls noch verloben, aber niemals Heimchen. Wären die Männer verständig, so würden sie ohne vorausgehenden Brautstand hcirathen.

Ein Manu, der weder Dummkopf, Mann der Wissenschaft, Philanthrop, Handlung»-reisender oder Lokomotivführer ist, muß, um die Leere in seinem Herzen und seine vielen leeren Stunden auszufüllen, zwischen der Flasche, eiuer Geliebten und einer Frau wählen. Aber Getränke nnd eine Geliebte erregen, ohne zu nähren; sie machen ihn zum Sklaven, ohne die Gefühle einzuflößen, welche ein Stlavcnlebeu erträglich machen: Hoffnung und haß. Eine Fran hingegen macht ihren Mann im besten Falle zn ihrem Abgott, den sie liebt und verehrt, im schlechtesten Falle zu einem Mastkalbe, das sie futtert und wartet. Eine Frau, die uicht dem Theater, einem frommen Verein oder der Heilsarmee angehört, muß, um ihre hcrzenswänne abzuleiten, zwischen einem Mops, einem Kanarienvogel uud einem Ehemann wählen.

Die Wi'icklichc, wenn sie den Mops wählt!

Nimmt sie ihn als kleines Hündchen, so ist sie seine erste Liebe; pflegt sie ihn ordentlich und giebt ihm, was ihm zukommt, so bleibt sie auch seine letzte, was bei ihrem

Heilathen! 29?

Manne, wenn sie vor ihm stirbt, mindestens fraglich ist. Böse, schlecht erzogene Ehemänner pflegen oft ihre treue Pflegerin anzubellen und vor Fremden mit dem Schwanz zu wedeln. Ich habe viele alte, böse, häßliche Möpse gesehen, aber keinen, der jemals so etwas gethan hätte.

Wenn der Mops auf vier Füßen geht, so folgt er seiner Natur, und Niemand kann etwas darüber sagen. Aber wenn ein Ehemann nach einer L'Hombrepartie auf allen Vieren die Treppe heraufkommt, so muß er schmerzstillendes Wasser auf den dicken Kopf haben und ist noch im Stande, am anderen Morgen eine Vorlesung über den zu üppigen Haushalt zu halten. Im besten Falle hört sich das so an: „Liebes Kind, wir müssen wirklich unsere Ausgaben beschränken.“ Antwortet bann die arme Hausfrau auch im freundlichsten Tone: „Ach, was Dich betrifft, mein lieber Mann, so glaube ich wirklich, daß Du heute so beschränkt bist, wie man nur sein kann,“ ja, da ist der Lärm fertig. Der Mops liegt still und artig unter dem Stuhle, aber ein Ehemann liegt weder unter dem Stuhle, noch ist er still und artig.

Wenn der Mops alt wird, werden seine Zähne lose, und er sitzt artig in seinem Korbe und nagt an seinen Pfoten; wenn aber der Ehemann alt wird, so beißt er mehr um sich wie je zuvor und besonders hackt er auf seine arme Frau. Gewiß kommt es hin und wieder vor, daß der Mops den Teppich schmutzig macht, dafür raucht er aber keine Cigarren und verdirbt die Gardinen nicht.

Hier auf Erben ist nichts von Dauer, wir alle sind dem Gesetz der Veränderung unterworfen, Möpse und Ehemänner nicht ausgenommen. Aber wenn der Mops stirbt, kann sich seine Herrin leicht einen neuen laufen, der sich nichts aus ihrem krummen Rücken macht oder gar die Runzeln auf ihrer Stirn zählt, sondern die siebzigjährige Hand mit derselben Wärme leckt wie die siebzehnjährige und sich nicht um Toilettentünste kümmert. Dagegen, wenn der Gatte von der Weltbühne abtritt, so hat er gewöhnlich durch sein derbes Auftreten seiner Hausfrau so viele graue Haare und andere Altersmerkmale verursacht, daß sie keinen Cnrs mehr auf dem Heirathsmatte hat.

Glücklich ist auch die Frau, die den Kanarienvogel wählt!

Ich will dahingestellt lassen, was angenehmer ist, ob man ans seinen« rosigen Morgenschlummer durch das muntere Gezwitscher eines kleinen Piepmätzchens geweckt wird, oder durch eine tiefe, brummige Stimme, welche den Tenor anruft, weil die Stiefeln nicht da sind, und ironisch fragt: „Du bist wohl nicht im Stande, dem Dienstmädchen ein bisschen Ordnung beizubringen?“

Hat der Vogel sein Futter bekomme», so frißt er nach Herzenslust und dankt Dir mit einem freundlichen Blicke, aber wenn „er“ sein Beefsteak bekommt, macht er ein Duldeigesicht und fragt: „In welchem Gummiladen hast Du das gekauft?“

Und hat der Vogel fein Weisernäpfchen erhalten, so plätschert er vergnügt und dankbar darin herum und preist seinen Schöpfer und seine Pflegemutter in jubelnden Tönen, aber bringt man „ihm“ sein Rasirwasser, so macht er Augen wie ein Besessener und sagt entweder: „Glaubst Du, ich sei ein Ferkel, das abgebrüht werden soll?“ oder: „Wie kamst Du mir solches Eiswasser bringen?“ oder: „Nimm die Kinder mit hinaus, sonst schneide ich ihnen den Hals ab!“

Und stirbt Dein Vogel, so kannst Du ihn ausstopfen lassen und ihn als Zierrath vor den Spiegel stellen, aber stirbt Dein Gatte, so hast Du außer der Trauer noch die Sorge, ihn bestatten zu lassen, und mußt viel Geld ausgeben, um ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, schwer wie seine Alltagslaune und groß wie Deine Befreiung! — Aber heirathen wollen sie Alle!

Illustrierte Bibliographie.

Thrch Kamerun von «Lud «ach Nord. Reisen und Forschungen im Hintcr-
lcmde 1889—1891. Von (5. Morgen. Mit 19 Scparatbildcni und 50 Abbildungen
im Text von N. hcllgrwc, einem Portrait uud einer Karte. Leipzig, F. A. Brock-
Heber u»serc deutsch-ostafrikanischcn Besitzungen haben Uni aus der Feder Gerhard
Äohlfs ciue zuverlässige und fesselnd geschriebene Schilderung erhalten; über Kamerun,
specrell sein weiteres Hinterland, fehlte es bisher an einer solchen. Deshalb darf dies«
Werk — trotz der übermäsng angeschwollenen 'Afrika-Literatur — bei uns in Teutschland
wohl auf eine freundliche Aufnahme rechnen — mag auch vielen die Freude und das
Interesse an unseren Kolonien durch die neueren Wendungen unserer Eolonialpolitit
etwas verleidet sein. —

Im Juli 1889 erhielt der Verfasser an Stelle des verstorbenen Lieutenant Tappm-
beck vom Auswärtigen Amte das Eommissarium nach dem Kamerungcbiete; am
1. September schiffte er sich von Hamburg nach dorthin ein, und am 27. September
langte er daselbst an. — Am 5. November brach Morgen mit einer 120 Mann starken
Karawane — an Stelle des erkrankten Hauptmann Kund zum Leiter der Expedition er-
nannt — in das Innere ans, mit dem Auftrage, von der Mündcstation aus einen kürzeren
Weg am Saunllga entlang nach Kamerun aufzufinden. Nach mühevoller Turchauenmg
eines 12(1 Km breiten Urwaldes traf Morgen am 22. November bei den Münde ein,
und fand hier, wie auch vorher iu Mapoa bei den Ngumba, freundliche Aufnahme. Morgen
macht hierbei die Bemerkung, daß im Kamerungcbict die Eingeborenen mit der zu-
nehmenden Entfernung von der Küste immer schöner und sozusagen „menschenähnlicher“
werden. Am 30. November, nach 2tlägigen Märschen erreichte er die von Hauptmann
Kund angelegte, mit t»ü Mann besetzte Mündestation, welche gegen das Vordrängen der
stlavenraubcudeu Sudanneger einen sicheren Schutz nicht nur für die Münde, sondern
auch für sämmtliche angrenzenden heidnischen Voltsstammc bildet. Am 9. December
setzte Morgen, nachdem er den Widerstand der Elmina, der Träger, die sich weigerten,
nach Norden, zu deu Menschenfressern niw Stlaucnräubern zu gehen, gebrochen, den Marsch
fort über den Sannaga in das Land der Wüte. Auf diesem Wege mußte die Expedition
einen Ueberfall der mit den Münde in Sitte und Sprache verwandten Toni abschlagen;
unterhalb der Nachtigolfülle wurde der Sannaga überschritten; und nun befand Morgen

400 Nord und Süd.

sich auf jenem interessanten Gebiet, das die Völkerscheidc zwischen dm muhammc-dänischen Sudannegern und den heidnischen Bantu bildet. — Der Häuptling der Wüte, Ngilla, offenbarte sich als krasser Despot, der im eigenen Lande nicht weniger als von den Feinden gefürchtet wurde und jeden Widerspruch sofort mit dem Tode bestrafte; n gebot über eine starke Streitmacht von 2000 Mann, von denen 200 mit Feuersteinflinten bewaffnet waren.,

Am 23. Decembcr zog Morgen aus den bewaldeten Ngillabergcn hinunterlin die ebene Sawanne und hielt einen Ruhetag bei dem Häuptling Watar«, einem Bruder Ngillas; am eisten Weihnachtsfeiertage entdeckte er einen »n südwestlicher Richtung fliehenden Strom, den Mbam. Jenseits desselben liegt, eine Stunde entfernt, der Haupton des zu den heidnischen Nantunegern gehörigen Tschingestammes, Valinga; von hier aus in nordwestlicher Richtung weitermaischircnd, erreichte Morgen am 8. Weihnachtsfeiertage das reiche Batuland, dessen Bewohner ohne Beziehung zur Küste stehen, ohne jegliche Bekleidung und ohne alle Feuerwaffen sind. In dem hohen Grase wurde die Expedition von dm Eingeborenen heimtückisch überfallen: doch wurden die Batu blutig zurückgewiesen und zur Strafe ihre Dorfer in Brand gesteckt. —

In Folge der verhältnißmäßig großen Verluste, die er gehabt, und des eingetretenen Patronenmangels sah Morgen sich gcnöthigt, dm Weitermarsch in diese Gebiete aufzugeben und nach Balingll zurückzukehren, um von hier aus die südliche Route am ScmnlglI entlang zur Küste einzuschlagen. Am 30. December marschirte man zum zweiten Male von Balinga, diesmal in südwestlicher Richtung, Ilb.

Am 6. Januar mußte man sich wieder gegen einm am nördlichen Ufer des Sannaga sitzenden feindlichen Volksstamm, die Dagodje, zur Wehre setzen; am 9. entdeckte Morgen die „Herbeitfälle"; am 12, erreichte er Ebca, dm an den gleichnamigen Fällen des Sonngll gelegenen Handelsplatz, wo einst Hauptmann Kund die deutsche Flagge auf-gepflanzt; Malimba, die Woermann'sche Faktorei an der südlichen Flußmündung, fand Morgen verödet und verlassen, da die Weißen, von den Eingeborenen bedroht, nach Kamerun auf das Gouvernement geflüchtet waren. Es folgten nun Kämpfe mit dm nicht producienden, sondern nur vom Zwischenhandel lebenden und auf dessen Aufrechterhaltung eifersüchtig bedachten Malimbeseu, wobei der am 17. Januar eingetroffene Danipfer „Zehdenick" gute Dienste leistete; das Resultat war die Freimachung des ganzen schiffbaren unterm Thcilcs des Sannagaflusses bis an die Edeafalle für dm Handel. Am 2. Juni 1890 betrat Morgen zum zweiten Mal den Urwald östlich von Kribi mit 160 Mann, um nach Vereinbarungen, die er mit dem Vertretern der Firmen Woermaun und Iantzen K Thoi-mählen getroffen, den Weg über Mapoa nach Münde einzuschlagen; er mußte aber, da ihm für den Marsch durch dm Urwald genügende Nahrungsmittel fehlten, diesen Plan aufgeben; er bog deshalb in nördlicher Richtung aus und marschirte nach der Kasjua-Ansiedlung; unter ungünstigen Umständen, im dichten Walde wurde die Expedition durch Tunga, den Häuptling der Ngumba, überfallen und fortdauernd belästigt, so daß man froh war, als man dm Wald hinter sich und das erste Uaündebof erreicht hatte; am 24. Juni traf Morgen in der Ullünderstation ein. Die Tage der Erholung und friedlicher Arbeit hierselbst wurden durch einen Angriff der Bava, gegen deren barbarische Sitte der Menschenopfer Zenker, der Vorsteher der Station, und Morgen eingeschritten waren, unterbrochen. — Wegen der nicht genügenden Mittel mußte Morgen von dem Plane, von der Mündestation nach dem Osten, zum Congo zu marschirm. Abstand nehmen; er wandte sich daher nach Norden, wo bereits Errungenes zu sichern war. Am 21. Juli verließ er Münde und kam durch den Stamm der Mwelle zu Ngilla, dem grausamen Häuptling »er kriegerischen Wüte, mit dem Freundschaft zu halten Morgen trotz seiner Abneigung für gerathen hielt, und dem er seine Hilfe bei der Bekämpfung der Naaunde« lieb. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt bei Ngilla führte Morgm die Expedition durch die mancherlei Naturmerkwürdigkeiten, insbesondere seltsame und zum Theil bewohnte Felskegcl enthaltende Landschaft Adamaua, sodann durch Tibati, wo er Gelegenheit hatte, die Leistungen der Cilvllllic des Sultans zu bewundern, nach Bakundi, der nächsten europäischen Niederlassung, wo er gastliche Aufnahme fand; und am 31. Januar fuhr Morgm von dort den Ninuö-Niger hinab zur Küste; am 7. Februar 1891 traf er in Akassa ein. Nachdem er einen Fiebreranfall glücklich überstanden, brachte ihn der englische Dampfer Roqnelle nach Lagos, der ältesten Colonie an der westcifrkanischen Küste, in englischem Besitz, über 25 000 Einwohner zählend; und am 11. März traf der kühne Reisende in Kamerun ein, wo man ihn bereits für verschollen gehalten hatte.

Illust
"rtÂ° Vibliographie.

qo2
Nord und 3Ã¼d, â€”

Vibliographie, HOI

Der Verfasser berichtet über seine Erlebnisse, seine Beobachtungen und Erfolge in schlichter, schmuckloser Schreibweise; aber was er mittheilt, ist inhaltlich schon so fesselnd und lehrreich, daß ein rhetorischer Aufputz überflüssig ist. Besonderes Interesse haben für den deutschen Leser das Einleitungswort, welches die Geschichte unserer westafrikanischen Colonien behandelt, und das Schlußkapitel, in welchem Morgen eine werthvolle geographisch-politische Uebersicht des Landes, soweit er es kennen gelernt, d. i. vom 10.—13. « östl. L. (von Greenwich) und vom 3. bis 8. « nördl. Br., giebt und sich über die Werth und die Zukunft unserer westafrikanischen Besitzungen ausspricht. Seine Ausführungen ergeben, daß wenige Colonien sich in Betreff des Reichthums an Produkten mit Kamerun, mit seiner für den Anbau günstigen Lage und seinen Bodenverhältnissen messen tonnen; reiche Schätze animalischen, vegetabilischen und wohl auch mineralischen Ursprungs liegen ungehoben in unserer westafrikanischen Besitzung. Daß Kamerun sich zu Anpflanzungen (insbesondere von Tabak, Eacao, auch Kaffee und Baumwolle), zu Handelsniederlassungen und bedingungsweise selbst zu Ansiedlungen — vornehmlich auf dem fruchtbaren und fieberfreien Plateau — eignet, ist erwiesen. Das Klima Kameruns wird in Deutschland schlimmer dargestellt, als es ist; nur die Küste ist theilweise ungesund; von Krankheiten sind nur Malaria und Dysenterie daselbst zu fürchten, deren Gefahr jedoch durch eine vernünftige Lebensweise bedeutend verringert wird. — Der Handel hat in Kamerun entschieden eine Zukunft; die erst 8 Jahre bestehende Kolonie erhält sich heute schon selbst. Anfänglich hat Kamerun bei niedrigen Einfuhrzöllen eine Einnahme von 240 (100 M! , gehabt, 1891 aber bereits fast das Doppelte. Nach 8 Jahrzehnten, so meint Morgen, wird selbst dem eingefleischtesten Colonialfeind klar werde», welchen Schatz wir an unserer Kolonie besitzen.

Dem Buche ist eine stattliche Zahl gut ausgeführter Separat- und Textbilder von 31. Hellgrewe, das Portrait des Verfassers und eine Karte der Reisen Morgens (1889 bis 1891) im Hinterlande von Kamerun im Maßstab 1: 2000000 beigegeben.

Ein Anhang enthält: Meteorologische Beobachtungen; Ein- und Ausfuhr in Kamerun; einheitliche Schreib- und Sprechweise der geographischen Namen in den Deutschen Schutzgebieten. —

Das Werk sei Allen, die sich ein richtiges, ungetrübtes Bild von der Beschaffenheit unserer westafrikanischen Colonie und von ihren Bewohnern verschaffen wollen, gelegentlich empfohlen. O. ^V.

Die Malerschule von Nürnberg im XIV. und XV. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Vürer.

Dargestellt von Henry Thode. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller.

Der kunstgelehrt Verfasser hat sich eine schöne, lohnende Aufgabe gestellt. Klarheit wollte er in ein von der kunstgeschichtlichen Forschung bisher fast ganz vernachlässigtes Gebiet bringen: in die Geschichte der Malerei in Nürnberg während der, dem Auftreten der großen Geistesgestalt Albrecht Dürers voraufgehenden beiden Jahrhunderte. Der Mangel aller positiven verlässlichen Nachrichten über die Künstler und die Kunstwerke dieser Epoche hatte auch die gründlichsten Forscher bisher von dem Unternehmen abgeschreckt und die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit verbreitet, dies Dunkel zu lichten, das nothwendige Material zum Aufbau der Geschichte dieser Kunst herbeizuschaffen. Was sich von älteren Gemälden, welche das Gepräge ihres Nürnberger Ursprungs tragen, in Kirchen und Galerien vorfand, wurde ziemlich kritiklos einem einzigen verdächtigsten Meister Michel Wolgemut zugeschrieben, den Dürer selbst als seinen Lehrer nennt. Wohl sind in den Tondokumenten aus jenen Jahrhunderten Namen von noch anderen in Nürnberg thätig gewesenen Künstlern in großer Zahl aufgeführt, aber ohne Angabe ihrer Werke und ohne irgend welche Mittheilungen über ihre Person und ihr Leben. Ihnen steht eine gleiche Menge anonym vorhandener Gemälde aus derselben Zeit gegenüber. H. Thode unternahm es, durch Kombination die Brücke zwischen diesen beiden getrennten Gebieten zu schlagen. Ten Werken selbst, da alle andern Zeugnisse schwankten, hat er versucht, das Geheimniß ihrer Entstehung, sowie Namen und Persönlichkeit ihrer Urheber abzufragen. In einzelnen Fällen haben sie ihm, nach seiner innigen Ueberzeugung, die richtig unbedingt zuverlässige Antwort

Horb und Süd. I. XIII., 189, 2?

H0H Nord nn d Süd.

nicht vorenthalten. Wo seine Forschungen erfolglos waren, taufte er die namenlos gebliebenen nach einem für sie besonders bezeichnenden Wert, wie „der Meister des LöNeholzer Altars“, oder der „des Krellschen Altärchens.“ — Den Leser zu seinen eigenen lieberzeugungen zu bekehren, gelingt dem Verfasser trotz seiner von schöner Begeisterung getragenen Beredtsamkeit freilich nicht immer unbedingt.

Im 14. Jahrhundert beginnt mit der Erstattung des Nürnberger Gemeinwesens und seines mannhaften Bürgerthums auch die künstlerische Thätigkeit in der Stadt, zunächst auf dem Gebiet der Architectur und Plastik. Bei dem hier herrschenden gothischen Stil fand die Wandmalerei kein genügendes Feld, um sich, wie auf den weiten Mauerflächen der römischen Archen in den Rheinlanden und in Italien, in voller Macht und Größe zu entfalten. Aber wenn auch in jener ältesten Zeit der beginnenden Älteste Nürnbergs die Tafelmalerei — wahrscheinlich zuerst durch eingewanderte böhmische und kölnische Künstler ausgeübt, — im Vordergrund steht, so ist doch urkundlich auch hier die Wandmalerei bereits im dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu einem großen Wert befrufen gewesen: das Innere des Rathhauses wurde mit bedeutsamen, beziehungsreichen geschichtlichen Bildern ausgeschmückt. Diese im folgenden Jahrhundert durch einen „Meister Berthold“ erneuerten Gemälde sind zwar spurlos von ihren Wänden verschwunden. Doch in den, in zwei Räumen des Schlosses von Forchheim wieder aufgedeckten Wandmalereien aus derselben Zeit glaubt Thode Werte von Nürnberger Meistern zu erkennen und mit ihrer Schilderung die Erzählung der Geschichte der ältesten Nürnberger Malerschule beginnen zu können. Liebevoll eingehend untersucht er diese und ebenso die ältesten Nürnberger Altgemälde im Germanischen Museum, im Kloster Heilsbronn und in der St. Lorenzkirche, ohne sich ans „Taufen“ mit Autornamen einzulassen. Diese Arbeit, die „Rettung“ eines von der bisherigen Kunstgeschichte vergessenen Meisters, die Wiedereinsetzung eines, von dem Verfasser zuerst wieder entdeckten, großen Altnürnbergischen Künstlers in die ihm gebührenden Rechte, diese Lösung der Hauptaufgabe des Thode'schen Wertes beginnt im zweiten Abschnitt mit der Betrachtung und Prüfung des berühmten „Imhof'schen Altars“ in einer Seitentapelle der St. Lorenzkirche zu Nürnberg, der in dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts gemalt worden sein mag. Die charakteristischen Stileigenthümlichkeiten dieses „erhabenen“ Werkes sucht Thode in mehreren andern bekannten, bisher anonym gebliebenen Schöpfungen, wie den „Trechsler'schen Martafeln“ im Berliner Museum und dem „Namberg'schen Altar“ im Nationalmuseum zu München nachzuweisen. Sie sind für ihn „fraglos die Hauptwerke eines und desselben großen Künstlers“. Dessen Handschrift erkennt er auch noch in einer langen Reihe erhaltener Gemälde in Nürnberg, München und Augsburg wieder, und als den Schöpfer aller dieser Werte bezeichnet er den, gelegentlich in alten Documenten erwähnten, Bildschnitzer und Maler Meister Berthold, dem urkundlich 1423 die Neu-Vermalung des Rathhauses anvertraut worden war, wie die erhaltenen Rechnungen und Quittungen beweisen. Seine Ausbildung läßt Thode ihn in der blühenden Malerschule zu Prag finden. Kurz, er construirt des Meisters Person so rund und nett, als ob er sie nach den positivsten Ueberlieferungen zeichnete. Nur in Bezug auf die Dauer seines Lebens bleiben ihm noch Zweifel, und er läßt es unentschieden, ob er ihn 37 Jahre alt werden lassen und in dem schon 1383 und dem 1430 als Maler erwähnten Berthold einen und denselben Meister oder in jenem den Vater und Lehrer, in diesem den gleichnamigen Sohn und Schüler erblicken soll. — Eine ähnliche Neuschöpfung oder Retablirung eines vergessenen oder „verkannten großen“ altnürnbergischen Meisters unternimmt Thode dem berühmten Tucher'schen Altar in der Frauenkirche gegenüber. In seiner begeisterungsvollen Schilderung der Bilder dieses Altarbildes rühmt er ihm Eigenschaften nach, die uns bis zur Unmöglichkeit schwer wird, darin zu erkennen. Diesem Meister giebt er den Namen Pfenning. So nennt sich selbst der Maler der „Kreuzigung“ in der Wiener Vcluderegalerie (der Name ist eingestickt in der Borte der Satteldecke des Longinus auf diesem Bilde), und denselben Künstler will der Verfasser auch in jenen Tucher'schen Altarbildern erkennen. Ich gestehe meine ketzerische Meinung, daß mir der Stil beider Werke eher in scharfem Gegensatz zu einander zu stehen scheint. Diesem Pfenning weist Thode als drittes Meisterwerk auch die „Maria als Himmelstönigin“ in der Klosterkirche zu Heilsbronn und weiter noch fünf andere Gemälde in Nürnberg und Aachen und eine Handzeichnung des Todes der Maria in Erlangen zu. Er sieht in ihm, den die Nürnberger Urkunden unter allen um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort thätigen Malern gar nicht einmal erwähnen, den „kraftvoll originalen und genialischen“ Schüler Meister Berthold's, zu dessen ganzer Art und Richtung er sich indessen sehr bald in directen

Gegensatz gestellt habe. — Pfennings Schul« und Nachahmer erkennt Thode in verschiedenen großen Altarwerken aus der Mitte des 13. Jahrhunderts: dem in der Reglerkirche zu Erfurt, dem berühmteren zu Zwickau, dem im Museum der Schleichen Allcithum« zu Breslau befindlichen, wie im Bilde der Kreuzigung in der München« Frauenkirche. — Ein dritter Nürnberger Meister, welchen Thode in die verdienten Ehren wieder einzusetzen sich bemüht, ist Pleydenwurff, dessen Name zuerst 1451 auftaucht, neben dem in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich noch Valentin Wolgemut (der Vater Michels), Hans Trautt, Hans Beurleiu und Sebald Baumhauer hervorthun. Der Verfasser schreibt jenem seinem dritten Liebling eine stattliche Anzahl bisher namenlos gebliebener Bilder zu und findet in dem sehr versteckten Monogramm I. P. auf der großen Kreuzigung in der München« Pinakothek nur eine Bestätigung mehr für die aus dem Stil des Werkes gewonnene Ueberzeugung, daß auch dessen Schöpf« kein ander« als Johannes Plcndenwurff sein toime. Tiefer sei der Begründer der neuen Richtung in der Nürnberg« Malerei gewesen, der auf vierzig Jahre hinaus deren Charakter festgestellt und ihre jüngeren Vertreter in seiner Schule gebildet habe. Wenn Thode aber somit drei bish« kaum genannt gewesenen, durch ihn erst zu lebendigen Persönlichkeiten gemachten Meistern eine Fülle von großen Werten zuweist, von Tugenden „Gaben und Gnaden" nachrühmt, so ist er andererseits eben so eifrig bemüht, dem bisher bekanntesten und gepriesensten Nürnberger Vorgänger Dürers möglichst viel von dem Glanz zu nehmen, mit dem man ihn unverdienter Weise seither umkleidet gehabt habe. Michael Wolgemut, Türers Lehr«, schrumpft in Thode's Kritik und Schilderung zu einem recht unbedeutenden, nüchternen „Philister-Künstler", einem phantasielosen, jedes höheren Aufschwunges unfähigen Mann zusammen, der sich „durch pedantische Kleinlichkeit und Reizbarkeit auszeichnete". Bekanntlich erzählt Türer, baß er in Wolgemuts Werkstatt „von den Gesellen viel leiden mußte." Natürlich, sagt Thode, denn „wie der Meister so die Gesellen." (!) Ist das gerecht? Er rebucirt Wolgemuts Verdienst anf ein sehr bescheidenes Maß, seinen Antheil an den Zeichnungen zur „Weltchronik" verringert er, zweifelt seine Thätigkeit als Bildschnitzer an, bestreitet sein Anrecht auf die Autorschaft der mit W bezeichneten Kupferstiche, welche lange als Wolgemut'sche Originale manch« späteren Stiche Türer's galten. Ja « »rill ihn nicht einmal als den rechten Lehrer Türer's anerkennen, der unzweifelhaft wohl in Wolgenwt's Hause, aber nicht unter dessen Leitung die Malerei «lernt habe. Wilhelm Plcndenwurff, dem würdigen Sohne Johannis, käme auch dieser Ruhm ebenso wie der der Autorschaft des „Pciingsdörffer Altars" und der zu, „der «elfte und bedeutendste Vertreter der Nürnberger Malerei am Ausgange des an künstlerischen Thatcu so reichen Jahrhunderts" zu sein. Diesem W. Plcndenwnrff und den ihm zugeschriebenen Werken, einzelnen anderen Meistern und Gemälden aus jener Uebergcmgszcit, und einer Untersuchung der beiden berühmten Werke des Hcilsbronn« Hochaltars nnd des Schwnbacher Altars sind die letzten Eapitel gewidmet. Auch diese beiden werden M. Wolgemut, der so lange als ihr Urheber galt, abgesprochen, ohne daß es Thode gelänge, mit sich selbst üb« einen anderen Meister als ihren Maler einig zu werden.

Das ganze Buch ist die Frucht ehrlicher, eifriger, begeistert« Studien, in denen sich der Verfasser seine Ilcbrzcugungen errungen hat, die oft in so starkem Widerspruch zu dm bish« über Altnürnberg« Meister und Werke verbreitet gewesenen st'hen. In der modernen tunstgeschichtlichen Forschung wiederholt sich immer der gleiche Prozeß: was der eine Forsch« als unantastbare Wahrheit erkundet zu haben meint und ausstellt, wird vom Nächstfolgenden angeariffen, vermeintlich widerlegt und durch das Resultat seiner Arbeiten ersetzt. Eine mathematische (Gewißheit, die durch sogenannte „Stiltritik" zu erzielen wäre, gibt es in Bezug auf diese Fragen auf dem Gebiet der bildenden Künste nicht. Phantasie und vorgefaßte Meinung spielen den strengsten Kunstforschern oft die schlimmsten Streiche, das große Verdienst Thodcs soll darum nicht geringer geschätzt «erden, weil seine Phantasie besonders lebhaft ist nnd ihn sehen läßt, was er sehen n ill. Zur rechten Würdigung und Kenntniss, des Nürnberg« Kunstlebens während jener bisher noch so wenig «hellte gewesenen Entuicklungsperiode dieses Gemeinwesens hat dies Wert die wichtigsten Beiträge geliefert. Eine große Zahl trefflicher photographisch« ssopien der im Text besprochenen Kunstwerke ist dem in schönem Format stattlich gedruckten Werk? beigegeben. Ein kunstwissenschaftlicher Anhang reichsten Inhalts und ein sorgliches Register ergänzen den Hllupttext. I.. ?.

q«6

Nord und Süd.

Bibliographische Notizen.

Die klassische Aesthetik der Deutschen.

Würdigung der kunsthistorischen Arbeiten

Schiller's, Goethe's und ihrer Freunde.

Von Otto Tzarnack. Leipzig. I. E.

Hinrichs.

lieber den Standpunkt und die Richtung
des Verfassers orientiren am besten die
folgenden Sätze der Vorrede: „Die kritische
Kunstabetrachtung unserer Tage ist allmählich
bis zur Leugnung jeder gesetzgebenden
Aesthetik vorgeschritten und wird auf dem
Rückzug bald bedacht sein müssen. Denn
Machtsprüche noch so entschiedener Art können
den Trieb des menschlichen Denkens, auch
das Kunstgebiet seiner logischen Betrachtung
zu unterwerfen, nicht tödten . . . Wenn
jener Rückzug zu Goethe und Schiller
und mittelbar zu Kant zurückführen wirb,
so wird er einen sehr wesentlichen Fort-
schritt bedeuten. Denn die Arbeit, welche
sie auf ästhetischem Gebiet geleistet, ist bis»
her noch nicht genügend verwürthet worden.“

Nach einer Einleitung, die in großen
Zügen die Annäherung Schillers an Goethe
und beider Zusammenwirken mit W. v.
Humboldt, Mener und Kömer zeichnet,
stellt Tzarnack die ästhetischen Ansichten zu-
sammenhängend dar, die in Schillers „Hören“
und in Goethes „Propyläen“ ihren klassi-
schen Ausdruck fanden.

Eine schöne Zugabe bildet das Faksi-
mle eines dem Gedankenkreise der „Künstler“
angehörenden, bisher unbekannten Denk-
spruches, den Schiller 1790 in das Stamm-
buch des Inländischen Malers Karl Graß
eingeschrieben hat. <lr.

H«K Kasseler Gymnasium der
siebenziger Jahre. Erinnerungen
eines Schülers der damaligen Zeit.
Verlin, Walther und Nicolai.

Niese ans treuer und dankbarer Er-
innerung eines früheren Schülers gegebenen
Schilderungen legen ein deutliches Zeugnis;
dafür ab, daß auf dem genannten Gymnasium
auch vor Einführung der neuen Reformen
ein gesunder Geist herrschend war, der durch
keine „Ueberbürdung“ beeinträchtigt wurde
und der individuellen Charakterbildung reich-
lichen Raum ließ. ?.

Helgoland. Beschreibung der Insel und
des Bäderwesens von Adolf Lipsius.

Mit 48 Abbildungen nach Naturauf-
nahmen und einer Karte. Leipzig, Adolf
Titze.

In anspruchsloser Weise sucht hier ein
alter Verehrer des Inselbades, auf dem
jetzt die deutsche Flagge weht, die Reize

des Badelebens in Helgoland und auf der Düne zu schildern und in knapper Fassung uns mit der Geschichte und der Natur des Eilmüßs bekannt zu machen. Gute Abbildungen ergänzen dem schlicht gehaltenen, aber von wohlthuender Wärme erfüllten Text. —

Das Büchlein wirbt denen, die Helgolands Schönheit kennen zu lernen Gelegenheit hatten, angenehme Erinnerungen wachrufen; ihnen sei es besonders empfohlen. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Heft II—IV. Hamburg, L. Voß.

Die Monographien dieser Sammlung bieten eine wichtige Ergänzung der landläufigen Literaturgeschichte, die bisher fast ausschließlich auf die gedruckten und gelesenen Dramen Bezug genommen hat. In den von Professor Litzmann herausgegebenen Arbeiten dagegen erhalten wir interessante Aufschlüsse über die Gestalt, in der hervorragende dramatische Werke auf die Bühne gekommen sind und auf das Publikum ihrer Zeit gewirkt haben. Solche Aufschlüsse werden in Heft II (von F. Winter und E. Kilian) in besonders dankenswerther Weise für Goethes Götz gegeben, namentlich mit Bezug auf die erste Aufführung in Hamburg (1774) und die erst seit 1830 nach einer Inszenierung des k. t. Hoftheatersekretärs Schreyvogel erfolgten Aufführungen des Wiener Burgtheaters.

— In Heft III untersucht Prof. R. M. Werner die Geschichte des Voltsschau»spicls von Don Juan; in Heft IV giebt Prof. I. Zeidler Beiträge zur Geschichte des Jesuitenkomödie und des Aostcr-Tiomas, das — zu großem Aergerniß des Nationalisten Fritz Nicolai — bis weit in das 18. Jahrhundert hinein in deutschen und romanischen Ländern Pflege gefunden.

6r.
Verliner Neudrucke. Herausgegeben von Prof. Dr. L. Geiger und Dr. G. Ellinger. III. Serie, 1. Band. Berlin, Gebr. Paetel.

Das neue Heft dieser interessanten Sammlung enthält eine Reihe bisher nicht gesammelter Aufsätze und Gedichte von

Viblisgraphische Notizen.

HO?

Achim v. Amim und von Clemens Brentano; dazwischen auch mehrere sehr originelle poetische Sendschreiben der Berliner Dichterin Luise Karsch an den Erstgenannten. Prof. L. Geiger hat den Stücken eine vielseitig belehrende Einleitung vorausgeschickt. <lr. Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt, herausgegeben von Lily von Kretschman. Braunschweig, George Westermann.

Ein Buch, von dem man sich nicht eher trennt, als bis man es zu Ende gelesen hat, und zu dem man noch oft zurückkehren wird. Es ist von einem vornehmen, feinen, eckel weiblichen Geiste beseelt und doch dabei stark und voll Kraft in Lieben und Hassen, vor allem aber in der Bewunderung Goethes, des großen Dichters wie des großen Menschen. So mannigfach und verschieden auch die geschilderten Persönlichkeiten und Verhältnisse sein mögen, alle sind gleichsam unbewußt von der Verfasserin zu Goethe in Beziehung gesetzt, sodaß der Titel des Buches „Aus Goethes Freundeskreise“ trotz der mitunter scheinbar weitabgelegenen Themata, doch als richtig gewählt bezeichnet werden kann. Frau von Gustedt, die als junges Mädchen fast täglich im Goetheschen Hause verkehrte, ist eine treffliche Beobachterin, die mit feinem weiblichen Instincte manches durchschaut hat, was Anderen entgangen sein mag. Von ganz besonderem Interesse erschienen uns ihre Mittheilungen über Goethes Sohn, Schwiegertochter und Enkel, Namentlich den letzteren, denen sie eine mütterliche Freundin gewesen ist, widmet sie herzliche, warme Worte der Erinnerung.

Wie es der Verfasserin in hohem Grade glückt, mit wenigen Strichen ein charakteristisches Porträt Anderer zu entwerfen, so steigt vor unsern geistigen Blicken bei der Lectüre des Buches lebensvoll und klar und rein das Bild der edlen Frau selbst empor, sodaß wir mit aufrichtiger Theilnahme und herzlicher Sympathie uns zu ihr hingezogen fühlen.

Vortreffliche Porträts find dem Buche beigefügt, das auch äußerlich dem vornehmen Inhalte entspricht. 5.

Karl Stanffer-Nern. Bein Leben.

Seine Briefe. Seine Gedichte.

Dargestellt von Otto Brnham. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief: von Gustav Frentag. Stuttgart. G. I. Göschen'sche Verlags-handlung.

Eins der ergreifendsten Bücher, das seit Jahren auf dem Büchermarkt erschienen ist, eine Tragödie, wie sie erschütternder kaum die Phantasie eines Künstlers gestalten kann. Wir sehen einen von der Natur mit den herrlichsten Gaben des Geistes und des Körpers ausgestatteten jungen Künstler, vom Ruhme bereits gekrönt und doch unermüdlich, nie sich selbst genügend, an seiner künstlerischen Vervollkommnung arbeitend, in Leidenschaft und eigene wie fremde Schuld verstrickt, der Nacht des Wahnsinns verfallen und frühzeitig zu Grunde gehen.

Stauffers Liebes-Affaire und seine Verhaftung in Rom hat seinerzeit in den öffentlichen Blättern zu allerhand Klatsch die Veranlassung gegeben, der nach dieser Darstellung seines Lebens, von der Hand eines unsrer besten Schriftsteller, hoffentlich für immer verstummen wird. Die Briefe Stauffers legen nicht nur Zeugniß ab von der Reicheit und Größe seines Strebens und Schaffens, von seiner eminenten Begabung, seinen originellen Gedanken über Kunst und Künstler vollendeten Ausdruck zu geben, sie beweisen auch zugleich, daß als die Katilistrophe über ihn hereinbrach, und er sich zu Schritten verleiten ließ, die Niemand zu rechtfertigen versuchen wird, er sich bereits geistig in völlig unzurechnungsfähigem Zustande befand.

Welch' starke lyrische Ader auch in dem Künstler strömte, zeigen die in lichten Zwischenräumen im Irrcnhause niedergeschriebenen, hier zum ersten Male veröffentlichten Gedichte, es sind wahre Perlen echter Gefühlslyrik darunter.

Dem muthig Voigchen Otto Vrahm's, dem es gelungen ist, trotz der Hindernisse, die ihm Behörden wie Privat-Beisonen verständnißlos in den Weg zu legen versuchten, das Bild des Künstlers klar und rein vor uns erstehen zu lassen, gebührt uneingeschränktes Lob. Seine Darstellung ist warm und überzeugend, dabei frei von einseitiger Lobhudelei: er läßt zumeist die Thatsachen für sich reden.

Der ausführliche Brief Gustav Freytags über die Persönlichkeit des Künstlers ist eine werthvolle Beigabe zu dem in jeder Beziehung empfehlenswerthen Buche.

X. 5.

Leo Tolstoi von Raphael Löwenfeld. 1. Theil. Berlin, Richard Wilhelm!

Raphael Löwenfeld, der Verdictsstolle
Herausgeber der Gesamtausgabe von Tol-

H08

Nord und Süd».

Tolstoj's Werken, hat sich auch die Aufgabe gestellt, eine Biographie des Dichters herzustellen, der zugleich ein Meister des Erzählens ist, uns darzubieten. Dieses Lebensbild soll umfassen: die Entwicklung Tolstoj's als Mensch und als Dichter, die Charakteristik seiner Werke und eine Beleuchtung seiner Weltanschauung, um auf diese Weise eine fast erschöpfende Ergänzung seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die eben jene Gesamtwerte enthalten, zu gewahren. Man sieht, Raphael Löwenfeld hat sich eine große Aufgabe gestellt, die noch schwieriger ist, weil ihm keine Vorarbeiten zu Gebote stehen, noch in keiner Sprache etwas Ausführliches über das Werden und Wachsen dieser bedeutenden Persönlichkeit veröffentlicht worden ist. So muß sich der Verfasser sein Material von überall her zusammentragen; als reiche Fundgrube dient ihm allerdings, was die edle Gattin Tolstoj's selbst ihm anvertraut. Von entscheidendem Werthe für seine Arbeit aber ist, was er aus eigener, feinfühligster Kenntnismahme hinzugefügt: die klare, in die Tiefe bringende Analyse der Werke Tolstoj's, die überzeugende Nachweisführung, in welcher innigen Zusammenhang diese mit dem Leben Tolstoj's sich befinden, wie sie sammt und sonders eigentlich nur Merkzeichen seiner inneren Entwicklung sind und gerade deswegen so überzeugend wirken, weil sie als Ueberzeugungsresultate nach hartem Ringen und Kämpfen vor uns treten. — Löwenfeld hat seine große Aufgabe sich in zwei Abschnitte eingetheilt; der erste Theil, der Tolstoj bis auf die Höhe seines Lebens begleitet und bis zum Jahre 1881 reicht, liegt vor uns; wir zollen ihm rückhaltlose Anerkennung und Weithschätzung und sehen mit besonderer Freude das Erscheinen des II. Bandes entgegen. ^ . ^ .

Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke.

Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Bd. II: Novellen und kleine Romane. Berlin, Richard Wilhelm.

Der zweite Band der „Gesammelten Werke“ Tolstoj's bringt uns das Interessanteste die Fülle. Wenn all diese Anschauungen dichterischer Genialität und einer schier unerschöpflichen Mannigfaltigkeit anregendster, originaler Anschauungen an unserem Geiste vorüberziehen, werden wir uns der hohen Bedeutung Tolstoj's, des hervorragendsten der zeitgenössischen russischen Dichter, immer von Neuem klar bewußt. Es gewährt uns dieser zweite Band seiner

Schriften gänzlich ungetrübten Venu«, weil wir nirgends jener bis zu Aeufcrstem getriebenen Sonbcilinllsnatur des Dichters begegnen, die uns häufig zwingt, trotz aller Anerkennung, den Kopf über ihn zu schütteln. Als Kenner seines Landes, dessen Sitten und Bewohner, findet Tolstoi sicher Wenige seines Gleichen, und in Bezug auf episch schwungvolle Darstellung gehört er gewiß zu den Ersten der Weltliteratur. „Der Morgen des.Gutsherrn" giebt uns skizzenhafte Bilder aus dem russische« Baucrnleben, die mit erschütternder Wirklichkeit zu uns sprechen, und ebenso gewähren die „Anfzeichnungen eines Marqucurs" Einblicke in das russische UissN-lits, weite Perspektiven in die gesellschaftliche Cultr jenes Riesenreichs eröffnend. Ter weitere Inhalt des Bandes: „Luzern", „Albert", „Zwei Husaren", „Drei Tode" trägt zunächst mehr novellistischen Charakter, wobei aber immer zu bcmerten ist, wie dcr Dichter jede Gelegenheit ergreift, das Verhältnis; der Gebildeten zu dem Volte von seinem demokratischen Standpunkte ans in scharfer Kritik zu bcluchtcn und feinfühligste Mcnshcnbeobachtung, vcrticfte Betrachtung über die Welt und die Dinge so oft als möglich einzuflechten. Als die bedeutendste dieser Dichtungen erscheint uns „Drei Tode"; hier ist meisterhaft versucht, den großen Vorgang, „Tod" genannt, künstlerisch darzustellen. Wie cm Wesen stirbt, ist für Tolstoj ein Maßstab für dessen innere Kraft: Je ursprünglicher dcr Mcnsh geblieben, desto leichter fällt ihm das Sterben, je mehr er fortgeschritten in culturellem Entwicklungsgänge, desto schwerer löst er sich von den mannigfachen Beziehungen nnd Zielen, die das Leben birgt. — Den Schluß des Bandes bildet eine tautasische Erzählung „Die Kosaken", die einst von Turgenjew „die beste aller russischen Novellen" genannt worden ist. Auch hier handelt es sich im Wesentlichsten um den Gegensatz der civilisirten zu der ursprünglichen Natur, auch hier haben wir zunächst festzustellen, mit welch' hoch potcnzirtcr dichterischer .Kraft Tolstoi seine Menschen, die alle Merkmale ihrer besonderen Nationalität an sich tragen, zu Vollnatnren allgemein menschlicher Prägung auszugestalten weiß. So vernehmen wir aus dem Munde all dies« wohlgetroffenen Träger einer ganz besonderen Eultur und ganz besonderer Sitten dennoch Laute, die für die ganze Menschheit Zeugnis; ablegen nnd ihr zur Lehre dienen können. — Wir wollen schließlich auch für diesen Band die vorzügliche Uebersetzung

Bibliographische Notizen.

4V

des Herausgebers, Ravhael Löwenfeld, feststelleil und unseren Dank für das Unternehmen, dem das Interesse aller Gebildeten gehören sollte, wiederholen. H., >V.

In meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichlei.

Leipzig, A. G. Liebcstind.

Der greise Tiroler Schriftsteller beleuchtet über Erlebnisse, Studien und Dichtungen seiner Jugendzeit. Ter Inhalt des Buches gehört durchweg der Zeit vor 1848 an und bildet in seiner ruhigen Beschaulichkeit einen vielfach wohlthuenden Gegensatz zu dem hastigen und nervösen Leben der modernen Gesellschaft innerhalb und außerhalb Ocsteireichs. 0.

Nnter'm Strohdach. Roman von Konrad Telmann. Leipzig, (5. Reinner.

„Unter'm Strohdach" ist ein Bcmernronilln, dessen Schauplatz ein Dorf in Hinterpommern ist. Hart und spröde wie der Boden, dem in schwerer Arbeit der Ertrag abgerungen weiden muh, ist der Charakter der Bauen», die es bewohnen; zäh am Alterhergebrachten hangend, kümmern sie sich nicht darum, was draußeu in der Welt vorgeht, der Wandel der Zeiten geht spurlos an ihnen vorüber, es bleibt Alles, wie es zu Urväter Zeiten gewesen; — sie sind nicht gläubig, sondern abergläubisch, und der Seelsorger mutz oft mit Teufel und Hüllenstrafen drohen, um diese ungefügen Seelen zu erschüttin; bringt einer von ihnen, der die Welt gesehen, einen Hauch freigcistiger Anschauung in das Heimatdorf zurück, dann richtet diese in unverständener Auffassung unsäglichen Schaden an.

In dieses Torf wird ein Kind verschlagen, welches durch die im Elend verkommene Mutter daselbst hcimatberechtigt ist; das Schicksal dieses Kindes bildet den Hauptinhalt des Romans; seine freudlose, traurige Jugend, die unmenschliche Behandlung, die es bei der alten Muhme erfährt, der grausame Spott der Torfiugend, der das „lungfcrnkind" überall hin verfolgt, verhärten sein ursprünglich weiches Gemüth, und selbst diejenigen, die es gut mit ihm meinen, erziehen es in mißverständener Pädagogik systematisch zum Schleckten. Als der Pastor nach dem Tode der Alten das Mädchen zu sich nimmt, um sie zu bessern, lernt sie bei diesem mit frühreifem Verstand begreifen, datz sie nur durch sckeinheilige Frömmigkeit sich ein erträgliches Leben verschaffen kann. — Ter einzige Lichtblick in dieser freudlosen Kindheit ist das VcrHAtnitz zu einem Spielgefährten, und in

der Schilderung desselben, welches beim Heranwachsen der Beiden, ihnen unbewußt, sich zu heißester Liebe entwickelt, betndet der Verfasser so viel schlichte Natürlichkeit und zarte Innigkeit, datz der Leser mit besonderem Wohlgefallen bei diesem Thcile der Erzählung verweilt. Das Leben reizt die beiden Jugendgefährten auseinander, um sie nach langer Trennung zu ihrem Unglück wieder zusammenzuführen; — als der juuge Manu nach langer Wanderschaft heimkehrt, findet er die Jugendliebt als das Weib eines Anderen, zwar des reichsten Bauern im Torfe, der aber im elenden Siechthum verkümmert und weder leben, noch sterben kann. Nun drängen die Ereignisse zur Klllastrophe, all die ungezügelten Leidenschaften erwachen in dem Heizen des jungen Weibes, sie wird zu Ehebruch und Mord getrieben, dem eine fluchbeladene zweite Ehe folgt, bis der Tod, den sie bei dem Rettungswerk einer Feuersbrunst findet, mit wohlthätiger Hand die Lösung übernimmt.

Mit derb zugreifendem Realismus schildert Telmann die zu tragischem Ausgang sich zuspitzenden Ereignisse; — sind die Farben auch manchmal etwas stark aufgetragen, so wird die Erzählung doch niemals romanhaft in üblem Sinne. Mit breiter Anschaulichkeit wird der Leser zu der llebeizeuguna geführt, wie dieses schuldvolle Weib ein Produkt der Verhältnisse ist, unter denen sie aufgewachsen; und an der Sündhaftigkeit, an der sie zu Grunde geht, trägt nicht sie selbst die Sckuld, sondern diejenigen, die sie zu dem gemacht haben, was sie geworden ist.

Ter Roman gehört zu den besten, die Telmann geschrieben, und verdient, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. mi.

Gedichte von Ilse Frapan, Marie

Nowatt, Adele «lein, Clara

Forftenheims).

Tiefe Zusammenstellung weiblicher Autoren entspringt nicht etwa einen» Vorurtheil! Ist auch der licbejäuselnde Blaustrumpf noch nicht ganz aus der Literatur verschwunden, so birgt doch uusere Zeit zu

*) I. Frapan, Gedichte, Berlin, Gebrüder Pactet.

M. Nowack, Buntes Laub. Gedichte, Stuttgart, A. Bonz K Co.

Zl. Klein, Gedichte, Dresden, E.

Pierson.

E. Forstenheim, Gedichte, Ticsbcn, E.

Pierson.

ql.0

Noid und 3üd.

Viel der startgeistigen und dichterisch berufenen Frauen, als da« man wie ehemals beim Anblick eines weiblichen Verfasser-namens alsbald einen gelinden Schauer empfinden müßte. — Und interessant genug ist diese moderne Frcmcnlrik! Sie läßt sich in zwei scharf erkennbare Gruppen sondern. Die Einen — wie z. N. Martha Hellmuth — streiten gewappnet mit im großen Kampfe der Zeit — sie singen von der Noth des Volkes und von der kommenden Erlösung! die Andern — im Schäferkleide — schreiten blumeusuchend durch die stillen Haine und singen von Lenz und Liebe. — Ernster, erhabener mag uns die Mission jener modernen Walküren dünlen — menschlicher und ergreifender wirkt die Poesie der Schäferin, die noch nicht zur leanue d'Arc des socialeukompfes geworden. Zu dieser letzten Gruppe möchten wir Ilse Frapan zählen. — Ihre Poesie ist die eines echten, rein- und edeldcnkenden Weibes, das fern von dem lärmenden Streit des Tages nur der Natur, der Liebe und dem Dienste des Schönen lebt. — Was an Ilse Frapan vornehmlich besticht, das ist die Wahrheit ihres Gefühls; da ist nichts gekünstelt und geschraubt: echt und warm quellen ihr die Herznstüne, leicht und Ilmnuthuoll schmiege» sich die Empfindungen, die Gedanken in die stets reine und graziöse Form. Die Sprache ist prunklos und doch reich an treffenden und eigenartigen Bildern! ^ kurz: ihre Lieder athmen jene schlichte Natürlichkeit, die uns an den großen Lyrikern so mächtig ergriff. Für die Ballade fehlt ihr vielleicht die männliche Kraft der packenden Schilderung! dort aber, wo sie in epischer Form vornehmlich rein seelische Vorzüge zu schildern sucht, wie in dm beigegcbenen Novellen in Versen, steht Ilse Frapan voll und ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe, — Andere Töne schlägt Marie Nowack an, die sich uns mit einem stattlichen, in dem vornehmen?« Verlage von Adolf Nonz und Iso. erschienenen Bande vorstellt. — Ihr Gebiet ist die Reflexion, die entsagungsvolle Betrachtung. Wohl fehlt es ihrer Lvrit nicht an Wärme des Gefühls, aber es ist nicht die Gluth eines vlüthenreichen Liebcs-sommers, nein, der herbstlich milde Sonnenstrahl, der auf welte Blätter fällt. — Daher wirken denn auch ihre Lieder nicht mit elementarer Kraft, und dies um so weniger, als auch der Form oft die leichtflüssige Melodie, der Sprache die Frische der Eigenart fehlt. — Weit kräftiger beherrscht

die Dichterin das epische Gebiet! die Gabe, in knapper Form ein anschauliches, bewegtes Bild zu bieten, ist ihr in hohem Grade zu eigen. Geradezu kleine Vlcistcrstücke sind jene Dichtungen, deren Fabel ihrer eigenen, stets sinnigen Ernvdung entspringt, die Legenden und Parabeln. — Gedichte wie „Liebe und Thorheit“, „Die Verurtheilung Fortunas“, „Das Opfer“, „Lebensräthsel“, gehören zu dem Reizvollsten, was wir aus dieser Gattung gelesen. — Wir wissen der Verfasserin aufrichtigen Dank dafür, daß sie der erzählenden Dichtung den breiteren Raum in ihrem Buche gewählt hat.

Hat durch Ilse Frapan und Marie Nowack die moderne Poesie eine entschiedene Bereicherung erfahren, so wird man dies von Adele Klein kaum behaupten können. Was sie in ihren Gedichten (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag) bietet, macht zwar zumeist den Eindruck des wahr und innig Empfundenen, läßt aber bezüglich der künstlerischen Gestaltung noch gar viel zu wünschen übrig. Tic Gedanken sind vielfach alltäglich, die Sprache schwunglos, die Form oft recht ungeschickt: deshalb soll keineswegs abgeleugnet werden, daß manches kleine Liedchen als recht geglückt bezeichnet werden kann. — Während uns Adele Klein gleichsam das Rcsums eines bewegten Frauenlebens giebt, sind die in demselben Verlage erschienenen Gedichte von Clara Forstenheim allem Anscheine nach die Erzeugnisse einer noch recht jugendlichen Dame. Vieles darin ist einseitig und alltäglich. Die Verfasserin verfügt weder über einen sonderlichen Reichthum an Gedanken, noch über einen Schatz an dichterischen Bildern und Wendungen, aber in ihrer schlichten, fast kindlichen Redeweise spricht sie uns oft warm und rührend zu Herzen. Sehr hübsch sind die „Augenblicksbilder“: sie zeugen von dem redlichen Streben der Dichterin, sich aus dem engen Bannkreis subjectioer Empfindung zur Gestaltung moderner Gemälde emporzuringen. Bestätigt sich unsere Ansicht, daß diese Lieder die Morgengabe eines jungen Talentcs sind, so wird dies uns zweifellos dereinst schöne und reife Früchte zu bieten wissen.

(. L. Goliath. Von F. W. Weber. Fünfte bis zwölfte Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Die neueste Dichtung des Sängers von „Treizehnlinden“ beruht, einer Anmerkung des Dichters zufolge, im Wesentlichen auf einer wahren Begebenheit, deren Kenntniß

er einem Freunde verdankt. Der Schauplatz der in ihrem Charakter an Tennysons Enoch Ardm erinnernden Dichtung ist das norwegische Hochgebirge, und der Held ist Olaf Eiwind, der als Knabe seine Wem, die ein schweres Verhängnis; aus der Heimat vertriebe» und die auf dem Hofe des reichen, geizigen Bauern von Rønnedal durch harte Arbeit einen kümmerlichen Lebensunterhalt erwerben, durch ein furchtbares Naturereignis; einen Bergsturz, verliert, Die gutherzige Frau des Bauern nimmt sich des Knaben an; er wächst auf dem Hofe von Rønnedal mit der Tochter des Bauern zusammen und entwickelt sich zu einem kräftigen Burschen, dem mau wegen seiner Starke den Namen Goliath giebt und der dem Bauern für zwei Knechte Arbeit leistet. Sein geiziger Brotherr aber, dem er das Leben rettet, und dessen gebrechliches Söhnchen er aus den Händen rachsüchtiger Zigeuner befreit, weih ihm wenig Dank; und als Olaf, der des Bauern Tochter Margit lieb gewonnen und wärmste Gegenliebe findet, um die Hand des Mädchens wirbt, wird er in schnödesten Weise abgewiesen und muh den Hof verlassen. Auf seiner Wanderung kommt er in die Heimat seiner Eltern, wird dort von dem Bruder seines Vaters freudig aufgenommen und siedelt sich daselbst an. Seine Gedanken weilen zwar in Rønnedal bei der Geliebten, die er nicht vergessen kann, aber sein Stolz verwehrt es ihm, dorthin zurückzukehren. Margit aber, ihm gleichfalls die Treue haltend, weist alle Freier zurück, und nach dem Tode des Vaters bewirthschaftet sie allein den Hof. So sind Jahre vergangen, da dringt zu ihr in das stille, abgelegene Thal die Kunde, daß der Geliebte nicht zu entfernt von ihr lebe; sie sucht ihn auf, und Beide feiern ein still wchmüthiges Wiedersehen, um dann entsagend von einander zu scheiden, das Verbot des strengen Vaters auch nach dessen Tode ehrend. Alle Jahre erneuern die Treuen das Wiedersehen, zufrieden, einander in Gedanken angehören zu dürfen, weun auch äußerlich getrennt lebend. — Ein Lied der Liebestreue und pflichtgetreuer Entsagung ist Webers Dichtung, schlicht ist der Inhalt und schlicht die Form: reimlose fünffüßige Jamben! aber diese einfachen Vorgänge, diese mit so unscheinbaren Mitteln doch so lebendig hingestellten natürlichen Menschen erwecken unsere innige Antheilnahme und bewegen unser Herz: und unsere Seele steht im Banne der trefflich geschilderten rauhen Erhabenheit und wilden

Oröhe der nordischen Natur. Noch den ruhigen Pulsschlag der idyllischen Dichtung fehlt nicht eine zeitweilige Belebung durch die aufwallende Leidenschaft: und der friedlich dahingleitende Strom der Diction schäumt mitunter in kraftvoll brausenden Wogen auf. — Das Ganze aber durchzieht ein Hauch stiller Wehmuth, der für viele Gemüther einen besonderen Reiz hat. Wir zweifeln nicht, daß Webers „Goliath“ zahlreiche Freunde finden wird. 0. >V.

Lieb und Leben. DichtergrüßeanDeutsch» Illnbs Frauen. Gewählt und herausgegeben von Adolf Büttger. 3. vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Maximilian Bern.

Nlütten und Perlen deutscher Tichtnn«. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 30. völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 20 Bildern in Holzschnitt nach Original-Zeichnungen von Ferdinand Lceke und I. G. Füllhllls. Halle, Heim. Gescnius.

Mit dem mehrfach bekundeten feinen Takt hat der Lunker Maximilian Bem die Böttger'sche Anthologie gesichtet und bereichert und dadurch den Werth des hübschen Büchleins noch erhöht: er hat, soweit es der beschränkte Raum gestattete, neueren Dichtern wie I. I. David, Max Kalbeck, Theobald Nöthig, Alberta v. Putttamer, Heinrich Nedcr und Schönaich-Earolath verdienstermaßen Platz geschafft. Der Eintheilung der Dichtungen sind die vier Jahreszeiten zu Grunde gelegt. Die Verlagshandlung hat für eine würdige Ausstattung Sorge getragen. Anspruchsvoller, in großem Format, tritt die zweite Anthologie auf, welche zwanzig Holzschnitte von Ferd. Leeke und I. G. Füllhaas als besonderen Schmuck erhalten hat. Von diesen möchten wir dm prächtigen landschaftlichen Zeichnungen Füllhaas' dm Vorzug geben. Die Gedichte sind nicht nach einem inneren Grunde, sondern nach den Namen der Dichter alphabetisch geordnet. —

Beide Anthologien wenden sich, wie die Titel besagen, in erster Linie an die Frauenwelt: doch können auch Männer, die eine naturalistische Würze nicht als unbedingt erforderlich erachten, an diesen poetischen Sträußen sich erfreuen.

D du selige Nackfischzeit! Bilder und Vignetten von Rens Reinicke. Mit begleitenden Dichtungen von Frida Schanz. Leipzig, Adolf Titze.

4^

Nord und Süd,
Ein reizendes Büchlein, das nicht nur
Fen Backfischen und solchen, die es gewesen,
beiende machen wird. Rene Reinickc, der
dctannte Illnstiatoidci „Fliegenden Blätter,"
dessen künstlerische Eigenart in dieser Zeit-
schrift vor Kurzem aus berufener Feder gc°
würdigt worden ist, hat eine Reihe in vor-
vortrefflichem Lichtdruck wiedergegebener
Bilder geliefert, welche in lebhafter Charakte-
ristik und mit köstlichem Humor die ver-
schiedenartigen wichtigen Vorkommnisse des Back-
fischlebens schildern; Frida Schanz hat in
graziösen, schalkhaften Versen diese Bilder
dichterisch interpretiert. Das prächtige Buch
ist ein Festgeschenk von künstlerischem Werth,
das gewiß viele entzückte Freunde finden
wird. — I —

Neue Gedichte von Otto Ernst. Ham-
burg, Verlag von Conrad Cloß.

Otto Ernst hat eine Empfehlung als
Poet kaum mehr nöthig. Seine bisher er-
schienenen Bücher: Gedichte, Offenes
Visier, Aus verborgenen Tiefen
wurden von Publikum mit steigendem Bei-
fall aufgenommen. Niesen bereits bekannten
n»d anerkannten Vorgängern schließt sich
sein jüngstes Buch würdig an. Tic Eigen-
4««!,- n. 8»!i>d>«»t. ^Vooden'ülilift. 189l, X».
N«»u!l«n, N. ?, v»« voiblod« L«rlin. Nsilw,
NsenliolÄ'» »»»«lloillnn <!«>'1l»t!!ln!«»«>»f!>nlte,>
ll!u,tl. n. üni-l«n. l)ii!w änl. La, ?, 8.
Mld««.olr, L, v,, Ns^liiont« ü»t>>»!n» N. Utson,
von ?. ?, li, LKnä II. Hdtneüimz >. «.
2«r!in, 8, Orond««.

thümlichkeit des Verfassers als Dichter und
Denker kommt darin meisterhaft zur Geltung.
Ernst besitzt die Gabe, nach innen sehen zu
können. Seine Angen sind solche, wie er
sie in dem schönen Gedicht „Erscheinung" mit
den Worten schildert: Augen sah ieb, die
dem Hier entrinnen. Das mit Thränen-
schatten sie umhüllt: Doch versunken war
ihr Blick unch innen. Und von dort mir
sel'gem Glanz erfüllt.

Aus seinen neuen Gedichten seien als
uollgiltige Beweise tiefer Empfindungen
und Gebauten nur genannt: Beglückender
Einklang, Jubel, Krank, Süßer Wohn,
Sorge, Kindheit, Nacht und Morgen,
Blühendes Glück, Winteimärchcn, Er-
scheinung, Hingebung, Sibirien. Köstliche
Satiren sind: Aus meinem Tagebuche und
Epistel an meinen Freund den Schrift-
steller. Seine Epigramme und Verwandtes
treffen sämmtlich in's Schwarze. Wie walir
sagt er u. n.: Wenn der Deutsche einen
großen Dichter und einen Nachtwächter ein-
geladen hat, so bekommt dieser den Ehren«

platz. Erstens wegen der Uniform und zweitens wegen der Verdienste um die Nachtruhe, die der Dichter beide nicht aufzuweisen hat. ??.

Mnm II,, ^n?»!!», 8o!>i!>!«l llnM»i> »n? 6?l y«sf»n>
v»7t, l?»»i L!w<!», Vorlin. Nnbi-. l>»«t«l.
N!lit!>«n »»H ?<>'!ei> <!?»!«'!«>' Nlsut»»»!». ?üi
VLIÜÜ n?n Konr>«i»«<» ^nü, Alt lü Liläei?,
?, l.«>)in un<! ,1 s!, l'U!»!!!!« »»»>,, N,6t«ei!i<^
Küium ze^olmüo^i von <3««lg kcl,Vt«l
N»ni,et, !>,, Hol 8cn81?i, l?om»,, ^tnltß»^,
N»7-s<!, l,, Nu Km>>. !?o?»U«. l^ipiifl, <7.
Nlttrri', H, !.>«!> ui>,l l«!«!,, viitt» ^nll«r»
<3«««niu».
Nr»l»n, O. Hsiinüli von lv!«i«t. N«tl3nt »lT
Vsw!n«^>l>r« 1891 !>L, 8?lK«t!°«iw«,
Ll«el>, U,, NnHnls von <5ott«r5»N, l^w !>««7»^!>
üclinü ?<>i»l»!t, z!t >!»i>> LiU« f; ^>»«filll!«
l«nn Uüüäou. Vi»lt«l Lnn6, l!»u!> > l>«ii<!«?z>»
Hünzt, «it 48 l«s«!n, <!,^>>nt»l » cni»n»^
ni>6 Visu, ?, H, Llc,!^!«!»»«.